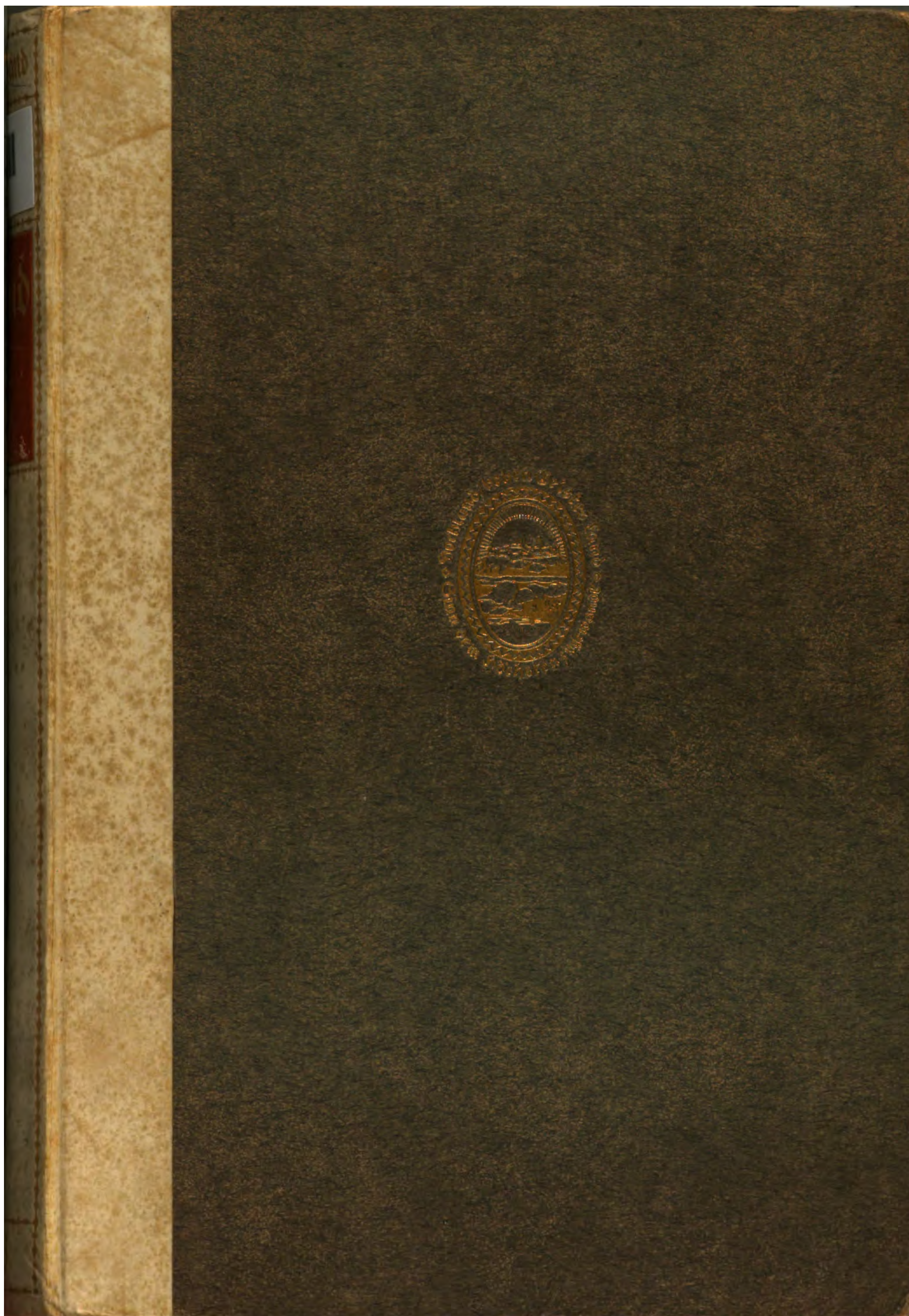
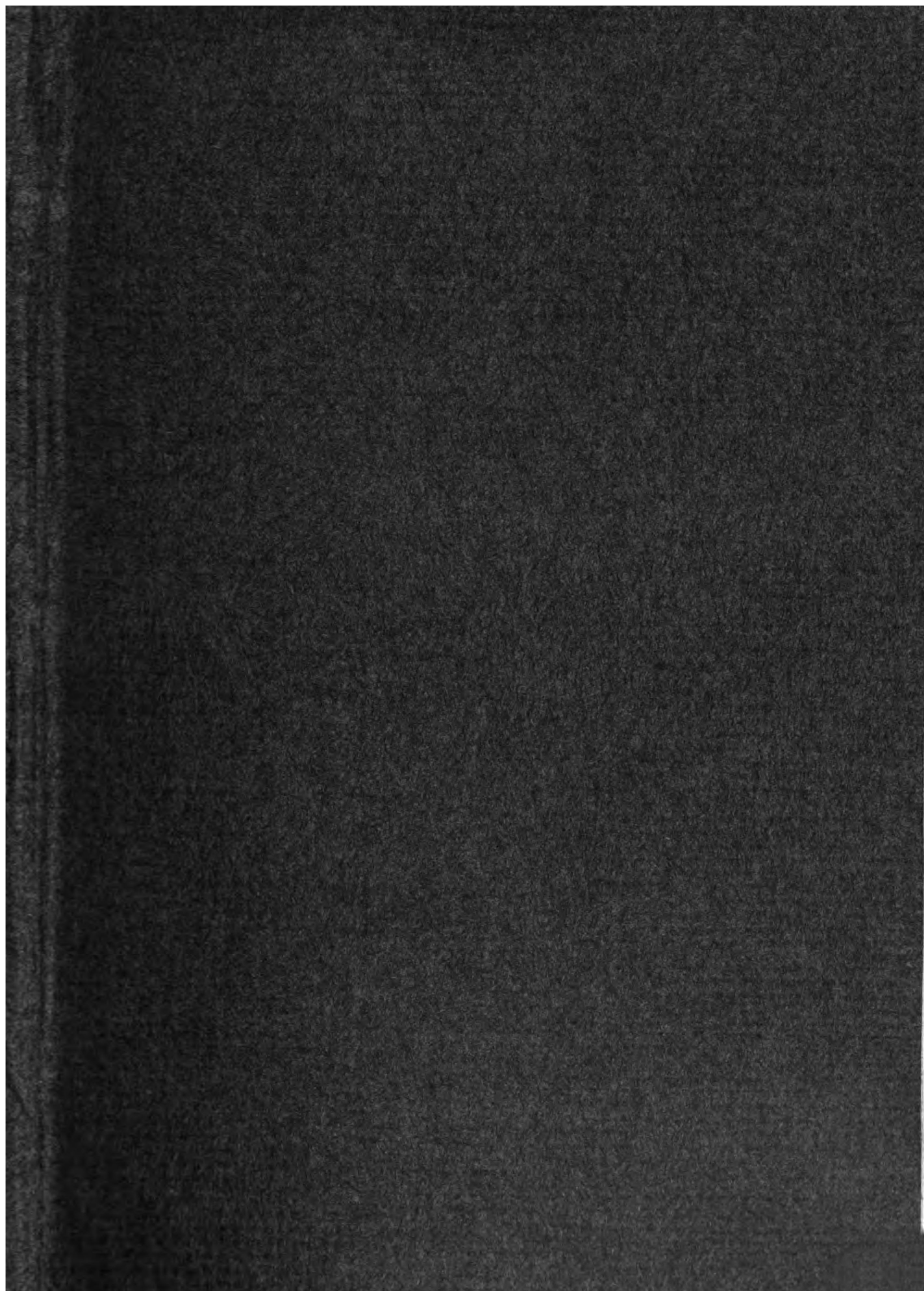



BERKELEY
LIBRARY






TU
ADESTO

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Zehnter Jahrgang

Oktober 1912 – März 1913

Band 1

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes X. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

Seite

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Kunstbeilagen

* * *

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Wilhelm Leibl/Der Jäger





Zehnter Jahrgang Oktober 1912

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

Dr. Olaf Haddenbrook in Heydkrug widmet Dona Leocadia Cardoza geb. Brandão in Alagoas (Brasilien) diese Geschichte seiner Jugend.

Erstes Buch.

I.

Erschrecken Sie nicht zu sehr, verehrte Senhora, wenn heute eine Freundeshand sich aus vermeintlichem Grabe zu Ihnen streckt, und ein lange schon Totgeglaubter plötzlich anhebt zu reden! Sie sehen: Olaf Haddenbrook lebt! Aber er hat dennoch nicht gelogen damals, als er — vor nun elf Jahren! — durch seinen Freund und Schwager Magnus Schlichtegroll an Dona Leocadia Brandão die Nachricht gelangen ließ, daß er tot sei.

Ist der Mensch nicht tot, wenn sein Glück tot ist?

Drei Wochen sind es her, daß der treue Magnus wieder einmal aus Südamerika zurückgekehrt ist. Er hat sich in Ecuador bei dem Bau einer Gebirgsbahn abgerackert, und seine vom gelben Fieber durchschütterten Nerven sollen demnächst auf Sylt oder Borkum wieder ins Gleichgewicht kommen. Wissen Sie, was er mir ins Ohr geraunt hat? Sie seien verheiratet und wohnten drüben in dem sonnumfluteten Alagoas unter blühenden Mangobäumen. Ihr Gemahl sei ein Handelsherr wie alle dort, der größte Zuckerplantagenbesitzer zwischen Pernambuco und Bahia. Und er, Magnus, habe zwanzig Minuten lang in Senhor Cardozas Salon — einem reizenden, mit Zederholz und Gold getäfelten

Kabinettchen à la Louis Quatorze — Ihnen gegenüber gesessen, das Gespräch habe sich um mich, den Toten, gedreht, und Ihre schönen, noch immer so sammetdunklen Augen seien plötzlich übergeströmt —

Gracias, Senhora — Dank für jede dieser scheuen Tränen der Erinnerung!

Und Dona Juaquina Cintra wandelt nicht mehr im Licht? Ist in Schönheit schlafen gegangen, noch ehe sie das Abendfeld ihres Lebens beschritten hatte? Beklemmung will mich ergreifen, wenn ich denke, wieviel Frauenreiz und holde Unrast in diesem Menschenwesen ein Raub der schwarzen Erde geworden ist. Und doch — sollen wir trauern um ein Schicksal, das vor dem Greisenalter zur Neige ging, aber reich war an jeglicher Harmonie und Fülle? Möge die Allerzarteste, -zierlichste ruhen in ihrem Urwalddom, unter Stechpalmen, von Lianen umschlungen, unter rieselnden Blütenkaskaden! Das abendliche Brüllen der Rinderherden, das von der Estancia herüberdringt, und der heisere Gaucho, wenn er auf schweißbedecktem Pferde den Campo umkreist, werden ihr den Schlummer nicht stören.

Ach, die alte Zeit, die nicht stirbt!

Der Ihnen diese Zeilen schreibt, der nun seit elf Jahren tote Dr. Olaf Haddenbrook aus Brinklage, sitzt als einsamer Witwer in Heydkrug in der Heide. Ob Sie den jungen, munteren, sonnesüchtigen Schwärmer und Verseschmied, den damals die blaue Jacke des Schiffsarztes mit den gekreuzten silbernen Äskulapstäbchen geziert hat — ob Sie ihn wohl wiedererkennen würden in dem schwerfälligen Landdoktor von heute? Dem viel Wind und Staub der Straße und dumpfe Luft der Krankenstuben seither über die Leier geweht sind; dem so mancher Purpurtraum der Jugend, aus dem großen Weltwasser einst erblüht, im Heidesand zermahlen worden ist unter den kleinen, harten Rädern der Berufskutsche!

Und dennoch, verehrte Senhora, plan' ich auch heute wieder ein Lied. Nicht zwar in Rhythmus und Reim — deren Meisterung hab' ich verlernt. Nur in kunstloser Prosa soll diesen Blättern anvertraut sein das traurig seltsame Lied von Olaf Haddenbrooks und Marte Schlichtegrolls Schicksal.

Gestern abend, Dona Leocadia, hat sich das Lied in meiner Seele entzündet. Es war spät geworden. Ich saß noch bei offenem Fenster am Schreibtisch und hielt einen Brief in der Hand, den Frau Lund, die Wirtschafterin, vor mich hingelegt hatte, wortlos und mürrisch, wie ihre Art ist. In dem Briefe fragt Harre Blud, mein Jugendfreund, der seit Jahren schon in Griechenland auf Professor Furtwänglers Spuren wandelt — mein geliebter Harre fragt an, ob ich nicht Lust habe, nach dort zu kommen. Man entbehre einen tüchtigen deutschen Arzt — die

griechischen seien Spitzbuben! — und da er hoffe, in der Nähe der alten Königsgräber von Mykenä noch eine geheime Schatzkammer aufzudecken, und weil ich, wie er wisse, ein so glühender Freund der Architravbalken, Amphoren und heiligen Gefäßscherben sei —

Ja, mein Harre! Noch immer der liebenswürdige Idealist, der vor lauter hochgelahrten ‚sintemalen, ergo und item' gar nicht sieht, daß ein armer Teufel von Landdoktor, dem zugleich eine Handapotheke zu verwalten obliegt, weder Zeit noch Mittel hat für so schöne Dinge wie eine Südlandreise.

Aber ein seltsames Verlangen war durch Harre Bluds Brief doch in mir geweckt worden. Mein alter Wikingdrang, der nur schlummert, nie stirbt: ein Schiff zu besteigen und hinauszufahren in die Welt — irgendwohin an ein Gestade, wo Lorbeer grünt, Myrte lispelt und goldrote Orangen in weiches Gras fallen.

Weiter, viel weiter lockt es mich, als mein gutes Segelboot ‚Leocadia' mich trägt, das draußen vor der Düne im Schuppen liegt und eine strahlende Sonne im Galion führt. Weiter — viel tausend Meilen weit! In Senhor Cardozas Zederholzsalon möcht' ich sitzen — wie Magnus nur zwanzig Minuten lang — und Ihre Hand in der meinen halten und aus tiefem Herzen zu ihnen sprechen.

Die ‚Leocadia' ist mein neues Segelboot. Das alte, vom Wetter gedunkelte, das vordem draußen im Schuppen lag, und dem ein geschnitztes Rätselweib, halb Mensch, halb Fisch, den Weg durch die Fluten wies, — das alte Boot ist seit sieben Jahren von der Erde verschwunden. Und mit ihm verschwunden ist mein Weib Marte und meine beiden Kinder. Niemand weiß, wohin.

◆ ◆ ◆

So saß ich denn gestern in der stillen Nacht und blätterte, nachdem ich den Brief weggelegt, zerstreut in verjährten Journalen und Heften, davon eine gehäufte Lade am Mittag aus der Bodenkammer heruntergekommen war. Über die Schilfdächer strich von den Fennen her der warme Erntewind. Er blies in die Gardinen und machte die hundertjährigen Walnußbäume vor meinem Studierzimmer tief und leise rauschen. Mein Tag war mühevoll gewesen, eine seltsame Unruhe rieselte mir durch die ermüdeten Nerven. Horch — war das nicht wie Atem von Schlafenden, was aus der Kammer drang? Bah — das Laubgewoge und die geblähten Gardinen! Sonst nichts. Marte und beide Kinder sind ja lange tot.

Tot? Was weiß ich? Vielleicht sitzen sie am felsigen Meeresgrund, irgendwo in einem smaragdgrünen Brunnen, und lachen leise und spotten meiner Erdenmühsal! Oder hat das zehrende Licht jenes Sommertages

sie aufgesogen, die Kinder der feuchten Dämmerung? Oder aber segeln sie noch immer auf dem schwanken Boot, das sie damals ohne mein Wissen bestiegen haben, durch die unbegrenzten Meeresweiten?

Unten im Stiegengang schlägt verhalten mein Hund an. Doch horch — klingt dazwischen nicht wirklich Martes, meines Weibes, Ruf? Und auf die Kammerschwelle tretend, seh' ich plötzlich sie selbst: das flachsblonde, silberig schimmernde Haar gelöst, mit den Augen, die wie Wasser tief und klar und von einer perlgrauen Leere sind, mit den schwärzlichen, fast einander berührenden Brauen. Vom Mond umgeistet, sitzt sie in ihrer fremden, meerweibhaften Schönheit aufrecht im Bette. ‚Olaf — Olaf!' stammelt sie schlafverwirrt und wie in Angst zitternd. ‚Bist du da, Olaf? — Ach, mir träumte: du habest wieder die blaue Schiffsjacke an und seiest fort — weit fort. Über Wasser!'

Die Worte: ‚Über Wasser!' schreien fast durch den kahlen, getünchten Raum. Daß Olaf Haddenbrook wieder fort sei, über Wasser sei, das waren Marte Schlichtegrolls bangeste Träume.

Und doch — ist sie nicht ohne mein Wissen ins Boot gestiegen an jenem Sommertag vor sieben Jahren —?

◆ ◆ ◆

Dann sitz' ich wieder am Schreibtisch und nehme beim Atmen des reifenden Korns und der Walnußbäume die Lektüre von neuem auf. Eine vornehme illustrierte Monatsschrift ist mir in die Hand gekommen. Wie ich die schon ziemlich vergilbten Blätter, eines nach dem andern, überschlage, siehe, da fallen leise knisternd zwei — drei — ein ganzes Dutzend vertrockneter Veilchen und Stiefmütterchen heraus. Und Erinnerung überschauert mich kalt, durchzuckt mich heiß. ‚Viola odorata! — Viola tricolor! — Äquatorveilchen!' geht ein Raunen durchs Zimmer. Und wie ich eine Weile mit geschlossenen Augen lausche, da schwillt mir das Ährenflüstern und Blätterrauschen vor meinem Fenster zum brausenden Gesang des Weltmeers an. Und zum urewigen Nachthimmel, der sich silberbewölkt zwischen Europa und Amerika spannt, aufqualmen wieder die mächtigen Schlote des Dampfers Guahyba.

Ich blättere weiter. Und der Erinnerungen und alten Gesichte ist kein Ende mehr. ‚Pompeji und Herkulanum', Text und Bilder — da seh' ich sie wieder, als hätt' ich sie erst gestern zu meinem Vortrag im Musiksalon auf der Guahyba benutzt — all die schön kolorierten Schildereien in dem abgegriffenen Heft: den dorischen Tempel, die Villa des Diomed; die wundervoll erhaltenen Wandgemälde al fresco und die kostbaren Zierstücke von Lampen, Kandelabern und Spiegeln; die schlanken Laubgewinde und phantastischen Architekturen aus uralter, ascheve-

sunkener Zeit. Auch den gewaltigen Kegel des mons Vesuvius seh' ich wieder mit der schwärzlichen Rauchsäule, die, wie ein Pinienstamm aus der äußersten Spitze aufstehend, sich in der Himmelsbläue breit und drohend lagert.

Rauch — Rauch! Alle Seligkeiten, alle Wünsche und Hoffnungen von damals Rauch! Zerstoben und verweht, wie auf der Guahyba der blaue Zigarettenduft im Seewind zerstob, wenn nach Mitternacht der Steward alle Luken aufriß.

◆ ◆ ◆

Warum? Wer hat Schuld?

Marte Schlichtegroll hat Schuld! so klagt es aus den Walnußbäumen. Da ist mir, als fahre eine Schlummernde in der Kammer mit einem Seufzer empor. ‚Olaf — Olaf, bist du da?' Und ich richte mich auf, starre die alte pompejanische Gräberstraße im Bild entlang und sage: ‚Nein; Olaf Haddenbrook hat Schuld!' Und wieder sitze ich ein Weilchen und grüble dem unentwirrbar dunklen Fatum nach. Dann schüttle ich den Kopf, und es steht mir mit unumstößlicher Gewißheit fest: ‚Nein, das Schicksal — das Schicksal hat an allem Schuld!'

Das Schicksal, das Zauberschiff Guahyba und die monddurchschimmerte Südnacht — das ganze dunkelkühle Prachtgeschmeide von Tropennächten, deren jede, ein tiefblauglühender Saphir, durch Olaf Haddenbrooks Leben und Sterben nachleuchtet.

II.

Bunt wie die Farben in einem Kaleidoskop war die Gesellschaft, die da, aus allen Weltwinkeln vereinigt, auf der Guahyba von Brasilien her dem alten Europa zudampfte. Bunt, interessant und unternehmungslustig. Auf einer langen Seereise hat der Mensch die wunderlichsten Einfälle. Wie wäre sonst Dona Juaquina Cintra, Ihre treffliche Tante, die kraft eines tüchtigen germanischen Familieneinschlags gleich Ihnen das Deutsche so geläufig sprach, auf den kuriosen und doch glücklichen Gedanken gekommen, all die zahlreichen literatur- oder kunstbeflissenen Damen und Herren, die damals schwatzend und diskutierend sich auf dem Promenadedeck ergingen, unter eigenem Protektorat zu einer Akademie nach dem Muster der altberühmten französischen zu vereinigen? Im Musiksalon sollten, während wir das Flammenbad des Äquators genossen, allabendlich schöngeistige Gedanken ausgetauscht, philosophische Themata erörtert und Vorträge über die verschiedensten Gegenstände gehalten werden. Gewiß, Dona Juaquina hatte, nachdem sie, wie es hieß, um einer hochromantischen Liebe willen einstmals unvermählt geblieben war, die Tage ihres einsamen Daseins als brasilianisches Jungfräulein drüben

in der Hängematte gar nutzbringend verwandt. Allerlei zierliche Worte und Arabesken in die leeren Felder des Lebens zu schreiben, holde Einfälle wie junges Weinlaub um das Grau der Dinge zu hängen, verstand keine wie sie. Die belesenste Dame auf dem Schiffe, war sie als Tochter eines noch halbwüchsigen Landes von Ehrfurcht und Respekt erfüllt vor der ehrwürdigen, ausgereiften Kultur Europens, das sie jetzt zu ihrem Vergnügen und ihrer Belehrung besuchen wollte.

Eigentlich war ich es ja gewesen, der den Entschluß, nach Deutschland zu reisen, in Dona Juaquina erwecken durfte. Wir hatten, eine Gesellschaft junger Landsleute, von Buenos Aires aus einen Streifritt in die argentinischen Pampas unternommen, und ich weiß die Abendstunde noch wie heute, da wir am Saume eines prachtvollen Akazienwaldes plötzlich einer seltsamen Reiterin ansichtig wurden. Nach Männerart auf einem Falben sitzend, die schmächtige, wunderbar ebenmäßige Gestalt fast ganz in ein lichtes Leder gekleidet, auf das die schwarzen Locken wie auf eine Goldrüstung niederflossen, die Büchse schußbereit über dem Sattelknopf, so hielt die Erscheinung, wie uns erwartend, unter den hohen blühenden Bäumen und beantwortete unsern Gruß ruhig in bestem Deutsch. Das gab ein Hallo! Wir waren keck und jung. Im Nu hatten wir mit unsern Pferden die schöne Reiterin umzingelt, und zu den Wipfeln auf brauste ein dreifaches Hoch auf unsere vermeintliche Landsmännin. Sie freilich wehrte lächelnd, indem sie sagte: ‚Ein Irrtum, meine jungen Herren! Ich bin Brasilianerin und selber hier auf argentinischem Boden eigentlich nur zu Besuch. Doch ist jene Hazienda, deren Dach Sie drüben am Stromufer erblicken, mein Eigentum, und da die Sonne schon im Sinken ist, so lade ich Sie mit Vergnügen bei mir zu Gaste. Ja, ich bitte Sie sogar darum, nicht hier unter den Bäumen rasten zu wollen, denn Sie würden möglicherweise durch Ihr Lagerfeuer den Jaguar verscheuchen, der sich hier im Dickicht versteckt hält, und brächten dadurch meine Gauchos um die Jagdfreude dieser Nacht.‘

So kamen wir, fast ein Dutzend fremder Männer, dazu, die Füße unter Dona Juaquina Cintras gastlichen Tisch zu strecken. Es war ein Abend, den man nicht leicht wieder vergißt; denn unsere Amazone, die inzwischen das Lederkostüm mit einem eleganten Hauskleid vertauscht hatte, erwies sich als eine entzückende Wirtin. Auch verwahrte sie in der kühlen, stromdurchfeuchteten Erde einen köstlichen Wein, dessen Rebe zwischen Bingen und Koblenz im deutschen Vaterlande gewachsen war. Begeistert stießen wir mit den grünen Römern an und ließen die Herrin des Hauses und die ferne Heimat leben.

Die Mitternacht mochte nahe sein, als ich, für eine Minute der Stille bedürftig, in einen kleinen Seitenraum trat, der sein Licht von einer

rubinroten Ampel empfing. Das Fenster stand offen. Über dem Akazienwald drüben war der Mond aufgegangen und goß strömendes Silber in die Furchen, die der Nachtwind unermüdlich in dem hohen Pampagras zog. Auf einem Hügel erblickte ich Reiter, die sich von einer Baumgruppe aus langsam nach dem Walde hin verteilten. Ihre Silhouetten ragten abenteuerlich in eine lichte Wolkenwand hinein. In der Luft war, wie entfernte Meeresbrandung, das eintönig leise Brüllen von tausend Rindern, das zuweilen wie gesättigt schwieg, worauf aus dem Waldesdickicht ein anderes Brüllen antwortete — scharf, hungrig und furchtbar. Dann war eine bange Pause, bis die Symphonie der Rinder von neuem einsetzte, diesmal eine Sturmflut, die gepeinigt aufschwoll, schütternde Wogen schlug und mählich wieder in dumpfer Angst verebbte.

Nebenan klangen die gefüllten Römer —

Ich sah mich in dem kleinen Gemach um. Und staunte. Es war eine Art Bibliothek und Musikzimmer. Beim Schein der Ampel entdeckte ich unter anderem an den Wänden Bilder nach Böcklin und Schwind; unter den Noten auf dem Klavier waren Beethoven, Mozart und Schubert vertreten, und im Bücherspind sah ich zwischen den hohen Klassikern der Weltliteratur hie und da bescheidentlich eingezwängt so liebe heimatlich Vertraute wie Uhland, Mörike und Gottfried Keller.

Genug, es trieb mich, mit der Dame des Hauses zu sprechen, ihr Wesen näher zu ergründen. Und als eine Stunde nach Mitternacht sechs wilde Gauchos sporenklirrend, mit umgeschlagenem Poncho hereintraten und der Herrin eine gefleckte Riesenkatze als Huldigung vor die Füße legten, da hatte ich mit Dona Juaquina soeben unter Handschlag eine überaus wichtige und romantische Verabredung getroffen. Wir wollten uns nämlich an Bord des deutschen Dampfers ‚Guahyba‘ wiedersehen, der in acht Wochen von Rio wegfuhr, und dann zusammen die Reise nach Europa machen. Es war wohl nicht nur der edlen Dame angeborene Wanderlust, der ich diesen raschen Entschluß verdankte, sondern auch, wie ich mir schmeicheln durfte, eine Art mütterlichen Wohlgefallens, das sie an mir fand, sowie das Bewußtsein einer gemeinsamen Vorliebe für alles Hohe und Schöne. Übrigens, so bemerkte Dona Juaquina, würden wir vielleicht zu dreien im Bunde sein, denn sie wollte, sofern ihr Schwager Senhor João Luiz Brandão in Santos es erlaubte, ihre Nichte Dona Leocadia mitbringen. Die arme mutterlose, der die Eintönigkeit und Stille in Jose Menino, das Gekreisch der kleinen grünen Papageien über dem Garten und das Geklapper der Mauleselbahn abträglich sei, und die auf hoher See gewiß bald wieder ihr goldiges Lachen finden werde, das von der Mutter her ihr bestes Erbteil bilde. Die dunklen Augen meiner edlen Wirtin verklärten sich, während sie so redete, ordentlich zu einem Hymnus der

Zärtlichkeit und des Stolzes, und sie verrieten mir ohne Worte, daß jene Nichte Dona Leocadia, die der Papageien und der Mauleselbahn so überdrüssig war, schön sei, — sehr interessant, liebenswürdig und schön.

Bah — ich, der Schiffsarzt Olaf Haddenbrook aus Brinklage, war unbesorgt! Glaubte ich doch damals auf das bestimmteste zu wissen, daß keiner südländischen Mignon Lächeln, so zauberisch es wäre, mich je ein anderes Lächeln würde vergessen machen können. Ein anderes, herberes Lächeln, das in etwa der Sonne meiner nordischen Heimat glich, wenn sie, gleichsam von Tränen naß, an einem verhüllten Frühlingstag hinter Regenwolken hervortritt.

Ach, darf der Mensch jemals seines Herzens sicher sein? Darf er schwören, daß nicht nur sein Wille, sondern auch sein Blut die Treue halten werde. In dem Augenblick, da Sie mit Ihrer Tante Dona Juaquina das Schiff betraten, Senhora, da war mir deutlich, als spürte ich des Schicksals Fittichschlag. Oder war es mein junges Blut, das schon vom ersten Moment Ihrer Nähe an heimlich zu brausen begann?

◆ ◆ ◆

Es gelüstet mich, vielteure Freundin, Ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen und etliche der Hauptgestalten unserer einst im Wellenschaum des Ozeans zu kurzem, fruchtbarem Leben geborenen Akademie vermittels der laterna magica der Erinnerung hier aufs Papier zu zaubern.

Von der Feierlichen und Zeremoniösen, die schon leise ins Matronenalter hinüberglitt, deren Profil aber, mit dem der Milonischen Göttin wetteifernd, feurige Bildhauer und langmähnige Cellovirtuosen noch immer in einige Ekstase versetzen konnte — von Dona Juaquina war schon die Rede. Auch das Gedächtnis an den Schiffsarzt Olaf Haddenbrook, ‚unsern friesischen Sonnenanbeter, das lichtäugige Doktorchen aus Brinklage', wie ihn Kapitän Sarrazin zu benamsen liebte, bedarf für Sie — so kann ich wohl hoffen — keiner Auffrischung. Ob Ihnen aber Herr Maurice Chapelain, der Schriftsteller aus Paris, der windige ‚Monsieur Alamode', wie ihn Herr Livius Meyer, unser vielwitzelnder Schiffsspottvogel, getauft hatte, — ob Ihnen das Prachtexemplar von einem Gallier noch in seiner ganzen Elastizität, Beweglichkeit und Eitelkeit gegenwärtig ist? Wenn er, die Bügelfalte seiner untadeligen englischen Zwirnhose auf das sauberste geglättet, mit den hakenförmigen Lackschuhen wippend, in seinem steamer chair zurückgelehnt saß und mit einer unnachahmlich graziösen Bewegung des kleinen Fingers die Asche von seiner langen Herzegowina streifte — oder wenn er auf Deck an der Reling stand und, die in seidegesteppten Leder schwitzende Hand plötzlich aufs Meer hinausstreckend, in ein helles Geschrei ausbrach: ‚Un requin, un requin! — Ein Haifisch, ein Haifisch!'

— in solchen Momenten war Monsieur Chapelain unstreitig ‚der schönste und interessanteste Mann auf dem Schiffe‘. Am Kinn trug er eine blank ausrasierte Fliege à la Louis treize und im Knopfloch eine künstliche Orchidee, die er sich eigens für die Seereise hatte anfertigen lassen; seine Rente belief sich auf zwanzigtausend Franks, und seit einem Dezennium schrieb er, wie wir alle zur Genüge wußten, auf schilfgrünem Papier, das um der Inspiration willen nach Parfüm Eßbukett duften mußte, an einem epochemachenden Roman, ‚Des feux follets‘ — ‚Irrwische‘ — betitelt. Der wurde aber nie fertig, weil leider schon um die Mitte der Handlung — Herr Livius Meyer wußte es genauer: etwa vom fünften Kapitel ab — die Helden und Heldinnen allesamt so bedenkliche Symptome geistiger Zerrüttung zeigten, daß sie sich, ehe ihr Schicksal erfüllt werden konnte, der führenden Hand des Autors immer wieder durch Seitensprünge und Kapriolen entzogen. Schließlich hatte der Arzt, ein berühmter Spezialist am Boulevard St. Germain, dem verzweifelnden Dichter eine mindestens sechsmonatige Seereise verordnet. Um die Flammen seiner Phantasie zu kühlen, sagte Monsieur Chapelain. Um ihn los zu werden, sagte Herr Livius Meyer.

Da war ferner Graf Wenzislaw Heddik, Naturforscher und Geologe aus Prag, ein gar schmächtiger Herr, dem eine Strähne des unbeschnittenen silbernen Ringelhaars just wie ein feinbestäubtes Zöpflein am Rücken niederrollte. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, bis er die Schichten von Schiefer und Quarz auf der Hochebene von Bolivia, die Adern von Quecksilber und Zinnober in dem brennenden Boden von Peru und die interessanten Steinbildungen am Cotopaxi mit seinen scharfen Brillgläsern und seinem tapferen Hämmerchen geprüft hatte. Und da war des Grafen Tochter, die stillkühle Komtesse Stanislawa, die mit ihrem feinen Oval, dem aschblonden Haar und dem ruhigen slawischen Augenschnitt für einen Maler recht wohl den Vorwurf zu einem moskowitischen Heiligenbild, in blassen Temperafarben auf Goldgrund gemalt, hätte abgeben können. Wie ein Nönnlein trug sie weder Ringe noch sonstigen Schmuck und schien ohne irdische Leidenschaft. Außer der reinen für — tote Schmetterlinge! Wenn sie, was nicht leicht geschah, einem Beschauer ihre Schatzkästlein, die Särge von hundert und aberhundert Faltern, öffnete und mit sanft monotoner Stimme die Litanei der seltsamsten Schmetterlingsnamen herunterbetete — das bunte Blutströpfchen und der Purpurbär; das rote Ordensband und der winzige Fensterfleck; der Feuerfalter und der Admiral schimmern mir durch den Sinn — dachte man da nicht unwillkürlich: ob solch ein Frauenherz wohl auch in Haß und Liebe überwallen könnte? Ob diese fleischgewordene Schmetterlingspassion wohl imstande wäre, einmal heißere Flammen zu schlagen?

Neben der blassen slawischen Iris — wie waren Sie blutvoll und farbenschön, Dona Leocadia! Wenn auch keine Granatblüte, aus vulkanischem Erdreich hervorgeglüht, wie etwa Dona Zaïda Ulysses. Eher eine Mignonnatur, voll heimlicher Flammen. Der treue Magnus hat mir berichtet: Ihre Augen seien noch immer so groß und sammetartig dunkelbraun; Ihre Haut erinnere trotz der zwölf Jahre, die seither verflossen sind, noch heute an karrarischen Marmor, und Ihr Haar habe nicht nachgelassen, an Glanz und Schwärze mit dem echten Ebenholz zu wetteifern.

Nur ernster — viel ernster seien Sie, wie Ihre Freunde meinem Schwager versichert, geworden und Ihr Lachen so selten wie der Gesang der Drosseln während der Regenzeit.

Schmerzlich süß ist mir der Gedanke, Dona Leocadia, daß Olaf Haddenbrook vielleicht die Hauptschuld trage an dem frühen Tod Ihres Lachens. Schmerzlich, wenn ich an des jungen Abenteurers qual- und schuldvolles Doppelspiel mit Ihrem und Marte Schlichtegrolls Herzen denke. Süß noch heut, wenn ich denke, wie wahrhaft auch Sie mich geliebt haben müssen, um meinetwegen Ihr geliebtes Lachen so vorzeitig sterben zu lassen.

Darf ich weiterdrehen an dem Kaleidoskop? Professor Buddäus — Reuchlin Buddäus, Ethnograph und Babylonforscher aus Berlin — hatte erfolgreich in alten Aztekengräbern gewühlt und die verschiedenen Gifte geprüft, womit die Quechuastämme ihre Blasrohre zu laden pflegen. Entsinnen Sie sich noch an Professor Buddäus und seinen langen, schönen Bart, den er so zärtlich liebte und nicht müde ward, mit den Fingern zu kämmen? Ein geheimnisvoller Bart, der wie eine Zitterespe selbst bei stiller Luft immer bewegt schien. Glatt und nüchtern dagegen und ein wenig verzwickt sah der advocado Senhor Dr. Carlos Ulysses aus. Er reiste eines uralten, verteufelt schwierigen Prozesses halber, der in seinen Abzweigungen irgendwie an das preußische Kammergericht geraten war, mit seiner Tochter Dona Zaïda von Pernambuco nach der deutschen Reichshauptstadt.

Dona Zaïda, diese rassige, rabenschwarze Advokatentochter, die, wie die kleinen bläulichen Halbmonde an der Wurzel ihrer rosigen Nägel erwiesen, ein Tröpflein farbigen Blutes in den Adern trug — Dona Zaïda verachtete mit trotzigem Mündchen die Männer und hielt sich einen Papagei. Einen scharlachroten Lori. Den fragte sie jeden Morgen: ‚Que saõ os homems? — Was sind die Männer, Jose?‘

Der Lori antwortete: ‚Os donos do mundo! — Die Herren der Erde!‘

Da stampfte Dona Zaïda mit ihrem spitzen Absatz zornig die Schiffsbohlen. ‚Bobo! — Bobo! — Dummkopf! — Was sind die Männer?‘

‚Captivos de mulieres! — Weiberknechte!‘

‚Éjusto! — Éassim! — Recht so, Jose! Nun lach' einmal!‘

Und Jose biß mit dem dicken Schnabel in seine Messingstange, kollerte, pfiff und lachte, daß die Scharlachfedern flogen. Dann bekam er um pedaço de assucar — ein Stück Zucker.

Ganz männerfeindlich war Dona Zaïdas Lachen. Es konnte einen dabei frieren. Ich hab' es gehört während der ersten Hälfte der Seereise — wir hatten schon die Linie passiert und näherten uns den Kapverdischen Inseln — als der Sturm, vor den Wolken herfliegend, die Wasser bergan zu türmen und die Meertäler aufzuwühlen begann. Die Besatzung stob auf ihre Posten. Kapitän Sarrazin stand mit dem Sprachrohr am Mund auf der Kommandobrücke. Wortlos, bleich und seekrank drängten sich die Passagiere, Damen und Herren, bald in ihre Kajüten, bald auf Deck umher. Aus der Schiffstiefe herauf scholl Weibergezeter und Kindergeschrei. Monsieur Chapelain aus Paris hatte sich bereits insgeheim zweier Schwimmgürtel versichert, während Herr Livius Meyer, der Antisemit und Kunstschriftsteller, scheinbar gelassen umherging und die Rettungsboote inspizierte. Der würdige Professor Buddäus, dessen Bart jetzt wie ein ganzer Wald von Zitterespen flog, war ihm dabei behilflich.

Dona Zaïda aber saß mit mokantem Lächeln in ihrem Schaukelstuhl und plauderte mit Jose.

‚Que saõ os homems? — Was sind die Männer, Jose?‘

Diesmal ersann Dona Zaïda eine kleine, boshafte Variante des Frage- und Antwortspieles insofern, als sie sich mit dem Schlagwort ‚Weiberknechte‘ noch keineswegs zufrieden erklärte. ‚Éfalso! — Gefehlt, Jose! — Hasenfüße — cobardos! — Hasenfüße sind die Männer! Allesamt!‘ — Dabei warf sie einen zornigen Blick nach Herrn Livius Meyer. — ‚Nun lach' einmal, Jose!‘

Aber Jose hatte keine Lust zu lachen. Das Schiff stampfte und schlingerte, das Wetter leuchtete um die Schlote, und der Lori, von der Gewalt der Donnerschläge und vielleicht von der Seekrankheit geschüttelt, klammerte sich mit gesträubtem Gefieder an die Stange.

Wissen Sie übrigens, verehrte Freundin, daß Dona Zaïda, die mutige Windsbraut, ihr männerfeindliches Herz später erweicht und Geschmack an Deutschlands sanftfließendem Mondschein gefunden hat? So sehr, daß sie ihren homerisch prächtigen Namen Ulysses ablegte und eine simple Frau Meyer — Frau Kunstschriftsteller Livius Meyer wurde?

Das ging so zu: der Prozeß des listenreichen advocado Senhor Dr. Ulysses beim Kammergericht in Berlin zog sich — vermutlich, weil verschiedene indianische Gewohnheitsrechte hineinspielten — dermaßen in die Länge, daß der behende Herr Meyer ausreichend Gelegenheit fand, sich in das spröde Herz der kleinen Quadronin hineinzuwitzeln. Schließlich muß Herr Meyer sich wohl noch einen laulichen Mondabend, der über den Fliederlauben von Berlin W heraufgezogen war, mit klugem Anschlag zunutze gemacht haben. Und er hat recht damit getan. Denn aus der kleinen, fauchenden Äquatorkatze soll in der Folgezeit eine fast lyrische und stille, ja nicht selten zärtliche Schriftstellersfrau geworden sein.

Wen von den Mitgliedern unserer ozeanischen Akademie soll ich noch erwähnen? Etwa den lyrischen Sänger Signor Emilio Panstili, der, aus Crimmitschau im Lande Sachsen gebürtig, eigentlich Emil Pfannstiel hieß und von Haus das ehrbare Schneiderhandwerk erlernt hatte? Aber er konnte sich rühmen, in seinem Leben weit mehr Backfischherzen als Nadeln zerbrochen zu haben, und zwar nicht zuletzt dank eines rehfarbenen Schnurrbartes, der ihm prächtig aufgedreht wie ein Paar in Butter gebräunter Weizenhörnchen im Gesichte stand. Oder Herrn Max Muschkatblatt, von der Firma Muschkatblatt & Söhne, Kammgarn und Buckskin, Hamburg — ‚den Mann ohne Meinung, den blutigen Laien‘, dem es nur unter Herrn Livius Meyers wütendem Protest die Mitgliedschaft in der Akademie zu erwerben gelang? Oder die Institutsvorsteherin Fräulein Brigitte Cyrus, die Asthma und einen Mops hatte und ein stämmiges Riechfläschchen mit englischem Salz, das sie in der Stunde gegen dreihundertmal öffnete, weil man, wie sie behauptete, ‚die meschante Gesellschaft unten im Zwischendeck‘ bis herauf roch? Sie hatte eigens für ihre Person ein Beschwerdebuch angelegt und war der Schrecken von Kapitän Sarrazin. Denken Sie noch an unsern wackern Kapitän, den vielgereisten, anekdotenreichen? Den unübertrefflichen Meister auf dem Gebiete der internationalen Gastronomie, der mit den Eßstäbchen an der Tafel des Großmoguls so sicher zu speisen verstand wie mit silbernem Besteck im Hotel Bristol unter den Linden; der die Unterschiede zwischen Eiern im Näpfchen à la Meyerbeer und Eiern im Näpfchen à la Lucullus auf das subtilste darzulegen wußte, und der an Eides Statt versicherte, daß von allen Delikatessen der bewohnten Erde ihm als die köstlichsten unvergeßlich seien: Suppe aus Vogelnestern mit mongolischen Pilzen; Haifischflossen in Reiswein gesotten; und eine gewisse Süßspeise aus Lotoswurzeln, Seeschilf und jungen Bambustrieben.

Halt — an einen muß ich noch denken. — Oder eigentlich an zwei! An Lord Lionel Hexham aus Kirkcudbright, den unheimlichen Passagier, und seine Katze!

◆ ◆ ◆

Wissen Sie noch, Senhora, wie der lange, hagernasige Schottländer bei der Einbootung in Rio schleppenden Ganges die Falltreppe heraufkam und mit Augen, die leer waren und schon vom Tode gezeichnet, gleichgültig an uns allen vorüberschaute? Hinter ihm trugen zwei schwarze Hafenarbeiter einen langen Sarg her — Lord Hexhams eigenen Sarg, der die Reise über das große Wasser mitmachen sollte.

‚Doppelter Klappenfehler — und vor allem die Schwäche! Ich gebe Ihnen — bei Ruhe und Schonung — noch ein paar Wochen. Wenn Sie Europa noch erreichen wollen, versuchen Sie's.'

So hatte der Spezialist in Rio mit brutaler Offenheit und einem Achselzucken zu Lord Hexham gesagt. Und Lord Hexham — ‚Well, Sir!' — hatte in geschäftsmäßigem Tone gefragt, was er schuldig sei. Dann war er gegangen und hatte sich, für alle Fälle, einen Sarg bestellt — seinen eigenen Sarg. Und statt der fünfzig Milreïs, die der Sarg kosten sollte, hatte er dem Schreiner hundert Milreïs versprochen, wenn er in zwei Tagen mit der Arbeit zurechtkäme. Denn die Guahyba fuhr in zwei Tagen.

Das Material zu dem Sarge hatte der Lord selber geliefert. Er besaß nämlich einen gewaltigen Reisekoffer aus afrikanischem Maulbeerfeigenholz, das unverweslich ist und daher einstmals schon den alten Ägyptern zur Herstellung ihrer Mumiengehäuse gedient hat. Selbigen Koffer nun mußte der Meister in Rio zu einem Sarge umarbeiten, der meerwasserdicht, d. h. doppelt gefüttert und innen mit Pech ausgegossen, zudem auch geräumig genug war, um außer der Lordleiche, auf Löwenfell gebettet, in full dress: mit hirschledernem Jagdhemd, Stiefeln und Sporen, noch folgende Gegenstände zu fassen: ein zierliches Repetiergewehr mit Silberbeschlägen und eine Donnerbüchse älteren Stiles; ein Jagdmesser, breit und anderthalb Ellen lang, dessen Griff aus Antilopenhorn mit allerlei Zeichen und Kerben versehen war; einen gediegenen Handatlas, eine Bibel, eine griechische Schulausgabe von Homers Odyssee und — mit Bleistiftstrichen, Fragezeichen und Randbemerkungen versehen — eine wissenschaftliche Abhandlung über die seltsame Erscheinung des sogenannten second sight, des zweiten Gesichts, nebst einem Erklärungsversuch; schließlich eine Anzahl kleinerer Gebrauchssachen und Andenken, darunter Briefe, Photographien und Haarlocken.

Ich verdanke die genauere Kenntnis all dessen meiner Eigenschaft als Arzt, die mich, solange die Seereise dauerte, in tägliche vertraute Berührung mit dem Sterbenden brachte.

Auch Lord Lionel Hexham war Mitglied der ozeanischen Akademie. Ich entsinne mich des immer schweigsamen Mannes mit dem graueledernen Gesicht und der hageren Nase noch deutlich, wie er, meist in seine Kamel-

haardecke gehüllt, etwas abseits saß und eine große weiße Katze hätschelte, die er mit an Bord gebracht hatte. Er wühlte förmlich mit den langen skelettdürren Fingern in dem weichen, elektrischen Vließ, unter dem er ein zähes Leben und eine Art Kraftquelle pulsieren fühlen mochte, und seine Augen, die blaßblau und leer waren, ruhten beständig in einer weiten, weiten Ferne.

Nur mit einigen wenigen Passagieren der Guahyba freundete Lord Hexham sich in der Folge an. Mit Herrn Guido Fahrenberg, dem Münchener Kunstmaler, zum Beispiel, dem er das Porträt einer blonden Argentinierin abkaufte, weil es ihn in bemerkenswerter Weise an die sonnhellen Augen einer gewissen Dame in Schottland erinnerte; dann mit Herrn Dr. Manfred Sökeland, dem ewigreisenden Zoologen, zu dem er sogar eine Art besonderer Zuneigung faßte, weil sie, wie er sagte, eigentlich Zwillingsbrüder seien, nämlich beide die Ruhlosigkeit zur Mutter hätten; schließlich auch mit mir, dem Arzt und Vertrauten seines armen siechen Körpers. Zuweilen wollte es mich bedeuchen, als ob das Mondlicht, vom Himmel niederflutend und wie grünlich silberner Dampf aus dem Ozean wieder emporwallend, dem Seltsamen die Zunge löste, daß es ihn trieb, sich durch eine traumhaft stockende Gesprächigkeit die Seele zu entlasten.

Lord Hexham hatte jahrelang als Jäger die Welt durchstreift. In den eisenbeschlagenen Kisten, die sein guter Freund Yü Lu, der Spezereihändler im Chinesenviertel von San Franzisko, für ihn in seinem Keller aufbewahrte, war die Beute des ganzen großen Pirschganges verpackt: zusammengefaltete Tigerfelle, Reißzähne des Berberlöwen und Krallen, die aus der Tatze der allerschlimmsten Bestie, des grauen Bären, gebrochen waren; daneben allerlei Simsschmuck und Wandzier für die Halle, sonderliche Waffen, fremdartiges Kulturgerät, kleine nickende Pagoden, kupferne und bronzene Götzen. All das hatte Lord Hexham unlängst bei dem treuen Yü Lu in Frisko zurückgelassen und brachte jetzt, dem glühenden Fieberbett in Rio entstiegen, nicht viel mehr auf den Europadampfer mit als den Koffer aus Maulbeerfeigenholz, dem der Schreiner mit eiligen Hammerschlägen die benötigte Form eines Totenbehältnisses gegeben hatte.

Auch von seiner Heimat sprach Lord Lionel Hexham. Von den kreidebleichen Strandfelsen zu Kirkcudbright, wo der Stechginster bis in die Winternebel hinein blüht, und von dem alten, grauen, klobig gebauten Earl-Schloß seiner Väter: Malcolm-Hall, wo im getäfelten Bildersaal die hagernasigen Clans — mit Ketten- oder Schuppenhemd, Küraß oder Spitzenkrause angetan — in Reihe neben ihren Gemahlinnen so starr und stolz aus den wurmzerstochenen Rahmen blicken; wo auf dem eichenen Kredenztisch der ehrwürdige Familienbecher blinkt, daraus vor Zeiten

gar mancher Schottenheld, bestäubt von der Schlacht, einen Trunk getan so dunkelfeurig wie Stuartblut; und wo nachts der graue zottige Hund Husdent schnopernd und schnarchend im winkeligen Burghof umgeht.

Und dann auf einmal — wie plötzlich ein schöner Stern mit kaltem Licht vom Himmel niederfällt — so war auf einmal der Name Miß Mabel durch die warmdunkle Tropennacht auf Deck herabgefallen. Miß Mabel O'Danne, Sir John O'Dannes Tochter, des greisen, mit indischem Lorbeer gezierten Generals. Mit kriegerischem Lorbeer, der — wie die Photographie erwies — seltsam zu dem glattrasierten Reverendgesicht des alten Feldsoldaten stand.

Und Herr Dr. Manfred Sökeland ließ es sich nicht nehmen, in seiner treuherzig kindlichen Weise zu fragen, ob Miß Mabel O'Danne vielleicht des Lords Braut sei.

Braut? O no. In dem grauledernen Gesicht des Sterbenden stand ein Lächeln. Er habe Miß Mabel von dem Grabe ihrer Mutter in Haiderabad Blumen geschickt. Well. Blutrote indische Nelken. Und sie habe sich in einem zierlichen Briefe bedankt. Aber Braut? O no.

Es konnte kein Zweifel sein, daß Lord Lionel Hexham die schöne Miß Mabel O'Danne ohne Hoffnung liebte. Das reichte zurück bis zu einem Sommertag, da der Oxforder Student in den Ferien daheim weilte und die kleine hochbeinige Generalstochter — damals ein zwölfjähriges Mägdlein — zum ersten Male mit wehenden Locken an ihm vorbeisprang. Jetzt war sie die Schönheit von Edinburgh. Der sparsame Lord gab einige Farben auf die Palette. Miß Mabel O'Dannes Haar war eine Goldflut; ihre Augen wie Frühsonne, wenn sie kühl und schimmernd den blauen Duft über einer Parkwiese durchdringt.

Auch der bedachtsame alte Sir John O'Danne hatte die Achseln gezuckt. ‚Was ist zu tun, Mylord? Dem Kinde graut vor Ihnen. Sie wissen ja, kein Hengst ist ihr zu ungeberdig, kein Wasser zu reißend oder tief. Aber in Ihren Augen ist etwas — haben Sie nicht Ihren Vater und Ihre Mutter im voraus sterben gesehen? Und Ihren Vetter Archibald? Wie war das doch? Sie gingen, ohne recht an etwas zu denken, im Hafengedränge von Bombay, da erblickten Sie plötzlich über dem Meer in der heiteren Luft — hm. Sehen Sie, deshalb graut dem Kinde. Sie hält es mit der Sonne und mag nicht mit Ihnen hinter den Vorhang der Zukunft schauen. — Übrigens, warum den Kopf hängen lassen, Mylord? Ich habe noch Ihren Großvater und Ihren Urgroßvater gekannt. Die Hexhams waren alle Globetrotter, und es litt sie nie lange auf Malcolm-Hall. Wenn Sie meinen, in Mabels Nähe nicht ruhig leben zu können, ei, Mylord, warum gehen Sie nicht wieder ein bißchen über den Erdball? Vielleicht, daß der Wind, der durch die

Schluchten des Atlasgebirges weht, die Ursache jenes Grauens von Ihnen fortnimmt. In Ägypten aber halten Sie sich, bitte, nicht wieder so lange beim Betrachten der Sphinx auf. Gehen Sie lieber nach Peking. Die Asiaten haben die stumpfesten Nerven von der Welt, und man sagt ja, das Lächeln des alten Buddha könne unempfindlich machen gegen allen Erdenschmerz.'

So hatte der bedachtsame Sir John O'Danne gesprochen. Und so verhielt es sich. Lord Lionel Hexham war ein Hellseher, wie so mancher unter den Söhnen und Töchtern des alten ossianischen Landes. Mit wachen Sinnen sah er das Schicksal schon auf eine weite Strecke daherkommen. Er hatte seinen Vater, seine Mutter im voraus, seinen Vetter Archibald auf tausend Meilen hin sterben sehen. Das tauchte urplötzlich hervor aus der blauen zitternden Luft — mitten im sonnhellen Mittag — und höhlte sich wie Totenaugen und bewegte blutlose Lippen! Und das war furchtbar — das trieb von Hof und Herd!

◆ ◆ ◆

Von Hof und Herd!

Die halbe Nacht lag ich schlaflos und hörte immerfort Lord Lionel Hexhams klang- und klagelose Stimme neben mir am Bettrand, sah sein grauledernes Gesicht, sah die blaßblauen, leeren Augen auf mich gerichtet. Immerfort auf mich, mit einer starren, stummen Frage, als ob just ich zu seiner Kassandragabe in einer geheimnisvollen Beziehung stünde, just ich schon längst und sehr Genaues darum wüßte!

Trieb der Mond sein Spiel? Oder hatte ich ein schleichendes Fieber aus dem Hafen mitgeschleppt? So oft ich die Augen schloß und wieder öffnete — ich mußte in des Schottländers sterbendes Gesicht blicken. Aber das nächtliche Zwielicht und das müde Hirn sind geschäftige Bildner. Unmerklich glätteten sich Stirn und Lippen des Abenteurers, die hohlen Wangen blühten auf und rundeten sich zu Mädchenwangen. Miß Mabel O'Danne? O nein, das waren nicht die sonnigen Augen! Das war meine Jugendgespielin Marte Schlichtegroll, die mit ihrer herben Lieblichkeit mich anblickte. Vor Jahresfrist hatte ich in der Heimat von ihr Abschied genommen. Und nun schauerte ich und wandte mich weg —

◆ ◆ ◆

Spät überkam mich der allheilende Schlaf der Jugend, und es war wohl eine seltsame Willkür meiner im Traumgefild gleitenden Seele, daß sie zur selben Nacht noch mit weitausgreifenden Schwingen längs dem Kielwasser unseres Dampfers zurück nach Santos flog. Mir träumte nämlich, Senhora, ich ginge neben Ihnen her über die Straße. Es war

Wilhelm Leibl / Im Atelier



die Rua Sto. Antonio. Der Mittag glühte. Menschenleer lagen die Trottoirs in weißem Flimmer; auf die platten Dächer nieder strömte unbarmherzige Sonne. Doch wir zwei waren munter und guter Dinge. Sie versteckten sich zuweilen schalkhaft hinter Ihrem Sonnenschirm, dessen Muster auf laubgrünem Grunde wohl hundert kleine feurige Schmetterlinge zeigte, und um Ihre schwebenden Knien machte zärtlich frou-frou das Kleid von tabakfarbener Rohseide, das, wenn das volle Licht darauf schien, Ihre schlanke Gestalt wie eitel Gold umfloß. Und mit Ihnen, um Sie her flog heimlich das parfum exotique — dieser unnennbar feine Duft von Orangeblüten und Tamarinden, der beständig von Ihnen ausging und meinen Sinnen gefährlich war. So schritten wir in Fröhlichkeit und Jugendglanz, immer erfrischt aus geheimen Quellen, die in uns selber sprudelten, durch die todstille Stadt, in der zu dieser Stunde alles Leben verbrannt schien. Da horch — die Mauleselbahn! Sie hält, nimmt uns auf und klappert schläfrig hinaus nach Jose Menino. Ein sachter Meerwind hat sich erhoben. Er läßt leise die Bäume brausen und die Schattenflecke des Laubes, die die staubglühende Straße wie ein Pardelfell zeichnen, unruhig hin- und hertanzen. Wir beide lehnen auf der Plattform des Wagens, so nahe beieinander, daß es mir scheint, ich fühle Ihr Herz an das meinige klopfen — unruhvoller als mir, dem Arzt, für erlaubt deucht. Da steht die Bahn. Grüne Kühle umwogt uns, man hört in der Nähe die Brandung an die Küstenfelsen rauschen. Sie deuten mit dem Sonnenschirm: ‚Hier wohne ich.‘ Auf Terrassen gebaut, erhebt sich in einiger Entfernung ein Haus. Weißer Marmor, von heliotropfarbenen Blüten überrieselt. Eine Fontäne singt in der stillen Luft. Durch ihren Silberstaub sieht man beide Flügeltüren des Hauses weit offen stehen und hört gedämpft aus dem Innern hervor den tieftönigen Stundenschlag einer Uhr.

‚Kommen Sie,‘ vernahm ich Ihre liebe Stimme neben mir.

Aber ich erschrak vor der Schwelle. Langsam wandte ich mich um und blickte die Straße zurück. Und mir war, als sähe ich in weiter Ferne wie eine versunkene Küste meine Kindheit und Jugend. Es lag wie im Nebel, doch ich konnte die Häuser und Türme einer kleinen grauen Stadt am Meer deutlich unterscheiden. Auch Gestalten erblickte ich bald, darunter meine Gespielin Marte Schlichtegroll. Sie trug ihr lavendelblaues Tanzstundenkleid, das ein wenig verwachsen war, und sah wie versteint zu mir her. Aber einer kam hastig gelaufen, winkte und drohte. Es war der Senator Schlichtegroll, mein Taufpate und Wohltäter.

◆ ◆ ◆

Wir Eingeweihten — Herr Guido Fahrenberg, der Kunstmaler aus München, der reisende Zoologe Herr Dr. Manfred Sökeland aus Über-

all und Nirgendwo sowie meine, des Schiffsarztes, Wenigkeit — wir verschwiegen ohne besondere Verabredung Lord Lionel Hexhams ‚Gabe‘ ängstlich wie ein beschämendes Geheimnis vor unsern Mitpassagieren. Besonders vor den schönen, heiteren exotischen Damen. Fast war es, als ob wir befürchteten, unsere arme, teure, von Nebelschwaden und feuchtschwimmenden Gesichten des grauen Nordmeeres eingehüllte Heimat in Ihren liebenswürdigen, an scharfe Konturen, grelle Sonne und saubere Schlagschatten gewöhnten Augen auf das empfindlichste bloßzustellen.

Oder — Hand aufs Herz, verehrte Freundin! — hätten Sie, das Kind der Tropenbläue und der hellen Nächte, kein unheilbares Grauen vor dem Schottländer und seiner ‚Gabe‘ — ja vor uns allen empfinden müssen? Kein Grauen, so stark und unüberwindlich, daß selbst Ihr schönes rührendes Mitleid mit dem armen Sterbenden davor die Segel gestrichen hätte?

Das Schicksal hat mir, dem Schiffsarzt auf der Guahyba, den traurigen Pflichtdienst erspart, die Leiche des Clan-Enkels in den Sarg aus Sykomorenholz betten und ins Meer versenken lassen zu müssen. In den Tagen, da der immer zahlreichere Mövenflug die Nähe Europas ankündigte, ging es dem Patienten freilich recht schlecht. Aber er zwang sich, saß aufrecht, grau und gespenstig und hielt mit eisernem Griff unentwegt die große weiße Katze gepackt, gleich als saugte er alle Kraft und alles Leben aus ihr.

Lord Lionel Hexham — daß ich es hier gleich sage — starb drei Tage nach seiner Ankunft in Old England. Er hat die schöne Miß Mabel O'Danne und die Gruft seiner Eltern und den alten Hund Husdent noch gesehen und aus dem ehrwürdigen Familienbecher getrunken, der auf Malcolm-Hall vom eichenen Kredenztisch blinkt. Zuweilen, wenn in stillen Abendstunden meine Gedanken auf das Weltmeer hinausgewandert waren, dann hab' ich in der Nacht darauf von dem hagernasigen Earl aus Kirkcudbright geträumt. Dann sah ich im Musiksalon auf der Guahyba wieder die Kerzen in den hohen silbernen Leuchtern brennen. Dazwischen aber stand ein frischlackierter Sarg, auf dem eine große weiße Katze hockte —

Das Kaleidoskop ist geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wüstenheiligtum des hl. Menas
Von Sebastian Merkle

Man sollte es für unmöglich halten, daß eine Stadt, die Jahrhunderte hindurch in hervorragendem Maße Mittelpunkt des Verkehrs, das Ziel zahlloser Wallfahrer aus der ganzen christlichen Welt, der Ausgangspunkt einer rührigen Industrie und so berühmt war, daß sie zeitweilig sogar das benachbarte Alexandrien überstrahlte, auf ein Jahrtausend vollständig in Vergessenheit geraten konnte. So vollständig, daß nicht nur sie selbst zum Mythus wurde, sondern sogar die geschichtliche Existenz der Persönlichkeit, die ihr den Namen lieh und sie in Blüte brachte, ernsthaft bezweifelt ward. Und doch ist dies der Stadt des hl. Menas in der Libyschen Wüste und ihrem einst hochgefeierten Patron widerfahren. Über die Wiederentdeckung und Ausgrabung dieser Menasstadt dürfen die Freunde des ‚Hochlands‘ um so mehr einen genaueren Bericht erwarten, nachdem dieser Fund laut dem übereinstimmenden Urteile namhafter Archäologen ‚das bedeutsamste Ereignis‘ darstellt, ‚das die christliche Altertumskunde seit den genialen Funden De Rossis in der altchristlichen Metropole Roms erlebt hat‘.

Wie oftmals bei Entdeckungen, so hat auch hier der Zufall seine Rolle gespielt. Mit der Frage, was die christliche Archäologie und Hagiographie mit der hohen Politik der Gegenwart zu tun habe, könnte man wohl die Vertreter der beiden ersteren wie die Macher der letzteren in einige Verlegenheit setzen. Zwischen jenen Größen scheint überhaupt kein Verhältnis zu bestehen. Und doch ist es Tatsache, daß die Stadt des hl. Menas nicht ausgegraben wäre ohne die Anzeichen des von Italien schon damals geplanten Unternehmens gegen Tripolis. Nicht als ob das Wetterleuchten des heraufziehenden Sturmes die Pfade der archäologischen Expedition erhellt, als ob die Hochherzigkeit der nach einer nordafrikanischen Kolonie lüsternen Römer von heute die Bestrebungen eines deutschen Forschungsreisenden etwa in ähnlicher Weise gefördert hätte, wie die Heerstraßen und sonstigen Verkehrsmittel des alten Römerreiches der Ausbreitung des Christentums Vorschub leisteten. Von allem trifft das Gegenteil zu. Aber gleichwohl danken wir es dem — angesichts der heutigen Kämpfe nur zu berechtigten — Mißtrauen der türkischen Regierung und der Beamten wie der Eingeborenen von Tripolis, daß die Frankfurter Expedition nach der Stätte des altchristlichen Menasheiligtums sich wandte. Und das kam so.

Karl Maria Kaufmann, der wagemutige Frankfurter Archäologe*, dessen Name für alle Zeiten mit dem langverschollenen ‚altchristlichen Lourdes‘ verknüpft ist, war mit seinem für Wissenschaft begeisterten Vetter Ewald

* Nicht zu verwechseln mit dem in seiner Art ebenfalls berühmten Inhaber der ‚Zentralauskunftstelle‘, der ebenfalls Karl Maria Kaufmann heißt, der sich ebenfalls Dr. theol. nennt und der vor kurzem ebenfalls in Frankfurt seinen Sitz aufgeschlagen hat (aber nicht dort geboren ist), während der Archäologe inzwischen wiederum eine Forschungsreise in den Orient unternommen hat.

Falls übereingekommen, eine Forschungsreise nach den altchristlichen Ruinenfeldern der Cyrenaica zu unternehmen, diesen Stätten, die heute weniger bekannt sind ‚als die schwärzesten Gebiete Zentralafrikas und der großen Wüste'*. Vor allem die ‚nach Rom, Athen und Karthago vielleicht wichtigste Trümmerstätte der antiken Welt', das einst vielgefeierte Cyrene, das in hellenistischer Zeit durch seine großartigen Tempelhallen, seine prächtigen Villenanlagen und sein an die Riviera gemahnendes Klima, in der christlichen Ära besonders durch seinen größten Sohn, den merkwürdigen Bischof Synesius von Ptolemais, berühmt war, lockten den Spürsinn des Archäologen. Aber auch andere Städte der alten Pentapolis, das ‚uneinnehmbare' Barka, dann Ptolemais, die zeitweilige Hauptstadt des Landes, ferner Arsinoe, und nicht zum wenigsten Berenike, das heutige Bengasi, dessen Gärten von den alten Dichtern besungen wurden, sollten erforscht werden. Sodann war Aussicht, einige von Synesius genannte, nicht mehr zu identifizierende Bischofssitze und außerdem große, von dem Geschichtschreiber Prokopius im sechsten Jahrhundert erwähnte, an der Grenze der fruchtbaren Zone vermutete altchristliche Klosteranlagen wieder zu entdecken. Gewiß ein verheißungsvolles, reiches Programm!

An Ermunterung fehlte es nicht. Georg Schweinfurth, der Nestor der deutschen Afrikaforscher, begrüßte das Vorhaben freudig. Schien ihm doch ‚die altehrwürdige Cyrenaica das Aschenbrödel der archäologischen Forschung zu sein'. Der Vertreter der christlichen Archäologie an der Universität Greifswald, Viktor Schultze, der selbst vor Jahren diesen Plan erwogen, ja sogar vorzubereiten begonnen hatte, erwartete von seiner Ausführung reichen Ertrag nicht nur für die Geschichte des Christentums, sondern auch für Rekonstruktion der östlich-christlichen Kunst. Beide Gelehrte versprachen jede ihnen mögliche Förderung. Aber eine Reihe anderer Sachkenner konnten ihre Bedenken nicht unterdrücken. So wies Kekule von Stradonitz, der Berliner Archäologe, auf ‚die größten inneren und äußeren Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens' hin, an denen zweimal ähnliche in Berlin angeregte Pläne gescheitert seien. Auch W. Dörpfeld, der Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, so sehr er die Sache als ‚aussichtsvoll und wichtig' erkannte, erinnerte doch an die schlimmen Erfahrungen, die im Jahre 1902 eine dänische Expedition mit der türkischen Regierung gemacht**, und vor ähnlichen Enttäuschungen warnte der Kartograph Rich. Kiepert. — Diese Bedenken rechtfertigten sich in der Folge nur zu sehr. Von Konstantinopel wie von Bengasi kam auf das Gesuch um Erlaubnis zu Grabungen ein direkt ablehnender Bescheid, und als die Reisenden bereits in Tunis waren, wurde im April 1905 anläßlich des Hafenbaues in Tripolis die Frage der italienischen Interessen daselbst aufgerollt. Damit war auch die Cyrenaica-Expedition endgültig gescheitert. ‚Die Häfen

* Dies hat sich seit dem tripolitanischen Kriege etwas geändert.

** Schon 1896 hatte L. H. Grothe Ähnliches erlebt, s. Beil. zur Allg. Ztg. 1898 Nr. 27: ‚Die Angst vor Spionage bedrückt seit einigen Jahren bedenklich die tripolitanischen Behörden.'

von Derna, Bengasi und Tripolis wimmelten von Spionen, die nach Lage der Dinge in jedem Emissär der Wissenschaft einen Vertreter der Gegenspionage erblickten und schon auf den von Tunis und Malta ausgehenden Schiffen jeden Passagier beobachten ließen.' So war ,das Wunderland, das nach Plinius den Basilisken erzeugte, und in welchem die geheimnisvollste offizinelle Pflanze der antiken Welt wuchs und sporadisch noch heute wächst' (das Silphium, dessen Tauperlen die Alten ,Tränen der Cyrenaica' nannten), den Reisenden verschlossen.

Das primäre Ziel, das Kaufmann mit sachkundigem Blicke als verheißungsvoll erkannt hatte, war durch die Macht äußerer Umstände in unerreichbare Ferne gerückt worden. Inzwischen sind die Amerikaner glücklicher gewesen, welche im Oktober 1910 mit ihren Ausgrabungen in Cyrene selbst und in Messa beginnen konnten. Ihre Fundberichte lassen die durch den Ausbruch des Krieges bedingte Unterbrechung nur noch mehr bedauern. Denn wenn die Italiener sich festsetzen, so ist von ihrer allzu oft bewährten Eifersucht in Ausgrabungsfragen kaum zu hoffen, daß sie einer fremden Nation ein so ertragreiches Feld überlassen würden. Müssen sie aber abziehen und wird die alte Herrschaft wiederhergestellt, so dürften Ausgrabungen zunächst ebenfalls ausgeschlossen sein, und müßte die Cyrenaica wohl noch auf lange Zeit das Aschenbrödel der archäologischen Forschung bleiben. Und doch möchte man von einer felix culpa derer sprechen, welche die Frankfurter Expedition an der Aufnahme ihrer Arbeiten dort hinderten, angesichts der ungeahnten, glänzenden Erfolge, welche durch jene Enttäuschung veranlaßt wurden. Der umsichtige Leiter der Reise hatte nämlich noch einen anderen Plan in petto, den er für den Fall des Mißlingens des cyrenischen Programms ausgearbeitet hatte: ,Die Wiederentdeckung eines hochbedeutsamen, lange vergebens gesuchten altchristlichen Heiligtums in der Libyschen Wüste, des Grabtempels des hl. Menas. Hier kam ägyptischer Boden in Frage; die Schwierigkeiten konnten unter der Ägide eines nach modernen Prinzipien regierten Staatswesens, wie es das ägyptische seit der englischen Okkupation darstellt, nicht unüberwindliche werden. Und diesmal sollte das Glück hold sein, ja die Entdeckung der altchristlichen Stadt der Wüste und des Nationalheiligtums der christlichen Ägypter, die man mit Recht als geradezu märchenhaftes Ereignis geschildert hat, übertraf unsere kühnsten Erwartungen,' rühmt Ewald Falls in seiner Beschreibung der Expedition*, aus welcher wir die meisten bisherigen wie manche der folgenden Angaben entnehmen.

Bereits am 11. Mai 1905 landeten die beiden Vettern — nach einer höchst launig beschriebenen Irrfahrt auf dem Ägäischen Meere, die sie bis nach Kleinasien führte — im Hafen von Alexandrien. In dieser Stadt sollten sie

* Drei Jahre in der Libyschen Wüste. Reisen, Entdeckungen und Ausgrabungen der Frankfurter Menasexpedition von J. C. Ewald Falls, Mitglied der Expedition. Mit einem Geleitwort von Monsignore Dr. Carl M. Kaufmann und 192 Abbildungen nach Originalaufnahmen, sowie zwei Karten. Freiburg, Herder, 1911, XVIII und 341 S. M. 8,50, geb. M. 10.— Vgl. die anerkennende Besprechung im ,Hochland' IX, 1 (1912), 783 f.

alsbald einen warmen Gönner und einflußreichen Förderer gewinnen. Dr. Johannes Schieß-Bey, nachmals Pascha, 1837 zu Herisau im Appenzeller Land geboren, 1885 Chefarzt des staatlichen arabischen Hospitals in der alten Ptolemäerresidenz, 1897 Oberbürgermeister der Stadt, lange Jahre Vorsitzender der Altertumskommission, der Männern wie Virchow, Robert Koch, Schweinfurth, Fritsch u. a. Gastfreundschaft geboten, den man leider am 25. Februar 1910 unter Teilnahme von ganz Alexandrien zu Grabe trug, interessierte sich sofort lebhaftest für die Expedition und wußte auch die maßgebenden Stellen für sie zu erwärmen. Ausgerüstet mit allerhand optischen, metrologischen und meteorologischen Apparaten, mit Waffen und Munition, mit reichen Konserven und verschiedenen Medizinalien nebst Anweisungen von Dr. Schieß für Behandlung der am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Eingeborenen, verließen Kaufmann und Falls die Alexanderstadt Anfang Juni (mit Daten ist Falls allzu karg). Der Polizeidirektor des westlichen Teils der Wüste Mariut hatte Beduinen mit Kamelen für die Expedition angeworben und alles Detail vereinbart. Höchst interessant ist die Vorstellung der einzelnen Glieder dieser Karawane, und spannend wie ein Roman liest sich Falls' Schilderung des dreißigtägigen Zuges durch die Libysche Wüste. Es galt ja, das Menasheiligtum erst zu suchen, über dessen Lage nur unklare, widersprechende Angaben sich fanden. Um nicht völligen Wassermangel zu riskieren, war einmal ein Gewaltritt von 22 Stunden (keine Pausen eingerechnet) nötig, was nicht ohne Gefahr war, indem der solcher Strapazen Ungewohnte wiederholt auf hohem Kamel einschlief und dabei in Gefahr schwebte, sich totzustürzen. Im Wadi Moghara wird die Karawane von einem Sandsturm überfallen, nachdem sie mit Mühe eine Gruppe von Zelten erreicht; der Glutwind dauerte den ganzen Tag. Man zieht nach dem Natrontale mit seinen Seen, seinen Klöstern und der Niederlassung der Salzkompagnie. Den beiden letzteren verdankt die Oase ihre Berühmtheit. Aber wie anders sieht sie heute aus als ehemals! ‚Wo jetzt Wüste und ständiger Kampf für kümmerliche Vegetation, da gab es in der klassischen Periode Ägyptens ausgezeichnetes Gartenland mit allerlei Obst, Oliven, Wein und Hülsenfrüchten.' Die Glanzperiode fällt ins christliche Altertum, wo die Verfolgungen unter Kaiser Dezius zahlreiche Flüchtlinge in die ‚Nitrische Wüste' führten, darunter einen hl. Antonius und Makarius. Von den ehemals ‚hundert Klöstern' haben sich vier bis heute erhalten, die aber, mit einer Ausnahme (Dêr Baramûs), einen wenig günstigen Eindruck machen. ‚Es ist erstaunlich, wie Koptenklöster, deren Insassen Steuer- und Militärfreiheit genießen, auch im Niltale gleichsam im Sumpfe der eigenen Rückständigkeit langsam untergehen.'

Nachdem die Karawane vergeblich die Aulabaliwüste von Süden nach Norden durchquert hatte, um vielleicht auf Spuren einer alten Straße von Alexandrien nach dem Natrontale zu stoßen, unternimmt sie von Kom Marghab aus einen Zug westwärts zu dem Zwecke, ein Ruinenfeld zu suchen, das die Eingeborenen als das größte der ganzen Mariut bezeichneten und Karm Abûm nannten. Nunmehr drohten aber die Kräfte unserer Abendländer zur Neige zu gehen. Schon länger hatten in einer unbehaglichen seelischen wie leiblichen Ver-

fassung, in nervöser Reizbarkeit usw. die Vorstadien ‚einer der ernstesten Krankheiten, welche dem Europäer in diesen Klimaten unter ähnlichen Verhältnissen drohen, der Dysenterie', sich geltend gemacht; jetzt wurde die Sache bedenklich. Infolge der einförmigen, viel zu wünschen übrig lassenden Nahrung — immer nur Konserven, kondensierte Milch, das Wasser in den Schläuchen faul, so daß es schon beim Waschen, vollends natürlich beim Trinken, Ekel erregte, stand man ja bereits im Juli! — stellten sich heftige, schließlich gar nicht mehr zu stillende Diarrhöen ein, die durch den damit verbundenen Blutverlust äußerst niederdrückend wirkten. Es erfüllt den fühlenden Leser mit inniger Teilnahme, wenn er erfährt, wie der Leiter der Expedition völlig apathisch und gänzlich unfähig, weiter zu reiten, allen Warnungen des arabischen Führers vor Räubern und Feinden zum Trotz auf dem Ruinenfelde liegen bleiben muß und die ganze Nacht kein Auge schließt, so daß sein Vetter das Äußerste befürchtet. War es nur Schwäche, oder war es die dunkle Ahnung, daß an dieser Stelle, wo der Leib zu sterben drohte, seinem Namen Unsterblichkeit erblühen werde, was den Ermatteten zurückhielt? Bei rascher Besichtigung entdeckt Falls noch abends am Tage der Ankunft ein Chaos von Kalksteinquadern, das auf eine ehemalige große Niederlassung weist. Noch mehr; er findet Tongefäßfragmente, die sich nach den in Alexandrien gesehenen Menasampullen als Bruchstücke von solchen erkennen lassen. Alles spricht dafür, daß man sich an der Stätte des gesuchten Heiligtums befinde. Diese frohe Mähr hat sicher wesentlich beigetragen zur Rettung des dem Tode Nahen. Der Sohn eines benachbarten Scheichs bringt ein schönes, intaktes Pilgerfläschchen mit dem Bilde des Heiligen und zeigt in nächster Nähe die Fundstätte, die deren eine Unmenge birgt. Zahlreiche andere Scherben stellen den christlichen Charakter der Trümmerstätte außer allen Zweifel, und Kaufmann entdeckt erst ahnungsweise, dann mit Sicherheit eine Apsis, die nachmals als die des Menastempels sich herausstellt. Nur die unabsehbare Größe des Ruinenkomplexes scheint gegen ein einfaches Heiligtum zu sprechen. Aber bald überzeugte man sich, daß es sich um eine Menas-*stadt* handle. Schließlich entpuppte sich auch die verdorbene Namensform als eine Bestätigung des Fundes, als zusammengezogen aus Karm Abu Mina, Weinberg des Vaters Mina (Menas).

‚Schon am 11. Juli 1905, vier Tage nach der Entdeckung, trug ein Kabeltelegramm der „Frankfurter Zeitung" die Nachricht von der Auffindung einer „altchristlichen Stadt in der Libyschen Wüste mit allen Anzeichen der langgesuchten Menasheiligtümer" in die weite Welt' (*Falls* S. 135).

Wie war aber Kaufmann überhaupt auf den Gedanken gekommen, dieses Wüstenheiligtum zu suchen, auf dessen Spur die Eingeborenen ihn schließlich geführt hatten? Wie De Rossi durch die literarischen Quellen, alte Pilgerführer, Stadtbeschreibungen, Angaben in Kirchenväterschriften u. dergl. auf die verschiedenen Katakombenanlagen in der Umgegend Roms aufmerksam geworden und durch Befolgung ihrer Weisungen zu seinen Entdeckungen gelangt war, so waren es neben den in alle Welt zerstreuten Menaskrüglein die alten Lebensbeschreibungen des Heiligen und der Bericht eines arabischen Reisenden

von der Schwelle des zweiten Jahrtausends, die den Frankfurter Archäologen auf die Suche des im Wüstensand begrabenen Menastempels riefen. Aber es leuchtet ohne weiteres ein, um wieviel schwieriger seine Aufgabe war gegenüber der des römischen ‚Fürsten der Archäologen‘. Handelte es sich bei diesem jeweils um die Absuchung eines Terrains von einigen hundert Metern, so ließen die Angaben von Kaufmanns Quellen einen Spielraum von halben, ja ganzen Tagereisen, und dies unter den schwierigsten Umständen. Um so heller strahlt die Gloriole dessen, dem der große Wurf gelungen. Wenn die literarischen Quellen die Wiederauffindung des Heiligtums veranlaßt haben, so werden sie nun selbst dafür in historische Beleuchtung gerückt, und mit dem Schutt über den Ruinen wurde auch das üppige Gerankе beseitigt, von dem der geschichtliche Kern der Legende verdeckt war.

Während des Hochsommers galt es, sich in der Heimat zu erholen und für die schwere Arbeit der Ausgrabung vorzubereiten. Das schwierigste an dieser Vorbereitung war die Gewinnung jenes Faktors, der nicht nur zum Kriegführen, sondern auch zu wissenschaftlichen Unternehmungen unentbehrlich ist. Hatte zu Anfang Kaufmanns Vater in hingebendster Opferfreudigkeit die Kosten bestritten, so reichten bald für ein so weitausschauendes Beginnen private Mittel nicht aus. Da war es zunächst Generaldirektor Bode in Berlin, sodann vor allem die Stadt Frankfurt mit ihrem weitblickenden Oberbürgermeister Dr. Adickes an der Spitze, aber auch eine Reihe von privaten Mäzenen — sie werden in der Vorrede des großen abschließenden Werkes über die Ausgrabungen, von dem wir gleich zu berichten haben, einzeln aufgeführt —, die die Mittel zur Durchführung der Ausgrabungen an die Hand gaben. Es gehört zu den erhebendsten Wahrnehmungen in einer Zeit, der man oftmals ausschließliches Verständnis für materielle Interessen und völlige Abgewandtheit von ideellen nachsagt, daß für einen rein wissenschaftlichen Zweck nicht nur einzelne Persönlichkeiten, sondern eine ganze, durch die Anforderungen der Gegenwart wahrlich schon genug belastete Stadtgemeinde so große Summen opferten. So sind die reichen Kunst- und Kultgegenstände, die Kaufmanns Bemühungen zutage förderten, nicht nur Zeugen für den einstigen Glanz der Menasstadt, sondern auch für die Liberalität einer heutigen Stadtverwaltung und privater Kreise, und die monumentalen Publikationen Kaufmanns sind Denkmäler wie seines hingebenden Forschungsdranges, seines eisernen, beharrlichen Fleißes und seiner reichen Gelehrsamkeit, so der treuen Anteilnahme seiner Vaterstadt und seiner sonstigen Gönner.

Am 18. Oktober 1905 landeten die beiden ‚Effendis‘ wieder in Port Said. Unter gütigem Beistand des unermüdlichen Schieß-Bey und Masperos wie anderer Helfer wurde die behördliche Genehmigung zu den Ausgrabungen erwirkt und die nötigen Arbeitskräfte angeworben. Es wurde aber Mitte Dezember, bis die eigentlichen Arbeiten beginnen konnten. Und nun dauerte die Kampagne bis zum Juni 1907, für Falls nur unterbrochen durch eine Reise, den einen starken Monat beanspruchenden Zug in die Wüste Siwa mit dem Vizekönig von Ägypten, während welcher Zeit Kaufmann allein unter großen

Fährlichkeiten mitten in dieser wildfremden Umgebung die Arbeiten zu leiten und die Ordnung zu wahren hatte. Es gehört eine ebenso begeisterte Hingebung an die Sache wie eiserne Arbeitskraft dazu, um bei einer höchst primitiven Verpflegung neben all den physischen und geistigen Anstrengungen der Ausgrabung noch literarisch tätig zu sein und die Ergebnisse sofort der wissenschaftlichen Welt vorzulegen. Unser Expeditionsleiter brachte es fertig. Schon ‚im Juni 1906' ist im ‚Zeltlager am Karm Abu Mina' das Vorwort des ersten Berichtes datiert, nach einem halben Jahre, am Silvesterabend 1906, das des zweiten; ein dritter Bericht erschien 1908*. Im folgenden Jahre veröffentlichte Kaufmann einen kleinen, für weitere Kreise berechneten Führer durch die Ausgrabungen**, 1910 eine neue, streng wissenschaftliche Schrift zur ‚Ikonographie der Menas-Ampullen'***, während Falls eine Schilderung der Natronklöster und seines Wüstenzuges nach der Amon-Oase im Gefolge des Vizekönigs von Ägypten, schließlich 1911 eine Beschreibung der ganzen Entdeckungsfahrt lieferte, nachdem er schon 1908 eine Sammlung von ungedruckten Beduinenliedern herausgegeben†. Die Krone aller die Expedition behandelnden Veröffentlichungen aber bildet Kaufmanns monumentales Prachtwerk: ‚Die Menasstadt und das Nationalheiligtum der altchristlichen Ägypter in der westalexandrinischen Wüste. Ausgrabungen der Frankfurter Expedition am Karm Abu Mina 1905—1907. 1. Band, mit 613 Abbildungen auf 70 Tafeln in Heliogravüre und 32 Tafeln in Lichtdruck, sowie zahlreichen Textbildern und Plänen.'††

---

* C. M. Kaufmann, Die Ausgrabung der Menasheiligtümer in der Mareotiswüste. [I.] Bericht über die Ausgrabung des Nationalheiligtums der altchristl. Ägypter. I. Periode: November 1905 bis Juni 1906. Mit 54 Abb. 107 S. 4°. Cairo, Finck & Bayländer, M. 7.50. — II. Bericht: Die Sommercampagne Juni bis November 1906. Mit 48 Abb. und Plänen. 124 S. Ebd. M. 7.50. — III. Bericht: Abschluß der Ausgrabungen. Mit 64 Abb. und 1 Plan. 30 S. und 30 Tafeln. Ebd. 1908. M. 6.— Eine französische Bearbeitung dieser Berichte erschien ebend. 1908: La découverte des sanctuaires de Ménas dans le désert de Maréotis, als Publication de la Société archéologique d'Alexandrie. 214 S. 8°.

** Der Menastempel und die Heiligtümer von Karm Abu Mina in der ägypt. Mariutwüste. Mit 1 Karte und zahlr. Abb. und Plänen. 90 S. kl. 8°. Frankfurt a. M. Baer & Co. M. 3.—.

*** Mit bes. Berücksichtigung der Funde in der Menasstadt nebst einem einführenden Kapitel über die neuentdeckten nubischen und äthiop. Menastexte. Mit über 100 Abb. und 1 Plan. 187 S. Imp. 8°. Cairo 1910, Diemer, Finck und Bayländer Succ. (M. 9.—).

† J. C. Ewald Falls, Ein Besuch in den Natronklöstern der Sketischen Wüste. (Frankf. zeitgem. Broschüren, Bd. 25) 1905. — Ders., Beduinenlieder der Lybischen Wüste, gesammelt, erstmalig herausgegeben und übersetzt (mit dem arab. Text als Anhang). Mit 46 Abb. 240 S. Imp. 8°. Cairo 1908. M. 9.— — Ders., Siwah, die Oase des Sonnengottes in der Libyschen Wüste. Mit 25 Abb. 48 S. Imp. 8°. Mainz, Kirchheim 1910. M. 2.— Den Titel der jüngsten Publikation s. o. S. 21.

†† Verlag von Karl W. Hiersemann, Leipzig 1910. X und 142 S. Folio Text (mit 102 Tafeln). M. 150.—.

Es sei gestattet, hier das Urteil eines als Philologen, Archäologen und Liturgiehistorikers gleich hervorragenden Gelehrten zu zitieren. Anton Baumstark hatte schon im Jahre 1907 geschrieben, daß die Ausgrabung der Menasstadt ein Ereignis bedeute, wie wir es auf dem Gebiete der christlichen Archäologie ‚gleich bedeutsam seit den ruhmreichsten und entscheidendsten Tagen der Ausgrabungskampagne De Rossis in den römischen Katakomben nicht mehr zu begrüßen das Glück hatten‘. Und angesichts des Kaufmannschen Prachtbandes ergänzte er dieses Urteil durch das weitere, ‚daß überhaupt wohl niemals bisher Funde altchristlicher Monumente eine so luxuriöse Publikation erfahren haben, wie sie den im Sande der Mareotiswüste gemachten hier zuteil zu werden beginnt. Kaum vermag das Auge sich wieder loszureißen von dem Zauber des starken Hunderts auf der höchsten Stufe vollendetster moderner Reproduktionstechnik stehenden Tafeln‘. Er findet ‚Veduten, über die mit der glühenden Fülle südlichen Lichtes ein intimer Reiz echt malerischer Erfassung ausgebreitet ist‘, die ‚ein künstlerisches Sichhineinempfinden des Aufnehmenden in die Stimmung der Objekte‘ verrät.

Doch wichtiger als der künstlerisch-ästhetische Eindruck des Buches ist die wissenschaftliche Bedeutung der Expedition und ihrer Publikationen. Sie liegt auf dem Gebiete der Kirchen- und Religionsgeschichte, der Kultur- und Kunstgeschichte. Auf die Legende des hl. Menas, die in verschiedenen Variationen und Sprachen vorliegt — Kaufmann bringt einige neue Versionen bei —, empfiehlt es sich nicht, näher einzugehen, nachdem der scharfsinnige Bollandist Hippolyt Delehaye den überzeugenden Nachweis geführt hat, daß die allen späteren Fassungen zugrundeliegende Passio nichts weiteres ist als eine Adaption oder, weniger euphemistisch geredet, ein Plagiat von Basilius' Panegyrikus auf den hl. Gordius. Wenn nach der Legende Menas, der gebürtige Ägypter, als Soldat nach Cotyaia in Phrygien gekommen, dort gemartert und dann sein Leichnam in die Heimat zurückgebracht worden sein soll, so sieht Delehaye darin nur einen Versuch, das frühe Dasein eines besonders gefeierten Menasheiligtums in der kleinasiatischen Stadt neben dem ägyptischen zu erklären. Tatsächlich war Menas ein geborener Libyer und hat in seinem Vaterlande den Martertod erlitten; Sophronius, Mönch und seit 634 Patriarch von Jerusalem († 638), kennt ihn nur als lokalen libyschen Heiligen, dessen ganzes Leben bis zu seinem Triumph sich in seiner Heimat abwickelte, ohne die geringste Anspielung auf Phrygien oder sonst ein fremdes Land*.

Läßt sich für die genauere Kenntnis der Lebensumstände des hl. Menas aus den Ausgrabungen nichts gewinnen, so sind diese dafür um so ergebnisreicher nach anderen Richtungen. Vor allem kann seine geschichtliche Existenz nicht mehr bezweifelt werden. Der mehrfach unternommene Versuch, St. Menas lediglich als Phantasiegebilde, als den christianisierten Horus zu betrachten**, wofür seine bildliche Darstellung zwischen zwei Kamelen oder als Reiter zu

* Analecta Bollandiana XIX (1910), 117 ff.

** Siehe dagegen Kaufmann im Oriens christianus N. F. I (1911), 88 ff.

sprechen schien, ist, wenn nicht durch den Nachweis der zu Ehren des Heiligen erbauten Stadt, so sicher durch Freilegung seiner Gruft hinfällig geworden. In anderen Punkten aber werden die alten Legenden und Wunderberichte durch die Ergebnisse der Ausgrabungen widerlegt. So wenn unter Verwendung eines öfters wiederkehrenden Motivs die Ruhestätte des Martyrers durch die seine Überreste tragenden Kamele bestimmt worden sein sollte, die nicht mehr weiter zu bringen gewesen wären. Hier haben sich Anhaltspunkte ergeben, daß schon ältere Grabanlagen, also auch Niederlassungen, sich an der Stätte befanden. Dies ist auch dadurch nahegelegt, daß hier die von Alexandrien einerseits nach dem Natrontale, andererseits nach der Amon-Oase führende Karawanenstraße sich teilte, und daß an dieser Stelle allem nach eine wichtige Wasserstation schon lange vor der christlichen Zeit vorhanden war. Die stark von Mythen durchwobenen Legenden lassen sich auch nicht etwa damit retten, daß man auf die den Heiligen auf den Darstellungen flankierenden Kamele hinweist,* die eine Bestätigung der Rolle wären, welche diese Tiere bei der Translation des Leichnams gespielt haben sollten. Faktisch dürfte der Tatbestand umgekehrt der sein, daß die Legende ätiologisch die ikonographische Erscheinung zu erklären sucht, also jünger ist als die Darstellung, die allem nach St. Menas einfach als Patron der Wüste bezeichnen wollte.

Von der Verehrung, die dieser Heilige dort erfuhr, hatten wir bisher gar keinen Begriff. Wo man eine Kirche etwa mit einem Kloster und einigen Pilgerherbergen erwartete, da enthüllten sich unabsehbare Ruinen einer großen, weit ausgedehnten Stadt mit einer ganzen Reihe von Heiligtümern. Da ist es die an Stelle einer ursprünglichen schlichten, angeblich auf Konstantin den Großen zurückzuführenden Memoria erbaute Gruftbasilika, deren Vollendung Kaufmann im Anschluß an die äthiopische Menasvita in die letzte Zeit Theodosius des Großen (379—395) verlegt. Ostwärts dicht an sie anstoßend erhob sich eine zweite Basilika, die nach Kaufmanns Auffassung unter des Theodosius Sohn und Nachfolger im östlichen Reiche, Arkadius, entstanden wäre. Wir müssen aber gestehen, daß uns damit der äthiopischen Vita ein größeres Vertrauen geschenkt scheint, als ihr Charakter rechtfertigt, und daß die Vermutung A. Baumstarks, die sich auf einen von Severus Aschmunein überlieferten Bericht des koptischen Patriarchen Michael I (744 bis 768) stützt, sehr viel Bestechendes hat. Zwei große Basiliken dicht nebeneinander innerhalb stark zweier Jahrzehnte (Arkadius starb 408) wäre etwas viel, und Baumstark dürfte das Richtige treffen, wenn er die ältere, die Gruftkirche, als Arkadiusbasilika, die an sie anstoßende als die Theodosiusbasilika — aber nicht nach dem ersten, sondern nach dem zweiten Theodosius († 450) benannt — bezeichnet wissen will. Der äthiopischen Vita wäre eben eine Verwechslung passiert. Für diese spätere Datierung beider Kirchen spräche nicht nur, daß die jüngere laut den Quellen eine Muttergotteskirche war, und eine solche nach dem Konzil von Ephesus vom Jahre 431 ganz begreiflich wäre, während sie in des Arkadius Tagen eine Anomalie bedeutete. Auch der Apsidenabschluß der Grabkirche (außer der Hauptapsis in der geradlinigen Mauer zwei kleinere) repräsentiert eine ‚verhältnismäßig späte Form'. Nun

hat allerdings Kaufmann erklärt, auf Grund der Funde selbst die Richtigkeit seiner Ansätze absolut beweisen zu können*. Allein wie dies ohne Inschriften, von deren Vorhandensein wir bisher nichts gehört hätten, mit ‚absoluter' Sicherheit geschehen soll, ist uns vorerst nicht ganz klar.

Außer den beiden genannten Basiliken besaß die Menasstadt eine weitere auf dem nördlichen Friedhof, sodann die sog. Badebasilika, d. h. eine dreischiffige Kirche mit überraschend weitverzweigten Badeanlagen in ihrem Innern wie in ihrer nächsten Umgebung. Ist der Bau schon architektonisch merkwürdig durch die bisher erst für eine wesentlich spätere — die romanische — Zeit nachgewiesene Vereinigung eines Ost- und Westchores, so wird er vollends religions- und kulturgeschichtlich interessant durch das heilige und heilende Bad, eine Erscheinung, die der Menasstadt längst die Bezeichnung eines altchristlichen Lourdes eingetragen hat. Auch unter der Gruftkirche befindet sich ein Kanal, in den man durch einen Schacht gelangen konnte; aber die Badebasilika hat ein ganzes System von Anlagen auch für warme Bäder, deren Heizvorrichtungen teilweise noch erhalten sind. Die Rohrleitungen hatten bis auf Reste den Beduinen früherer Jahrhunderte Material zum Kugelgießen geliefert. Schöpfbassins, Badepiszinen, ein Pilgerteich von rund 150 Quadratmeter Fläche, ein großer Badesaal und zahlreiche Einzelzellen dienten für die Anwendung des heiligen Wassers an Ort und Stelle wie für Abfüllung in Fläschchen zum Mitnehmen durch die Pilger. Von diesen Entdeckungen fällt ein helles Licht auf die in alle Welt zerstreuten Menaskrüglein (aus Tonerde), über deren Zweck und Bedeutung vielfach irrige Vorstellungen bestanden. Große Brennereien, über verschiedene Viertel der Stadt verteilt, sorgten für die Herstellung teils von Schöpfgefäßen, teils von Krügchen (Ampullen) für den Export. Ihre Größe war verschieden (Kaufmann unterscheidet drei Typen), ihre Zahl ging in die Tausende; eine Unmenge dieser mit der Darstellung des Heiligen geschmückten Krügchen fand sich bald in zerbrochenen, bald in besterhaltenen Exemplaren auf dem Trümmerfelde. Die Wunderberichte wurden natürlich durch die Pilger weit über christliche Kreise hinaus auch in die Reihen von Juden und Ungläubigen — und auch solche fanden Heilung bei St. Menas — getragen; auch einige literarische sind uns erhalten. Sie steigerten den Ruhm des Wüstenheiligtumes immer höher, die Bitt- und Dankgeschenke wurden immer zahlreicher und glänzender.

So nimmt denn die Menasstadt eine religions- wie kulturgeschichtlich höchst merkwürdige Stellung ein unter den Wallfahrtsstätten des christlichen Altertums. Wenn das Grab des Herrn zu Jerusalem, die Gräber der Apostelfürsten zu Rom und die Ruhestätte des hl. Martinus zu Tours im allgemeinen aus rein idealen Motiven der Andacht besucht wurden, so zog ans Grab des libyschen Nationalheiligen zugleich der Wunsch nach Heilung die Pilgerscharen. Wir haben hier den ganz einzigartigen Fall, daß ein altchristliches Wallfahrtszentrum, das sich so ziemlich in seiner ursprünglichen Art erhalten hatte, freigelegt wurde. Noch wesentlich interessanter würde die Sache, wenn das Fortleben des paganen

* Siehe Baumstarks Mitteilung im Oriens christianus N. F. I, 152 f.

Ritus des Tempelschlafes, der Inkubation, der von Kaufmann im Anschluß an die griechischen Mirakula angenommen, von Delehaye mit der Glaubwürdigkeit jener Quelle angefochten wird, sichergestellt wäre. Hoffentlich kommt in diese Frage mit dem Fortgang der Forschungen die wünschenswerte Klarheit. Die Klosteranlagen waren so ausgedehnt, daß ihr Entdecker mit Recht sagt, die altchristliche Welt habe ihresgleichen nicht gekannt, sie seien ebenso einzigartig gewesen, wie das große Baptisterium der Menasstadt ein Unikum für die Nillande war. Vereint mit den Heiligtümern betrug die von den Klöstern eingenommene Fläche über 40 000 Quadratmeter. ‚Die Insassen dieser Bauten besorgten den Gottesdienst im ganzen Distrikte sowohl wie in der Nationalkirche, pflegten die Pilger und Heilungsuchenden und kultivierten die ganze Gegend, die damals den vollen Charakter eines an Weinbau und Palmen reichen Oasengebietes hatte.‘ Unsere Forscher ‚gruben die großen Portalgebäude dieser Cönobien aus, Zellenkorridore, Säle und Speiseräume, Proviantkammern, Wäscherei und Ökonomieräume der verschiedensten Bestimmung‘.

Nicht weniger bedeutsam sind die Ergebnisse der Ausgrabungen für die Kunstgeschichte. Es hat berechtigtes Aufsehen in den Kreisen der Vertreter der letzteren erregt, als Kaufmann berichten konnte, daß er in der Menasstadt nicht weniger als vier Arten von Kirchen ausgegraben habe: die dreischiffige Basilika mit ausladender Apsis (Gruftkirche), die Basilika mit Querschiff (‚Arkadiusbau‘, nach Baumstark eher von Theodosius II), die oblonge Basilika mit eingebauter Apsis auf dem Nordzömeterium, und endlich die Bäderbasilika mit Gegenabsiden. Man hat ‚im Grundriß der verschiedenen Bauten, in der Durchführung ihres Aufbaues eine solche Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit, eine solche Zielsicherheit in der Handhabung technischer Schwierigkeiten‘ beobachtet, daß ‚alles, was Rom dagegen aufweisen kann, befangen und tastend wirkt‘*. In der Tat haben wir in der Wüste Ägyptens zu einer Zeit, da man in Rom kaum über die Saalkirche und den ersten Basilikentyp hinausgekommen war, vier Typen der christlichen Basilika und damit einen Beweis für die Führerschaft des Orients in der Architektur des Frühchristentums; denn jene Bauten sind auf keinen Fall von Rom beeinflußt. Die frappante Übereinstimmung der ‚Arkadius‘-Basilika in Grundriß und Aufbau mit der römischen (alten) Basilika St. Paul erklärt sich nicht daraus, daß erstere eine Kopie der letzteren wäre, sondern aus dem gemeinsamen Ursprung beider im Osten. Die Frage: ‚Orient oder Rom?‘ beantwortet sich hier von selbst. Und erst das dekorative Element! Rom zeigt um diese Zeit im plastischen Schmuck seiner Basiliken nirgends ein spezifisch christliches Emblem, sondern plündert vielmehr heidnische Bauten; die Menasstadt weist in ihren (im Gegensatz zu den wenigen römischen Typen) reich variierenden Kapitellen bereits das Kreuz (Siegeskreuz im Kranze) mit dem Monogramm Christi auf und die Taube, das beliebte christliche Symbol. Aus all dem vernimmt J. Sauer die Mahnung, in kunsthistorischen Dingen ‚unsere Blicke nicht zu ausschließlich auf Rom haften zu lassen‘, und Baumstark erklärt entschieden: ‚Die epochemachen-

* J. Sauer in der Internationalen Wochenschrift 1911, Nr. 4, Sp. 123.

den Funde beim Heiligtum der Mareotis lassen den Standpunkt unserer Gegner — „der alten romzentrischen Konstruktion frühchristlicher Kunst- und Kulturgeschichte“ — einfach als antiquiert erscheinen.'* Kaufmann selbst freilich, so wenig er seine Übereinstimmung mit diesen Urteilen verhehlt, will in seiner Bescheidenheit ‚weniger die kunsthistorische Eingliederung des Materials als vielmehr die Vorlage desselben' sich zur Aufgabe stellen — eine Zurückhaltung, die dem Entdecker nur zur Empfehlung, der Sache zum Vorteil gereicht: das Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit wird auch bei Vertretern eines anderen Standpunktes nicht alteriert.

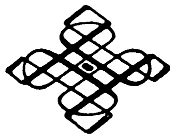
* * *

Die rasche zeitliche Folge der Basiliken, die auch in ihren Trümmern noch genügende Anhaltspunkte für kunstgeschichtliche und kunstkritische Würdigung bieten — mögen sie nun mit Theodosius I oder mögen sie erst mit seinem Sohne Arkadius beginnen —, zeigt allein schon, wie den Zeitgenossen selbst unverhofft der Ruhm des Wüsteneilandes wuchs und der Zustrom der Pilger anschwoll, und wie beide zu immer neuen Erweiterungsbauten drängten. Unter Kaiser Zeno im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts geschah den alten Berichten zufolge besonders viel; er baute sich dort eine Residenz und legte eine Garnison — es heißt von 12 000, in einer andern Quelle, sicher irrtümlich, gar von 123 000 Mann — in die Stadt, was die Ansiedlung von vielen Großen zur Folge hatte. Das fünfte und sechste Jahrhundert bezeichnen die Blüteperiode der heiligen Stadt. Sei es die Weltabgeschiedenheit in der Wüste, die das Heiligtum vor der ersten Wut der islamitischen Invasion des siebten Jahrhunderts schützte, sei es die Rivalität zwischen Jakobiten und Melchiten, welche die Erhaltung desselben den Eroberern rätlich erscheinen ließ, Tatsache ist, daß die Menasstadt bestehen blieb, als die übrigen christlichen Zentren des Nillandes der Zerstörung anheimfielen. Aber für die Dauer konnte die Oase dem Schicksal des benachbarten Kulturlandes nicht entgehen. Ausgemeißelte und gewaltsam zerstörte Kreuze und Monogramme deuten die Spur nicht nur von Plünderern, sondern auch von Christenfeinden an, jüngere Stützmauern an hervorragenden Punkten beweisen, daß man das kostbare Baumaterial aus der Wüste entführte, und tatsächlich haben die Kalifen es nicht verschmäht, sich hier zu bereichern. ‚Noch heute sieht man die Reparaturen und Stützen, mit denen der protestierende Patriarch (der jakobitische Joseph 837—849) dem zugefügten Schaden zu begegnen suchte.' Vergebens. Bald nachher erfolgte eine neue Brandschatzung, diesmal des Tempelschatzes, und damit scheint der endgültige Verfall begonnen zu haben, der sich gegen Ende des ersten Jahrtausends vollendete. Der Greuel an heiliger Stätte mag ebenso wie die Unsicherheit der Wege und das Versiegen des Wasserreichtums die Pilger ferne gehalten und ihre Opferfreudigkeit ertötet haben; zur Bereicherung räuberischer Feinde mochte niemand Weihegeschenke bringen. Die Stadt und ihre Bauten wurden zu Schlupfwinkeln räuberischer Beduinen, wie es am Anfang des zweiten Jahrtausends ein ungenannter arabischer Reisender sah und beschrieb. Aber seine Schilderung hätte als Aus-

* Röm. Quartalschr. 1911, 34.

geburt orientalischer Phantasie gelten können, wenn nicht deutsche Energie die Ruinenfelder aufgedeckt und die Steine für die Wahrheit jenes Berichtes hätte zeugen lassen. Heute ist kein Zweifel mehr, daß einstmals eine üppige Vegetation, prangende Weingärten und lachende Fluren zu sehen waren und ein reiches geistiges, religiöses Leben blühte, wo heute nur mehr Sand und Steine zu sehen sind, und die Wüstensöhne ihr unstetes, anspruchsloses Dasein fristen.

Kein zweites Martyrerheiligtum — man braucht kaum die Gräber und Basiliken der Apostelfürsten auszunehmen — hat im Altertum größeren Ruhm und größere Bedeutung erlangt als jenes des hl. Menas in der Libyschen Wüste; keines ist, wie Delehaye zutreffend bemerkt, Gegenstand größerer, mit ähnlichem Erfolg gekrönter Anstrengungen gewesen, keines hat eine glänzendere Publikation seiner Monumente erfahren. Daß dies gerade durch deutsche Forscher geschehen, ist für uns ein Grund mehr zur Freude. Deutschland hat damit, konstatiert Sauer, wenigstens einen Erfolg den großen Leistungen außerdeutscher Staaten auf dem Gebiete christlicher Altertumskunde an die Seite gesetzt. Der Dank dafür und die Ehre gebühren in erster Linie den beiden Forschern, die ihre Gesundheit, ja ihr Leben daran gewagt; sie gebühren dem greisen Vater Kaufmanns, der, ohne in glänzenden Verhältnissen zu stehen, in jugendlicher Begeisterung Tausende für die Arbeiten seines Sohnes hingab; der Stadt Frankfurt und den übrigen Mäzenen, ohne deren reiche Unterstützung das Unternehmen nicht hätte durchgeführt werden können. Das alles ist in hohem Grade erfreulich; nicht erfreulich aber ist, daß bis zur Stunde weder eine kirchliche noch eine staatliche Stelle sich gefunden hat, welche an Kaufmann einen akademischen Lehrstuhl oder sonst eine seinen Fähigkeiten und Leistungen gebührende Stellung, wie sie Dutzenden für nicht den zehnten Teil von Arbeiten zuteil werden, zu vergeben gehabt hätte. Nur die theologische Fakultät der Münsterer Hochschule hat bisher gezeigt, daß sie die hervorragenden Verdienste und die seltenen Opfer an Kraft und Gesundheit des Frankfurter Archäologen zu schätzen weiß, indem sie ihm die theologische Doktorwürde honoris causa verlieh.



Der Heilige / Neue Franziskuslegenden*
Von Fr. A. Holland

Das Verstummen.

Einmal begab es sich, als der heilige Franziskus in gewaltigen und geheimnisvollen Worten von der Liebe Gottes predigte, daß er mitten im Worte verstummte und erblich. Sein Schweigen aber dauerte nicht länger, als ein Mensch braucht, um Atem zu holen. Und nach diesem Schweigen erglühte sein Antlitz, seine Stimme war gewandelt, und die Worte der Liebe brachen aufs neue und unerhört aus seinem Munde wie Feuerströme und wie lebendige Flammen.

Sein Verstummen aber ist so zu deuten:

Er hörte eine Stimme an der Pforte seiner Seele liegen und die Stimme sprach zu seiner Seele, und ein dunkler Grimm schäumte in der Stimme: ‚Was redest du da, du Tor? Meinst du, weil das Gras grün ist, weil die Bäume Blüten tragen zu ihrer Zeit, weil die Blumen und Vögel lieblich anzusehen sind, weil die Sonne den Tag vergoldet und die Nacht in vielen Schleiern ruht, — meinst du, das Leben sei gut und lieblich zu leben? Weißt du nichts von denen, die auf den Schlachtfeldern liegen, die zerschlagen und zerstochen sind, denen die Sonne die Krallen in die Wunden schlägt, daß sie nicht leben und nicht sterben können? Du, der du alles hörst und siehst, hörst du nicht ihr Wimmern und ihr Betteln um den Tod? Bist du taub geworden, Franziskus? Was redest du von der Liebe Gottes und siehst nicht die Qual der Menschen? Weißt du nichts von den Gefangenen und Verachteten, die ihre Nägel blutig reißen am Gitter ihrer Kerker, hörst du nicht die Kranken aufbrüllen in ihrer Qual, siehst nicht die Blinden mit offenen Augen starren und ihren Mund sich krümmen vor unsäglichem Leid? Und die Verschütteten und Versunkenen, die hingefahren sind in jähem Verderben in der Last ihrer Sünden, hörst du nicht ihre Seelen winseln um Liebe und Gnade von Gott und den Menschen? Bist du taub und blind? Was redest du da von Liebe, du Tor! Hebe deine Augen auf und schaue! Voll Pein ist die Welt, höre die Kehlen, wie sie zu Gott schreien und Gott erhört sie nicht. Du aber stehst hier und predigst von seiner Liebe.‘

Da stand die gewaltige Seele des Heiligen auf und sprach zu der Stimme: ‚Ich kenne dein Rufen! In den Nächten verscheuchst du den Schlaf von meinen Wimpern und liegst an meinem Ohr und lässest nicht ab, bis der Morgen sich hebt. Wer bist du, daß du so zu mir redest?‘

Sprach die Stimme und war ein großes Beben in ihr: ‚Wisse, der Glücklosen und Unseligen Seelen sind in mir, und ich bin ihnen Seele und Wort. Mich haben sie erwählt, daß ich vor dir stehe und zu dir schreie

* Vergl. Juniheft 1912.



Wilhelm Leibl / In der Küche



aus dem Abgrund unserer Qual. Die Schwingen unserer Seelen sind zerbrochen, wir kriechen am Boden gleich Gezücht und Gewürm, und der Menschen Fuß geht über uns weg. Wer ist es, der uns dieses tat? Wer hat uns in den Schatten gestoßen, daß wir die Sonne nicht schauen mit unseren Augen? Wer verdirbt den Bissen in unserem Munde, wer vergiftet den Wein in unserem Becher? Wer tat uns das? Du weißt es, Franziskus; du aber schweigst zu unserem Jammer und predigst von der Liebe Gottes und weißt, daß du lügst.'

Und die Seele des Heiligen beugte das Haupt in bitterem Jammer und sprach: ‚Wohl weiß ich, wer euch dieses tat. Siehe, des Leides Sinn und Geheimnis ist mir offenbar, doch deine Ohren sind nicht geschaffen, es zu vernehmen. Noch läuft die Kette über das Rad der Zeit, und mir ist nicht gegeben, daß ich sie zerbreche und versenke in das Meer der Ewigkeit. Noch ragt der Dunkle aufrecht, noch ist die Saat der Welten nicht reif. Und wenn deine Flügel zerbrochen sind, daß du nicht auffliegen kannst und dich bergen in Gottes Schoß — meinst du, es gäbe nur e i n e n Weg zu des Ewigen Herzen? Wähnest du, Gott ließe einen im Abgrund, der nach seinem Ebenbilde geschaffen ist und der in W a h r h e i t zu ihm schreit? Siehe, Gottes Ohr ist taub für deinen Hohn; wird es taub sein für deine Liebe? So du in Wahrheit zu ihm rufst und deine Wahrheit in Liebe hüllst, zur selben Stunde wird er bei dir sein und sich nicht mehr von dir heben in alle Ewigkeit. Siehe, ich rede in Worten des Geheimnisses zu dir; der Engel des Schweigens legte seine Hand auf meinen Mund, daß ich nicht spreche von dem, was unaussprechlich ist. Ich liebe dich, du Seele der Unseligen, ich stehe in Zittern vor dir, dein Leid ist mein Leid und dein Kummer ist mein Kummer. Steige hinab in die tiefsten Schächte und suche die Schätze, die Gott in dir verborgen hat. Suche sie und bringe sie ans Licht. Gott ist gerecht.'

Da schrie die Stimme auf und war wie das Brausen vieler Gewässer und war wie das Schreien Ertrinkender, das der Gewässer Brausen überschreit: ‚Wehe uns! Wehe, Franziskus, wenn nichts über uns ist als Gerechtigkeit! Unsere Sünde ist rot wie Scharlach, und Gottes Gerechtigkeit wäscht sie nicht rein. Nicht um Gerechtigkeit liege ich hier; so uns nichts widerfährt als Gerechtigkeit, so sind wir zertreten und stürzen in des Abgrunds tiefste Tiefen. Sind nicht auch Menschen gerecht? Und ist Gott nicht über den Menschen? Wehe uns, wenn er richtet nach dem Maß unserer Sünden. Uns wäre besser, einer Mutter Schoß hätte uns nie umschlossen. Glüht nicht ein Licht in Gottes Herz, das alle Gerechtigkeit überstrahlt? Um seiner G n a d e willen liege ich hier, um seiner großen Gnade willen, die über allem Denken ist und

über aller Gerechtigkeit. Siehe, nichts anderes finde ich in den verschlossenen Kammern, die aufsprangen vor deinem Wort, als seiner Gnade Geheimnis und seines Lichtes Leuchten. Hilf mir, Franziskus, . . . meine Zunge ist zerbrochen von Leid und verdorrt von Qual . . .'

Da sprang die Seele des Heiligen weit auf in ihren Angeln, und ein goldener Glanz strömte aus ihren Hallen, und eine Stimme scholl aus ihr, wie die Stimme aller Himmel: ‚Tritt ein in mein Heiligtum, du Seele der Unseligen, und fürchte dich nicht! Aus Not und Tod ist dir die Wahrheit geboren, und keiner kommt zu mir, denn durch die Wahrheit. Tritt ein und lerne die Liebe.'

Und die Scharen der Unseligen zogen ein in des Heiligen Seele, und der Heilige spannte die gewaltigen Fittiche und riß sie mit sich auf in dem feurigen Sturm seiner Liebe und legte sie nieder in Gottes Schoß.

Solches geschah im Augenblick des Verstummens.

Der Tag der Lust.

Als der Heilige eines Tages auf dem kleinen Rasenhügel saß, kam ein altes Weiblein des Weges und erzählte ihm von einem Kranken ihres Dorfes, der gar große Schmerzen zu erdulden habe und sein Leid mit übermenschlicher Sanftmut ertrüge. Die Alte aber vermeinte, der Bruder (den sie nicht erkannte) solle ein löbliches Werk tun und solle den Armen besuchen und ihn in seiner Einsamkeit und in seinen Schmerzen trösten. Sogleich erhob sich der Heilige und wollte gehen, aber das Weiblein hielt ihn am Gewand zurück und fragte ihn mit heimlicher Stimme, wo der Bruder Franziskus zur Stunde weile und ob er ihn gut kenne. ‚Wohl kenne ich ihn,' versetzte der Heilige und hob lächelnd die Augen. Da schlug das Weiblein in freudigem Schreck die Hände zusammen und rief: ‚Du bist es selbst, Bruder! Siehe, man erzählt im Dorfe viel von dir, sonderlich aber von deinen Augen, die gar groß und schön seien und voll einer milden Gewalt. Und als du die Lider hobst, da habe ich dich erkannt. Nicht zweimal kann es auf Erden solche Augen geben.'

Der Heilige aber erschrak sehr, als das Weiblein seine Augen rühmte, und schaute sie lange Zeit forschend an, als suche er hinter ihren Worten einen verborgenen Sinn. Aber seine Seele, der die Schicksale und Verkettungen aller Wesen erschlossen waren, erkannte das Weiblein. Und der Heilige neigte sich tief, küßte die alte, vertrocknete Hand und sprach: ‚Ich grüße dich, Mutter. Gott hat dich mir gesandt, daß du meine Augen lobst, die *er* geschaffen, daß sie sehen, was sie sehen.' Und in der tiefen Freude, die sein Herz erfüllte, sagte er leise: ‚Gebenedeit seien meine Augen, daß sie die Herrlichkeit der Erde schauen.' Das Weiblein aber küßte den Saum seines Gewandes und sprach ehrfürchtig: ‚Der

Jungfrau Sohn segne dich, Bruder Franziskus. Noch bist du jung an Jahren, dein Reichtum und deine Schönheit sind einst dein Stolz gewesen, nun sind es deine Demut und deine Armseligkeit. Aber dein Herz ist stolz geblieben, stolz und gütig. Der reiche Gott bewahre dir dein Herz, seinen Stolz und seine Güte. Siehe, der Jahre Last liegt auf mir, wie Schnee auf den Bäumen liegt, daß sie ihre Äste beugen und müde werden. Aber ich danke dem Herrn, der in mein armes Leben die Sonne deiner Augen scheinen ließ.' Dann bot sie ihm den Gruß des Friedens und ging hinweg.

Alsbald machte sich nun der Heilige auf, den Kranken zu sehen und ihm Hilfe zu bringen. Es war aber einer von jenen sonnenhellen Sommertagen, die Diademe sind am Haupte der Erde, die voll starken, reinen Glanzes sind und das Herz mit tiefer Lust erfüllen, von der man nicht weiß, wie und von wannen sie kam. So geschah es auch dem Heiligen, und da ihm Kraft gegeben war, die Sprache aller Kreatur zu verstehen, das Rauschen der Quellen, das Singen der Vögel und die ungeheure Stimme des Meeres, so war seine Lust unermeßlich wie die Himmel. Die starken Bäume wölbten grüne Baldachine über seinem Haupte, und in ihren mächtigen Kronen geschah ein Brausen wie von fernem Orgelspiel. Die kleinen Birken, die am Wegrand standen, flüsterten mit Stimmen, so hell und rein, wie ihre silbernen Kleider sind, und streckten zag und sehnsüchtig die Zweiglein aus, daß sie des Heiligen Gewand und Wangen liebkosten. Und die Vögel des Waldes, die ihm allezeit heimlich waren und tief vertraut, legten bei seinem Nahen säuberlich die Flügel zusammen, schauten mit hellen Augen auf ihn nieder und manche riefen leise seinen Namen. Er aber hob das Antlitz zu allem, was da lebte, und segnete es mit lächelndem Munde. So wanderte er durch den blühenden Tag; sein Fuß war leicht wie der Fuß eines Kindes, und sein trunkenes Herz strahlte den Glanz der Welt zurück wie ein Spiegel, der nichts sein eigen nennen will, daß die Strahlen weithin leuchteten und alles Geschaffene mit mildem Licht umflossen. Und noch die Mühseligen und Beladenen, die Gefangenen und Verachteten, die Kranken und Sterbenden richteten sich auf; leicht dünkte ihnen ihre Last an diesem Tag, und sie hoben die müden Augen nach dem Leuchten, so aus dem Herzen des Heiligen drang. Und die Schiffe, die auf dem Meere fuhren, zogen stolz dahin über die selige Flut, und ihre hohen Masten, umglüht von der Sonne ferner Meere, träumten von den kühlen Wäldern ihrer Heimat.

Und der Heilige trat aus dem Walde. Da stand die Sonne, eine Garbe von Licht, und sie umfing den Heiligen mit goldenen Armen, wie eine Schwester den heimkehrenden Bruder umfängt. ‚Sonne, liebe Schwester,' sprach der Heilige, ‚was habe ich dir Gutes getan, daß du

mich so grüßest und mein armes Kleid mit Gold umwebst wie den Prunkmantel eines Königs? Nichts kann ich Armer dir vergelten, denn du bist überreich, und aus deiner Güte strahlen die Augen der seligen Himmel.' Da hörte er über seinem Haupte ein leichtes Flattern, wie von müden Flügeln, und als er das Antlitz hob, sah er eine wilde Taube ihn umkreisen, als suche sie Schutz und Zuflucht nach langem Flug. Und der Heilige streckte lächelnd die flachen Hände aus. Da ließ sich die Taube nieder auf seine Hände, schlug noch ein weniges mit den Flügeln, saß dann ganz still und schaute den Heiligen mit klugen Äuglein an. Der aber lächelte fröhlich ob seines kleinen, silbergrauen Gastes und sprach: ‚Schwesterlein, Schwesterlein, du bist weit geflogen und du wirst müde sein. Willst du in meinen Händen ruhen oder soll ich dich an mein Herz legen, oder willst du auf meiner Schulter sitzen und dort schlafen? Tue, was du willst. Siehe, Schwesterlein, du bist gar klein und schwach, ich aber bin ein Riese und ich weiß mir nichts Lieberes, als dich zu tragen und deinen Schlummer zu hüten.' Da flog die Taube auf seine linke Schulter, als wollte sie seinem Herzen nahe sein, legte das Köpflein an seine Wange und entschlief. Der Heilige aber schritt fürbaß mit großer Vorsicht, das Tierlein nicht zu wecken. Gerne hätte er auf dem Wege stehend verweilt, aber eine leise Stimme tönte in seiner Seele: Eile, eile, Franziskus, der Kranke wartet! So kam er bald an den Eingang des Dorfes; hier aber erwachte die Taube. Sie rief ein Wort in des Heiligen Ohr und flog davon. Der aber stürzte in seligem Schrecken in die Knie, — er sah die Taube gleich einem silbernen Pfeil in das Blau des Himmels wirbeln — und seine Lippen stammelten den reinen Namen der Madonna.

Bald darauf kam ein Kindlein aus dem Dorfe gesprungen, faßte zutraulich des Heiligen Hand und führte ihn vor des Kranken Haus. Und der Heilige ging an des Kindleins Hand, mit reinen Augen, wie selber ein Kind. Sein Herz war voll Glück und starkem Jubel wie das Herz eines jungen Helden, der in die Schlacht reitet und weiß, daß er siegen wird. Alles dünkte ihm leicht und freudig an diesem Tag; schön und gewaltig lag die blühende Erde zu seinen Füßen, in ihrem Leibe kreisten Quellen und Flüsse und der Heilige hörte ihr verborgenes Rauschen wie das lebendige Rauschen seines eigenen Blutes. Und über aller Schönheit stand die Sonne wie ein großer Segen als Siegel und Unterpfand der reinen Gottesliebe. Da legte der Heilige im Überschwang seines Herzens dem Kinde die Hand auf den kleinen Kopf und sprach — und eine große Gewalt war in seinen Worten —: ‚Glaube mir, Gott ist gut.' Das Kindlein aber sah ihn mit fröhlichen Augen an und sprang davon.

Als er nun über die Schwelle der Stube trat, wo der Kranke lag, richtete der sich auf und grüßte den Heiligen mit hohen Worten: ‚Gott segne deinen Eingang, Bruder Franziskus. Siehe, es ahnte meiner Seele, daß ihr heute Glück widerfahren würde. Nun bist du selbst gekommen.' Der Heilige aber lächelte und setzte sich zu dem Kranken an sein Bett. ‚Wie kommt es, Bruder Franziskus,' fuhr der Kranke in der Freude seiner Seele fort, ‚noch diesen Morgen lag ich in großen Schmerzen und glaubte zu vergehen vor Qual, meine Glieder waren gelähmt und schwer wie Blei, aber wie der Tag stieg, wurden sie gelöst wie von barmherzigen Händen, sie wurden leichter und leichter, und jetzt, da der Abend kommt, sind sie leicht geworden, als könnte ich fliegen. Ist es doch gemeiniglich umgekehrt. Ist doch aller Kranken Leid des Abends größer als des Morgens?' Der Heilige aber saß auf seinem Stuhl und hörte nicht auf das, was der Kranke sprach, denn er dachte an die wilde Taube, die auf seiner Schulter geruht, und in seine Augen kam ein tiefes Leuchten. Und das Leuchten füllte die dunkle Stube mit goldenem Glanz, daß der Kranke erschrak und jäh verstummte, denn er wußte es nicht zu deuten. Da schaute ihn Bruder Franziskus freundlich an. Er legte ihm die gute Hand auf die Stirne und sprach: ‚Willst du nicht schlafen, Bruder? Glaube mir, Gott ist gut, und der Schlaf ist mild und süß. Schlafe!' Und also sanft bezwingend waren Worte und Stimme, daß der Kranke die müden Glieder senkte und entschlief.

In seinen Schlaf aber war ein wundersamer Traum verwoben wie köstliches Bilderwerk in einen dunklen Teppich. Und der Traum war so:

Er wanderte durch eine steinige Wüste und wußte nicht Ziel und Sinn seiner Wanderung. Die spitzigen Steine zerrissen seine Sohlen, und die Sonne der Wüste brannte auf sein Haupt. Aber ihre Strahlen waren nicht mild und voll reinen Feuers, sondern sie schossen nieder gleich vergifteten Pfeilen und schlugen wie geschärfte Klauen in seinen müden und gehetzten Leib. So wanderte er mit blutenden Sohlen Tage um Tage, und nie sank die Sonne am Himmel, und nie kam kühlende Nacht. Und als er viele Tage gewandert war (es dünkten ihm aber Jahre und Jahrhunderte zu sein), da krampfte sich Verzweiflung um sein Hirn, und er fiel am Wege nieder wie ein Tier, das verenden will. Und wie er in Todeskämpfen lag, da geschah es, daß eine Stimme dicht an seinem Ohre sprach: ‚Hebe die Augen und schaue!' Und er hob die Augen und sah. Und er sah einen Baum in der Ferne stehen, der war gar prächtig und seltsam zu schauen; seine Wurzeln waren weit und dicht verschlungen, und sie umspannten und durchdrangen die ganze Welt. Seine Äste aber wiegten sich im Licht des Himmels, und seine Zweige

trugen Blüten und Früchte von nie gesehener Art und Farbe. Da raffte sich der Wanderer auf vom Wege in großer Sehnsucht und in namenlosem Durst. Er sprang über die spitzigen Steine, über Felsen und Klüfte, er schwamm durch unendliche Meere — aber wie er auch eilte und lief und schwamm — der Baum blieb am gleichen Ort und rückte nicht näher noch ferner. Da fiel er in die Knie vor dunklem Weh. Und siehe! Da stand ein Mann im Schatten des Baumes und winkte ihm mit aufgehobenen Händen. Und der Mann trug des Bruders Franziskus Antlitz und Gestalt. ‚Komme, komme!‘ riefen die Hände — da stand der Wanderer bei dem Baume oder der Baum stand bei ihm. Und der Mann, der unter dem Baume stand, hob den Wanderer auf seine Schultern, und die Hände des Wanderers griffen in das Blattwerk des Baumes, der Blüten trug und Früchte zu gleicher Zeit. Da löste sich eine Frucht. Die glänzte wie mattes Gold und fiel in seine gehöhlten Hände, und als er sie ansah, hielt er einen Granatapfel dicht an seinem Munde. Der Granatapfel aber spaltete sich, und der Durstige sah das blutrote Herz, er sah die Kerne wie köstliche Edelsteine in dem Herzen ruhen, und der duftige, herbe Saft rann über seine Hände und Finger. Da bog er den Mund über seine Hände und trank und trank . . . Und der Saft strömte durch seinen Leib wie kühle Milch und wie feuriger Wein. Da spürte der Wanderer, wie alles Blut erneut wurde in seinem Leib, er spürte es gleich einem funkelnden Strom durch seine Adern kreisen und sein Herz erfüllen mit unsäglicher Lust. Seine wunden Sohlen wurden heil; die Sonne stand am Himmel, ihre Strahlen waren mild und golden, und die Sonne war wie eine Garbe, die voll goldener Ähren ist. Und der Wanderer lachte fröhlich und sprach zu seinem Herzen: ‚Wo ist die Wüste geblieben? Wo die Steine und die Klauen? Gepriesen sei der Baum, der Früchte trägt und Blüten.‘ Und mit Lachen sprang er herab und erwachte.

Seine hellen Augen, noch glänzend von der Sonne des Traumes, suchten den Heiligen auf seinem Stuhl. Aber der Stuhl war leer.

Da griffen die Schauer der Gnade an sein Herz; er stand eilig auf von seinem Lager und tat seine Kleider an in großer Hast, so wie ein Jüngling tut. Denn sein Leib war neu geworden, als hätten Gottes Hände ihn geheilt, und auf seinen Lippen lag noch der Duft der Granate. Und der Geheilte hob seine Hände zum Himmel und pries mit lauter Stimme Gott und seinen Heiligen.

Der Heilige und die Birke.

Einmal, an einem heißen Sommertage streifte der Heilige durch den Wald. Er ging aber nicht die gebahnten Wege der Menschen, denn es

dünkte ihm lieblicher, quer durch Busch und Kraut zu wandern und aller Kreatur ganz nah zu sein. Er kannte alle Bäume des Waldes, jeder war ihm heimlich, und im Wandern liebkoste er ihre starken Stämme und gab ihnen zärtliche Namen. Und die Bäume erkannten ihn wieder, und ihre Kronen rauschten fröhliche Antwort. Oft auch geschah es, daß Buschwerk den Heiligen mit grünen Armen umschlang und an sich zog, als wollte es ihn nimmer lassen. Dann lächelte der Heilige wohl ein wenig, streichelte die schlanken Zweige und Blätter und bat in schalkhaften Worten um seine Freiheit. Und die Büsche wehrten ihren Dornen, daß sie den Heiligen nicht stachen, die Zweige lösten sich und gaben ihn frei. Dann schritt der Heilige mit lächelndem Munde fürbaß, und die Büsche und Gräser neigten sich und sahen dem Guten nach. Oder es geschah, daß die Tiere des Waldes zu ihm kamen, in zierlichen Sprüngen, und sich liebreich an ihn schmiegten. Sie kannten keine Scheu vor ihm und wußten gar wohl, daß er immer ein Stücklein Brot in seiner Tasche trage. Dann stand der Heilige mitten unter den Tieren — sonderlich aber waren es Rehe und Hasen —, und sie nahmen den Bissen aus seinen Händen. Zum Dank aber zeigten sie ihm ihre besten Künste, umsprangen und umtanzten ihn, und ihre dumpfen Seelen wußten nicht genug, wie sie den Heiligen erfreuen und ehren sollten. Ja, man sagt, einmal sei ein reißender Wolf aus dem Walde gebrochen und wollte sich auf den einsamen Heiligen stürzen. Aber dessen Herz war Furcht ein fremdes Ding. Er wußte sich umfangen von Gottes starkem Arm, und seine Liebe war größer als des wilden Tieres Wut. So rief er ihn an im Namen der Liebe. Und der Wolf erkannte die Stimme des Herrn, schlich geduckt und demütig zu ihm hin und lagerte sich zu seinen Füßen wie ein getreuer Hund. Der Heilige aber liebkoste das starke Tier und bot ihm ein Ränftlein Brot. Und siehe: der Wilde nahm den Bissen sorgsam aus des Heiligen Händen und gab gar sehr acht, daß von seinen spitzen Zähnen dem Guten kein Leid geschehe.

So war der Heilige eins mit aller Kreatur, sprach mit ihr und war vertraut mit ihrem Schmerz und ihrer Freude, und alle Kreatur war ihm untertan und barg sich in den Falten seiner Liebe.

An diesem Tage nun geriet der Heilige immer tiefer in den Wald und hatte bald Weg und Steg verloren. Doch kannte sein Herz kein Bangen. Wie könnte ich mich verirren, dachte er, da die Welt meine Heimat ist, die Geschaffenen meine Brüder und meine Stirn in Gottes Händen ruht? So wanderte er mutig weiter; aber da der Tag heiß war und schwül, überfiel ihn große Müdigkeit und quälender Durst. Und obwohl die Notdurft seines Leibes gar gering war (denn er hatte ihn geheiligt wie seine Seele), überwältigten ihn doch Müdigkeit und Durst wie zwei starke Männer, so daß er sich inmitten eines Birkenschlages zu Füßen einer

kleinen Birke niederließ, um ein wenig zu ruhen. Sein Herz aber sprach demütig zu Gott: ‚Laß mich eine kleine Weile ruhen, lieber Herr, ich trage dich allezeit in mir, im Wandern und im Rasten. Meine Zunge ist durstig nach Getränk; ich will sie deinen süßen Namen sprechen lassen, der köstlicher ist als Wasserquellen.‘ Also sprach der Heilige und schlang den Arm um die Birke und lehnte seine Wange an das silberweiße, kühle Stämmlein. Da spürte er einen Tropfen auf seine Hand fallen und noch einen und wieder einen. Und weil er glaubte, es beginne zu regnen, hob er seine Augen zum Himmel. Doch der war von makelloser Bläue, und keine Wolke trübte seinen Glanz. Da fiel wieder ein Tropfen auf des Heiligen Hand, und es dünkte ihn, als ob das Tröpflein eine heitere Botschaft bringe und gar ungeduldig sei, sie zu verrichten. Als der Heilige sich nun aufrichtete, da sah er ein seltsames Ding. In der silbernen Rinde der Birke war ein schmaler Riß, wie eine kleine, frische Wunde, und ein Tropfen hing an dem Riß, der schimmerte wie ein klarer Diamant. Und ein Blatt fiel von der Birke und flüsterte im Fallen: ‚Bist du nicht durstig, Lieber? Trink, und Gott segne dich!‘ Da verstand der Heilige, seine Augen strömten über, und er hielt die gehöhlten Hände an den kleinen Spalt. Und siehe, da begann es zu tropfen, hastig und immer hastiger, wie ein lebendiges Brünnlein und hörte nicht auf zu tropfen, bis des Heiligen Hände gefüllt waren bis zum Rand. Und Bruder Franziskus trank den Saft der Birke. Der aber war kühl und duftig und voll zarter Kraft, und jeder Tropfen durchdrang des Heiligen Leib mit starker Lust und mit der Kraft des Maien. . . . Alle Müdigkeit fiel von ihm ab wie ein schwerer Panzer, der sich löst und fällt. Und der Heilige legte die feuchten Hände um das Birklein, so wie man die Hände liebreich um eines Kindes Wangen legt, und sprach, und seine Augen waren voll Tränen: ‚Schwesterlein, Schwesterlein, nichts Gutes habe ich dir getan, und du tränkst mich mit deinem Safte. . . . Brot ist nicht deine Speise, sonst wollte ich dir gern ein Stücklein geben.‘ Das Birklein aber schüttelte fröhlich seine Zweige und sprach, und es klang wie ein leises Lachen: ‚O Franziskus, du Guter, was redest du da? Hast du mich nicht hoch geehrt und auserwählt unter meinen Schwestern, daß du Ruhe suchtest in meinem kleinen Schatten? Zitterte ich nicht in Lust, als dein Arm mich umschlang, und lag deine Wange nicht an der meinen? Ich liebe dich um deiner Liebe willen, warum sollte ich dich nicht tränken aus meinem Überfluß?‘ ‚Wohl, wohl,‘ erwiderte der Heilige und lächelte. ‚Als ich ein Jüngling war, las ich in einem Buch von einem alten König. In dessen Garten stand ein Baum, und der König liebte ihn sehr, denn der Baum war von Gott mit großer Schönheit geziert. Als nun der Baum ins Blühen kam, und seine Blüten in den hellen Sommernächten leuchteten, da wallte des Königs Herz auf

und entbrannte in großer Freude. Und er ließ seine Schatzkammer öffnen und holte hervor Spangen und Ketten und Ringe aus lauterem Gold. Und er schmückte den Blühenden mit goldenen Ketten und wand Perlenschnüre um die blühenden Zweige und zierte Gottes unsägliche Pracht mit der Erde leuchtender Schönheit. Siehe, Schwesterlein, Gold und Geschmeide sind nicht in meinen Händen, sonst wollte ich dich schmücken, du Liebliche, wie jener König tat. . . .' Hier verstummte der Heilige einen Augenblick und schaute zu der Birke auf und sah, wie schön sie war und wie sie in prangender Jugend stand. Da kniete er nieder und hob die Augen und Hände zum Himmel, und sein übervolles Herz hielt geheime Zwiesprache mit dem Herzen der Madonna. —

Die Birke aber steht heute noch an der gleichen Stelle, wo sie in den Tagen des Heiligen stand, und ist gesegnet mit ewiger Jugend. Und wessen Augen aufgetan sind, der mag sie erkennen unter den andern, denn ihre Rinde ist unversehrt wie makelloses Silber, und ihre Zweige schimmern im Grün der Blätter wie matte Perlenschnüre. Das Beil aber würde splittern, das man an ihre Wurzeln legen wollte, denn der Segen der Madonna ist stärker als das Erz der Menschen.

Das Lächeln des Narren.

In den Tagen und in der Stadt des Heiligen lebte ein Mann, der gestörten Geistes war und den die Leute deshalb ‚il pazzo', das ist ‚den Narren', nannten. Er war aber nicht wild und ungebärdig, wie sonst wohl Narren zu sein pflegen, sein Gemüt war traurig und wie von dunklen Wolken umdüstert. Und obwohl er sprechen konnte, hatte man selten ein Wort von seinen Lippen gehört, und nie hatte man ihn lachen sehen. Er ging allein seine seltsamen Wege, sprach wohl auch nach der Narren Art im Gehen halblaut mit sich selbst, sobald er aber Menschen erblickte, wurde sein Gesicht scheu und hilflos, und er wich ihnen aus, wo er konnte. Im Volk aber ging das Wort: Wenn der Narr einmal lachen könnte, wäre er geheilt. Keiner jedoch kümmerte sich viel um ihn, und da er niemandem ein Leid tat, ließ man ihn ruhig seiner Wege ziehen und achtete nicht groß auf sein Wesen. Geschah es aber, daß ein Gesunder ihn unversehens in der Einsamkeit traf, so eilte er sehr, schnell von dem Narren wegzukommen, und in seinen Augen stand jener Ausdruck, mit dem die Menschen gemeiniglich die Verrückten betrachten: halb Neugier und halb lähmende Furcht.

Und doch war der Narr nicht ganz verlassen. Denn seine dumpfe Seele barg eine zärtliche und scheue Liebe zu Kindern und zu Tieren, und diese liebten ihn wiederum, wie man ja weiß, daß Kinder und Tiere die Liebe schneller spüren, woher sie auch kommen mag, und sie mit gleicher

Liebe vergelten. So konnte man den Narren zuweilen inmitten einer Schar Kinder sitzen sehen, die ihm Baumrinde brachten, damit er ihnen allerlei Spielzeug, zumeist aber kleine Schifflein daraus schnitze. Und der Narr war hurtig bei der Hand, schnitzte und klebte und feilte, und ehe die Kinder es sich versehen hatten, schwamm eine stattliche Flotte mit Segelwerk aus Schilf und grünen Blättern auf dem kleinen Bach. Und die Kinder jubelten und lärmten, faßten den Narren an den Händen oder an seinen Kleidern und zogen ihn an den Bach, damit er die Herrlichkeit bewundere und bestaune. Aber inmitten des Gelächters und des fröhlichen Bellens der Hunde, die ihre kleinen Herren begleiteten, blieb der Narr stumm. Kein Lächeln bewegte sein Antlitz und es schien, als habe eine dunkle Hand es verriegelt und in Trauer festgebannt. Und wenn eines der mitleidigen Herzlein ihn am Rocke zupfte und fragte: ‚Warum bist du immer traurig, Giovanni?' dann schaute der Narr das Kind mit erloschenen Augen an, schüttelte den Kopf und wußte nichts zu sagen. Kam aber der Abend und läuteten die Glocken von den Türmen der Stadt, dann nahmen die Kinder eilig ihre kostbaren Schifflein auf die Arme und stoben davon wie ein Bienenschwarm, und die Hunde umbellten sie in der sinkenden Dämmerung. Und der Narr stand allein; er schaute ihnen nach, bis das Lärmen und Bellen verklungen war, schüttelte wieder den Kopf, als wüßte er keinen Rat, und kauerte sich auf der Wiese nieder. Er sah über das weite umbrische Land, über die Felder, Hügel und Bäche, die im Dämmer lagen wie in einer mächtigen Schale, und niemand weiß, was seine arme Seele dabei dachte.

Der Heilige nun, dessen Herz der Spiegel und das Echo aller Dinge war, kannte den Narren wohl und liebte ihn sehr. Aber nie wollte es ihm gelingen, ihn allein zu finden, und alle Listen seiner gütigen Seele reichten nicht aus, ihm den Narren nahe zu bringen. Denn sobald dieser ihn von weitem erblickte, wich er aus, und es schien dem Heiligen, als ob er vor ihm schneller flüchte als vor allen andern. Dies betrübte ihn sehr, und er sann lange Zeit hin und her, wie er es wohl anstellen möchte, daß der Narr ihm standhielte. Aber da sein Herz zuweilen gar einfältig war und seine Listen so unerfahren und durchsichtig wie die List eines Kindes, das da meint, wenn es mit geschlossenen Augen sitze, könne es auch von keinem Menschen mehr gesehen werden, so kam er nie ans Ziel.

Der Heiland aber, der gute Held, sah die Not des Heiligen und half ihm, den Narren finden. Und als der Heilige eines Tages auf der großen Wiese sich erging, da sah er nicht weit entfernt den Narren auf den Knien liegen, den Kopf der Erde zugeneigt. Und er hörte ihn schwer ächzen und atmen, so wie ein Mensch tut, der eine schwere Last heben will. Der Heilige trat leise herzu und schaute dem Knienden über die Schulter.

Und da sah er, daß der Narr vor einem Wasserloche kniete, vollgefüllt mit Schlamm und Unrat, und sich gar sehr mühte, einen schweren Feldstein zu heben, der in dem Schlamm begraben lag. Der helle Schweiß stand ihm auf der Stirne und seine Glieder zitterten vor wilder Mühe und Arbeit. So oft er aber den Stein halb aus dem Wasser gezogen hatte, so oft auch erlahmte seine Kraft, und der Stein fiel in den trüben Schlamm zurück. Aber kein Wort und kein unwilliger Ausruf kam über seine Lippen, er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, und begann aufs neue zu heben und zu ächzen. Da ergriff des Heiligen Herz ein tiefes Mitleid mit der wunderlichen Mühe des Narren, er berührte leicht seine Schulter und fragte: ‚Was treibst du, Giovanni?' Aber der Narr fuhr auf, als habe ihn ein glühender Bolz getroffen und nicht des Heiligen leichte Hand; er starrte den Heiligen an mit seinen toten Augen, und seine Lippen bebten und hoben sich bebend, wie die Lefzen eines bissigen Hundes. Doch der Heilige ließ seine Augen nicht von des Narren Antlitz und seine Hand nicht von des Narren Schulter, und er fragte zum zweitenmal: ‚Warum hassest du mich, Giovanni? Siehe, ich liebe dich sehr.' Da schielte der Narr den Heiligen lange Zeit aus den Augenwinkeln an und sprach, und es klang wie ein rauhes Bellen: ‚Du sollst mich nichts fragen. Die Menschen sind Narren, und der, den sie Bruder Franziskus nennen, ist der größte unter ihnen.' Der Heilige aber erschrak sehr, als er dieses hörte, denn er wußte wohl, daß in den Worten der Menschen, und seien es auch Narrenworte, noch ein anderer geheimnisvoller Sinn verborgen ist als der, den die Redenden meinen, und daß die unsichtbare Kraft der Rede größer ist als die Kraft der Dinge. Seine Hand, die auf des Narren Schulter lag, wurde schwer wie Blei, und seine Stimme zitterte leise, als er fragte: ‚Sage mir, Giovanni, warum nennst du mich einen Narren?' Der Narr deutete auf den Stein, schüttelte mürrisch den Kopf, als wollte er nicht weiter Rede stehen, gab aber gleichwohl Antwort und sprach: ‚Jeden Tag gehst du hier vorüber und jeden Tag siehst du den Armen hier in Schlamm und Unrat liegen. Meinst du nicht, daß ihm wohler wäre, er läge in der Sonne? Die Menschen nennen dich den Guten, und du lässest es dir gefallen und bist stolz darauf. Aber den da lässest du verkommen im Elend, wie alle andern auch. Wo ist deine Güte, du Narr?'

Da preßte der Heilige die Hand aufs Herz in großem Weh, denn er sah die Seele des Narren vor sich ausgebreitet liegen in namenloser Schönheit, er sah ihren wundervollen Willen zum Guten und ihre überschwängliche Liebe, und seine eigene Seele dünkte ihm hart und beschmutzt wie der Stein, der im Unrat lag. Er kniete an der Seite des Narren nieder und sagte leise: ‚Du sprichst die Wahrheit, Giovanni.

Ich will dir helfen und den Stein heben.' Und des Heiligen reine Hände griffen in die trübe Flut und faßten den Stein, der Narr aber packte ihn am andern Ende, sie zerrten und hoben mit großer Gewalt, und endlich lag der Stein im Gras zu ihren Füßen. Der Narr aber reinigte ihn und murmelte unverständliche Worte. Und zu dem Heiligen sprach er: ‚Geh' jetzt deiner Wege, ich brauche dich nicht mehr.' Aber der Heilige blieb reglos stehen und wappnete seine Seele mit Barmherzigkeit und sprach: ‚Ich bitte dich, Giovanni, daß du mich bei dir lässest für eine kurze Weile.' Und als der Narr keine Antwort gab, ließ sich Bruder Franziskus an seiner Seite nieder, und sein gequältes Herz schrie zu Gott: ‚Herr, lehre mich, wie ich seine Bande lösen kann. Siehe, er liebt dich sehr, und er ehrt dich noch im toten Stein. Herr, hilf ihm!' Und wie er saß, fiel ihm das Wort ein, das im Volke ging: wenn der Narr einmal lachen könnte, wäre er geheilt. Und der Heilige sann hin und her und suchte alle Kammern seines Geistes ab, daß er vielleicht eine schalkhafte Geschichte finden könnte, um den Narren zu erheitern. Aber wie er auch dachte und grübelte, alles schien ihm armselig und schal und ohne Glanz. Sein Haupt sank mutlos auf die Brust und ihm war gar trüb zu Mute. Unterdessen kam ein Hündlein des Weges, schnupperte auf der Erde herum, als hätte es was verloren, hob die Nase in die Luft, als wollte es das Wetter prüfen, legte sich endlich auf den Rücken ins Gras und wälzte sich im Übermut auf der Wiese herum. Vom Walde her kam ein lautes Krächzen an des Heiligen Ohr, und als er die Augen hob, sah er einen kohlschwarzen Raben von einem Baume auffliegen und über die Wiese streichen. Hinter ihm drein aber flog eine kleine weiße Taube, und es sah gar lieblich aus, als segle ein flinkes, weißes Segelschifflein im Schatten und Kielwasser einer hohen schwarzen Barke. Und das Hündlein, das im Grase lag, sprang erschreckt auf die Beine, denn der Schatten des Raben mochte ihm wohl über die Nase gefahren sein, und es jagte in großen Sätzen hinter den Schatten her und bellte zornig und wollte die Schatten fressen. Der Heilige aber, der dies alles sah, lachte leise auf, und lachte noch einmal und lachte zum drittenmal. Und so fröhlich war sein Lachen und klang so wunderbar von seinem Mund, als wenn man mit dem Finger leise an eine Glocke stößt. Der Narr aber schaute ihn verwundert und mürrisch von der Seite an und fragte: ‚Was hast du zu lachen?' Da deutete der Heilige auf die Vögel, die schon weit weg waren, und auf den Hund, der hinter ihnen her bellte, und rief: ‚Siehst du es nicht, Giovanni?' Der Narr jedoch sah nicht, was der Heilige sah, und schüttelte den Kopf. Aber des Heiligen Augen glänzten vor Freude, denn er fühlte, daß Gott bei ihm stand in dieser Stunde und daß des Narren Seele in seine Hand gegeben war. Er

rückte dicht an den Narren heran und sprach, und seine Stirne leuchtete, und die Worte überstürzten sich, als er sprach: ‚Giovanni, mein Freund, ich muß dir eine Geschichte erzählen. Höre mir gut zu, Lieber, und unterbrich mich nicht.‘ Und des Heiligen gute Hand lag auf des Narren Arm, und sein gebenedeiter Mund, aus dem Segen auf Segen floß zu jeder Stunde, lag dicht an des Narren Ohr. Und der Heilige erzählte dem Narren eine Geschichte von einem kohlschwarzen Raben, einer schneeweißen Taube und einem Hündlein, das ihre Schatten fressen will . . .

Es ist uns aber nicht gesagt, welcher Art das Märlein gewesen ist, und seine Worte sind uns nicht bewahrt. Und wenn wir sie auch wüßten, was wäre das? Wir würden sie nicht weiter erzählen und wir könnten es nicht. Es ist keiner unter uns, der es vermöchte; denn sind Worte nicht taub und blind ohne den, der sie spricht? Und wer wollte sich unterfangen, das Märlein so zu erzählen, wie der beste der Menschen es tat? Ist einer unter uns, dessen Herz in Gottes Händen ruht zu aller Zeit, dessen Hände mit Kraft gesegnet sind vom stärksten der großen Engel, in dessen Mund die Güte nicht erstirbt und in dessen Augen ein Leuchten steht, gewaltig, wie das Leuchten des jüngsten Tages? Ist einer, der in die Sonne blicken darf, wenn sie hoch im Mittag steht und zu ihr sagen: liebe Schwester? Wo ist der, dem die Vögel des Himmels auf die Schultern fliegen und in ihren Kehlen Worte des Geheimnisses bringen, dessen Augen und Ohren entsiegelt sind für die zarten Wunder von Busch und Kraut, und um dessen Lippen ein Lächeln liegt, wie es um die Lippen des Heiligen lag? Lebt einer, dem dies alles gegeben ist, wohl, so weiß er, was der Heilige sprach, fehlt ihm aber eines von diesen Dingen, so weiß er es nicht und wird es nie erfahren . . . Uns aber ist wenig Kraft verliehen, unsere Worte sind klein und gebrechlich, und wir können nichts tun, als das Lob des Heiligen stammeln, auf daß sein Preis nicht erstirbt unter den Menschen. —

Der Heilige erzählte und der Narr hörte ihm zu. Die Hand aber, die auf des Narren Arm lag, bewegte sich im Steigen und Fallen der Rede, wie eine Hand, die ein köstliches Saitenspiel rührt. Der Mund an des Narren Ohr formte süßen Wohllaut der Rede, und der Heilige ergötzte sich an der Lieblichkeit seines eigenen Geistes. Und ihm war, und er spürte es in seiner Seele tiefstem Kern, daß eine andere Stimme aus ihm sprach, so, als läge sie verborgen an der Wurzel seiner Zunge und spräche durch seinen Mund als durch ein williges Werkzeug.

Es muß aber eine gewaltige und wunderbare Geschichte gewesen sein, und alle Kraft der Gnade muß in ihr gewirkt haben und alle Heiterkeit des Himmels in ihr gespiegelt gewesen sein, denn jedes Wort fiel in des Narren Seele und jeder Laut zerschlug ein Glied der Kette, die

um des Narren Geist geschlungen war und ihn in Fesseln hielt. Und es war, als fielen Masken von des Narren Antlitz, als würde sein Antlitz umgeschmiedet im Feuer eines neuen Geistes. Und der Narr sah, wie viele Schleier sich vor ihm hoben, wie das Angesicht der Erde vor ihm aufstieg, klarer und immer klarer, und wie ein neues, liebliches und unerhörtes Licht über alles Dasein strömte. Seine festgeschlossenen Lippen öffneten sich leicht, als tränken sie Licht, und sein Mund lächelte, das erste Lächeln eines Kindes.

Da fiel er zu Füßen des Heiligen nieder und barg sein Antlitz an der Erde, wie ein Blindgeborener tut, den das Glück des ersten Strahles überwältigt, und seine Lippen stammelten: ‚Herr, Herr!‘ Der Heilige aber verwunderte sich sehr, als er dieses sah, und ein großes Staunen war in ihm ob der Macht seines Mundes. Er hob den Narren auf und zog ihn an seine Brust, und als er dessen Augen sah, weinte er und sprach: ‚Bruder, dich hat Gott geheilt.‘ Aber der Narr neigte sich tief und sprach zu ihm: ‚Herr, sie nennen dich den Guten, und sie sagen die Wahrheit. Davon will ich zeugen, so lange ich lebe. Lege die Hände auf mich und segne mich.‘ Da schüttelte der Heilige das Haupt und sprach leise: ‚Wie könnte ich dich segnen, Giovanni? Bist du nicht neugeboren in diesem Augenblick, und ist dein Herz nicht rein wie eines Kindes Herz? So bitte ich dich, wenn es dir gefällt, du mögest mich segnen.‘

Und der Narr legte die Hände auf des Heiligen Haupt und segnete ihn im Namen des Herrn.



Der Untergang des Kirchenstaats und Leo XIII.

Von Martin Spahn

Solange ich das alte und neue Rom, Vatikan und Papst nur vom Hörensagen kannte, lag, ich möchte sagen, ein gewisser mystischer Schleier darüber. Der Widerschein einer an das Zeitalter der Mythe anknüpfenden tausendjährigen Riesengeschichte, die Opferwolke christlichen Martyriums, die Papstmacht des Mittelalters und die auch heute über Land und Meer strahlende Spitze der Peterskuppel ließen Rom mehr oder minder als natürliche Vermittlerin zwischen Diesseits und Jenseits, als die Brücke zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen, als eine für religiöse Betrachtung und Phantasie ganz bequeme Jakobsleiter erscheinen, und diese Vermittlung erleichterte den Glauben und half glauben, indem sie den Abstand und den Gegensatz zwischen Diesseits und Jenseits verschleierte. Der leibhaftige Anblick aber hebt den Schleier, man sieht sich dort wie überall der handgreiflichen, nüchternen Wirklichkeit gegenüber und gegenüber — dem Unsichtbaren und Ungreifbaren. Dazwischen liegt eben nichts als Betrachtungen ... Der Wald von Zeremonien und altfränkischem Zeremoniell z. B., welcher Papst und Kirchenfürsten in und außer den Kirchen umgibt, hat gewiß sein Gutes und mag sogar unentbehrlich sein. Aber eben daß er so unentbehrlich ist, daß der innere geistige Kern an sich selbst zu schwach ist, um in die Außenwelt hineinzustrahlen, daß die echte Weihe in solchem Grade des künstlichen Nimbus bedarf, und daß dieser Nimbus an und für sich als unechter Heiligenschein nur zu leicht erkennbar ist — das wirkt kühlend ... Ich habe es momentan mit einer Art von leerem Raum im Verstand und Gefühl zu tun, in welchen Skeptizismus sich einzunisten sucht, und ich fühle die Notwendigkeit eines ernsten, den Gegenstand betreffenden Studiums, um mich durch diese Stimmung durchzuschlagen.'

Diese ernsten Worte schrieb am 24. Januar 1858, kurz nach der Heimkehr von einer italienischen Reise, Hermann v. Mallinckrodt, der treueste, glühendste Vorkämpfer des katholischen Glaubens, der wohl je in einer deutschen Kammer für die Sache der Kirche gestritten hat. Im Entwurf des Briefes stand, wie man in der Pfülfschen Biographie nachlesen kann, noch ein weiterer Satz: ‚Das wirkt erkaltend oder zum allermindesten nicht erwärmend; man läuft eben Gefahr, Kirchen- und Hoffeste zu verwechseln.' Diese von Mallinckrodt durchstrichene Bemerkung weist uns unzweideutig darauf hin, daß es die Welt des damals schon unmittelbar vor dem Abbruch stehenden Kirchenstaats war, in der Mallinckrodts gläubige Begeisterung für die Kirche so schmerzlich enttäuscht wurde. Nicht lange darauf begann im gesamten Abendlande der literarische Streit über den Wert oder Unwert des Kirchenstaats in politischer wie kirchlicher Hinsicht. Er brachte in Deutschland zwei sehr ernsthafte wissenschaftliche Bücher hervor. Döllinger schrieb das eine, um die Zeit des Kirchenstaats als abgelaufen zu erweisen, Hergenröther das andere, um die päpstliche Verwaltung zu verteidigen. Inzwischen ist, ein Menschenalter nach dem endgültigen Verschwinden des Kirchenstaats, auch eine erste ausführliche Geschichte des Kirchenstaats von den Tagen seiner letzten Wiederherstellung an bis zum Einzu

der Italiener in Rom erschienen: de Cesares ‚Roma e lo stato del Papa dal ritorno di Pio IX al XX settembre‘ (2 Bände, Rom 1907). Sie verdient aufmerksame Beachtung, wenngleich sie mit Kritik gelesen sein will. Es war ein Staat mit recht kleinen Verhältnissen und mit zum großen Teile schon der Erstarrung verfallenen sozialen und wirtschaftlichen Lebensformen, den de Cesare zu schildern sich vorsetzte. Für diese Aufgabe darf seine besondere Art historischer Erzählungskunst für wie geschaffen gelten. Cesare bevorzugt die Form einer Chronik. Er sprudelt über von Anekdoten. Er stellt oft Seiten lang, für sich allein betrachtet, nichtige, in ihrer Gesamtheit charakteristische Einzelheiten nebeneinander; er schweift tausendmal ab und scheint sich zu verlieren. Der Gegensatz zwischen der auf dem Kothurn daherschreitenden Vortragsweise der führenden deutschen Historiker und dieser auch von französischen Meistern zu hoher Vollendung ausgebildeten Darstellungsweise kann kaum überboten werden. Hier dient diese Weise dazu, der historischen Erzählung das täuschend echte Aussehen vollkommener Lebenstreue zu geben, den Eindruck des alltäglichen und allzu menschlichen Drum und Dran, das dem Kleinstaatsdasein anhaftete, zu erneuern, den Leser die Dinge mit dem nahen und engen Augenmaß eines Miterlebenden sehen zu lassen. Keineswegs aber wird der geschichtliche Gehalt der zur Darstellung gelangenden Zeit durch all das Rankenwerk überwuchert und erstickt. Dem nachdenklichen Leser kommt er nur um so feiner abgewogen zu Bewußtsein.

Mit dem Augenblicke, da Pius IX. am 12. April 1850 aus Gaeta von der Flucht zurückkehrte, begannen die letzten zwanzig, schicksals- und schwermutsreichen Jahre des Kirchenstaats. Noch bis 1853 blieben die westlich des Apennin gelegenen Gebiete recht unruhig und von Verschwörungen erschüttert. Jenseits des Gebirges gährte es gar noch trotz des eisernen Drucks der dort stehenden österreichischen Truppen bis 1856. Allzu schwer hatte die Revolution seit 1847 die Gemüter in diesem mehr als tausendjährigen Staatswesen mitgenommen. Nicht eine neue Staatsgewalt war nun wieder aufgerichtet worden, sondern nur ein Kartenhaus, das mit Mühe einigermaßen ins Gleichgewicht gebracht wurde. Von 1853—1858 stand es aber bei der in Italien herrschenden Windstille so ruhig, daß weithin die Täuschung entstand, der Kirchenstaat sei allen Tatsachen zum Trotz abermals auf die Dauer wiederhergestellt worden. Die Fremden, denen einst soviele Jahrhunderte lang Rom das Ziel der Sehnsucht gewesen war, stellten sich wieder ein, sowohl die schlichten, frommen Pilger wie die Gelehrten und Künstler und die reichen und adeligen Familien aus aller Welt. Sie fanden Rom und seine Bevölkerung unverändert. Cesare benutzt die Gelegenheit, in einer Reihe von Bildern die Stadt, wie sie 1850—1870 aussah, vor unserem geistigen Auge wiedererstehen zu lassen, nicht jedoch die Hauptstadt der katholischen Welt, sondern nur die Hauptstadt des Kirchenstaates oder vielmehr bloß eines Teils desselben, da die nördlichen und östlichen Teile ihren Vorort in Perugia oder Ankona oder Bologna erblickten. Nach wie vor blieb Rom, inmitten der Sümpfe Latiums und der Einsamkeiten der Campagna, eine zufällige Anhäufung einzelner Stadtteile, deren jeder sein Leben für sich führte, unzähliger Ruinen und Kirchen,

Wilhelm Leibl/Die Tischgesellschaft



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

ausgedehnter Weideflächen und Weinberge, zusammengefaßt nur durch die Befestigungen rings um sie her. Es wurde nicht zur modernen Großstadt. Demgemäß wies die Bevölkerung auch nach wie vor die alten, tiefen Klüfte zwischen ihren sozialen Klassen auf. Die Kardinäle und die großen Papstgeschlechter lebten ihr vornehmes, an äußerm Prunke reiches Leben als die Beherrscher und Nutznießer des in seinem Wesen noch ganz feudalen Staates. Neben ihnen machte sich die Prälatur, die die Verwaltungsgeschäfte des Staates führte, und die zum Teil recht wohlhabende Bourgeoisie in allem Behagen breit. In den Niederungen hauste ein zahlreiches Proletariat, bettelarm, aber ohne Sorge und Haß, weil es wußte, daß die unzähligen Stiftungen der Stadt einen jeden vor dem Verhungern und völligen Verkommen schützten. Die innere Verwaltung wies in diesen Jahren manchen Fortschritt auf. Der Papst selbst interessierte sich lebhaft für den Bau von Eisenbahnen. Die römische Universität verdoppelte die Zahl ihrer Hörer. Das Budget wurde bis Ende der fünfziger Jahre ins Gleichgewicht gebracht. Es mußten zu diesem Zweck die Steuern erhöht werden, jedoch in so bescheidenem Maße, daß die Abgabensteigerungen moderner Staaten nicht damit zu vergleichen sind. In Rom wurde das Straßenwesen verbessert — auch Mallinckrodt rühmte die Güte des Pflasters! Die Stadt erhielt eine gute Wasserleitung. Manches andere geschah außerdem. Indessen ward der Kontrast des stockenden wirtschaftlichen Lebens, des Dahinlebens der Proletarier in Faulheit und Schmutz zu der Aufblüte anderer Hauptstädte zur gleichen Zeit nur um so größer. Auch ließen sich die rührigeren Schichten der Bevölkerung durch die administrativen Verbesserungen nicht darüber hinwegtrösten, daß die einschneidenden Verfassungsreformen, die Napoleon III. der päpstlichen Regierung bei ihrer Rückkehr in den Kirchenstaat zur Pflicht gemacht hatte, ausblieben. Kein Versuch wurde gemacht, die einzelnen Provinzen des Kirchenstaats, die untereinander wirtschaftlich nur geringen, politisch kaum einen Zusammenhang hatten, zu einer Einheit zusammenzuschließen. Der Kirchenstaat hatte ihnen in der Regel ihr Dasein und ihre Einrichtungen gelassen, wie er sie überkommen hatte. Dennoch freuten sie sich nur des Scheins der Autonomie. Alle waren der klerikalen Verwaltungsmaschinerie der kirchenstaatlichen Regierung unterstellt worden. In dieser wurden die höheren Posten ausschließlich mit Prälaten besetzt. Dadurch blieb die Verwaltung den Bevölkerungen der Provinzen fremder als je das Beamtentum eines andern Staatswesens. Rein äußerlich, wie sie ihnen aufgelegt war, verkümmerten unter ihr, gleichsam von Licht und Luft abgesperrt, alle autonomen Gebilde. Kam in eines von ihnen wieder einmal Bewegung, so war es kaum anders denkbar, als daß es die Decke päpstlicher Verwaltungseinrichtungen rücksichtslos sprengte. Ebensowenig Initiative wie in der inneren, bewies die Regierung in der auswärtigen Politik. Gleich nach des Papstes Rückkehr regte sie freilich Verhandlungen über einen Staatenbund mit Toskana und Neapel an. Aber diese kamen nicht über die Anfänge hinaus, und die Energie zu ihrer Erneuerung oder zu irgend einem andern Anlaufe kehrte nie wieder. Die Apathie hatte ihren Grund vor allem doch in den inneren Lebensbedingungen des Staatswesens. Der Kirchenstaat existierte

nur noch durch eine Art künstlicher Ernährung. Weil österreichische Truppen in den Gebieten östlich der Apenninen und weil eine französische Besatzung in Rom die Ordnung aufrecht erhielt, regierte der Papst wieder über das Staatsgebiet. Für den denkenden und von der nationalen Gesinnung des Jahrhunderts ergriffenen Teil der Bevölkerung war es eine peinvolle Lage: entweder ausländische Besatzungen ertragen zu müssen oder der Anarchie zu verfallen. Das Ausland aber nahm auf den Kirchenstaat nur noch genau soviel Rücksicht, als es um der eigenen katholischen Untertanen willen nehmen mußte oder als Rücksichten der eigenen Politik ihm nahelegten. In Wahrheit hatte der Kirchenstaat wohl noch das Aussehen eines Staates, aber nicht mehr die Geltung eines solchen und nicht mehr die Fähigkeit, die ihm zukommenden staatlichen Aufgaben zu erfüllen. Der Mann, in dessen Händen tatsächlich die Zügel der Regierung lagen, Kardinal Antonelli, ließ durch die Passivität seines Verhaltens deutlich erkennen, daß er selbst die von ihm zu vertretende Sache als verloren betrachtete und höchstens das Unvermeidliche um einige Jahre hinauszuschieben hoffte. Antonelli gehört zu den wenigen Staatsmännern der Zeiten großer Krisen, über die sich Freund und Feind im Urteil im wesentlichen einig sind. Er war geschickt, jedoch ohne höhere Bedeutung, ohne großen Zug, und jedes idealen Schwunges bar. Nicht seine Resignation, aber seine Vorliebe für kleine und selbst intrigante Mittel konnte ihm zum Vorwurf gemacht werden, und mehr noch, wie er, der Kapitän eines schicksalsreichen und ehrwürdigen Schiffes, das von den Wogen zerschlagen wurde, darauf bedacht war, sich und seiner Familie mannigfache materielle Vorteile zu sichern. Pius IX. war ein unpolitischer Papst. Seitdem er zu Beginn seiner Regierung durch sein Entgegenkommen gegen die liberalen Ideen in die Strudel einer Revolution geraten war, ließ er Antonelli regieren.

Draußen änderte sich unterdessen das Angesicht der Welt durch den raschen Aufschwung der Industrie und des Handels, durch die damit verbundene Umwälzung aller sozialen Verhältnisse und durch die immer stürmischer werdenden nationalen Bewegungen. Auch die nördlich der Apenninen gelegenen Provinzen des Kirchenstaates hatten wenigstens in etwas ihren Anteil daran. Unberührt blieben nur die Teile, die südlich lagen. Sie suchten das vielhundertjährige Leben weiter zu leben, dessen Uhr abgelaufen war und dessen Flamme daher immer spärlicher flackerte. In dem Maße, als sie niederbrannte, wurde der Kirchenstaat zur baufälligen Ruine. Sie zum Zusammensturz zu bringen, bedurfte es weder innerer Kämpfe und Revolutionen, noch absonderlicher Heldentaten der Piemontesen oder Garibaldianer; geringfügige Anlässe genügten, um den Zerfall Stück um Stück herbeizuführen. Es war auch nicht so, daß die Bevölkerung in ihrer Masse nach dem Sturze des päpstlichen Regiments lechzte. Hier wie fast in allen Fällen war es grade für das Volk zwar nicht gut aber bequem leben unter dem Krummstab. Es haßte seine geistlichen Herren nicht, es hing ihnen nur nicht in Treue an.

Im Jahre 1859 löste sich zunächst die wirtschaftlich am meisten entwickelte Romagna vom Kirchenstaat ab. Durch die verschlagene Art, wie Cavour die italienische Frage auf dem Pariser Kongresse zur Besprechung hatte

bringen lassen, hatte sich die liberale und nationale Bewegung auf der ganzen Halbinsel von ihrer seit 1849 währenden Entmutigung erholt. Der Papst suchte der Bewegung durch eine Reise in die Provinzen zu begegnen. Aber eben diese Reise ward der Anlaß, daß sich die bis dahin gemäßigten Führer des Liberalismus in Bologna Piemont zuwandten. Sofort als 1859 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach, und die Österreicher ihre Truppen aus dem Kirchenstaate ziehen mußten, kam es zur Erhebung. Wohl machte nur ein Bruchteil der Bevölkerung mit; unter den Treibern zum Abfall verriet sich viel elende und feige Gesinnung. Aber die päpstliche Regierung konnte nicht daran denken, die Romagna zu behaupten. Sie durfte froh sein, als sie in Rom selbst, wo zwei Jahre lang Universität und Theater der Schauplatz sich immer wiederholender Kundgebungen für die nationale Sache wurden, die Zügel in der Hand behielt, und als sie dem Aufstand, der schon nach Umbrien und in die Mark von Ankona übergegriffen hatte, diese Provinzen noch einmal streitig machte. Ohnehin war der Erfolg hier nur von kurzer Dauer.

Als Garibaldi 1860 von Sizilien aus Neapel angriff und den Kirchenstaat bedrohte, entschloß sich Cavour, ihm zuvorzukommen. Tatsächlich bestand die Gefahr, daß andernfalls die gesamte italienische Einigungsbewegung in republikanische und radikale Bahnen gerissen wurde. Von Anfang an war die Bewegung — ähnlich wie in Deutschland — nicht einheitlich gewesen. Es befehdeten sich in ihr konservativ-monarchische Bestrebungen, deren Wasser Piemont auf seine Mühlräder zu leiten verstand, und republikanisch-radikale. Cavours Entschluß kostete dem Königreich Neapel das Leben und dem Kirchenstaat fast alles Land, das er 1859 noch außer der Stadt Rom und ihrer Umgebung bewahrt hatte. Pius IX. wurde durch das Vorgehen Cavours aufs tiefste erregt. Schon 1859 hatte er, ohne Antonelli zu entlassen, den Stürmern und Drängern an seinem Hofe unter Führung des Belgiers de Merode die Bahn freigegeben. Sie warben in aller Welt unter den Katholiken Freiwillige, womit sie jedoch die Niederlage der päpstlichen Waffen bei Castelfidardo nicht verhindert hatten. Im Heer und in der Verwaltung des Kirchenstaats wurde nun systematisch in einer die Bevölkerung verletzenden Weise das einheimische Element als unzuverlässig möglichst zurückgedrängt. Dem aus seinem Staate vertriebenen neapolitanischen Königshause bereitete Pius nicht nur in Rom aus Dankbarkeit für die Herberge, die er in Gaeta gefunden hatte, eine neue Heimat. Er ließ sich auch unter dem Einflusse dieser Bourbonen in eine engere Verknüpfung mit den legitimistischen Bestrebungen in Europa ein, als für die päpstliche Regierung vorteilhaft war. Er duldete sogar, daß das im ehemaligen Königreich Neapel teils von Legitimisten, teils von enttäuschten Garibaldianern organisierte Räuberunwesen jahrelang durch Kreaturen Merodes wie durch den bourbonischen Hof insgeheim unterstützt wurde. Bei all dem wollte sich der Papst nicht eingestehen, daß die Lage des Kirchenstaates hoffnungslos geworden war. Überzeugt, daß die päpstliche Gewalt für ihre freie Ausübung des Rückhalts an einem eigenen Staate nicht entbehren könnte, rechnete er vor allem darauf, daß die kirchenfeindlichen Gesetze und Maßnahmen

Piemonts den italienischen Katholiken noch rechtzeitig die Augen öffnen würden. Während sich aber die schwer gereizte päpstliche Regierung intransigenten Stimmungen überließ, erwachte auf piemontesischer Seite nunmehr mit aller Macht das Bewußtsein, daß die so nahe vor die Tore Roms gerückte Regierung des neuen Italien die friedliche Lösung der Römischen Frage bei Zeiten vorbereiten müsse. Keiner der Politiker des neuen Italien hielt es für möglich, daß Rom dem jungen Reiche dauernd fremd bleibe. Wohl aber wünschten Cavour und eine Reihe anderer, einen Gewaltakt zu vermeiden, der Hunderttausende von Gewissen in Italien selbst beunruhigen und Millionen Katholiken in der weiten Welt in einen kaum wieder zu überbrückenden Gegensatz zu dem Königreich bringen mußte. Die Schilderung der damit anhebenden Bemühungen gibt Cesares Buch einen besonderen Wert und Glanz, um so mehr, als er persönlich mit vollem Herzen bei ihr ist. Noch 1860 suchte Cavour durch mehrere Mittelspersonen mit Antonelli in Beziehung zu kommen. Vielleicht würdigte er dabei nicht genügend, daß vorerst die Entrüstung des Papstes noch allzu frisch und gerecht war. Sein eigener Vorschlag ging dahin, die Lösung im wesentlichen auf dem Wege zu suchen, den Piemont 1870, ein Jahrzehnt später, dem Papste aufzwang, nämlich gesetzliche Garantien für das moralische Ansehen und die persönliche Sicherheit des Heiligen Stuhls zu schaffen. Er verhielt sich aber auch nicht abweisend gegen die römische Anregung, Rom als Eigentum des Heiligen Stuhls zu erhalten, jedoch seine bürgerliche Verwaltung an Italien zu übergeben. Kirchenfeindliche Handlungen der mit der Geschäftsführung in Neapel betrauten Männer, zum Teil von abschreckender Brutalität, erbitterten über den Verhandlungen den Papst sofort wieder derart, daß von einer Fortsetzung der Abreden abgesehen werden mußte. Wenige Monate später riß der Tod Cavour hinweg. Aber das Bedürfnis nach einer Verständigung blieb in Piemont unvermindert groß. Es wuchs sogar noch, als sich Napoleon in Konsequenz der österreichischen Räumung des Kirchenstaates zu der Konvention vom 15. September 1864 bereit erklärte. Danach sollte er seine Truppen innerhalb zwei Jahren aus Rom abberufen, wenn Piemont sich für die Erhaltung des Kirchenstaats in den Grenzen, die er durch das Jahr 1860 erhalten hatte, verbürgte. Im Glauben, noch eine besondere Bürgschaft hierfür zu schaffen, zwang Napoleon die Piemontesen, ihre Hauptstadt nach Florenz zu verlegen. Denn er bildete sich ein, daß sie damit ihren endgültigen Verzicht auf Rom als Hauptstadt kundgäben. Nun galt es, dafür zu sorgen, daß nicht etwa die Garibaldianer statt der Franzosen in die ewige Stadt einzogen. Anlaß zu neuen Besprechungen mit Rom bot die Verwaisung zahlreicher Bischofssitze infolge des Streits zwischen Piemont und dem Kirchenstaate. Pius empfand mit tiefer Trauer deren schlimme Wirkungen auf die Seelsorge. Er selbst regte Verhandlungen darüber mit Piemont an. Der erste Unterhändler, den dieses daraufhin sandte, kam nicht zum Ziele, weil sich der damalige Leiter der italienischen Politik, der General Lamarmora, im Ton vergriff. Aber als kurze Zeit danach Österreich im Kriege gegen Preußen unterlag und nun auch Venetien an Italien abtrat, als zugleich durch die Größe des preußischen Sieges Napoleons Macht ihren ersten schweren Stoß erhielt, besprach man sich aufs neue. Ein

erheblicher Teil der Bischofssitze konnte Anfang 1867 wieder besetzt werden; unter den Erkorenen war selbst ein Mann, der sich den Rang eines Senators im Königreich Piemont hatte verleihen lassen. Piemont, in dieser Zeit von Ricasoli regiert, kündigte einen völligen Wechsel seiner Kirchenpolitik an, wollte alle Gehässigkeiten und alles Staatskirchentum preisgeben und bei der Besetzung kirchlicher Stellen nur soweit mitwirken und deren Tätigkeit nur derart überwachen, daß das kirchliche Leben glücklich und frei gedeihen konnte. Darüber bezog man auch die politische Frage in die Besprechungen wieder ein. Es winkte ihnen der gleiche gute Erfolg. Antonelli ward wieder Herr der Lage am päpstlichen Hofe, nachdem ein von der Partei Merodes ihm zum Verderb betriebener Prozeß nach leidenschaftlichem Intrigenspiel von beiden Seiten das Ziel verfehlt hatte. Merode verließ das Kriegsministerium. Der Papst war nicht mehr so erregt wie in den vorhergehenden Jahren. Eine Kundgebung, die mehrere Söhne des römischen Hochadels in Rom aus Übermut zugunsten des einigen Italien veranstaltet hatten, tat er mit dem Scherzworte ab: „questo è affare da papà e non da Papa." Als ein Zeichen der sich anbahnenden Aussöhnung wurde auch vermerkt, daß die italienischen Münzen im römischen Verkehr anstandslos zugelassen wurden. Man erzählt, daß damals der heiligmäßige große Wohltäter der italienischen Jugend, Don Bosco, in Rom erschienen sei, um an der Vermittlung teilzunehmen. Die Verständigung wurde auf der Grundlage betrieben, die Antonelli 1860 angeregt hatte.

Darüber aber erhoben sich im Rücken des Ministeriums die Mächte der Linken. Sie waren in Piemont seit 1850 gar zu stark und anspruchsvoll geworden. Leidenschaftlich stürmten sie im Parlament gegen die versöhnliche Haltung der Minister an. Wohl fehlte es auch nicht an einer glänzenden Verteidigung der Politik der Versöhnung. Angegriffen, vertrat Ricasoli aufs bestimmteste sein Recht, als Minister einer katholischen Nation mit dem Papste eine Verständigung suchen zu dürfen. Er und seine Freunde mußten dennoch weichen. Mit Grund macht Cesare bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß die Hauptschwäche der Versöhnungspolitik nicht in der zahlenmäßigen Stärke der radikalen Gegner ihren Grund hatte, sondern in der Zusammenhanglosigkeit der italienischen Regierungspolitik während der sechziger Jahre nach Cavours frühem Tode. Rasch wechselten die Ministerien, und jedesmal kam eine andere kirchenpolitische Richtung ans Ruder. In diesem Augenblicke folgte dem aufrichtig katholischen Ricasoli der kirchenfeindliche Rattazzi. Bedingt war die Zerfahrenheit der Regierungspolitik durch die persönliche Art des Königs. Viktor Emmanuel hielt sich zwar als praktischer Katholik; aber, wie Cesare ihn sicher zutreffend schildert, er war vor allem ein zu Verschwörungen geneigter, nach Ländergewinn gieriger, selbst zum Zusammengehen mit Garibaldi bereiter Fürst. Die gemäßigten Minister hatten an ihm weniger Rückhalt als die radikalen.

Nach dem Sturze Ricasolis erfreute sich Mittelitalien nicht lange mehr der sich verhältnismäßig friedlich anlassenden Jahre, die ihm beschert waren, während in Deutschland und Norditalien die großen weltgeschichtlichen Ent-

scheidungen fielen. Garibaldi warb für einen Einfall in den Kirchenstaat, der König und Rattazzi ließen ihn gewähren. Da jedoch griff Napoleon ein letztes Mal ein, indem er die Konvention vom 15. September für gebrochen erklärte und wiederum eine Besatzung nach Rom sandte. Auch Bismarck versagte dem italienischen Unternehmen seinen Beifall. Viktor Emmanuel mußte zurückweichen, an die Stelle Rattazzis trat der konservativer gerichtete Graf Lanza. Die schon bis vor die Tore Roms gedrungenen Garibaldianer erlitten auf dem Rückzuge bei Mentana im November 1868 die bekannte Schlappe durch die päpstlichen Truppen. In Rom selbst machte dies so großen Eindruck, daß fürs erste völlige Ruhe eintrat und die päpstlichen Truppen ausreichten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie wenig aber in der internationalen Politik erreicht war, lehrten die gleich nach Mentana beginnenden Bündnisverhandlungen zwischen Frankreich, Österreich und Italien gegen Preußen. Sie kamen zu keinem Ergebnis, weil Italien nicht die Zusicherung geben wollte, Rom fern zu bleiben, und weil es dabei durch Österreich gedeckt wurde. Nur noch Napoleon hielt seine Hände über das weltliche Patrimonium des Heiligen Vaters. Als sein Thron am 4. September 1870 umgestoßen wurde, war es um den Kirchenstaat geschehen. Kurz voraufgegangen war dem Falle Napoleons die Apotheose der geistlichen Gewalt des Papsttums durch die ganze katholische Welt während des Vatikanischen Konzils. Von Florenz aus hatte die italienische Regierung den Verlauf des Konzils ängstlich überwacht. Sie hatte nichts gegen die Erklärung der Unfehlbarkeit einzuwenden; sie fürchtete aber, daß auch die Notwendigkeit eines weltlichen Besitzes für den Papst dogmatisch festgelegt werden würde. Als das Konzil auseinanderging, ohne sich hierüber ausgesprochen zu haben, atmete man in Florenz auf und holte zum letzten Schlage aus. Bei der vollkommenen Ruhe, die in Rom herrschte, war kein Vorwand zu finden, wodurch man den Entschluß hätte bemänteln können. Der Schlag war ein Gewaltakt in aller Form und nichts als ein solcher. Alle die, welche immer und immer vor einer Wegnahme Roms gewarnt hatten, behielten nun recht. Die nächsten Jahre hausten die Männer der Linken in der ewigen Stadt wie Apachen. Eine Kluft öffnete sich zwischen dem neuen Nationalstaate und allen gläubigen Katholiken, von der bis auf den heutigen Tag nicht abzusehen ist, wie sie geschlossen werden kann.

* * *

In den seither verflossenen Jahrzehnten ist die Kluft sogar noch tiefer geworden, weil Leo XIII. als Nachfolger Pius IX. mit dem Plan, nachträglich zu einer Einigung mit dem italienischen Nationalstaate zu gelangen und dadurch das Geschehene wieder gut zu machen, vollkommen Schiffbruch erlitt. Was Leo auch als Bischof und Papst für das religiöse Leben und die Einigung der christlichen Kirchen erstrebte, was er an weltgeschichtlichen Anregungen für die soziale Frage gab, welche große Tätigkeit er durch seine Enzykliken als Lehrer der Kirche entfaltete, die Lösung der römischen Frage war das am heißesten begehrte Ziel seines persönlichen Strebens. Um die Jahrhundertwende wollte ihm eine Abordnung jüngerer italienischer Geistlicher ihre Wünsche

für das Vaterland ans Herz legen und erwartete um so mehr Verständnis und Teilnahme zu finden, als er schon wiederholt seine Hand schützend über ihre Führer gehalten hatte. Er aber ließ sie nicht zu ihren Darlegungen kommen, sondern unterbrach sie mit dem tief erregten Rufe: ‚Roma, Roma, Roma!‘

Über Leo XIII. Stellung zu Italien und zur römischen Frage gibt es eine ganze Literatur. Ich selbst habe mich in meinem 1905 erschienenen Buche auf die nötigsten Andeutungen beschränkt, da es der Entwicklung des Wesens und der Anschauungen Leos und nicht der Geschichte seines Pontifikats gewidmet war. Vielleicht wäre dennoch eine größere Ausführlichkeit am Platze gewesen, um genügend hervortreten zu lassen, daß die angeborene Hinneigung des jugendlichen Joachim Pecci zur Politik alle religiöse Verinnerlichung und allen Eifer für die kirchliche Wirksamkeit überdauerte und sich seiner als Papst noch einmal mit ursprünglicher Gewalt bemächtigte. Letzthin erschien als bisher wichtigster Beitrag hierzu ein Buch, dessen Hauptbestandteil Papiere aus dem Nachlasse Galimbertis, des bekannten Mitarbeiters des Papstes auf der Höhe seines Pontifikats, bilden. Meist beziehen sie sich auf die beiden Sendungen Galimbertis nach Berlin 1887 und 1888, sowie auf seine Wiener Nuntiatur. Einen nicht unerheblichen Raum nehmen daneben Berichte des österreichischen Prälaten de Montel aus Rom an Galimberti ein. Einige Briefe des Grafen von Paris, einer des verstorbenen Großherzogs von Baden, mehrere des Kardinals Kopp und eine ganze Reihe Briefe Schlözers, des preußischen Gesandten beim Vatikan, geben der Sammlung noch einen besonderen Wert für den Historiker und einen pikanten Reiz für andere Leute. Außerdem sind Aufzeichnungen Galimbertis abgedruckt, teils nur Merkworte, teils etwas genauere Erinnerungen; ihnen wird aber viel von ihrem Nutzen dadurch genommen, daß sie gänzlich ungeordnet und ohne Angaben darüber wiedergegeben werden, ob die Einträge auf den einzelnen Blättern gleichzeitig gemacht wurden und wenn nicht, ob sie trotzdem in irgendwelcher erkennbarer Beziehung zueinander stehen oder rein zufällig auf dasselbe Blatt gerieten. Nur der Faksimiledruck eines der Blätter erlaubt wenigstens eine Vorstellung davon, wie die Blätter ausschauen. Auch sonst mangelt es an der nötigen kritischen Betätigung der Herausgeber. Die Namenschreibung in den Berichten und Briefen wimmelt von Lesefehlern. Vorangestellt ist den Papieren der Bericht eines nicht genannten französischen Prälaten über eine Unterredung, die derselbe 1879 mit Bismarck in Gastein hatte. Ein ähnlicher, ebenfalls anonymer, aber ausführlicherer Bericht ist schon 1906 im ‚Correspondant‘ erschienen. Kein Hinweis darauf, geschweige denn ein Versuch findet sich, die Beziehungen beider Berichte aufzuhellen. Diese wissenschaftlichen Gebrechen des Werkes, das übrigens den Titel trägt: ‚Crispolto Crispolti e Guido Aureli, La politica di Leone XIII. da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla, Roma 1912‘, veranlassen den Leser von vornherein dazu, an die Prüfung der den Akten beigefügten Darstellung der imperialistischen und der römischen Politik Leos mit Mißtrauen heranzutreten. Einige wenige Ergänzungen der Akten aus persönlicher Erinnerung der Herausgeber sind wohl ganz und gar abzulehnen, wie z. B. die Ausmalung der knappen schriftlichen Mitteilungen Galimbertis über

seine Unterredung mit Windthorst im März 1887. Zu grell tritt auch die Abneigung gegen Kardinal Rampolla und die unbedingte Parteinahme für Galimberti hervor. Jedoch sollte anderseits nicht verkannt werden, daß die Herausgeber mit ihrem Gegenstande vertraut sind und ihre politische Urteilsfähigkeit gewiß nicht gering ist. Eine für uns Deutsche überaus schätzenswerte Ergänzung der Papiere Galimbertis hat fast gleichzeitig mit Crispoltis und Aurelis Buch Pater Pfülf in den ‚Laacher Stimmen' geliefert. Aus dem Nachlasse Onno Klopps und des Trierer Professors Reuß veröffentlichte er im Mai- und Juliheft der ‚Stimmen' unter Beifügung einiger Stücke anderer Herkunft eine größere Anzahl Briefe von und an Windthorst aus den achtziger Jahren. Zusammen mit den in den früheren Heften abgedruckten Windthorstschen Schriftstücken der vorhergehenden Jahrzehnte müssen diese Briefe als die aufschlußreichste Quelle über Windthorsts politische Taktik, vielleicht auch über seine Meinungen bezeichnet werden, über die wir zur Zeit verfügen. Ein Widerspruch zwischen den Angaben der italienischen und der deutschen Veröffentlichung ist dort, wo die eine durch die andere nachgeprüft werden kann, nicht nachzuweisen*. Keine Ausbeute, außer einem kurzen Briefe des preußischen Kultusministers Goßler, liefert das Lebensbild Schlözers von Curtius (Berlin 1912), einige dankenswerte Aufklärungen dagegen der Band ‚Die Memoiren Franzesco Crispis', Erinnerungen und Dokumente hrsg. von T. Palamenghi-Crispi (deutsch von W. Wichmann, Berlin 1912).

Als Camerlengo im Jahre 1878 damit betraut, das Konklave für die Wahl eines Nachfolgers Pius IX. vorzubereiten, hatte Leo XIII. darauf bestanden, daß das Konklave nirgends anders als in Rom stattfinden dürfe. Selbst zum Papst erkoren, hatte er sofort den päpstlichen Anspruch auf Rom gewahrt. Dann aber war er fürs erste durch andere Sorgen auf mehrere Jahre in Anspruch genommen worden. Das Papsttum konnte nicht in dem Zustande der Vereinsamung unter allen wirklichen Mächten dieser Welt bleiben, in dem Leo es antraf. Er mußte deshalb zunächst die Regierung der Kirche aus den vielfachen Verknüpfungen mit den legitimistischen Parteiungen lösen, in die sie über den Kämpfen des letzten Pontifikats geraten war. Er durfte auch keine Anstrengung scheuen, um den Verkehr mit den weltlichen Regierungen wieder herzustellen und Verhandlungen mit ihnen anzubahnen. Ein Liberaler, wie man es ihm seit 1848 immer wieder nachgesagt hatte, war er nicht. Aber von Jugend auf hatte er merkwürdigerweise immer Anschluß bei den Männern und Beratern der Kurie gefunden, die den Tatsachen des Jahrhunderts Rechnung getragen wissen wollten. Gleich der Beschützer seiner

* Pfülfs Versuch, eine von mir im ‚Hochland' 1907/8, I. S. 45 wiedergegebene persönliche Erinnerung Onno Klopps anzuzweifeln, indem er mich Angaben machen ließ, die sich nicht darin finden, ist dankenswerterweise von Hermann Cardauns in der ‚Köln. Volkszeitung' abgelehnt worden. Es erübrigt sich daher für mich, darauf zurückzukommen. — Cardauns selbst hat eine Ergänzung und Bestätigung der von Pfülf veröffentlichten Briefe Windthorsts für die Jahre 1888/90 durch einige Auszüge aus an ihn gerichteten Briefen Windthorsts in seinen Erinnerungen ‚Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs', Cöln 1912, S. 152 f. geliefert.

Anfänge im Dienste des Kirchenstaats war jener Kardinal Sala gewesen, der während des Wiener Kongresses durch seine Reformpläne für den Kirchenstaat selbst seinen Freund Consalvi erschreckt hatte. Sein bester Freund in Rom zur Zeit seines Perugiaer Aufenthalts, Steobini, war in jenen Prozeß Fausti verwickelt, den die Ultra am päpstlichen Hofe in den sechziger Jahren angestrengt hatte, um sich vollends in den Besitz der Macht zu bringen. Entsprechend war es Leo auch immer darauf angekommen, nach allen Richtungen hin, auch zu den Gegnern der Kirche, persönliche Beziehungen zu gewinnen. Sogar mit Crispi stand er durch einen gemeinsamen Freund, den General Carini, in Verbindung. Er liebte die Mittel der Diplomatie, und er bediente sich gern aus der allgemeinen Lage Europas entnommener Erwägungen, wie etwa der Notwendigkeit des Zusammenstehens aller konservativen Elemente, um sich mit den Regierungen ins Benehmen zu setzen. Aber lange Zeit kam er mit den beiden Staaten, woran ihm am meisten lag, mit Frankreich und dem Deutschen Reiche, fast gar nicht von der Stelle. Deutschland gegenüber behinderte ihn vor allem, daß er hier ähnlich wie in Belgien zugleich mit der Regierung sich befreunden und mit der von den Katholiken gewählten, aber in Opposition stehenden Zentrumspartei die Fühlung bewahren wollte.

Schon ließ man in Rom wie in Berlin die Hoffnung auf eine Verständigung sinken. Da entschloß sich Bismarck, um endlich größere Zugeständnisse auf kirchenpolitischem Gebiet zu erreichen, dem Verlangen des Papstes nach der Wiederanerkennung des päpstlichen Ansehens auch durch die weltlichen Regierungen eine große, schmeichelhafte Genugtuung zu bereiten. Er rief, wie bekannt, 1885 Leos Schiedsspruch in unserem Streit mit Spanien wegen der Karolineninseln an. Sobald er erkannte, welchen außerordentlichen Eindruck seine Bitte auf das Gemüt des Papstes gemacht hatte, wiederholte er den Schachzug auf die geschickteste Weise zum zweiten und dritten Male. Er lud den Papst Ende 1886 ein, sich in seinen innerpolitischen Streit mit dem Zentrum über die Bewilligung des Septennats einzumischen, unter dem Vorwande, daß die Bewilligung zur Erhaltung des schwer bedrohten europäischen Friedens dienen solle und Leos Einmischung daher eine das Papsttum verherrlichende Tat im Dienste des Weltfriedens sein werde. Sofort griff der Kanzler auch zu, als sich in Rom der Gedanke regte, zum neunzigjährigen Geburtstag Wilhelms I. gleich allen weltlichen Regierungen einen eigenen Gesandten abzuordnen. Er zog durch alle diese Handlungen die Kurie in die Kreise des Dreibunds hinein, dem aus der Förderung durch das Oberhaupt der Katholiken nur Nutzen erwachsen konnte, und erreichte außerdem das Ende des Kulturkampfs unter Bedingungen, die dem Zentrumsführer den Schmerzensschrei entrissen: die Kirche sei Bismarck ausgeliefert.

Erleichtert wurde das Beginnen des deutschen Kanzlers dadurch, daß wenige Monate vor der Anrufung des Hl. Vaters im Karolinenstreit der bis dahin in der Presse tätig gewesene Prälat Galimberti auf Leo XIII. Einfluß gewonnen hatte. Er bearbeitete die Karolinenfrage, er war der Ratgeber des Papstes in der Septennatsangelegenheit und ging als sein Gesandter zum 22. März 1887 nach Berlin. Galimberti, ein glühend ehrgeiziger Mann, ver-

teidigte aufs eifrigste die Idee, daß die Kirche ihr Heil im Anschluß an den Europa beherrschenden Dreibund und das machtvolle Deutsche Reich suchen müsse. Das Reich und der Dreibund vermöchten der päpstlichen Politik einen wahrhaft starken Rückhalt zu verleihen. Keine der drei in ihm vereinigten Mächte denke daran, wozu sich Frankreich immer deutlicher anschicke, eine der Religion und Kirche grundsätzlich feindliche Politik zu treiben. Vor allem Deutschland und Österreich würden vielmehr, wenn sich der Hl. Stuhl aufrichtig ihnen nähere, alles tun, um das dem Hl. Stuhl so erwünschte äußere Ansehen wieder zu geben und ihm in der gesamten Kulturwelt neuen Glanz zu verleihen, wie Bismarcks Beispiel schon beweise. Galimbertis Meinungen ließen sich gewiß hören. Das Bedenkliche an ihrer Ausführung aber war, daß Galimberti die päpstliche Politik den Gefährnissen der großen europäischen Politik aussetzte, sie dem Widerspiel zwischen Dreibunds- und Zweibundspolitik preisgab, und mehr noch, daß Galimberti und der Papst in keinem Augenblick ihres Zusammenarbeitens völlig einig in dem zu erstrebenden Ziele waren.

Leo XIII. erhoffte von dem Anschluß an den Dreibund noch größere Ergebnisse, als Galimberti verhieß. Er glaubte die Stunde für gekommen, das Papsttum zum Mittler für alle Gegensätze unter den Weltmächten zu machen, wie er auch davon träumte, daß unter seiner milden und klugen Leitung wieder ‚ein Hirt und eine Herde' werden würde. So sehr vertraute er nunmehr auf die Huldigungen, die er sich dargebracht sah, daß er in den nächsten Jahren selbst Frankreich und Deutschland versöhnen zu können hoffte und in völliger Verkennung der Verhältnisse in Berlin die Neutralisierung Elsaß-Lothringens anregen ließ. So weit riß ihn der Gedanke, der Welt den allgemeinen Frieden bringen zu dürfen, mit sich fort, daß er jetzt auch die Kluft zwischen Italien und dem Papsttum schließen zu können meinte. Der Tag seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums war nahe, und es scheint, daß er ihm durch diesen Friedensschluß die höchste Weihe geben wollte. Eben diese beglückende Zuversicht führte ihn wieder zur Beschäftigung mit der römischen Frage. Es hätte nahe gelegen, auf die Vorschläge Antonellis von 1861 zurückzugreifen. Aber Leo XIII. war ein Herrschergeist. Das Verwalten und Regieren war ihm ein Bedürfnis, und jene Vorschläge planten, die ganze bürgerliche Verwaltung in die Hände der Italiener zu geben. Leo suchte die Einigung in anderer, ihm persönlich mehr genügender Richtung. Er kam damit tatsächlich auf das Begehren zurück, daß Rom wieder päpstlich werden müsse. Ein Brief, den Großherzog Friedrich von Baden an Galimberti unter dem 1. Februar 1894 richtete, lehrt, daß auch dieser ernsthaft die Möglichkeit erörtert hat, wenigstens den leoninischen Stadtteil Roms zu neutralisieren. Ob er aber wirklich innerlich die territorialen Wünsche Leos gebilligt und sie mit seiner dreibundfreundlichen Politik für vereinbar gehalten hat, bleibt auch nach der neuesten Veröffentlichung fraglich. Auf jeden Fall vertrat er indessen, sowohl als er zur Beglückwünschung Wilhelms I. in Berlin erschien, wie 1888, als er wiederum dorthin kam, um das Beileid des Papstes nach dem Tode Wilhelms auszusprechen, das Anliegen seines hohen Auftraggebers bei dem Kanzler.

Bismarck äußerte sich nicht ablehnend. Nur hielt er den Zeitpunkt, die

Absichten zu verwirklichen, erst für gekommen, wenn ein Krieg den konservativen Elementen Europas zum Siege über die umstürzlerischen verholfen hätte und etwa Italien als Königreich nicht weiter zu bestehen vermöchte. Im Grunde sagte der Kanzler damit nichts, was seinem früheren Verhalten widersprach. Er selbst hatte schon einmal, im Jahre 1881, als Italien unerwartet Schwierigkeiten beim Eintritt in den Dreibund machte, die römische Frage plötzlich als offene Frage behandelt und den italienischen Staatsmännern damit einen heftigen und nachhaltigen Schrecken eingejagt. Er blieb 1887 und 1888 Galimberti gegenüber ganz in den Grenzen seiner Erwägungen von 1881, nur daß er diesmal nicht die Initiative zu ihnen ergriff, sondern sich einer päpstlichen Bitte zu erwehren hatte. Vermutlich machte er auch nicht nur Redensarten, wenn er die Frage als offen gelten ließ und sich grundsätzlich nicht gegen die Wiederherstellung des Kirchenstaats aussprach. Wohl aber leiteten ihn dabei nicht eben freundliche Absichten wider das Papsttum, was in Rom alle Beachtung verdient hätte. In dieser Hinsicht hatte Windthorst 1881 sofort seine feinere Witterung einmal mehr bewiesen. Am 3. Januar 1882 schrieb er nämlich an den Wiener Nuntius Vanutelli: ‚Ich fürchte sogar, daß, wenn die in den öffentlichen Nachrichten vorkommenden Angaben über Pläne des Fürsten Bismarck in bezug auf die allgemeine Stellung des päpstlichen Stuhles irgendwelche reale Grundlage haben — was ich nicht übersehe —, diese Pläne in ihrer Schlußtendenz gar leicht darauf hinauslaufen könnten, auch in Beziehung auf den päpstlichen Stuhl selbst eine Art von diskretionärer Gewalt zu erreichen. Ohne genaue Kenntnis der in dieser Rücksicht gesponnenen Fäden wage ich selbstverständlich in Beziehung auf diese Angelegenheit ein bestimmtes Urteil nicht; aber ich vergesse nicht, daß Fürst Bismarck wiederholt darüber geklagt hat, daß man den Papst nicht zur Verantwortung ziehen könne. Wenn er jetzt etwa als Exekutor einer europäischen Garantie neue Machtbefugnisse in die Hände bekäme, so würde es nicht an Gelegenheit fehlen, die Last des Protektorates fühlbar zu machen.‘ In nicht zu überbietender Deutlichkeit hatte Bismarck seinen innersten Gedanken Crispi gegenüber schon am 24. September 1877 ausgedrückt: ‚Vous l'avez emboîté dans le coton; et personne peut l'atteindre.‘ ‚Ihr habt den Papst in Watte gewickelt, so daß niemand mehr an ihn herankommen kann.‘ Er fuhr bei jenem Gespräch noch fort: ‚Seit dem März 1875 haben wir die italienische Regierung auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die das Gesetz über die Garantien des Hl. Stuhles für die anderen Mächte enthält. Die Frage ist offen geblieben.‘ Freilich war Bismarcks Stimmung gegen das Papsttum seit dem Jahre 1877 friedlicher geworden. Aber die Gründe, aus denen er der italienischen Lösung der römischen Frage widerstrebte, waren so ganz und gar seiner eigentümlichen politischen Betrachtungsweise gemäß, daß sie ihre Kraft nicht eingebüßt zu haben brauchten.

Italien war unterdessen immer mehr in die Hände von Männern der Linken geraten. Ihr Bedürfnis nach einer Verständigung mit dem Hl. Stuhle war, so viele Jahre gleich seit dem Einzug durch die Porta Pia vergangen waren, recht gering. Höchstens Rücksichten der auswärtigen Politik hätten sie

veranlassen können, mit dem Papste zu einer Verständigung über Rom zu gelangen. Alles deutet aber darauf hin, daß wie die österreichische, so trotz der schönen Worte des Kanzlers auch die deutsche Politik nicht den leisesten Druck auf die italienische Regierung zugunsten der Wünsche Leos XIII. ausgeübt hat. Crispi versicherte sich dessen noch ausdrücklich durch eine Reise nach Friedrichsruh im September 1887. So mußte sich Leo XIII. allmählich darüber Rechenschaft geben, daß er beim Dreibunde nicht finden würde, wonach er so dringend begehrte. Kurze Zeit scheint er einmal — es ist der noch am meisten im Dunkel liegende Punkt seiner Regierung — daran gedacht zu haben, selbst dieser Tatsache sich zu beugen und mit Italien auch ohne territoriale Rückerstattungen Frieden zu schließen. Das war in den Tagen des Konsistoriums vom 23. Mai 1887 und der Broschüre des Pater Tosti. Dafür hing er jedoch wohl zu sehr an dem Plane einer Wiedererstehung der weltlichen Herrschaft, als daß es sich um mehr denn um die Stimmung weniger Tage gehandelt haben kann. Zum letzten Male scheint er Hoffnungen auf den Dreibund gesetzt zu haben, als Wilhelm II. nach seinem Regierungsantritt den Boden Roms betrat. Aber es blieb dabei, daß, wie ihn Bismarck in seinem Dankschreiben nach dem Schiedsspruch des Jahres 1885 mit dem Titel weltlicher Souveräne angeredet hatte, so der Kaiser jetzt beim Besuche des Vatikans ein Zeremoniell beobachtete, als regiere der Papst noch als selbständiger weltlicher Herr in der ewigen Stadt. Sofort wie der Papst im Gespräche die Sache berührte, ließ der Kaiser keinen Zweifel darüber, daß er die italienische Regierung im Besitze Roms anerkenne.

Leo XIII. wandte sich darauf endgültig mit seinen politischen Hoffnungen Frankreich zu, wohin er sich schon seit der Enttäuschung durch Bismarck gezogen fühlte. An der Kurie selbst hatte sich auf der Stelle, da Galimbertis Ideen den Beifall des Hl. Vaters fanden, ein starker Widerstand wider sie erhoben. Rastlos bekämpften die Gegner Galimberti. Gegen den Dreibund bildete sich in Europa eben damals der Zweibund Frankreichs und Rußlands. Frankreich, durch Lefevre de Béhaine beim Vatikan nicht minder gut vertreten wie Preußen durch Schlözer, schmeichelte dem Hl. Stuhle mit der Aussicht, daß der Zweibund als Gegner des Königreichs Italien ihm verschaffen werde, was der Dreibund versage. Freilich die Bedingung Lefevres war keine andere, als unter der auch Bismarck eine Wiederherstellung des Kirchenstaats als denkbar besprochen hatte: ein Krieg und durch diesen der Sturz der savoyischen Dynastie in Italien. Nur erklärte Frankreich eine Rückgabe Roms von dem Übergange Italiens zur republikanischen Staatsform abhängig, während Bismarck in dem Falle, daß die Dynastie stürze, die alte Staatsordnung aufrichten wollte, die vor 1860 in Italien bestanden hatte. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Versuchern der päpstlichen Politik war der, daß der Dreibund ein Interesse daran hatte, die bestehende Staatsverfassung Italiens zu erhalten, der Zweibund sie gerne zerstört hätte. Vielleicht hätte sich die päpstliche Politik dadurch warnen lassen sollen, daß Frankreich immer weiter auf dem Wege zu der religions- und kirchenfeindlichen Gesetzgebung voranschritt, der ein Jahrzehnt später zur Trennung

von Staat und Kirche führte. Aber Leo XIII. glaubte damals noch, daß er die französischen Staatsmänner auf diesem Wege aufzuhalten vermöchte, indem er ihnen durch seine Gebote an die französischen Katholiken bei der Überwindung der inneren Schwierigkeiten zu Hilfe kam.

Im Zusammenhang mit den Schwankungen der päpstlichen Politik zwischen dem Dreibunde und dem Zweibunde haben im Vatikan 1888 Überlegungen stattgefunden, ob der Papst Rom verlassen solle. Bismarck hat sie nicht ernst genommen. Die italienische Regierung aber hat ihnen doch recht kräftig entgegenwirken zu müssen geglaubt. In diesem Punkte hat auch Windthorst in derselben Richtung wie die Dreibundpolitiker den Hl. Vater zu beeinflussen gesucht. Er empfahl, weder nach der Rechten noch nach der Linken zu weit zu gehen. „Ihm bange vor jedem extremen Entschluß des Hl. Stuhles.' Es ist bekannt, daß Leo XIII. Rom nicht verlassen hat. Aus all den erregten Anstrengungen der Jahre 1885 bis 1890 kam schließlich außer dem ‚aditus ad pacem' in Preußen nichts heraus, als daß die von Crispi geführte italienische Regierung sich am Vatikan durch eine zügellose Begünstigung der freimaurerischen und freidenkerischen Bestrebungen rächte und ihnen in Rom alle erdenklichen Kränkungen des Hl. Vaters erlaubte. Die häßlichen Handlungen der Feinde der Kirche auf dem römischen Boden wider die Kirche erschwerten es dem katholischen Empfinden nur immer mehr, sich dareinzufinden, daß Rom in den Besitz einer andern als der päpstlichen Regierung übergegangen war. Gerade sie gruben es tief in das Bewußtsein der Katholiken ein, daß die dem Hl. Vater zukommende und für die Leitung der Kirche notwendige Unabhängigkeit durch die Garantiegesetze des Jahres 1870 nicht gesichert ist, und daß die römische Frage ihrer wahren, für die Kirche wie für die italienische Nation wohltätigen Lösung noch harrt.

Wilhelm Leibl / Von Heribert Reiners

Zwischen Litzldorf und Feilnbach, der Endstation der elektrischen Bahn, die von Aibling hinausführt, liegt inmitten grünender Wiesen Kutterling. Nur neun Anwesen zählt es, und wenn man von der Landstraße Miesbach—Brannenburg aus ihm zustrebt, bemerkt man es kaum, so sehr ist es unter schützendem Laub versteckt. Rückwärts steigen die Voralpen auf, unter denen die Kuffsteiner und Pinzgauer Kuppen aufragen und der hohe Wendelstein, nach vorne dehnen sich die weiten Wiesen und die blühende Heide. Hier siedelte sich 1892 Wilhelm Leibl an, nachdem die zunehmende Belästigung durch das sommerliche Badeleben und der Mangel an geeigneten Modellen ihm den Aufenthalt in Aibling verleidet hatten. Ein schmuckes Haus erwarb er, nahe am unteren Ende des Dorfes, breit und behäbig gebaut, wie man sie im bayerischen Oberlande trifft. Über dem Weiß des Erdgeschosses zieht sich ringsum ein Holzaltan, von dessen Brüstung Hängenelken freundlich grüßen. Durch die niedrige, schmale Haustür, deren Sturz das Datum der Erbauung, 1766, trägt, tritt man in den dämmerigen Flur und von diesem zur Rechten in eine geräumige Stube. Niedrig gestochen, daß man mit dem Kopf fast an die Decke reicht, wird sie durch entsprechend kleine Fenster erhellt, deren rote Gardinchen und leuchtender Blumenschmuck vorzüglich auf der braunen Folie des Wandgetäfels wirken. Nur an der Nordseite ist ein breites Fenster eingesetzt, um der Staffelei dort volles Licht zuzuführen. Die ringsum laufende Holzbank umschließt in der einen Ecke einen stattlichen Kachelofen mit einem breiten Ofensitz, unter dem sich noch die Hühnerstiegen erhalten haben; ein schlichter Tisch, über ihm die große Hängelampe, und ein Paar Lederstühle füllen die Fensterecke. Aus einem Uhrgehäuse lacht der Trinker von Franz Hals entgegen, der Zifferblatt und Zeiger ersetzt. Neben einem Kruzifix und einigen Eglomises, die sich vom früheren Besitzer an den Wänden erhalten haben, sieht man Photographien nach Werken von Hals, Velasquez und Holbein. Das ist Leibls Atelier, in dem er seine letzten Jahre verbrachte. Sähe man nicht die Reißbretter an der Wand, die Farbenflecken auf den Fensterbänken, man würde kaum glauben, im Atelier eines Malers zu sein, sicherlich nicht eines der größten aller Zeiten. Überraschend schlicht und ernst ist es gehalten und doch so anheimelnd, weil es in allem so ehrlich ist.

Wie das Milieu, war auch der Mensch. Er sei der verkörperte Realismus gewesen, sagt Muther von ihm: ziemlich klein, aber kräftig, beinahe lasttierartig, mit breiter Brust, hohen Schultern und stierartigem Nacken. Aus dem ernsten Antlitz leuchteten schöne blaue Augen ruhig und fest dem Beschauer entgegen. Still war er und abgeschlossen, den Fremden gegenüber hier und da ablehnend und schroff. Er zog in die Einsamkeit wie die Franzosen der Schule von Barbizon, wie Millet, aber nicht wie dieser vom „cri de la terre" gerufen, nicht als Bauer, sondern um hier seiner Pflicht, die die Kunst ihm auferlegte, ungestörter und intensiver, als ganzer Mensch nachzukommen. „Ich habe die Berühmtheit vollkommen satt und freue mich, in der Stille des Landlebens ein anderes Bild anzufangen und mit Fleiß und Bescheidenheit auszuführen.

Die ewige Lobhudelei und das geräuschvolle Treiben der Welt sind nicht dazu angetan, mir in der Ausübung meiner Kunst zu nützen.' Das schrieb er, nicht übersättigt von jahrelangen Ehren und ermüdet von vielen Ruhmesfanfaren, sondern 1878, als Vierunddreißigjähriger, als der Ruhm gerade an seine Tür pochte. Ein Aristokrat, paßte er doch zu den Dorfbewohnern, die ihr anfängliches Mißtrauen gegen den Städter bald überwanden, als sie sahen, daß er nicht mehr sein wollte als jeder unter ihnen. Sie gewannen ihn lieb, weil er freundlich war und stets hilfsbereit, und bewunderten ihn, wenn er ihnen Proben gab seiner gewaltigen Körperkraft, wenn er, stärker als die Zugtiere, den vollbeladenen Heuwagen mit seiner Schulter auf die Tenne schob, wenn er beim Raufen und Hakeln alle niederrang, oder wenn der Karebacher, des Meisters treuer Jagdbegleiter, ihnen von dessen sicherem Auge erzählte und von seiner Kunst, mit der Flinte umzugehen. Man hätte ihn für einen der Ihren halten können, hätte man nicht den unverfälschten kölnischen Dialekt gehört. Wie Mensch und Milieu ist auch hier die Kunst: Nicht prunkhaft wie die eines Makart, nicht voll Blendwerk wie die eines Kaulbach, sondern ehrlich und ernst. Dazu männlich bis in die letzte Faser, vor allem bescheiden. Daher bleibt sie denen fremd, die an Phrasengeklingel statt an markigen Worten sich genügen. Daher war für sie im Herzen der Deutschen kein Raum, als Makart und Lenbach als vergötterte Fürsten den Geschmack diktierten, als das schwülstige Barock in schlechtem, schwachem Abglanz ein neues, kurzes Leben führte. Obwohl einer der Besten und Deutschesten unserer Nation, ist er dieser stets fremd geblieben, und auch die mühevoll angefachte Begeisterung der Gegenwart will nicht ganz ehrlich erscheinen. In Frankreich aber, wo die Wiege des neuen Naturalismus stand, erkannte man sogleich den Wert des großen Wahrheitssuchers. Das kam zum Ausdruck, als man ihm 1870 im ‚Salon' für das Bildnis der Frau Gedon die goldene Medaille gab, wozu man sich in Deutschland nicht entschließen konnte, angeblich, weil er noch Akademieschüler war. Das sieht fast wie eine leere Entschuldigung aus: Acht Jahre später schrieb Leibl nach Hause, man möchte ihm das Zeichen seiner Ehrung schicken, damit er es verkaufen und sich den notwendigsten Lebensunterhalt verschaffen könne. Andere, die ihrer Kunst rein geschäftsmäßig gegenüberstehen und die Geschmackskonjunkturen auszunützen wußten, wohnten in Palästen, konnten nicht genug Bilder malen, die man mit Gold aufwog, während Leibl für hundert Mark seine Porträts verschleudern mußte. Und noch ein Lustrum später gönnte die Haute-Volée seiner Heimatstadt Köln dem Bilde seines Vaters kaum einen Platz im Museum, indem es die hervorragende Jugendarbeit des Künstlers in die oberste Reihe unter die Decke verwies. Denn ihnen schien für ihre Paradestücke die Nachbarschaft des einfachen Domkapellmeisters nicht gut genug. Recht so! Denn der schlichte und gesunde Einsiedler aus den Bergen paßte ebensowenig in das parfümierte Milieu, wie seine männliche Kunst zu den Produkten der Talmikultur dieser Vornehmen. Aber Leibl, sonst Achtung oder Nichtachtung mit prachtvoller Ruhe beiseite schiebend, empfand das Unrecht seiner Vaterstadt sehr und hat sich wiederholt bitter darüber beklagt. Spät erst, mit unter den Letzten, hat Köln den

Fehler gut gemacht. Hier sah man 1901, das wird meist vergessen, die erste große Schau von Leibls Werken mit etwa 50 Nummern, und den Rest der Schuld trug die Stadt im vergangenen Jahre ab durch den Erwerb der Seegerschen Sammlung, wodurch sie 21 Gemälde und 16 Zeichnungen erhielt. Daß freilich diese schöne Tat um ein Haar nicht zustande gekommen wäre, steht nur in den intimen Akten zu lesen. Der Lokalpatriotismus kam hinzu, und die Verehrung für den lang Verkannten stieg nun plötzlich so hoch, daß man auch sein Atelier in Kutterling erwarb, um es in Köln wieder aufzubauen, wodurch man ein wirksames populäres Element gewann.

Leibls Ruhm war längst gesichert, aber seine Bedeutung innerhalb der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ward erst durch die Berliner Jahrhundertausstellung offenbar und geklärt. Über seine eigentliche künstlerische Entwickelung gehen jedoch noch heute vielfach falsche und verworrene Begriffe um. Allzu zäh und lange hatte sich das Märchen erhalten, als habe er erst durch Courbet und die Franzosen malen gelernt. Als er jenen 1869 in München kennen lernte, da war er mit sich schon fertig und hatte seinen sichern Ausgangspunkt, von dem aus er seine Kunst in strengster Folgerichtigkeit fortentwickelte. Nur den Ausgangspunkt hatte er festgelegt, in seiner Kunst darf man die Wandlungen nicht leugnen. Auch ohne Courbet wäre er zum eigentlichen Leibl geworden. Nicht im Bilde der sogen. ‚Kokotte' tritt uns dieser entgegen, wie so vielfach angenommen wird, sondern erst in seinen letzten Werken. Den jungen Leibl freilich lehrt jenes malerische Kabinettstück am besten kennen. Es entstand in Paris und steht Courbets Bildern von allen am nächsten, daß man es fast mit dessen Signatur versehen könnte. Dieser verfolgte das Werden der Arbeit denn auch mit ehrlicher Freude, und als er dem jungen Maler bei der Vollendung auf die Schulter klopfte: ‚Il faut que vous restiez à Paris,' war diesem die kurze ehrliche Anerkennung des älteren Freundes, zu dem er wie zu einem Abgott aufschaute, sicherlich mehr als alle Lobeserhebungen. Courbet mag ihm den Blick geschärft haben für das Wesentliche der Erscheinungen, für den Charakter der Materien, denn das Bild der ‚Kokotte' steht gerade darin weit über dem Frühwerk der ‚Kunstkritiker'. Vielleicht ist es auf die Berührung mit Courbets Kunst zurückzuführen, wenn er seine Bilder so schwer und fest zusammenmauert, daß ihnen alle Leichtigkeit genommen ist, und es scheint, als seien schwere Silhouetten aufgelegt. Die undurchsichtige Dunkelheit der Farbe, den Ateliertton mag er aus der Schule Pilotys mitgebracht haben, und der einjährige Pariser Aufenthalt hat ihn nicht davon befreien können. Er blieb gleichsam bei Courbet stehen, unberührt von der strahlenden Helle, die Manet in den Werkstätten aufblitzen machte. Aber man wird nie einen Leibl und Courbet verwechseln können. Neben dem feurigen Temperament des Franzosen erscheint der Deutsche fast gemessen, und peinliche Gewissenhaftigkeit bewahrt ihn davor, wie jener, zuweilen in leichter Eitelkeit seine Kraft zur Schau zu stellen, wenn er mit barocken Elementen als deren Ausfluß paradiert. Wohl steigert Leibl in vielen Bildern in neuer, breiter und robuster Technik durch höhere Konzentration die Kraft, ohne aber etwas an Schärfe und Sorgfalt zu ver-

lieren. Das erst führte ihn in seiner Entwickelung weiter, der Reife seiner Persönlichkeit zu. Diese neue Malweise, die er mit Franz Hals gemeinsam hat, den er als den größten unter allen verehrte, löste in ihm die Schwere des Kokottenbildes und war die Vorbedingung zur flockigen Leichtigkeit seines Altersstiles. Im Grunde ist seine Technik stets dieselbe geblieben, indem er mit einzelnen Pinselschlägen musivisch die Flächen füllt, mag er sie nun, wie bei der jungen Pariserin, sorgsam ineinander schieben, daß dem Auge das Werden der Arbeit entzogen wird, oder wie beim Pallenbergbildnis breit und ungeglättet zusammenfügen. Nur in der Frühzeit geht er zwischen beiden Arten hin und her und ließ dem Kokottenbilde gleich das der alten Pariserin folgen. Wenn er zudem hier schwankt zwischen der gleichmäßigen Aufteilung der Bildfläche und dem Herausarbeiten der wesentlichsten Faktoren, so mag der Inhalt mitbestimmend gewesen sein. Das Bild der jungen Dame, die lässig auf dem Sofa liegt, ist leichter und lebendiger in der Aufteilung, hat nirgends eine geschlossene große Fläche, ein lustiges Vielerlei zieht das Auge hin und her: vom Ornamente des wundervoll gemalten Teppichs zur Robe mit dem Gefältel und den vielen Überhängen, von der Halskrause zur koketten Feder auf dem Sammethütchen. Dann zu den Glanzlichtern, die im Hintergrunde auf Krug und Schüssel blitzen, den Atelierrequisiten, die der noch junge Künstler für den Beschauer mit dem Nimbus der Notwendigkeit zu umgeben glaubt, die er aber bei seinen späteren Bildern entbehren konnte. Beim Porträt der alten Dame ist das geschwätzige Allerlei vermieden, große Flächen und Konturen sind zur Schilderung des reifen Ernstes und der Ruhe des Alters herangezogen, und die Betonung der Lot- und Wagerechten gibt der schlichten Portiersfrau eine zwingende Vornehmheit.

Man versteht den Künstler nicht, wenn man das Bild der Kokotte immer als seine höchste Leistung feiert, innerhalb seiner Entwickelung bedeutet dieses Meisterwerk doch nur eine untere Stufe. Erst in seinen letzten Arbeiten ist er am Ziele seines Wollens, erst der eigentliche Leibl, der sich deutlich in der Kunstentwickelung heraushebt, auf einer Höhe, zu der nicht gleich die Wege in die Augen fallen, und wo ihn keiner erreichte, von allen vor ihm und vielleicht auch nach ihm. Er konnte fast zornig werden, wenn man stets den frühen Leibl gegen den späten ausspielte: ‚Diese letzten sind doch gewiß meine besten Arbeiten! Da sagt man: „Ja, früher! früher!" Aber früher habe ich doch mehr um mich gesehen und war deshalb vielleicht doch nicht so selbständig. Seit ich aber ganz einsam lebe und der Welt ferne, bin ich nur ich selbst. Das da bin ich selbst. Wenn ich einmal gestorben bin, dann werden sie schon daraufkommen, daß meine besten Sachen die letzten sind und nicht die älteren.' Erst in seinen späten Bildern hat er das atmosphärische Leben gefunden, hat alles gelockert und gelöst, und der Pinsel, mit dem er ehedem so kräftig auf die Leinwand schlug, huscht nun über die Flächen. Jetzt erst weiß er die kubischen Formen überzeugend auszudrücken. Waren die früheren Bilder, wohl mit durch ihre zähe Farbe, stets flächig geblieben, so wird nun das Auge unmerklich, aber mit zwingender Gewalt fast in die Tiefe geführt und trifft hier nicht mehr auf den festen Hintergrund, denn auch dieser ist

nun in Duft gelöst. Auch jetzt noch steht der helle, leuchtende Kopf vor der dunkeln Folie, aber nicht mehr mit der früheren harten Wirkung, als sei er im Relief herausgetrieben. Zwischen die Flächen schieben sich keine scharfen Konturen mehr, die die Einzelformen zu sehr isolierten, alles gleitet ineinander, und ‚die zarten Töne küssen sich sanft im Übergang'. Der Kopf erscheint nun weit mehr als ein organisches Ganze. Die ehedem schwarzen Schatten sind farbig geworden, und frisch und neu leuchtet die Palette des Künstlers. Die Skizze eines lesenden Mädchens mit dem zarten Rot und leichten Grün als Dominanten mutet wie die geistreiche Arbeit eines französischen Impressionisten an. Nur vereinzelt und zaghaft hatte er früher kräftigere Tuben gewählt, wenn er beim Porträt des Vaters das rote Taschentuch auf dem dunkeln Rock erglühen oder in der Hand eines Mädchens das Karmin eines Apfels aufblitzen ließ. Durchsichtig und klar ist nun die Farbe, ehedem dicht und schwer. Und wie blühend jetzt das Fleisch uns entgegenlacht, bei dem man glaubt, daß das Blut darin pulsiere. Der bläuliche Ton, der hier und da das Karnat stark gedunkelt hat und falsche Effekte mit sich bringt, wenn die Furchen mit den hellen Flächen zu sehr kontrastieren oder eine süßliche Note hereintragen, ist dem fremden Lack zuzuschreiben, den der Künstler, unbekannt mit seiner Wirkung, in der letzten Zeit gebrauchte. Jeder süßliche und schwächliche Einschlag war Leibls urgesundem Wesen gänzlich fern: ‚Selbstverständlich suche ich mir keine häßlichen Modelle,' schreibt er einmal, ‚doch sind mir jene süßlich schönen konventionellen Köpfe, welche in gewöhnlichen Kunsthandlungen gangbare Ware sind, am allerwiderwärtigsten.'

Sein Auge hat er nun noch weiter für die stoffliche Wahrheit geschärft. Nicht nur in der Farbe, auch in der Materie weiß er den schottischen Kattun, den Loden und das wollene Gewebe zu unterscheiden und man fühlt, wie das dünne Leinen sich nur lose um die Glieder legt. Das Zufällige verschwindet in den Bildern und die Anordnung der Flächen und Farben diktierte die Notwendigkeit. Das alles zeigt uns der Leibl der letzten Bilder, der eigentliche Leibl: das wahre Leben der Dinge, verklärt durch schimmerndes Licht. Dieser Schritt zur Reife ist im wesentlichen um die Mitte der 70er Jahre eingeleitet, und der ‚Schimmelreiter' verschmilzt die Elemente der frühen und späten Stufe. Das Tier, glänzend gemalt wie wenige im 19. Jahrhundert, löst sich vom flockigen Grunde, nicht mit dem billigen Effekte eines Wouwerman, sondern scheint gleichsam nur mit Licht und Luft aus der Fläche zur plastischen Erscheinung erhoben, während der Reiter noch die alte Schwere und Unbeweglichkeit behalten hat. Nicht in eine zeichnerische und malerische Periode darf man daher Leibls Schaffen zerlegen; wie weit er in dem Erfassen und Erleben der Natur vorgeschritten ist, das ist die entscheidende Frage, und das war sie ja auch für ihn.

Nur nach der getreuesten Wiedergabe der Natur strebte er und brauchte dazu keine tiefen Gedanken in seine Bilder zu legen. Das Publikum freilich ließ ihn unbeachtet, weil er ihm nicht mit Witzchen und Histörchen entgegenkam. Es ist nicht recht, lange nach Inhalt und Geschichten seiner Bilder zu suchen. Das taten seine Zeitgenossen, und unzugänglich für die malerischen

Werte, sahen sie in der Kokotte nur eine ‚frech grisettenhaft dreinschauende Raucherin'. Selbst der feinsinnige Helferich sucht nach dem Gegenständlichen: ‚Weil er viele, sehr schöne Köpfe von Mädchen gemalt, insonderheit aber das Bild „In der Kirche" hervorgebracht hat, sind ihm auch alle jene ungezählten Tausende zu herzlichem Dank verpflichtet, die er gerührt und durch etwas Inniges, Deutsches im Ausdruck wahrhaft erquickt hat.' Als wenn Leibl danach gestrebt hätte! Nicht das ist das Deutsche seiner Kunst, sondern seine peinliche Gewissenhaftigkeit und fast pedantische Sachlichkeit, seine Kraft und strenge Selbstzucht. Er war ein Genie des Gehorsams, wie Scheffler ihn treffend nennt, und ein Genie des gesunden Menschenverstandes. Nur der Natur folgte er als Lehrerin und eine unübertroffene Ehrfurcht hielt ihn ab, das geringste zu ändern an dem, was er sah. Warf man ihm übertriebenen Realismus vor, daß er auch die Fehler der Natur wiedergebe, so wehrte er den Tadel ab: ‚Stört doch manches auch in der Natur, nun, so mag es auch im Bilde stören.'

Von seinen Modellen verlangte er in erster Hinsicht, daß sie ruhig saßen und sogar drei Jahre, wie beim Kirchenbilde, auf der gleichen Stelle ausharrten. Denn nichts war ihm nebensächlich: Die Buchstaben im Gebetbuch, der schwarze Rand der Fingernägel, der Staub gar auf der Kirchenbank, alles, was sein scharfes Jägerauge sah, mußte auch ins Bild. Wie er ein Schmuckstück malt, das könnte ihm ein Memling neiden und man wünscht die Lupe, um solche Stücke erhöht zu genießen.

Aus seiner Sorgfalt erklärt es sich, daß er ruhige Posen am meisten liebte. Bewegte Aktionen findet man in seinen Bildern nicht. Nur einmal hat er eine historische Szene gemalt, 1865 auf der Münchener Akademie: ‚Graf Eberhard langt von der Jagd bei einem Wolkenbruch zu Pferd auf dem Marktplatz in Stuttgart an, wo die Schuljugend sich vor dem Wasser auf den Rand des Marktbrunnens geflüchtet hat und rettet sie, indem er so viele wie möglich aufs Pferd nimmt'. So lautete die gestellte Aufgabe, die uns heute fast komisch berührt. Leibl gewann mit seiner Lösung einen Preis. Nur selten hat er sich später an Kompositionen versucht und dabei alle Handlung ferngehalten. Er gibt eine stillgelegte Natur, wobei jeder Teil, sei es nun die Figur innerhalb der Gruppe, sei es ein Teil einer einzelnen Person, ein starkes Sonderleben führt, zu stark vielfach, und man vermißt dann das einigende innere Band. Doch sind seine Kompositionen in der rein äußerlichen Anordnung und Bildaufteilung teilweise von klassischer Vollendung, und man möchte auch bei ihnen nichts ändern in der Furcht, die Wirkung des Ganzen zu zerstören. Manches gelang ihm nicht, weil er in dem kleinen Atelier nicht den richtigen Abstand vom Modell nehmen konnte, vielleicht auch, weil er in dem Verlangen nach der gewissenhaftesten Wiedergabe sich gleichsam an die Objekte ansaugte und ihnen zu nahe rückte.

Er war der geborene Stillebenmaler, obwohl er diesen Zweig nie gepflegt hat und ebenso der Landschaftsschilderung anscheinend kein Interesse abgewann. Diesen Teil seiner Bilder übernahm sein Freund Sperl und Leibl malte die Staffage. Nur gelegentlich läßt er ein wenig Grün durchs Fenster scheinen

und einmal, in dem Berliner Jägerbildnis, hat er ein Stück Flußlandschaft geschildert mit einem Weidenbaum, aber von einer Delikatesse im Ton und einer minutiösen Feinheit, dazu voll Leben bis zum letzten Blättchen, daß ihn selbst die alten Niederländer darin kaum übertreffen konnten. Dagegen war das Porträt seine eigenste Domäne, und die durchdringende Schärfe des Auges und seine gänzlich objektive Haltung gegenüber der Natur waren ihm dabei die besten Gaben. Die Zeitgenossen legten es ihm zum Nachteil aus, daß die Bilder wie Steckbriefe seien. Denn man wollte das Sichtbarmachen des Seelischen, auch wenn es nur wie bei Lenbach ein Theatertrick war, oder wünschte die Fanfaren eines Kaulbach. ,Man male den Menschen, wie er ist, da ist die Seele ohnehin dabei,' entgegnete Leibl seinen Tadlern. Gänzlich tritt er hinter seinen Werken zurück und nirgends fühlt man etwas von der Mache; er ist ehrlich bis zum letzten. Ein besseres Bildnis als der ,Pallenberg' ist vielleicht im 19. Jahrhundert nicht gemalt worden. Es erzählt von einer ganzen Menschenklasse und Epoche, und wollte man eine Geschichte des schnell anwachsenden Reichtums im Köln des vergangenen Jahrhunderts schreiben, man könnte kein besseres Titelbild nehmen als jenen klugen, wohlgenährten und zufriedenen Bürger.

Weil man den Künstler um jeden Preis in einer Kategorie unterbringen wollte, hat man ihn unter die Bauernmaler getan: Der Bauernmaler Wilhelm Leibl, so konnte man unter seinen Bildern lesen. Mehr zufällig ist es, daß er dem Bauernstande seine Modelle entnahm. Als erster hat er diesen in seiner ganzen Wahrheit wieder in die Kunst eingeführt. An die Stelle der Salontiroler und kostümierten Puppen setzte er wirkliche Menschen, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen, zeigt sie mit ihren von Last und Arbeit gekrümmten Rücken, ihren groben, gebräunten Händen, in ihrer Kraft, Schlauheit und ihrem Wagemut. Aber mit der gleichen Überzeugungskraft und unverfälschten Wahrheit hätte er Kaiser und Fürsten gemalt, hätte er uns in Porträts die Geschichten der Damen der Gesellschaft erzählt. Er war eben ein Maler schlechthin, ein Maler von Geburt. Das Was war ihm nebensächlich: ,Alles läßt sich in der Kunst verwenden, jeder Moment, den man erlebt, jedes Ding, das man sieht.' Das Wie ist ihm die Hauptsache, und das Handwerkliche hat kaum einer mit höherer Vollendung beherrscht. Feinmechaniker sollte er in seiner Jugend werden und er ward ein Feinmechaniker der Kunst. Stück für Stück stellte er eins nach dem andern fertig und fügte es aneinander. Daher wollen seine Bilder mehr als andere abgelesen sein. Mit einem Auge etwa fing er an und ging ruhig weiter, bis die Fläche gefüllt war. Er untermalte und lasierte nicht, das erlaubte nicht seine Ehrlichkeit, denn bis zum letzten will er Rechenschaft über seine Arbeit geben. Schien ihm eine Stelle nicht gelungen, so wurde sie mit dem Rasiermesser wieder entfernt. Er machte auch keine großen Vorzeichnungen, jeder Strich mußte gleich ,sitzen', um sein eigenes Wort zu gebrauchen, und mit derselben Sicherheit setzte er die Farben gleich im richtigen Werte zusammen. Daher sind alle Teile seiner Bilder fertig und abgeschlossen, auch wenn sie nur als Bruchstücke größerer Werke uns überkommen sind, die der Künstler in allzu herber Selbstkritik, oft die Arbeit vieler Jahre,

zerschnitt. Muther vergleicht solche Reste einmal mit antiken Torsi. Das Handwerkliche war Leibls höchster Stolz. Als er in der Ausstellung die Menge bewundernd vor dem Kirchenbilde sah, trat er hinzu und wies stolz darauf hin: ‚Alles prima gemalt, alles prima!‘

Nur mit ungewöhnlicher geistiger Spannkraft und mit äußerster Selbstzucht vermochte der Künstler so zu schaffen. So sehr ging er in der Arbeit zuweilen auf, daß ihm der Schweiß, wenn er stundenlang zusammengeschrumpft vor seinem Bilde hockte, in Strömen vom Kopfe und über den ganzen Körper floß. Da mochte Lenbach wohl von ‚Zuchthausarbeit‘ sprechen. Nirgends spürt man daher bei solcher Konzentration etwas von Routine, ein Sichgehenlassen oder Willkür. Unverständlich ist der Tadel, den man noch 1892 gegen ihn erhob, daß er ein Virtuose sei, der nach Belieben arbeiten könne mit bestimmter Routine, ohne den Grundton einer festen Überzeugung. Nie zufrieden mit dem Errungenen, steigerte er die Ansprüche an sich beständig und suchte stets über sein letztes Werk hinauszugehen. Man konnte sich die absolute technische Vollendung nicht erklären, und so kam das Märchen auf, Leibl habe ein technisches Geheimnis, das ihm diese Art der Feinmalerei gestatte. Andere Neider suchten sein Können aus einer Abhängigkeit von Holbein herzuleiten. Leibl hat an diesem gelernt wie an Courbet und den alten Niederländern, aber seine kraftvolle Persönlichkeit ist in ihrer Eigenart von diesen Berührungen ungefährdet geblieben. Er verband die peinliche Gewissenhaftigkeit der Primitiven mit der malerischen feinnervigen Kultur der französischen Realisten und blieb doch Leibl bis ins Kleinste. Sein Kunstprogramm hat er selber einmal formuliert: ‚Von jeher war es mein Streben und wird es auch künftig bleiben, auf die Feinheiten, welche mir die Natur bietet, so genau wie möglich einzugehen, und ich sehe darin auch nur den einzigen Weg, welcher der Kunst würdig ist.‘ Großartig ist der Ernst, mit dem er an diesem Programm und dieser Erkenntnis festgehalten hat. Die Kunst war ihm keine Spielerei, nicht ein Kleid, das man nach Belieben wechselt, sie war ein Teil seines Ich, sie war ihm notwendig, war ihm Lebensbedürfnis, angeboren: ‚Wenn ich nur zu fressen hab' und mei' Kunst!‘ Sie war der Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit, ein Müssen. Schon als Siebenundzwanzigjähriger hatte er seiner Mutter geschrieben: ‚Ich betreibe meine Kunst in dem Sinne, daß ich meine Befriedigung weniger in Erlangung und Zusammenhäufung zeitlicher Güter suche, sondern in dem Bewußtsein, etwas zu schaffen, was ein Teil von meinem Innern ist, und wovon ich weiß, daß es noch lange nach meinem Tode fortleben wird.‘



Gedichte von Fridolin Hofer

Schneelied

Ich hülle Feld und Fluren ein
Mit einer silberlichten Decke.
Einst war die weite Welt so rein
Und noch versehrt von keinem Flecke,
Bis Bruderblut die Erde trank;
Da ward sie krank
Und möchte längst gesunden
Von tausend wehen Wunden.

Und Jahr für Jahr in stiller Zeit,
Wann ich mich auf die Fluren lege,
Wird auch der Welt im weißen Kleid
Die alte Sehnsucht wieder rege:
Von Menschenblut entsühnt und Schuld
Mit Gottes Huld
Die Bahn der Sonnenwenden
In Reinheit zu vollenden.

Die Firne

Oft in stiller Nacht,
Wenn ich überwacht
Noch auf meinem Lager schlaflos lag,
Lockte duftumweht
Eure Majestät
Durch das Dunkel wie verschwiegner Tag.

Hoch zur Sternensicht
Eure Häupter licht,
Standet ihr in strenger Schöne da,
Allem Erdenstreit
Ferne weltenweit —
Feiernd nur der ewgen Gottheit nah.

Und mein Auge trank,
Wie ein Spiegel blank,
Die Gestalten im gestirnten Raum,
Bis es überfloß
Und sich selig schloß,
Überhellt in Tiefen schon vom Traum.

Der Quell singt:

Nachtkühl in die Flut der Zeit
Ström ich, Durstende zu tränken,
Meine einzige Seligkeit:
Schenken! Schenken!

Erwachen

Da von der Ehe nun die Rede war,
Schien wie verscheucht ihr helles Mädchenlachen.
Sie frug empor mit Augen, glänzend wachen,
Und fühlte voller ihr aschblondes Haar.

An Einer aber hing und hing ihr Blick,
Als wollt er aus den mütterlichen Augen
Die Rätselquelle alles Lebens saugen —
Und schaute voller Ahnung ein Geschick,

Das wie zum Edelbaume, wundersam
Mit Frucht beschwert die erdgebeugten Ranken,
Den Mädchenleib entfalten ließ, den schlanken —
Da senkte sich ihr Blick in holder Scham.

Werkstätte

Dämmerdunkler Werkstatt Enge,
Voller Schwarzwalduhrenklänge!
Tickend ging ein Kehrreim immer:
Nimmer immer! Immer nimmer!

Pendel liefen um die Wette,
Wer die flinksten Füße hätte;
Rasselnd riß Gewicht und Kette
Furchen in das Feld der Zeit.

Und die Uhren all im Bunde,
Ob im Gleichtakt, ob entzweit,
Sangen wie aus einem Munde —
Nimmer immer! Immer nimmer! —
Von der ewgen Flucht der Stunde.

Büßer alter Zeit

Die Sonne glüht. Sie gehn mit wehen Füßen
Auf hartem Weg, verjährte Schuld zu büßen.
Aus ihren Stirnerunzeln, ihrem Blicke
Starrt das Entsetzen dunkler Erdgeschicke.
An ihrem zottig wirren Lockenhaare
Klebt noch der Moderduft der Kerkerjahre.
Sie gehn wie lauschend, obs von Kettenringen
Noch müßt um ihre wunden Knöchel klingen,
Und einer greift wie träumend nach der Klammer,
Die ihn gefesselt an die Kerkerkammer.
Die Sonne sticht. Zu dunkler Schattenkühle
Verlockt der Baum. Sie ziehn durch Qualm und Schwüle.
Der Quell im Walde sprudelt ungenossen;
Verschmachtend schlürfen sie aus Rill und Gossen
Und tragen, längst entwöhnt den Klagetönen,
Die Not und Schmach, die Gottheit zu versöhnen,
Bis ihnen mild vor heiligen Portalen
Erlösung wird aus Staub und Erdenqualen.

Japans soziale Probleme / Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod

I.

Geist der Meiji.

Die Meiji*, diese hervorragende Epoche der Regierung des Kaisers Mutsuhito ist reich wie keine andere an radikalen Veränderungen gewesen. Während seiner Herrscherjahre vollzogen sich Umwandlungen, welche die ganze Welt in Erstaunen und Verwunderung setzten. Ein bescheidenes Land, ganz abgesondert und in seinen Jahrhunderte alten Traditionen schlummernd, erwacht plötzlich, bricht mit seinen strengsten Überlieferungen und vollzieht den folgenden Wechsel mit ebensoviel Schnelligkeit als klugem Verfahren.

Danach zu schließen, muß die Unzufriedenheit mit dem alten System tiefgehend gewesen sein. Die mächtigen Daimyo selbst haben schließlich mit der Auflehnung gegen die Tyrannei der Shoguns begonnen. Vom Augenblick ab, da die feudalen Herren ihre Macht direkt auf den Mikado vereinigten, mußte der Regent fallen.

Bis hierher haben die Ereignisse nichts Außergewöhnliches an sich. Kämpfe zwischen den Herrschern und ihren Generalbevollmächtigten gab es schon in der Vergangenheit. Das Merkwürdige ist vielmehr darin zu suchen, daß, seitdem das Reich in seiner neuen Verfassung befestigt wurde, das nationale Werk unaufhaltsam voranschreitet. Zuerst öffneten sich die Seehäfen dem Handel, die Verbindungswege wurden hergestellt, Eisenbahnen erbaut, überall Post- und Telegraphenanstalten errichtet; eine Nationalbank nach europäischem Muster wurde ins Leben gerufen und alle notwendigen Maßregeln ergriffen, um die industrielle Tätigkeit zu fördern. In der Verwaltung waren die Umänderungen noch größer. Das Land der autokratischen Regierung bekam eine Volksvertretung, die Konstitution wurde bewilligt, die Armee nach der deutschen umgebildet, eine Marine nach dem Muster der großbritannischen gegründet. Man wählte die vollkommensten Vorbilder aus und ließ Lehrer von überall her kommen, um tüchtige Schüler heranzuziehen.

Ein derartiges Vorgehen ist in der Tat erstaunlich und verdient Bewunderung. Aber so ungeheuer die Umwälzung auch ist, sie wurde doch nur äußerlich vorgenommen, das innere Leben des Volkes blieb unberührt davon. Die hohe Moral dieser Millionen Menschen ist die gleiche wie früher, die strengen Grundsätze ihrer Vorfahren, obgleich hie und da schon angegriffen, gelten für die große Masse noch als bindend. Die nationale Festigkeit ist heute wie in der Vergangenheit auf die Satzungen des einstigen Sittengesetzes gegründet.

Alle, die Japan kennen, wissen zu ermessen, welche riesige Arbeit bisher geleistet worden ist; aber das Werk, welches noch auszuführen übrig bleibt, wird noch schwieriger sein; um so mühsamer, als man während der ersten

---

* Meiji (sprich Mehdschi) wird der Zeitraum der Regierung des verstorbenen Kaisers genannt. Auf deutsch heißt Meiji soviel als erleuchtete Regierung.

Jahrzehnte der neuen Ära zu sehr mit der Vervollkommnung der rein materiellen Seite beschäftigt war. Die moralischen Probleme wurden damit nur verwickelter.

Schon bei meinem ersten Aufenthalte im äußersten Osten, der doch weit hinter dem großen, die Gesinnung und das Wesen jenes Volkes so gänzlich umänderten Kriege zurückliegt, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken:

‚Während des letzten Jahrzehntes hat die sozialistische oder sogar die anarchistische Bewegung so großen Umfang angenommen, daß die hervorragendsten Staatsmänner übereingekommen sind, Maßregeln dagegen zu ergreifen, ehe es zu spät ist. Ihr Scharfblick erkannte schnell den gefahrvollen Einfluß des neuen, aus Amerika gebrachten Erziehungssystems. Der dabei überhandnehmende Materialismus droht alle idealen Anschauungen und die Begeisterungsfähigkeit der Jugend zu ersticken, die einen großen Teil der nationalen Stärke ausmacht. Wenn sie auch hier durch neue soziale Bewegungen und internationale Aufwiegler zerstört werden, so mögen die Folgen recht ernste sein.‘

Das Beispiel des großen Nachbarreiches mußte gewaltigen Eindruck hervorrufen. Der Umsturz in China zeigt auf die beunruhigendste Weise, wohin die Leidenschaft dieser leicht bewegten Völker führen kann, wenn ihre höheren Grundsätze und religiösen Überzeugungen vernichtet werden. Bei meiner letzten Anwesenheit in Japan konnte ich schon eine stark sich geltend machende Reaktion feststellen. Die bedeutenden Männer schienen darüber einig, daß, seitdem der Glaube im Abnehmen ist, das geistige Leben von einem vollständigen Verfall bedroht werde, und die soziale Ordnung nur durch Errichtung einer starken moralischen Grundlage gesichert bleiben könne.

Die Erziehung der neuen Generation, die Heranbildung der Jugend, der die Fortsetzung des durch die Väter begonnenen schwierigen Werkes oblag, ist vielleicht das komplizierteste von allen Problemen, aber auch die wichtigste von allen Aufgaben. In der Meiji-Epoche, während der Jahre, da sich die allgemeine Umbildung des Landes vollzog, hatte man keine Zeit, um tiefer in diese Fragen einzudringen; alles, was man von ihr erwarten konnte, ging dahin, der unmittelbar dringenden Not zu begegnen und gegen die drohendsten Gefahren anzukämpfen. Die nationale Kraft war in diesen Tagen vollständig auf die Überwindung der inneren Widerstände und der äußeren Feinde konzentriert.

Was die Reorganisation des Erziehungswesens anlangt, so hielt man es in erster Linie für notwendig, den Kindern so schnell wie möglich den gleich gearteten Unterricht wie in Europa und Amerika zuteil werden zu lassen. Man glaubte, sie müßten dieselbe Summe von Kenntnissen und die gleichen Qualifikationen erwerben wie die Schüler im fernen Westen, einschließlich der technischen Vorstellungen und der praktischen Fertigkeiten.

Die mit der Reorganisation des öffentlichen Unterrichts und der Gründung der entsprechenden modernen Institute betrauten Personen des Komitees haben sich daher zunächst gewissenhaft über die Erziehungsverhältnisse des Auslands unterrichtet. Zu diesem Zweck besuchten sie die Vereinigten Staaten, England und mehrere Länder auf dem europäischen Kontinent, und man

muß ihnen nachrühmen, daß sie diese Studien mit äußerster Sorgfalt betrieben. Sie haben alles das, worauf es ankam, praktisch kennen gelernt, und sie haben gelernt, was ihnen zu wissen nötig war. Nach Hause zurückgekehrt, haben sie dann das ganze Erziehungssystem umzuformen, die Schulen zu reorganisieren begonnen, indem sie Lehrer aus aller Herren Länder herbeiholten.

Das also eingeführte Erziehungssystem hat vielleicht die meiste Ähnlichkeit mit dem in Deutschland, aber die Art des Unterrichts ist in der Hauptsache auf die in amerikanischen Schulen geübte Methode gegründet. Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß die Mehrzahl der ausländischen Lehrer und Professoren, die man dafür gewonnen hatte, das neue Bildungswesen in Fluß zu bringen, aus Amerika stammten. Wie ich bereits sagte, bestand als erste Notwendigkeit, eine Generation heranzubilden, die den durch die neue Situation geschaffenen Forderungen gewachsen war; Sprachkundige, Unternehmer, Kaufleute, Finanziers, Politiker und Spezialisten jeglicher Art waren nötig. Alle Berufe standen für Bewerber offen; das Bedürfnis war groß, denn alles sollte mit einem Mal neu getan werden. So mußte auch die Erziehungsarbeit auf allen Lebensgebieten von unten anfangen.

Unter der alten Gesellschaftsordnung erhielten die Kinder der Samurai ihre literarische wie auch ihre militärische Erziehung am Hofe ihrer Daimyos. Jeder dieser Lehensherrn gründete in seiner Residenz eine Schule für die Kinder seiner Untergebenen, worin diese in allem notwendigen Wissen unterrichtet wurden. Unter anderem gab es auch private Schulen für die mittleren Klassen. Jene Schulen waren in den verschiedensten Teilen des Landes gelegen, von denen heute noch mehrere existieren; z. T. private Unternehmungen, von lokalen Behörden gegründet, um den Notwendigkeiten der Allgemeinheit entgegenzukommen. Die Jugend des Bauernstandes wurde im allgemeinen der Obhut der Geistlichkeit anvertraut, welche es unternahm, ihr die elementaren Kenntnisse beizubringen. In den Klöstern zahlreicher Sekten wurde an der Kultivierung von Kunst und Wissenschaft aufs emsigste gearbeitet.

Die Bildungshöhe Japans gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts entspricht vollkommen dem Bildungsstand Europas im Mittelalter. Sie unterlag denselben Mängeln und Vorzügen. Die Lehrweise war oft eine primitive und der Stoff fehlerhaft, die Schuldisziplin hingegen musterhaft, und die Charakterbildung ausgezeichnet. Der Hauptzweck der lehnsherrschaftlichen Schulen bestand in der Heranbildung guter Soldaten und gesinnungstüchtiger Patrioten.

Das vornehmliche Bestreben der Daimyos ging dahin, die Samurais zu größerer Tapferkeit zu erziehen, als es in Nachbarprovinzen geschah. Es war deshalb dringend notwendig, schon den Kindern einen Sinn für striktesten Gehorsam gegen ihre Lehrer, Ergebenheit gegen ihren Herrn und Liebe zur eigenen Scholle einzupflanzen. Mut und Heldenhaftigkeit galten als die volkstümlichsten Tugenden, Selbstverleugnung und Aufopferungssinn als die geschätztesten Eigenschaften. Genau wie im alten Sparta — denn der herrschende Geist dieser berühmten Soldatenstadt hat mit dem Geist des alten Japans in mehrfacher Beziehung überraschende Ähnlichkeit — wurden die Knaben zu tüchtigen Soldaten und Musterbürgern erzogen, und die Geburt eines jeden

männlichen Kindes wurde festlich begangen, um damit anzudeuten, daß abermals ein Held seinen Einzug in die Welt gehalten habe. Dieser Geist herrschte in Japan noch lange, nachdem die blutigen Kriege der Kamakura und die fortwährenden Feindseligkeiten der Feudalherren unter Ashikaga zu Ende waren und das Land unter der festen zentralisierten Verwaltung der Tokugawa einen beinahe 300 Jahre langen ununterbrochenen Frieden genoß.

Die berühmten Shoguns waren sehr darauf bedacht, keine von den alten Überlieferungen und patriarchalischen Sitten preiszugeben; sie suchten sie vielmehr zu stärken. Wenn wir die Lebensbeschreibungen einiger ihrer Herrscher lesen, sind wir förmlich überrascht nicht nur durch den Mut und die Tapferkeit, die sie entfalteten, sondern noch mehr durch ihre staatsmännische Weisheit.

II.

Die Disziplin der Jugend.

Um Japan zu verstehen, wie es in den Tagen war, als die amerikanischen und später die europäischen Schiffe in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts dort landeten, müssen wir uns zunächst mit dem Geist vertraut machen, der die Tokugawa beherrschte, und mit den Ideen ihres Vorfahren Yeyasu, des Gründers ihrer Dynastie. Dieser kluge General, der Sohn eines einfachen Samurai und Vasall des Adelsgeschlechtes des Minamoto, erklärte dessen Nachfolgern den Krieg, unterwarf nach mehreren Gefechten die mächtigen Daimyos und gewann einen beherrschenden Einfluß auf den Hof von Kyoyo, ja auf den Mikado selbst. Nachdem er die also errungene Stellung befestigt hatte, schritt er zur Gründung einer neuen Hauptstadt, wo von nun ab seine Nachfolger im Shogunate Hof hielten bis zu den Tagen der Restauration.

Seine glänzenden militärischen Eigenschaften stellen den kühnen Feldherrn auf eine Stufe mit den Condottieris Italiens aus derselben Zeit, und als Staatsmann erinnert er an den genialen Verfasser des ‚Il Principe‘. In seinem berühmten politischen Testament, dem ‚Vermächtnis des Yeyasu‘, gab er alle Gesetze und Weisungen, worauf dann seine Nachfolger ihre Regierung gründeten. Obwohl die Echtheit seiner Verfasserschaft nicht ganz außer Frage steht, ist diese Urkunde für das Studium der altjapanischen Rechtsverhältnisse dennoch von großer Bedeutung, denn wenn wir auch annehmen, daß es in seiner gegenwärtigen Form nicht von dem Ersten der Tokugawa geschrieben worden ist, so dürfen wir darin doch unzweifelhaft einen getreuen Ausdruck der Grundsätze sehen, mit denen sie ihre Herrschaft stützten, und das Wesentliche jener Gesetze, durch die sie die Ordnung in ihrem Herrschaftsgebiet aufrecht zu erhalten verstanden haben.

Der Gehorsam galt als die erste aller häuslichen Tugenden. Der Vater als Oberhaupt der Familie übte eine unbeschränkte Autorität; Weib und Kinder waren ihm vollkommen unterstellt. Sein Wort war Gesetz, seine Wünsche zu erfüllen war die erste Pflicht seiner Angehörigen.

Die von den Völkern des Ostens so hochgehaltene patriarchalische Ordnung wurde im Lande Nippon bereits von den frühesten Eroberern eingeführt, und

in den ältesten Jahrbüchern, ja selbst in vorhistorischen Überlieferungen, lassen sich diese nationalen Tendenzen feststellen. Als dann schließlich das Volk sich aus seiner bisherigen Gleichmütigkeit zu erheben begann, übernahm es einfach die chinesische Kultur mit all ihren Religionsvorstellungen und verschiedenartigen Lebensformen. Die sozialen Anschauungen der Japaner waren die des Konfuzius, und ihre religiösen Bedürfnisse fanden ihre Befriedigung in den Lehren Laotses und Buddhas. Sowohl die materielle wie die moralische Existenz des Volkes beruhte auf den Vorschriften dieser berühmten asiatischen Philosophen, welche die Macht ihres Landes und die Wohlfahrt eines jeden einzelnen dadurch zu befestigen gedachten, daß sie Selbstverleugnung predigten und alle Einrichtungen auf den Gehorsam stellten.

Die äußeren Verhältnisse des Landes, seine geographische Lage und seine natürlichen Hilfsquellen, vor allem aber das Temperament des Volkes blieben begreiflicherweise nicht ohne Einfluß auf die Richtung seiner Entwicklung. Tätiger und kriegerischer als die Chinesen, ist das Leben der Japaner auch von mehr lebhafter als beschaulicher Natur, und körperliche Bewegung war diesem Inselvolk immer willkommener als stilles Dahinleben. Auch trotz dieser offensichtlichen Charakterunterschiede und obwohl die äußerlichen Lebensgewohnheiten der benachbarten Reiche erheblich voneinander abwichen, war doch die Art, wie sie das Leben auffaßten, mit andern Worten ihre ‚Weltanschauung', die gleiche.

Das innere Leben eines jeden einzelnen war nach denselben moralischen Vorschriften geregelt, und all diese Bewohner der südlichen Hemisphäre unterstanden dem gemeinsamen ethischen Gesetz. Es sind die Ideale des indischen Asketen Gaudama, welche nächst der Popularphilosophie des Konfuzius die Seele all der Nationen des fernen Ostens bewegten. Was ist deshalb natürlicher, als daß die Erziehung all dieser Millionen nach denselben Grundsätzen erfolgte und daß ihre Lehrer durch Jahrhunderte hin ihre Inspiration aus diesen zwei ursprünglichen Quellen geschöpft haben?

Die Shoguns, welche die politischen Vorteile dieses Systems erkannten und in hohem Maße dessen Wohltaten genossen, sind daher seine begeisterten Förderer und Beschützer gewesen. Sie haben ihre Untertanen und Kinder nach den gleichen strengen Grundsätzen und mit derselben harten Disziplin erzogen und den Geist der Selbstaufopferung bei ihnen gepflegt. Diese machtvollen Herrscher waren tüchtige Soldaten, gescheite Politiker und, wie alle Emporkömmlinge, weitsichtige Psychologen, Eigenschaften, die durch manche praktische Lebensaufgabe in ihnen noch verstärkt worden sind. Es war für sie nicht gerade eine leichte Aufgabe gewesen, an die Spitze der Macht zu gelangen, aber noch größere Geschicklichkeit und Vorsicht hatte es erfordert, diese Macht zu bewahren.

Diese Männer waren der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatten, nämlich ihre Untertanen zu brauchbaren Kriegern und heldenhaften Patrioten zu erziehen, völlig gewachsen. Sie haben auf diese Weise dargetan, wie bieg- und schmiegsam die menschliche Natur sein kann, vorausgesetzt, daß die Beeinflussung im frühen Alter beginnt. Es wurde daher den Eltern zur Pflicht

gemacht, die Grundvorstellungen dieser Erziehungsmethode schon den Kindern einzupflanzen, und so bildete das Elternhaus die erste Schule.

III.

Die Stellung der Frauen.

Unter den mannigfachen unklaren Vorstellungen, welche sich der Europäer von Japan zu machen pflegt, ist diejenige, die die Verhältnisse des Familienlebens betrifft, vielleicht die ungenaueste, und was die Stellung der Frau anlangt, so ist die bei uns landläufige Meinung darüber sogar direkt falsch. Man glaubt, in Japan sei die Frau schlechthin die Sklavin des Mannes, ein Wesen ohne alle Rechte, aber mit um so mehr Pflichten, ohne Freuden, aber mit um so größeren Lasten. Aber schon eine oberflächliche Kenntnis der japanischen Geschichte lehrt uns das Gegenteil, und wenn wir gar etwas tiefer in das Studium der Landessitten eindringen und mit der älteren Literatur uns vertraut machen, so werden wir zweifellos bald einsehen, daß die Rolle, welche das Weib in Japan spielt, sogar hervorragend ist. Einer der berühmtesten Herrscher, dessen Andenken mit Recht bis auf den heutigen Tag in ganz Nippon hochgehalten wird, war eine — Frau. Und diese selbe Frau, die Kaiserin Jngo, ist es gewesen, die zuerst Korea eroberte.

Auf dem reichen Feld der Nationalliteratur gebührt die Palme dem schwachen Geschlecht. Die Gedichte von Ono-no-Komachi wurden sogar als die besten in ihrer Art erklärt. Es muß zudem bemerkt werden, daß die Pflege der Literatur und insbesondere der Poesie in Japan von den Frauen ausging. Die bekannte klassische Novelle ‚Gengi-Monogatori‘ hat eine berühmte Frau, Murasaki-Shikiba, zur Verfasserin. Ein anderes literarisches Meisterwerk aus der großen Fugiwaraperiode, das den Titel ‚Makura-no-soshi‘ führt, wurde von der Hofdame Sei-shonegon geschrieben. Diese Tatsachen allein genügen, um die hohe Stellung zu beweisen, welche das Weib in der altjapanischen Gesellschaft einnahm, und man könnte leicht noch andere Gebiete anführen, in welchen die Frauen sich durch ihre eigene Kraft eine angenehme soziale Stellung errungen haben. Aber die allgemeinste Achtung gewann sich das japanische Weib insbesondere als ergebene Tochter, musterhafte Gattin und als liebevolle Mutter. Jhr Einfluß wurde groß durch die Betätigung häuslicher Tugenden. Jhre Stellung im Hause war die einer Herrscherin; in der Familie galten ihre Wünsche wie Befehle. Auch noch in unseren Tagen ist sie im ganzen bescheiden, verschwiegen, bei aller Sanftmut beharrlich und der Pflege der Jhrigen durchaus gewachsen. Mit Milde und Takt übt sie Einfluß auf ihren Gatten aus, mögen dessen Charakteranlagen auch noch so schwierig sein, und bei ihren Kindern weiß sie sich für ein ganzes Leben in Achtung zu setzen. Von Natur einsichtig und gescheit, weiß sie, daß nichts so sehr ihre Herrschaft zu befestigen vermag als die Liebe, und die heranwachsenden Kinder sehen daher ihre beste Freundin in ihr. Wie sie anfänglich deren Spielkamerad war, so wird sie später deren Vertraute. Sie pflegt die Kranken und hilft gern den Unglücklichen. Diese Hingebung wird ihr nicht nur durch eine schier unbegrenzte Liebe, sondern

durch eine geradezu fromme Verehrung belohnt. Um die Stellung zu verstehen, welche die Frau in Japan sowohl im privaten wie auch im öffentlichen Leben tatsächlich einnahm, oder wenigstens die Stellung, die sie nach ihrer Befähigung einnehmen könnte, muß man die alten Volkserzählungen, Novellen und Biographien zur Hand nehmen. Dort wird ihre wirkliche Stellung vollkommen klar. Das historische Drama, das auch in der Gegenwart noch volkstümlich ist und daher eifrig gepflegt wird, legt hiefür beredtes Zeugnis ab; denn auch heute noch sind die weiblichen Rollen darin fast ebenso bedeutend wie die der Männer und das Auftreten der Frauen darin nicht weniger vornehm als das der heldenhaften Samurai.

Tatsächlich eines der beliebtesten und noch immer zugkräftigsten Stücke ist Kasuga-No-Tsubone. Es stellt die Geschichte der Frau eines einfachen Samurai dar, welche ob ihrer Tugend dazu ausersehen wird, den Sohn des Shogun zu erziehen. In gefühlvollen Dialogen schildert der Verfasser die Opfer, die diese Aufgabe verlangt, denn die Erzieherin hat nicht nur ihrer Familie auf Jahre hinaus zu entsagen, sondern sich auch all den Intriguen auszusetzen, die das höfische Leben mit sich bringt. Kasuga-No-Tsubone bringt das Opfer ihrer persönlichen Empfindungen und widmet sich gänzlich der Erziehung des Kindes, das eines Tages zum Herrscher des Landes berufen sein wird. Aber sie vollbringt ihr Werk nicht ohne große Schwierigkeiten. Ihr Leben am Hof ist eine ununterbrochene Kette von Selbstverleugnung und Sorgen, und mehr als einmal droht ihr ernstliche Gefahr. In allen diesen Prüfungen bewähren sich ihre Fähigkeiten aufs glänzendste und wir empfangen einen ebenso lebhaften Eindruck von den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wie von der Bedeutung des ihr übertragenen Amtes. Zu guter Letzt hat sie als Lohn ihrer Geschicklichkeit und Ausdauer die Genugtuung, dem rechtmäßigen Thronerben noch das Leben zu retten und ihn zu einem großen Herrscher zu erziehen. Die Heldin dieses Dramas ist übrigens keine reine Erfindung; ihr Charakter ist dem wirklichen Leben entnommen. Verschiedene Gegenstände aus ihrem Besitz werden als historische Erinnerungen aufbewahrt, so zum Beispiel das kleine Schwert, das sie in ihrer Eigenschaft als Adlige tragen durfte, ihr Stahlspiegel und ihr Schreibtisch aus Lackarbeit mit dem eingravierten Wappen ihres Geschlechtes. Auch Briefe und andere Handschriften werden aus Verehrung aufbewahrt für künftige Generationen als ermunterndes Vorbild edler Pflichterfüllung.

In der Erziehung der Armen wie der Reichen wurde die Mutter als die wichtigste Person angesehen. Ihr lag es ob, in der Seele des Kindes erhabene Vorstellungen von Pflicht und Gehorsam zu wecken und zu entwickeln. Die Schule der Zucht, die die wesentliche Grundlage der alten Gesellschaftsordnung bildete, begann somit schon in der Kinderstube. Die Pflichten gegen die Eltern und gegen die jüngeren Familienmitglieder waren genau vorgeschrieben. Den älteren Kindern waren keine nennenswerten Vorteile den jüngeren gegenüber eingeräumt, wohl aber größere Verpflichtungen auferlegt. Der ältere Bruder galt als der Beschützer der jüngeren Geschwister, und diese sahen an ihm als solchem empor. Aber auch die jüngeren hatten ihre Pflichten und

schon im frühesten Alter wurde ihr Betragen gegen die übrigen Mitglieder des Hauses mit Lob oder Tadel bedacht.

Die Grundidee aller moralischen Vorschriften der Nation, das berühmte Bushido, konnte auch vom unscheinbarsten Mitgliede der Gesellschaft befolgt werden, und es war die Mutter, welche seine Vorschriften schon dem Herzen des Kindes eingrub. Sie weckte seinen Ehrgeiz und machte es auf seine Fehler aufmerksam, indem sie auf die heroischen Vorbilder der großen Männer des Landes hinwies. Dies alles zeigt, wie wichtig der Anteil der Mutter an der Charakterbildung der kommenden Generation war und erklärt den tieferen Zweck dieser ehemaligen Erziehungsmethode.

IV.

Moralische Bildung.

Sobald das Kind das Alter erreicht hatte, um, falls es einer Samurai-Familie angehörte, die Daimyos-Schule zu besuchen, oder die einfacheren Lehranstalten der buddhistischen Priester, wie sie für die ärmeren Gesellschaftsklassen in Betracht kamen, nahm die Erziehung ihren Fortgang nach denselben Grundsätzen und Idealen, die es von der Mutter her kannte. Der Lehrer vollendete nur das, was die Eltern begonnen hatten. In der Schule wurde ebenso wie in der Familie das größere Gewicht auf die Erziehung als auf den Unterricht gelegt. Professor J. Nitobe, Vorstand der Hochschule in Tokio — um von den vielen in dieser Frage maßgebenden Persönlichkeiten nur eine zu nennen —, beschreibt die Erziehungsweise in der alten Gesellschaftsordnung folgendermaßen: ‚Wie der Samurai das Leben nur als ein Mittel ansieht, um seinem Herrn zu dienen, und als sein Ideal seine Ehre betrachtet, so wird auch die ganze Erziehung und Ausbildung dementsprechend geleitet. Der wichtigste Gesichtspunkt in der Erziehung des Adels ist auf Charakterbildung eingestellt, während die berechnenden Eigenschaften der Klugheit, der Intelligenz und der Dialektik im Hintergrunde bleiben. Wir haben den bedeutenden Anteil kennen gelernt, der der ästhetischen Bildung in der Erziehung zukommt, unentbehrlich insbesondere für einen Mann in der Stellung eines Samurai. Eine hervorragende Verstandesbildung war natürlich geschätzt, aber das Wort Chi, das soviel wie Intellektualität bedeutet, versteht darunter doch in erster Linie Weisheit, während es dem Wissen einen durchaus untergeordneten Rang zuteilt. Der Dreifuß, über dem sich das Fachwerk des Bushido erhebt, heißt Chi-Jin-Yu, was soviel bedeutet wie Weisheit, Wohlwollen und Mut.‘

‚Ein Samurai war seinem Wesen nach ein Mann der Tat. Wissenschaft lag außer dem Bezirk seiner Tätigkeit. Er gebrauchte sie nur insoweit, als sie mit seinem Waffenhandwerk zusammenhing. Religion und Theologie waren ganz dem Klerus überlassen; der Samurai befaßte sich damit nur insofern, als sie dazu beitrugen, den Mut zu befeuern. Philosophie und Literatur bildeten die Hauptfächer seiner geistigen Ausbildung, aber auch bei ihrer Aneignung war es nicht objektive Wahrheit, auf die er ausging. Mit Literatur befaßte er sich nur zum Zeitvertreib, und mit Philosophie nur als mit einem prak-

Wilhelm Leibl / Bildnis des Herrn Pallenberg



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

tischen Mittel zur Erziehung des Charakters, wenn nicht etwa die Erörterung eines militärischen oder politischen Problems dazu anregte.'

Diese Worte geben eine sehr genaue Vorstellung von der allgemeinen pädagogischen Praxis in diesen alten Tagen. Hauptzweck blieb dabei immer die Bildung tüchtiger Krieger, charaktervoller Männer, brauchbarer Bürger. Für Individualitäten hat man keine Schätzung. Egotismus und Utilitarismus wurden gründlich verachtet. Die einzelnen aus dem Volke hatten sozusagen Existenzrecht nur innerhalb der Verbände, in die sie eingegliedert waren, nur als Angehörige einer Familie, als Bürger, als Soldaten, als Söhne und Parteigänger ihres Landes, und als gehorsame Untertanen des jeweiligen Herrschers. Um diese zentrale Idee gruppierten sich alle anderen Beziehungen; sie war gleichsam der Kristallisationspunkt des ganzen Lebens. Das private und öffentliche Leben wurde von hier aus bestimmt und beseelt; und wenn diese Vorschriften und Lehren weder neu noch ursprünglich waren, wenn man sie auch von den Chinesen entliehen und sich zu eigen gemacht hatte, so ist ihre Anwendung doch in neuer Form erfolgt und hat nationale Charakterzüge erhalten. Auf diese Weise wurde die von Friedensliebe inspirierte Lehre des Konfuzius in ein kriegerisches Gesetzbuch umgewandelt, und die Vorschriften, welche darauf ausgingen, das geruhsame Dasein von Bureaukraten und braven Bürgern im Reiche der Mitte zu leiten, dienten hier dazu, das Tun sowohl hervorragender Generale wie gemeiner Soldaten zu regeln.

Den Zeitpunkt, da in Japan chinesische Kultur angenommen worden ist, hat man ins fünfte Jahrhundert verlegt. Genau läßt sich natürlich ein solches Datum in so entlegenen Epochen nicht angeben, und in unserm Fall sieht sich die Forschung vor besondere Schwierigkeiten gestellt, weil hier Geschichte und Dichtung sowohl in der Überlieferung wie auch in den geschriebenen Urkunden hoffnungslos durcheinander gehen. Durch viele Jahrhunderte weist die Geschichte des Landes rein mythologische Züge auf, und es ist schwierig, selbst nur eine annähernde Vorstellung zu gewinnen von Ereignissen wie der Einwanderung der gegenwärtigen Bevölkerung oder von ihrer ursprünglichen Heimat. Aber so unbestimmt auch unser Wissen in bezug auf die frühesten Ansiedlungen und das Kindheitsalter dieses Inselvolkes sein mag, soviel bleibt doch als unbestreitbare Tatsache sicher, daß die nationale Entwicklung Japans von dem Hauptland Asiens, das heißt von dem sozialen Empfinden Chinas, und von dem intellektuellen Leben Indiens beeinflußt ist. Nach außen äußerte sich der Charakter verschieden infolge des anderen Temperaments und der verschiedenen geistigen Veranlagungen, nicht minder aber infolge der äußeren Umstände und der geographischen und klimatischen Bedingungen. Aber in den Grundzügen ist die Kultur dieser verschieden gearteten Völker die gleiche, weil inspiriert von den nämlichen Idealen.

Nur indem wir uns selber gründlich mit der alten japanischen Kultur vertraut machen, mit ihren Reichtümern und ihren Möglichkeiten, vermögen wir die ungeheuere Gewalt zu verstehen, mit der sie auf Tun und Lassen des ganzen Volkes wirkte und das nationale Leben beeinflußte. Es wäre tatsächlich ganz unmöglich für uns, das ständige Waffenglück dieses Volkes oder das außer-

ordentliche Werk der Wiederherstellung zu würdigen, den ganzen Reichtum an moralischer Kraft zu verstehen, der sein Wirken beseelt und ihm mit Recht die Bewunderung der ganzen Welt gewonnen hat, ohne eine gebührende Würdigung der der alten Gesellschaftsordnung und den alten Erziehungsmethoden zugrunde liegenden Prinzipien. Wir dürfen nämlich niemals vergessen, daß die Gründer des modernen Japan sämtlich der alten Gesellschaftsordnung entstammen. Die Itós, Oyamás, Inouies, Togós, und wie die zahlreichen führenden Persönlichkeiten der ‚erleuchteten Periode' sonst heißen mögen, sind alle Männer, die unter dem alten Regime geboren und unter dem Geist spartanischer Zucht herangewachsen sind.

Um eine genaue Vorstellung von der Art und Weise zu erhalten, in welcher diese Männer, die zur Bewunderung der ganzen Welt geworden sind, herangezogen wurden, und um einen vollkommenen Einblick in das Erziehungssystem der alten Zeit zu gewinnen, können wir nichts Besseres tun, als die Worte eines von ihnen anzuführen, der durch diese ganze Schule hindurch gegangen ist und deshalb aus eigener Erfahrung sprechen kann. Es sind einige Stellen aus dem letzten Band eines größeren Werks des Barons Suyematsu, die wir hier folgen lassen: ‚Kein einförmiger Studiengang hat die Unterrichtsmethode eingeschränkt. In jedem College wurde erfinderischer Initiative ein gewisser Spielraum gelassen, so daß man recht charakteristische Unterschiede wahrnehmen konnte. Aber unleugbar galt die ethische Erziehung allenthalben als die wichtigste Angelegenheit. So zeigten denn diese Institute, besonders solche privaten Charakters, als Hauptzug eine weitgehende Entbehrung und Härte. Ich kann niemals die Tage vergessen, da ich zusammen mit allen anderen nur zweimal im Tage Mahlzeit hielt und dies außerdem in der einfachsten Weise; die Nahrung bestand oft nur in ein wenig Reis und etwas Salz und dergleichen. Wir besorgten abwechselnd selbst die Küche. Wir fegten und wuschen nicht nur unsere eigenen Zimmer, sondern auch die unserer Lehrer. Auch im tiefsten Winter gebrauchten wir oft eiskaltes Wasser zum Waschen und ähnlichen Verrichtungen. Hingegen machten wir oft das Wasser für die Bäder unserer Mitschüler warm. Wir durchwachten oft ganze Winternächte, ohne daß wir kaum ein Feuer zur Erwärmung unserer Glieder hatten, nur um uns an harte Zucht zu gewöhnen. In jenen Tagen kam keinem von uns, weder den Lehrern noch den Schülern, der Gedanke an Gesundheitspflege, wie sie jetzt gang und gäbe ist. Niemals störte uns irgend etwas in unserer äußeren Erscheinung, in unserem Aussehen. Ja, je mehr man diese Dinge außer acht ließ, um so mehr galt man als starker Charakter. Ich verdanke es ganz zweifellos der Zucht dieser Tage, daß ich persönlich beispielsweise das ganze Drum und Dran eines feierlichen Auftretens oder eines modisch gekleideten Menschen nicht ausstehen kann. So mag ich auch, da ich mich in meiner Jugend niemals der Handschuhe bedient habe, dieses unbehagliche Kleidungsstück jetzt selbst im Winter noch nicht tragen.' Ein andermal äußert sich der Baron über die moralische Erziehung folgendermaßen: ‚Da war in erster Linie das Bushido, welches man als Ehren-Kodex des japanischen Adels ansah. Das Bushido hatte den engsten Zusammenhang mit den militärischen Klassen, die sich aus dem Gefolge der feudalen Herren

rekrutierten, Leuten, die nicht ums tägliche Brot zu arbeiten hatten. Diese Gefolgsleute waren nicht reich, hatten aber genügend zum Leben, und Anspruchslosigkeit war eine ihrer Tugenden. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, ihren Herren treu zu dienen, was soviel heißt wie in Kriegszeiten für sie zu kämpfen. Aber durch mehr als zweihundertfünfzig Jahre genoß das Land Friede, und da der militärische Stand damals keine Gelegenheit zu kriegerischer Tätigkeit fand, so wandten sich die brachliegenden Kräfte intellektuellen Aufgaben neben den soldatischen Übungen zu. Ihre Beschäftigung bestand mit einem Wort darin, aus ihnen „Gentlemen" im vollen Sinn des Wortes zu machen. Auf solche Weise bildete sich ein Ehren-Kodex, der im Anfang fast allein auf militärische Pflichterfüllung aufgebaut war, später aber auch die Grundlage wurde für jede vornehme Bildung und für die Erziehung echter, ihren Lords ergebener Ehrenmänner.' — Nicht weniger bezeichnend ist die Stelle, welche auf die veränderte Lage in der Gegenwart anspielt: ‚Nachdem unser Land den anderen Nationen geöffnet war, gab es eine Zeit, wo es schien, als hätten wir den führenden Einfluß unserer Moral verloren; der Konfuzianismus büßte sein Ansehen ringsum ein, und der Verkehr mit den Fremden gab unserer Moral manchen Stoß und ließ beim Volke die Meinung aufkommen, daß Freiheit von jeglichem Zwang und Pflichtwesen das Charakteristikum des europäischen Ideals sei.'

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Pädagogik eines Afrikaforschers*
Von Fr. W. Foerster

I.

Es ist eine merkwürdige Illusion gerade des modernen Menschen, daß er die tiefsten Aufklärungen über Fragen des Lebens und der Erziehung von bloßen Schriftgelehrten und Stubengelehrten erwartet. Einsichten und Aufschlüsse, die sonst nur aus reicher Lebenserfahrung, aus schweren innern Kämpfen und tiefbohrender Selbsterkenntnis gewonnen wurden, die glaubt heute der lebensfremdeste Gelehrte mit Hilfe des Handwerkzeugs der wissenschaftlichen Methode sich und andern zu erschließen. Mit Recht sagt Schopenhauer: ‚Die „Gelehrten“ sind die, welche in den Büchern gelesen haben — die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menschengeschlechts sind die, welche unmittelbar im Buche der Welt gelesen haben.‘ Im folgenden soll die Rede sein von einem Manne, der unmittelbar im ‚Buche der Welt‘ gelesen hat. Soweit wir für unsere erzieherische Aufgabe überhaupt aus Büchern lernen können, gewinnen wir die wertvollsten Anregungen aus den Büchern von solchen Menschen, die am stärksten mit den Realitäten des Lebens zu tun hatten. Wie solche Menschen fertig wurden mit den Lebensmächten, mit sich selber, welche Eigenschaften dazu nötig waren, welche höheren Hilfskräfte, welche Selbsterziehung, ferner, welche Beobachtungen sie aussprechen über die Ursachen eigenen oder fremden Mißerfolges — das alles gibt dem Erzieher die lehrreichsten Hinweise und hilft ihm, sich stets das lebendige Leben zu vergegenwärtigen, in das er doch seine Zöglinge hineinstellen und für das er sie ausrüsten soll.

Noch aus einem allgemeineren Grunde haben solche Bücher, wie Stanleys Autobiographie, einen pädagogischen Wert in tieferem Sinne: überall, wo sich der Mensch mit der Wirklichkeit in ihrer machtvollsten und furchtbarsten Gestalt auseinanderzusetzen hat, wo sich alle Hemmungen und Schrecken des Lebens gegen ihn zusammenballen, wo alle Kräfte, die gegen den Willen wirken, in gesteigerter Erscheinungsform auf die Bühne treten, da geht der Mensch entweder zugrunde, oder es vollzieht sich ein unbarmherziger und heilsamer Ausscheideprozeß: Es kommt unzweideutig an den Tag, was Schund an ihm ist, was schwach, unbrauchbar, abstrakt, lebensunfähig, was Schein und Trug ist, und es fällt ein grelles Licht auf alles, was echt, stark, lebenskräftig und was ‚Charakter‘ ist. Bei solchem gewaltigen Zusammenprall von Mensch und Realität, da erfahren wir ohne Täuschung, was im Menschen der Wirklichkeit gewachsen und aus der Wirklichkeit geboren — und was gelogen ist. In übertragenem Sinne gilt hier das Lied der Wallensteinschen Reiter:

---

* H. M. Stanley, Mein Leben; deutsche Übersetzung; München 1911. Der Verfasser vorliegenden Aufsatzes griff zu diesem Buche, um ‚auszuspannen‘ — fand aber darin so viel ernste Anregungen für sein eigenstes Arbeitsgebiet, daß er nicht versäumen möchte, weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen. Vom rein literarischen Standpunkte läßt sich viel an dieser Autobiographie aussetzen — als menschliches Dokument ist sie voll reicher Ausbeute.

,Im Felde, da ist doch der Mann noch was wert,
Da wird noch das Herze gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein!'

Für uns zivilisierte Menschen tritt immer ein anderer ein; Technik, Bureaukratie, Komfort, Clique halten den einzelnen; wahre Hansnarren spielen eine Rolle, ja werden als Führer und Größen verehrt, weil sie nicht entlarvt wurden durch das Gericht des wirklichen Lebens, weil sie nie gezwungen wurden, die fundamentale Probe zu bestehen . . .

So ist unsere Literatur und öffentliche Meinung angefüllt mit lauter Illusionen und Täuschungen über das, was wahrhaft Wert hat, wahrhaft Kraft gibt, wahrhaft gesund ist und gesund macht. Und zahlreiche Väter und Mütter lassen sich betrügen und benebeln von diesem Schwindel und erziehen ihre Kinder für Schein und Unfug. Da kommt denn ein solches Buch, wie dasjenige Stanleys — die Lebensgeschichte eines von allen Lebensmächten durchgeschüttelten Menschen — wie ein gesunder Luftstoß in eine parfümierte Atmosphäre: Stanley ist sich selber bewußt, welche ganz außerordentliche Schule in den Anforderungen der afrikanischen Pionierarbeit liegt, welches stärkende, reinigende Feuer davon — unter richtiger Führung — auf verschwommene und weichliche Naturen ausgeht und das Faule und Falsche in ihnen ausbrennt. Er erzählt einmal von den jungen Leuten, die ihm von England geschickt wurden, ,die nichts Furchtbareres kannten als Nasenbluten', empfindlich, eitel, weichlich, voll Scheinwesen — und er schildert dann, was einige Monate Urwaldspädagogik aus ihnen gemacht: ,Während sie das Abc des Reisens in Afrika lernten, gaben sie oft Ursache zur Kritik; jedes Wort verletzte sie, jeden Blick empfanden sie als eine Beleidigung. Sie waren wie widerspenstige Füllen, die noch nicht ans Geschirr gewöhnt sind, und stießen und schlugen wie wild um sich, wütend auf mich und jedermann. Aber als sie durch fortwährendes Leiden gebeugt ihre Erfahrungen im Urwald gemacht hatten, um dann wieder ins freie Tageslicht hinauszutreten, da hatte ich wahrhaftig alle Ursache, stolz auf sie zu sein. Schwer waren sie geprüft worden, und tadellos hatten sie die Feuerprobe bestanden. Ihre Nerven waren von Eisen und ihre Herzen schlugen wie eines, und nichts konnte sie in ihrer Disziplin wanken machen. Was in dem gekünstelten Leben Englands ihr besseres Selbst umwuchert, lag begraben im Urwald; und nackt, unverhüllt und hochherzig stand jeder da, den Stempel wahren Menschentums auf der Stirne.'

Was oben von dem Gericht der Wirklichkeit über Schein und Wesen gesagt wurde, das gilt im besondern auch für die Bewertung der Literatur. Wo der Mensch mit der ganzen Wirklichkeit des Lebens zusammenstößt, und wo er die nötige Ruhe hat, um die richtigen Schlüsse aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen zu ziehen, da wird sich ihm unabweisbar eine ganz neue Rangordnung auch für die literarische Produktion aufdrängen. Es ist in diesem Sinne eines der eindrucksvollsten Kapitel in Stanleys Buche, wo er schildert, wie sich ihm in der Einsamkeit des afrikanischen Urwalds die ganze Lebensmacht der Bibel neu enthüllt habe. Der moderne Mensch glaubt

heute mit seinem Wirklichkeitssinne weit über die Bibel hinausgewachsen zu sein — in Wirklichkeit ist er der Religion gerade deshalb entfremdet, weil er der Wirklichkeit entfremdet ist. Das Wort Goethes: ‚Wir haben uns aus dem Leben herausstudiert', gilt ganz besonders für den Menschen der Gegenwart. Menschen, die, um Stanleys Worte zu gebrauchen, nichts Furchtbareres gesehen haben als Nasenbluten, die gar nicht wissen, was real ist, was Kraft hat und Kraft gibt, treten heute gegen die Religion auf, spreizen sich mit einer saftlosen Scheinweisheit, werden von Tausenden bejubelt — sobald aber das Gericht der Wirklichkeit kommt, da tritt die Blutarmut all ihrer Anschauungen, der mangelnde Nährwert all ihrer Surrogate plötzlich erschreckend klar zutage. Wer hat es nicht schon erlebt, wie solche Menschen oder die von ihnen Mißleiteten in schwierigen Lebenskonflikten völlig versagten, oder wie sie zusammenbrachen, wenn das Schicksal mit ehernem Schritt in ihr Leben trat und mit seinem Todeshauch alles anblies, was ihrem Herzen am teuersten war?

Stanley erzählt uns, daß er als Lektüre für seine erste afrikanische Reise einen großen Stoß Zeitungen und — die Bibel mitgenommen habe. Nun schildert er, wie er dort im Innern Afrikas, im Kampfe mit Naturgewalten und Krankheiten, mit Menschen und Tieren, beladen mit den schwierigsten Aufgaben in der Menschenleitung und jeder Art von Verantwortlichkeit — wie er dort plötzlich erkannt habe, wie die Zeitungen, scheinbar das Symbol des wirklichen Lebens, so ganz schattenhaft seien, nur das Außenbild der Wirklichkeit wiedergäben, während die Bibel allein die Wirklichkeit in ihren Grundkräften erfasse und demgemäß auch allein die zureichenden Hilfskräfte zu vermitteln vermöge. ‚Ohne daß wir es merken,' so sagt Stanley, ‚verhärten uns Jahre der Gleichgültigkeit und des Kampfes, und wahrscheinlich hätte auch ich mit der Zeit jedes religiöse Gefühl verloren. Aber zum Glück verließ ich das Feld der Politik. Der egoistische Wetteifer, der mich erfüllte, kam zur Ruhe. Als ich mein wirkliches Lebenswerk begann, meine erste Reise nach Afrika machte, sah ich mich von Angesicht zu Angesicht der wilden Natur gegenüber, und sie selbst gab mir das Mittel an die Hand, in der Einsamkeit das wiederzufinden, was ich durch stete Berührung mit der Welt verloren. Ich hatte meine Bibel mitgenommen, und der amerikanische Konsul hatte mir zum Einpacken der Medizinflaschen einen Stoß von Nummern des „New York-Herald" und anderen amerikanischen Zeitungen gegeben. Eine merkwürdige Zusammenstellung! Aber am merkwürdigsten von all dem war der Umschwung, der sich in mir vollzog, als ich mich in dem melancholischen wilden Afrika dieser Bibel- und Zeitungslektüre hingab . . . Ich las das Buch Hiob und dann die Psalmen, und als es mir wieder besser ging, und ich wieder marschieren konnte, las ich im Lager die Zeitungsnachrichten. Da änderten sich meine Ansichten über das Pressewesen vollständig; zwar nicht über meinen Beruf, den ich immer noch sehr hoch hielt, vielleicht sogar zu hoch — aber über den Nutzen und Mißbrauch der Zeitungen im allgemeinen. Es erschien mir alles so kleinlich gegenüber der großen Wirklichkeit. Man sollte Zeitungen nur lesen, um wirkliche Neuigkeiten daraus zu erfahren. Alles andere ist

Vergeudung von Zeit, innerer Kraft und Persönlichkeit. Die Bibel hingegen mit ihrer einfachen, edlen Sprache las ich mit immer größerem Verständnis. Umgeben von der schweigenden Wildnis, fühlte ich, wie eine seltsame Glut mich immer mehr durchdrang, wenn ich mich tiefer in ihre Worte versenkte. Die Bibel zeigte mir, daß mein Leben, getrennt von Gott, nichts als eine Seifenblase sei, und erinnerte mich, stets meines Schöpfers eingedenk zu sein — die Zeitung predigte nichts als Überhebung und Weltlichkeit. Seit jener Lebensepoche habe ich nie mehr geduldet, daß andere mein Urteil über Nebenmenschen beeinflußten oder an meinen Ansichten über Gut und Böse rüttelten . . .'

Diese Schlußzeilen sind charakteristisch: Bibel und Charakter erscheinen als untrennbar zusammengehörig — die moderne Zeitung erscheint als Symbol der Charakterlosigkeit und alles hohlen Scheinwesens. Dies mag uns hart vorkommen — aber doch vielleicht nur, weil wir mitten im Welttreiben gar nicht mehr die Distanz haben, von der aus die Dinge richtig gesehen werden. ,In der Einsamkeit Afrikas war es,' so bekennt Stanley an einer anderen Stelle, ,wo die Religion so tiefe Wurzel in mir schlug, daß sie meine Richtschnur in Gesittung, mein Unternehmer, mein geistiger Führer wurde. Nur mit religiöser Überzeugung können wir einen wirklichen und wesentlichen Fortschritt erreichen; sie gibt Körper, Mark und Kraft; ohne sie ist sogenannter Fortschritt hohl und ohne Dauer, ohne den Glauben an Gott werden wir auf einem Meer von Ungewißheit herumgeschleudert; denn was ist unsere Erde im Vergleich zu dem ungeheuren Universum von Welten im unendlichen Raum?'

II.

Das Vorhergehende mag den Leser auf den großen Stil in Stanleys Realismus aufmerksam machen, sowie auf die allgemeine Bedeutung der Gedanken, die aus solchen Lebenserprobungen kommen. Im folgenden seien aus dem Ganzen der Autobiographie einige wichtige pädagogische Gesichtspunkte herausgehoben. Gerade aus Stanleys Buch sehen wir, daß der Begriff der Pädagogik erweitert werden muß, und daß die Pädagogik gegenüber den Erwachsenen eine ebenso wichtige Wissenschaft ist, wie die Kenntnis der richtigen Erziehungsmittel gegenüber der Jugend. Haben wir nicht überall im Berufsleben Seelen zu führen, Charaktere zu beeinflussen und entgegengesetzte Willensrichtungen zu überwinden? Gerade für die richtige pädagogische Kunst der Menschenleitung, für die ,Kunst des Befehlens' wird in Stanleys Autobiographie außerordentlich viel Konkretes und im praktischen Leben Brauchbares gesagt.

Und die betreffenden Gesichtspunkte sind um so wertvoller, als sie bei der Behandlung des schwierigsten Menschenmaterials und unter den denkbar schwierigsten Umständen gewonnen wurden. Stanley erzählt uns, daß er zuerst für dieses Problem Interesse gefaßt habe, wie er als junger Berichterstatter die amerikanischen Generäle in den Indianerfeldzug begleitet habe, wobei viel Gelegenheit zu friedlichem Appell an die Häuptlinge gewesen sei, sich nicht gegen die heranrollende Woge des weißen Menschenstroms zu stemmen. Dort ließ sich vieles lernen für die Kunst, mit wilden Völkern umzugehen.


Stanley lernt sowohl von den Fehlern wie von den Erfolgen der Unterhändler; er beobachtet nichts, ohne daraus zu lernen und Schlüsse zu ziehen. Schon hier befestigt sich in ihm eine hohe Achtung vor allem, was an Charakter und Würde oft in den Naturvölkern liegt. Er konstatiert ‚das Pathos und die kummervolle Würde‘ in den Antworten der Siouxhäuptlinge. Einer von ihnen sagt: ‚Ich liebe die Prärie und den Büffel, und kann nicht leben ohne sie. Ich liebe es, über die weite Prärie zu streifen, dann bin ich glücklich. Wenn wir uns ansiedeln, werden wir bleich werden und sterben.‘

Seine allgemeine Auffassung von der pädagogischen Verantwortlichkeit der herrschenden Rassen und von den pädagogischen Grundsätzen, von denen sie sich im Verkehr mit den niedern Rassen leiten lassen sollten, hat Stanley einmal in einem offenen Briefe an die ‚Times‘ niedergelegt. Er hebt dort zunächst hervor, daß die Engländer ihre Erfolge in Afrika vor allem der Vereinigung von Milde und Tapferkeit verdanken und fährt dann fort: ‚Ich war häufig in unmittelbarster Lebensgefahr und habe vor allem gelernt, daß Selbstbeherrschung unentbehrlicher ist als Schießpulver, und daß beständige Selbstbeherrschung dem oft so provokaten Benehmen der afrikanischen Stämme gegenüber unmöglich ist, wenn man nicht wahre, herzliche Sympathie für die Eingeborenen fühlt, mit denen man zu tun hat. Betrachtet man sie nur als Tiere, dann sind die Unannehmlichkeiten, die ihre Dummheiten und Laster heraufbeschwören, wahrhaft unerträglich.

Um sie zu beherrschen und nicht von ihnen erschlagen zu werden, ist es nötig, sie unter allen Umständen als Kinder zu nehmen, die anders behandelt werden wollen als englische oder amerikanische Bürger. Aber im großen ganzen muß man ihnen ebensowenig launenhaft oder hochfahrend und mit derselben Hochachtung entgegenkommen — im Prinzip natürlich — wie diesen.‘

‚Englands Einfluß in Afrika hätte durch Gewalt allein weder erworben noch aufrecht erhalten werden können. Das große Zivilisierungswerk in den Tropen kann weder im allein militärischen Sinn, noch im allein kaufmännischen Sinne durchgeführt werden. Nur wenn wir uns den Wilden überlegen zeigen, nicht bloß in der Macht über Leben und Tod, sondern in unserer ganzen Lebensauffassung, können wir die Herrschaft über sie erlangen, die bei ihrem jetzigen Zustande für ihr Wohlergehen fast nötiger ist als für unseres. Afrika wird nicht von furchtsamen Hindus oder schwächlichen Australnegern, sondern von Millionen von Kraft strotzenden, mutigen Menschen bewohnt. Es ist keine Redensart oder Sentimentalität, nein, es ist das oberste Gebot allgemeiner Vorsicht, wenn ich sage: Um diese Menschen in der Zucht zu erhalten, um Afrika der Menschheit dienstbar zu machen, ist die moralische Überlegenheit das erste, was nötig ist, die Herrschaft zu gewinnen und zu erhalten.‘

Diese Mahnung Stanleys an die pädagogischen Verantwortlichkeiten der weißen Rasse gegenüber der afrikanischen Menschheit ist heute ganz besonders zeitgemäß. Das politische und wirtschaftliche Problem Afrikas ist vor allem ein pädagogisches Problem und nur diejenige Politik verdient den Namen

‚Realpolitik', die das gesamte Auftreten der kolonisierenden Rassen von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt und leitet!

Vieles von dem, was Stanley über die richtige Behandlung der afrikanischen Rassen sagt, ist von allgemeiner pädagogischer Bedeutung für die Behandlung jugendlicher Menschen. Setzt ja doch auch Stanley Hall, der amerikanische Kinderpsychologe, beständig die Entwicklungsstufen der Jugend in Parallele mit den Entwicklungsstufen der Völker. Vieles z. B. von den Ratschlägen, die der Afrikaforscher für den richtigen Umgang mit den Negern gibt, läßt sich unmittelbar für die richtige Behandlung von Kindern verwerten, vieles, was er über den richtigen Umgang mit Arabern sagt, ist genau so auf die Pädagogik gegenüber den Schülern der obern Klassen anzuwenden: Man muß ihr äußerst reizbares Ehrgefühl respektieren, auf ihren Ehrenkodex eingehen, in dem sich ja ihre besten Charakterkräfte kristallisiert haben, man muß überhaupt ihrem reifenden Wesen Achtung erweisen, auch wo uns ihre Ansprüche und Vorstellungen unfertig und ungereimt erscheinen. Solche Art des Umgangs schützt sie am besten vor der Macht des Ungebändigten und Unausgeglichenen in ihrem eigenen Wesen; sie können sich der bestechenden Suggestion, als Erwachsene zu gelten und als vernünftige Wesen behandelt zu werden, gar nicht entziehen. Auch ist solches ritterliche Entgegenkommen, solches Eingehen auf ihre eigene Welt, zugleich ein Akt der sozialen Kultur, der auch bei ihnen den guten Willen hervorruft, den Ansprüchen der Leitenden entgegenzukommen. So studiert Stanley, um die Eingeborenen richtig behandeln zu können, überall zuerst intensiv ihre Zeremonien, ihre Auffassungen von Gerechtigkeit, ihre Art, Streitigkeiten zu schlichten. Diese Methode ist die Grundlage all seiner politischen Erfolge auch in der Behandlung der ganz besonders mißtrauischen und reizbaren arabischen Elemente. Ein charakteristisches Beispiel aus der Zeit, wo er die Offiziere des Kongostaates einzuschulen hatte, sei hier wiedergegeben: ‚Eines der Kebsweiber eines arabischen Häuptlings lief zu Kapitän D. und bat um Schutz, da sie geschlagen worden sei. Der Araber verlangte in höflichem Ton, man möge ihm das Weib zurückgeben. Kapitän D. erklärte, die Frau habe seinen Schutz angesucht und werde daher in der Station bleiben. Der Araber bestand auf seinem Begehren, Kapitän D. wollte nichts hören. Der Araber fing an zu drohen, Kapitän D. verhöhnte ihn und drohte seinerseits mit den strengsten Maßregeln. Daraufhin sammelten sich die Araber und schossen alles nieder mit Ausnahme von Kapitän D. und ein oder zwei Mann, die ihr Heil in wilder Flucht suchten. Die Station wurde verbrannt und kein Stein auf dem anderen gelassen.'

Als man Stanley fragte, was er getan haben würde und ob er die arme Sklavin ihrem grausamen Herrn zurückgegeben hätte, antwortete er: ‚Natürlich. Eher, als daß ich die Station und so viele mir anvertraute Menschenleben in Gefahr gebracht hätte. Aber die Sache wäre überhaupt anders ausgefallen. Ich hätte den Araber mit großer Hochachtung und vielem Zeremoniell empfangen, hätte ihm Komplimente gemacht, ihm Erfrischungen angeboten und ihm schließlich den Vorschlag gemacht, ihm das Weib gegen

Perlen oder Stoffballen abzukaufen; oder aber ich hätte ihm die feierliche Versicherung abgenommen, sie gütig zu behandeln. Ich würde ihm erklärt haben, daß ich ihm von Rechts wegen ein Weib, das sich meinem Schutz anvertraut, nicht zurückgeben dürfe, und wenn mein Vorgesetzter davon höre, würde er mich köpfen lassen. Aber ich wolle ihm gerne Geld geben, um aus dieser Klemme herauszukommen. Der Araber würde mich sofort begriffen haben, alles wäre glatt gegangen, und wir wären als die besten Freunde geschieden.'

Das vorstehende Beispiel ist nur eines von den vielen, die die Unzulänglichkeiten der bloß militärischen Menschenleitung gegenüber den unentwickelteren Rassen beleuchten. Immer wieder mußte Stanley militärisch ausgebildeten jungen Leuten beibringen, daß sie gänzlich umzulernen hätten, um ihren neuen Aufgaben gerecht werden zu können; immer wieder hatte er Aufstände zu unterdrücken, die nur entstanden waren, weil seine Untergebenen sich als militärische Diktatoren aufspielten, statt wie Patriarchen zu regieren.

III.

Im folgenden wollen wir nun noch aus dem eigentlichen Lebensgange Stanleys einige Erlebnisse und Beobachtungen von allgemeinerem Interesse berichten. Ein hartes und einsames Leben geht da vor uns vorüber, aber ein Leben voll Mannheit, Schlichtheit und Wirklichkeitssinn, von rücksichtslosem Zielbewußtsein und doch von zarter Gewissenhaftigkeit. Stanley hatte recht, als er seine Autobiographie zur Lektüre für junge Leute bestimmte: Das Buch weckt Charakter und ist ein strenges Gericht über alles Unbrauchbare, Hohle und Weichliche im modern ‚gebildeten' Menschen. Stanley äußert sich in diesem Sinne einmal in aller Knappheit über die Mankos der modernen Erziehung: ‚Ein junger Mann, auf dessen gegebenes Wort man bauen kann, dessen Mut auf Pflichtverständnis basiert, und der erst lernt, sich zu unterwerfen, bevor er kommandiert, der Ehre und Disziplin im Leibe hat, ist weit wertvoller und verläßlicher als ein Athlet mit all den intellektuellen Errungenschaften eines Seniors der Universität Cambridge. Die drei Haupteigenschaften, die wir brauchen, sind Charakter, Verstand und Muskeln — wir sind leider in Gefahr, unser Augenmerk nur auf Intellekt und Muskeln zu richten.'

‚Der Durchschnittsschulbesucher versteht keine geschäftliche Präzision, kann nichts selbständig organisieren, keine Leute befehligen, weiß nicht, wie man sich Autorität verschafft und ahnt nichts von Selbstbeherrschung. Er hat seine eigenen Fähigkeiten nicht sondiert, ist immer überrascht und nicht imstande, selbständig zu denken. Die öffentlichen Schulen lehren eben jungen Männern alles — bloß nicht denken.'

Daß unsere Schulen nicht *denken* lehren, wird manchem als eine grobe Übertreibung erscheinen. Lehren sie nicht sogar *zu viel* denken? Was Stanley im Auge hat, ist eben das Gegenteil von *abstraktem* Denken. Es ist absolut wahr, daß wir nicht lernen, gerade das Alltägliche denkend zu durchdringen. Leben und Denken ist bei uns gespalten. Man beobachte z. B. nur, wie unbeschreiblich ungeschickt gebildete junge Männer etwa eine Verabredung

festsetzen, wie wenig Scharfsinn und Überlegung sie darauf verwenden, ein Sich-Verfehlen absolut auszuschließen! Wie wenig haben wir ferner gelernt, uns über unsere eigenen Fähigkeiten Rechenschaft abzulegen, andere richtig anzuleiten und ihre Fähigkeiten zu taxieren, ihre Charaktere richtig zu beurteilen und zu behandeln! Stanley erzählt uns einmal, wie sein Adoptivvater bei einem Spaziergange von ihm verlangt habe, er solle ihm sagen, welchen Beruf dieser oder jener der ihnen begegnenden Passanten betriebe. Auf den erstaunten Ausruf: ‚Das kann man doch nicht!' habe ihn dann der Vater darauf aufmerksam gemacht, daß man sehr wohl sein Auge für den Zusammenhang zwischen der Beschäftigung und dem äußeren Gesamtausdruck eines Menschen schärfen könne, und daß solche Augenschärfung große Bedeutung für jede Art von Menschenkenntnis habe. Dies ist eine weitere Illustration für das, was Stanley unter der realistischen Bildung versteht, die ihm in unserer ganzen Pädagogik so sehr vernachlässigt scheint. —

Was nun einige Einzelheiten aus Stanleys Lebensgang betrifft, so verlebte er seine Kindheit in einer Waisenanstalt. Das erste, was er von seiner Herkunft erfuhr, war die Mitteilung, daß er in einer Pappschachtel aus London gekommen sei — so kämen alle kleinen Babies an. In der Anstalt wurden die Kinder jahrelang durch einen grausamen Schulmeister halb tot geprügelt. Interessant ist, wie hoch Stanley den Einfluß einschätzt, den die Bekanntschaft mit der christlichen Religion, mit dem ‚Vater der Vaterlosen', inmitten der völligen Freudlosigkeit und Freundlosigkeit dieser Anstalt und trotz den elendesten Unterrichtsmethoden auf sein ganzes Leben gehabt hat. Wollte er darüber stillschweigen, sagt er, so würde ‚der wahre Schlüssel zu den Handlungen seines Lebens fehlen'. ‚Mein Glaube, daß ein Gott ist, der alles sieht, ist oft zwischen mich und das Böse getreten. Oft kam bei heftigen Versuchungen die Kraft über mich, zu sagen: „Nein, ich will nicht, es ist Sünde — Gott sieht mich." Für diese Kraft bin ich vor allem dankbar. Bloße Vernunft würde nicht genügt haben, um mich vor der Versuchung zu bewahren. Derselbe innere Warner hielt mich davon ab, häßliche Worte zu gebrauchen, meine Mitmenschen durch falsche Versprechen zu täuschen, sie allzu eilig ohne genügende Beweise zu verurteilen, Verleumdern Gehör zu geben und meinen Rachegelüsten zu folgen, er hat eine Natur besänftigt, die ohne seine stillen, liebevollen Ermahnungen viel schlechter geworden wäre, als sie wurde.'

Rührend ist folgendes Bekenntnis der Beziehungen des Waisenknaben zu seinem ‚himmlischen Vater': ‚Ich suchte meine Kameraden durch gute Werke zu überraschen, hatte jedoch bei diesen Bestrebungen manche Schmach zu erdulden, weil menschliche Wesen so gern bereit sind, die Absichten eines andern mißzudeuten. Ich stand um Mitternacht auf, um im geheimen mit meinem bösen Selbst zu ringen, legte, während meine Gefährten in süßer Ruhe schlummerten, auf den Knien liegend mein Herz entblößt vor die Füße dessen, der alle Dinge sieht, und gelobte, daß der nächste Tag Zeuge meiner aufrichtigen Besserung sein sollte, und daß ich keine Furcht mehr davor haben wollte, wenn man meine Bestrebungen, gut zu handeln, verspotten würde. Ich pflegte dann zu versprechen, daß ich ablassen wollte, mehr Essen zu

verlangen, und sogar, um zu zeigen, wie sehr ich den Magen und seine Leiden verachtete, eine von unseren drei Mahlzeiten an meine Nachbarn auszuteilen; mein halber Speckkloß sollte Ffoulkes gegeben werden, der an Gefräßigkeit litt, und wenn ich etwas besitzen würde, was den Neid eines andern erregte, so wollte ich es sogleich hergeben.'

Mit zwölf Jahren entfloh der Knabe aus der Anstalt, nach einer grausamen und ungerechten Mißhandlung, nachdem er in der Notwehr dem rasenden Lehrer einen derartigen Tritt vor den Magen versetzt hatte, daß derselbe ohnmächtig auf den Boden hinschlug. Stanley schreibt dazu sehr treffend: ‚Das war der Erfolg der Tyrannei — Knaben sind sonderbare Wesen, unschuldig wie Engel, stolz wie Fürsten, kühn wie Helden, eitel wie Pfauen, widerspenstig wie Esel, ausgelassen wie Füllen und reizbar wie junge Mädchen. Die knospende Vernunft ist noch zu jung und zart, um solche Wesen zu beherrschen. Viel läßt sich mit Güte erreichen, viel mit wohlwollender Gerechtigkeit — unverdiente Härte aber wirkt fast immer zerstörend.'

Nach verschiedenen Erlebnissen bei entfernten Verwandten, die kein Herz für ihn haben, verdingt sich der Dreizehnjährige auf einem Schooner, der nach New Orleans bestimmt ist. Nach vielen Mißhandlungen kommt er am Bestimmungsorte an und sucht nun nach Arbeit. In einem großen Lagerhof sieht er einen Herrn sitzen und fragt: ‚Do you need a boy?' Der Gefragte schaut ihn betroffen an. Ob ich einen Jungen brauche? Er war ein kinderloser Ehemann, der sich immer einen Jungen gewünscht hatte. Später hat er den Knaben adoptiert. Zunächst sagte er nur: ‚Male mir da die Ziffern auf die Kaffeesäcke!' Der Knabe tat es tadellos. ‚Famos, diesmal hat es keine Gefahr, daß mein Kaffee verloren geht.' Bald darauf war Stanley engagiert. Und nach etwa drei Jahren, in denen er immer mehr das Vertrauen seines Beschützers gewonnen hatte, trat dieser eines Tages mit der Eröffnung vor ihn hin, daß er ihn als Sohn adoptieren wolle: ‚Ehe ich alles völlig hatte ausdenken können, was seine Erklärung für mich in sich schloß, hatte er sich erhoben, mich bei der Hand ergriffen und mich zärtlich in seine Arme geschlossen. Meine Sinne schienen für ein paar Augenblicke durcheinander zu wirbeln, und schließlich brach ich, in übergewaltiger Erregung aufschluchzend, zusammen. Es war die einzige Zärtlichkeit, die mir je wiederfahren, so lange ich denken konnte, und — was die grausamste Mißhandlung nicht an mir hätte erzwingen können — unter der Einwirkung dieser einfachen Umarmung brach ich in stürmische Tränen aus.'

Was Stanley nun über die Pädagogik seines Adoptivvaters erzählt — wie derselbe seinen Jungen zu exakter Aussage und jeder Art von Rechtlichkeit anhielt und realistische Erziehung mit Gewissensbildung zu vereinigen suchte, das ist außerordentlich lesenswert. Hier kann nur folgendes beispielsweise erwähnt werden:

Als Mr. Stanley bei seinem Adoptivsohne eine Neigung zum Übertreiben bemerkt, sagt er ihm nur: ‚Weißt du, wenn eine Sache es wert ist, dargestellt zu werden, dann kann sie ebensogut richtig dargestellt werden! Die Phantasie eines Knaben ist hitzig, ich weiß wohl; wenn er sich aber erst

einmal daran gewöhnt hat, jede Angabe zu multiplizieren, so werden seine Berichte bald nichts anderes als Fabeln sein.'

‚Bisweilen', so heißt es an anderer Stelle, ‚pflegte er seinen Arm in den meinen zu legen, um seinen Gedanken über die Herrlichkeit der Jugend freien Ausdruck zu verleihen, wobei er sie in so lichten Farben malte, daß ich nicht lange brauchte, um von den höchsten Vorstellungen ihrer Schönheit und Würde erfüllt zu sein. Nach seiner Auffassung war sie nur eine kurze, festtägliche Frist, die zur Kräftigung der Muskeln, zum Sammeln der Blumen des Wissens und zum Pflücken der reiferen Früchte der Erkenntnis ausgenutzt werden müsse. Die Jugendzeit sei in der Tat nur dazu für mich da, um meine Knochen stark genug zu machen, daß sie das ihnen von den Anforderungen der Männlichkeit auferlegte Gewicht ertrügen, und eine geistige Reife zu erlangen, die zum Verständnis der Wagnisse und Unternehmungen nötig sei, die ich später durchzuführen gezwungen sein könnte. Meine Fähigkeiten im Kreise solcher Tölpel zu vergeuden, wie sie in den Bar-Räumen und Schnapswinkeln zusammenhockten, sei ungefähr ebenso verrückt, wie meine Adern zu öffnen und mein Lebensblut herausströmen zu lassen. „Jetzt ist es Zeit, dich für die weite Reise vorzubereiten, die du unternehmen willst. Du hast bei den Schiffen in den Docks gesehen, daß sie ihre Ladung an Bord nehmen, ehe sie auf die hohe See hinausgehen, wo man nichts mehr kaufen kann. Wenn der Kapitän seine Pflichten vernachlässigt, verhungert die Krew. Du bist jetzt noch im Dock; hast du alles zur Reise fertig? Sind alle Vorräte an Bord?"'

IV.

Wir überspringen hier eine lange Epoche reicher Erlebnisse — Tod des Vaters, Berufswechsel, Kriegserfahrungen. Wir sehen in Stanleys Seele das Bild des unbeugsamen Mannes reifen, des Charakters, der übereinstimmt mit sich selbst, der das, was er will, ganz will und keine Inkonsequenzen durchschlüpfen läßt. ‚Ich habe mir so ziemlich jedes Vergnügen versagt, nur um meine Pflicht gründlicher tun zu können. Ich bin nur insofern mein eigener Herr, als ich Herr über meine Wünsche und Leidenschaften bin . . . Meine Impulsivität hat noch etwas Knabenhaftes. Aber in bezug auf Überlegung bin ich ein Mann, und dann verwerfe ich die knabenhafte Handlungsweise und fasse einen neuen, festen Entschluß. Wie viele solcher Entschlüsse werden wohl noch für mich nötig sein, um nicht nur den Impuls, sondern auch die Wünsche zu bändigen, und jede Handlung den Ausfluß klarer Überlegung sein zu lassen? Bleibe ich doch immer noch ein Knabe, so lange ich meinem ersten Gedanken folge. Nur der Mann nimmt einen Gedanken auf und erwägt hin und her, ehe er handelt. So weit bin ich noch nicht. Aber nach vielen Kämpfen hoffe ich es dereinst zu werden. „Die Tage sollen reden, und viele Jahre gebären Weisheit."'

Es sei nur noch ein Kapitel kurz berichtet: Stanleys Eindrücke von Livingstone. Was da gesagt wird, das ist nicht nur für beide Männer gleich ehrenvoll, sondern auch von tieferem Interesse für die Beurteilung des Missionswesens. Livingstones Persönlichkeit und in ihr überhaupt der wahre christliche Charakter

in seiner ganzen wunderbaren Mischung von Hoheit, Feinheit und Stärke tritt uns gerade in dem Eindruck, den er auf Stanley gemacht hat, ganz besonders leuchtend entgegen.

Warum war Livingstone nicht rechtzeitig in sein Vaterland und zu seiner Familie zurückgekehrt, als er sich am Ende aller Mittel sah? Der Grund war: Er hatte einem sterbenden Freunde das Versprechen gegeben, die Frage nach den Quellen der Wasserfälle nördlich vom Tanganjika endgültig zu untersuchen. Durch zwei Jahre hindurch versuchte er, verfolgt von Fieber, Verrat und jeder Art von Mißgeschick, vergeblich, das Problem zu erhellen: Nur das eine, sein Versprechen halten oder zugrunde gehen, stand ihm vor Augen. ‚Wir, verweichlicht in Luxus, aufgefüttert mit den leckersten Speisen, gleichgültig für die edelsten Tugenden unserer Jugend, können geringschätzig solch „krankhafte" Ehrbegriffe belächeln. Aber dieser alternde Mann kommt über seine Skrupel nicht hinweg, er muß vorwärts.'

Das erste, was er Stanley nach dem Zusammentreffen erzählte und worauf er immer wieder zu sprechen kam, das waren die Beweise von menschlichem Mitgefühl, die er in diesen Jahren der Verlassenheit erhalten hatte. In einer ihrer ersten Unterredungen fragt Stanley ihn, ob es nicht besser sei, Tausende von Missionären zu senden, als einzelne verlorene Pioniere. Darauf antwortet Livingstone: ‚Christus ist der Grundstein der Religion, die sich heute über die Erde verbreitet hat. Dann kamen die zwölf Apostel. Dann die Gemeinden. Ich habe das Gefühl, ich sei ausgesandt, als erster in Zentralafrika Zeugnis abzulegen für die Welt Christi. Andere werden mir folgen, und nachher werden die Tausende kommen, von denen Sie sprechen. Ich werde sterben, ohne den Anbruch des Lichtes zu sehen. Aber das Licht wird kommen, muß kommen — die ganze Erde soll widerhallen von den ewigen Worten.'

Gegen das Missionärwesen sind schon viele billige Argumente gerichtet worden. Gerade angesichts des Lebens Livingstones hat man besonders deutlich das Bewußtsein: Solche Persönlichkeiten sind von einem tiefen Beruf der Sühne erfüllt, von dem Beruf, gerade dort, wo die sogenannten christlichen Rassen die größten Sünden und die schwersten Fehler begangen haben, das reine Bild des christlichen Opferlebens zu verwirklichen und damit im Sinne des agnus dei für fremde Schuld zu büßen und fremdes Unrecht wieder gut zu machen. ‚Sein ganzes Leben', so sagt in diesem Sinne Stanley, ‚war eine Befolgung der Bergpredigt Christi. Wie gleichgültig auch seine Freunde ihm gegenüber handelten, wie sehr seine Diener ihn verspotteten und vernachlässigten, ob auch Räuber ihm das Letzte nahmen, der Hunger ihn quälte, die tropischen Stürme ihn peitschten, Krankheiten aller Art ihn befielen — immer fühlte er sich in einem höheren Dienste, immer leuchtete auf seinem Antlitz das Licht einer andern Welt. Jeder Tag vertiefte meine Verehrung für ihn.'

Persönlichkeiten wie Livingstone legen uns auch die Frage nahe: Wie kommt es, daß man in solchen schwersten, einsamsten und entsagungsvollsten Opferleben niemals Freidenker findet, sondern daß es doch immer nur die Religion ist, die diese Art von größtem und für die Menschheit unentbehrlichstem Heroismus inspiriert? Ist es nicht doch

wahr, daß in Wirklichkeit in unserm modernen Leben nicht bloß ‚Weltanschauungen' gegeneinander kämpfen, sondern daß die Wortführer der Negation eben doch immer nur Theorien und Versprechungen bieten, während die christliche Propaganda ihre unsterbliche und weltüberwindende Kraft immer aufs neue von den lebendigen Blutzeugen Christi, von den verborgenen Heroen des Opfers, von den Seligkeiten der Umgewandelten erhält? Und sollten wir darum nicht auch die antichristliche Propaganda weit weniger tragisch nehmen, als es heute viele tun, welche die inwendigen Machtmittel dieser Bewegung, die doch mehr eine Bewegung der Zungen, als eine Bewegung der Willenskräfte ist, außerordentlich überschätzen?

Mit Recht hebt Stanley überhaupt hervor, es gehöre zur allgemeinen Überschätzung des Intellektuellen in unserer Zeit, daß man zu viel Wesens mache von denen, die redend und schreibend hervortreten, und sich zu wenig der vielen tapferen, geduldigen Seelen erinnere, die ihr Leben und ihre Liebe den Armen, Kranken, Verzweifelten hingeben oder das Licht des Christentums in dunklen Erdteilen verbreiten.

V.

Ergreifend ist in Stanleys Buche die Durchquerung des dunklen Kontinents geschildert. Das kann hier nicht wiederholt werden. Man höre nur einige Worte aus dem Bericht über den Zug durch den Urwald: ‚Außerhalb der Wälder war blendender Sonnenschein, aber unter dem ungeheuren Blätterdach herrschte feierliche Dämmerung und die feuchte Hitze eines türkischen Dampfbades. Ununterbrochen tropfte von den Bäumen ein tropischer Tauschauer. Von den Stämmen und Zweigen, den massigen Schlinggewächsen und schlanken Ranken rieselte die warme Feuchtigkeit und fiel wie ein Regen herab. Die nasse Erde hauchte die Dämpfe aus, die sich, wenn sie mit dem Blätterwerk zu unseren Häuptern in Berührung kamen, wie eine Dusche auf uns ergossen. Wie wir uns so durch den Lehm und Schlamm kämpften, transpirierten wir vom Kopf bis zum Fuß, und unsere Kleider wurden bald schwer vor Nässe, Schweiß und Dampf.' Es ist schwer für jemand, der nicht durch ähnliche Erfahrungen ging, den Aufwand von ‚Selbstbeherrschung zu verstehen, den man 15 Stunden des Tages in einer solchen Umgebung, wie die unsere war, nötig hat: — der Kampf zwischen menschlicher Veranlagung, Temperament, Vorurteil und Gewohnheit einerseits und Selbstzucht anderseits quält einen außerordentlich. Täglich umgaben uns die abstoßendsten Formen von Verkommenheit, und das beständige Grabesdunkel war wie eine endlose Predigt über Verfall und Sterben. Der Boden hauchte Todesatem aus, Insekten umschwärmten uns beständig und quälten uns mit Bissen und Stichen, die häufig infolge unserer Blutarmut zu Wunden und Geschwüren wurden . . .'

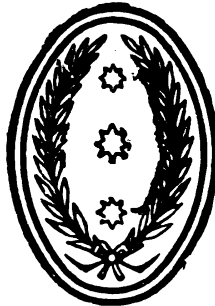
Gerade unter solchen unnennbaren Beschwerden, mitten in ratloser Not, erfuhr Stanley wieder, was die Religion bedeutet. Und es ist von hohem Wert, daß gerade ein so männlicher Mann offen dafür Zeugnis ablegt: ‚Die menschliche Gesellschaft erfreut sich des Schutzes, den das bewaffnete Gesetz ihr gewährt. Aber die, in denen der Glaube an Gott lebendig ist, die

fühlen sich ebenso sicher in der tiefsten Wildnis. Ein unsichtbarer guter Einfluß umgibt sie, zu dem sie flehen können in Ungemach — ein Einfluß, der edle Gedanken eingibt, Trost in Kummer — und Entschluß, wenn man vor Schwäche zusammenbrechen will. Ich selbst verstehe das ja nur unvollkommen, aber ich habe Glauben und Vertrauen. Ich weiß, daß, wenn ich gerufen habe, meine Bitte erhört und mir Kraft und Beistand gewährt wurde. Ich neige zur Vergeßlichkeit und zu Stolz, aber ich kann nicht vergessen, daß, wenn ein anklagender Gedanke vor meiner Seele auftauchte wie ein blankes Schwert, daß ich dann bereute und gehorchte. Ich kämpfte meinen Unglauben nieder und betete und wurde der Gnade teilhaftig, die mir Vertrauen und Heiterkeit wiedergab, zum Segen für mich und andere.'

Das sind Worte aus den Erfahrungen des Urwalds, wo der ‚Monismus' nichts mehr zu sagen weiß. Wo die Natur mit all ihren Realitäten am schrecklichsten auf den Menschen eindringt, da muß der Geist zu seiner ganzen Zielsicherheit und Stärke aufgerufen werden — da erst versteht man, daß der Mensch sich mit dem Schöpfer aller Dinge verbinden muß, wenn er nicht durch die Materie des Daseins erdrückt werden will.

Je mehr ein starker Mensch sich an die schwersten Aufgaben des Lebens herandrängt und mit den Urkräften des Lebens in sich und um sich ringt, je mehr unter dem Fieber und der Hochspannung solcher Lebensleistung alle tiefsten Kräfte geweckt und erzogen werden — um so mehr symbolische Bedeutung bekommt solch ein Leben, wird ein Gleichnis für das große Problem: Mensch und Leben — Geist und Natur — Wille und Schicksal.

Stanleys Lebensgang ist nicht nur eine afrikanische Episode; er ist ein Bild voll tiefer Anregungen für jeden, der tapfer durchs Leben gehen will.



Kleine Bausteine

Neues vom veristischen Musikdrama
Von Eugen Schmitz

Es steht heute wohl schon so ziemlich außer Zweifel, daß die Geschichte dereinst dem Verismo in der Wagner zunächst folgenden Entwicklungsepoche der Oper eine führende, vielleicht die führende Rolle zuzuerkennen haben wird. Als im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts nach den verblüffenden Erfolgen Mascagnis und Leoncavallos, die den Verismo als ‚Richtung' begründeten, infolge Überproduktion von Nachahmungen eine Ernüchterung eintrat und der sieggekrönten ‚Cavalleria' sowie ihrem nicht minder glücklichen Rivalen, dem ‚Bajazzo', auf dem neu entdeckten Gebiete eine künstlerische Niete nach der anderen folgte, da konnte man wohl glauben, die Mascagnitis mit all' ihren Seitenerscheinungen seien nichts weiter als ein vorübergehender, entwicklungsgeschichtlich belangloser Modetaumel gewesen. Allein nur zu bald wurde man eines anderen belehrt. Nicht nur, daß die zwei grundlegenden veristischen Opern allen gut gemeinten ästhetischen Protesten zum Trotz sich nach wie vor in der Gunst des gesetzgebenden Publikums hielten, nicht nur, daß noch vor der Wende des Jahrhunderts mit Giacomo Puccini ein alle früheren Erfolge noch übertrumpfender neuer veristischer Sieger in die Arena trat: auch als allgemein stilbestimmendes Moment gewann der Verismo für das Opernschaffen aller Nationen zusehends an Bedeutung. Denn gerade die erfolgreichsten Erscheinungen der modernen Oper stehen alle mehr oder weniger in seinem Bann. Dies gilt nicht nur von wohlüberlegten, ausgesprochenen Nachbildungen des Typus wie etwa Charpentiers ‚Louise' oder d'Alberts ‚Tiefland', sondern auch von äußerlich selbständigen Seitenerscheinungen. Eine der beliebtesten deutschen Opern der letzten fünfzehn Jahre z. B., Kienzls ‚Evangelimann', wäre ohne die veristischen Vorbilder wohl nie geschrieben worden: wie hätte auch ein vom sublimsten Bayreuther Mystizismus ausgehender junger Künstler von sich aus auf die Idee verfallen können, eine moderne Kriminalnovelle mit allem ernsten wie heiteren Realismus ihres Drum und Dran musikdramatisch zu bearbeiten. Und selbst der Generalissimus der modernen Opernkomponisten, Richard Strauß, hat sich in den Kraßheiten seiner ‚Salome' und ‚Elektra' als gelehriger Schüler seiner südländischen Rivalen gezeigt. — —

Historisch ist der Erfolg des Verismo zunächst als eine Art Opposition gegen den einseitigen Wagnerismus zu erklären. Man war der durch ein talentloses Epigonentum verwässerten Wagnerschen Mystik und Symbolistik müde und begrüßte darum die Realistik im Musikdrama als eine willkommene Abwechslung. Genauer besehen war sie aber mehr als das, bedeutete sie nicht so fast einen Gegensatz als vielmehr eine Ergänzung der Wagnerschen Kunst. Wagner hatte als Grundaufgabe aller Dramatik theoretisch

wie praktisch die Darstellung des ‚rein Menschlichen‘ verfolgt. Und zwar faßte er dieses ‚rein Menschliche‘ gewissermaßen in seiner abstrakten, für alle Zeiten gültigen Form, wie es im nationalen Mythus überliefert ist, auf. Es läßt sich aber auch noch anders, in mehr konkret-subjektivem Sinn, verstehen: als ‚unser‘ rein Menschliches, wie es in unserem gegenwärtigen Empfinden, in den Lebensäußerungen unserer Zeit sich ausdrückt, und eben dieses zu vermitteln, ist das Streben des Verismo, der also im Grunde genommen doch dasselbe Ziel, wenn auch von anderem Gesichtspunkte aus, ins Auge faßt. So wird es verständlich, warum neben dem andauernd wachsenden Welterfolg der Wagnerschen Kunst doch auch der so ganz gegensätzliche Verismo aufkommen konnte: die gleichzeitige Neigung des Publikums für beide Richtungen beruht nicht auf Gedankenlosigkeit, sondern hat ihre tief innere Begründung.

Die nach solchen Erwägungen außer Zweifel stehende große Bedeutung des Verismo für Gegenwart und Zukunft der modernen Oper gibt begründeten Anlaß, seine Entwicklung aufmerksam zu verfolgen, und sichert jeder Neuerscheinung auf seinem Gebiete von vornherein ganz besonders prinzipielles Interesse. Eine solche sensationelle Neuerscheinung war vor anderthalb Jahren Puccinis neueste Oper ‚La fanciulla del West‘ gewesen, doch wurden seither die auf diese Novität gesetzten Hoffnungen durch den Erfolg nicht gerechtfertigt. Dagegen hat im laufenden Jahr E. Wolf-Ferraris* ‚Der Schmuck der Madonna‘ (I giojelli della madonna) seit der Uraufführung an der Berliner Kurfürstenoper allenthalben solches Aufsehen erregt, daß man dieses Werk wohl als den jüngsten wirklichen ‚Treffer‘ auf veristischem Gebiet bezeichnen darf, der als solch bevorzugter Repräsentant seiner Gattung zugleich Antwort auf die Frage nach dem gegenwärtigen Stand der Entwicklung des musikdramatischen Verismo geben kann. —

Der Typus der italienischen Veristenoper, wie ihn Mascagnis ‚Cavalleria‘ ausprägte: textlich eine Reihe prägnanter leidenschaftlich bewegter Szenen, dem niederen Volksleben der Gegenwart oder doch einer nicht zu fernen Vergangenheit entnommen, ohne feinere psychologische Entwicklung, aber mit sinnfälligen dramatischen Effekten ausgestattet und mit einer nervenerschütternden Katastrophe abschließend, musikalisch teilweise wenig wählerische, aber frische Erfindung und sorglose Arbeit mit extremen Schwankungen zwischen zarten Lyrismen und brutalen, lärmenden Kraftemanationen — dieser Typus zeigte bereits in Leoncavallos ‚Bajazzo‘, dann mehr noch in den Opern Puccinis starke Modifikationen**, und Wolf-Ferraris neues Werk bedeutet in dieser Hinsicht einen weiteren Schritt der Entwicklung. Verbreiterung der Form, Steigerung der Mittel, Bereicherung und Vertiefung von Inhalt und Ausdruck sind kurz gesagt die Hauptergebnisse dieses entwicklungsgeschichtlichen Fortschreitens, ohne daß dadurch aber natürlich etwa der Grundtypus verwischt wäre. Im Gegenteil: Dieser ist gerade in Wolf-Ferraris ‚Schmuck der Madonna‘ wieder schärfer und markanter ausgeprägt als beispielsweise in irgend-

* Der Künstler war seither speziell als Komponist komischer Opern erfolgreich und hat als solcher bereits mehrmals im ‚Hochland‘ kritische Würdigung gefunden.

** Vgl. meinen Aufsatz über Puccini im ‚Hochland‘ Jahrg. 7, Heft 6.

einer Oper Puccinis. Das bringt schon die für das Sujet getroffene Wahl eines national italienischen Stoffes mit sich. —

Wolf-Ferrari hat als Abkömmling eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter gemischtes Blut in sich; daß er als Künstler viel stärker nach italienischer als nach deutscher Seite neigt, haben seine Kompositionen von Anfang an gezeigt, und der ‚Schmuck der Madonna' läßt es nun noch besonders auch aus dem Charakter der Dichtung ersehen. Der dichterische Plan und die ganze szenische Anlage des Werkes stammen nämlich vom Komponisten, der sich nur zur Versifizierung der Hilfe von zwei literarischen Mitarbeitern, C. Zangarini und E. Golisciani, versichert hat*. Die dramatische Idee aber als solche wie in den Einzelheiten ihrer Ausführung wurzelt so tief in italienischem Milieu und Empfinden, daß nur ein mit diesem nationalen Geist auch persönlich in intimer Berührung stehender Künstler darauf verfallen konnte. Es handelt sich um eine Episode aus dem neapolitanischen Volksleben. Rafaele, der Führer der Kamorra (der bekannten berüchtigten Räuberbande) wirbt um die Liebe der Maliella, die als Pflegekind im Haus der Mutter des jungen ehrsamen Schmieds Gennaro lebt. Gennaro, selbst in schwärmerischer Liebe zu dem Mädchen entbrannt, sucht vergeblich, dessen angeborenen Leichtsinn zu dämpfen und es einer geordneten Lebensbahn zuzuführen. Frech erklärt Maliella, daß einzig ein Mann von der Art Rafaeles nach ihrem Geschmack sei, ein Mann, der, zu jedem Opfer bereit, nichts scheue. Habe dieser doch sogar versprochen, falls sie es wünsche, ihr den prachtvollen Diamantschmuck der wundertätigen Madonnenstatue, die heute in festlicher Prozession durch die Straßen getragen wurde, zu rauben. Entsetzt prallt Gennaro, ein inbrünstiger Verehrer der Madonna, zurück; aber mehr und mehr gewinnt der furchtbare Gedanke Macht über ihn, daß er durch solche Tat den gefährlichen Nebenbuhler ausstechen könne. Mit fieberhafter Hast sucht er zuletzt seine Werkzeuge hervor und verschwindet. Unterdessen naht Rafaele mit seinen Kamorristen, bringt Maliella ein Ständchen und versichert sich aufs neue ihrer Liebe. Da kehrt Genarro zurück, — in der Hand den geraubten Madonnenschmuck. Nach Überwindung des ersten Schreckens über den nun wirklich begangenen Frevel beginnt Maliella die Kostbarkeiten anzulegen, nur von einem Gedanken beseelt: wenn mein Rafaele mich so königlich geschmückt sehen könnte! Von trunkenem Liebesbedürfnis überwältigt, sinkt sie, zuletzt ihrer Sinne kaum mehr mächtig, nieder ins Gras, und Gennaro zieht sie in stummer Begierde an sich. — In der Höhle der Kamorristen begeht Rafaele mit seinen Genossen eine wilde Freudenorgie: gilt es doch den Liebesbund mit Maliella zu feiern. Da naht diese selbst, das schreckliche Geständnis von der nächtlichen Szene und dem Raub des Madonnenschmucks auf den Lippen. Entsetzt wenden sich alle von ihr und dem ihr nachgeeilten Gennaro. Sie entflieht, von Rafaele verstoßen. Den Gennaro wollen die Kamorristen töten. Rafaele aber verbietet es: das sei ein Geächteter, ein Verfluchter, den niemand berühren dürfe. Alle entfernen sich, in größter Aufregung Gebete und Litaneien murmelnd. Gen-

* Die deutsche Übersetzung ist von Hans Liebstöckl. Ein Klavierauszug mit deutschem und ital. Text erschien bei J. Weinberger, Leipzig. Preis 18 M.

naro, allein zurückgeblieben, legt die von Maliella weggeworfenen Schmucksachen einer kleinen, in der Ecke stehenden Madonnastatue zu Füßen, und drückt sich dann in mystischer Glut langsam und inbrünstig ein Messer ins Herz. — —

Schon diese knappe Skizze des Inhalts zeigt, daß zunächst einmal die drei Hauptcharaktere der Handlung, Rafaele, Gennaro und Maliella durchaus italienischen Geblüts sind. Sie alle drei zeigen sich in ihrem ganzen Tun gelenkt von jener intensiv sinnlichen Leidenschaftlichkeit, wie sie nur unter der heißen Sonne des Südens gedeiht. Ein ganz spezieller, für das Sujet grundlegender Zug dieser südländischen Leidenschaftlichkeit ist aber ihre Verquickung mit religiösem Empfinden. Die ungeheuere Naivität des Italieners in diesem Punkt, derzufolge sich dort auch Diebe, Räuber und Mörder bei Ausübung ihres ehrenwerten Handwerks dem Schutz der Madonna oder irgend eines speziellen Heiligen empfehlen und wohl die schwersten Verbrechen begehen, aber sich oder einem andern nie eine direkte antireligiöse Handlung verzeihen würden, ist ja fast sprichwörtlich. Sie hat nun Wolf-Ferrari zum eigentlichen dramatischen Agens seiner Dichtung gemacht. Denn unter solchem Gesichtspunkt verstehen wir nun erst, welch' grauenvolle Untat der Madonnenraub, zu dem Gennaro sich durch seine unglückliche Liebe verleiten läßt, für ihn und seine Umgebung bedeutet, so daß selbst Rafaele und seine Verbrecherbande davor zurückschaudern. Wenn Rafaele der Maliella verspricht, er wolle ihr sogar den Schmuck der Madonna rauben, so ist das von ihm natürlich nur als eine scherzhafte Hyperbel zum Ausdruck seiner zu allem bereiten Liebe gemeint; darum ziehen er und seine Kumpane mit den Worten:

‚Wir sind ehrliche Leute,
Halten die schöne Madonna in Ehren
Es lebe Maria!‘

sich entsetzt von dem durch seine Tat geächteten Gennaro zurück. Auch Maliella, wenn sie dem Gennaro Rafaeles Versprechen des Madonnenraubes entgegenhält, tut dies nur im Sinne eines aufreizerischen Spottwortes, ohne im entferntesten an die Möglichkeit einer Ausführung zu denken. Daß Gennaro, der zudem noch als mystisch frommer Madonnenverehrer hingestellt wird, nun doch diese Ausführung unternimmt, ist ein Gradmesser für die ungeheure Leidenschaft, die ihn beherrscht, wie er drastischer nicht gedacht werden kann. Die Vereinigung dieser Leidenschaft mit seiner mystischen Schwärmerei läßt ihn bei Schilderung seiner Tat sogar vorübergehend sein Gewissen beruhigen:

Nein, die Madonna sie weiß, daß fromm mein Sinn ist . . .
Im Staube lag ich dort vor ihr, dort in der Kirche.
Dunkel war's. Maria aus ganzer Seele bat ich sie ohne Bangen,
Gnädig mir zu verzeihen, ob meines sündigen Liebeswahnes,
Mutter, sei mir Madonna, sei meiner Liebe gnädig!
Richte nicht streng, Madonna, was ich in Liebe verbrochen.
Und es verzieh Maria, ja, sie verzieh mir meinen schweren Frevel.

Um so heftiger kommt dann freilich, nachdem der erste Taumel vorbei ist, die Verzweiflung über ihn und drängt zur Sühne durch grausames Selbstopfer. — Es fehlt somit der Wolf-Ferrarischen Dichtung nicht an dem für

die veristische Oper herkömmlichen Spiel eruptiver Leidenschaften, doch sind diese so ausgesprochen in nationalen Charakteren bedingt, daß die Wirkung des Ganzen auf das internationale Publikum fast gefährdet erscheinen könnte, wenn es sich dabei nicht eben um ein durch seine orginelle Eigenart so gemeinbekanntes Moment, wie die groteske Art abergläubischer Religiosität des Italieners handelte. Die Tatsache der mächtigen Wirkung des Stückes findet aber noch eine weitere Erklärung in der sehr geschickten bühnentechnischen Ausführung des Sujets. ‚Die Italiener sind nun einmal Dramatiker von Gottes Gnaden . . . und wenn wir heute durch Wagners Genie auch das Sterbliche an der italienischen Dramatik erkannt haben, gegen die unverwüstliche Wucht ihres Szenenaufbaus können wir uns nicht verschließen, es wäre denn zu unserem Schaden.‘ Dieser sehr beherzigenswerte Ausspruch Theodor Kroyers (in Herders Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte für 1908) findet durch Wolf-Ferraris neue Oper, die auch hierin sich als durchaus italienische Schöpfung kennzeichnet, abermals Bestätigung. An sich ist die eigentliche Handlung im ‚Schmuck der Madonna‘ ziemlich knapp und eng begrenzt; in der Zeit der Mascagnitis hätte man daraus gewiß einen Einakter gemacht: heute sind aber bei den Veristen, wie schon angedeutet, breitere Formen beliebt, und so hat auch Wolf-Ferrari seinen Stoff durch Entwicklung das Drum und Dran zu einer abendfüllenden dreiaktigen Oper ausgebaut und zwar nicht etwa in rein äußerlicher, sondern in bühnentechnisch sehr geschickt berechneter Weise. Der eigentliche Kern der Handlung ist auf den zweiten Akt zusammengedrängt, der dadurch zu jenem engen Nebeneinander reichst bewegter Kontraste der Leidenschaften wird, das von jeher eines der intensivsten Wirkungsmittel der veristischen Oper war. Der erste Akt bringt lediglich die Exposition, der dritte die abschließende Katastrophe; im übrigen aber — und das ist nun der wohlgeglückte Kunstgriff des Autors — dienen diese Teile des Dramas einer breiten, abwechslungsreichen Milieuschilderung, die indessen nicht irgendwie aufgezwungen und nebensächlich, sondern als ganz naturgemäße Ergänzung der Haupthandlung wirkt. Und wie die Zeichnung der dramatischen Charaktere, so trägt naturgemäß auch diese Milieuschilderung durchaus national-italienisches Gepräge. Der erste Akt zeigt die Feier des großen Madonnenfestes mit denkbar reichster Entfaltung des farbenprächtigen neapolitanischen Straßenlebens; in diesen bewegten Hintergrund sind zunächst fast nur skizzenhaft episodisch die Anfänge der dramatischen Verwicklung verwoben. Der dritte Akt aber führt nun in ein ganz originelles Milieu: er läßt ein Fest in der Räuberhöhle der Kamorra erleben, das zuletzt in einer wild entfesselten Orgie nach der Art der ‚Apachentänze‘ gipfelt! Ein kecker Gedanke, der freilich in der Weise seiner Durchführung schon fast die Grenze ästhetischen Geschmacks überschreitet. ‚Der Tanz artet in zügellose Sinnlichkeit und Grausamkeit aus. Rafaele spornt, auf dem Tische stehend, die Tänzer mit einer Peitsche (!) an, während die Tänzerinnen nach und nach die Lichter verlöschen und ihre Kleider abwerfen. In der wachsenden Finsternis wird der Aufruhr der Leidenschaften zur Raserei getrieben.‘ — Mit diesen szenischen Vorschriften sehen wir auch Wolf-Ferrari einer im Wesen der veristischen

Oper begründeten ästhetischen Gefahr unterliegen: der Gefahr, in Schilderung krasser Einzelheiten zu weit zu gehen, und so gehört der ‚Apachentanz' in eine Kategorie mit der Folterszene aus ‚Tosca' und ähnlichen Situationen in anderen Pucciniopern. Die ‚Wirkung' auf das Publikum wird in solchen Fällen ja wohl selten ausbleiben, aber sie wird mehr zum Sinnenkitzel, als zum wirklichen künstlerischen Genuß neigen. Somit ist Wolf-Ferraris Werk leider auch von den negativen Seiten der modernen veristischen Entwicklung nicht ganz frei. Zu seiner Charakterisierung als markantes historisches Dokument trägt freilich auch das bei. — — —

Im übrigen zeigt die Art des Sujets und seiner Durchführung deutlich, daß nicht nur ein begabter und erfahrener Bühnenpraktiker, sondern auch ein scharfblickender Musiker dabei am Werke war. In der Tat ist der Stoff — was keineswegs von allen veristischen Sujets gilt — eminent ‚musikalisch'. Die bewegten, abwechslungsreichen Volksszenen und der alle Skalen des Empfindens von sublim religiöser Schwärmerei bis zur brutalsten leidenschaftlichen Sinnlichkeit durchlaufende psychische Untergrund des Dramas bieten der Vertonung vielseitigste und dankbarste Anknüpfungspunkte. Wolf-Ferrari hat sie mit raffiniertem Instinkt und überlegenem Können ausgenützt. Wie der dichterische, so ist auch der musikalische Stil seines Werkes kennzeichnend für das Niveau, das der Opernverismo zur Zeit erreicht hat. Zunächst einmal technisch. Die primitive Einfachheit der Mache, die Mascagnis ‚Cavalleria' aufwies, war schon im ‚Bajazzo' Leoncavallos sorgfältigerer, gefeilterer Arbeit gewichen, und Puccini hatte hierin, speziell im Anschluß an französische Vorbilder, einen weiteren Fortschritt gebracht. Ihm schließt sich im ‚Schmuck der Madonna' nun auch Wolf-Ferrari an, nur daß er dabei naturgemäß weniger von französischen wie von deutschen Vorbildern ausgeht. In der Tat kann man die nationale Doppelnatur des Komponisten im musikalischen Stil seines Werkes ziemlich deutlich dahin verfolgen, daß er in Geist und melodischer Erfindung seiner Musik vorwiegend Italiener, in der Handhabung der Technik dagegen Deutscher ist. Zunächst erscheint die pikante Kompliziertheit seiner Rhythmik als ein ausgesprochen deutscher Zug, denn auf rhythmischem Gebiet standen die Italiener seit den letzten anderthalb Jahrhunderten stets stark im Hintertreffen. Noch Puccini, der doch auch in dieser Beziehung schon viel vom Ausland gelernt hat, kommt z. B. vielfach über die seit Mascagni stereotype Synkopenführung der Begleitstimmen nicht hinaus. Wolf-Ferraris neue Partitur dagegen ergeht sich in einer nie gekünstelten, aber stets reich und abwechslungsvoll bewegten Rhythmik, die er zweifellos dem Studium deutscher Instrumentalmusik verdankt. In enger Beziehung dazu steht seine Behandlung des Orchesters, die ebenfalls alle stereotypen Harmoniefüllungen vermeidet und durch reichere Bewegung der Mittelstimmen gelegentlich der Polyphonie zustrebt. In der Charakteristik der orchestralen Farbengebung zeigt sich Wolf-Ferrari sogar ganz deutlich beeinflußt von Richard Strauß, dem er zwar nicht bis an die äußerste Grenze seiner kakophonen Kühnheiten folgt, aber doch nicht nur so manche eigenartige klangliche Einzelwendung, sondern vor allem auch die mühelose Handhabung des riesenhaften instrumentalen Gesamtapparats

verdankt, so daß auch die leiseste dramatische Nuance ihren Reflex in der orchestralen Klangwelt findet. Und wieder im engsten Zusammenhang damit steht die Art der Harmonik. Auch als Harmoniker sind die Veristen anfangs nicht sonderlich originell gewesen, bis auch hier Puccini mit Entschiedenheit neue Wege eingeschlagen hat, die freilich in seinem letzten Werk der ‚Fanciulla del West‘ bereits zu einer gewissen Manieriertheit in der einseitigen Verwendung einzelner komplizierter Dissonanzbildungen geführt hat. Einen einfachen Dreiklang kennt da Puccini schon kaum mehr, es muß immer ein übermäßiger oder sonstwie alterierter sein; desgleichen darf kaum je ein Septimenakkord ohne irgend welche chromatische Rückung oder dergl. durchgehen; dadurch erhält die Tonsprache in jenem Werk etwas unangenehm Geschraubtes, Unnatürliches. Anders im ‚Schmuck der Madonna‘. Auch hier ist die Harmonik teilweise sehr kompliziert, aber nie ‚gesucht‘, sondern stets natürlich sich aus dem musikalischen Gesamtstil ergebend. Übrigens gehen wir wohl kaum fehl, wenn wir auch in diesem Fall Richard Strauß als Wolf-Ferraris Vorbild annehmen. Speziell gewisse Eigentümlichkeiten wie die gleichzeitige Verwendung verschiedener Tonarten möchten wir auf diese Quelle zurückführen. Ein sehr charakteristisches Beispiel hiefür findet sich in den Volksszenen des ersten Aktes, wo die über die Bühne marschierende ‚Banda‘ (Musikkapelle) in Es-dur spielt, während das Orchester mit e-moll-Harmonien über einem C-Orgelpunkt begleitet. Hier zwei Probetakte dieser merkwürdigen Stelle:

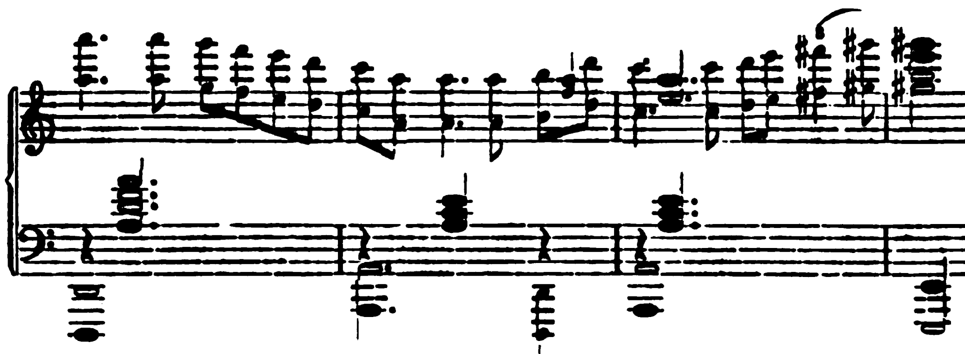
Banda.

Orchester.

zum Zeichen, mit welcher Geschicklichkeit unser Künstler solche Probleme meistert. Dabei wirkt das Ganze durchaus natürlich infolge seiner dramatischen Motivierung: Das wirre Durcheinander des Straßenlärms erscheint gewissermaßen auf eine musikalische Formel gebracht. Im übrigen zeigt gerade in den Massenszenen Wolf-Ferrari keineswegs immer so sorgsame musikalische Arbeit; das führt uns auf die Frage nach seiner Chorbehandlung. Der Chor spielt in der Partitur des ‚Schmucks der Madonna‘ eine ungemein große Rolle; ohne Übertreibung kann man sagen, daß chorische Partien fast zwei Drittel der ganzen Musik ausmachen. Die Vorliebe für musikalische Massenszenen hat die italienische Oper von den Franzosen übernommen. Unter

den modernen Veristen ist nach den verhältnismäßig noch bescheidenen Anfängen Mascagnis und Leoncavallos wohl Nicola Spinelli mit seiner Ende der neunziger Jahre, vorübergehend auch in Deutschland erfolgreichen Oper ‚A basso porto‘ (— ebenfalls einem neapolitanischen Kamorristenstück! —) der erste gewesen, der dieses Ausdrucksmittel erfolgreich gesteigert hat. Puccini hat in der Weihnachtsmarktszene der ‚Boheme‘ ein weiteres berühmtes Beispiel geliefert; vor allem aber ist seine ‚Fanciulla del West‘ sehr reich an Momenten dieser Art und in dieser Hinsicht ein merkwürdiges Seitenstück zum ‚Schmuck der Madonna‘. Da die beiden Werke so ziemlich gleichzeitig entstanden sind, kann von einer gegenseitigen Einwirkung kaum die Rede sein. Um so beachtenswerter ist ihre diesbezügliche Übereinstimmung, die zeigt, wie entwicklungsgeschichtliche Parallelen auch ganz unabhängig voneinander entstehen können. Denn nicht nur in der Bevorzugung, sondern auch in der stilistischen Anlage der Massenszenen verfolgen beide Komponisten ähnliche Wege. Hier hat nämlich Wolf-Ferrari seine ‚deutsche Gründlichkeit‘ der Mache teilweise fast ganz zugunsten des theatralischen al fresco-Stils der italienischen Veristen aufgegeben. Seitenlang finden sich in Gruppen der Chorpartien überhaupt keine Noten mehr aufgezeichnet, sondern nur Schlangenlinien mit Bemerkungen wie: Geschrei, Gejohle, Murmeln, leises Beten und dergleichen; es ist also an Stelle der musikalischen die rein realistische Wirkung getreten. Als konsequente Verfolgung der veristischen Tendenzen auch in der Technik hat das ja schließlich seine Berechtigung, wiewohl es, zu reichlich angewandt, eine störende stilistische Vergröberung des Ausdrucks ergibt. Übrigens enthält daneben doch auch der chorische Teil des ‚Schmuck der Madonna‘ wieder Momente sorgfältigerer Arbeit, die Wolf-Ferrari als den auch in der Handhabung kontrapunktischer Ensemblekunst wohlerfahrenen Meister zeigen. —

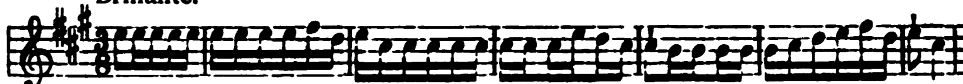
Die italienische Natur des Komponisten, die also in den technischen Dingen seiner Arbeit fast ganz zurückgetreten ist, kommt dagegen herrschend zum Durchbruch im ‚Inhalt‘ seiner Musik, d. h. im musikalischen Empfinden und Erfinden. Speziell als Melodiker erscheint Wolf-Ferrari als ausgesprochener Italiener, und die große Rolle, die die ‚Melodie‘, d. h. die geschlossene Kantilene, in seiner Partitur spielt, ist eines ihrer wichtigsten Stilmerkmale. Es war ja überhaupt ein wesentliches Verdienst der italienischen Veristen, die von Wagner und seiner Schule zugunsten dramatischer Deklamatorik zurückgedrängte geschlossene melodische Linie in der Oper wieder zu Ehren gebracht zu haben, und wieder ist hier Puccini als der Meister zu nennen, der in der Vereinbarung solch geschlossener Melodik mit den Erfordernissen des dramatischen Fortschreitens der Handlung die glücklichste Hand gezeigt hat. Wolf-Ferrari eifert ihm darin mit Glück nach; mit scharfem Blick weiß er jeden Moment des Textes auszunützen, der irgendwie eine Entfaltung der Kantilene möglich macht und bringt dadurch in seine Musik, ohne der dramatischen Deutlichkeit Eintrag zu tun, wirksamste Ausdrucksbereicherung. Dabei ist die Sprache Wolf-Ferraris in diesen Melodien meist eine durchaus individuelle und originelle. Es ist eine Ausnahme, wenn in dem Duett Gennaros mit seiner Mutter im ersten Akt eine Stelle wie:



noch ausgesprochen an den Stil Mascagnis und der Anfänge des Verismo erinnert. In der Regel verliert sich der Komponist kaum aus seiner eigenen feineren Ausdruckssphäre. Dabei stehen ihm alle Nuancen, die die Dichtung fordert, zu Gebote. Zwei kontrastierende Momente speziell geben den Grundton ab: einmal die echt südländische übermütige Lebensfreude, dann im Gegensatz dazu der Geist mystischer religiöser Schwärmerei, wie er sich in der Art des geschilderten abergläubischen Madonnenkults ausspricht. Im Zeichen der Lebensfreude stehen außer den Volksszenen speziell die musikalischen Charakterbilder der wilden Maliella und ihres Liebhabers Rafaele sowie seiner Kamorristen. Gleich Maliellas erste Kanzone:



trifft den Ton leichtfertigen, ausgelassenen Übermutes mit größter Prägnanz, desgleichen das schwungvolle Thema Rafaeles und der Kamorristen:

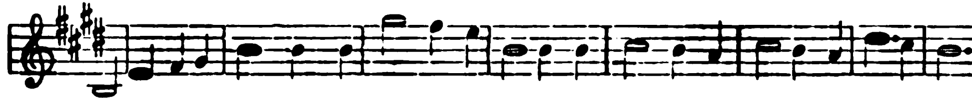


in dem etwas ‚Carmen'blut pulsiert. Mehr nach Seite graziöser Empfindsamkeit zeigt sich die gleiche Ausdruckswelt dann in dem Ständchen geneigt, das Rafaele im zweiten Akt seiner Geliebten bringt:

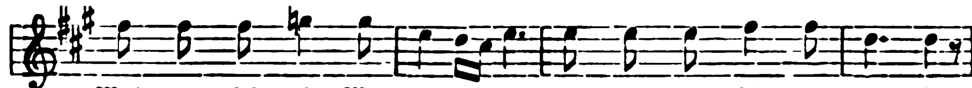


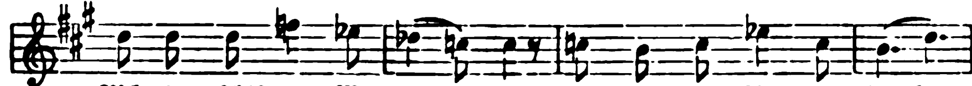
Diese Nummer ist übrigens auch zu einem instrumentalen Vorspiel des dritten Aktes verarbeitet und hat in dieser Form bei den bisherigen Aufführungen durch die einschmeichelnde Kantilene, die pikante Rhythmik und die äußerst klangfeine Instrumentation stets ganz besonderen Beifall gefunden. Manchmal verwendet bei ähnlichen Situationen Wolf-Ferrari auch original

italienische Volksmelodien, doch stets nur andeutungsweise und in selbständiger Verarbeitung. — Einen wirkungsvollen Kontrast bildet dann, wie erwähnt, die zweite Ausdruckssphäre der Musik: das Religiöse und Mystische. Auch hier hat der Komponist in den Prozessionsszenen des ersten Akts mit Glück volkstümliche Töne angeschlagen, z. B.:



Bedeutender aber noch ist seine Erfindung, wo es gilt, Gennaros mystische Schwärmerei zu charakterisieren. So atmet namentlich die letzte Szene des zweiten Akts z. B. in der oben textlich teilweise zitierten Erzählung von der Ausführung des Schmuckraubes und dem Flehen um Verzeihung:





eine inbrünstige Glut des Ausdrucks, die zu den tiefsten Eindrücken des Werks zählt. Auch die Schlußkatastrophe, Gennaros Selbstmord vor dem Madonnenbild, erhält durch ähnliche Töne eine die Kraßheit des äußeren Vorgangs mildernde mystische Verklärung.

* * *

Es ist nicht Zweck dieses Aufsatzes, eine künstlerische Einführung in Wolf-Ferraris neue Oper zu bieten, sondern es kam nur darauf an, die prinzipiellen Momente als Stichproben für den derzeitigen Entwicklungsstandpunkt des musikdramatischen Verismo hervorzuheben. Das dabei gewonnene Bild ist der Hauptsache nach ein durchaus erfreuliches. Der ‚Schmuck der Madonna‘ zeigt zwar, daß die veristische Oper sich nach wie vor vor der in ihrem Wesen begründeten Gefahr krasser Übertreibungen zu hüten hat, daß sie aber doch auch aus den gegebenen Möglichkeiten technischer Vervollkommnung und innerer Vertiefung bereits in reichem Maße Gewinn zu ziehen wußte. Erwartungsvoller denn je darf man darum nach dieser neuesten Stilprobe dem weiteren Werden des Genres entgegensehen. — Übrigens kommt eben die Kunde von einem abermaligen Erfolg auf gleichem Gebiet. Alfred Kaisers musikalisches Schauspiel ‚Stella maris‘, ebenfalls eine neue Veristenoper, ist nach starkem Premierenerfolg für die kommende Wintersaison von einer Reihe der bedeutendsten Bühnen zur Aufführung angenommen worden. Vielleicht bietet sich bald Gelegenheit, auch auf dieses Werk an dieser Stelle zu sprechen zu kommen.

Kritik

Von neuen Romanen
Von Johannes Eckardt

In einer kleinen Broschüre ‚Gustav Frenssen, sein Leben und sein Schaffen‘ hat Hanns Martin Elster* neben feinen, kritisch streng bewertenden Erkenntnissen auch die Tatsache erwiesen, daß Gustav Frenssen mit ‚Peter Moors Fahrt nach Südwest‘ (1907) in eine neue Entwicklung seiner künstlerischen Persönlichkeit trat; ‚Hilligenlei‘ ist der Schlußstein der ersten Periode des Künstlers Frenssen, jener Periode, in der das Persönliche des Innenmenschen Frenssens, das mit vielen seiner Zeitgenossen zusammenklang, sich offenbarte. Mit ‚Peter Moors Fahrt nach Südwest‘ beginnt der objektive Künstler Frenssen zu wachsen: ‚Hier ist schon die echte, selbstvergessene Hingabe des Dichters an das Schicksal des anderen, an das Erlebnis des anderen, das vollständige Aufgehen in einer neuen Welt, das Widerstrahlen des Glückes der inneren Ruhe und das Ausleben der Visionen, die nacheinander in großen Bildern, im Rahmen der Aufgabe in des Dichters Seele aufwachsen und in Worte, in Anschauungen umgegossen werden.‘ Und auf diesem Wege finden wir dann die Linie über ‚Klaus Hinrich Baas‘ (1909) zu der Erzählung ‚Der Untergang der Anna Hollmann‘ (1911).** Aber gerade das letzte Werk Gustav Frenssens rückt nahe an das Schaffen seiner ersten Periode: ein tief religiöses Problem gibt den starken Untergrund. Gustav Frenssen unterstreicht es immer wieder; lapidar drängt es sich anfangs auf: ‚Gerechtigkeit muß sein auf der Welt! Gerechtigkeit muß sein‘ (S. 18); und sein Held steht bald als einer da, der ‚bloß ein bißchen hitziger auf Recht und Ordnung ist als wir‘ (S. 25); diesem Jan Guldt muß das Alter ‚ernst-gütig und mit großem Nachdruck‘ sagen: ‚Du mußt noch lernen, genau hinzusehen, mein Sohn, wie die Welt ist. Sieh, es gibt drei davon: eine in unserm Kopf, die uns gehört, und eine draußen um uns, die den Menschen gehört, und eine, noch wieder ganz andere, die Gott gehört. Du denkst und lebst nur die deine; du mußt mehr auf die beiden andern achten!‘ (S. 28.) In diesem auf e i n e n Punkt gerichteten Fanatismus des Rechtsgefühles kann Jan Guldt nicht erfassen, daß Gott die schlechten Menschen ruhig leben lasse, die Guten oft so schwer züchtige; es ist ein weiter innerlicher Weg zu denken (Gustav Frenssen ließ ihn nicht miterleben), bis diese heiße Natur, die aus ihrem getäuschten Gerechtigkeitssinne heraus zu einer ‚Verachtung‘ Gottes kam, ‚nach seiner Türe (in einer Fiebervision) spie‘ (S. 143), zu der resignierten Konstatierung kommt: ‚Ich hielt von Natur auf Gerechtigkeit, Treue, Ordnung, und das mit heißem Herzen, und meinte, alle Menschen wären so, oder könnten und müßten so werden, und meinte, Gott passe auf diese Art, wie eine ordentliche Bauernfrau auf ihre Leute und auf die Töpfe in ihrer Küche. Aber ich mußte erfahren, daß die Menschen ihren eigenen Weg gehen, und Gott sie laufen läßt. Das zu sehen und zu begreifen, wurde mir sehr schwer, ja unmöglich.‘ (S. 190.) So sehr man die fanatische Tendenz im Charakter Jan Guldts begreift, so überrascht ist man aber von seiner endlichen Resignation. Die Guldts hatten Schreckliches von den Hollmanns zu leiden gehabt; Jans Großvater und Vater mußten elend sterben,

* Gustav Frenssen. Sein Leben und sein Schaffen. Ein Versuch von Hanns Martin Elster. Rudolf Eichler, Leipzig 1912. 79 S. 1 Mk.

** Gustav Frenssen, Der Untergang der Anna Hollmann. Erzählung. G. Grote, Berlin 1911. 198 S. 2 Mk.

weil diese Ausbeuter, Sklavenhändler die unbrauchbarsten Schiffe, die schlechteste Nahrung ihren Leuten gaben; so wuchs der angeborene Gerechtigkeitssinn in Jan Guldt zum Hasse gegen die Hollmanns; er wollte aber Böses mit Gutem vergelten, den jungen Hollmann, der mit am Schiffe ist, von der Schlechtigkeit seiner Verwandten überzeugen und ihn bewegen, reformierend einzugreifen. Das war auf der letzten Fahrt der Anna Hollmann; das Schiff geht aber unter. Jan Guldt kann es nicht glauben; er und der junge Hollmann wollen ja eine gute Tat tun; wie kann Gott da das Schiff vernichten? Und als Gott die Anna Hollmann dennoch zertrümmert, verliert Jan Guldt alles Bewußtsein; diese furchtbare Enttäuschung löscht in ihm jede Erinnerung aus; er allein wird gerettet; er weiß aber nichts mehr vom Schiffe, von seiner Vorgeschichte; er kennt nicht einmal seinen Namen mehr. Auf fremdem Schiffe segelt er weiter in die Welt, bis ein Zufall seine verschütteten Erinnerungen aufdeckt; mit wehmütiger Resignation sucht er daheim die alten Stätten, sein treues Lieb, das er einmal in unbegründeter Eifersucht verlassen hatte, auf und zieht wieder hinaus auf die Meere, in den Tod.

Es ist schade, daß diese inhaltsschwere Erzählung unausgeschöpft blieb. Gustav Frenssen hat sie gut exponiert; er hat ihr eine so stark bewegte Richtung gegeben, daß man die Einstellung des Jan Guldt-Charakters auf e i n e n Punkt erst bedauert, als in der Weiterentwicklung Momente eintreten, die Ereignissen gleichkommen, nicht aber aus dem Helden wachsen; gerade die vollständige Umkehr Jan Guldts zum Verzichte, der Bruch seiner harten Unbeugsamkeit in weiche Ergebung, bleiben unmotiviert; Gustav Frenssen berichtet sie uns; wir erleben sie aber nicht. So ist der Hauptteil des Werkes eine berechnete Mache des Autors; es mag sein, daß ihr ein tatsächliches Ereignis zugrunde liegt; eine kleine Bemerkung auf Seite 162 läßt dies vermuten; aber der Dichter müßte den rohen Stoff mit seiner Zusammenhänge ahnenden Phantasie gesteigert haben, um ihn zu einem Kunstwerke zu erhöhen. Diese echte Dichtergabe scheint Gustav Frenssen überhaupt zu fehlen; man merkt ihm immer das Gequälte an; es ist bei ihm häufig, daß man einen ähnlichen peinlichen Eindruck wie bei einem tiefen Baritonisten, der ein hohes Tenorlied singen will, bekommt. Diese Gequältheit zeigt sich in der Darstellung und in der Sprache um so stärker; hier wird sie zur Manier, der das natürlich Ursprüngliche mangelt. Man merkt deutlich: hier muß ein gewisses Ritardando den letzten Atem zurückhalten; oder dort muß langsam das Tempo der Sätze sich steigern oder in Synkopen sich skizzieren; man wird auch zugeben, daß Gustav Frenssen meistens das Richtige traf. Aber man bringt den Eindruck nicht los: all das ist mit wohl erwogener Berechnung so gemacht; alles ist vorher bedacht und darnach geformt; nichts ist aus innerem Impulse so geworden; und deshalb konnte trotz des schärfsten gedanklichen Raffinements der Stil nicht innerlich einheitlich werden. Gefällt er sich mitunter an impressionistischer Kürze, dann wieder an ruhiger, epischer Breite, so kann er ebenso sich in das Gewand des Altersstiles Goethes stecken. Die sprachliche Formung hat denselben Charakter; stellenweise empört ein geradezu schreckliches Deutsch; dann wieder eine unnatürliche Sucht, es ohne Grund anders zu machen, als es die meisten machten; zwecklose Worte neu zu prägen, Modi-Konstruktionen umzustoßen, Wortendungen zu verändern, — kurz, nicht mit dem Herzblute zu schaffen, sondern mit den Gedanken zu schreiben. Ob der in Gustav Frenssen immer noch schlummernde Künstler nicht schließlich an Verfettung erstickt, — das ist leider auch nach der ‚Anna Hollmann' die sorgende Frage. —

‚Gott gehorchen, allein mit der Liebe . . . Einen Orden gründen von Männern, die den Armen wie den Reichen den Abfall vom Gelde predigen. . . . Die weltlichen Frommen aller Länder aneinanderschließen. — Unabhängig von Menschen und Par-

teien in anständiger Armut leben, ist möglich. Bis zu dem Tage, an dem es keine Unterdrückten mehr geben wird und der Mensch in der großen Einheit aller sich als Gast der Erde fühlt, deren unglücklicher Herr und Sklave er vordem war, bis zu diesem Tage sind Kirche und Freie Schule, die Gewalt der Fürsten, das Parlament und der Masse auf der Straße nur die Zeichen, in denen das allen eingepflanzte Verlangen nach dem höchsten Gut sich äußert. Auf der Erde ein einziges seelisches Reich, — das ist es, was kommen wird.'

Diese Sätze schreibt Karl Fleming* in sein Tagebuch; der Held des Romans ‚Kamerad Fleming' von Alfons Paquet. In ihnen offenbart sich die nach Gott gerichtete Tendenz des Werkes; ein religiöser, starker Unterton klingt rein aus dem verwirrenden Tummel der Geschehnisse in diesem Buche; die Richtung des Ganzen veranlaßt uns, mit allem Nachdrucke auf Alfons Paquet hinzuweisen; umsomehr, als sein Roman nicht nur den religiös gestimmten Mann, sondern auch den feinen Künstler zeigt. Es wäre bei dem Stoffe des Buches Gelegenheit gewesen, sensationell mit krassen Farben zu zeichnen. Alfons Paquet vermeidet das; nicht aus Berechnung, sondern aus innerer Veranlagung, aus einem abgetönten Stimmungszauber, der seine Seele erfüllt; er sucht den inneren Weg seines Ichs; auch dort, wo Aufstand, Straßenrevolte und Hetzrede Tagestriumphe feiern. Karl Fleming geht nach Paris in der Zeit der Ferrer-Umtriebe, läßt sich selbst für die Aufständischen aus einem die tieferen Gründe der Sache mißkennenden Idealismus gewinnen; er durchschaut bald das Getriebe der berechnenden Macher, sagt sich los von ihnen, wird deshalb den Führern verdächtigt und heimlich erschossen. Dieser Schluß der Geschehnisse mag im ersten Augenblicke als ein Fehler des Romans gelten, als ein gewaltsames Ende abgelehnt werden. Wer aber von Anfang an die innere Tendenz des Werkes nacherlebte, die Entwicklung des Helden zu den Ideen, dem ‚reinen Gedanken des Sozialismus', mitmachte, der wird in dem Augenblicke, wo sich aus Karl Fleming die angeführten Erkenntnisse formulieren, wissen, daß der Roman mit diesem Höhenpunkte geistiger Reife seinen vollen Abschluß vor dem Ausgang der eigentlichen Geschichte fand. Alfons Paquet mag vielen ein Neuer sein; es muß daher gesagt werden, daß sein erfahrener Blick, seine gefestigte, tief fundierte Weltanschauung ebenso aufzuhorchen zwingen, wie seine poesiedurchwobene Darstellungskunst, die sich bis in die feinsten Stimmungsnuancen verästeln kann. Der deutsche Idealismus meldet sich in Alfons Paquet wieder zu Wort; nicht jener versonnene, weltabgewandte, verstiegene, der Realität fremde Phantastensinn, sondern der aus der Scholle gewachsene, dem man den Erdgeruch noch anmerkt. Gerade diese Zuversicht läßt von Alfons Paquet noch Großes erwarten; sie wurde durch sein letztes Buch** bestärkt; im neuen Osten, im China der Gegenwart, sucht ‚Li' das Wesen einer uns fremden und doch nahen Welt zu fixieren. Es ist nicht ein Reisebuch gewöhnlicher Sorte; hinter den ideellen, geistigen Gehalt muß der Tatsachenbericht treten; er selbst ist nicht trocken erzählt; die Kraft des Dichters, in allem das Schöne, das Poetische, das Charakteristische zu sehen, erhöht den bloßen Bericht zu einer fesselnden Erlebnisstärke, die sich dauernd einprägt; wer sich dem Buche ganz hingibt, kann z. B. die weiten Strecken Rußlands mit einer Intensität nach ihrem Stimmungsgehalte erfassen, die kein noch so minutiöser Erzähler geben kann. Und dabei interessiert an Alfons Paquet immer mehr sein Auseinandersetzen mit religiösen Fragen, vor allem sein Überdenken des Christentums. Wir haben ganz besondere Veranlassung, Sätze wie die folgenden vor die Leser zu stellen: ‚Einer tiefen Durchgeistigung und Festigung

* Alfons Paquet, Kamerad Fleming. Roman. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1911. 280 S. 3 Mk.

** Alfons Paquet, Li oder Im neuen Osten. Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1912, 318 S. 3.50 Mk.

wird das Christentum bedürfen, um auf dem Schauplatze der geistigen Kämpfe, die die Welt noch erschüttern werden, mit überlegener Größe der starken, feindlichen Macht zu begegnen, die sich in den Dienst des ruhenden Gottes mit den geschlossenen Augen gestellt hat.' Im Anschlusse an die Missionstätigkeit: ,Ohne einen hohen Aufschwung in Europa selbst wird das Christentum niemals das von nur wenigen seiner großen Männer klar erkannte Ziel erreichen, durch seine Lehre der Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit die Völker miteinander zu verbinden.'

Wie peinlich muß neben diesem geklärten Denker und Dichter ein Phraseur wirken, der auch in Weltanschauungsfragen sprechen möchte, Hermann Burte!* Das Pseudonym kann dem ,Ewigen Deutschen' nicht einmal pikanten Reiz geben; man interessiert sich nicht für den Autor, dem das sexuelle ,Erlebnis' des Weibes das Um und Auf menschlicher Seligkeit zu sein scheint; das Buch könnte die Masse mit seinen abgegriffenen Durchschnittsweisheiten erobern, wenn es nicht so unsagbar unbeholfen und langweilig geschrieben wäre. Wenn Burte den Rembrandt-Deutschen in kurzer Wiedergeburt — der Titel des Werkes, das Pseudonym deuten darauf hin — erstehen lassen wollte, so scheint mir das ein Frevel an Julius Langbehn, dessen Vermächtnis mit Hermann Burtes ,Wiltfeber' nicht einmal genannt werden dürfte. Es ist möglich, daß Hermann Burte noch Kunstwerke schenkt; vielleicht ist er auch ein fesselnder Denker; aber im ,Wiltfeber' ist seine neue Weisheit alt und die alte Erkenntnis nicht einmal neu formuliert; da lese ich doch lieber die belehrenden ,Kunstwart'-Artikelchen selbst und verzichte auf das Drumherum einer belanglosen Liebesgeschichte, deren heimatliche Färbung Frisur, aber nicht innere Notwendigkeit wie z. B. bei Hans Schrott-Fiechtl ist.

Dieser herbe Tiroler kräftigt einen, wenn man der Luft jenes dekadenten Reckenposeurs entflieht. Er ist durch und durch gesund; vielleicht kommt ihm das mitunter zu stark zum Bewußtsein. Er ist ein kühner Draufgänger, biegt sich seine Stoffe und die Charaktere seiner Gestalten nach einem Ziele, das oft nicht im Bereiche dichterischer Bedeutung liegt. Wenn er im ,Herrgottslupfer'** den finanziellen Zusammenbruch eines preußischen Kapitalisten darstellt, der der österreichischen Bergbauernwirtschaft durch die modernen landwirtschaftlichen Errungenschaften und die schroffe Schneidigkeit seiner preußischen Beamten aufhelfen will, so ist das ein Thema, das wohl sachlich, aber nicht dichterisch auszuschöpfen ist. Hans Schrott-Fiechtl scheint das selbst empfunden zu haben; er hatte den Roman im ersten Abdruck ,Bäume ohne Schatten' genannt und in der Buchausgabe den ,Hergottslupfer'; als wollte er nun den Fürbringer Loisl, der dem preußischen Herrn das Geldspekulieren abguckte, vorschieben; tatsächlich gelang es ihm nicht; und es wäre auch bedeutungslos; denn auch die Geschichte des Lofererbauern ,mit der zackigen Nas', bei dem der Herrgott die Lippen vergessen', ist traurig, aber nicht tragisch im Sinne des Kunstwerkes. Hans Schrott-Fiechtl sagt selbst in einem Briefe: ,Ich will mit diesem Buche nicht so sehr belehren, sondern nur an der Hand von unleugbaren Tatsachen was aufzeigen. Mir geht es drum, zu erweisen an einem praktischen Beispiel aus dem Leben, das die Heraufentwicklung unseres Bergbauern einfach nit mit einem Geldbeutel zu machen ist, weils ganz und gar Missionsarbeit ist . . . Endlich will ich Fragen berühren, die die Leut' zum Nachdenken bringen sollen. Der Einbruch des Materialismus in ein Dorf und tausend andere Ding.' Gerade die Nebenthemen hätte er in den Vordergrund stellen und ausreifen lassen sollen. Der Gegensatz zwischen den Bergbauern und den preußischen Landwirtschaftsdoktoren, nach der Charakterseite,

---

* Hermann Burte, Wiltfeber. der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. G. K. Sarasin, Leipzig 1912, 352 S. 4 M.

** Hans Schrott-Fiechtl, Der Herrgottslupfer. Roman aus den österreichischen Vorlanden. Erich Hecht, Berlin 1911, 385 S. 3 Mk.

den sachlichen Erfahrungen, selbst nach den konfessionellen Gesichtspunkten, hätte aus dem Stoffe zu einer künstlerischen Materie wachsen können. Hans Schrott-Fiechtl blieb zu stark in dem Tatsächlichen stecken, das er ja einem wirklichen Vorfalle nachschuf; er trug den Stoff nicht lange genug mit sich herum; er ließ ihn zu wenig in sich ausreifen; deshalb kamen die Nebenthemen zu kurz; wenn plötzlich die Bauern zu trinken anfangen, über die Behörden, den Pfarrer schimpfen, so ist diese Revolution im Dorfe für den Leser eine Überraschung, aber nicht die Folge einer Entwicklung. Endlich muß der Dichter überhaupt nur mehr erzählen; vor uns wird nichts mehr lebendig; ein Satz wie der: ‚Er fühlt sich als Wirtschafter, als geistiger Führer und Gründer der ganzen großen Sach', und das gießt ihm immer mehr Stolz und Überhebung ein, denn das hätt' er sicher selber nit glauben könmen, daß er wahrhaftig so gescheit wär' . . . wie er ist', so ein Satz schreit ja nach reeller Vergegenständlichung im Rahmen des Ganzen. Ähnlich ist's in Hans Schrott-Fiechtls kürzlich erschienenem Roman* ‚Die Herzensfliderin'; auch da fehlt die Durchdenkung des Problems; das Tiroler Dirndl, das alle gebrochenen Herzen flicken kann, ist kein Mensch mehr; an ihm ist alles edel und gut und schön; solche primitive Einseitigkeit ist bei einem Dichter, der sichtlich stark im Erdboden wurzelt, nur die Folge einer konstruierenden Eile, die ihm das wachsende, ruhige, langsame Aufkeimen ersetzen soll. Hans Schrott-Fiechtl sollte sich merken, daß sein wahrer Satz ‚In der Bauernschaft trifft's auf fünf Jahr immerlings nur ein gutes' auch für den Künstler gilt. Warten, sich nicht überstürzen! Besonders wenn man die Qualitäten eines Hans Schrott-Fiechtl hat. Seine Bauerngestalten sind in den markanten Linien vorzüglich geformt; bis in die kleinste Eigenheit charakterisiert er sie, meist mit einem leichten ironischen Lächeln dazu. Und wie der Tiroler Poet in der Seele der Berge daheim ist, mit ihrer Natur vertraut wurde! Was könnte Hans Schrott-Fiechtl Großes aus sich reifen lassen! Die leichte dialektische Färbung seiner Sprache gibt dem Ganzen den heimatlichen Duft, ohne hierin zu weit zu gehen.

Wie eine Idylle mutet gegen die bewegte Geschichte des ‚Herrgottlupfers' die Nachtwächtererzählung** von Richard Knies ‚Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen' an. Der alte katholische Nachtwächter bekommt eine Aushilfe, einen protestantischen zweiten Nachtwächter; der sagt im Sprüchlein nicht ‚lobet Maria'; das gibt einen erhitzten Kampf im Dorfe; endlich legt sich alles bei: Wenn der katholische Nachtwächter die Runde hat, sagt er zum Ersatz der vorigen Woche zweimal ‚lobet Maria'. Ein kleiner Stoff, der eine Erzählung ausfüllt; der bedeutend werden kann, wenn er auf sich die Charaktere der Dorfleute typisch auslösend zu konzentrieren weiß. Richard Knies schuf darin ein achtunggebietendes Meisterstück; man muß darauf hinweisen, wie er den Konflikt aus den Charakteren der beiden Nachtwächter auftrotzen läßt, ihn nicht nur an die beiden heranbringt und so ein lebendiges Dorfdrama formt. Daß er mit leichter Ironie zu dieser Auswirkung konfessioneller Gegensätze lächelt, darf man ihm doch nicht verübeln. Auch er schmückt seine Darstellung mit rheinhessischer Farbe und erreicht dadurch eine persönlichere Note im ganzen. Sein Stil muß noch eine naturalistische Manier abstreifen: die Sachlichkeit und Gegenständlichkeit in ein Extrem zu steigern, das unkünstlerisch wirken muß, weil es unbegründet ist. Jedenfalls darf man Richard Knies nicht aus dem Auge verlieren. —

‚Es war einmal ein Bischof.' Mit einem so sensationellen Titel hat Adam Müller-

* Hans Schrott-Fiechtl, Die Herzensfliderin. Ein Tiroler Roman. Erich Hecht, Berlin 1912. 316 S. 3 Mk.

** Richard Knies, ‚Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen . . .', Eine Erzählung aus Rheinhessen. A. W. Mecklenburg, Berlin 1911. 149 S. 1 M.

Guttenbrunn* einen neuen Roman hinausgeschickt. Bischof Rudigier von Linz hatte es ihm angetan; dieser nackensteife Vorarlberger war ein Hofkaplan in Wien und Religionslehrer des Kaisers Franz Joseph und seiner Brüder; im Jahre 1852 wurde er Bischof in Linz; im oberösterreichischen Landtage verteidigte er mit eiserner Energie die Rechte der Kirche gegen den erstarkenden Liberalismus. In der Zeit des Konkordatssturmes schrieb er am 7. September 1868 einen Hirtenbrief, in dem er die neuen Gesetze der Regierung in Sachen der Ehe und Schule als nicht verpflichtend erklärte; das gab natürlich einen Sturm in Österreich; der Bischof wurde zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt, vom Kaiser aber begnadigt. In dem Kampfe des österreichischen Liberalismus gegen die katholische Kirche bildet diese Rudigiergeschichte einen Höhepunkt; es wäre wohl möglich, sie in diesem Sinne bei einer künstlerischen Darstellung dieses Streites zu verwerten. Adam Müller-Guttenbrunn nahm die Sache sehr leicht; er griff das sensationell Wirkende der Ereignisse heraus und erzählte sie so, wie sie der gewandte Reporter im Wiener Judenblatt erzählt haben mag. Von einem Aufdecken innerer Triebkräfte, seelischer Evolutionen im Bischof ist ebenso wenig die Rede, wie vom Gestalten der wirklichen Gründe des Konfliktes zwischen Staat und Kirche. In der billigen Tagebuchform wird das Ganze mit Episoden über eine informierende Konversationslexikonsnotiz erweitert; diese Tagebuchform läßt noch die Gelegenheit offen, eine unsagbar fade, sinnliche, weinerliche, gepuderte Liebesgeschichte in den Vordergrund zu stellen, die wohl den Tagebuchschreiber, aber nicht im geringsten den Bischof etwas angeht. Von irgend einer Komposition ist natürlich gar keine Rede, und es ist mehr als geschmacklos, wenn Richard von Kralik in der ‚Wiener Abendpost' (27. Juni 1912) von ‚einem neuen Heimatbuche' spricht, wieder einmal ‚einen vollen epischen Zug, etwas Homerisches (!) — natürlich linzerisch Homerisches (!!)' entdeckt.

Mit Adam Müller-Guttenbrunns Roman kamen wir in die Reihe der mehr oder weniger angenehmen Unterhaltungslektüre. Von den uns vorliegenden Büchern reihen wir ihm einen konventionell gemachten, nur inhaltlich seines Verlegermilieus wegen interessanten Roman von Dora Duncker** an, ‚Bergeholz Söhne'; ebenso das gut geschriebene Buch ‚Sieg' von Hanns von Zobeltitz***, das von 1870/71 in nicht besonders aufregender Darstellung aus eigener Erfahrung zu schildern weiß. Auch dem ‚Kampf der weißen und der roten Rose', einer Familiengeschichte†, die hoch und niedrig gegeneinander bringt usw. (man weiß ja, wie das in den ‚Romanen' geht), kann ich keinen Wert beimessen; das Buch ist zudem so konventionell, schleuderhaft geschrieben, so primitiv gemacht, so zufallsschwanger und so unsagbar langweilig, daß ich ernstlich vor einem Rätsel stehe, nicht begreife, wie ein Thomas Mann dem Buche eine Werbefahne vorantragen konnte.

Ein Joseph Ponten†† hat ‚eine Komödie der Liebeshemmungen' als Roman ‚Peter Justus' geschrieben; es erübrigt sich, irgendwie auf das Buch einzugehen.

Pontens Buch gegenüber gewinnt sogar noch die an und für sich bedeutungslose Jugendgeschichte Felix Holländers†††, eine Bedeutung; sie unterhält wenigstens behaglich, wenn man Zeit dazu haben kann; sie regt nicht auf; sie schlummert ein; das empfiehlt sie vielleicht manchem.

* Adam Müller-Guttenbrunn, Es war einmal ein Bischof . . . Roman. L. Staackmann Leipzig 1912. 334 S. 4 Mk.

** Dora Duncker, Bergeholz Söhne. Roman. Gebr. Paetel, Berlin 1912. 318 S. 5 Mk.

*** Hans von Zobeltitz, Sieg. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin, 1912. 317 S. 4 Mk.

† Georg Hirschfeld, Der Kampf der weißen und der roten Rose. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1912. 408 S. 4 Mk.

†† Joseph Ponten, Peter Justus. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1912.

††† Felix Holländer, Unser Haus. Ein Buch. Erich Reiß, Berlin 1911. 342 S.

Hochland-Echo

Lektüre und persönliches Gewissen

Unsere Zeit hat einen großen und starken Glauben an die bildende und geistbelebende Macht des Buches. Es gilt daher als in hohem Maße volksfreundlich, dem Volke viele und mühelose Gelegenheit zu schaffen, damit es sich durch reichliches Lesen bilde, d. h. Kenntnisse und Eindrücke aus Büchern in sich aufnehme. Auch auf katholischer Seite hat dieser Glaube, der aber leicht zum Aberglauben wird, im Hinblick auf die Hebung des literarischen Lebens zahlreiche Anhänger gefunden. Es sind dementsprechend auch Anstrengungen gemacht worden, um bei dem Wettbewerb um die Volksgunst durch Gründung von Volksbibliotheken nicht hinter der Zeit zurückzubleiben und so nicht abermals den Vorwurf zu verdienen, ein Bildungsdefizit beim katholischen Volksteil mitverschuldet zu haben. Wir sind weit entfernt, diese Bestrebungen zu tadeln, aber wir gehören auch nicht zu denen, die das Heil von ihnen erwarten. Wahre Geistesbildung und schöpferisches Denken werden nicht durch Lesen an sich und noch weniger durch vieles Lesen gefördert. Ja, das leidenschaftliche Lesen kann geradezu den Tod aller schöpferischen Fähigkeiten herbeiführen. Mag es daher auch noch so zeitgemäß sein, für ausgiebige Gelegenheit zu sorgen, damit das Volk ohne Opfer und Mühe *viel* lesen könne, bei weitem zeitgemäßer und wichtiger ist, dafür Sorge zu tragen, daß das Volk *richtig* lesen lerne, daß es verstehe, wie das Lesen eine Kunst ist und wie von dem Gelesenen nur dasjenige lebendigen Bildungswert hat, was dazu beiträgt, die eigenen Lebenserfahrungen zu bestätigen, zu klären, zu deuten und zugleich für künftige größere Erfahrungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Denn was bedeutet alles Wissen, wenn es nicht vom Leben befruchtet, bestätigt, ergänzt und durchdrungen wird, wenn es sozusagen ein isoliertes Dasein in unserm Kopfe führt und nur aus intellektueller Neugier erworben wurde.

Bei der Auswahl eines Buches wie auch bei der Aneignung seines Inhaltes soll nicht bloß der Kopf, sondern der ganze Charakter des Lesenden mitentscheiden. Mehr als die Empfehlung oder Warnung von außen, ist das persönliche Gewissen diejenige Instanz, der die Entscheidung über den moralischen Wert oder Unwert eines Buches für den Leser zukommt. Der Umgang mit Büchern ist von dem Umgang mit Menschen nicht wesentlich verschieden; die Regeln, die hier gelten, sind auch dort am Platz. Aber während wir unsern Umgang mit Menschen im allgemeinen ziemlich gut mit unserm Wesen und Charakter in Einklang zu bringen verstehen, versagt uns die Klugheit nur allzuhäufig ihren Dienst im Umgang mit Büchern. Denn hier, wo der instinktiv wirkende Eindruck des Körperlichen hinwegfällt, kommt alles darauf an, die Sprache des Geistes zu verstehen und schon aus wenigem herauszuhören, wes Geistes Kind zu uns spricht. Und doch gibt es keine Fähigkeit, deren wir in unsern Tagen, da das Buch zu einer Weltmacht geworden

ist, dringlicher bedürften als dieser! Es bleibt nur die Frage, wie man sie den Lesern beibringe, da sie doch im Grunde mit Selbsterkenntnis und Lebenserfahrung aufs innigste zusammenhängt, Dingen, die man bekanntlich nicht von andern erlernen, sondern nur durch eigene Bemühung erwerben kann.

Für eine solche Erziehung der Leser könnte vielleicht eine kürzlich in Belgien getroffene Einrichtung Bedeutung gewinnen, wenn die damit gegebenen Anregungen nur richtig aufgenommen und mit der gleichen praktischen Klugheit und Weitherzigkeit weitergebildet werden. Das Volksbibliothekwesen im allgemeinen und die Einrichtung katholischer Volksbüchereien im besondern waren in Belgien bis vor kurzem ziemlich vernachlässigt worden. Um so erfreulicher ist es daher, daß sich vor einigen Jahren in der alten Universitätsstadt Löwen eine Aktiengesellschaft Bibliothèque choisie gebildet hat, die das Muster einer großartig organisierten katholischen Volksbibliothek zu werden scheint. Der 1911 in zweiter Auflage erschienene Katalog über die ausleihbaren Bücherschätze umfaßt nicht weniger als 1000 Seiten in Großoktav und zeigt eine durchaus planvolle und moderne Anlage. Daß man sich bei einer so ausgedehnten Sammlung nicht nur auf Werke von katholischen Autoren beschränken konnte, leuchtet ohne weiteres ein. Denn wo sollten diese meist dem neuzeitlichen Schrifttum angehörenden Bücher alle herkommen, selbst dann, wenn man, wie hier, auch fremdsprachliche Literaturen mit heranziehen könnte? Für uns, die wir von jeher die Meinung vertreten haben, daß eine auch in erster Linie für Katholiken gedachte Bücherei sich unmöglich nur auf Werke von katholischen Autoren einrichten könne, eine Behauptung und Forderung, die bekanntlich in dem letzten sogenannten Literaturstreit von den Wienern mit Selbstüberhebung besprochen worden ist, für uns — so betonen wir — liegt hier keine prinzipiell beachtenswerte Neuerung vor. Wir haben uns von jeher, bei aller Sorge für Glaube und Sitte, stets gegen eine derartige geistige Inzucht ausgesprochen und können uns nun höchstens darüber freuen, wie auch in dieser Frage die ruhig und stetig wirkende Gewalt der Tatsachen und die aus aller gründlich betriebenen Praxis sich stets unfehlbar ergebende Erkenntnis des Richtigen und Notwendigen selbst Widerstrebende letzten Ends dahin führt, wo das Leben und die Vorsehung sie haben wollen.

Die von den Gründern der Bibliothèque choisie aufgestellten Grundsätze sind nicht mehr als vernünftig. Sie erklären, daß sie weit entfernt seien, alle in dem Katalog aufgeführten Bücher zu empfehlen. Es seien darunter solche, die sie nur dulden, ‚weil wir unsere Leser nicht veranlassen wollen, sich an gewissen andern Orten das zu verschaffen, was sie zu lesen berechtigt und vielleicht gezwungen sind.‘ Als der ‚erste Grundsatz‘ der Bibliothek wird ‚der Appell an das persönliche Gewissen‘ hingestellt. Dann heißt es in der Einleitung zum Katalog über die Bibliothekspraxis wörtlich:

‚Ohne dem Leser jemals ausgesprochen schlechte Werke zu bieten, macht sie ihn durch geeignete Zeichen da aufmerksam, wo er sich gestoßen fühlen könnte. Es ist eines jeden eigene Sache, sich zu kennen, um Rat zu fragen, den Vorschriften unserer Geschäftsordnung nachzukommen und mit Bedacht das zu wählen, was für ihn paßt. Man braucht nur vernünftig zu sein, um bei uns auch das zarteste Empfinden vor

jeder Verletzung zu bewahren. Wer unklug ist und auf Abenteuer ausgeht, hat die Folgen nur sich selber zuzuschreiben.'

Die erwähnten Zeichen sind: J für Bücher, die für die Jugend in Betracht kommen, und R (reserviert) und RR (doppelt reserviert) für solche Bücher, die — wir wollen es einmal in unserer Weise ausdrücken — nicht das zweideutige Lob einer völligen Unschädlichkeit verdienen. Denn nachdem ‚ausgesprochen schlechte Bücher', wie billig, nicht aufgenommen werden, kann es sich bei R- und RR-Büchern doch nur um solche handeln, die relativ schlecht sind, d. h. in religiöser oder in moralischer Beziehung schädlich auf den Leser wirken, je nach den Voraussetzungen, mit denen er an sie herantritt. Der ‚Appell an das persönliche Gewissen' an Stelle der sonst für unerläßlich gehaltenen äußeren Bevormundung ist ein Fortschritt, dessen Tragweite für die Erziehung zu moralischer Selbständigkeit man nicht leicht überschätzen wird.

Mit diesem Gedanken sind wir bei der richtigen Perspektive angelangt, unter der es sich verlohnt, einige erläuternde Bemerkungen hier wiederzugeben, mit denen P. Overmans S. J. in den ‚Stimmen aus Maria Laach' (7. Heft 1912) das Programm der Bibliothèque choisie begleitet. War es doch gerade in den ‚Stimmen', wo man vor Jahren dieselben von uns vorgetragenen Anschauungen recht ungnädig aufnahm. Ein Meminisse iuvat kann nicht schaden.

Noch bevor P. Overmans den Grundgedanken der Bibliothek dargelegt hat, betont er, worin sich bei diesem ‚durch das Urteil der berufensten Autoritäten' als berechtigt erklärten Unternehmen die Leiter ‚vor allem' klar waren:

„. . . Vor allem war es den Leitern des Unternehmens klar, daß sie nicht bloß darauf sehen durften, ob ein Buch religiös und sittlich unbedenklich sei. Damit hätten sie sich von vornherein dem Vorwurf ausgesetzt, den man so oft mit Unrecht unserem hochverdienten Borromäusverein gemacht hat: er stehe ganz außerhalb des neuzeitlichen Bildungswesens, weil es ihm nicht eigentlich um Vermittlung von Bildungsgütern, sondern um den Schutz der katholischen Religion zu tun sei. Abgesehen davon, daß die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche schon an sich ein unermeßlicher Schatz echter Bildung ist, widerspricht es durchaus der kirchlichen Auffassung, die weltlichen Kulturgüter den breiten Volksmassen vorenthalten zu wollen. Wahre Nächstenliebe fühlt sich immer gedrängt, möglichst viele mit allem zu beglücken, was das Menschenleben wirklich erhöhen und bereichern kann.'

Die ‚Kölnische Volkszeitung' (Nr. 758 vom 28. August 1912), die diese und ähnliche Ausführungen ebenfalls wiedergibt, bemerkt dazu, sie würden ‚teilweise mit Überraschung' gelesen werden. Das ist auch noch in einem anderen Sinn der Fall, als die ‚Kölnische Volkszeitung' meint. Denn man fragt sich unwillkürlich: Warum konnte ein Gedanke, der heute an jener Stelle als richtig gilt und somit Aussicht auf allgemeine Anerkennung hat, nicht schon vor zehn und mehr Jahren als richtig gelten? Warum mußten damals seine Vertreter als laue, zweifelhafte und ‚moderne' Katholiken behandelt werden? Indem wir diese Frage stellen, sind wir weit entfernt, nunmehr um die Erlaubnis zu einem ‚Triumph aus voller Brust' zu bitten. Wir möchten nur eine Lehre der Geschichte nicht wirkungslos verloren gehen lassen; so manche Vorkommnisse aus allerjüngster Zeit beweisen, daß wir sie noch brauchen können. — Aber hören wir noch weiter:

‚Der Zweck der Bibliothek ergab natürlich ohne weiteres die bare Unmöglichkeit, nur katholische Werke zu berücksichtigen. Selbst die für die Volksbibliotheken unseres Borromäusvereins gewählte und ihren Zielen durchaus entsprechende Formel, „daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht", mußte für die Bibliothèque choisie zu eng erscheinen. Denn es ist leider nicht wahr, daß wir die ganze Bildung, auf die wir ein Recht haben, in den Werken finden, die nirgends zu den Forderungen unserer Religion in Gegensatz treten. Freilich wäre es ein Verstoß gegen das Sittengesetz und deshalb im Grunde auch mit wahrer Bildung unvereinbar, wenn jemand eine Schrift läse, der sein Glaube oder seine Tugend nicht gewachsen ist. Aber bekanntlich zeigt die Widerstandskraft gegen derartige Gefahren von Mensch zu Mensch die größte Verschiedenheit. Eine Volksbibliothek ist nicht verpflichtet, ein Buch, das vielen nützt, deshalb nicht anzuschaffen, weil es vielen anderen schadet.'

Auch P. Overmans findet, daß ‚hier mit Recht' das ‚persönliche Gewissen' angerufen werde, dessen Schärfung ja heutzutage um so wichtiger sei, als äußere Schutzmittel die verderblichen Geistesströmungen weniger als je fern zu halten vermögen. Und — o qualis mutatio! — was man früher nur schüchtern mit vielen Wenn und Aber auch zu sagen wagte — hier steht es:

‚Beispielsweise haben Dramatiker wie Henry Bernstein, Geijermans, Ibsen, Maeterlinck, oder Erzähler von der Art eines Balzac oder Maupassant oder Anatole France gewiß nicht einwandfrei geschrieben. Aber ihre Werke sind ein bedeutender Ausschnitt aus dem Wissen und Können unserer Zeit; sie sind mindestens nicht alle ausgesprochen schlecht, und soweit sie das nicht sind, haben sie in der Bibliothèque choisie ihren Platz.'

So weit wären wir also! Nun heißt es bloß, im ersten Eifer nicht glauben, daß von möglichster Förderung der Lesegelegenheit ein besonderes Heil für literarische und andere Kultur zu erwarten sei. Lesen ist recht, nur muß man auch recht lesen, und hier erzieherisch zu wirken, wird noch für lange eine besondere Aufgabe der katholischen Kritiker sein. Erst mit den richtigen Bibliotheken wird ja das Feld zur Arbeit wirklich frei werden.

Als die belgischen Katholiken ihren Bibliothekplan verwirklicht hatten, erhielten sie ein Billigungsschreiben des Kardinals Mercier. Hier ist es:

‚Sie haben Ihr Werk nicht auf einen bestimmten Kreis von sozial, politisch oder religiös gleich gerichteten Personen beschränkt. Sie haben das große Publikum ins Auge gefaßt, das Volk mit all seinen verschiedenen Ständen und Vorurteilen, seiner ungleichen geistigen Entwicklung, seinen mannigfachen und wechselnden Ansprüchen. Das hieß fast absichtlich die Schwierigkeiten der Organisation häufen. Aber das war auch der einzige Weg, den Sie einschlagen konnten, wenn Sie Erfolg haben wollten. Um Ihren Zweck zu erreichen, mußten Sie im Entwurf des Werkes, in seiner Geschäftsordnung und sogar in der Auswahl der Bücher, die Ihren Lesern geboten werden sollten, einen freien Blick bekunden. Katholizismus ist gleichbedeutend mit Weite des Geistes, und die sehr bestimmten Pflichten der Ehrfurcht vor der dogmatischen Wahrheit und vor der sittlichen Kultur des einzelnen sowie die aus diesen Pflichten naturgemäß folgende besondere Vorsicht in der Leitung lassen sich mit den berechtigten Forderungen der allgemeinen Bildung vollkommen vereinigen. Man sucht dem Publikum vorzuspiegeln, daß in katholischem Geist gegründete Bibliotheken nicht so gediegen und interessant und nicht so gut eingerichtet sein könnten wie die andern. Wenn es darauf ankäme, bewiese Ihr Werk, daß dieser Schluß irrig ist.'

M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Probleme des Katholikentages.

Wenn man in gegnerischen Blättern nachliest, denen daran liegt, die so eindrucksvollen Kundgebungen der deutschen Katholikentage auf ein Minimum von Bedeutung herabzudrücken, so begegnet man immer wieder dem Vorwurf: Diese Veranstaltungen hätten nichts zu tun mit allen den geistbewegenden Fragen und ungelösten Problemen, von denen die Gegenwart erfüllt ist. Auf solchen Tagungen erscheine alles ganz klar und glatt und einfach; da werde auf jegliches Kommando eingeschwenkt wie auf einer preußischen Wachtparade, und die Beifallsstürme setzten so prompt ein wie elektrische Klingelzeichen, wenn der Redner nur auf den Knopf des rechten Schlagwortes gedrückt habe. Leider fehlten auch nicht ganz die Freunde des Katholikentags, die sich an ähnlichen Redensarten berauschen; und so sah sich gerade der Vorsitzende der jüngsten Aachener Tagung veranlaßt, in seiner Schlußansprache gegen solche vorgekommenen Mißdeutungen Einspruch zu erheben. Aus der immer wieder zutage tretenden einmütigen Begeisterung für die gemeinsamen Ideale aller deutschen Katholiken kann nicht der Fehlschluß gezogen werden, als gäbe es für sie neben der Einheit im Notwendigen nicht mehr die Freiheit im Zweifelhaften, als täuschten sie sich selbst hinweg über gar manche vielumstrittenen Probleme, die noch der Lösung harren und nur durch selbsttätige, hingebungsvolle Arbeit und redliches Durchkämpfen gelöst werden können.

Solchen Verschleierungen sollte ganz gewiß nicht Vorschub geleistet werden, wenn der Aachener Katholikentag die Betonung der Einheit und Einigkeit sich zur besonderen Parole erhoben hat. Das Dasein der strittigen Fragen und der verschiedenen Meinungen wurde ausdrücklich und vielerorts anerkannt; aber nicht minder war man sich über die Unmöglichkeit einig, sie hier und jetzt durch rednerische Kundgebungen und Massenbeschlüsse zu lösen. Wenn man sich ihrer immer wieder mit ausdrücklichen Worten oder unmißverständlichen Andeutungen erinnerte, so geschah es nur, um gerade angesichts ihrer sich des festen Vorsatzes um so mehr bewußt zu werden, daß durch alle solche Meinungsverschiedenheiten die Einheit und Einigkeit nicht gestört werden darf; zumal da nicht, wo sie zur gemeinsamen Durchsetzung der großen positiven Aufgaben ganz unerläßlich ist, vor allem zur vollen Verwirklichung der drei großen Ziele, die von Porsch als ein Testament Windthorsts formuliert werden: Freiheit der Kirche, Freiheit des Unterrichts und der christlichen Erziehung, Abhilfe der sozialen Frage auf dem Boden des Christentums.

Neben der Mahnung zur Einigkeit war der Aufruf zur Aktivität ein Leitgedanke der Aachener Tagung. Gegenüber dem drohenden Umsturz auf religiösem, sittlichem und sozialem Gebiet kann nur die positive Anspannung aller helfenden Kräfte die Oberhand behalten, der erhaltende, verstärkende und fortschrittliche Ausbau aller jener Leistungsfähigkeiten, die gerade im katholischen Volke so reich und unerschöpflich vorhanden sind und vielfach noch der vollen Hebung und Auswertung harren. In diesem Sinne forderte man den Wegfall der letzten, ungerechten Ausnahmegesetze, die noch einer freien Betätigung aller Organisationsformen der katholischen Kirche im Wege stehen; im gleichen Sinne erging in der eindrucksvollen Schulversammlung der Appell zur Beherzigung des ganzen Ernstes, der in dem Wort ‚Christliche Schule' liegt, und dem mit der nur gesetzlichen Sicherung der konfessionellen Schule noch lange nicht genügt ist, so lange nicht die Erziehung der Charaktere zu einem werktätigen Christen-

tum noch weit besser verwirklicht wird. Der gleiche Aufruf zur vollen Entfaltung aller positiven Kräfte beherrschte ganz die Rechenschaftsablage der großen Aktivitätsschule für das katholische Deutschland, des Volksvereins, dessen Arbeit nach den zielbewußten Worten seines Direktors Hohn nichts geringeres sich zur Aufgabe setzt, als allenthalben im Volke und mit dem Volke ‚die Religion zu vertiefen, die Sitten zu bessern, die Vergnügungen vernünftiger zu machen‘, überall die Kräfte zu schulen, um ‚politisch zu denken, sozial zu arbeiten, wirtschaftlich sich zu organisieren, in Wohlstand und Wohlfahrt weiterzukommen‘. Wenn in der gleichen Versammlung Graf Praschma es als unseren Stolz bezeichnete, daß die deutsche Sozialpolitik von führenden katholischen Männern wie Ketteler, Galen, Hertling, Brandts, Hitze inauguriert worden ist, so klang aus diesen Worten wie aus den Reden von Giesberts, Langenberg und Knebel zugleich die Mahnung, durch stete weitere Förderung sozialer Gerechtigkeit und christlicher Hilfe gegenüber allen Umsturzbestrebungen den einzig wirksamen Damm zu befestigen.

Eine besondere Mahnung zur Aktivität erging in Aachen an die gebildeten Katholiken. Ihnen und zumal den Männern der höheren Stände wurde es mit Recht ans Herz gelegt, mehr noch als bisher an allen religiösen Werken und Organisationen tätigen Anteil zu nehmen; und zwei weitere Reden galten eigens ihrem Aufruf zu einer wirksameren Betätigung im Wirtschaftsleben und in der wissenschaftlichen Arbeit. Gerade in den letzteren beiden Hinsichten ist der numerische Rückstand der deutschen Katholiken hinter den anderen Konfessionen immer noch ein erschreckend großer. Und doch ist es seit dem Mahnruf Hertlings im Jahre 1896 schon ersichtlich voran gegangen; ein ermutigendes Zeichen dafür, daß die Kräfte zur Behebung vorhandener Rückstände sehr wohl vorhanden sind, wenn man, sich dies nur rücksichtslos einzugestehen, den nötigen Mut und die volle Wahrhaftigkeit findet.

Die deutschen Katholikentage sind Massenversammlungen. Aber nichts schlimmeres könnte ihnen widerfahren, als wenn die Anteilnahme der Gebildeten an diesen Veranstaltungen nachließe und man sich damit begnügen wollte, den Beifall von minder schwer zu befriedigenden Massen zu haben. Mit Recht hat Gymnasialdirektor Werra in seiner Rede über die wissenschaftliche Betätigung und Aufgabe der deutschen Katholiken daran erinnert: ‚Die Gebildeten machen die öffentliche Meinung, sie beherrschen die Presse und die öffentlichen Versammlungen; ihre Lebensanschauungen, ihr Einfluß sind maßgebend in der Schule und in der Gesetzgebung.‘ Auch die unvergleichliche ideelle und sittliche Kraft der katholischen Wahrheit kann in einem Volke nur dann auf die Dauer sich voll bewähren, wenn von ihr a l l e Schichten immer wieder neu durchdrungen werden; und zwar verbreitet sich stets die Erneuerung der geistigen Tendenzen in einem Volke von den oberen Schichten nach den unteren hin. Darum wandte sich Professor Mausbach in seiner gedankenreichen Rede über die Notwendigkeit sittlicher Erneuerung im deutschen Volke, darum ebenso Bischof Keppler in seinen wohlerwogenen Worten über die autoritäre Machtvollkommenheit des Papsttums vor allem an jene, die im Kampfe der Ideen selbstdenkend mitzuarbeiten und zu unterscheiden wissen. Wie der Gehorsam gegen die Autorität erst dann die höchste Stufe gewinnt, wenn er mit der Einsicht in ihre Notwendigkeit verbunden wird, also in Freiheit erfolgt, so kann auch die sittliche Widerstandskraft nur durch starkmütige Auseinandersetzung mit den entgegenwirkenden Tendenzen ihre volle Überlegenheit gewinnen und entfalten. Wenn in Aachen die Gefahren des Umsturzes so ernst erwogen wurden, so wollte man sich eben damit letztenends nur um so mehr der eigenen Kräfte bewußt werden und sie in Einigkeit zusammenschließen und schulen, damit sie den großen Kämpfen der Gegenwart und Zukunft gewachsen seien. Der eigenen Kraft sich bewußt sein, heißt zugleich sie sparen für jene Aufgaben, die den vollen Einsatz erfordern und sie nicht mit dem

Austrag geringfügigerer Meinungsverschiedenheiten verzetteln. Der zielbewußte Starke ist in seinen Bewegungen immer gelassener als der nervöse Schwächling, und darum mag er im Vergleich zu diesem manchmal für innerlich unbewegt gehalten werden. Mögen die deutschen Katholikentage in ihrem scheinbar so ruhigen und selbstverständlichen Verlauf in stets noch wachsendem Maße zum ungewollten Ausdruck selbstbewußter und selbstbeherrschter Kraft sich gestalten! M. E.

Vicomte Charles de Foucauld. Zu Weihnachten 1911 war ich in Beni Ouniff de Figuig — 894 Kilometer von Algier auf der am meisten nach Süden fortgeschrittenen algerischen Bahn, in der Nähe der marokkanischen Oase Figuig. Dort lernte ich den Kapitän Pariel kennen und erfuhr von ihm einiges über die wunderbare Laufbahn des Mannes, dessen monumentales Werk ‚Reconnaissance au Maroc', das 1888 erschienen ist, bis jetzt noch einzig dasteht als die gründlichste Erforschung eines sehr wenig bekannten Landes. In der gefahrvollen Reise, die de Foucauld, als Jude verkleidet, durch Marokko in den Jahren 1883—84 unternommen hatte, ward er mehr als einmal verraten und entkam nur dank seiner Geistesgegenwart. Er reiste in Begleitung eines Rabbiners, der ihn überall als Rabbiner einführte, was ihm erlaubte, unter dem Vorwand der zu verrichtenden religiösen Pflichten sich häufig zu isolieren und sehr zahlreiche astronomische und meteorologische Beobachtungen zu machen, viele Höhenbestimmungen vorzunehmen und ein Tagebuch zu führen, worin er nicht nur den Verlauf seiner Reise, sondern auch viele interessante Beobachtungen über Sitten und Gebräuche aufzeichnete (siehe von ihm über die Juden in Marokko im ‚Hochland' zweiter Jahrgang, Bd. II, S. 139, wo in einer redaktionellen Vorbemerkung gesagt ist, daß er nach seiner großen Expedition in den Trappistenorden eingetreten sei).

Dieser glänzende Offizier, der nach seiner Rückkunft mit großen Ehren empfangen wurde, betrachtete dennoch sein tapferes Unternehmen nachträglich als eine große Schuld, die er mit seinem ganzen Leben zu büßen nicht für zu schwer hielt. Er bedauerte, Christus verleugnet zu haben, um sein Leben zu retten — und die häufige Gelegenheit eines Martyrertodes für seinen Glauben so unbenutzt gelassen zu haben. Dies trieb ihn zur Entscheidung, sein Leben ganz besonders Christo zu opfern in der strengsten Aszese. Er wurde Priester und begab sich in das Innere der Sahara, vierzig Tagereisen von der Küste, in das wilde Gebirge Al Haggar, das sich südlich von der Oase In-Salah, dem letzten französischen Militärposten nach der Wüste zu, ausstreckt. Dort lebt er unter den räuberischen Tuareggs, die ihn als Heiligen verehren und ihm dienen. Sein Ansehen ist so groß, daß auf seine Empfehlungen hin Reisende, die von seinem Boten begleitet werden, die ganze Wüste bis zur Goldküste unbehelligt haben durchziehen können. Er wohnt 2600 Meter über dem Meer, mitten in der Wüste, und erhält dort Briefe und Bücher, die mit der Post bis In-Salah gelangen. Sein Postbote hat viele Tagereisen durch die Wüste zu gehen. Und als wahrer König der Wüste empfängt er auch Gäste in seiner Einsiedelei. Vor einigen Wochen erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mich herzlich einladet, ihn zu besuchen und einige christliche Familien mitzubringen, die in dieser wüsten Gegend einen Anfang machen könnten, die Tuareggs zu zivilisieren. Er selbst beabsichtigt, nächsten Winter nach Europa zu kommen. Seine Briefe sind voll von Menschenliebe, und er lobt seine Tuareggs als durchaus edle Seelen. Sein Leben ist ein Beispiel davon, was rein geistige Kraft unter den ungünstigsten Bedingungen ausrichten kann. Ohne andere Waffen als seine Menschenliebe und seinen Glauben an Gott lebt er unter Nomaden, die für die gefährlichsten Räuber bisher gegolten haben und bekehrt viele zum Christentum. Es wäre sehr erwünscht, daß sich ihm andere Missionäre anschließen, aber es bedarf eines eigentümlichen Reichtums des Geistes, um in einer solchen Einsamkeit glücklich zu sein.

W. Lutosławski.

Philosophie

Die Gründung einer positivistischen Gesellschaft in Deutschland wurde jüngst durch einen Aufruf mit vielen namhaften Unterzeichnern in die Wege geleitet. Es darf als ausgeschlossen gelten, daß hierbei Bestrebungen mitspielen, wie sie in romanischen Ländern seit August Comte unter dem Namen Positivismus Schule gemacht haben. Dortzulande handelt es sich um Propagierung einer Weltanschauung, die sich zwar als streng wissenschaftlich gibt, in Wahrheit und in Praxis aber auf einen reinen Humanitätskult hinausläuft, der bis in die Einzelheiten seines Rituals hinein als eine atheistische Kopie der katholischen Kultformen sich darstellt. Die deutschen Positivisten wollen gewiß keine neue ‚Kirche ohne Gott' begründen; sie wollen auch gewiß nicht jene Sorte ‚wissenschaftlicher Weltanschauung' vertreiben, für die sich ja seit einigen Jahren bereits der deutsche Monistenbund das Monopol selbst zuerkannt hat. Sondern es stellt die Gründung der positivistischen Gesellschaft sich sogar auch als eine gewisse Reaktion dar aus ernsten Gelehrtenkreisen gegen das leichtsinnig die höchsten, wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Gedankengüter verschwendende Draufloswirtschaften führender und mitlaufender Monistenbündler. Leider aber erfolgt diese Reaktion nicht im Sinne irgend einer positiven Weltanschauung, sondern man fordert im Gegenteil reine Erfahrungswissenschaft ohne jedes Miteinspielen von Weltanschauung, gänzlich metaphysikfreie Wissenschaft.

Manche werden in der Gründung einer solchen Gesellschaft einen neuen Beweis zu finden glauben dafür, daß die seit Hume und Kant im europäischen Denken immer wieder erneuten Sturmläufe gegen jedwede Metaphysik und sonach gegen jede Philosophie als Weltanschauungslehre im hergebrachten und ursprünglichen Sinn, zu einer neuen Sturmflut anzuwachsen im Begriffe seien. Wir glauben eher das Gegenteil und sehen in einem solchen Zusammenschluß von an sich doch recht heterogenen Elementen eher das Eingeständnis einer gewissen Schwäche, hervorgegangen aus der Erkenntnis ihrer ernstlich bedrohten gemeinsamen Gesamtposition.

Die grundsätzliche Rückkehr zur Metaphysik und zum mindesten die nachdrückliche Absage an allen sich selbst beschränkenden Empirismus und Positivismus hat unleugbar gerade in der letzten Zeit allerseits erhebliche Fortschritte gemacht. Und zwar dies nicht etwa nur bei der Philosophenzunft im engeren Sinne, — soferne man deren umschreibbares Dasein überhaupt zugibt, — sondern erst recht bei den über ihre spezialistischen Grenzpfähle mit wirklich wissenschaftlichem Geist hinausblickenden Vertretern der Einzelwissenschaften. Überall erwacht wieder Naturphilosophie, Geschichtsphilosophie, Rechtsphilosophie, Sprachphilosophie, Religionsphilosophie und wie diese spezialistischen Universalitätsbestrebungen sich alle heißen mögen.

Aus keinem Wissensgebiet hat man alle Metaphysik so gründlich auszutreiben unternommen als aus der Naturwissenschaft, und vielleicht aus keinem anderen Gebiet wird heute so viel Philosophie und eigentliche Metaphysik in die Gedankenwelt herein gebracht als eben aus diesem Bereiche her. Namentlich die Chemiker ringen dabei mit den Biologen um die Palme; und man muß wohl zugeben, daß man angesichts der philosophischen Qualität von nicht wenigen dieser Leistungen die dagegen reagierende grundsätzliche Metaphysikscheu leichter begreift. Aber eine solche allgemeine Ablehnung der neuen Naturphilosophie und ihrer weiteren Entwicklungen wäre doch ungerecht. Erst unlängst hat Jakob Koschel eine recht wertvolle Orientierung gegeben über die Ansätze zu einer wirklich positiven Philosophie, wie sie sich in letzter Zeit gerade aus naturphilosophischen Gedankengängen heraus entwickelt haben*; und er hat unter den hierfür inbetracht kommenden Denkern neben

* Unter dem Titel ‚Das Lebensprinzip. Ein historischer und systematischer Beitrag zur Naturphilosophie' mit Begleitwort von P. Erich Wasmann S. J., Köln 1911, bei J. P. Bachem. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4·—.

dem Botaniker Reinke und dem Philosophen Eduard von Hartmann mit Recht keinen höher gewertet als den Biologen Hans Driesch, dessen fachliche und philosophische Leistungen sich in der englisch sprechenden Welt schon länger des Ansehens erfreuen (namentlich auf Grund seiner aus Gifford Lectures entstandenen ‚Philosophie des Organischen'), das sie in Deutschland vielfach erst gewinnen müssen. Dessen als eine sichere Gewähr erscheint uns das neue, rein philosophische Werk, mit dem Driesch nunmehr auch seine bisherigen Verehrer noch überrascht hat, seine wesentlich mit erkenntnistheoretischen Grundfragen sich befassende ‚Ordnungslehre', die er selbst ausdrücklich als Vorarbeit für eine künftige Metaphysik aufgefaßt wissen will*. An diesem unfraglich sehr bedeutsamen Buch, dessen Inhalt nur in erkenntnistheoretischer Einzelerörterung voll gewürdigt werden könnte, überrascht vor allem der nicht nur wissensreiche, sondern auch zielsichere Anschluß, den Driesch an neueste Entwicklungen in der Philosophie selbst gewonnen hat. Sein Denken trifft vielfach übereinstimmend zusammen mit jenen Überwindern einer empiristisch-psychologistischen Logik und Erkenntnistheorie, allen voran Husserl, durch seine ‚Logischen Untersuchungen', dank deren die philosophische Gesamtsituation unserer Zeit sich in Deutschland so rasch geändert und zunächst einmal der Logik und Erkenntnistheorie ihr selbständiges Daseinsrecht zurückerobert worden ist.

Freilich ist von da noch eine erhebliche Strecke bis zur positiven Metaphysik, und die bisher auch hiefür schon von Hartmann, Bergson u. a. neuartig gebahnten Pfade dürften in vieler Hinsicht schließlich nicht zum Ziele führen. Aber auch aus den Fehlern solcher Denker wird man für die rechte Wegbahnung lernen und dabei gar manche halbverschütteten Straßen wieder neu aufdecken und bei zeitgemäßer Renovierung gangbar und zielführend finden, nicht zuletzt die der vielgeschmähten aristotelisch-scholastischen Denkweise. Bereits in Drieschs Naturphilosophie ist ja das Wiedereinlenken in aristotelische Art, vor allem durch seinen Entelechiebegriff, unverkennbar, und auch in seinem neuen Werk mutet vieles den Kenner der aristotelischen Logik sehr vertraut an, wenn man sich nur einmal durch die ungewöhnlichen Benennungen zu den vertretenen Grundansichten selbst durchgearbeitet hat. Als ein drittes Symptom dafür, daß eine durch die neueren erkenntnistheoretischen Diskussionen und psychologischen Erfahrungseinsichten genährte und erstarkte Metaphysik ihr Haupt erheben will, nehmen wir das inhaltreiche und sein Problem erheblich fördernde Werk von Heinrich Ostler über ‚Die Realität der Außenwelt'*, in dem die Grundfrage aller Metaphysik, ob wir nämlich eine Welt der Dinge an sich überhaupt irgendwie zu erkennen vermögen, einer glücklichen Lösung im gemäßigt oder ‚kritisch' realistischen Sinn näher gebracht wird. Nicht nur aus der reich berücksichtigten neuscholastischen Denkrichtung, der sich Ostler selbst zuzählt, auch aus der Gedankenarbeit von Hartmann, Lotze, Lipps u. a. werden hier Fäden zusammengefaßt, die den neuesten Weg der Philosophie durchaus nicht mehr als unentrinnbares Labyrinth erscheinen lassen, sondern als ein allerdings noch müh- und hindernisreiches Durchbahnen zu einer positiven Metaphysik trotz all ihrer positivistischen Leugnung.

In der gedanklichen Welt haben immer die recht, welche ein letztes Ja finden, niemals, die sich beim Nein beruhigen. Man muß nicht die Metaphysik leugnen, um der gestrengen Erfahrungswissenschaft ihr volles Daseinsrecht zu sichern, sondern diese besteht und fällt letztenends mit jener. ‚Der sogenannte Positivismus', so schrieb scharf, aber gerecht Eduard von Hartmann, ‚ist der offene Bankerott der Erkenntnis, die Verzweiflung der Wissenschaft an sich selbst unter der Fahne der höchsten Wissenschaftlichkeit'. Damit ist zur

* Ordnungslehre. Ein System des nichtmetaphysischen Teils der Philosophie. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Werden. Jena 1912, bei Diederichs. Brosch. Mk. 8.–, geb. Mk. 10.50.

* Paderborn 1912, bei Ferdinand Schöningh. Brosch. M. 8.—.

Genüge gesagt, welches Prognostikon wir der neuen Gesellschaft für positivistische Philosophie stellen zu müssen glauben.

Dr. Max Ettlinger.

Theater

Von Jocza Savits, dem früheren Oberregisseur der Münchener Hofbühnen, liegen aus jüngster Zeit vier Broschüren* vor, die alle von der dramatischen Kunst handeln. Die eine Schrift, die über die neuzeitliche Inszenierung Shakespeares geht, ist allerdings eine Übersetzung aus dem Englischen (Sidney Lee, ‚Shakespeare and the Modern Stage‘), aber sie deckt sich nach Ziel und Idee so vollkommen mit den Lehren und szenischen Verwirklichungen unseres Oberregisseurs, daß auch sie wie von ihm selbst geschrieben scheint, trotzdem beide Männer weder persönlich noch literarisch die geringste Kenntnis voneinander hatten. Die zweite Schrift, die aus lebendiger Rede herausgewachsen ist, befaßt sich zumeist mit den Beziehungen und den Spanngefühlen zwischen Schauspieler und Publikum. Die dritte, die den Titel ‚Das Naturtheater‘ trägt, ist wohl die wichtigste, denn sie umschließt den Fruchtkern dessen, was Savits dramaturgisch-künstlerisch beabsichtigt. Die vierte endlich ist eine Kabinettgabe darin, wie sie durch eine Fülle von überhellten, scharf gesonderten Gesichtern und sprachlich gegeneinander gehobenen Gruppen das Paris des vierzehnten Ludwig visionär heraufzwingt, dort, wo es seinen Geist und Geschmack wenn nicht am blendendsten, doch am lärmendsten repräsentierte um die Flackerlichter der Rampe. — Übrigens will ich mich aller Einzelheiten, so sehr sie fesseln, entschlagen, um den Inszenierungsgedanken herauszustellen.

Man könnte Savits, wenn man die Begriffsscheidung Heinrich Laubes wieder aufnähme, den Regisseur des Ohres heißen im Gegensatz zu dem Regisseur des Auges. Damit würde ein wesentliches seiner Kunsttendenz, die Verehrung des gesprochenen Wortes, des stimmlichen Ausdrucks, gekennzeichnet, aber doch nicht jenes andere miteinbezogen, das ihn gerade zu Berg und Halde, in Freiluft und Sonnenschein hinausdrängt. Und dieses andere läßt sich nicht in ein Wort pressen: Es ist Sehnsucht nach Wucht und Einfachheit zugleich, es ist Versenkung in den Schöpfer und Gott, und es ist Einfühlung in den Nächsten, Menschenverbrüderung, Mitleid, Mitjubel. Hier im offenen Licht, sagt er, nimmt jeder einzelne Zuhörer und Zuschauer die Wirkung des Dramas auf seinen Nachbar wahr, und dadurch erhöhe und verstärke sich der Genuß. Die einzelne Seele tauche unter, aber sie erstehe sofort tausendfach gesteigert als die Seele der versammelten Menge. Er will also Feste, volkstümliche Feste, mit Ernst Wachler, dem Begründer des Harzer Bergtheaters, vaterländische Feste. Und eben, weil dem Volke diese Bühnenkunst gehört, darum soll sie gesund, kraftvoll, doch schlicht und unaufdringlich sein. Man könnte ihn geradezu den Regisseur der Enthaltsamkeit nennen. Fort, ruft er, mit den nach raffinierter Wirkung haschenden Belichtungen, mit den Maschinen und Versatzstücken, mit der Drehbühne, mit der ausklügelnden Kostümschneiderei, mit jeder Malerei, die sich nicht bescheidet. Die Bühne darf nicht zum Panorama werden. Das Drama braucht diese äußerlichen Beihilfen nicht. Es hat durch sich selbst, durch die innere Form zu wirken.

Der Regisseur der Dichtung, des Dichters will er sein. Erinnern wir uns der letzten sieben oder acht Theaterwinter, so wird uns die Bedeutung dieser Formel erst recht bewußt. Wurde da nicht der Regisseur selbst zum Dichter der szenischen Bilder, nicht etwa bloß zum Nachdichter? Nein, daß er dabei in Gegensatz zum ursprünglichen Wort, Rhythmus und Sinn geriet, ist heute längst erkannt, von manchen sogar gebilligt. Wie sich dadurch die Bühnenkunst immer mehr von dem seelisch ausschwingen-

* ‚Shakespeare und die moderne Bühne‘ von Sidney Lee. Ins Deutsche übertragen von Jocza Savits. (München, Max Engel.) ‚Der Schauspieler und das Publikum‘. Ein Vortrag von Jocza Savits. (Ebenda.) Von demselben, ‚Das Naturtheater‘. (München, R. Pieper & Co.) Derselbe ‚Die erste Vorstellung des Misanthrope‘ von Molière am 4. Juni 1666 am Theater des Palais-Royal zu Paris. (München, Max Engel.)

den und aufwirbelnden Worte losriß, dafür sind Kronzeugen jene Dichter, die dann statt der Dramen Pantomimen schrieben. Das Theater zu theatralisieren, so ging die Losung der Reformer. Sie behaupten, der Dramatiker gehört in das Theater. Savits würde es anders wenden. In das Theater, gleichgültig ob Naturszenerie oder Bühnenhaus, gehört das Drama, das Drama als Erschütterung durch Wort und verleiblichtes Leben.

Um diese lebhafte, unmittelbarste Gegenwärtigkeit zu erlangen, muß die Dichtung, von Pausen nicht durchbrochen, in einem einzigen, mächtigen Handlungsstrom dahinfließen: Das ist die Absicht des Dramas. Das Leben selbst aber zu erwecken, dieses differenzierte, in allen Augenblicken uns ergreifende, dazu ist der Schauspieler mit jedem Muskel und Nerv, mit jedem Laut der Kehle berufen. Es ist darum nicht ohne tieferen Untergedanken, wenn Savits statt der Bezeichnung Schauspieler den Begriff dramatischer Künstler wählt.

Nun gesellt sich in der Regieanlage von Savits dem Dichter und dramatischen Künstler noch eine dritte notwendige Bildnerkraft: wir selbst, wir, die zum Feste geladenen Beschauer, Hörer und Auskoster. Hält nämlich die Bühne jedes ausmalende, epische Beiwerk fern, alles, was schließlich die Augen von der rein menschlichen Entfaltung ablenkt, so konzentriert sie unseren inneren Sinn, indem sie die Einbildung nötigt, aus dem Wort an sich und aus dem bloßen Geschehen die Stimmung, das seelische Klima zu schaffen, die Geheimnisse eines Waldes oder einer Nachtwache zu erfühlen, oder zu dem Waffengeklirr hinter dem Tor die funkelnden Schilde und die hundert gezückten Schwerter zu ergänzen. So macht diese vereinfachte Inszenierung den Empfangenden wieder aktiv.

Ich könnte zum Schlusse Savits geschichtlich eingliedern, indem ich das Wegband zu Ludwig Tieck und Heinrich Laube verfolgte. Ich könnte ihn auch der bühnlich interessierten Jetztzeit gegenüberstellen und ihn als den, wenngleich nicht einzigen, doch äußersten Vertreter des puritanischen Regiegedankens erweisen. Endlich bliebe noch dieses und jenes fraglich: etwa, ob sich eine große Dichtung, zumal eine, die von Wortsinnlichkeiten und Geist gedrängt befrachtet ist, in einem Atem herabspielen läßt, ohne die einbildsamen, mitdenkenden und mitfühlenden Kräfte des Publikums allmählich zu lähmen, und ob sich die Naturszene immer nach Licht, Luft und Linie den dramatischen Zwecken einfügt, ob sie nicht zuweilen übergewaltig wird und dann die andeutenden Worte und angeschlagenen Empfindungen unterdrückt. Doch die vier Schriften sind so voll Optimismus, daß man sich schlankhin darüber freut, wie hier der Glaube an die Kunst, den sittlichen Menschen und an die Gottesschöpfung eine lebenbeherrschende Einheit geworden ist.

Joseph Sprengler.

Kunst

Ex epistulis. Zur Reform des Briefpapiers. Überall im täglichen Leben macht sich heute infolge des ständig wachsenden Wohlstandes bei uns in Deutschland der Wunsch und das Bestreben geltend, bei allem, was das äußere Leben schön und angenehm macht, in höherem Maße als bisher die Kunst sich dienstbar zu machen. Vieles gewinnt ja durch sie erst Leben und Farbe und Sinn. Bei der unbestreitbar hohen Bedeutung des schriftlichen Verkehrs, der mit der Vermehrung und Vervollkommnung unserer Verkehrsmittel eine ungeahnte Höhe erreicht hat und weiterhin noch mächtig im Steigen begriffen ist, nimmt es deshalb einigermaßen Wunder, daß von den tausenderlei Reformen in unseren Einrichtungen durch das moderne Kunstgewerbe das Briefpapier bisher ausgeschlossen sich gleich blieb.

Schon ein flüchtiger Blick in die alten Handschriften unserer Museen zeigt uns, wie gedankenarm und phantasielos unsere sonst so anspruchsvoll und formenfreudig sich gebärdende Zeit gerade auf diesem Gebiete ist — angesichts des lebhaften Ausdrucks von Prachtliebe und Kunstsinn unserer Altvordern (natürlich nur insoweit sie überhaupt des Lesens und Schreibens mächtig

waren) in den alten Handschriften. Sowohl Material wie Ausstattung übertreffen weit alles, was unser heutiger Briefschmuck aufweist. Ich erinnere nur an das oft wochenlange Arbeit beanspruchende Zieren der in den mittelalterlichen Handschriften enthaltenen Initialen mit prächtigen Malereien in Farben und Gold. Dazu kam dann noch der Aufdruck eines Siegels gleichsam zur Bekräftigung und Fürechterklärung des schriftlich Niedergelegten. Die Anwendung des Siegels in gewöhnlichen Privatbriefen ist heutigen Tages wegen der allgemeinen Nichtbeachtung ungekrönter Siegel fast ganz in Wegfall gekommen. Ein Ersatz hiefür war bis in die letzte Zeit nicht gefunden.

So ist es leicht erklärlich, weshalb die erst kürzlich erfolgte Einführung eines neuen Briefschmuckes, der an Stelle eines Wappens oder aber auch in Verbindung mit einem solchen als bleibendes Abzeichen der Briefe einer bestimmten Person gedacht ist, des ‚Ex epistulis', in verhältnismäßig kurzer Zeit schon vielen Anklang gefunden hat. Die Sitte des ‚Ex epistulis' ist eine Übertragung der ‚Ex libris' in den Briefverkehr. Die ‚Ex epistulis' sollen einen dreifachen Zweck erfüllen.

In erster Linie soll das ‚Ex epistulis' behilflich sein, den Namen des Briefschreibers zu enträtseln — eine oft recht schätzenswerte Hilfe, wenn man an die fast allgemein zur Mode gewordene Unsitte denkt, so unleserlich wie möglich zu unterschreiben.

Das moderne ‚Ex epistulis' soll zweitens dazu dienen, diese Bezeichnung des Namens statt durch nüchterne Buchstaben allein in künstlerischer Aufmachung, in Verbindung mit einer hübschen Zeichnung usw. darzustellen. Wer schon ein ‚Ex libris' besitzt, kann dessen Verkleinerung nach Abänderung der Worte ‚Ex libris' vielfach als ‚Ex epistulis' benützen. Dies gilt besonders von ‚Ex libris' heraldischer, symbolischer oder allegorischer Art (analog den redenden Wappen). Daneben dürften auch ornamentale ‚Ex epistulis' sowie solche mit landschaftlichen Darstellungen Liebhaber finden. Auf diese Weise kann ein äußerst fruchtbarer und sinniger Austausch erfolgen von Millionen zählenden Kunstwerken en miniature, da die ‚Ex epistulis' in allen Kulturstaaten Eingang gefunden haben.

Der Hauptwert aber der ‚Ex epistulis' besteht darin, daß durch den in der Zeichnung enthaltenen Hinweis auf den Beruf, den Namen, auf Charaktereigenschaften und Liebhabereien des Briefschreibers der Brief nicht allein künstlerisch wertvoller, sondern auch individueller, persönlicher, redender wird. Wie interessant verspricht es zu werden, den Beziehungen nachzuspüren, die zwischen dem ‚Ex epistulis' und seinem Inhaber bestehen, namentlich wenn es sich um das ‚Ex epistulis' eines Freundes, eines lieben Bekannten oder einer hervorragenden Persönlichkeit, z. B. eines Dichters, eines Künstlers, eines ausgezeichneten Staatsmannes, eines verdienten Heerführers usw. handelt! Man wird da um so eher charakteristische Züge finden, als in den weitaus meisten Fällen der Briefschreiber selbst dem Künstler seine Wünsche hinsichtlich der Ausführung seines ‚Ex epistulis' vorgeschrieben oder ein ihm nahestehender, zeichnerisch begabter Freund ihn auf dem kleinen Kunstblatt charakterisiert hat.

Die wenigsten von den Gebildeten besitzen eine derartige Bücherei, daß sich ihretwegen die Anschaffung eines ‚Ex libris' lohnen würde. Die Verwendung der ‚Ex epistulis' aber kann unschwer eine allgemeine werden, zumal nach Herstellung des Klischees die Druck- und jeweiligen Nachschaffungskosten verhältnismäßig gering sind und das Briefpapier nicht allzusehr verteuern. Jeder Gebildete sollte sich daher eines mit seinem ‚Ex epistulis' versehenen Briefpapieres bedienen. Wer schon ein Wappen besitzt, möge dasselbe in unaufdringlicher Weise darin anbringen lassen, was jedenfalls in dieser Form unserer modernen Zeit geschmackvoll Rechnung tragen würde.

Soviel dürfte sicher sein: macht die

schon beginnende Vorliebe für diesen modernen Briefschmuck weiter Fortschritte, so dürften die ‚Ex epistulis' aus den angegebenen Gründen bald zur Anlage großer ‚Ex epistulis'-Sammlungen führen, ebenso und in viel ausgedehnterem Maße, wie es mit den ‚Ex libris' der Fall war und ist. Zu diesem Zwecke haben schon jetzt, ähnlich den Briefmarken- und Ansichtspostkarten-Albums, — die ‚Ex epistulis' können übrigens auch auf den Postkartenverkehr sinngemäße Anwendung finden — auch ‚Ex epistulis'-Albums Eingang gefunden.

Auch der Beliebtheit und allgemeinen Einführung der Siegelmarken würde es nur förderlich sein, wenn ihre Bezeichnung ‚Reklam-Siegelmarken' in ‚Ex epistulis-Marken' abgeändert würde, da unter diesem Namen nicht allein die Geschäftswelt, sondern auch die Allgemeinheit solche Marken verwenden könnte, entweder an Stelle eines Aufdruckes zum Aufkleben am linken oberen Rand des Briefpapiers oder als Siegelmarken. Unzweifelhaft würde dadurch das Interesse für diesen sehr modernen und beachtenswerten Sammelsport und der Sammelwert dieser Marken selbst noch wesentlich gesteigert werden können.

Mayer, Hohenaschau.

Musik

Jules Massenet †. Einer der bekanntesten französischen Tonsetzer der Gegenwart, Jules Massenet, ist kurze Zeit, nachdem er seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte, unerwartet rasch vom Schauplatz seiner Tätigkeit abberufen worden. Der Meister ist bis in die jüngste Zeit einer der fruchtbarsten Schöpfer auf dem Gebiete der dramatischen Musik Frankreichs gewesen: fast jedes Jahr brachte er eine neue Oper heraus, und manches dieser Spätwerke hat sogar ziemlich weite Verbreitung gefunden, wie z. B. die auch in Deutschland erfolggekrönte rührende Legende ‚Der Gaukler unserer lieben Frau'. Seinem eigentlichen künstlerischen Wesen nach gehörte Massenet aber in den Kreis Gounod-Thomas-Bizet, d. h. zu den nächsten Erben Meyerbeers und den ersten Begründern des Wagnerismus in Frankreich. Damit ist schon gesagt, daß seine reifsten Werke: ‚Der König von Lahore', ‚Werther' und vor allem ‚Manon' einen Mischstil zwischen Alt und Neu repräsentieren. Massenet war nicht die überlegene Persönlichkeit, diesem Stil, wie dies Bizet in ‚Carmen' tat, ein absolut eigenes Gepräge zu geben, aber sein Eklektizismus konnte sich doch auf ein so frisches, melodisches Erfindungstalent, so feinfühliges technisches Können und so sicheres Empfinden für Bühnenwirkung stützen, daß z. B. ‚Manon' entschieden zu den besten Vertretern der französischen Opern der achtziger Jahre zu zählen ist. Mit diesem Werk ist Massenet ja auch in Deutschland populär geworden. Historisch ist es besonders dadurch merkwürdig, daß sich in ihm wie in ‚Carmen' bereits sehr deutlich musikalisch stilistische Momente des späteren Verismo ankündigen, dem Massenet übrigens nachher noch ausdrücklich in der blutrünstigen, aber sehr bühnenwirksamen ‚Navarraise' (1894) gehuldigt hat. — Bei den modernen Führern der französischen Musik, speziell bei Debussy und seinem Kreis, war Massenet nicht eben persona grata. Seine altmodische und doch immer noch erfolgreiche Kunst erschien diesen radikalen Neo-Impressionisten als gefährlicher Hemmschuh für die Durchsetzung ihrer reformatorischen Ideen. Die Musikgeschichte Frankreichs aber wird dennoch seinen Namen unter den besten seiner Zeit buchen.

Dr. Eugen Schmitz.

Hugo Wolfs Familienbriefe, von denen man seither nur durch eine Reihe Zitate in Deceys großer Wolfbiographie Kenntnis hatte, sind unlängst in gesammelter Ausgabe von Edmund Hellmer bei Breitkopf & Härtel (Leipzig 1912, Preis 3 M.) herausgekommen. Hugo Wolf ist zwar heutzutage nicht mehr so sehr ‚Mode' als vor beiläufig zehn Jahren, kurz nach seinem Tod in der niederösterreichischen Irrenanstalt, allein seine Lyrik hat sich — und das will viel mehr besagen — bereits fest als ein nicht mehr wegzudenkender Faktor moderner Tonkunst beim musi-

kalischen Publikum eingebürgert. So darf auch jeder neue literarische Beitrag zur Kenntnis und Würdigung seiner Persönlichkeit mit Interesse begrüßt werden.

Die neu edierten Familienbriefe reichen von der Schulzeit des Künstlers bis an sein tragisches Ende, geben also ein chronologisches Gesamtbild seines Lebens und Schaffens, das, wenn auch natürlich nicht völlig geschlossen, so doch an neuen bedeutsamen Einzelaufschlüssen aus den verschiedensten Etappen reich ist. Von den speziell für die musikalische Entwicklung des Künstlers wichtigen Notizen hat zwar bereits Decsey a. a. O. das Hauptsächlichste mitgeteilt; immerhin trifft man aber hie und da noch auf eine beachtenswerte neue Bemerkung. So fällt z. B. neues Licht auf Wolfs Ausbildungsjahre. Als Fünfzehnjähriger hatte der junge Künstler 1875 das Wiener Konservatorium bezogen, die Anstalt aber bereits nach zwei Jahren wegen Konflikten mit den Lehrern wieder verlassen. Von da an suchte er seine Ausbildung auf eigene Faust, wobei ihm sein musikalischer Bekanntenkreis wesentliche Unterstützung angedeihen ließ. So erfahren wir aus einem Brief vom 15. März 1876, daß Hans Richter, damaliger Dirigent der Oper, Kompositionen mit ihm durchging; Brahms, sein zuerst von ihm sehr verehrter, späterer Antipode, riet ihm, bei dem Theoretiker Nottebohm Kontrapunktunterricht zu nehmen; die Sache zerschlug sich aber aus pekuniären Gründen, außerdem hielt Wolf Brahms Rat auch halb und halb für ‚norddeutsche Pedanterie‘. Ungemein wertvoll war für Wolfs musikalischen Werdegang dagegen die Bekanntschaft mit Felix Mottl, der damals als Dirigent des akademischen Wagnervereins in Wien wirkte. Nicht nur daß Mottl dem Freund Zutritt zur Hofoper, zu Konzerten usw. vermittelte, auch technisch-musikalisch nahm er sich seiner an. ‚Mottl, von dem ich viel lernen kann, gibt mir zweimal wöchentlich Klavierstunden insoferne, als ich ihm Beethoven und andere Sonaten, besonders aber Wagnersche Klavierauszüge und unter diesen wieder vornehmlich die der Nibelungen-Trilogie vorspiele, um dann als Korrepetitor mit Sicherheit auftreten zu können.‘ So schreibt Wolf am 15. November 1877 an seinen Vater, und in einem etwas späteren Brief heißt es: ‚Jetzt arbeite ich an zwei Liedern, wovon ich das eine, „Die Spinnerin“ von Rückert, noch heute zu Ende schreibe, um es morgen M o t t l vorzuspielen, denn nur er sagt mir das richtigste über den Wert oder Unwert meiner Arbeiten. Keinem vertraue ich so wie ihm. Dabei ist er von der größten Aufrichtigkeit und Strenge, wofür ich ihm auch sehr dankbar bin.‘ Mit Mottl teilte Wolf auch die enthusiastische Verehrung für Richard Wagners Kunst und fand durch ihn weiterhin Fühlung mit dem Freundeskreis Bayreuths. Hier war es namentlich G. Schönaich, ein guter, persönlicher Bekannter Wagners, der sich des jungen Werdenden treulich annahm. Vorübergehend tauchte sogar das Projekt auf, Wolf in die ‚Parsifalkanzlei‘ nach Bayreuth zu bringen, wie folgende Briefstelle (vom 30. Nov. 77) ersehen läßt: ‚Dr. Schönaich,‘ schreibt Wolf, ‚einer der intimsten Freunde R. Wagners, wird nächstes Jahr mit mir nach Bayreuth fahren, mich Wagner vorstellen und mich anrekommandieren, sein künftiges Parsifal-Drama zu kopieren. Auf diese Weise komme ich in unmittelbare Berührung mit dem Meister selbst, und den Vorteil, der dadurch entsteht, sieht man am deutlichsten an Hans Richter. Diese Stellung hat noch einen zweiten Vorteil, nämlich den, daß ich beim Meister logiere und verpflegt werde, somit bin ich aller Nahrungs- und Quartiersorgen los.‘ Leider sollte sich diese Hoffnung Wolfs nicht realisieren, weil Wagner bekanntlich E. Humperdinck zu seinem Parsifalkopisten wählte.

Daß Wolf sich übrigens einer gewissen Unausgeglichenheit seiner musikalischen Ausbildung, die er erst allmählich durch eifrigste Selbstzucht überwand, wohl bewußt war, zeigt so manche Äußerung von Selbstkritik in seinen Briefen. So vernichtet er einmal ein Lied ‚Geschieden sein‘, weil er ‚nicht die rechte Stimmung darin getroffen‘. Des-

gleichen gibt er die Arbeit an dem später aus dem Nachlaß veröffentlichten Streichquartett in d-moll vorübergehend auf, da es ihm ‚nicht gut genug' sondern lediglich als ein — allerdings fruchtbringender — Versuch erschien. Bald genug aber schlagen auch die ‚Familienbriefe' Töne jenes naiv überschwänglichen Selbstbewußtseins an, das eines der markantesten Charakterzüge Wolfs ist. So schreibt er im Dezember 1888, da er eben als Komponist die ersten schüchternen Schritte in die Öffentlichkeit tat: ‚Liebe Mutter! Wenn meine Erfolge Ihrem Leben nur irgend eine freundliche Färbung verleihen können, so sollen Sie alles nur mehr im rosigsten Schimmer erblicken, denn mein junger Ruhm ist jetzt mächtig im Aufsteigen, und in kürzester Zeit werde ich vielleicht die erste Rolle in der Musikwelt spielen. Die Rezensenten kommen zwar noch lange nicht auf den Grund meiner Gedanken und Formgebung, weil ihnen meine Kunst zu neu ist und weil alle Rezensenten vertrodnete Köpfe sind. Aber schon habe ich das unbefangene Publikum gewonnen, und immer lebhafter wird das Verlangen unter den Leuten, meine Sachen kennen zu lernen.' Ähnlich heißt es einige Jahre später einmal: ‚Liebe Mutter, ich habe jetzt in der kurzen Zeit vom 25. März bis 26. April 22 neue Lieder geschrieben, die wohl zu den besten gehören, was überhaupt auf dem Gebiet der Liederkomposition geleistet wurde. Die neuen Lieder bilden die Fortsetzung zum 1. Band des ‚Italienischen Liederbuches'. — Mehrfach ist betont worden, daß man solche, im Munde des Autors über seine eigenen Schöpfungen doch höchst seltsame Äußerungen nicht einfach als eitles Selbstlob oder dgl. charakterisieren dürfe. ‚Das sind nicht Briefe, das sind Schreie, Schreie eines im Rausch des Schaffens ekstatisch Gewordenen', sagt der Wolfbiograph Decsey einmal von ähnlichen Ergüssen seines Helden. Jedenfalls aber müssen derartige Überschwänglichkeiten als Zeichen einer krankhaft veranlagten Gemütsart gelten. Und für die Tatsache, daß in Wolfs Psyche von Anfang an Vorboten der späteren Umnachtung kenntlich sind, bieten die ‚Familienbriefe' das seither vielleicht bedeutsamste Zeugnis. Man fasse etwa einmal folgende drei Dokumente zusammen ins Auge:

‚17. Februar 83. Lieber Vater! Ich möchte denn doch einmal wissen, welcher Satan dabei im Spiele ist, daß ich trotz millionenfacher Erklärungen es nicht dahin bringen kann, daß die Schuhe mit Absätzen versehen sind, so hoch, wie der Stefansturm. Warum kann ich nicht hohe Absätze an meinen Schuhen haben? Hohe und breite Absätze? Ferner warum sind die Schuhe nicht in der Mitte abgesteppt? Tausendmal habe ich das betont — aber immer umsonst . . . Ausdrücklich bat ich um Schuhe aus Wichsleder, aber eben w e i l ich darum bat, kriege ich sie nicht. Es ist rein zum Rasendwerden!'

‚16. März 95. Liebe Jenny! Schon die vorletzte Sendung Würste hat mich verstimmt. Ich denke, ich habe oft genug Euch die Gattung Würste beschrieben, wie ich sie allen andern vorziehe. Wozu glaubt Ihr denn, daß ich Euch so was schreibe? Doch nicht deshalb, damit das Gegenteil von dem befolgt werde, was ich wünsche . . . Ausdrücklich habe ich betont, daß ich f r i s c h e Würste, noch r o t e Würste, s o l c h e Würste, von denen immer gefaselt wird, daß sie nur zum Kochen sind, s o l c h e Würste nur will ich. Und wenn Ihr mir solche nicht verschaffen könnt . . . so laßt jede Wurstsendung unterbleiben . . . Gott mit Euch. Aber wenn meine Lebensdauer kürzer sein wird als anzunehmen ist, so wird der Ärger die Schuld daran tragen.'

‚3. Februar 96. Liebe Modesta! Was hab ich Dir denn so Schlimmes getan, daß Du mich durchaus wieder mit einer Badwerksendung unglücklich machen willst? Wirst Du nie es Dir merken, daß es für mich unter allen Umständen ein Greuel sein muß, unerwünschte Sendungen zu empfangen? Laß mich um Gotteswillen doch endlich einmal in Ruh' mit Zusendungen jeglicher Art, ausgenommen Briefe. Habe Mitleid mit mir und errege nicht unnützerweise meine Wut.'

Die geradezu kindische Leidenschaftlichkeit, mit der wir den Künstler hier die gleichgültigsten Gegenstände des täglichen Lebens behandeln sehen, ist ein unverkennbares Merkmal geistiger Abnormalität. Da kann es nicht weiter wundernehmen, wenn er sich nach dem Fiasko seiner sinfonischen Dichtung ‚Penthesilea‘ in einer Novitätenprobe der Philharmoniker gar zu folgendem drastischen Erguß hinreißen ließ: ‚Ich bin geladen wie eine Dynamitbombe, und wehe denen, die meinem Grimme verfallen sind! Was liegt jetzt an mir, wenn ich auch selbst mit in die Luft fliege! Weiß ich doch, daß mein Geschoß alle die . . ., die mich so schwer gereizt, zum Teufel befördert; sie sollen in Höllenschwefel geröstet werden und in Drachengift getaucht — ich hab' es ihnen geschworen. Eine Schrift will ich ... erlassen, daß der Teufel selber erbleichen soll. O, es wird ein Wutschrei durch ... gehen, wie solchen noch kein indianischer Schreihals erlebt . . . Jetzt sammle ich Daten zu einer Broschüre, die das Gebahren . . . beleuchten wird, daß sie das Licht der Welt verfluchen werden, Nachteulen und Fledermäuse um ihre lichtscheue Existenz beneidend.‘ (Wien, 18. Okt. 86.)

Derartige Stellen lassen die Familienbriefe als eine zwar hochinteressante, aber beinahe unheimliche Lektüre erscheinen. Man sieht handgreiflich vor sich, wie der Wahn sein Opfer Zoll für Zoll umstrickt. Dabei war aber dieses Opfer keineswegs ein ganz ahnungsloses. ‚Bedauert mich, denn ich weiß nun sicher, daß mein Los ist, alle die zu kränken, die mich lieben und die ich liebe. Es ist leider nicht das erstemal, daß ich in einem solchen Seelenzustand mich befinde, und das ist eben das traurige. Dadurch habe ich die Überzeugung gewonnen, daß meine Gemütsbeschaffenheit eine durchaus kranke ist und bleiben wird.‘ So schreibt Wolf bereits im Juni 86 an seinen Schwager Straßer. Elf Jahre später sollten diese Worte die denkbar furchtbarste Bestätigung durch die Tat finden.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Wilhelm Leibl (geb. 1844 in Köln, gest. 1900 in Würzburg), von denen große Photographien bei der Photographischen Gesellschaft in Berlin bezogen werden können, finden in dem Aufsatz von Dr. Heribert Reiners ihre zusammenhängende Erläuterung.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.





Zehnter Jahrgang November 1912

Der Einfluß der Arbeit auf die völkische Entwicklung / Von Joseph Graßl

Man spricht in der Gegenwart viel von ‚Unterernährung'. Dabei stellt sich aber jedermann etwas anderes vor. Gewöhnlich kommt man zu dem Begriff ‚Unterernährung' dadurch, daß man einen Kulturmenschen, der in seinem Ernährungszustand den Eindruck des Abgerundeten und Wohlgenährten erweckt, als die Norm annimmt und jeden, der hinter diesem Maß zurückbleibt, als ‚unterernährt' betrachtet. Diese Kulturtype der normalen Ernährung ist in der Regel zu hoch genommen, so daß wir eine viel größere Anzahl von ‚Unterernährten' statistisch bekommen, als solche in der Natur vorkommt. Auch vergißt man sehr häufig, daß der Ernährungszustand des Gesunden sehr schwankt, daß das Fehlen von Fett und die Anhäufung von Fett einen großen Ausschlagswinkel hat, ohne daß ein krankhafter Zustand vorhanden wäre. Die Natur hat nämlich das Bestreben, die einzelnen Faktoren, welche die Ernährung bedingen, ins Gleichgewicht zu bringen. Diese ‚Zielstrebigkeit' der Natur, diese Gesetzmäßigkeit wird zwar von manchen Naturwissenschaftlern geleugnet, nichtsdestoweniger beobachten wir die Tatsache auf Schritt und Tritt. Wie so oft in der Medizin, läßt sich auch hier das Normale durch die Gesetze der Krankheit erklären.

Nehmen wir einen Menschen, der an einer akuten, ansteckenden Krankheit erkrankt ist, zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Der akut erkrankte Mensch sucht sich der Krankheitskeime, der Bazillen, zu erwehren, und es gelingt ihm dies mit Hilfe der Lymphzellen und der roten Blutkörperchen. Die eingedrungenen pathogenen Keime werden von den Blutkörperchen teils direkt aufgezehrt, teils mit Wall und Graben umgeben und unschädlich gemacht, teils

auch liefert der normale Körpersaft Gegengifte verschiedener Art. Die Hauptwucht der Abwehr des eingedrungenen Feindes, die Heilung der Krankheit, obliegt den Blutkörperchen. Im gesunden Zustand des Menschen haben Blut und Lymphe die Hauptaufgabe der Ernährung. Dieser Doppelaufgabe zur Zeit der Krankheit aber ist in der Regel das Blut nicht gewachsen, und da die Vernichtung der eingedrungenen Keime für die Existenz des kranken Menschen wichtiger ist als die Erhaltung einer gewissen Höhe des Ernährungszustandes, so wendet sich das Blut der wichtigeren Aufgabe zu und läßt die Ernährung mehr oder minder aus dem Bereiche seiner Tätigkeit. Die Aufnahme und noch mehr die Ausnützung der aufgenommenen Nahrungsmittel gehen bei akuter Erkrankung wesentlich zurück und diese Abnahme ist keine schädliche Erscheinungsform, sondern eine nützliche, eine Heiltendenz; sie ermöglicht und erleichtert die Heilung. Den Ersatz für den nötigen Stoffumsatz nimmt der kranke Körper aus dem Vorrate, den er sich während des gesunden Zustandes aufgehäuft hat. Der Vorrat schmilzt also ein, der Mensch wird magerer. Dadurch aber, daß der Körper des Menschen an Umfang verliert, hat der Mensch auch nicht mehr nötig, eine so große Masse zu ernähren und für die Ernährung dieser Masse Blut zu verbrauchen. Eine große Menge Blut wird also erst recht frei zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheitskeime.

Diese Reduktion des Körpergewichtes ist auch schon deshalb nötig, weil ein großer Teil des Blutes im Kampfe gegen die Krankheitskeime verbraucht werden und bei gleich bleibendem Körpergewicht ein Mißverhältnis zwischen dem Ernährer Blut und der ernährten Masse des Körpers entstehen würde. Ein nach akuter Krankheit abgemagerter Mensch ist also im Vergleiche zu der eingangs erwähnten Normaltype zwar unterernährt, aber im Hinblick auf seine Krankheit und auf die Heilung der Krankheit ist er normal genährt. Natürlich kann die Abmagerung derartig stark werden, daß sie an und für sich schädlich ist, daß sie weit über den Zweck der Abmagerung hinausgeht und das Leben bedroht.

Was für die Krankheit gilt, wird auch für den gesunden Zustand beobachtet. Auch der gesunde Mensch zehrt zu gewissen Zeiten von seinem Vorrat, gibt mehr aus, als er einnimmt. Anderseits nimmt der Mensch zu anderen Zeiten mehr auf, als er gerade braucht und speichert für die Zeit der Not auf. Die Fähigkeit, die Nahrung aufzuspeichern, ist also eine wichtige Erscheinung der Anpassung an die wechselnden Umstände der Außenwelt. Der Vorrat für die Zeit der Not wird nicht immer sofort dem übrigen Körper assimiliert. Es gibt Tiere, welche eigene Organe zur Aufbewahrung von Speisen haben, so daß die in diesen Organen aufgestapelten Nahrungsmittel erst zurzeit des Bedarfes dem übrigen Körper einverleibt werden. Es sei z. B. auf die Backentasche mancher Affenarten hingewiesen oder auf den zu einem großen Sack erweiterten Blinddarm des Kamels, in dem es seinen Wasservorrat für den Marsch durch die Wüste sich aufhebt. Der Aufbewahrungsort für die Nahrung bei dem Menschen ist der Magen und der Darm. Es ist zweifellos, daß die Zeit, während welcher die Nahrungsmittel in den Verdauungsprozessen sich befinden, sehr verschieden ist nach Rasse, Kulturhöhe und Erziehung. Wir

haben allen Grund zu der Annahme, daß die Kultur die Zeit des Verweilens der Nahrungsmittel im Darmkanal abgekürzt hat; beweisende Beobachtungen allerdings fehlen.

Außer der Aufspeicherung der Nahrung im Verdauungskanal in noch nicht assimiliertem Zustand vermag aber der Mensch bereits assimilierte Nahrung in seinen Organen abzulagern. In welcher Weise die Kultur auf die Fähigkeit eingewirkt hat, die bereits verdauten Nahrungsstoffe als Vorrat in den Organen niederzulegen, und ob die Art der Aufspeicherung bei den Kulturmenschen die gleiche ist wie bei den Naturmenschen, wissen wir ebenfalls nicht. Auch hier liegt die Vermutung nahe, daß der Naturmensch den Überschuß an Nahrung einerseits für längere Zeit sich aufheben kann als der Kulturmensch, andererseits daß der aufgestapelte Vorrat nicht so sehr die Form des Fettes als vielmehr die Form der Überernährung der einzelnen Organe durch Vermehrung der Organsäfte annimmt. Wie dem auch immer sei, der assimilierte und nicht assimilierte Nahrungsvorrat hat seine natürlichen Grenzen, und diese Grenzen sind vielfach so eng, daß der Mensch sich nur sehr schwer dem Mangel an Lebensmitteln anpaßt, daß er zurzeit des Fehlens von Nahrung hungert und selbst an Hunger stirbt. Es sind daher manche Tiere, die ebenfalls unter den Schwankungen der Nahrungsvorräte leiden, triebartig dazu gekommen, außerhalb des Körpers ein Depot für Nahrungsmittel anzulegen. Und was die Tiere instinktmäßig tun, vollführt der Mensch bewußt.

Mit der Aufspeicherung an Nahrungsmitteln außerhalb seines Körpers, also mit der Arbeit, hat der Mensch den ersten Schritt gemacht, sich von den schweren Einflüssen der Umwelt zu befreien, und mit dieser Tätigkeit beginnt die Kultur.

Die Notwendigkeit, sich Nahrungsmittel für die Zeit des Mangels aufzuheben, ist nicht überall gleich groß.

In Gegenden, in denen die Erde zu jeder Zeit das hervorbringt, was der Mensch zum Leben braucht, in Ländern also, in denen der Unterschied zwischen Sommer und Winter nur gering ist, ist auch die Notwendigkeit, sich Nahrungsmittel aufzuspeichern, gering. In unserer Breitenlage mit dem langen und schweren Winter würde der Mensch ohne Aufstapelung der Nahrungsmittel im Winter lediglich auf den Genuß von Fleisch angewiesen sein, und da auch die frei lebenden Tiere unter der Einwirkung der Kälte und des durch die Kälte herbeigeführten Nahrungsmangels leiden und in ihrem Ernährungszustand zurückgehen, würde ohne Vorratansammlung dem Menschen im Winter nur minderwertiges Fleisch zur Verfügung stehen. Die Natur, das Klima selbst also ist es, die den Menschen zur Verrichtung von aufstapelnder Arbeit veranlaßt, ja zwingt. Neben diesem Zwang zur Aufspeicherung verläuft die Möglichkeit des Vorratsammelns. Wiederum sind es die Tropen, in denen diese Möglichkeit eine geringe ist. Das feuchtwarme Klima bringt außerordentlich rasch eine Zersetzung der Lebensmittel hervor, teils auf dem Wege der chemischen Umwandlung, teils dadurch, daß die Natur die Entwicklung der kleinen Lebewesen, der Bazillen, stark begünstigt, die dann zerstörend auf alles Organische einwirken. Dazu kommen in den Tropen die massenhaft

auftretenden Freßtiere, die Termiten und Heuschrecken. In der mittleren Zone dagegen konserviert die Winterkälte selbst die Nahrungsmittel. In den Tropen ist also eine bei weitem größere Mühe, also Arbeitsleistung, nötig, um eine gewisse Menge Nahrungsmittel für die Zeit des Mangels aufzuheben, und da der Bedarf in der engen Periode nicht so hochgradig ist wie in dem gemäßigten Klima, so ist es uns selbstverständlich, daß in heißen Ländern die Aufstapelung von Nahrungsmitteln weit weniger geübt wird als bei uns. Damit fällt auch die zur Aufspeicherung notwendige Arbeitsleistung mitsamt ihren Folgen weg.

Die Folgen der in der Vorratanhäufung sich auswirkenden Arbeit sind zweifach. Es kann das Individuum und es kann das Volk durch die Arbeit und durch die Ernährungsveränderung beeinflußt werden.

Die Schwankungen in der Ernährung des Individuums werden bei Vorratanhäufung kleiner. Die Zeit der Not wird seltener und kürzer; der Hunger verschwindet um so mehr, je größer der Nahrungsvorrat ist. Anderseits aber wird auch das Übermaß der Nahrungsaufnahme seltener. Der Mensch, der es gelernt hat, sich die Nahrung außerhalb des Körpers aufzuheben, verzichtet auf das Übermaß der Aufnahme in den Körper zurzeit des Überflusses. Die Völlerei ist eine Erscheinung der tiefstehenden Kultur; sie ist dort Naturfolge, während sie bei hochstehender Kultur zum Laster wird. Hier tritt uns also schon ein ethisches Moment entgegen. Wir sehen an diesem Beispiele, wie innig verflochten in der Natur alles ist und wie vorsichtig man sein muß mit dem Vorwurfe der moralischen Minderwertigkeit eines Volkes und auch des Individuums, um nicht unrecht zu tun.

Durch die Gleichmäßigkeit der Ernährung tritt eine Umänderung des Ernährungszustandes ein, aber auch eine Umänderung der Fähigkeiten, sich zu nähren. Der Kulturmensch, der im Tage dreimal oder noch öfter Speise zu sich nimmt, braucht gar nicht mehr die Fähigkeit, tagelang ohne Nahrung zu bestehen, und er bildet sie deshalb nicht aus. Die von Darwin und seinen Schülern gefundene Anpassung der Menschen an die Umwelt besteht zweifellos, aber diese Anpassung ist nicht derartig, daß durch die Nichtübung einer natürlichen Anlage diese vollständig verschwindet, sondern derartig, daß diese Anlage in der Entwicklung stehen bleibt, rudimentär bleibt. Obwohl also der Kulturmensch, der infolge seiner Arbeit in kleinen Perioden Nahrung aufzunehmen Gelegenheit hat, die Anlage, die Speisen in größeren Zwischenzeiten zu sich zu nehmen, behält, so ist er doch an die regelmäßige Nahrungsaufnahme derartig gewöhnt, daß ein Zurückfallen in die frühere Art der Ernährung ihn in seinem Wohlbefinden und in seiner Gesundheit stört. Dieser Verlust, den Hunger längere Zeit ohne Schaden ertragen zu können, bedeutet aber zweifellos eine Schwächung der Existenzmöglichkeit und ist in seiner extremen Form ein sogenanntes Degenerationszeichen. Mit Recht lehren daher weitschauende, auf dem Boden der Naturanschauung stehende Pädagogen und Volkserzieher, bei der heranwachsenden Jugend durch absichtliches Einschieben zeitweiliger, längerdauernder Fastenperioden die natürliche Anlage nicht verkümmern zu lassen.

Durch die infolge der Arbeit ermöglichte Regelmäßigkeit der Nahrungsaufnahme findet ein stärkeres Wachstum des Körpers statt. Zum Beweise dieser Behauptung dürfen wir natürlich nicht zwei abstehende Völker mit einander in bezug auf Größe und Umfang ihres Körpers vergleichen, wir dürfen beispielsweise nicht den Neger mit dem Germanen zusammenbringen, sondern wir müssen, wie überall, solche Objekte wählen, die in allem übrigen gleich, in der fraglichen Angelegenheit aber verschieden sind. Wir können dies auf zwei Wegen erreichen. Entweder vergleichen wir ein Volk nach seinen zeitlichen Differenzen oder nach den örtlichen. Nehmen wir das Mittelalter und die Gegenwart. Da uns für das Mittelalter statistische Angaben über die Durchschnittsgröße fehlen, müssen wir uns um einen anderen Indikator der Körpergröße des mittelalterlichen Menschen umschauen. Einen derartigen Maßstab für die Größe der männlichen Personen des Mittelalters haben wir in den Rüstungen, die in großer Anzahl auf uns gekommen sind. Sowohl die Rüstungen der Ritter als auch die der anderen Waffentauglichen sind für uns zu klein. v. Pettenkofer hat die in den Münchener Sammlungen befindlichen Rüstungen durch Soldaten auf ihre Größe ausprobieren lassen. Der Durchschnitt der bayerischen Soldaten paßt nicht mehr in die mittelalterlichen Rüstungen hinein. Unser Körperumfang hat gegenüber dem Mittelalter zugenommen. Diese Zunahme kann nur auf dem Wege der geordneten Ernährung zustande gekommen sein, und die Regelmäßigkeit der Ernährung setzt eine Regelmäßigkeit der Arbeit voraus. — Das gleiche Resultat ergibt ein Vergleich an örtlichen Differenzen.

Der in der Stadt geborene und auferzogene Rekrut ist durchwegs größer und auch schwerer als der auf dem Lande geborene und auferzogene. Die Zunahme des Längenwachstums in der Stadt bei ein und dem nämlichen Volke ist allen Medizinalstatistikern bekannt. Auch diese Zunahme kann nur auf der Regelmäßigkeit der Ernährung beruhen und setzt wiederum eine Regelmäßigkeit der Arbeit und des Verdienstes voraus. Selbst die moderne, vielfach mit Industrie verbundene Landwirtschaft ist noch immer Saisonarbeit mit Saisonverdienst und Saisonernährung.

Aber nicht bloß der Ernährungszustand ändert sich unter der Einwirkung der Arbeit und ihrer Folgen, es findet auch eine direkte Anpassung des arbeitenden Organes an die Beschäftigung selbst statt.

Der Faustarbeiter bekommt starke Muskeln der Arme, der Schnelläufer gut entwickelte Unterextremitäten. Die Mediziner nennen diese Erscheinung ‚Arbeitshypertrophie', eine falsche Bezeichnung, denn die Zunahme der gebrauchten Organe ist kein Übermaß, kein ‚Hyper', sondern ein Ausgleich, sie ist das Normale für d i e s e Beschäftigung. Auch hier tritt uns wiederum die Folge einer Zusammenstellung ungleicher Objekte als Ursache falscher Benennung entgegen. Man hat die Muskeln des Federarbeiters mit denen des Schaufelarbeiters verglichen und bei letzterem ein ‚Über'maß gefunden. Starke Beschäftigung mit Schreibarbeiten und andern Naharbeiten befördert als Anpassung die Kurzsichtigkeit; Musiker von Blasinstrumenten haben gut entwickelte Lungen, ebenso Bergsteiger und ähnlich Beschäftigte; wer ein Streichinstrument spielt, hat an gewissen Stellen Hornhautschwielen; die Glaser

haben breite Daumen, die Hände der Köchinnen ertragen ohne Schaden größere Temperaturunterschiede als die der Dame; der geistig Arbeitende hat andere Entwicklung seines Verstandes, seines Gedächtnisses, als der körperlich Arbeitende. Kurz, überall in der Natur finden wir die Anpassung, den Ausgleich, das Gleichgewicht zwischen Anforderung und Kräften. Das weiß heutzutage wohl jedermann; aber nicht jedermann zieht auch die Schlußfolgerung aus dieser Naturerscheinung; durch die Anpassung des Organes an die von ihm geforderte Arbeit wird nämlich die Entwicklung der anderen Organe gehemmt. Andauernde Körperarbeit und Agilität des Geistes vereint sich nicht; wer Holz hackt, kann hierauf nicht schreiben; wer intensiv und lange studiert, kann kein tüchtiger Faustarbeiter sein. Je detaillierter unsere Arbeit wird, desto einseitiger ist auch die Ausbildung unserer Organe. Der Übergang von einer Arbeitssparte auf die andere wird dadurch schwerer.

Wir sehen daher einen merkwürdigen Verlauf im Leben des Individuums. Die Arbeit hat es von den Einflüssen der Umwelt befreit, es dafür aber zu ihrem Sklaven gemacht; körperlich und geistig. Dem Individuum erging es wie dem Bauer. Wie der frühere Gläubiger des Bauers, der in der Person des Ritters, des Geistlichen, des Städters verkörpert war, mit seiner wechselnden Stimmung auf den Landwirt drückte und wie dann dieser persönliche Gläubiger durch das unpersönliche Bankkapital abgelöst wurde, wie die Laune des Herrn durch die prinzipielle Herzlosigkeit ersetzt wurde, so hat sich auch das Individuum von den Wechselzuständen der Umwelt in die geistige Unterwerfung unter die Arbeit als solche hinüber ‚gerettet'. Wenn daher L. Brentano-München dem deutschen Volke den Rat gibt, sich in der Qualitätsarbeit zu vervollkommenen, so ist das eine weitere Umdrehung der Schraube; es frägt sich nur, ob das Individuum dies auf die Dauer erträgt. Denn das ist allen Naturwissenschaftlern bekannt, daß die höchste Stufe der Anpassung an die Krankheitslinie grenzt, daß der Exzeß der Tugend nur Untugend ist. Es frägt sich, ob die Einseitigkeit unserer Ausbildung nicht schon eine Gefahr für das Individuum ist. Weitblickende Pädagogen versuchen daher durch Ausbildung der Konträranlage das Gleichgewicht wieder herzustellen, namentlich in den Entwicklungsgang der geistig Arbeitenden hat man körperliche Übungen eingeschoben in Form von Spiel und Sport. Es ist zweifellos, daß man auf diesem Wege das Kräfteparallelogramm des Geistes und Körpers wieder annähernd herzustellen imstande ist. Ich habe aber an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß der Ersatz durch Spiel und Sport ungenügend und ebenso wieder einseitig ist, und ich habe als Gegenwirkung der einseitigen Geistesbildung die methodische und systematisch-körperliche produktive Arbeit für die Entwicklung der Anlagen des Individuums gefordert.

Die Bedeutung des Individuums bei der Entwicklung der Völker ist naheliegend.

Wenden wir uns nun der **völkischen Entwickelung** unter dem Einflusse der Arbeit selbst zu.

* * *

Dadurch, daß das Klima den Menschen zu aufspeichernder Arbeit zwang, hat es ihn auch erzogen. Die Freude an der Arbeit selbst ist ursprünglich Naturfolge gewesen. Da, wo dieser Zwang nicht herrschte, also in den Tropen, entwickelte sich auch keine Kultur; denn die Kultur wurzelt in der Arbeit. Wie sehr Kultur und Arbeitszwang zusammenhängen, können wir ersehen, wenn wir deren örtliche Ausbreitung miteinander vergleichen; beide sind randständig zum heißen Klima, beide sind randständig zu den Gegenden, in denen der Boden keine Produkte mehr hervorbringt, die das Aufstapeln lohnen. Der Bewohner des mittleren Klimas wurde frühzeitig an den Ort seines Nahrungsmitteldepots gebunden, namentlich als er nicht mehr ausschließlich seine Nahrung dem Tierreiche entnahm, sondern die Frucht der Bäume zu essen begann und den Boden mit Körnern bebaute. Die Seßhaftigkeit führte zum Bau der Wohnungen oberhalb der Erde und in den Winterabenden schmückte der nunmehr Seßhaftgewordene seine Wohnung, dies um so mehr, als er die Arbeit als zeitkürzenden Faktor kennen gelernt hatte und als er infolge der Sicherung seines Lebensunterhaltes im Winter durch die Arbeit im Sommer vor Nahrungssorgen geschützt war. Die Kunst, die edelste Freundin des Menschen, wurde geboren. Auch heute noch sehen wir den Einfluß des Klimas auf den Arbeitswillen des Menschen. Auch der fleißigste Europäer muß sich, in heiße Länder versetzt, der Arbeitsmethode der Tropenbewohner anpassen und nach unseren Begriffen arbeitsunlustig, faul werden oder er geht unaufhaltsam zugrunde.

Der Stolz, der den Bewohner des mittleren Klimas erfaßt, wenn er über die Höhe seiner Kultur nachdenkt, ist daher nicht im vollen Umfang berechtigt. Ein Gutteil der Kultur und die Wurzel der Kultur entspringt einem Naturzwang, ist also jenseits von Gut und Böse, ist mehr oder minder Reflexwirkung. Erst die Wirkung der freiwilligen Leistung erhebt den einzelnen wie das ganze Volk zu ethischer Höhe.

Auf die Entwickelung der Völker hat ferner der natürliche Arbeitszwang auf dem Wege der Generation veredelnd gewirkt. Der Zwang zur Arbeit ließ diejenigen zur geringeren Fortpflanzung kommen, die dem Zwange nicht gewachsen waren.

Die Seßhaftigkeit führte dann zur Familienbildung, zum Familieneigentum, zum gemeinsamen Schutze des gemeinsamen Eigentums, zum Sippenwesen und in der Folge zum Staate und zur Nation. Schon außerordentlich frühzeitig hat die Bodenbebauung zum Handel übergeleitet. Bald sah der Bewohner des Tales, daß sein Boden andere Frucht hervorbringe als der Boden des Berges, und der Austausch begann. Die Austauschmöglichkeit ist ein Haupterfordernis der Kultur. Nur da, wo die natürlichen Vorbedingungen zum Transport der Güter gegeben waren, sehen wir die Entwicklung der Staaten. Vorzüglich bot das Wasser diese Möglichkeit, die Produkte des eigenen Bodens in weite Ferne zu schaffen. Die frühere Kultur war daher fast ausschließlich Wasserkultur, sei es, daß sie direkt am Meere entstand oder längs der Flüsse sich bildete. Nur mit Hilfe des Wassers war es möglich, die großen Städte zu ernähren. Einen vollständigen Umschwung der Kulturmöglichkeit ergab

die Einführung der Eisenschienen als Beförderungsmittel. Jetzt erst war es möglich, schwere und umfangreiche Güter weit zu transportieren, und jetzt erst war es möglich, das ganze Volk an den Vorteilen des Güteraustausches teilnehmen zu lassen. Mit der Einführung des Dampfes beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Menschheit. Die Kulturmöglichkeit wächst ins Ungeahnte und die Kultur durchdringt alle Schichten.

Die Schwierigkeit des Güteraustausches in der Zeit vor den Eisenschienen zwang den Bebauer des Bodens, alle jene Produkte dem Boden abzugewinnen, die er zu seinem Leben brauchte. Mit Ausnahme der Umgebung der Städte und mit Ausnahme der Flußufer konnte der Bauer den Boden nicht in der Weise ausnützen, wie es der Eigenart des Bodens entsprach. Erst mit der Bahn entstand auch die Möglichkeit der Spezialitätenproduktion. Wie sehr die Landwirtschaft von der Verkehrsmöglichkeit abhängig ist, beweist die Geschichte der Bodenbebauung. So hatten Holland und Dänemark jahrhundertelang gemischte, aus Tierzucht und Körnerbau bestehende Landwirtschaft. Erst als England als Industriestaat erstarkte und die Schiffahrt auf dem Meere durch die Dampfer den Gütertransport ermöglichte, erst also, als diese beiden Staaten in England einen willigen und sicheren Abnehmer fanden, gingen die Bewohner dieser beiden Staaten daran, jene Produkte ausschließlich zu erzeugen, die in ihrem feuchtwarmen Klima am liebsten gedeihen: sie gingen zur Viehzucht und später zur Milchwirtschaft über. Und was für Holland und Dänemark das Wasser ist, das ist für die Alpenländer die Schiene. Erst mit Hilfe der Bahn war es möglich, den unrentierlichen Körnerbau in den Alpenbezirken und im Allgäu aufzugeben und sich der Viehzucht und der Milchwirtschaft zuzuwenden.

Mit dem Übergang zur Milchwirtschaft in Holland, in den deutschen Marschen, in Dänemark, im Süden Bayerns, Württembergs und Badens nahm die Bevölkerung in diesen Ländern eine eigenartige, von der Entwicklung der körnerbauenden Einwohnerschaft völlig verschiedene Richtung an. Wir werden auf die Verhältnisse später noch zurückkommen. Die Arbeit wurde grundlegend für die Entwicklung dieser Stämme.

Organisation der Arbeit.

Bei fast allen tiefstehenden Völkern sehen wir die Arbeit durch die Frauen verrichtet. Dies erklärt sich von selbst. Bei solchen Volksstämmen gilt eben lediglich die Körperkraft; der Schwächere verfällt der Sklaverei. Wie weit der Arbeitszwang der Frauen manchmal geht, kann man an unseren Kolonien ersehen. Bei manchen Stämmen sieht der Mann die Arbeit als entehrend an. Und wie war es bei unseren Vorfahren, den oft so hoch gepriesenen Germanen? Tazitus weist darauf hin, daß unsere Stammütter auch die hauptsächlichsten Arbeitskräfte waren. Solang ein Volk seine Frauen mit Arbeitshäufung überlastet, geht es weder kulturell noch in völkischer Beziehung vorwärts. Die natürliche Aufgabe des Weibes ist die Fortpflanzung der Gattung. Diese Aufgabe drückte dem Weibe den Stempel auf und nichts vermag sie von der Last des Geschlechtes zu befreien. Der Doppelaufgabe, Ernährung und

Fortpflanzung der Familie, ist aber das Weib nicht gewachsen. Bei der Brutalität des Mannes leidet in erster Linie die natürliche Aufgabe, die Fortpflanzung. Die Schwere der Doppellast, als Arbeitsinstrument und Mutter, drückt sich in der hohen Sterblichkeit der Kinder, namentlich der Säuglinge, aus. Das Neugeborene braucht nicht bloß Nahrung, sondern auch Pflege. Während aber die arbeitende Mutter dem Kinde zwar die Brust reichen kann, vermag sie ohne Hintansetzung ihrer Arbeitsleistung dem Kinde die Pflege nicht zu gewähren. Daher sehen wir bei tiefstehenden Volksstämmen eine enorme Kindersterblichkeit trotz der allgemeinen und ausschließlichen Naturernährung des Neugeborenen. Deutsche Regierungsärzte haben gefunden, daß 60 Prozent aller Neugeborenen in unsern Kolonien vor Erreichung des zweiten Lebensjahres wieder absterben. Die Überlastung der Frau durch Arbeit und Fortpflanzung bringt den Tod der Frauen häufig mit sich. Der Tod der Mutter bedeutet aber bei tiefstehenden Völkern stets auch den Tod des Kindes.

Eine zu hohe Absterbeziffer der Kinder ist nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Volkes. Abgesehen davon, daß diese große Absterbezahl wieder durch erhöhte Geburtenzahl ausgeglichen werden muß, wodurch das Weib und das spätere Kind geschwächt wird, sterben nicht alle erkrankten Kinder, und diejenigen, die nicht sterben, heilen nicht selten mit Defekt aus, das heißt die Krankheiten hinterlassen eine für das ganze Leben andauernde Minderwertigkeit. Wenn in einem Lande 30 Prozent der Geborenen wieder im ersten Lebensjahre absterben, so darf man wohl annehmen, daß weitere 30 Prozent schwer erkranken, aber doch mit dem Leben davonkommen; von diesen 30 Prozent der Erkrankten, die durchkommen, werden etwa 10 Prozent der Geborenen dauernd geschädigt. Nun gibt es Gelehrte, die behaupten, daß durch den Tod der Säuglinge es verhindert würde, daß die schwachen und lebensuntüchtigen Kinder sich in dem Volke vermehren, und daß das Absterben der Säuglinge wesentlich Selbstreinigung des Volkskörpers, also nach dem Sprachgebrauch der Gelehrten ‚Auslese‘ sei. Man müßte förmlich sich die Augen verbinden, wenn man leugnen würde, daß der Kern dieser Einwendung richtig ist. Es sind hauptsächlich die schwachen und lebensuntüchtigen Kinder, die absterben. Aber die Erfahrung lehrt, daß der Prozentsatz der lebensuntüchtigen Kinder in einem Volke auch nicht annähernd 30 Prozent beträgt, sondern ungefähr 10 Prozent. Nimmt man nun an, daß bei hoher Kindersterblichkeit alle lebensuntüchtigen Kinder absterben, so sterben über diese hinaus noch 20 Prozent von den Neugeborenen, die einen brauchbaren Menschenschlag abgegeben hätten. Und an die Stelle der von Natur aus minderwertigen Kinder treten die durch Krankheit dauernd defekten.

So sehr es also richtig ist, daß in der Natur die möglichst geringste Kindersterblichkeit nicht die beste ist, so sehr ist auch richtig, daß hohe Kindersterblichkeit die Entwicklung der Körpereigenschaften des Volkes hemmt. Es gibt aber eine Grenze, bei der die möglichste Rettung minderwertiger Kinder doch ein schlechteres Endresultat liefert als eine gewisse Höhe von Kindersterblichkeit. Diese Grenze ist noch nicht gefunden worden und liegt um so höher, je größer die Kunst der Lebenserhaltung wird. Dagegen ist die hohe Kindersterblich-

keit stets verderblich. Daher kommt es, daß Völker und Volksteile mit hoher Frauen-Arbeitsbelastung und deshalb mit hoher Kindersterblichkeit in der Entwicklung nur langsam vorwärts gehen. Über den Zusammenhang von Kindersterblichkeit und Frauenarbeit haben sich eine große Anzahl unserer Medizinalstatistiker geäußert. Während aber alle bisher sich mit dem Nachweis der Industriearbeit als säuglingsmordenden Faktor begnügten, habe ich zum erstenmal die gleiche Erscheinung bei der deutschen Landwirtschaft ziffernmäßig nachgewiesen. Die geringe Sterblichkeit der Beamtenkinder gegenüber den Proletarierkindern ist lediglich die Folge der erhöhten Pflege und der besseren ‚Kunstnahrung' des Säuglings, nicht die Folge der häufigeren Brustdarreichung, und diese erhöhte Pflege kann den Kindern des öffentlich Bediensteten dadurch gewährt werden, daß die Beamtenfrauen in der Regel keine Außenbeschäftigung haben, sich also ganz der Aufzucht ihrer Kinder hingeben können. Bürgerliche Berufsarten mit öffentlichen Läden, z. B. Wirte und Kaufleute, haben trotz erhöhten finanziellen Verhältnissen höhere Kindersterblichkeit als z. B. die Frauen der Gewerbegehilfen. Die Frauen der Ladengeschäftsinhaber, einschließlich des Alkoholgewerbes, sind nahezu ausnahmslos mittätig in dem Geschäfte ihrer Männer, müssen ihr Neugeborenes fremden Leuten anvertrauen und haben dadurch hohe Kindersterblichkeit. Bauern mit Körnerbau haben größere Kindersterblichkeit als Bauern mit Milchwirtschaft bei sonst vollständig gleichen Umständen; wenn also z. B. beide Vergleichsparteien dem Kinde die Brust versagen. Die Bäuerin des Körnerbauers wird in einem viel höheren Maße zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen als die Milchbäuerin. Groß- und Mittelbäuerin mit ihrer erhöhten Arbeitslast haben größere Kindersterblichkeit als Klein- und Parzellenbäuerin. Die Abnahme der Kindersterblichkeit in den Alpenbezirken beginnt trotz Abnahme der Säugehäufigkeit mit dem Übergang zur Milchwirtschaft, weil durch diese Wirtschaftsform die Arbeitslast der Bäuerin geringer wird. Der zunehmende Schutz der Mutter und Wöchnerin drückt sich in der Verkleinerung der Kindersterblichkeit aus.

Außer der erhöhten Kindersterblichkeit sehen wir unter dem Drucke der Arbeitsleistung eine erhöhte Frauensterblichkeit; namentlich die Lungenschwindsucht wütet unter den Frauen mit Arbeitszwang. Bei der nahen Berührung von Mutter und Kind überträgt dann die kranke Mutter die Krankheitskeime auf das Kind. Die Lungentuberkulose ist die Hauptkrankheit übermäßig arbeitender Mütter.

Daß dann solche Frauen mit Doppelbelastung frühzeitig altern und dann erst recht die Familien gefährden, ist allbekannt.

In kultureller und sittlicher Beziehung leiden Völker mit übermäßiger Frauenarbeit sehr. Die Kinder wachsen ohne Fürsorge der Mutter auf; die Tätigkeit des Vaters besteht ja in den ersten zehn Jahren nahezu ausschließlich in Verhütung und Bestrafung direkter Fehler. Das Wachrufen der guten Eigenschaften, das Fördern der positiven Tätigkeit des Kindes leidet am meisten, wenn die Mutter der Arbeit sich widmen muß. Und in den Stunden der Gefahr hat das Mädchen oder der Knabe keinen positiv-guten und entwickelten

Fond, den sie als Gegengewicht gegen die sittlichen Gefahren anwenden könnten. Diese großen Unterschiede in der Charaktereigenschaft der von edlen Frauen Erzogenen und der mutterlos Aufgewachsenen treten uns täglich entgegen.

II.

Wie ist nun das Verhältnis zwischen Frauenarbeit und Volksentwicklung in der Gegenwart?

In früheren Zeiten war es so, daß der Mann die Rohprodukte, welche die Familie bedurfte, in das Haus brachte und daß die Frau mit den ihr zur Verfügung stehenden Hilfskräften die Rohprodukte gebrauchsfertig machte. Die Frau spann und webte, sie goß Kerzen und melkte die Kühe, sie wusch und kochte; kurz, die Menge der häuslichen Arbeiten war groß. Diese ausgedehnten Arbeiten hatten aber nicht bloß die Frauen der Unterschicht zu vollführen, sondern auch die der Oberschicht. Wir müssen uns namentlich die Edelfrauen des Mittelalters als vielbeschäftigte Personen vorstellen.

Allerdings gab es eine Zeit, in welcher man der Frau neben den häuslichen Arbeiten auch höhere Bildung, namentlich klassische beibrachte, und heutzutage staunen wir, wenn wir lesen, mit welcher Offenheit die Rittersdame des 11. und 12. Jahrhunderts sich der Lektüre von Liebesgeschichten und Liebesgedichten hingab, die wir heute selbst der männlichen Jugend vorsichtig vorenthalten. Diese klassische Durchbildung einzelner Rittersdamen war nur dadurch möglich, daß die Verrichtung der häuslichen Arbeiten auf die Dienerschaft überging. Die Folgen dieser Arbeits- und Pflichtenverschiebung blieben nicht aus. Der ‚Dank' der Edeldame blieb nicht ideal, sondern nahm eine sehr körperliche Form an. Der Ritter wurde zum Modegeden. Das so hochentwickelte und jetzt noch so hoch gepriesene Rittertum ist an der Frauenfrage gescheitert, an der Frage des Pflichtmaßes der Arbeit der Damenwelt. Mit dem Erstarken des Staates trat an die Stelle des Ritters der Beamte, und mit dem Aufblühen der Industrie und des Handels rückten die Frauen der Industriellen in die Reihe der bevorzugten Stände ein. Dazu kam eine vollständige Verschiebung in der Zubereitung des Hausbedarfes. Der gewinnsüchtige Mann zog eine Unmenge von früher ausschließlich der Frau vorbehaltenen Erwerbszweigen an sich und bildete sie aus. Das Spinnen und Weben, das Waschen und das Backen, namentlich auch das gesamte Gebiet der Aufspeicherung der Nahrungsmittel ging auf den Mann über. Ja selbst in das rein geistige Arbeitsgebiet der Frau drang er ein. Der Mann nahm der Frau die Erziehung der Kinder ab, und jetzt gerade ist er daran, die bisher der Mutter und Gattin unbestrittene Pflicht der Pflege des kranken Familienmitgliedes auf männliche Kräfte oder doch auf Kräfte, die außerhalb der Familie stehen, zu übertragen. Diese ganz gewaltige, oft sogar plötzliche, revolutionäre Verschiebung auf dem Gebiete der Frauentätigkeit hat sich naturgemäß zunächst in der Frau, dann aber auch in der Familie und im ganzen Volke ausgewirkt. Die Frau der gesellschaftlichen oberen Schichten bekam einen großen Teil der Zeit frei, und je nach Anlage und Erziehung begann sie diese freie Zeit auszufüllen. Die einen steigerten die ihnen noch gebliebenen Reste der Arbeitspflicht, die Intensität der Arbeiten im Hause

wuchs. Die Reinlichkeit erhöhte sich, die Zubereitung der Speisen wurde schmackhafter und bekömmlicher, das Leben in der Familie wurde dem Manne angenehmer gemacht, die Erziehung der Kinder in der Zeit vor der Weggabe an fremde Pädagogen wurde systematischer und für das Leben wirksamer; die Kunst fand in der Familie eine Heimstätte. Der andere Teil der Frauen der vornehmen Gesellschaftsklassen verwendete die Freizeit auf die Aus- und Durchbildung ihrer eigenen Person. Da sie aber durch die Brutalität der Männer von der praktischen Verwertung spezieller Kenntnisse ausgeschlossen waren, so beschränkten sie sich immer mehr auf die Ausschmückung der persönlichen Außenseite. Großer Luxus in der Kleidung und der Wohnung, Vergnügungssucht und in der Folge die Scheu vor jeder ernsten Arbeit trat auf. Alles, was der Mann im harten Lebenskampf gewann, nahm sie als ihr Eigentum in Anspruch, und immer höher wurden die Ansprüche an das ‚Leben‘, immer ungestümer wurde das Verlangen ‚sich auszuleben‘. Diese Frau wurde zur Kulturpeitsche, und sie hat Mitschuld an der Rastlosigkeit des modernen Erwerbes und an der Veräußerlichung des Lebens; sie ist die Ursache der Feminierung der Welt.

Der andere Pol der Frauenarbeit ist die Frau des Nichtbesitzenden, des Arbeiters. Auch ihr wurde die Menge und die Höhe der Umarbeitung der in die Familie gelieferten Rohprodukte entzogen; auch sie wurde von der Erwerbstätigkeit des Mannes ‚entlastet‘. Aber durch die Umarbeitung der Rohprodukte durch den Mann steigerte sich der Preis der Bedürfnisartikel, und die Preissteigerung war größer als der Zuwachs des Lohnverdienstes des Mannes. Ein Mißverhältnis von Anforderung und Deckung trat ein. Dadurch wurde die Frau gezwungen, an der Produktion der Umwandlung der Gebrauchsgüter teilzunehmen, und da diese Umwandlung nahezu ausnahmslos außerhalb der Familie, an zentralisierten Werkstätten stattfand, so wurde die Frau außer Hause und in die Fabrik geführt. Dazu kam, daß die Frau des Arbeiters den Luxus in den oberen Klassen kennen gelernt hatte. Namentlich die voreheliche Zeit brachte sie in vornehmen Häusern zu, nahm deren Anschauung allmählich auf und verpflanzte sie in ihrem neuen Wirkungskreise der eigenen Familie. Durch die moderne Arbeitsmethode, die Mädchen der Arbeiterklassen als Arbeitskräfte in die Familien der Reichen aufzunehmen und sie dann als freie, politisch gleichgestellte Volksteile selbständig werden zu lassen, ist zweifellos die Unzufriedenheit der unteren Klassen mitherangezogen worden. Diese Unzufriedenheit führt zu dem Wunsch, die fehlenden Güter zu besitzen. Und da die Frauen der Unterschicht einsichtig genug sind, um den einzigen Weg der Befriedigung des Wunsches, den Weg der Arbeit zu erkennen, so steigert sich die Arbeitsmenge der Frauen der Arbeiter. Teils gezwungen also durch die vollständige Umänderung der Lebensverhältnisse, teils freiwillig zur Befriedigung eines Luxusbedürfnisses vollführt die moderne Arbeiterfrau eine Unmenge von Arbeitsleistungen; und diese Arbeitsleistung steht hinter der Menge der Arbeit nicht zurück, die das Weib vollbringen mußte, als sie noch die Umarbeitung der Rohprodukte in der Familie selbst vornahm. Ja, die Arbeitsmenge nähert sich wieder einer Zeit, in der das Weib die herkömmliche Arbeits-

sklavin des Mannes war. Und wie bei dem Manne hat auch bei der Frau die Arbeit die Befreiung des Weibes von der Naturgewalt und später von der Rohgewalt des Mannes gebracht, hat sie zum gleichwertigen Haus- und Familiengenossen mit abgemessenem Pflichtenkreis emporgehoben, und ebenso wie bei dem Manne droht auch dem Weibe die Sklavisierung durch die Arbeit selbst.

Es wäre töricht und utopisch, zu denken, daß in dieser Entwickelung die Kraft einzelner Männer, und hätten diese auch die größte Gewalt, Einhalt tun könnte. Bei unserer gegenwärtigen Organisation der Arbeitsverhältnisse ist die Mitarbeit der Frau des Nichtbesitzenden an der Erhaltung der Familie einfach nicht zu entbehren. Alle Versuche, die darauf hinausgehen, dem Manne der unteren Schichten allein die Aufgabe der Ernährung und Erhaltung der Familie aufzuerlegen, scheitern an dem eisernen Zwang. Das erreichbare Ziel aller Realsoziologen muß daher lediglich die Abschwächung, die Ausschaltung speziell gefährlicher Erwerbsarten aus dem Beschäftigungsbereiche des Weibes sein.

Zwischen den beiden Extremen, der Proletariersfrau und der Frau des Vornehmen, steht mit ihrem Pflichten- und Arbeitskreis die Bürgerin, die Bäuerin. Je nachdem die Beschäftigung ihres Mannes ist, nähert sie sich dem Arbeiterweib oder der Dame. Und ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß innerhalb ein und der nämlichen Berufssparte die Arbeitsmenge der Frau sehr wechselt. Die Bäuerin der Körner bauenden Landwirtschaft und die Frau eines Ökonomen mit Milchwirtschaft sind in ihrer Arbeitsmenge weiter voneinander entfernt als die Bürgersfrau und die Frau eines mittleren Beamten. Und je nachdem die Annäherung und die Menge und Art der Arbeit der Frau der Mittelschichte ist, ist auch die ganze Entwicklung derselben, ist namentlich der Einfluß auf die Familie, auf den Mann, ist die Förderung der echten Kunst oder die Steigerung des Luxus.

Nun tritt in der Neuzeit eine sehr beachtenswerte Strömung in der Organisation der Arbeit hervor, und diese Strömung zeigt sich fast bei allen Kulturvölkern, namentlich bei den Nationen der germanischen Rasse. Die Frauen wollen gleiches Arbeitsrecht und infolge dessen auch gleiche politische Rechte, wie der Mann sie hat, und sie wollen diese Rechte dadurch erringen, daß sie sich die gleiche Vorbildung aneignen.

Schon aus der Tatsache, daß die Frauenrechtlerin die Vorbildung als den nächsten Gegenstand ihres Wunsches betrachtet, geht hervor, daß die Hauptströmung der Umwandlung des Arbeitsverhältnisses nicht von den Frauen der Unterschichte ausgeht, sondern von denen der Oberschichte, denn der Unterschied der Ausbildung des Mannes und der Frau des Proletariates ist ein sehr geringer. Dazu kommt, daß jede Arbeit einen an die Arbeit angepaßten Körper bedarf, daß namentlich körperliche Arbeit körperliche Entwicklung erfordert. Die Verrichtung schwerer körperlicher Arbeit liegt außerhalb des Vermögens des Frauenkörpers, und selbst der intensivste Wunsch der Frau wird eine durch Jahrtausende bestehende Naturerscheinung nicht aufheben können. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der Mann bei der Auswahl der Gattin und damit bei der

Frage der Fortpflanzung einen allzu grobkörnigen Körper nicht als Vorzug ansieht, daß durch die Gattenwahl und damit durch die Generation grobknochige und daher zur schweren Arbeit taugliche Frauen keine vermehrte Fortpflanzung haben. In der Verrichtung schwerer Faustarbeit wird die Frau kein ernsthafter Konkurrent des Mannes werden.

Der Wettstreit soll sich vielmehr auf geistigem Gebiete abspielen, dem ja auch der Mann mit aller Wucht zustrebt.

Der Grund, warum die Damen — es sind größtenteils Frauen der Oberschichte — diese Bewegung einleiteten, ist ein höchst achtenswerter. Die Bewegung zeigt, daß die Frauen mit dem parasitären Charakter, den die moderne Arbeitsorganisation der Frau der Oberschichte zuteilt, nicht zufrieden sind, sie zeigt eine Menge des aufgespeicherten Arbeitswillens; sie ist ein Beweis, daß in der Frau selbst eine Unsumme von sozialen Werten lagert, die der Mann vernachlässigt hat und verderben ließ zum eigenen Schaden und zum Schaden des Volkes. Diesen Arbeitswillen uns nutzbar zu machen, liegt vollständig im Interesse der Männerwelt selbst, weil man erhoffen kann, daß durch die Vermehrung der Pflichten die einseitige Entwicklung der modernen Frau zum Mondainismus und zum Verderben der Völker gehemmt und vielleicht behindert wird.

Die Wege, die die Frau betritt zur Erlangung des Endzieles, des größeren Wirkungskreises, sind allerdings noch recht unbestimmte und schlecht gezeichnete. Es wäre viel näher gelegen gewesen, diejenigen Beschäftigungssparten, die die Frau früher besorgt hatte, wieder zurückzuerobern, als in die anscheinend dem Manne vorbehaltenen Terraine einzudringen. Aber das Eindringen zur Beschäftigung mit Intelligenzleistungen ist nicht den Frauen allein eigen, sondern ist eine Allgemeinerscheinung der gegenwärtigen Zivilisation. In der Geringschätzung der körperlichen Arbeit teilen sich Mann und Frau, aber die Frau geht in ihrer Geringschätzung der körperlichen Arbeit viel weiter als der Mann. Die Frau verbirgt aus Scheu vor ihrer Mitschwester die Wartpflege ihres Kindes. Das Ausfahren des Säuglings im Kinderwagen, gewiß eine Arbeit mit geringem Muskelverbrauch, wird als nicht standesgemäß betrachtet. Die Verrichtung der häuslichen Arbeiten durch die Tochter der Familie wird ängstlich verschwiegen. Die Pflege des Kindes wird Dienstboten aus niedrigsten Gesellschaftsklassen überlassen. Hier aufklärend und reformierend zu wirken, hätte man von den Vertreterinnen des Frauenrechtes in erster Linie erwarten dürfen. Nicht daß die Damen der Frauenrechtsvereine die Richtigkeit der Ausgestaltung ihres bisher noch unbestrittenen Wirkungskreises nicht einsehen würden; was sie an der praktischen Durchführung hindert, ist der Mangel an Mut. Allerdings nicht der Mut des Streiters und des Sieges, aber der Mut des Bekennens und des Ertragens. Das Bekennertum aber steht höher. Wohl wird die einzelne Dame, die sich zur Hauswirtschaft bekennt, einen schwierigen Standpunkt in der Gesellschaft haben, und manche wird daran scheitern: aber hat je ein siegreiches Vordringen eines Gedankens ohne Opfer stattgefunden? Die Reform der Arbeitsorganisation muß mit der Frau gemacht werden. Die auf die männliche Beschäftigung allein beschränkte Umwälzung der Bewertung der Arbeitsarten wird nie ein dauerndes Resultat erzielen, wenn die Frau bei

der alten Ansicht der Geringwertigkeit der Körperarbeit stehen bleibt. Es ist möglich, daß die immer mehr zunehmende Dienstbotennot die Frauen der Oberschicht wieder zum häuslichen Herd zurückführt, anfangs heimlich, später sich dazu öffentlich bekennend, so daß also der Dienstbotenmangel eine natürliche Selbstheilung der Krankheit wäre. Damit soll aber keineswegs dem Bestreben, auf geistigem Wege die Konkurrenz mit dem Manne aufzunehmen, entgegengetreten werden. Aber auf die Überfüllung aller Intelligenz-Berufssparten darf man wohl hinweisen. Es macht auf den Beschauer nahezu den Eindruck, als ob nicht der Allgemeingewinst, der aus der Intellektausbildung dem Besitzer zufließt, die Hauptsache für die Forderung der Frauen nach gleicher Vorbildung wäre, sondern die mit der Intellektausbildung verbundene Stellung mit gesichertem Einkommen. Allerdings werden wir auch beim Manne sehen, daß auch er immer mehr zu den Staatsämtern sich hindrängt; aber gerade diese Verwirklichung der männlichen Beschäftigung ist ein Kennzeichen der Schwäche, ist ein Symptom des Rückschrittes und ist zu beklagen. Und ein Übel wird nicht kleiner, wenn es doppelt vollbracht wird. Auch die weitgehendste Kommunalisierung der Lebens- und Arbeitseinrichtungen kann nicht so viele Stellen bringen, um der Nachfrage zu genügen. Übrigens werden wir auf die völkischen Gefahren der Beamtenreiche noch zurückkommen. — So viel kann aber über die Folgen der Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen jedenfalls gesagt werden, daß sie die jetzige Entwickelungsrichtung der Vergeistigung der Natur und der Beherrschung aller Verhältnisse durch den Staat und seine Beamten verschärfen.

Die Vermannbarung der Frau wirkt sich in der Fortpflanzung aus.

Die Tiermedizin, die in mancher Hinsicht weiter wie die Menschenmedizin ist, hat gefunden, daß Kühe mit schlecht entwickelten allgemeinen Geschlechtseigenschaften auch schlechte Milchinnen sind. Kühe mit zartem Knochenbau, feiner Haut, sanfter Gemütsstimmung werden in der Milchwirtschaft wegen der Güte der Milch stark gesucht. Auch schlachtet die Bäuerin die Henne, welche männliche Eigenschaften annimmt. Wird eine Milchkuh zum Ziehen verwendet, so verliert sie die Milch.

Analoge Verhältnisse hat die fortschreitende medizinische Statistik auch bei der Frau gefunden.

Die physische Existenz eines Volkes wird durch zu hohe Frauenarbeit nicht gestärkt.

(Schluß folgt.)

Beresina Zum Gedächtnis der Tage vom 26.—29. November 1812
Von Aloys Schulte

◆◆



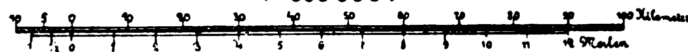
Der weltgeschichtliche Name Beresina ist einem an sich ziemlich unbedeutenden Flusse zu eigen, der gleichwohl durch seine Richtung wie durch seine Umgebung in dem kühnsten Unternehmen Napoleons eine Katastrophe und die Schrecknisse einer solchen herbeiführte. Der Rückzug des großen Heeres vollzog sich von Moskau her auf dem südlichen Abhange jener Bodenschwelle, die das Zuflußgebiet des Schwarzen Meeres von dem der Ostsee trennt. In diesen Zug greift weit nach Norden nur die Beresina ein. An den Ufern des nur wenige Furten darbietenden Flusses zieht sich ein nach Süden immer breiter werdender Streifen von Sümpfen hin, die wiederum von Waldungen erheblichen Umfanges eingeschlossen sind. Sümpfe, Wälder, die oft ineinander übergehen, Seen und Flüsse bereiteten dem durchziehenden Heere die größten Schwierigkeiten, und die Armut der Gegend konnte auch für die Ernährung der vom Hunger gepeinigten Krieger kaum etwas bieten. Auf dem Hinwege hatte das siegreiche Korps Davouts den Fluß in seinem Unterlaufe überschritten, der Kaiser selbst hatte damals den nördlichen Abfall der Wasserscheide benutzt, beim Rückmarsche rechnete er auf die stehende Brücke von Borisow, doch weiter nördlich mußte er das Heil seines Heeres unter den übelsten Umständen versuchen. Die einmarschierende Armee hatte einen immer spitzer werdenden Keil in das russische Reich getrieben, Moskau aber dem Kaiser nicht die erhofften Siegeslorbeeren geschenkt. Im Gegenteil. Das Mögliche war überschritten, das Heer mußte seinen Keil verkürzen, mußte zurück — wie weit, das wußte niemand und Napoleon täuschte sich selbst immer wieder. Von der Spitze des Keiles aus durfte allein seine Verkleinerung ausgehen, und das schon war ein so gewagtes Unternehmen, daß schon bis Smolensk, wo das Hauptheer noch durch keine andern Sorgen übermäßig belästigt war, der Zusammenhang des Heeres tief erschüttert war und die Streitkräfte bereits um ein Drittel und mehr waren verkleinert worden. Infolge der elenden Verpflegung und der mangelhaften Disziplin lösten sich von dem Heere schon zahllose Leute ab, die auf eigene Entschließungen sich mehr verließen als auf die Sorge, die den geschlossenen Truppen zuteil ward.

Wie aber, wenn dieser Keil, ehe seine Spitze völlig geräumt war, in der Mitte von den feindlichen Streitkräften zertrümmert ward, wenn im Rücken Napoleons seine Feinde, von Norden und Süden her kommend, sich vereinten und dann, das Antlitz gegen Osten gerichtet, der ‚großen Armee' des Feldherrngenies den Weg verlegten? Gab es dann noch ein Entrinnen oder mußte sich nicht ein Sedan abspielen — in Eis und Schnee, in Wäldern und Sümpfen, in menschenleerer, ärmlicher Gegend, viele hundert Meilen fern von der Heimat der meisten Truppen, die aus fast ganz Westeuropa, von Portugal und Neapel bis nach Polen hin, stammten?

Wohl hatte Napoleon zwei starke Flügelarmeen vorgesehen. Doch die nördliche zog er nicht heran, er beließ vielmehr Macdonald mit seinen Preußen vor dem belagerten Riga, auch dann noch, als dieses Unternehmen seinen Sinn verloren hatte. Er wollte nicht seine eigene üble Lage eingestehen, und so

Düna
Polozk
Witebsk
Wittgenstein
Victor
Napoleon
Orsza
← nach Wilna
Zembin
Studienka
Gaina
Borisow
nach Minsk
Beresina
Mohilew

1:1350000.



Situationsplan zum Übergang Napoleons über die Beresina



wirkte dieser linke Flügel nur insoweit ein, als er einen kleinen Teil der feindlichen Streitkräfte beschäftigte. Im Süden hatte der Österreicher Schwarzenberg mit seinen Truppen die Flanke zu decken; hätte er den Absichten Napoleons völlig entsprochen, so würde er sich, um den Kaiser aufzunehmen und zu schützen, immer weiter von der Grenze des eigenen Staates haben entfernen müssen. Der methodische Österreicher, an den Napoleons scharfe Befehle überhaupt zu spät gelangten, fand andere Aufgaben und ließ die Flanke dem Stoße eines Angreifers frei, der geradezu den Todesstoß führen konnte.

So blieb der Schutz der Landschaften um die Beresina den vom Hauptheere zurückgelassenen Truppen und dem nachgezogenen Armeekorps (neun) des Marschalls Victor überlassen, das vorwiegend aus deutschen Truppen bestand. Solange die nördliche Reihe der Plätze: Polozk und Witebsk, wie die südliche: Minsk, Borisow und Mohilew, sich hielt, war die Gefahr noch weit. Doch von Norden heranrückend gewann der tätige Fürst von Sayn-Wittgenstein gegenüber den französischen Korps, deren Generale sich sehr wenig verstanden, die Oberhand; er nahm Polozk und am 7. November auch Witebsk weg und der Marschall Victor wich mit seinen zwei Armeekorps in die Landschaft östlich des obersten Laufes der Beresina; andere Streitkräfte, namentlich Bayern, waren nach Westen hin ausgewichen. Der große Kaiser hatte seine Marschälle nicht an Selbständigkeit gewöhnt, und am allerwenigsten war Victor der Aufgabe gewachsen, den Truppen Wittgensteins wie auch den ihm selbst untergebenen Generalen den Meister zu zeigen; Napoleon hatte ihm Befehle geschickt, aber einen vollen Einblick in die entsetzliche Lage des Hauptheeres hatte er ihm nicht gewährt. Es war für den Kaiser ein Unglück, daß er hier nicht einer starken Hand alle Streitkräfte unterstellt hatte; die Unsicherheit und die Zwiespältigkeit der Kriegführung in Spanien wiederholte sich hier, die Marschälle fühlten nur dem Kaiser gegenüber die Pflicht des Gehorsams!

Viel ernster noch waren die Erfolge der von der türkischen Grenze heranrückenden Südarmee des Admirals Tschitschagow, die am 16. November Minsk besetzte. Am 21. gelang es ihm, die Lebensader der französischen Hauptarmee zu erfassen und den Übergang von Borisow wegzunehmen. Es war eine heillose Lage eingetreten, Wittgenstein und Tschitschagow konnten mit ihrer Übermacht die Streitkräfte des Düna- und Beresinagebietes niederrennen, ehe der Kaiser zur Stelle war, und weit eher, als die sonstigen weitzerstreuten Truppen der Verbündeten hätten eingreifen können. Der Kriegsplan des Zaren wies seine beiden Generale an, sich an der Beresina zu vereinigen und gemeinsam dem Kaiser den Rückzug zu verlegen. Er war ausführbar, mehr wie 60 000 Mann konnten sich den französischen Truppen des Gebietes, die nur 25 000 Streitbare aufwiesen, gegenüber sehr wohl halten, und dem französischen Hauptheere konnte ja auf dem Fuße das russische Hauptheer folgen. Ein Kesseltreiben lag in der Natur der Dinge, und es war vom Zaren durch seinen Operationsplan geboten!

Napoleon hatte inzwischen die schwere Krisis von Krasnoi ebenso überwunden wie die früheren seines Rückzuges von Moskau her. Fürst Kutusow hatte Napoleon mit dem russischen Hauptheere seitlich eingeholt, ja überholt,

doch den schnellen stürmischen Angriff wagte er nicht, den Kaiser rettete die Angst vor seinem Feldherrngenie. Er warf in alter Tatkraft den ängstlichen Gegner zurück. Er konnte sich befreien, nur Ney blieb zwischen den Russen stecken. Diesem Heros aber bangte das Herz nicht, er ging in der dunklen Abendstunde auf den Dnjepr zu und wagte das Ungeheuerliche, den Marsch über eine äußerst schwache Eisdecke. Von seinen 3000 Mann brachte der Tapferste der Tapferen freilich nur 900 noch zum Napoleonischen Heere zurück, aber diese Heldentat mußte das tief gesunkene Selbstvertrauen der Franzosen heben und dem Gegner imponieren!

Am 20. hatte der Kaiser den Lauf des Dnjepr hinter sich, vor ihm lag als nächste ernstliche Flußlinie die Beresina, und er rechnete in diesem Momente noch so sicher auf die Brücke von Borisow, die ihm auf Minsk zu und zu Schwarzenberg den Weg geben sollte, daß er die in Orsza vorgefundenen zwei Pontontrains mit zusammen 60 Fahrzeugen verbrennen ließ, um die Bespannung für die Geschütze zu verwenden, die zu erhalten Napoleon überhaupt eine übertriebene Sorgfalt verwendete. Auf Brückentrains hatte Napoleon nie den nötigen Wert gelegt, er hielt mehr auf Geschütze als auf dieses schwerfällige, selten benutzte Kriegsgerät. Von dieser Stunde an war der Schlachtenkaiser auf die festen Brücken angewiesen oder auf den Bau von Jochbrücken aus am Flusse selbst schnell zusammengerafftem Materiale. Von dieser Stunde an konnte der Sensenmann auf eine ungeheuerliche Ernte rechnen; den größeren Teil entzog ihm doch der General, der der Held der Beresina werden sollte, Eblé, als er dem Befehle entgegen für seine Pontoniers zwei Feldschmieden, zwei Wagen mit Holzkohlen und sechs andere, die mit dem Handwerkszeug und eisernen Baumaterialien — Klammern, Haken und Nägeln — beladen waren, bespannt behielt, und von dem übrigen Metallmateriale und Handwerksgerät möglichst viel seinen Mannschaften anvertraute. An den Ufern der Beresina wären diese Dinge nicht zu ersetzen gewesen, an diesen wenigen eisernen Klammern hing in des Wortes wahrer Bedeutung die Weltgeschichte. Die grausige Kälte, die alle Flüsse und Sümpfe zu haltbaren Brücken machte, sollte erst später einsetzen, eben war Tauwetter eingetreten, das die Flüsse anschwellte und jeden Brückenschlag noch erschweren mußte. Im ungünstigsten Momente traf das Heer an der Beresina ein, wo ein Hochwasser mit Eisgang die Wirkung des vergangenen Wetters zeigte, während eben eine starke Kälte und ein heftiges Schneetreiben einsetzte, aber noch nicht den Fluß bezwang.

Am 22. wußte Napoleon, was am Tage vorher geschehen war, Borisow war in die Hände des Feindes gefallen. Er stand zwischen einer großen Zahl von überlegenen gegnerischen Heeren, ohne die Brücke zu besitzen, und doch mußte eine solche unter den schwierigsten Umständen im Angesichte des Feindes über den Grundeis führenden Fluß gelegt werden. Wohl kein anderer Feldherr hätte aus solcher Lage sich befreien können, aber Napoleon tat es!

Der Kaiser sah von seiner bisherigen Absicht ab, in der Richtung auf Schwarzenberg durchzubrechen; bei Borisow war der Übergang unmöglich; unterhalb es zu versuchen, war angesichts der größeren Gefahr, daß hier Kutusow mit dem russischen Hauptheere, das ja immer südlich den Rückzug Napoleons

begleitete, herzueile, weniger rätlich als nördlich, flußaufwärts im Angesichte von Wittgenstein und von Tschitschagow es zu wagen. Noch in der gleichen Nacht wies der Kaiser Oudinot mit seinem bisher in diesem Gebiete schon operierenden und daher noch einigermaßen geordneten Korps an, bei Weselowo Brücken anzulegen, also an einer Stelle etwas oberhalb des späteren wirklichen Brückenschlages. Über die Wege und Stege gab dem Kaiser kein Geringerer Auskunft als der größte Militair der Schweiz, Jomini, der auf Weselowo hinwies, die dortige Brücke irrigerweise aber erhalten glaubte. 36 Stunden später wurden die Generale Eblé, der Kommandeur des Brückentrains, und Chasseloup, der Chef der Genie-Truppen, mit ihren Pontonieren und Sappeuren vorausgesendet, um zu Oudinot zu stoßen.

Dieser Rechtsabmarsch war nur erfolgreich, wenn Tschitschagow, der auf dem westlichen Ufer der Beresina stand, sich über die Absichten Napoleons täuschend, die Übergangsstelle freigab, und wenn zugleich Wittgenstein, der auf dem andern (östlichen) Ufer des Flusses heranrückte, sich abhalten ließ, energisch flußabwärts, dicht am Flusse entlang, in der Richtung auf Borisow zu stoßen. Zwischen beiden Generalen war eine regelmäßige Verbindung nicht hergestellt, und da auch Kutusow, der nur Teile seiner Truppen voraufgeschickt hatte, keine Verbindung mit Wittgenstein gewann, blieb das Kesseltreiben, das möglich gewesen wäre und vom Zaren angeordnet war, unausgeführt. Die beiden russischen Generale fühlten Gründe, die zur Vorsicht zu gemahnen schienen.

Wie konnten sie die Auflösung der Hauptarmee ahnen, da doch die französischen Generale und Truppen des Beresinagebietes aufs tiefste erschraken, als sie die ausgemergelten, kraftlosen, melancholischen, verhungerten, durchfrorenen Soldaten der geschlossenen Trupps der Hauptarmee erblickten und dann den Zug der noch viel übleren Einzelflüchtlinge beobachteten! Das war der Zug des Todes, die hundertfältige Vergrößerung eines Totentanzes! Der Name eines Großen wirkt auch dann noch, wenn ihm die Kraft entsinkt; so zitterten denn doch auch in diesen Tagen alle russischen Generäle, vor allem Tschitschagow und Wittgenstein, vor Napoleon; zum ersten Male traten sie dem Genius des militärischen Zeitalters gegenüber! Die Vorsicht schien ihnen nötig, wo der Kühnheit der sicherste Preis winkte; der goldene Segen jeder Initiative lag nie so herrlich da, wie er sich nun Wittgenstein und den Generalen Kutusows darbot.

Die drei russischen Führer waren von der Vorstellung beherrscht, Napoleon werde südlich von Borisow den Übergang versuchen. Tschitschagow hatte eben an Oudinot Borisow wieder verloren, jedoch war die Brücke noch zu rechter Zeit in Brand gesteckt worden. Er hielt den Gegner für stärker, als er war, und Oudinots Scheinvorbereitungen zu einem Brückenschlage unterhalb der Stadt hatten mit falschen Angaben, die man jüdischen Spionen gemacht hatte, Erfolg. Und schrieb nicht auch Wittgenstein, der am Feinde unmittelbare Fühlung hatte, im gleichen Sinne? Genug, der Admiral zog im entscheidenden Augenblicke seine Truppen nach Süden von der gefährdeten Stelle weg, und der dort befehligende Unterführer Tschaplitz, der gegenüber von Studienka

stehend die feindliche Absicht deutlich erkannte, hatte nicht die Seelenkraft, die zu einem direkten Ungehorsam erforderlich ist. Er ließ Kornilow so wenige Truppen, daß am Morgen des 26. November kaum behindert französische Reiter, die auf der Kruppe ihrer Pferde Voltigeure mitgenommen hatten, den Fluß durchschwimmen und dann den Brückenschlag decken konnten. Gleichwohl wäre das noch nicht die Rettung für Napoleon gewesen, wenn nur Kornilow oder irgend einer seiner Untergebenen dem Kaiser das zweite Defilé gesperrt hätte, von dem er kaum eine Kenntnis hatte. Die Straße, die über Zembin nach Wilna führt, überschreitet auf drei zusammen mehr als 600 Meter langen Brücken die grausigen Waldsümpfe des Gainaflusses. Hätte ein Russe sie in Brand gesteckt, so hätte Napoleon auch nach dem Übergange über die Beresina sich gefangen geben müssen! Aber im eigenen Lande zerstört niemand gern eine Brücke, wie es so oft bei den Franzosen 1870 unterblieb. Napoleon wies aber sofort Ney an, sich dieser Brücke zu versichern, und der polnische Offizier, der es ausführte, konnte noch in der Nacht melden, daß die Brücken im guten Stande und die Kosaken, die längst hier gewesen waren, verschwunden seien. Das Allerübelste war nicht mehr zu befürchten!

Victors Eigenmächtigkeit und Rückzug in falscher Richtung gab Wittgenstein den Weg auf die französische Übergangsstelle frei. In der Nacht vom 25. auf 26. November mußte Napoleons Umgebung fast alle Hoffnung aufgeben. Sein Schwager Murat schlug ihm vor, er möge sich als Pole verkleidet mit wenigen Getreuen flüchten! Vor sich sah der Kaiser die Biwaksfeuer Kornilows, gegen Wittgenstein war er ungedeckt, und konnte nicht jeden Augenblick in seinem Rücken ihn das russische Hauptheer angreifen? In wenigen Stunden konnten 80 000 Russen ihn einschließen, da ihm doch nur noch 35 000 Bewaffnete gehorchten. Doch Napoleon zagte nicht und wirklich am folgenden Morgen war Kornilow fast verschwunden und Wittgenstein hielt an seinem Irrtum (Übergang Napoleons südlich von Borisow) fest und drückte auf Borisow zu, statt auf den Übergangspunkt Studienka vorzustoßen. Der falsche Rückzug Victors hatte ihn in seinem Irrtume noch bestärkt. Napoleon, der seine Umsicht und Tatkraft wiedergewonnen hatte, stand am Morgen dieses Tages (26. November) stundenlang erregt und doch sich bemeisternd bei den Brückenarbeiten und sah der heroischen Tätigkeit der Pontoniere zu. Was Oudinots Truppen vorbereitet hatten, war unbrauchbar, Eblé mußte von neuem beginnen, um zwei Brücken über den Fluß zu legen, dessen Wasser so gestiegen war, daß die Fuhrt, die wenige Tage vorher französische Reiter benutzt hatten, unbrauchbar geworden war. Auf dem ziemlich rasch dahinfließenden Wasser schwammen Eisschollen bis zu 10 Fuß Länge. Ihr armen Pontoniere! Es gibt keine Kähne, auf Notfahrzeugen müßt ihr arbeiten, ja bis an den Hals in das eisige Wasser hineingehen und schaffen, bis die Böcke sicher im Strome stehen! Man sieht Marinesoldaten der Garde tauchen, um den Fuß der Böcke zu sichern!

Um leidlich brauchbares Holz für die Böcke zu gewinnen, wurden die besten Balken der Häuser und einige eilig gefällte Bäume verwendet; so hatte man notdürftige Böcke, die aber in dem schlammigen Boden nicht sicher ruhten.

Die eine unten stehende stärkere Brücke war für Reiter und Wagen bestimmt; ihre Decke wurde notdürftig aus 15—16 Fuß langen Knüppeln von 3—4 Zoll Stärke hergestellt.

Noch viel schlimmer stand es um die obere Fußgängerbrücke; ihre Decke war aus schlechten, dünnen Brettern hergestellt, die sich in einem fort verschoben. Unter der Last bogen sich die einzelnen Teile der Brücken bis unter den Spiegel des Wassers. Jede Brücke war etwas mehr wie hundert Meter lang, zweihundert Meter waren sie voneinander getrennt. Um 1 Uhr war die kleinere, um 4 Uhr die größere fertig. Aber 4 Stunden später brachen an dieser drei Böcke. General Eblé mußte die Hälfte seiner zu Tode ermüdeten Leute von den Feuern wegziehen lassen, an denen sie todmüde eingeschlafen waren, und erneut begannen diese Helden ihre getreue Arbeit, die ihnen selbst den Tod eintrug, den andern aber Rettung. Noch zweimal brach die Brücke, während die andere nur immer und immer wieder Arbeiten an der Decke erforderte. Das hohe Lied vom braven Manne feiert einen, der sein Leben in die Schanze schlug, andere aber rettete; von den 100 Pontonieren und sonstigen Soldaten, die ins Wasser hatten gehen müssen, hat niemand mehr die Heimat gesehen, ja nur die nächsten Biwaks erreicht. — Der Pflicht und der Ehre bis in den Tod getreu! Wohl sorgten die Vorgesetzten für diese Helden, selbst der Kaiser, der stumme und doch von Unruhe verzehrte Zuschauer, gab von seinen eigenen Vorräten. Er sah es, die Halberstarrten tranken gierig den dargebotenen Schnaps, aber bei einzelnen brach plötzlich eine Blutwelle aus der Nase, tot sank der Tapfere zusammen vor dem, dessen blinder Ehrgeiz Söhne des ganzen westeuropäischen Kulturkreises an diese Unglücksstelle geführt hatte, die das erschreckliche Rendezvous der Völker werden sollte.

Kaum standen die Brücken, als das eine der beiden best erhaltenen Korps, das der Marschall Oudinot führte, hinüber ging, um sich gegen die Vortruppen Tschitschagows zu entwickeln, der am 27. November auch die wahre Lage begriff und nun, wo es zu spät war, versuchte, dem Feinde den Weg zu verlegen. Er konnte aber in der Schlacht an der Beresina (28.) sein Ziel nicht erreichen, die Franzosen hatten ihre Artillerie besser aufstellen können, Oudinot mit seinem Korps und Ney mit den ihm neu unterstellten Truppen behaupteten sich siegreich, das letzte französische Reiterkorps ritt erfolgreich die letzte Attacke, von da an gab es keine geschlossene berittene Reiterei mehr. Dieser ruhmvolle Kampf auf dem rechten Ufer der Beresina, in dem sich die roten Schweizer besonders hervortaten, hatte den vollen Erfolg, der Übergang über die Brücken wurde von hier aus nicht gestört und die Biwaks der allmählich übergehenden Truppen, zu denen die Garde gehörte, die Napoleon auch jetzt nicht einsetzte, waren vor dem feindlichen Feuer gesichert. Napoleon und allen, die das rechte Ufer erreicht hatten, war der Weg zur Heimat offen!

Die Rettung aller andern Truppenteile und der ungeheuren Masse von Versprengten, Beamten, Frauen und Kindern, hing davon ab, wie lange es möglich war, den Übergang freizuhalten. Tatsächlich hat die flußabwärts gelegene Wagenbrücke 55½ Stunden offen gestanden, und die für Fußgänger und Reiter bestimmte Brücke etwa 60 Stunden. Bei einer ganz gleichmäßigen

Verteilung hätte jede Minute nur ein Wagen den Brückenaufgang hinaufgelenkt werden müssen, um 3600 Wagen zu retten; und um 80 000 Fußgänger und 12 000 Reiter passieren zu lassen, wären an der andern Brücke auf die Minute nur 23 Menschen und noch nicht 4 Reiter gekommen. Es ist kein Zweifel, Napoleon hat die Brücken so lange stehen lassen, als es für eine ruhige, geordnete Armee mehr wie ausreichend gewesen wäre.

Das Furchtbarste trat nicht ein, Wittgenstein drang nicht geraden Weges auf die Brückenzugänge und die vor ihnen sich stauenden Massen ein, sondern zog in der Richtung auf Borisow vorüber, was freilich zur Folge hatte, daß eine starke französische Division Partouneaux, die zu weit zurückgeblieben war, im freien Felde sich ergeben mußte — das einzige Mal während dieses katastrophenreichen Feldzuges. Erst am dritten Tage (am 28.) kam es zu dem ernsthaften gemeinsamen Angriff der nun parallel vorgehenden Russen, der auf beiden Ufern flußaufwärts gerichtet war. Durch Wittgensteins Vorstoß bis Borisow hatte er nicht allein kostbare Zeit verloren, sondern auch seine Richtung mußte er völlig ändern, auch seine von Norden kommenden Truppen wandten ihr Antlitz nun dem Norden zu. Der Kämpfe auf dem rechten Ufer ist schon gedacht worden. Auf dem linken Ufer hatte Napoleon noch das Korps Victor, das noch 6000 Mann ins Feuer brachte, er ließ auch noch in der Nacht vorher eine leidlich erhaltene Division über die Brücke zurückgehen, um den Übergang der Massen zu sichern. Militärisch wäre es wohl klüger gewesen, schon an diesem Tage alle noch geschlossenen Truppen möglichst rasch über den Fluß zurückzuführen, die Isolierten ihrem Geschicke preiszugeben und die Brücken schon jetzt niederzubrennen. Aber Napoleon tat das Gegenteil, er ließ die geordneten Mannschaften für die ungeordneten kämpfen, wahrscheinlich war ihm das Geschick jener gefangenen Division noch nicht bekannt. Gerade vorwiegend deutsche Truppen waren es, die hier im Kampfe ihre Tüchtigkeit bewährten; die badische Brigade unter dem Markgrafen Wilhelm erwies sich in schweren Kämpfen als die beste Truppe, die noch unter Victors Befehlen stand. Ihr Führer hat uns diese ruhmvollen und schrecklichen Tage geschildert. Dem Feinde zu wehren, fehlte es an Artillerie, und um 1 Uhr gelang es den Russen, so weit am Flusse vorzudringen, daß ihre Kanonen die Brücken bestrichen, und zugleich wurde Victors ins Land hängender Flügel zurückgedrängt. Diesen retteten 350 deutsche Reiter, badische Husaren und hessische Chevauxlegers, die noch 500 Mann zu Gefangenen machten; das Wäldchen wurde durch die Badener zurückgewonnen. Am Abend legten sich die Reste der Truppen bei den Feuern nieder, von den Badenern war nur noch die Hälfte vorhanden, von der bergischen Brigade meldete sich ein Oberst mit 60 Mann, die Sachsen waren am Morgen noch mit 1000 Mann ausgezogen, jetzt waren es noch 109. Der mörderische Kampf war nicht die einzige Ursache der Verluste, selbst die alte Garde, die doch überhaupt nicht ins Feuer kam, schmolz an der Beresina von 3500 auf 2000 zusammen. Es schneite am 28. sehr stark, die Kälte wurde sehr empfindlich, wenn sie auch schwerlich 20 Grad Réaumur erreichte.

In der Mitternacht vom 28. auf 29. kam zu den Truppen Victors, die noch die Höhen vor Studienka hielten, der Befehl, ungesäumt die Brücken zu

überschreiten. Der Markgraf ging noch in der Nacht hinüber, mit den Bajonetten brach sich die Truppe Bahn. Um 7 Uhr gingen die letzten geschlossenen Truppen hinüber, noch immer wartete Eblé; als aber gegen halb 9 Uhr russische Reiter gegen die noch immer sich stauenden Massen vorgingen, war keine Minute mehr zu verlieren. Als die Flammen emporschlugen, stürzten sich noch manche auf die brennende Brücke, 5000 Nachzügler waren noch drüben und wurden gefangen. Wie viele aber hat der Fluß dahingerafft, wie viele starben in dem Gedränge vor den Brücken, wie viele erfroren oder verhungerten?

Als die Brücke fertig war, verlangte der diensthabende Offizier eine schriftliche Ordre, die ihm Gewalt gebe über jedermann. Nur so könne er für die Festigkeit der Brücke einstehen. ‚Alle werden zuerst übergehen wollen; Wagen, Menschen, Pferde werden die Brücke verstopfen, und sie wird zusammenbrechen. Erfolgt aber der Übergang ruhig und in Ordnung, so wird kein Unfall eintreten.‘ Der ausgegebene Befehl wies die Brückenwache an, nur rein militärische Fahrzeuge zuzulassen, die Pferde nichtmilitärischer Fahrzeuge, deren Führer nicht gehorchen wollten, niederzustoßen, nur die Stangenpferde sollten vor den Geschützen angespannt bleiben. Eine andere Brückenwache hielt den Ausgang der Brücke frei, wo es ebenfalls zu gefährlichen Stauungen kam. Diese Brückenwache am Eingang konnte aber nicht genügen, weiter von der Brücke entfernt hätte durch Gendarmerie der Zug organisiert werden müssen. Die Armee erlebte die Strafe für ihre Fehler und Sünden. Von Paris waren der General, der Offizier aufgebrochen mit privaten Wagen, mit köstlicher Kriegsbeute. Frauen, Kinder, das Theaterpersonal folgten, und alle diese Fahrzeuge hatte niemand in eine feste Ordnung bringen können. Die gewaltige Lehre, daß nur eine geschlossene Truppe sich retten kann, hat schon Xenophon in seiner Anabasis gepredigt, hier war sie vergessen. Wer große Epauletten besaß, rechnete auf sie, der Verwundete, die arme Offiziersfrau auf Erbarmen, der isolierte Offizier auf seinen Burschen, solange er einen hatte, der isolierte Nachzügler auf seine letzte Kraft. Wenn auf dem Marsche sich all diese Nachzügler räumlich und zeitlich verteilten, so drängten sich nun Tausende hier auf einmal zu den schmalen Pforten der Seligkeit und Rettung. Und hier sollte nun der Disziplinierte vor dem Disziplinlosen — so wies es die Instruktion der Brückenwache an — begünstigt werden; hier an der Rampe der Brücke sollten die Folgen der bisher straflosen Disziplinlosigkeit aufgehoben werden. Es war nie der ernsthafte Versuch gemacht worden, diese verbotenen Privatfuhrwerke zu unterdrücken, schon auf dem Hinmarsche waren all diese Anzeichen der Disziplinlosigkeit geduldet worden: die Privatwagen der Mächtigen, die Wägelchen mit Kranken, die Haufen von Traineurs, Nachzüglern und Marodeuren. Napoleon hatte bis dahin die Augen zugedrückt, und nun sollte ein Unterschied gemacht werden! Die Disziplinlosigkeit veranlaßte den gleichzeitigen Ansturm, der Ansturm eine geringere Ausnützung der Brücke, als sie bei ruhigem Anmarsche möglich gewesen wäre, und diese das Zurückbleiben von vielen, von Ungezählten. Erst an der Brücke selbst entschied sich, wer sie betreten sollte. Die Wagen der Abgewiesenen konnten nicht zurück, die Kadaver der erstochenen oder zusammengebrochenen Pferde ließen sich nicht immer beseitigen. Eng

aufeinandergekeilt stand eine Masse von Wagen, deren Deichseln nach allen Weltrichtungen wiesen, von Reitern, herrenlosen Pferden, Kriegern, Frauen und Kindern zu einer Masse von 1200—1400 Meter Länge und 300—400 Meter Tiefe zusammengedrängt. Es war ganz selbstverständlich, daß bei einem solchen Gedränge die Zahl derer, die die Brücke benutzen konnten, viel geringer war als bei einem gleichmäßigen, gut geleiteten Anmarsche. Nur wer selbst einmal in einem dichten Volksgedränge war, kann die Stimmungen solcher Stunden ahnen. Manche, viele, Tausende hielten es für besser, für das allernächste Bedürfnis zu sorgen. Wer totmüde war, den zog es zu einem Lager, wen die Kälte schüttelte, der sehnte sich nach dem Biwakfeuer, und da lagen nun zahllose an dem Feuer ausgestreckt, die die Willenskraft eingebüßt hatten. Es ist bezeugt, daß in den Nachtstunden die Brücken öfters leer waren und ohne Mühe von einzelnen auch in der umgekehrten Richtung benutzt wurden. Als aber am 28. die Kugeln der Russen zwischen die sich drängende Menge einschlugen, entstand ein ungeheuerer Andrang. Verzweifelt langsam ging der Abzug vonstatten, und am Abend griff Eblé zu einem starken Mittel, um dem Korps Victors eine Bahn zu schaffen. Pontoniermannschaften zogen leere Wagen auf die Brücke und warfen sie ins Wasser, mit Äxten schufen sie eine Gasse. Die Pferdekadaver fortzuschaffen war unmöglich, über sie weg ging der entsetzliche Weg. In der folgenden letzten Nacht entstand wieder die Leere, die Leute glaubten, für sich besser am Biwakfeuer sorgen zu können. Auch als Eblé dann an den Feuern ansagen ließ, daß die Brücke bald abgebrochen werde, vermochten nur wenige sich aufzuraffen und sich zu retten. Daß er dann einige Wagen in Brand stecken ließ, hatte einige Wirkung. Erst als die Vorposten Victors übergingen und nun jeder militärische Schutz fehlte, ergriff die Masse wieder die Sehnsucht, und nun erfolgte der letzte Ansturm, das letzte Gedränge, die letzten verzweifelten Kämpfe, um auf das schmale Brett der Rettung zu gelangen. Eblé verschob es immer wieder, die Brücke in Brand zu stecken, bis endlich die militärische Gefahr ihn dazu zwang, die Flammen aufsteigen zu lassen.

Im einzelnen die Gräuel dieses Überganges zu schildern, erforderte die Feder eines Zola. Sehr viele, die glücklich die Brücke überwunden hatten, haben später die Szenen geschildert und die Wildheit dieses Kampfes ums Leben gezeichnet, aber auch die Taten der Opferwilligkeit und der Herzensgüte. Wie mancher wagte es, mit seinem Rosse oder allein die Fluten zu durchschwimmen. Einzelnen gelang es, ja wir wissen, daß noch ein französischer Offizier vom Ufer der Geretteten es wagte, zu dem der Unglückseligen das Roß zu lenken, um Befehle zu überbringen. Ein bayerischer Wachtmeister hatte mit seinem Roß das andere Ufer erreicht, er wandte es, um drei Offiziere zu retten, was ihm gelang. Das Zeugnis des einen liegt bei den bayerischen Kriegsakten. Manche von den Schwimmern versuchten es, an den Blöcken emporzuklettern, und manches Roß ergriff mit dem Maule eine Diele der Brücke und wehrte sich um sein Leben, bis das Blut erstarrt war. Die Eisschollen schnitten in die Arme der Kämpfenden, und das Blut färbte den Fluß des Unglückes, der Leichen um Leichen mit sich trug.

Mancher glaubte, mit seinem Wagen durchkommen zu können, den Schutz der Zukunft zugleich mit der eigenen Person über diesen Steg des Entsetzens zu retten. Aber gerade das gelang nur in wenigen Fällen; meist mußten die Insassen aussteigen, um als Fußgänger weiterzukommen, glückselig, wer ein Roß erhaschte und mit ihm den Pfad gewann. Was blieb nicht alles an Wagen zurück: die meisten Gefährte der kaiserlichen Kriegskasse, die Wagen manches Marschalls, im ganzen 600—700 Fahrzeuge. In dem Sumpfe waren viele Wagen und Geschütze bis an die Achsen eingesunken und unbeweglich geworden. Hoffnungsreich schob sich der Reiter in das Gedränge, doch bald entdeckte er ernste Gefahren. Auf dem Boden lagen bereits Kadaver und noch um sich schlagende Pferde. Von dem hartgefrorenen Boden kam das Roß auf einen sumpfigen Boden, dessen Eisdecke unter der Hitze der über ihr sich drängenden Menschen- und Tiermasse vergangen war, aber im Bereiche von mehreren ineinandergefahrenen Wagen war der Eisbezug wieder tragfähig. Jeden Augenblick drohte das entkräftete Pferd zu stürzen, und unter den Reitern entwickelte sich von selbst die gegenseitige Hilfe. Wer die Hinterbeine des Vorderpferdes straucheln sah, hieb, ja im Falle der Not stach er zu, um das Roß zur äußersten Kraftanstrengung zu zwingen. Es war ein Glück für den Reiter, daß er mehr sah als der Haufe der Fußgänger, und so leichter in die Kolonne sich einschieben konnte, die in diesem entsetzlichen Gedränge die meiste Aussicht hatte, vor den vielen andern den Eingang der Brücke zu erreichen. War es trotzdem mißglückt, so blieb nichts übrig, als das grausame Spiel von neuem zu beginnen. Der Fußgänger hatte die größere Beweglichkeit für sich, sonst alles gegen sich. In dieses Gedränge schoben sich auch Verwundete ein, deren Wunden noch nicht verbunden waren. Wer stürzte, war verloren. Da stand einer plötzlich auf einer Frau, die sich noch bewegte, noch schrie, ehe aber der Mann den Körper verlassen konnte, hatte die Frau ausgeröchelt. Stürzte ein Roß und schlug im letzten Verzweiflungskampfe noch um sich, so war für die Nachbarschaft eine neue Gefahr entstanden. Dann schlugen die Kugeln der Russen ein. Eine fünfundzwanzigjährige Witwe eines Obersten, die ihre vierjährige Tochter vor sich auf dem Pferde hatte, hatte sich in diesen Lebenskampf hineingewagt; das Entsetzliche machte sie stumm und hoffnungslos, ein Nachbar hörte von ihr nur die Worte: ‚O Gott, daß ich so unglücklich bin, nicht einmal beten zu können.‘ Eine Kugel traf das Pferd, eine zweite zerschmetterte ihr den einen Oberschenkel. Sie umarmte ihr Kind, löste das blutüberströmte Strumpfband, erdrosselte die Kleine, sank stumm an dem Wege nieder, um bald von Pferden niedergetreten zu werden. Auf der Brücke neue Gefahren, es gab keine Geländer, die Decke war höchst unsicher, das Ganze hin und her schwankend. Im Gedränge fiel mancher Fußgänger in den Fluß, und manches Roß, das ausgeglitten war, stürzte in die eisigen Fluten. Selbst als auf der Infanteriebrücke stellenweise nur noch die Balken lagen, rühmen sich Reiter, diese benutzt und ihre Rosse über den Strom gebracht zu haben.

Ein wüster Kampf ums Leben, nicht ein gemeines Gedränge, wie es als Folge einer Panik entsteht, vielmehr verstärkt durch die Eigenschaften der

Drängenden: die große Mehrheit war verhungert, hatte auf dem Rückzug jede Herzensbildung verloren und war zu einer menschlichen Bestie geworden, durchfroren und nun eingekeilt, schlafbedürftig und doch zum Ziele drängend. Die Autorität der Generäle besagte nichts oder wenig mehr, in diesem Kampfe um das Leben galt nur die rohe Kraft. Die Berittenen hatten zum Teil ihre Waffen gezogen, auch Fußgänger schlugen auf die Schwächeren ein, und dann kam noch eine reguläre Truppe, die sich mit dem Bajonette Weg bahnte und die Brücke wieder von allem säuberte, was sich dem Übergange entgegenstellte. Klatsch, Klatsch — flogen die Opfer ins Wasser.

Wohl gab es noch immer Leute, die Lebenskraft und Urteil genug besaßen, um sich mehrmals durch die Menschen hindurch zu winden, wie der spätere preußische General der Kavallerie, Freiherr Roth von Schreckenstein, oder der jugendliche Markgraf Wilhelm von Baden, der seinen letzten Übergang mit folgenden Worten schildert:

‚Erst um 1 Uhr morgens konnte ich mich in Bewegung setzen; als wir aber an die kleine Brücke kamen, war diese unbrauchbar geworden. Der Marsch gegen die größere Brücke, den wir nun antreten mußten, war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Es galt, sich durch eine Masse aufgehäufter Fuhrwerke, Menschen und Pferde durchzuarbeiten, die zertrümmert, verwundet oder getötet durcheinanderlagen; in der Dunkelheit konnte dies nur Mann für Mann geschehen. Einmal wurde ich so fest an ein Pferd gedrückt, welches zwischen Wagen eingekeilt war, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als mit dem Gewehr eines mir folgenden Soldaten dasselbe niederzustoßen. Als ich darüber wegschritt, traf mich ein Schlag des in den letzten Zuckungen liegenden Tieres, der mich nicht unbedeutend beschädigte. In diesem Knäuel von Menschen und Vieh erblickte ich kaum 30 Schritte vor mir den Obersten von Laroche, dessen Gestalt durch einen brennenden Wagen beleuchtet wurde; ich rief ihm zu, sich an mich anzuschließen; alle Versuche, die er aber hierzu machte, blieben ohne Erfolg. Ich befahl daher der mir folgenden Kompagnie, es koste, was es wolle, den Obersten aus dem Gedränge zu befreien, und war bald so glücklich, ihn an meiner Seite zu erblicken; die Hiebwunde, die er erhalten, klaffte weit vom Munde bis zum Ohr und war noch nicht verbunden. Endlich erreichte ich mit dem Rest des Armeekorps die Brücke, die wir sogleich passierten und marschierten jenseits derselben auf.

Unterdessen war es Tag geworden, und man ging mit dem größten Eifer an die Zerstörung der Brücken. Es war ein herzzerreißender Anblick, so viele Verwundete und Kranke, die auf dem linken Ufer zurückblieben, dem Feinde nun preisgegeben zu sehen. Keine Feder vermag den Jammer zu beschreiben, der sich dem Auge darbot, als die Russen von dem linken Ufer Besitz nahmen.‘ Zum Glück für die Verbündeten drängte keines der russischen Heere scharf nach. Am Abend hatte Ney, der den Rückzug der Unglücklichen zu decken hatte, auch das Defilé der Gaina-Brücken hinter sich, das abgeschwächt die Stauungen der Beresina-Brücken wiederholte. Eblé hat auch diese drei Brücken durch den Rest seiner Pontoniere zerstören lassen. Die Russen vermochten wenigstens nicht unmittelbar zu folgen. Die Geretteten atmeten auf und glaubten sich

gerettet; doch der furchtbare Winter und die nachfolgenden Kosaken gönnten den Fliehenden keine Ruhe; noch auf preußischem Boden, im Lande der Sehnsucht, erlagen zahlreiche der Flüchtlinge den Wunden und Krankheiten, unter ihnen Eblé, der Held der Beresina.

Mit 108 000 Mann in Reih und Glied hatte Napoleon Moskau verlassen, in Orsza waren, trotzdem ja unterwegs eine Reihe von Abteilungen sich angeschlossen hatte, nur noch 18 300 Mann zum Kampfe brauchbar, bis zur Beresina war der Stand auf 12 000 herabgesunken, die in diesen Gegenden stehenden Truppen Oudinots, Victors und anderer hatten den Stand der noch irgend brauchbaren Truppen auf 35 000 Mann und 250 Geschütze gebracht; dazu gab es damals beim Heere 35 000 versprengte Nachzügler. Die Tage an der Beresina kosteten dem Kaiser noch weitere 30 000 Mann, es gab an einigermaßen noch brauchbaren Truppen nur mehr 12 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, der Rest — vielleicht noch 26 000 Menschen war der immer schmelzende und doch immer wieder sich ergänzende Haufe von Leuten, die ihre Truppen verlassen hatten oder selbst die einzigen Reste von solchen darstellten. Die meisten der 30 000 Opfer der Tage der Beresina waren dem Tode anheimgefallen; denn auch unter den zahlreichen Gefangenen konnte er kaum gehindert wüten. Wohl nicht tausend haben aus der Gefangenschaft den Weg in die Heimat vollenden können!

Eine entsetzliche Katastrophe, die größte, die in das Buch der Weltgeschichte eingetragen ist. Und doch war eine schlimmere vermieden. Wo jeder andere General von der Übermacht der russischen Generale wäre eingeschlossen worden, hatte Napoleon sich den Weg gebahnt, seine alte Energie hatte er wiedergefunden und wie früher rief seine Kühnheit eine Suggestion der Gegner hervor. Die Fehler seiner Gegner hatten ihm das Entkommen möglich gemacht, diese aber waren zu einem großen Teil die Folge der Furcht vor ihm. Napoleon zehrte, wie der große preußische Militärtheoretiker von Clausewitz urteilte, von einem lange vorher angesammelten Kapitale. Auf den alten körperlich gebrechlichen Kutusow, den Besiegten von Austerlitz, mochte die Erinnerung gewaltiger drücken, als die eigenen ständigen Erfolge ihn hoben; auch der bewegliche, unternehmungslustige Wittgenstein verwandelte sich im Stoßbereiche Napoleons in einen übervorsichtigen General. Tschitschagow und Wittgenstein, Kutusow und seine Generale waren wahrhaftig keine Feiglinge, aber die letzte Erkenntnis fehlte ihnen doch, sie gingen nicht mit größter Eile auf die Brandstelle direkt zu, nicht auf die Stelle der größten Gefahr, die notwendig die der größten Erfolge zugleich war. Bei dieser größten Verfolgung aller Zeiten fehlte es auch an der Beresina, an dem letzten halben Tagesmarsche und dem letzten energischen Gefechte. Bei Tschitschagows Operationen kam zu seinem eigenen schweren Irrtume über die Absicht des Gegners der Mangel an Initiative seiner Unterführer. Wäre Tschaplitz seiner Aufgabe gewachsen gewesen, hätte er die Brücke über die Gainasümpfe niedergebrannt, hätte er noch gar dem Brückenschlage an der Beresina ernsteren Widerstand entgegengesetzt, so wäre eine Sedankatastrophe über Napoleon hereingebrochen. Die Russen waren langsam, aber auch sie — vor allem Kutusow — hatten schwere

Strapazen hinter sich und sehr groß waren die Opfer dieses Herbstes auch in ihren Reihen schon gewesen, es war begreiflich, daß sie die eigenen Truppen schonen wollten. Sie rechneten viel zu sehr auf die Wirkungen der Natur ihres Landes und seine Ausdehnung. Es ist ja wahr, der erst nach der Beresina erfolgende volle Zusammenbruch des französischen Heeres hat die Armee völlig atomatisiert, aus dem geordneten Heere den Fluß von lauter für sich einzeln handelnden Personen gemacht, der nahe daran war, ganz zu versiechen. Aber ebenso wahr ist, daß, hätte Napoleon seine Gegner geführt, keine geschlossene Truppe von fünfzig Mann Stärke hätte die Landstraße jenseits der Gainasümpfe gewonnen, Beresina und Gaina wären Namen von noch viel schrecklicherem Klange für die Besiegten, von viel hellerem für die Sieger! ‚Eine blutige Entscheidung spart das Blut von drei Kriegsjahren.‘ Die Beresina hätte das Finale des Kampfes wider Napoleon sein können, es war der Auftakt zu jenen gewaltigen glorreichen Kämpfen, deren Gedenkfeiern nunmehr anheben.

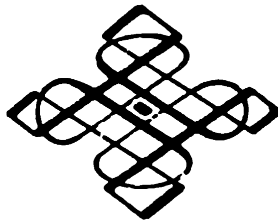
Napoleon ein Gefangener des Zaren, die Dynastie in Frankreich gehalten von der schwachen Hand der österreichischen Kaisertochter, das militärische Übergewicht von Frankreich und seine Tributärstaaten auf einmal und in seinen Wurzeln getroffen, die besten Generäle und Offiziere der Napoleonischen Seite mit ihm gefangen! Wer hätte da in Europa befohlen, wer hätte den Zirkel und die Feder geführt, um die Grenzen der europäischen Staaten neu zu umschreiben. Rußland und England und die beiden wider ihr Interesse an Napoleon gefesselten Staaten Österreich und Preußen! Nur sie hatten frische Truppen zur Hand. In unserm deutschen Vaterlande wären die Dynastien der Rheinbundmächte fast ohne Waffen gewesen, sie hätten sich dem Willen von Österreich und Preußen fügen müssen. Auf die Beresina hätte unmittelbar der große Friede folgen können, das Ende Napoleons würde phantastischer erscheinen als das gewaltige Todesringen des Genies, das wir überblicken können.

Der Erfolg Napoleons an der Beresina, der zu seiner Umgebung rühmend sagte: Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi, war politisch wie militärisch ungemein groß. Die Katastrophe seines Heeres, die auch so nicht vermieden wurde, hatte nur den Übertritt Preußens auf die russische Seite zur unmittelbaren Folge. Österreich schwankte noch lange, bevor es den gleichen Schritt tat. Militärisch war der Erfolg noch viel erheblicher. Napoleon rettete schließlich ja keinen Truppenteil, keine Organisation, selbst die sorgfältig geschonte alte und neue Garde war ein Schemen geworden, doch er rettete seine Generalität, einen großen Teil seiner Offiziere, 2000 an der Zahl, und einen kleineren der Unteroffiziere. Der Tod hatte sich nach dem Range und den militärischen Abzeichen gerichtet, die Jugend hatte er gemäht, die Männer mehr geschont; er hatte Partei genommen für Napoleon. Die Katastrophen überstanden alle Marschälle, von den Generälen und Offizieren blieben so viele übrig, daß es im Feldzug von 1813 an erprobten Führern nicht fehlte; nur die Mannschaften dieser letzten Feldzüge waren jung und unerprobt, selbst aus der Garde war der altgediente Schnauzbart fast ver-

schwunden, der des Kaisers Aufstieg und Glanz mit erkämpft hatte. Das Gerüst des französischen Luftschiffes hatte sich erhalten, es mußte nur wieder überspannt und neu mit Gas gefüllt werden, dann vermochte es wieder in die Lüfte emporzusteigen.

Der Tag der Beresina ist die schrecklichste Katastrophe, die je ein Heer in wenigen Tagen an einem Orte traf — es war aber eine Rettung aus einer viel schlimmeren Not, aus einer Not, die nicht auszudenken ist. Zwar würde die Welt viel weniger davon erfahren haben, wie das gefangene französische Heer auf dem Marsche vom Schlachtfelde bis zu seinem Kerker dezimiert wurde und zu Grunde gehen mußte. Es war eine Rettung des Kaisers, seiner Generäle und Offiziere, der Sieger von Großgörschen und Bautzen, der tapferen Helden, die in dem Befreiungskriege unsere Gegner waren. Die Kämpfe an der Beresina waren vorwiegend von Truppen deutscher Zunge geschlagen worden, deutsche Treue und Hingebung hatten sie bewährt, selbst die kleinen Reste preußischer Regimenter haben wohl noch mitgefochten. Der Zauber, der von dem kleinen Korsen ausging, war auch in dieser Stunde noch nicht gebrochen, noch auf der Brücke haben Soldaten ‚Vive l'empereur' gerufen, deren Brüder dann bei Waterloo gegen ihn stritten.

Das militärische Zeitalter, die Zeit der Fremdherrschaft, hat nicht in den Sümpfen an der Beresina und Gaina das Ende gefunden, aber die Kunde, die von dort kam, weckte in den Völkern die Hoffnung, das Joch des großen Korsen abzuwerfen. Noch drei Jahre schwerer Kämpfe waren nötig, bis für lange Jahrzehnte der Friede in das kriegsmüde Westeuropa einzog, bis das Zeitalter Napoleons sein Ende gefunden hatte.



Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

III.

Fast jeder Abend brachte nun unter Tante Dona Juaquinas schöngeistigem Zepter etliche Sonaten von Beethoven oder Chopinsche Notturni. Und als Hauptstück einen kleinen, wohltemperierten Vortrag aus berufenem Munde. Graf Haddik blies die Flöte, wobei er mit den unmodisch breiten Rockaufschlägen und dem bestäubten Zöpflein justement aussah wie der Alte Fritz auf dem glorreichen Menzelbild; Komtesse Stanislawas Altstimme klang wie entfernte Domglocken, sie selbst war eine Bratschenspielerin mit elegisch verhauchendem Bogenstrich; und auch Dona Juaquina, so feierlich und zeremoniös sie war, zierte sich, wenn man sie bat, nicht lange mit einem brasilianischen Heimatliedchen, das sie selber auf der Gitarre begleitete. Herr Livius Meyer aber sprach, obwohl seiner eigenen Nase Linienschwung nicht undeutlich an Abraham und andere Erzväter gemahnte, mit Witz und Resonanz über die Wirkung semitischer Gifte in der Weltliteratur, wonach Professor Buddäus seinen schönen goldgrauen Zitterbart kämmte und altägyptische und babylonisch-assyrische Geheimnisse, die er gerade auf Lager hatte, feilbot. Ihm folgte Senhor Dr. Ulysses, diese Zierde des Pernambukanischen Barreaus, indem er zur allgemeinen Erheiterung eine barocke Verteidigungsrede extemporierte, die er zugunsten eines seiner Klienten, eines Messerhelden und Trunkenboldes von Neger, zu halten vorgab. Der Erfolg dieses lustigen Plädoyers in der ozeanischen Akademie war außerordentlich und wurde nur durch Monsieur Chapelain überboten, als dieser an einem Abend voll dionysischer Begeisterung das ganze siebente Kapitel seines noch immer unvollendeten Romans ‚Irrwische' zum besten gab. Aller Lippen zuckten; Professor Buddäus kämmte wie nie, die Damen arbeiteten mit den Spitzentaschentüchern, Fräulein Brigitte Cyrus ließ den Mops nebst Riechfläschchen fallen, und unter der Kamelhaardecke hervor trat mit majestätischem Buckel und gesträubtem Pelz Lord Hexhams Katze. Nur Herr Livius Meyer, der gestrenge Kritikus aus Berlin, schaute den ganzen Abend starr, als sei er ins Herz getroffen, mit infernalischem Ernst auf den wohlgebügelten Dichter, der zur Erholung seiner Nerven reiste.

Wie gut, daß Tante Dona Juaquina, unsere milde Preisrichterin, wie jeder, so auch dieser Situation gewachsen war! Mit mütterlicher Gebärde die Mädchen lehrend und wehrend den Knaben, verstand sie sogar eine total verunglückte Leistung in artig verklärende Beleuchtung zu rücken und brachte es fertig, daß selbst Monsieur Chapelains dionysischer Wahnsinn letzten Endes als lobwürdig befunden ward. Ein Glück auch, daß Graf Haddik in seinen Koffern allerlei fruchtbare Erdsorten und eine Auslese edelster Blumensamen mit sich führte. So waren denn Sie, Dona Leocadia, als holde Preisspenderin in der Lage, den Ansprüchen

aller verdienten Akademiker zu genügen und mit Hilfe der scheitelrecht niederlohenden Äquatorsonne immer gerade soviele Veilchen und schwarze Stiefmütterchen — viola odorata und viola tricolor, var. Dr. Faust — zum Sprießen und Blühen zu bringen, als Sie jeweils bedurften, um nach der edlen Protektorin Geheiß eine Stirne zu bekränzen.

Immerhin — man war seit dem siebenten Kapitel des Romans ‚Irrwische' auf der Hut, und ein Anschlag Herrn Max Muschkatblatts, über die Konjunktur von Buckskin und Kammgarn auf dem Weltmarkt reden zu wollen, wurde rechtzeitig entdeckt und von Herrn Livius Meyer, der kraft seiner alle Winkel durchleuchtenden Intelligenz das Amt eines Ephorus in der Akademie bekleidete, mit drakonischer Strenge unterdrückt.

Aber nun hieß es: Dr. Olaf Haddenbrook wird heute Abend sprechen. Nicht über Milzanschwellung, nicht über Tuberkelbazillen oder den Erreger des Wechselfiebers. Über pompejanische Kultur und Kunst. Ein Thema, wie mit Goldlettern auf flammroten Grund geschrieben; kein willkürlich gewähltes — o nein, der junge Doktor hat dergleichen studiert! Ist selbst mit seinem Freund Harre Blud, dem begabten Stipendiaten des deutschen Archäologischen Instituts, schon an Ort und Stelle gewesen. Es ist nicht notwendig, wenn leider auch sehr üblich, daß ein Arzt sich ausschließlich mit Knochen- und Bänderlehre befasse. Dieser stille, gefühlskarge und scheinbar — o, nur scheinbar! — nüchterne Deutsche aus der Brinklager Heide ist nämlich ein Dichter, ein verkapptes Genie. Bringt er nachts in seiner Kabine doch Verse zustande, die wie eitel Goldschmiedekunst erschimmern. Worüber die Verse handeln und wem sie zumeist gewidmet sind, ist freilich Geheimnis. Nur soviel wird verraten — nein, nichts wird verraten!

Also machte schon morgens um neun beim Breakfast, um zwölf beim Lunch und am Spätnachmittag bei Mosel und gebratenem Hühnchen die viel zu gütige Tante Dona Juaquina Cintra mich durch immer erneute Reklame schamrot. Um poeta allemão! — Ein Dichter — ein Romantiker — ein leibhaftiger blonder, deutscher Poet!

Wie lebendig steht mir heute, da ich dieses schreibe, der dunkelgetäfelte Musiksalon auf der Guahyba wieder vor Augen! Der mächtige Bechsteinflügel, darüber die Marmorköpfe der großen Tonmeister, und an den Wänden rings die bronzenen Hautreliefs, darin Szenen aus dem Leben des göttlichen Orpheus dargestellt sind. Dazu der weihevolle Schein der hohen, weißen Kerzen, die in Silberleuchtern still auf dem Tische schmolzen. Dona Juaquinas feierlicher Sinn duldete es nicht anders: Die ozeanische Akademie mußte bei Kerzenschein tagen — oder besser: nächtigen.

Haben Sie es bemerkt, wie mir die Kehle ein wenig gepreßt und heiser war, als ich Sie, meine wohlwollenden Zuhörer, durch das Herku-

laner Tor und in die Villa des Diomed einführte, und daß meine Stimme zunächst wie eine schwanke, windbewegte Ranke um die erloschene Lampen- und Kandelaberpracht der todversunkenen Stadt zitterte? Wie hätte es wohl anders sein können, Dona Leocadia, da unter denen, die so aufmerksam und artig mir lauschten, auch Sie sich befanden! Aber nun merkte ich doch bald, wie Ihre schönen, warmen Augen, die, als ich das Wort ergriff, anfangs ein wenig gezagt, voll Glauben an meinen Lippen hingen, und solche Wahrnehmung, obwohl mich zunächst noch mehr verwirrend, gab mir in der Folge Mut und Vertrauen in das, was ich sagte. Denn Güte und Verstehen ist, was der Redner vor allen Dingen braucht. Und so geschah es, daß sich mir mehr und mehr eine freie und ehrliche Begeisterung an Ihren Wunderaugen entzündete; daß mir die Stimme schwoll, als sei ich junger Mensch berufen gewesen, allen, die da lauschen wollten, ungeahnte Herrlichkeiten zu verkünden, und daß ich schließlich blindlings der geheimnisvollen Kraft fortzureißen mächtig ward.

Und nun schwieg ich, atmete tief und trank den Beifall, den Ihre Lippen und Augen mir lächelten. Dona Juaquina aber sagte mit einer feinen, mokanten Schelmerei in der Stimme: ‚Muito bonito! Geschwind, mein Kind, wo ist der Kranz für Herrn Dr. Haddenbrook? — Übrigens laß nur — laß! Ich bin nämlich der Meinung und ehrlichen Überzeugung, daß es hier mit einem simplen Kranze durchaus noch nicht getan sei. Denn die Beschäftigung mit so poetischen und subtilen Dingen, die weder unter das Seziermesser gehören, noch mit der Pinzette gefaßt werden können, muß einem jungen Schiffsarzt zweifellos als ganz besondere vertu angerechnet werden. Und so stifte ich denn‘ — Tante Dona Juaquinas Stimme nahm oratorische Klangfülle an — ‚als Protektorin dieser gelahrten und kunstsinnigen Akademie, außer dem bisher schon üblich gewesenen prix littéraire, dem Veilchenkranze, hiemit noch einen für besondere leuchtende Ausnahmefälle bestimmten prix de vertu, nämlich einen Tugendpreis, so in nichts geringerem als einem Kuß von schönen roten Mädchenlippen bestehen soll. — Wohlan, liebste Dona Leocadia, walten Sie als Preisspenderin sogleich Ihres Amtes!‘

Lauter Beifall belohnte die vortreffliche Rede. ‚Ce que femme veut Dieu le veut!‘ rief, ritterlich wie immer, Graf Wenzislaw Haddik, ergriff sein Instrument und schickte sich sogleich an, die feierliche Zeremonie, die sich da vollziehen sollte, mit einem Flötensolo zu begleiten. Professor Buddäus, der Ethnograph, erläuterte umständlich, wie die Sitte des Lippenkusses zu allen Zeiten und bei allen Völkern, besonders schon bei den alten Babyloniern, in fleißiger Übung und hohen Ehren geblüht habe. Und Komtesse Stanislawa, unsere moskowitische Heilige, stand mit großen, wundersüchtigen Augen und konnte das irdische Mirakel kaum noch er-

Friedrich Wasmann/Blick auf Meran



warten. Nur Monsieur ‚Alamode‘ war durch meinen Erfolg sichtlich verdüstert. Er ging sogar so weit, der edlen Preisrichterin Parteilichkeit und Koteriengeist vorzuwerfen, welcher Übelstand sich übrigens auch in der académie française zu Paris vertreten finde. Die Rede des gekränkten Dichters verlor sich zuletzt in einem dumpfen Rachegemurmel, über dem, wie über einem schwarzen Gewässer, nur zuweilen etwas Helleres flackerte und tanzte. Der Romantitel: ‚Irrwische‘.

Frau Musika ist eine freundliche Helferin in allen Nöten und zweifelhaften Lagen des Lebens. Graf Haddik blies auf der Flöte in so schluchzenden Tönen, wie der verliebteste und feurigste Hirt, der nur je in selig verwichener Schäferzeit zwischen goldgelbem Ginster gesessen und seine Lämmer geweidet hat. Und er schalmeiete so lange, bis die ganze Gesellschaft davon in eine arkadisch ausgelassene Laune geriet und, den würdigen Professor Buddäus mit seiner babylonischen Weisheit, die junge Gräfin mit dem Heiligenschein und Monsieur Chapelain mit seinem Irrwischgroll nicht ausgenommen, einander bei den Händen faßte und unter Gesang und hellem Evoë um uns zwei junge Menschen einen faunisch tollen Ringelreihen tanzte, der zuletzt in so übermütige Verwirrung ausartete, daß fast niemand recht gewahr ward, wie sich das Mysterium des befohlenen Kusses zwischen unseren Lippen vollzog.

Wir selber freilich — darf ich plaudern? — waren nach vollbrachter Tat merklich betroffen. Und für Olaf Haddenbrook hatte der Tugendpreis, den da die Tante Dona Juaquina aus grundgütigem, aber unbedachtem Herzen angestiftet, noch die besondere Folge, daß er den ganzen übrigen Abend mit heißen Wangen und klopfenden Pulsen im Schiff umherlief, daß ihm das Bratschenspiel der Komtesse Tränen in die Augen trieb, daß er dem braven Kapitän, der just einige Schwänklein vom Hofe des Mikado zum besten gab, mitten in der Pointe entwich und schließlich von Herrn Livius Meyer dabei betroffen wurde, wie er in seiner Kabine mit aufgestütztem Kopfe — in der berühmt gewordenen Stellung des alten Minnesängers — unbeweglich am Bettrand hockte.

Zuletzt freilich stand er doch wieder neben Ihnen auf dem Promenadedeck an der Reling und blickte mit schwimmenden Augen in die goldene Pracht des Sternhimmels, der sich über dem Ozean ausspannte, hinauf.

◆ ◆ ◆

Es war eine köstliche, wenn auch schwüle Nacht. Von den Nächten eine, wie sie dem Erdenwanderer zuweilen im Traum noch wiederkehren nach vielen Jahren, daß er mit einem Schluchzen der Seele emporfährt und Tränen zwischen den Lidern zu haben glaubt. In der Ferne war ein leises Donnern, das man halb für Täuschung hielt. Das Meer, das wir durchpflügten, leuchtete manchmal in großen, schimmernden Straßen auf, und

der ewig sich wiederholende Refrain der Wellen betörte das Herz mit vagen Hoffnungen und unbestimmten Wünschen.

Wirklich — waren das noch unbestimmte Hoffnungen und Wünsche?

Da stand ich, der Träumer und Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook aus Brinklage, mit vielen hundert Phantasietalern Gehalt, bei freier Station, freiem Mondschein und freiem Seewind — da stand ich nun neben Ihnen, der schönen, märchenhaft reichen Dame aus dem Gold- und Palmenland und spürte es deutlich, wie unsere jungen, drängenden Herzen in demselben heißen Schlag zusammenschlugen. Aber reden konnte ich nicht. Denn so oft ich Atem holte und die Lippen öffnete, um an dem großen Wort zu formen — dem einen Schicksalswort, daran alles Glück und Leid hängt — siehe, da wuchs ein feiner, schwacher Mädchenarm von durchsichtiger Blässe aus dem Dämmer hervor und legte sich mit furchtbarer Kraft, wie würgend, mir um den Hals, daß die Stimme schwand. Und wie ein Geisterhauch, wie herber Nachthauch der heimatlichen Heide, flüsterte es ganz nah bei meinem Ohr: ‚Ich bün din — du büst min — wir sünd een —‘

Unsinn! Meine Faust umkrampfte die Relingstange. Ich wollte — ich mußte in dieser Stunde zu Ihnen sprechen! Aber wieder zwang es mein Ohr zu lauschen. Denn deutlicher — dringender kam es mit der Nachtluft übers Meer her: ‚Olaf, wer ist die fremde, dunkle Dame doch? Olaf — komm nun — komm — es ist Zeit!‘

Der Mond erschien gerade. Verschwommen, wie mit rötlich entzündetem Auge, blinzelte er durch halbgelöste Dunstschleier.

Hatten auch Sie etwas gehört? Sie fröstelten plötzlich. ‚Wir wollen hinuntergehen, Senhor Doktor. Ich weiß nicht, es ist wie Nebel hier — es ist kalt —‘

Ich geleitete Sie stumm das Fallreep zum Oberdeck hinunter. Ihr lichter Kleidsaum rauschte vor mir über die Stufen her wie eine flinke, silberne Welle. Da stießen Sie einen schwachen Ruf des Schreckens aus. Etwas Geschmeidiges, Weißes war, Ihren Fuß berührend, vorüber gehuscht.

‚Lord Hexhams Katze,‘ beruhigte ich und reichte Ihnen meinen Arm. ‚Sie will wohl aus der Bäckerei oder der Kombüse sich noch geschwind ein Nachtbrot holen.‘

Aber fast heftig machten Sie sich von mir los. Ihre Stimme klang trotzig, gequält: ‚Ich mag Katzen nicht. Es sind Tiere der Nacht, und ich liebe den Tag — die Sonne! Und ich mag auch diesen Lord nicht. Überhaupt traurige Menschen nicht. Ich liebe die freien, die offenen Herzen! — Kommen Sie, wir wollen hören, was die Heidelberger Studenten singen.‘

Auf dem Achterdeck hatten junge Leute — vom Heidelberger Korps Sugambria — bunte Papierlaternen aufgehängt. Gläser klangen und ein Rundgesang scheuchte die Mollstimmung der Nacht.

‚Bruder — deine Liebste heißt?‘

Und prompt und sicher, als ob es in derlei Dingen gar kein Überlegen geben könnte, folgte jedesmal ein trauter, deutscher Mädchenname, der mit hellem Jubel begrüßt ward.

Die Freude der Studenten tat mir weh —

◆ ◆ ◆

Wie lauteten doch die schönen Verse Ludwig Uhlands, die Herr Nikodemus Goldammer, Regisseur und Heldenvater bei der reisenden Schauspielertruppe ‚Thalia‘, in der ozeanischen Akademie vorzutragen liebte?

‚Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meer,
Wann alle Lichter längst im Schiff erloschen,
Wenn auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht, vor Windesungestüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell,
Die ihm untrüglich seine Richtung weist.
Ja, wenn wir's hüten, führt durch jedes Dunkel
Ein Licht uns, stille brennend in der Brust . . .‘

◆ ◆ ◆

In der Nacht aber träumte ich schwer. Ich war in meiner nordfriesischen Heimat, wo die Erika blüht und die schwarzweißen Kühe zwischen Brinklage und dem Watt bedächtig über die fette Marsch wandeln. Der Himmel war voll schöngeballter, glänzender Windwolken, und in der Luft war ein salziger Geruch wie von Seetang und geräucherten Fischen. Und ich stand wieder am Markt vor dem roten Kliff, dem Hause des Senators Schlichtegroll, meines Taufpaten und Wohltäters. Über der kleinen Freitreppe, die mit Akazienblüten bestreut war, blinkte der wohlbekannte Torknauf: ein blankgepanzertes Ritterlein aus Messing. Und ich schritt über die Diele die Stiege hinan und trat in die geräumige Wohnstube ein, wo die Sonnenstäubchen ruhevoll in schrägem, goldenem Balken über den Fußboden zitterten. Auf dem Podest am Fenster aber, bei ihrer Stickerei, saß Marte Schlichtegroll, die Freundin meiner Kindheit, und ihr schmaler feiner Kopf mit dem flachsblonden Haar, den geaderten Schläfen und der geschmeidigen Nackenlinie tauchte während der Arbeit häufig in den Schimmer, der durch die Gardine hereinbrach. Bei meinem Schritt erhob Marte die Augen, die wie Wasser tief und klar und von einer perlgrauen Leere waren, und ich sah, von Jammer

erfaßt, deutlich die blasse, meerweibhafte Schönheit dieses leidenden Antlitzes.

Ach, alles sah ich genau. Wie in dem Winkel hinter dem Anrichteschrank ein feines Licht war. Das rührte von Martes kleiner Geige her, die dort am Nagel hing und spiegelte. Auch wie das Gardinenmuster sich golden auf Axels, des schwarzen Katers, Buckel abzeichnete; wie von dem Spinnrad, das noch aus der alten Frau Senatorin, der Mutter des Senators, Zeiten her dastand, die spielenden Jungkätzlein den letzten Rest ungesponnenen Flachses herabzerrten, und wie die Sommerfliegen immerfort um das gestochene Bild über der Kanapeelehne summten, das den Knochenmann mit Stundenglas und Sense darstellt, während er zwei Liebesleute, die in einer Rosenlaube sitzen, belauscht. Darunter stand der Spruch:

Das ist die Not — die alte Not,
Daß zwischen den Blumen grauet der Tod.

Über dem Bilde aber blitzten, paarweise gekreuzt, die Göttinger Korbrappiere und zwei scharfe Säbel aus des Senators Studentenzeit. Und die Schärpenseide leuchtete blaßrot und golden mit den Buchstaben: ‚Gladius ultor noster!‘

Und jetzt hörte ich seine Stimme selbst! Breitbeinig stand er und ein wenig wunderlich in seiner Art neben dem blauweißen Kachelofen, auf dem der biblische Jakob abgeschildert war, wie er sieben Jahre in Treuen um die schöne Rachel diente.

Die Stimme aber sagte: ‚Komm, Olaf, mein Junge, nun trink einmal. Das Bier ist frisch, und die Reise über das Wasser war weit. Brauchst wohl auch wieder Taler, mein Junge? Haha — die vielen runden Taler!‘

So träumte ich. Und geruhsam, mit Behagen, wollte der Alte das gewichtige Beutelchen ziehen, das, wie ich genauestens wußte, mit einem speckglänzenden Lederriemen umwickelt war. Aber statt der Geldkatze geriet ihm unversehens, wie durch Zauber, ein kleines Kästchen zwischen die runden Finger. Ein Federdruck, und es sprang auf. Da lagen still in himmelblauem Sammet zwei Goldreiflein gebettet, altmodisch und von mattem Schimmer, ein größeres und ein kleineres. Mein Taufpate hielt sie mir ganz dicht unter die Augen, und ich mußte, ob ich mochte oder nicht, entziffern, was da mit atomisch winziger Schrift in die Rundungen eingegraben war.

‚Ich bün din — du büst min — wir sind een —‘

O, ich kannte den alten Meerweibspruch! Er kam in dem Märchen von der Wasserfrau und dem Hummerfischer vor, das Möddersch Ose Wockenfuß uns Kindern einstmals, während sie auf dem Podest beim

Stricken saß, oft genug erzählt hatte. Jetzt aber, da ich den Spruch las, wollte ich schreien. Doch es zog meine Blicke zu Marte hin. Die saß mit weiten Augen, ganz verzückt und ohne Laut.

Da wechselte plötzlich die Szene. Der Senator und ich standen oben auf dem Dachboden im roten Kliff, wir beide angetan mit Fechtbrille, Handschuhen und wattiertem Schurz. Es war erstickend heiß — so heiß, daß aus den fichtenen Sparren, die neu zwischen die Ziegel gezogen waren, das Harz ausschwitzte. Die Kreuzspinnen, die von Balken zu Balken ihre großen, staubigen Radnetze gespannt hatten, schauten unserm Treiben verwundert zu. Der Senator stand in Terzlage und focht hitzig mit immer scharfer Fühlung an meiner Klinge. Seine kleinen, stahlgrauen Augen sprühten Blitze. ‚He, Musjöh Olaf!‘ rief er höhnisch und grimmig. ‚Was sind das für Fisematenten? Du bist mir ein sauberer Musjöh Schwiegersohn! — Das war ein Saustoß, mein Junge! Nun nimm deine Lügenfratzen in Acht!‘

Die Rappiere klirrten, meines Taufpaten Klinge überdrohte mich mit einer hohen Quart, und plötzlich sah ich, daß wir zwei statt der Göttinger Korbschläger scharfgeschliffene, funkelnde Säbelschneiden in den Händen schwangen —

IV.

Es ist wieder einmal Abend. Vor meinem Studierzimmer die alten Walnußbäume rauschen tief und leise, und ein schwüler Geruch, wie von Staub und reifendem Weizen, untermischt mit einem verlorenen Rosenduft, kommt aus den Marschen hergeschwommen. Das Narkotikum der Hochsommernacht! Es umlagert und bedrängt meine Lampe, die zu ersticken droht; es beschwert mir die Stirne wie dumpfer Jugendtraum und wölkt sich als Erinnerungnebel zwischen meinen Augen und dem Papier, darauf ich Marte Schlichtegrolls und Olaf Haddenbrooks Geschichte verzeichnen will.

Schreiben — der Vergangenheit Fäden spinnen — durchsichtige Prismen schleifen, darin der Sonnenschein und das Wetterlicht erloschenen Schicksals sich noch einmal brechen soll! Und so für Augenblicke wenigstens die frostige Gegenwart abschütteln, deren Unbehagen mich noch nicht verlassen hat, seitdem ich den Fuß nach Heydkrug und in dieses alte, kalte Doktorhaus gesetzt habe.

Denn ich bleibe ein Fremdling hier, ein Toter. Diesen Menschen, in deren dämmerige Krankenstube ich trete, bin ich ein Feind und Störenfried. Nur mit Widerstreben strecken sie mir die fieberklopfenden Hände zur Hilfe hin, und ihre Augen blicken noch, während die Sterbeangst darin flackert, hart und abweisend.

Das macht's: mein Vorgänger, Dr. Jens Jochen Lürsen, steht

zwischen mir und diesen Eisenköpfen. Durch zwei Jahrzehnte und länger hatten sich die Körper und Seelen der Marschleute und Heidjer hier auf die lapidare Kunst ihres grobschlächtigen Durchschnittsdoktors eingestellt. Er war ein Viehwirt und Bauer, ein noch größerer Schweiger als sie; darum war er ein König hier, ein halber Gott.

Und nun dieser neue Doktor? Er tut seine Pflicht, sie haben keinen Anlaß zu klagen. Aber sie werden nicht klug aus ihm, weil er so anders ist, als Jens Jochen Lürsen war.

Schon sein Weib, die lange Verschollene, war ein Geheimnis. Kein unliebsames zwar. Denn dieses Weib mit den Kindesschultern, die schmächtige, blasse Frau Doktorin, die, unter zusammengewachsenen Brauen blickend, in den Krankenstuben von Heydkrug umging, hier ein Kissen schichtete, dort eine Medizin am Licht prüfte und immer geduldig an den Betten stand, bis es für ihren Finger Zeit war, ein paar stumpf gewordene Augen zuzudrücken, sie konnte den Herzen dieser Menschen nicht eigentlich fremd bleiben.

Fremd bin nur ich. Vielleicht daß sie mit dem Bauerninstinkt, den noch keine Kultur geschwächt hat, es wittern, daß aus mir eine Sehnsucht über dieses karge Stück Land, diesen eingedeichten Koog, hinausschwillt: meine alte, eingeborene Sehnsucht, diese Schwester der Unrast, deren Wünsche in stiller Nacht die Werften und Sturmdämme überklettern und sich auf dem sanftbewegten Meer einschiffen nach einer fernen Sonnenheimat?

◆ ◆ ◆

Der treue Magnus, der in Westerland auf Sylt badet und seine Nerven stählt, schrieb mir gestern, daß er in drei Wochen wieder an Bord gehen werde. Sie bauen eine Eisenbahn am indischen Brahmaputra, und tropenfeste Ingenieure sind gesucht. Fast hab' ich lachen müssen, als ich in solcher Umgebung hier das Wort Brahmaputra las. Denn unwillkürlich dachte ich dabei an eine unheimlich weiße Sonne, die auf Götzenbilder niederprallt, an todstille Tümpel, aus deren Grünspan es wie Krokodilaugen hervorblinzelt, an merkwürdig geringelte, bunte Steine, die plötzlich zu Schlangen werden, wenn man mit dem Fuße darauf tritt. Und ich hatte — soll ich es gestehen? — eine krankhaft närrische Sehnsucht, mit Magnus zu reisen, nur um einmal die moderigen Tapeten hier nicht zu sehen, die noch naß sind vom letzten Winter her, und die sich in längstens vier Monaten wieder mit einem Pelz von winzigen Eiskrystallen umkleiden werden.

So lebe ich in dem alten, baufälligen Hause hinter den Walnußbäumen, deren Früchte kaum reif werden. Jeden Morgen kommt Frau Lund, eine große, ungefüge Weibsperson aus der Nachbarschaft, um eine

Stunde lang in der Küche zu klappern und die nötigsten Hausarbeiten zu tun. Sie ist eine Schwester des Küsters und hat ihren Stolz. Jede Bewegung drückt aus, daß ihre Wirksamkeit in diesen Räumen eigentlich nur eine von mir nicht verdiente Gnade sei. Das hindert die Wackere freilich nicht, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, in allen Stuben und Winkeln und sogar in den Schreibtischladen zu schnüffeln und zu spionieren, als gälte es zu erkunden, was dieser Teufelsdoktor denn immer über Nacht bei so später Lampe für Wesen zu treiben habe, und ob er nicht etwa ein böser Hexenmeister sei, der den Mond magnetisch mache, die Flut springen lasse, die Deiche durchsteche und die Gegend mit Unheil belaste. Und in der Tat, sie findet wohl allerlei Verdächtiges: Tafeln mit nackten Heidenskulpturen, Abbildungen von Tempelruinen, kleine gipsene Modelle von korinthischen Säulenkapitälen, rätselhafte Skarabäen. Hin und wieder auch einen Brief von einem gewissen Professor Harre Blud, der wohl auch so ein Hexenmeister sein muß. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Da liegen auf dem Tische ganz offen, als ob es sich um die unverfänglichsten Dinge von der Welt handele, mehrere dickleibige Bücher, die in voriger Woche aus Leipzig gekommen sind, und die in einer teilweise unverständlichen Sprache von so weltfernen Krankheiten wie der Pest und der Schlafkrankheit handeln. Wozu liest ein christlicher Doktor solches Zeug? Will er etwa die Pest ins Land oder die Tsetsefliege, die den schlafbringenden Stich versetzt, an diese Küste herlocken? Schaudervoll — höchst schaudervoll! Wenn die Lund dann genügend gewischt und gefegt, spioniert und gestöbert hat, so klappert sie mit ihrem schweren Schuhwerk wortlos, wie sie gekommen, wieder davon, um schließlich am Monatsersten die Taler, die ich ihr auf den Tischrand hinzähle, argwöhnisch zu beschauen, ob nicht etwa trügerische Zauberstücke darunter seien, die nachher wieder in der Hand verschwinden.

Ich will Magnus bitten, daß er vor seiner Abreise nach Indien noch einmal zu mir kommt. Warum eigentlich? Magnus bedarf keiner Anweisung, wie man sich gegen die Pest, die wieder einmal dort wütet, zu schützen hat. Übrigens ist er Fatalist und, wie alle Globetrotter von Profession, ein wenig stumpf gegen das, was kommen mag. Oder soll er mich etwa unterhalten? Ach, wäre mein Schwager das, was man einen kurzweiligen Gesellschafter nennt! Aber am liebsten nimmt er wohl Martes kleine, alte Geige, die in der Kammer hängt, vom Nagel, stimmt eine Weile bedächtig daran herum und holt dann aus seinem exotischen Gedächtniskram allerhand seltsame Melodien hervor: ein paar Tanztakte der Tupi-Indianer, einen Niggersong, ein Kuliliedchen.

Ganz unvermittelt geriet er dabei jüngst in einen gutchristlichen Choral hinein und meinte, als ich mich verwundert umwandte: es sei sonderbar;

aber vor einem Moment habe er ganz deutlich die Szene aus unserer Kindheit wieder vor Augen gesehen, wie wir Harres Schwester, die kleine, schwarzhaarige Eike Blud begruben, deren Tod Marte damals in so bemerkenswerter Weise vorhergesagt habe. So im spitzen Winkel habe die Sonne den kleinen Sargschatten geworfen; hier links habe der Konsul Blud und die Frau Konsulin gestanden; dort der Kantor Madsen mit uns Chorjungen, dort die alte Mödbersch Ose Wodenfuß und der Wachtmeister Tettenboom, und der Gesell Gnadenbrot, der den Sarg gezimmert, habe während der ganzen Predigt so heftig den Schluckauf gehabt, daß wir Chorjungen uns anstießen und die Mödbersch ihm zuraunte, er solle doch um Gottes willen den Atem anhalten und dreimal bis zur Sieben zählen, dann gehe der Schlucker weg. Marte aber habe sich neben dem Vater, doch ein wenig abseits, gehalten und über den Berg von Blumen hinweg mit den Augen immerfort in der flimmernden Sommerluft gesucht, gleich als ob sie die Bilder sehen, nicht bloß hören müßte, darin Pastor lic. Baldamus da so warm von des Menschen Freund, dem Tode, redete. Und von den halb neugierigen, halb feindlichen Blicken, die ihr die Weiber rings zuwarfen, habe sie keinen einzigen bemerkt. Das alberne Weibsvolk! Als ob — um einen viel zu großartigen Vergleich zu wagen — Kassandra daran schuld gewesen sei, daß Troja fiel! Hm — wie habe sich die Sache doch verhalten? Marte und der Vater, den das müßige Ausschwatzen von den Gesichten des armen Kindes immer wie eine Kränkung an seiner Familienehre geärgert, seien ja tot, und man könne nun offen über die Dinge reden —

So rührte Magnus behutsam an ein Geheimnis der menschlichen Natur und färbte alte, längst verblichene Fäden frisch auf, während ich mit den Fingern leise dazu an die Scheibe trommelte und draußen in dem Grün der Bäume all die Gestalten, deren Namen an mein Ohr tönten, schattenhaft auftauchen sah. Nach einer Weile mußte mein Schwager aber wohl ein gewisses Wahrzeichen unserer Kindheit, nämlich das gedunkelte Ölporträt, das in einem wurmzerfressenen Rahmen über meiner Kammertür hängt, ins Auge gefaßt haben; denn er meinte plötzlich: ‚Die arme Salome Asch! Und was wohl aus Marsel Grotefend, dem windigsten aller Maler, geworden sein mag? Ha — der Vater hätte ihn damals nur allzugern vor seiner Klinge gehabt! Aber er soll ja dann drüben in Amerika verdorben sein. Nun, wenn er noch lebt, ich würde ihn wiedererkennen, und wenn es im dicksten Qualm einer verrufenen Hafenkneipe wäre.‘

Ich glaube wohl, mein verhaltener Schwager Magnus hat — wie seine Schwester und wie wir alle zwischen Watt und Geestland Geborenen — auch so etwas von Gabe in seinem schweren Blut. Freilich, was er schaut,

ist Vergangenheit, nicht Zukunft. Ob er als Kulturträger am Amazonenstrom oder am Brahmaputra sich abmüht, er lebt ungewandelt in seinem Vaterhause, im roten Kliff zu Brinklage, weiter, und um das primitive Lager aus Decken und Fellen, darauf er nachts mit schußbereitem Gewehr ruht, bewegen sich in trauervollem Geisterschritt die Unvergessenen unserer gemeinschaftlichen Jugend.

◆ ◆ ◆

Gewiß, mein treuer Magnus ist nicht, was man einen kurzweiligen Gesellschafter nennt. Es ist auch nicht um der alten Erinnerungen willen, daß ich ihn vor seiner Abreise noch einmal in diesem stillen Hause bewirten möchte. Ich habe einen anderen Wunsch. Ich möchte noch einmal von Magnus hören, wie er in Senhor Cardozas Zederholz-Salon Ihnen gegenüber gesessen hat. Zwanzig Minuten lang. Der Oleander duftete, es war dämmerig im Raum, und nur, wo der Sonnenschein in seiner Übermacht durch die Ritzen der Jalousien hereinquoll, da zitterten auf den Gobelins vereinzelte feurige Goldflecke, leuchtete hier ein grünes Asphodelblatt, dort das rosenrote Gefieder eines Flamingos in dem kostbaren Gewebe auf. Magnus beobachtete das Spiel, während er Ihrer sonoren Stimme lauschte, die ruhig und gedämpft von mir, dem Toten, sprach. Als er sich dann aber Ihnen zuwendete, da sah er erschreckt, daß Tränen in ihren Augen waren.

Verzeihen Sie mir, Senhora!

◆ ◆ ◆

Vor mir liegt ein nicht sehr abgegriffenes Heft, dessen marmorierte Schalen durch schmale Streiflein Schweinsleder zusammengehalten sind. Das Krankenjournal, das ich als Schiffsarzt auf der Guahyba geführt habe. Die Linien sind einst von dem sparsamen, jungen Doktor selber säuberlich mit Blei gezogen und die Rubriken: Name, Stand, Symptome usw., eigenhändig von ihm mit kaligraphischem Schwung überschrieben worden. Aus dem Journal ist ersichtlich, daß ich damals unter anderen Herrn Maurice Chapelain — er wird mir diesen Verrat des Berufsgeheimnisses verzeihen — mit Baldrian und Brom behandelt habe wegen eines leichten Angstzustandes, womit er zeitweilig von etlichen, besonders dämonischen und aufdringlichen Gestalten seines noch immer unvollendeten Romans ‚Irrwische' angetan wurde. Ich stelle ferner fest, daß ich den ewig schweigsamen ersten Ingenieur Mister Wintle mit Milchsäure im Halse gepinselt, daß ich bei Komtesse Stanislawa erschreckend wenig Pulsschläge in der Minute gezählt, und daß ich für Fräulein Brigitte Cyrus eine Anzahl Asthmazigaretten und für ihren Mops noch etwas anderes der Schiffsapotheke entnommen habe. Zu Lord Lionel Hexhams Lasten stehen Kampferspritzen und Digitalis reichlich notiert. Weiter befand

sich unter den Passagieren im Zwischendeck eine Kranke, ein armes, junges, verstörtes Weib, das aus dem Rheinland stammte und beständig von einem Jemand faselte, der ihr das Herz zerbrochen habe. Zuweilen während der Dämmerung erschien sie, wie um diesen Unbekannten zu suchen, mit wild aufgerissenen Augen an Deck, verbreitete da, durch den Abendschein irrend, mit ihrem flatternden Blondhaar und dem Schreckhaften ihrer fahlen Nordlichtschönheit eine nicht geringe Sensation und war wie ein Spuk wieder verschwunden, noch ehe man sie ergreifen konnte. Auch den Namen Zenobia finde ich in den alten Blättern verzeichnet und werde dadurch an die weißhaarige, blinde Negerin erinnert, von der es hieß, daß sie vor ‚ungefähr hundert Jahren' irgendwo im dunkeln Afrika geboren worden sei, und daß sie schon Dona Juaquina Cintras Großvater als kleines Knäblein auf ihren Armen gewiegt habe. In der Seele der Greisin aber glühte noch Flamme genug, daß sie jetzt, von ihrer Herrin freundlich ermuntert, Hoffnung hegte, demnächst durch die berühmte Hand eines Pariser Arztes wieder sehend und gleichsam nochmals zu einem neuen Jahrhundert geboren zu werden. Inzwischen hockte sie unbeweglich und geduldig immer auf demselben Plätzchen seitlich am Deck, und zuweilen, wenn die Maschine gegen Wind und stärkeren Wellenschlag zu arbeiten hatte, wollte es scheinen, als ob das ganze Schiff sich steuerbordwärts, wo die Negerin saß, zu neigen begänne. Wie ein Jahrhundert Menschenleben denn auch in der Tat eine so gewaltige Fracht von Glück und von Leid in sich schließt, daß selbst ein großer Ozeansteamer darunter keuchen kann.

Im ganzen aber erfreute, was auf der Guahyba schwamm, sich einer so vortrefflichen Gesundheit und Munterkeit, daß der junge Dr. Olaf Haddenbrook, dem das leibliche Wohlergehen der Passagiere anvertraut war, sich die Rubrik ‚Besondere Bemerkungen' in dem Krankenjournal ohne Gewissensbisse als Tummelplatz seiner unruhigen Phantasie und als zeitweilige Haltestelle seiner gern schweifenden und irrlichtelierenden Gedanken erküren durfte. Da steht denn nun auch gar vieles verzeichnet, was beileibe nicht in das Ressort eines Schiffsarztes hineingehört, mir aber jetzt, da ich die Geschichte meiner Jugend niederschreibe, zur Erweckung und Belebung des Gedächtnisses von unschätzbarem Wert ist. Wieder und wieder treibt es mich zu lesen, was da einst bei dem taktmäßigen Stoß der Kolben im Maschinenraum, bei dem Wiegen und Rollen des Schiffes von einer oft merklich zitternden Hand hingekritzelt worden, und nicht selten flimmert es mir dabei vor den Augen, gleich als husche und wittere zwischen den alten, verblaßten Schriftzeilen ein hellrötlicher Schein. Dann brauche ich nur geschwind die Wimpern zu schließen, um im Musiksalon der Guahyba die Kerzen auf ihren Silberleuchtern wieder festlich entzündet zu sehen.

Wir dampften in der Höhe von Natal und näherten uns schon mählich der Linie. Auf glühende Tage folgten wundervoll erfrischende Abende, die man auf Deck genoß, bis Dona Juaquina der Meinung war, daß es Zeit sei, sich unten zu versammeln. Denn die ozeanische Akademie stand damals in ihrer schönsten Blüte und gewann täglich neue und gewichtige Mitglieder. So traten noch bei, die sich bisher ein wenig skeptisch zurückgehalten hatten: die ehrenfesten Herren Birgi und Schläfli aus Zürich, die daheim am jungen, wilden Rhein ein Elektrizitätswerk auf gemeinschaftliche Rechnung zu erbauen gedachten und die große Wasserreise selbander eigentlich nur deshalb angetreten hatten, um den Plan ohne Einmischung ihrer Eheweiber und in aller Gemütlichkeit so recht zur gedeihlichen Reife kommen zu lassen; ferner eine Kollegin von mir — wissen Sie noch? — die russische Ärztin mit den fanatischen Augen und dem ungekämmten Tituskopf, deren transkaspischer Name mir zum Glück entfallen ist. Erinnern Sie sich, wie die unbeliebte Madame unserm braven Kapitän den Geschmack an den vortrefflichen Weinsorten im Schiffskeller dadurch zu versäuern suchte, daß sie ihm bei jeder Gelegenheit die Schrecken einer drohenden Arteriosklerose an die Wand des Speisesaals hinmalte? In der Tat geriet Kapitän Sarrazin jedesmal in solche Bestürzung, daß er mit bebender Stimme nach einer neuen Flasche Mercier rief, worauf meine Kollegin vom Kaspischen Meer ihn vernichtend anblickte und bald danach mit ihrem altmodischen Kleid von der Tafel rauschte. Auch Herr Guido Fahrenberg, der Kunstmaler aus München, und sein Busenfreund, der in einem Heidewinkel des Münsterlandes geborene reisende Zoologe Dr. Manfred Sökeland, meldeten sich erst jetzt zur Akademie. Wissen Sie noch, verehrte Senhora: wir nannten letzteren auf dem Schiff auch den Schmetterlingsdoktor oder das Tropengigerl, dieweil er Komtesse Stanislawas Liebhaberei für Falter als gelehrter Fachmann Konkurrenz machte, und zwar dies in dem wunderlichsten Aufzug von der Welt? Ich vergesse den Augenblick nicht, wie wir in der Bai von Rio lagen und Herr Dr. Manfred eingebootet wurde. Über dem Orgelgebirge, das wie Eisen glühte, stand die Abendsonne; alle Ladung war gelöscht, die letzte neue Fracht an Kaffee, Kautschuk, Palisanderholz und Baumwolle eingenommen, und die Guahyba, eben im Begriff, die Anker zu lichten, wiegte sich und spiegelte noch einmal wie ein Riesenschwan ihren schlanken, lichtblauen Eisenrumpf in dem Gekräusel der berühmten Meerbucht, neben deren Schönheit und Schimmer Neapel und Stambul verblassen müssen. Da kam — im äußersten Moment — noch eine eilige Dampfbarkasse dahergerauscht, das Fallreep mußte nochmals niedergelassen werden, und — was erschien an Bord des Schiffes? Nun, zuerst nur ein weißes, in der Abendluft wehendes Schmetterlingsnetz und

ein Riesen-Panamageflecht; darunter dann zwei große, runde, schwärzliche Brillengläser, die wie umflorte Laternen über einem grimmen, roströten Sapeurbart glitzerten; demnächst — die Überraschung war groß! — ein Jäckchen aus hellgelber, schillernder Seide, das einen lächerlich kurzen, spatzrunden Oberkörper umflog und von einer gewaltigen grünen Botanisiertrommel flankiert wurde; zuletzt endlich sprangen über die Bordschwelle ein Paar monströs weiter Pantalons, die wie frischgefallener Schnee leuchteten und die längsten und dünnsten Beine der Hemisphäre umschlotterten. Der Anblick war so überwältigend, daß manche Abschiedstränen augenblicklich versiegten. Herr Dr. Manfred Sökeland aber stelzte mit der gelassenen Sicherheit des Weltreisenden von Profession und der harmlosen eines Kindes zwischen den grinsenden Matrosen hindurch, während Fräulein Sauerbier — Thekla Sauerbier aus Hannover, die nudeldicke Stewardesse — ihm bewundernd nachblickte und auf Platt zu dem Steward Hugo sagte: sie habe zwar nie erfahren, was Liebe sei; aber der Mann, das fühle sie, könne ihr gefährlich werden.

Herr Dr. Sökeland reiste nicht allein. Hinter ihm drein wackelte, mit Kisten und Koffern beladen, sein malayischer Boy, ein kleiner, schiefer, brauner Kerl von affenartigen Bewegungen, mit schönen Zähnen und gierigen Augen. Er war die Treue selbst, und sein kugelrunder Kopf, der durch die fade Trockenheit der Haarbekleidung in bemerkenswerter Weise an eine ungeschälte Kokosnuß erinnerte, barg die muntersten Einfälle. Sein Name war so sonderbar und unaussprechlich, daß, wenn sein Herr ihn rief, es immer klang, als ob ein Seehund im Nebel bellte. Deshalb auch schlug der praktische Herr Livius Meyer vor, das braune Sumatragewächs einfach Freitag zu nennen, nach dem Freund und Höhlengenossen des allberühmten Robinson Crusoe.

Von einem Robinsonstreich des Herrn Dr. Sökeland munkelte man übrigens in der Tat bald genug an Bord. Er habe, hieß es, sich vor Zeiten einmal von einem Indiendampfer, den ein befreundeter Kapitän fuhr, auf einem kleinen, unbewohnten Eiland mitten in der Südsee aussetzen lassen. Ganz einsam habe er dort zwischen allerlei merkwürdigem Getier und Pflanzenwuchs gehaust, am Fuße eines feuerspeienden Berges, und sich in der Hauptsache von Kokosnüssen, Ziegenmilch und Vogeleiern genährt. So ein volles Jahr lang. Und jeden Abend habe er auf einer Korallenklippe gesessen, den stillbrennenden Himmel im Auge, und den Melodien des Meeres gelauscht. Und genau nach Ablauf der Zeit sei, wie verabredet, der Dampfer wieder gekommen und habe den Weltflüchtling abgeholt.

Dies erzählte man sich und manches mehr, und es dauerte nicht gar lange, so war die Spottlust verflogen, und hatten alle das Tropengigerl

von Herzen lieb. Denn trotz seines grimmen Sapeurbartes und seiner unheimlichen Vertrautheit mit den Blumen, Quarzen und Papillons aller fünf Kontinente war dieser Sohn des Westfalenlandes, der urdeutschen roten Erde, doch nur ein Kind — in Wahrheit ein richtiges, wunderlich weiches und wunderlich weltfremdes Kind, von dem man sich nun zu allem Überfluß noch die romanhafte und fast unglaubwürdige Geschichte zuraunte: wie ihm, dem Berliner Studenten, einstmals von einem schönen, gelbhaarigen und gefährlichen Weibe — einer berühmten Putzmacherin — gar übel mitgespielt worden und dieses dumme, nie verwundene Jugendleid der recht eigentliche Grund sei, warum Herr Dr. Sökeland sich jetzt jahraus jahrein auf die schwindelhohen Felsplatten der Kordilleren wage und Jagd mache nach den großen, brennenden Faltern bei Benares. O, das mußte man Dona Juaquina Cintra lassen: sie verstand sich auf die Weiberlist, den Leuten, ohne daß sie es recht merkten, ihre ängstlich behüteten Geheimnisse aus dem Herzenstresor zu entwenden! Auch besaß sie Phantasie genug, aus allerlei Fäden und Fadenrestchen, losem, unbeachtetem Gespinst, das sie irgendwie und irgendwo in der Luft auffing, ein Lebensbild in leiblichen Naturfarben zusammenzuwirken.

Nun, Herr Dr. Manfred mochte vor Zeiten die berühmte Putzmacherin und etliche andere schöne Weiberhäute in der Tat zu ernsthaft genommen, er mochte sich damals sogar einen gewaltigen Weltschmerz und tiefen Ekel vor der Menschheit eingeredet, ja sich wie zur Rache von den vielbeschädigten Schmetterlingen der Großstadt zu den unberührt schimmernden Faltern in Gottes freier Natur geflüchtet haben. Aber das war lange her. Und wenn der wunderliche Mensch nun jetzt noch immer wie ein rastloses Weberschifflein hin und her über die weite Erde fuhr, so war gewiß kein Haß mehr daran schuld. Und wenn ich recht sah, so hoffte er im tiefsten Grunde ja wohl, eines Tages noch etwas viel Köstlicheres als den Papillon κατ᾽ ἐξοχήν in den weitläufigen Falten seines Netzes zu finden: nämlich die große Ruhe, den Frieden für ein grübelsüchtiges, von Natur aus schwerfälliges und unbefriedigtes Herz.

Das Tropengigerl, zu dem, wie schon gesagt, Lord Hexham bald eine ganz besondere Zuneigung faßte, hielt seinen Eingang in die Akademie mit einem Vortrag: ‚Über die Wirkung der Natur in den verschiedenen Breiten auf das menschliche Gemüt.' Dagegen unterzog sein Freund, der Kunstmaler, der im deutschen Vaterlande bereits zu einer gewissen Berühmtheit als Porträtist schöner Frauen gediehen war, an der Hand eines von ihm selbst auf seiner gegenwärtigen Studienreise angefertigten reichen Skizzenmaterials die mannigfachen Frauentypen, die er in den verschiedenen Republiken Südamerikas angetroffen, einer überaus sachverständigen Besprechung, wobei manche Dona Ermelinda, Mercedes oder

Zulmira im geheimnisvollen Zitterschein der Wachsbeleuchtung Leben und rinnendes Blut gewann.

Mit ihrem rauschendsten Beifall dankte die ozeanische Akademie dem genialen Meister Frauenlob. Nur Herr Livius Meyer, dessen Aktien bei Dona Zaïda Ulysses zurzeit wieder einmal herzlich schlecht standen, konnte es sich nicht versagen, die vielgemischte kreolische Rasse einem bedenklichen Kunstwein zu vergleichen. Er wurde dafür von der streitbaren Advokatentochter aus Pernambuko mit einem Augenfunkeln bedient, das allein schon zur Beleuchtung des Saales ausgereicht hätte. Es sei übrigens bemerkt, daß auch Herr Guido Fahrenberg, obwohl der andere, köstlichere Lohn vielleicht in keinem Falle besser verdient war, für seinen Vortrag nur den prix littéraire, ein besonders reiches und zierliches Veilchengebinde, davontrug. Denn Dona Juaquina war seit jenem bedeutsamen Kusse, der auf ihre Anstiftung unter Evoë und Flötenspiel im Musiksalon von statten gegangen, gar geizig geworden und schien an eine nochmalige Vergabung des prix de vertu nicht zu denken. So schaltete sie, selber heimlich begehrt, doch unnahbar, allabendlich in der bunten Menschenmosaik der ozeanischen Akademie, so wie einstmals Penelope, die Königin, auf der Schwelle des schöngewölbten Saales zu Ithaka vor den aufhorchenden Freiern stand, in unvergänglicher Blüte der Jugend.

(Fortsetzung folgt.)



Anselm Feuerbachs religiöse Krisis

Ein Beitrag zur Künstlerpsychologie / Von Max Schwarz

In Anselm Feuerbachs ‚Vermächtnis' stehen unter dem Stichwort ‚Göttliche Hilfe' folgende zwei Sätze nebeneinander: ‚Soviel ist freilich wahr: in den Fällen, wo ein rasches Eingreifen der Gottheit tausendfältiges Elend verhindern könnte, versteckt sie sich und ist nicht zu finden.' Und: ‚Von der Gottheit nichts begehren als sie selber, würde wohl das Richtige sein.'

Es ist im höchsten Grade befremdlich, daß sich blasphemische Verkennung der Gottesidee und höchste religiöse Erkenntnis so in einer Seele zusammengefunden haben. Die Aussprachen lassen in ihrer zugespitzten Form vermuten, daß sie schwer erworbene Erfahrungen darstellen. Ihre schroffe Nebeneinanderstellung anderseits nimmt sich aus wie eine Bankrotterklärung. Wer Gott es zum Vorwurf macht, daß er nicht ein Nothelfer ist im banalsten Sinn, der sagt damit, daß es ihm nicht gelungen ist, mit der Gottheit als alleinigem Besitz zufrieden zu sein. Feuerbach hat offenbar die Welt nicht in Religion überwunden.

Wie gesagt, die zitierten Aphorismen lassen auf stärkste Erlebnisse in Wohl und Wehe schließen. Die Vermutung wird verstärkt, wenn man sich an die Hauptwerke Feuerbachs erinnert. Man könnte sie in zwei Gruppen scheiden mit den Überschriften: ‚Bilder des Glücks' und ‚Bilder des Unglücks'. Da ist die ‚Pietà' der Galerie Schack in München. Dem Leichnam Christi ist noch im Tode der Widerstand, der Kampf im Gesicht zu lesen; die sich darüberwerfende Mutter ist eine Verkörperung des Schmerzes. Ähnlich die weinende Amme in der großen ‚Medea' der Neuen Pinakothek in München. Dieser Komposition geben die starken Horizontalen überhaupt etwas von der unerbittlichen Schwere des Schicksals. Dann der ‚gefesselte Prometheus, von den Okeaniden beweint' (Wien, Akademie). Der Held ist nicht verzerrt, aber gestreckt von Wut und Leiden, und das Mitleid der Frauen ist keine Phrase. Im ‚Titanensturz' (ebenda) steht eine Figur, in der der Maler auf das Motiv der antiken Niobe zurückgreift und die Kraft zeigt, es neu zu beleben. In ‚Orpheus und Euridike' (Hagen), wo der Mann vorwärts stürmt, während die Frau langsam erstarrt, ist's, als stünde man unter dem Bann der Ananke. Die beiden ‚Iphigenien' in Darmstadt und Stuttgart sind Bilder der Sehnsucht und leiten über zu den Bildern des Glückes: ‚Ricordo di Tivoli' und die verschiedenen ‚Frühlingsbilder' (Berlin) mit ihrer tiefen Naturfreude; „Dante unter den edlen Frauen von Ravenna' und ‚Gastmahl des Plato' (Karlsruhe), die beide das gedankenvolle Zusammensein edler Menschen schildern; ‚Madonna' (Dresden) und ‚Konzert' (Berlin), wo der Seeleneinklang unter der Herrschaft der Töne bis ins tiefste geht.

Der Autor dieser Werke muß Freud und Schmerz in ganz extremen Formen erlebt haben; künstlerisch hat er sie auch bis zur vollen Klarheit und Ruhe überwunden, ihnen Ewigkeitswert abgerungen. Insofern wirken sie wie alle ganz große Kunst entschieden religiös. Sieht man indes genau zu, so mag man auch aus den Bildern ahnen, daß dem Innenleben Feuerbachs der

letzte Abschluß gefehlt hat. Zur Abgleichung des Schmerzes hat er nur das Mitleid zur Verfügung. Das genügt für den ästhetischen Eindruck, im Leben nicht. Einen christlichen Martyrer, einen Christus am Kreuze hat der reife Feuerbach nie gemalt. Er hat die einzige Brücke vom Unglück zum Glück, die vorbehaltlose Ergebung in Gottes Willen, nicht gekannt.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, aus den Bildern Feuerbachs eine irgendwie genügende Geschichte seines Verhältnisses zu Gott auszuschälen. Die Bilder sind da nur ein neuer Anreiz für das Interesse. Sie lassen vermuten, daß hier ein typischer Fall religiösen Erlebens vorliegt. Anderes Material kommt uns zu Hilfe. Zunächst das eingangs erwähnte ‚Vermächtnis'. Es wurde zwei Jahre nach Feuerbachs Tod von seiner Stiefmutter, die sich durch jahrelanges Sorgen um ihn den Namen einer Mutter verdient hat, veröffentlicht*. Den Kern bilden autobiographische Aufzeichnungen des Mannes aus seinen letzten Jahren, denen die Mutter Briefauszüge und wohl auch mündliche Äußerungen eingeschoben hat, um ein abgerundetes Bild seines Wesens geben zu können. — Die Schriftstücke, die im ‚Vermächtnis' verwendet wurden, und überhaupt alle Briefe, die sie noch besaß, hat die Mutter später der Nationalgalerie in Berlin überwiesen. Dort konnte sie zunächst Julius Allgeyer für die zweite Auflage der großen Biographie Feuerbachs benützen. Seit Herbst 1911 liegt, was der Berliner Schatz an Briefen umfaßt — einiges ist noch in Privatbesitz —, vollständig in Druck vor in einer zweibändigen Sammlung: ‚Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter', herausgegeben von G. J. Kern und Hermann Uhde-Bernays.

Das ist reichliches, authentisches Material für einen Zeitraum von 36 Jahren, angefangen von 1845, wo der fünfzehnjährige Knabe, das Produkt einer guten Kinderstube, die Akademie in Düsseldorf bezog, bis 1880, wo ihn am 4. Januar, nicht zu früh und nicht zu spät, der Tod plötzlich antrat.

Die Briefe sind für die Seelenforschung ausgezeichnete Quellen, allerdings auch nur für sie. Es ist geradezu auffallend, wie wenig Zeit- oder Sittengeschichtliches darin erwähnt wird. Ereignisse, die der Verfasser aus nächster Nähe mit ansah, wie der Staatsstreich Napoleons III. im Dezember 1851, die Kriege in Italien, die zur Aufhebung des Kirchenstaates führten, das vatikanische Konzil, all das findet kaum ein Echo. Auch auf die persönliche Umgebung Feuerbachs und den Fortgang seiner eigenen Arbeiten fällt aus den Briefen viel weniger Licht, als der Biograph wünschen möchte. Wenn Stil, wie Feuerbach selbst einmal definiert, richtiges Weglassen des Unwesentlichen ist, so hat er sich schon in den Briefen an seine Mutter als großer Stilist erwiesen. Er berührt hier nur, was ihn und die Mutter unmittelbar angeht.

Abgesehen von diesem Stilgefühl hat zur Beschränkung des Stoffes auf das für unser Problem Belangreiche noch eine Eigentümlichkeit seines Wesens mitgewirkt. Er äußert nur, was er persönlich tief erlebt. Für seine Kunst hat er schon als Siebzehnjähriger den Grundsatz formuliert: ‚Sollte

* Neue Ausgabe mit Vorwort von Hermann Uhde-Bernays bei Meyer & Jessen, Berlin 1911.

Friedrich Wasmann/Wasmanns Mutter und Schwester



Eigentümer Bernt Grönvold

ich dabei nie komponieren, ich werde nie, nie mehr etwas machen, wo nicht mein tiefstes Sein und Wesen erschüttert ist.' Auch in dem, was er schreibt, findet sich nur ganz ausnahmsweise etwas Entlehntes, Nachempfundenes. Selbst Weisheiten, wie sie jeder aus der Schule mitnimmt und mit dem eigenen Denkgut verwechselt, muß er erst an sich selbst erproben, bis sie ihm in die Feder fließen. Das ist um so verwunderlicher, als er zeitweise sehr viel las und gern Gedankenaustausch mit bedeutenden Menschen pflegte.

Der Kreis von religiösen Momenten, die in Feuerbachs Leben eine Rolle spielten, ist allerdings ein enger. Von der Stiefmutter, der Tochter eines evangelischen Pfarrers, fromm erzogen, kam er in den Jünglingsjahren in Gegensatz zum Glauben seiner Kindheit. Später tauchte ihm die Gottesidee aus den Notwendigkeiten des Lebens und der künstlerischen Arbeit wieder auf. Eine bestimmtere Form gewann sie nicht aus logischem Denken, sondern aus dem Erfahren. Von einer Auseinandersetzung mit der positiven Offenbarung findet sich in den Briefen buchstäblich nicht eine Spur. Der Name Christus kommt nur vor, wo von Bildern die Rede ist. Den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten hat er nie empfunden. Obwohl er das italienische Volksleben so lang und so aufmerksam beobachtet hat, macht er nie eine Bemerkung über religiöse Gebräuche, weder eine lobende noch eine spöttische. Er sah in ihnen wie überhaupt im Christentum nur die Religion als solche. Gegenüber dieser Oberflächlichkeit die Schuldfrage zu stellen, ist nicht unsere Absicht. Wir versuchen zu verfolgen, wie eine so ganz im Bann der Kunst stehende Seele mit Gewalt vor das Ja oder Nein der Religion gestellt wird. Der Verlauf der Krise ist für jeden eine erschütternde Belehrung.

* * *

Auf den Besitzstand an frommer Erziehung, den Feuerbach aus dem Elternhaus in die Fremde mitnahm, wirft eine Bemerkung aus dem Juli 1845 einiges Licht. Von der Mutter gefragt, schreibt er: ‚Abends lese ich in der Bibel, bis jetzt durcheinander, jetzt will ich aber sehen, daß ich einen passenden Abschnitt finde, den ich dann ordentlich lesen kann. Mit dem Beten, so ist das schwer zu sagen; wenn ich so an der Arbeit bin oder vor dem Schlafengehen, kommen von selbst fromme Gedanken, ich kann mich hierin aber nicht ausdrücken, du weißt ja, wie das ist.' Der anerzogene Rahmen des religiösen Lebens ist also nach dreimonatlicher Selbständigkeit schon daran, aus den Fugen zu gehen. Nach einem weiteren Vierteljahr heißt es: ‚Mein Testamentchen halt ich in Ehren, es oder Uhland soll mich heute Abend beruhigen und mich mit Ergebung das tragen lassen, was zu ändern nicht ist' (1. Nov. 1845). Die Einsicht, daß Beschäftigung mit religiösen Vorstellungen beruhigt, ist wohl Erziehungsgut; die freiere Phantastik des Dichters tritt aber schon neben das Neue Testament.

Die künstlerische Arbeit des Akademieschülers führt sehr bald zu inneren Erlebnissen, in denen sich das Geistige im Menschen überhaupt mit dem Religiösen identifiziert; damit ist dann ein Konflikt eingeleitet: ‚O, es gibt Momente im Leben, wo man sich so rein fühlt, rein Geist, wo alle körperlichen Sorgen so nichtig sind; sollte mit festem Willen, mit heiliger Kraft nicht dieser Zustand

sich in unser tiefstes Leben senken können, wie schön und erhaben ist der Gedanke! Der bessere Mensch, sein Geist ist sein Gott, der aufs innigste verbunden ist mit der freien, frischen Natur' (17. Dez. 1845). Wir brauchen nicht anzunehmen, daß die Formulierung ohne den Einfluß irgendwelcher Lektüre zustande gekommen sei; die persönliche Erfahrung, die für den Einfluß disponierte, war offenbar das Entscheidende. Es scheint, daß der Vater, ein glühender Verehrer des Griechentums, einverstanden war mit dem Erleben des Göttlichen im Menschen. Er hatte bisher dem Sohn verboten, Goethe zu lesen; jetzt schickte er ihm als Weihnachtsgeschenk dessen Gedichte und bezeichnete neben einem andern ,Wanderers Sturmlied' zur Lektüre (,Wen du nicht verlässest, Genius . . .'). ,Ich habe jetzt drei unschätzbare Bücher,' schreibt darauf der Sohn, ,die mir über alles gehen. Die Bibel, Goethe, Uhland . . .' Die Bibel wird wohl nur mehr der Mutter zuliebe mit aufgeführt. Die christliche Gottesidee tritt indes noch einmal in ganz erhabener Weise auf, und zwar im Zusammenhang mit einem jener Erlebnisse, die ihm sonst Anlaß wurden zu einer Art Heterodoxie: „Es ist mir oft so wohl und weh in dieser Welt, ich fühle solch eine innere Kraft und Entzücken, . . . es gibt wirklich Momente in der freien Natur, wo ich oft ganz Gefühl bin; ich dünke mich gar nicht mehr auf Erden zu sein, und wenn ich an Gott denke, so fühle ich recht, wie er sich gleichsam in unsere Herzen legt und einem alle erhabenen Gedanken aufkommen läßt' (Frühjahr 1846). Man kann nicht umhin, sich über diese Worte im Mund eines Sechzehnjährigen zu wundern. Daß der Mensch in den höchsten Glücksmomenten der Empfangende ist, daß er gerade hier nicht als sein eigener Herr sich empfindet, das ist ja vom Standpunkt der religiösen Erfahrung aus wohl der stärkste Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. In späteren Jahren kam Feuerbach auf diese Jugendeinsicht zurück; es ist ein Echo davon in dem Aphorismus des ,Vermächtnisses': ,Ich achte den Menschen höher, der ihrer (der Religion) im Glück bedarf als denjenigen, der sich im Unglück von ihr trösten läßt.'

Als Jüngling unterlag er zunächst doch der pantheistischen Auffassung Goethes. Aus dem März 1847 haben wir einen Beleg dafür, daß er unter dem Eindruck stand, sein Gott sei ein anderer als der seiner teils streng katholischen, teils streng protestantischen Umgebung. Es müssen Streitgespräche unter den Akademieschülern stattgefunden haben, von denen ein Gerücht auch zur Mutter drang. Der Sohn sucht sie zu beruhigen: ,Ach, mein Streiten, wie lange habe ich schon eingesehen, wie läppisch das ist. . . . Ich bin recht, recht demütig, ich weiß nur zu gut, daß mein Glaube Altersperiode ist, der sich zur Klarheit mit den Jahren bilden wird; bis jetzt denke ich an nichts als an das Malen. . . . Lest das Gespräch über Religion mit (sic!) Faust und Gretchen, da findet ihr ganz, was ich fühle und denke, aber auch meine innersten Gedanken und Gefühle sind mir wie aus der Seele gezogen und in Worte das gekleidet, wofür ich niemals Worte finden konnte und wo ich durch Streiten stets auf Irrwege geriet.' Es hat die schon fünfviertel Jahr früher ausgesprochene Idee, daß der bessere Mensch, sein Geist des Menschen Gott sei, die Oberhand gewonnen gegen das Empfinden seiner Beziehung zu Gott als einem anderen

Wesen. Beim Tode des Komponisten Mendelssohn, den er persönlich gekannt und dessen Musik auf ihn großen Eindruck gemacht hatte, versucht er sich in einer Theorie des ewigen Lebens: ‚Selig ist Mendelssohn zu preisen, dessen ganze Seele wogt die Welt hinauf und hernieder, all sein Sehnen, all sein Dichten liegt klar in der lieblichsten Form da; das ist mein Glaube an das ewige Leben, daß sich der Mensch in seinen Liedern auflöst; je geistiger der Mensch wird, desto mehr Körper fällt beiseite, der Geist wächst und zieht den armen Körper endlich zur Ruhe; da schwebt er auf und nieder, aller Hülle beraubt‘ (Mai 1847). Die Vorstellung ist seltsam formlos und unklar; aber eines ist aus ihr zu entnehmen, daß sich für den jungen Feuerbach schon der Verewigungstrieb der Künstlerseele ganz an die Kunstwerke bindet. Man muß mit dieser Aussprache folgende bedeutend spätere in Zusammenhang bringen, die nur eine ist von vielen ähnlichen: ‚Später, wenn der launenhafte, leicht erregbare, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht eben die Malerseele rein da in den Werken‘ (18. März 1856).

Der Bruch mit dem Glauben der Kindheit betätigte sich darin, daß er seine bisherige Gewohnheit, in Verlegenheiten zu beten, ablegte. ‚Ich fühlte,‘ schreibt er im Sommer 1846 einmal nach Erzählung einer schwierigen Situation, ‚daß ein wichtiger Punkt meines Lebens eingetreten sei, mein Herz tanzte Kapriolen im Leibe herum. Wäre ich nun der alte gewesen, der ich früher war, so hätte ich ein heißes Stoßgebetlein zum Himmel gesandt; so aber rief ich mir mit philosophischer Gleichmütigkeit zu: Mut, Feuerbach!‘ Als er im November 1849 den heißen Wunsch hegt, mit Rahl nach Italien gehen zu können, heißt es: ‚Gäbe es einen Gott, so würde ich erflehen, daß er mich jetzt keinen Augenblick trennt von dem, der mich zum wahren Künstler stempeln wird.‘

Das Wort Gott bedeutet hier nur den überweltlichen Helfer, an einen solchen glaubt er nicht mehr. Der Name erscheint denn auch in den Briefen der nächsten Jahre nur mehr in konventionellen Ausdrücken. Die Erklärung dafür ist wohl in erster Linie diese: die Glückserlebnisse in Natur und Kunst hatten ihn mit einer ungeheuren Zuversicht erfüllt, von sich aus mit dem Leben fertig zu werden. Es scheint aber doch auch eine gewisse moralische Emanzipation mitgespielt zu haben. Der Pflichtgedanke hatte bei ihm allerdings von vornherein keine deutliche Beziehung zu göttlichem Gebot und Gericht gehabt. Das Motiv ernster Führung und guter Vorsätze ist bei ihm neben der stark wirkenden Rücksicht auf die Mutter einzig und allein sein großer Lebensinhalt, die Kunst. Ehrgeiz blickt manchmal durch, aber in der Hauptsache ist's eine tiefe Sehnsucht, die eigene künstlerische Kraft zu betätigen: ‚Ich will mir keinen unsterblichen Ruhm verschaffen, nein, das fällt mir nicht im Traume ein, sondern ich will bloß meine Seele auf die Leinwand bringen, aber eher ruhe ich auch nicht, bis sich dieser glühende Drang einmal auf einem weiten Leinwandfeld verbreiten kann, ob's den Leuten gefällt oder nicht, so hab' ich's gewollt und gedacht, das genügt mir‘ (Herbst 1847). Der Schaffensdrang befähigte ihn zu einem ungeheuren Fleiß. Der Fleiß war allerdings zu aufgeregt, um gleichmäßig zu sein. Es gab Pausen der Müßiggängerei, in denen die Lebenslust und besonders die Unfähigkeit, mit dem Geld umzugehen, zur

Geltung kamen. Hier mag die Freigeisterei gegen die immerhin anerzogenen religiös-sittlichen Bedenken ein willkommener Schutz gewesen sein. ‚Die Augenblicke sind ja so kurz, und ein Esel, wer nicht genießt, was sich ihm darbietet; der sich aufs ewige Leben vertröstet, ist ein armer Tropf, der hat blutwenig, und wer sich kein Paradies auf Erden verschaffen kann, ist ebenfalls einer, besonders wenn man noch jung ist; ist man alt, so hat man doch die Erinnerung an vergangene glückliche Tage‘ (Herbst 1847). Als Zügel blieb in solchen Perioden nur der natürliche Ekel gegen das eigentlich Gemeine. Zum Sparsamsein half ihm der allerdings nicht.

Begeisterte Arbeit und Entmutigung, moralische Aufschwünge und bedauerliche Niederlagen — letztere meist nur aus ziemlich verspäteten Geständnissen in den Briefen zu erschließen — wechselten so zu Ende der Düsseldorfer Zeit und während der weiteren Lehrjahre in München, Antwerpen und Paris miteinander ab. Am schlimmsten war's in München; dort weckte ihn die Mutter einmal durch die Eröffnung aus seiner Phantasiewelt, er habe in letzter Zeit allein mehr gebraucht als daheim die ganze Familie.

Gleich zu Anfang des Aufenthaltes in Paris starb der Vater. Wegen der langen Krankheit desselben war die Familie seit Jahren in sehr schwieriger Lage gewesen; jetzt war sie ganz auf die karge Pension der Mutter und den Ertrag ihrer literarischen Arbeit gestellt. Der Mut der Mutter hat großen Eindruck auf den Sohn gemacht. Er gewann jetzt erst eine rechte Ahnung davon, ‚welcher Mut und welche Kraft doch in dem Menschen liegen‘ (7. Okt. 1851). Als sie sich kurz nach dem Schlag, der sie getroffen, aufraffte und eine Biographie ihres Gatten fertig stellte, führt der Sohn sich das Glück ihres inneren Sieges vor: ‚Du glückliche, liebe Mutter, wie beruhigt und frei mußt du dich nun fühlen, daß du nach so bitteren Mühen und Leiden die geistige Freiheit und Klarheit errungen hast. . . . Ich meine, das erstemal in deinem bewegten, schmerzlichen Leben müsse eine verklärte Ruhe über dich kommen, so wie man an stillen Sonntagsmorgen die helle Sonne sieht und die fernen Glocken hört‘ (12. Dez. 1851).

In dieser Zeit tritt plötzlich in Feuerbachs Briefen der Gedanke an Gott wieder ernsthaft auf: ‚Der liebe Gott‘, betet er, ‚gebe uns seinen Segen, daß unsere Zukunft lichter wird‘ (1. Febr. 1852). Man geht wohl nicht fehl, wenn man das auf die geschilderte innere Annäherung an das Wesen der Mutter zurückführt. Gerade Gott dem Helfer, der so recht der Gott seiner Mutter gewesen, hatte er sich zuerst entfremdet, auf ihn kommt er jetzt zuerst zurück. Zwei Monate später erscheint dann auch die echt Feuerbachsche Vorstellung, daß Gott ihm seine künstlerische Natur gegeben, die ihn hindere, ein Modemaler zu werden.

Diese Wandlung fand im Winter 1851/52 statt. Sie war zunächst ohne nachhaltigen Erfolg. Feuerbach brachte noch zwei weitere Winter in Paris zu und arbeitete zeitweise, nach seinem späteren Urteil mit großem Gewinn, im Atelier Coutures. Die Aufregung der Arbeit hatte auch jetzt wieder schlimme Folgen. Im Eifer vergaß er seine Lage und begann Sachen, die mit seinen Mitteln nicht auszuführen waren. In Wochen der Entmutigung gab's dann

wieder Müßiggang und unüberlegte Ausgaben. Er erfuhr, was Hunger ist. Als er durch Vermittlung eines Freundes eine kleine Bestellung bekam, verlor er sich an eine Pariser Kokette. Die Kunst war eben nicht imstande, ihm die Herrschaft über sich selbst zu geben. Es war zu viel in ihr, was ihn mit einem bürgerlich geordneten Lebensrahmen in Konflikt bringen konnte. So hoch er sein Lebensziel nahm, es gab ihm nicht die Kraft zur Beherrschung seines Gemütes.

Als ihm, Frühjahr 1854, sein äußerer und innerer Bankrott zum Bewußtsein kam, verließ er über Hals und Kopf Paris und betrat wenige Tage nachher in der Abenddämmerung als verlorener Sohn das Zimmer der Mutter in Heidelberg. ‚Du warst am Klavier,‘ beschreibt er selbst einmal die Szene, ‚und die Tränen kamen dir in die Augen, und in jener Stunde nahm ich mir vor, ein rechter, guter Mensch zu sein‘ (20. Dez. 1855).

In einem Gespräch mit Allgeyer hat Feuerbach diese Umwandlung einmal verglichen mit der Tannhäusers in der Wagnerschen Oper, wo der Held plötzlich in das Gebet ausbricht: ‚Allmächtiger, dir sei Preis! Groß sind die Wunder deiner Gnade.‘ Er fügte hinzu: ‚Wenn ich Wort gehalten, mir selbst treu geblieben bin, so danke ich es zwei Dingen: meiner Kunst und dem Umstand, daß ich mich seitdem bei allem fragte: Was würde deine Mutter dazu sagen?‘ (Allgeyer, I. 453.)

Die Rücksicht auf die arme, vielgequälte, seinethalb leidende Frau schuf wirklich den Mächten seines Temperamentes feste Grenzen, und so konnte jetzt auch das andere Element seines Innenlebens, die Kunst, erzieherischen Einfluß auf sein Gemüt ausüben. Die nächsten sechs Jahre — das erste wurde in Karlsruhe, die folgenden in Venedig, Florenz und Rom zugebracht — sind so für die Charakterentwicklung Feuerbachs die schönsten seines Lebens geworden. Die Briefe dieser Zeit rechtfertigen erst, aber auch vollauf die Veröffentlichung der ganzen Sammlung. Es ist nicht möglich, hier die Belege dafür zusammenzustellen, wie jetzt unter dem Einfluß von Kindesliebe und Lebensziel die edelsten Kräfte in seiner Seele wuchsen. Wir suchen nur den religiösen Einschlag aufzuweisen, der jetzt in sein Wesen kam. Wenn irgendwo, so können wir hier beobachten, in welch innigem Verhältnis Religion und Kunst stehen.

Beim Betreten des italienischen Bodens hat sich Feuerbachs Kunstauffassung von Grund aus geändert. In Paris war ihm unter dem Einfluß der Umgebung unmerklich die virtuose Technik in den Vordergrund getreten. In Italien wurde ihm die französische Kunst mit einem Mal ‚Spachtelmalerei‘. Der Künstler brach wieder durch, dem alle Technik eben nur Mittel ist zum Zweck: ‚im Positiven die Poesie festzuhalten‘ (Vermächtnis 125).

Der seelische Hintergrund der Natur und Kunst Italiens überwältigte ihn förmlich: ‚Die Grazie und die Schönheit ist mir aufgegangen, gegen diesen Wert gibt es keinen mehr!‘ (14. Nov. 1855.) Die inneren Erlebnisse waren manchmal wahre Stürme: ‚In Padua‘, erzählt er der Mutter, ‚habe ich viele Stunden auf meinem Plaid auf einem grünen Stadtwalle gelegen, von den mannigfachsten Empfindungen nicht durchbebt, sondern durchschüttelt, ein ganz namenloser Schmerz, warum, weiß ich nicht, dann wieder eine dunkle, mir

unerklärliche Freude.... Gestern war ich im Palazzo degli Uffizi, vor Raffael, und da hat mich diese träumerische Schönheit, diese weiche Schwermut und diese Vollendung Raffaels, Andreas del Sarto so ergriffen, daß ich die Galerie sofort verlassen mußte, weil mir die Tränen unaufhaltsam herunterliefen' (17. Mai 1856).

Man kann in den Briefen deutlich erkennen, daß die Eindrücke nach vielen Richtungen wie religiöse Erlebnisse wirkten. Der absolute Wert ,Schönheit' spannte sich wie etwas Ewiges über seine Seele. Die Kunst, griechisch empfunden, wird ihm ,das einzige stille Leben, was noch über die Gräber hinaus dauert' (17. Mai 1858). Den großen Toten fühlt er sich verwandter als den Lebendigen. Es ist bemerkenswert, daß er erst jetzt ein ganz starkes Verhältnis zu seinem toten Vater gewinnt.

Im Vermächtnis bezeichnet er als das wichtigste Resultat dieser Zeit: ,Mein reizbares Wesen wich einer angeregten Ruhe, die mich fortan auch in Gefahren nicht verließ' (120). Die Briefe bezeugen, daß ihm wirklich, zeitweise wenigstens, alles Äußerliche zur Lappalie wurde. Er beginnt sich seiner selbst zu entäußern. ,Glaub mir,' schreibt er der Mutter, ,der Grundstein des besseren Anselm ist gelegt, und wie man beim Gebäude allerhand Schmuck hineinmauern läßt, so habe ich darin einstweilen Eitelkeit, falschen Ehrgeiz und fieberhaftes Wollen ohne die Kraft, auszuhalten, begraben, und mit Fleiß, Bescheidenheit und unbändiger Hoffnung baue ich in die Höhe' (18. Dez. 1856). Das Unglück lernt er schätzen als das, was die Seele erst recht weckt, ihr das ewig Wertvolle erst recht zum Bewußtsein bringt (12. Febr. 1857). Als er die erste ,Iphigenie' durchbildet und daneben im Leben mit Juden, Geldmangel, Neid, Kränkung zu kämpfen hat, kann er den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen äußerem Mißgeschick und innerer Segnung wie mit Händen greifen: ,Wenn ich meine, ich könne das Warten nicht mehr aushalten, dann kommen mir solche verklärte Stoffe von oben und geben mir Trost und Stärke' (10. Febr. 1858).

Wie stand nun die Gottesidee in diesem seelischen Komplex? Ganz deutlich ist für Feuerbach Gott der Urheber des Glückes, das er im absoluten Wert der Schönheit genießt. Die ,totale seelische Umwälzung', die er in Italien erfuhr, bezeichnet er noch im Vermächtnis (107) mit Ausdrücken, die der religiösen Sphäre entnommen sind; er empfindet sie als ein ,Wunder', als eine ,Offenbarung'. Für das Gelingen in der Arbeit kehrt in den Briefen immer wieder der Ausdruck ,Segen': ,es ist Segen dabei', ,der Segen wird nicht fehlen'. Die Einsicht der Jugend, daß Gott die Gedanken in der Seele aufkeimen läßt, ist wieder da. Er fühlt sich passiv im Glückserlebnis, empfängt es als ein liebes Geschenk (Dez. 1859).

Das ist ohne Zweifel religiös gedacht. Es frägt sich nur, ob er zum letzten religiösen Akt vorgedrungen ist, den er selber beschreibt als: von der Gottheit nichts begehren als sie selbst. Das ist vorderhand nicht geschehen. Und hier ist der kritische Punkt seines Verhältnisses zu Gott. Auch in seinen reinsten Glücksmomenten war eine innere Beziehung ins Zeitliche herein: zum Kunstwerk. Wir haben schon gesehen, wie er, beinahe noch ein Knabe, beim Tode

Mendelssohns sich das Fortleben des Künstlers nur als ein Fortleben in Kunstwerken vorstellen kann. Damals wiesen wir schon darauf hin, daß ihm auch später die Malerseele nur in ihren Werken rein dasteht nach dem Verschwinden des Menschen. Oft und oft nimmt sich Feuerbach die Ewigkeit zum Trost, aber immer ist's eine Leinwandewigkeit. Daß der Mensch nur ewig lebt persönlich mit dem persönlichen Gott vereint, das ist ihm entgangen trotz seines mehrfach bezeugten Glaubens an das Weiterleben der Seele im Jenseits.

Der tiefste Grund dieser Gebundenheit war wohl der Schaffensdrang. Zugleich mit der Fähigkeit, das Schöne als das einzig Große zu empfinden, war in seiner Seele ein förmlicher Zwang, es zu verkörpern. Ohne Befriedigung dieses gleichsam substanziellen Bedürfnisses konnte er kaum leben. Das ist denn wohl überhaupt der wesentliche Unterschied zwischen Kunst und Religion; erstere schließt immer eine Wendung zum Zeitlichen in sich, hindert also von sich aus, von der Gottheit nichts zu begehren als sie selbst.

Weil Feuerbach das Kunstwerk absolut notwendig war und Werke großen Umfanges nun einmal nicht ausgeführt werden können ohne große Geldmittel, wurde es bei ihm eine ständige Forderung ans Schicksal, d. h. an die Vorsehung, wie er selbst einmal identifiziert, daß er reich werden müsse. Die vom Lebensinhalt aus erhobene Forderung wurde dann aber auch noch unterstützt durch einen Zug seines Wesens, den er trotz zeitweiser Resignation nie abstreifte. Es war das ein gebieterisches Bedürfnis nach einer gewissen Splendidität des Auftretens, nach ‚großen Verhältnissen', wie er sich gern ausdrückt. ‚Ich bin nicht geboren für die Armut!' Im Vermächtnis steht darüber ein revelatorisches Wort: ‚Ich hasse das Martyrertum vom Grund meiner Seele' (119). Es schien ihm unnatürlich, widersinnig, auf die natürlichen Begleiterscheinungen großer Leistungen, als da sind Ehre, Ruhm und Geld, zu verzichten. Wenn Gott ihm das Gefühl für Schönheit und Talent gab, so mußte er ihm doch auch den Rest dazu geben. Das wurde seine fixe Idee. Gott fiel also von des Künstlers eigenem Wesen aus die Rolle eines Helfers im Zeitlichen zu.

In den ersten Jahren des Aufenthaltes in Italien hatte die Idee die Form ‚unbändiger Hoffnung', von der wir ihn schon sprechen hörten. Hoffnung war sein Glaubensbekenntnis. ‚Ich glaube, daß ich eine Zeitlang manches ausstehen muß, daß ich aber später dafür belohnt werde' (7. Okt. 1856). ‚Ich glaube, ja ich glaube fest und innig an ein gütiges Schicksal' (12. Febr. 1857). ‚Weil ich es wirklich so ernst meine, wird das Schicksal mir gewiß helfen, und sei es nicht meinetwegen, so doch meiner Bilder wegen' (20. Dez. 1855). Er hascht nach Anzeichen, die ihm das Walten der Vorsehung über seinem Leben verbürgen. Weil er weiß, daß ohne Schmerzen keine großen Kunstwerke geschaffen werden, ist ihm gerade sein bisheriges Mißgeschick ein Beweis dafür, daß er zu Großem berufen ist: ‚Daß eine höhere Hand mein Schicksal in Händen hat, muß jedem klar werden, der auch nur einen Funken Einsicht hat und Kenntnisse des feinen Verhältnisses, in welchem ein aufstrebender Künstler sich zu dem verhält, was man Zeit und Welt zu nennen beliebt' (22. August 1857; cf. 20. Dez. 1855). Über den Tod eines Widersachers äußert er eine Freude, die man mit gemeinem Rachegefühl verwechseln müßte, wenn man

den tieferen Zusammenhang nicht kannte. ‚Landsberg ist tot und, liebe Mutter, das ist etwas Großes, dir kann ich es sagen, mein Dante war ein Nagel zu seinem Sarge; ich war der letzte arme Künstler, und an mir hat er das Genick gebrochen. Sein Tod ist mir ein gutes Omen für die Zukunft, wenn ich manchmal verzagen möchte‘ (29. Sept. 1858; cf. 17. Mai 1858). Landsberg hatte ihm das erwähnte Bild ‚Dante unter den edlen Frauen von Ravenna‘ in Auftrag gegeben und damit seine Hoffnung nach langer Not neu belebt. Damals hatte er die Mutter aufgefordert, auf den jetzt kommenden Erfolg zu bauen wie auf seine Liebe: ‚Ich selbst,‘ hatte er hinzugefügt, ‚im hohen Vertrauen auf mein Talent, bin stumm, glücklich und stehe ahnungsvoll an dem Wendepunkt meines Lebens. Ich weiß nichts, aber es durchschauert mich innerlich, wenn ich an meine Zukunft denke, wie Ahnung einer neuen Welt, vor deren Pforten ich stehe. Das Bild wächst mir unter den Händen, es ist Segen darin. Möge mich der liebe Gott doch immer so bescheiden bleiben lassen, auch wenn er mir Ehre, Ruhm und Geld gibt. Das ist mein sehnlichster Wunsch‘ (23. Juli 1857). Die Ahnung erfüllte sich nicht; weil der Besteller mit den Zahlungen Schwierigkeiten machte, zog Feuerbach das fertige Bild zurück. Den Tod Landsbergs nahm er aber als Beweis, daß trotz allem eine höhere Macht über ihm wachte. Man kann nicht umhin, von einer fixen Idee zu sprechen und im vorhinein zu fürchten: wenn ihm einmal die Augen aufgehen, wird er sein Leben für Ironie halten und an der Vorsehung verzweifeln.

Während des ersten Aufenthaltes in Italien kam es nicht dazu. Das Dantebild wurde verkauft, Feuerbachs Hoffnung erstand mit neuer Kraft, mit ihr sein Humor, seine Liebenswürdigkeit; aller Haß, von dem er schon zu oft gesprochen, war wie weggewischt. Er schlägt der Mutter vor: ‚Das Buch der Vergangenheit wollen wir in Schweinsleder binden und sieben Siegel daran setzen — und liegen lassen‘ (10. März 1860).

Er reiste nun in die Heimat und verbrachte dort den Sommer und den Herbst; erst im November 1860 kehrte er nach Rom zurück. Jetzt kam die Entscheidung, ob wirklich das Kunstwerk die Hauptsache ist, der alles untergeordnet werden muß, und aus der sich durch Gottes Fügung alles Weitere ergibt.

Noch vor diesen Ferien hatte ihm eine Römerin, eines Schusters Gattin, die unter dem Namen Nanna bekannt ist und für immer mit dem Namen Feuerbachs verknüpft, als Modell gedient; die Dresdener Madonna war damals ihren Zügen nachgestaltet worden. Dieselbe Frau wurde ihm jetzt etwas wie eine Muse. Durch sie ging ihm die letzte Offenbarung der Schönheit auf. Sie stellte ihm erst dar, was ‚Gewalt der Form und leidenschaftlicher Ausdruck der Seele‘ ist, wonach ihm doch immer der Sinn gestanden hatte (18. Mai 1861).

Daß ihm dieses Wesen in den Weg geführt wurde, faßte er wieder als einen Beweis auf, daß der Himmel es gut mit ihm meine, und mit der Hoffnung, ‚er wird mir auch die Mittel dazu geben‘, ging er an die künstlerische Eroberung dieser Gestalt. Seine kargen Vorräte waren bald erschöpft, neue Mittel kamen nicht. Es gelang nicht, auch nur ein Bild an den Mann zu bringen. Hingerissen vom Schaffensdrang ließ er die Mutter schicken, was sie nur aufbringen konnte; es reichte nicht. Er machte Schulden auf Schulden,

verpfändete sein Ehrenwort für die Rückzahlung und konnte es zur festgesetzten Zeit nicht einlösen. Da floß ihm zum erstenmal — es war gleich endgültig — das verzweifelte Wort in die Feder: ‚Es gibt einen Gott der Christen, aber keinen, der ein drängendes und schaffendes Künstlerherz zu heben weiß‘ (16. Dezember 1861). Als dann die Gläubiger drängten, verlor er den Lebensmut: ‚Ich habe keine Lust mehr auf diese Weise,‘ schrieb er am 1. Februar 1862. . . ‚Ich glaube an nichts mehr und bin entschlossen, meinem lieben Vater in Bälde eine Visite zu machen. Fluch allen, die mich gequält, Fluch der Stunde meiner Geburt! . . . Seit ein paar Tagen arbeite ich auch nicht mehr — möge alles zum Teufel gehen.‘ Schließlich hielt ihn doch der Gedanke an die Mutter vom Äußersten zurück. Eine neue kleine Anleihe half über die Verzweiflung hinweg, und jetzt nahm die Sache erst recht eine schlimme Wendung nach einer anderen Richtung.

Die Mutter riet dringlich, in die Heimat zu kommen und eine angebotene Stellung an der Akademie in Karlsruhe anzunehmen. Aber Feuerbach war wie gefesselt in Rom. Nur dort, unter der Inspiration Nannas, glaubte er das Höchste in der Kunst erreichen zu können. Ein rücksichtsloser Trotz war über ihn gekommen: ‚Ich will bloß Brot essen, aber das tun, was mir mein Genius sagt‘ (2. August 1862). Die Mutter ahnte als Grund der Rücksichtslosigkeit wohl richtig: Nanna war ihm wichtiger geworden als die Mutter und ihr Wohlergehen. Sie bekam Briefe von ihm, die wie Dolchstiche für sie waren; einem Bekannten schrieb sie in dieser Zeit: ‚Ich werde nie müde werden, alles für ihn zu tun, was in meinen äußersten Kräften steht; mein Interesse am Künstler, meine Liebe zum Sohn wird nie sich ändern, aber das Zutrauen, die liebevolle Hoffnung auf Anselm den Menschen hat einen Stoß erlitten, der nie mehr zu reparieren ist — ohne alle Bitterkeit, ohne das leiseste Zürnen muß ich mir sagen, so durfte er mir nicht schreiben, nicht fühlen, wenn auch nur momentan‘ (20. Februar 1863; Allgeyer II. 6.). Sie hat die ärgsten dieser Briefe verbrannt. Wie hart Feuerbach da sich geäußert, kann man aber ahnen aus gleichzeitigen Bemerkungen, in denen er dem toten Vater Schuld gibt an seiner eigenen Armut: ‚Wie leicht ist es, gemütskrank sein und die Hände in den Schoß legen!‘ ‚So rächt sich die Untätigkeit des Vaters am Sohn‘ (10. Mai, 15. August 1863). Die Mutter schrieb ihm einmal: ‚Ich fühle mich arm und gedemütigt!‘ Die Reflexion darüber brachte ihm jetzt auf einmal zum Bewußtsein, daß es noch etwas Höheres auf der Welt gibt als Kunstwerke. Die Reue über sein Unrecht brach den Trotz. Er war jetzt, allerdings zu spät, bereit, in die Heimat zurückzukehren: ‚Sprich dich aus, soll ich kommen auf einige Zeit, mich mit dir zu besprechen? Ich habe mich gestern den ganzen Tag der Tränen nicht enthalten können; habe ich gefehlt gegen deine Liebe, so verzeihe mir. Du hast gelitten meinethalb und das soll und darf nicht mehr sein. Was ist mir die Kunst, was ist mir Rom, wenn es auf Kosten des Heiligsten gehen soll, was Menschen überhaupt verbindet? . . . Du bist mir das Nächste und alle Rücksichten sollen fallen, alle . . . Mein Herz ist bei euch, denn was ist Größe ohne die Liebe? . . . Soll ich dir meinen innersten Herzenswunsch sagen: ich bin müde und möchte kein großer Mann

werden, die Notwendigkeit bringt meinen Namen in aller Munde, und ich möchte so gerne zurücktreten und still für mich leben, auch ohne die Kunst — doch kann ich nicht, und das macht mich leiden' (4. Juni 1863). Zwei Monate später entschließt er sich: ‚Ich will jetzt allem und allem entsagen und das große Gespinst der Imagination, das mein ganzes Wesen ausmachte, aufgeben . . . Ich will alles aufbieten, mein Gemüt zu mäßigen, für jetzt und immer' (23. August 1863). Es ist, als ob Gott nur auf diesen großen Verzicht gewartet hätte; denn wenige Tage nachher trat eine Besserung der Lage ein, die dann nie mehr ganz so schlimm wurde.

Daß jener Entschluß ernst gemeint gewesen, bewies Feuerbach, indem er alle großen Pläne zurücklegte und drei Jahre für den Grafen Schack, gleichsam im Sold, Bestellungen ausführte. Auch als dieses Fronverhältnis sich wieder gelöst hatte, blieb die neue Stellung zur Kunst; sie war nicht mehr die absolute Hauptsache. Das ‚Bedürfnis eines schönen und richtigen Zusammenlebens hat völlig die Oberhand gewonnen' (12. Oktober 1869). ‚Das ewige Zehren an großen Ideen, ohne als Mensch mit Menschen heiter leben zu können, wird nachgerade aufreibend' (15. Oktober 1867). Schon früher, während des ersten Aufenthaltes in Italien, hatte er den inneren Kontakt mit edlen Menschen geschätzt und genossen, aber nicht um seiner selbst willen; damals hatte er ihn gebraucht zur Hebung seines Vertrauens in sich selbst, der Kunst wegen. Jetzt ging ihm auf, daß eine tote Sache, und wäre sie sein eigenes Werk, das Sehnen der Seele nicht stillt. Er fühlte die Einsamkeit wie etwas Unheimliches auf sich lasten; der Druck löste sich erst beim Gedanken an eine Heirat (cf. Februar 1868). ‚Vor sechs Jahren würde mir mein bildhübsches Modell, die die Ideen aus dem Kopf heraustreibt, Ersatz gewesen sein für das traurigste aller Leben; heutzutage sind meine Bedürfnisse anderer Art geworden, und vom bloßen Anschauen und Weiterbilden kann ich nicht leben. Ich brauche eine Freundin, die mir das Leben wert macht . . .' (16. Oktober 1868). Er kam nicht mehr zum Heiraten, weil er seine Verhältnisse nie für sicher genug hielt. Das brachte in den letzten Lebensjahren oft die tiefste Melancholie über ihn, für die ihn das Bewußtsein, in Kunstwerken ewig zu dauern, nicht entschädigte. Das Schaffen als solches wurde ihm oft eine Last; so sehr er sich anstrengte, es gelang ihm nicht, für eine ‚Hochzeit à la Rubens' die materielle Grundlage in genügendem Maße zu erwerben. Es blieb als einigermaßen beruhigender Trost nur das religiöse Moment seiner Kunst.

Die Hoffnung auf Gott als den Helfer aus Nöten ist, wie wir sahen, in der Krise des Winters 1862/63 untergegangen. In dem gleichen Brief indes, dem wir das Zeugnis für den Zusammensturz seiner fixen Idee entnahmen, stehen auch noch die Worte: ‚Gott gebe mir, daß Friede werde in meiner Seele!' (16. Dezember 1861). Selbst in der Epistel mit den Selbstmordgedanken (1. Februar 1862) heißt es: ‚Gott wird mir die Kraft geben, dich nicht noch ärger zu betrüben.' Die Gottesidee wurde also nicht hinweggerissen durch den Sturm, sondern gereinigt: er erwartet nicht mehr, daß ihm der Kampf geschenkt werde, er betet um die Kraft, ihn zu führen. Das tat er auch noch zwei Jahre später: ‚Ich bitte Gott täglich, er möge mir den guten Humor und die Geduld erhalten . . .' (24. März 1864).

Es ist tief zu bedauern, daß Feuerbach allmählich auch diese Bitte sich abgewöhnt hat. Es scheint ihm damals die Erkenntnis aufgegangen zu sein, die in einem Aphorismus des Vermächtnisses niedergelegt ist — wir haben ihn in anderem Zusammenhang schon einmal zitiert: ‚Ich achte den Menschen höher, der der Religion im Glück bedarf, als denjenigen, der sich im Unglück von ihr trösten läßt‘ (265). Im Verfolg dieses Gedankens kam Feuerbach dazu, auch die Bitte um moralische Kraft zu unterdrücken. Die theoretische Erwägung, wenn man von einer solchen sprechen kann — es war mehr Gefühlssache —, wurde unterstützt durch das gleichzeitige Aufkommen einer Tendenz zur Selbstbewunderung, die in den Briefen an die Mutter jetzt häufig in abgeschmackter Form zur Geltung kommt. Es scheint, daß Nanna, die das Schmeicheln verstand, ihn durch ihre wortreiche Bewunderung auf diesen Weg gebracht hat. Es ist im Grunde nicht Selbstüberschätzung, die ihn charakterisiert, sondern ein scheinbar voll befriedigtes Verweilen beim Gedanken an die eigene Größe, ein kleinliches, selbstgefälliges Genießen der nun einmal erworbenen äußerlichen Situation: ‚Ich sitze, eine Rose vor mir im Wasserglas, in meinen bekannten Zimmern, die so angenehm zum Denken sind . . . Was die Herren Deutschen an mir gesündigt, soll man mir nicht ansehen, sondern ich will meine Stellung, die ich nun einmal hier habe, dazu benützen, ordentlich zu repräsentieren‘ (Oktober 1870). ‚Sie müssen sich alle beugen vor meinem Geiste, der täglich im Wachsen begriffen ist‘ (Juni 1874). Wie er früher an sein gütiges Schicksal geglaubt hat, so glaubt er jetzt an sein Genie und an dessen endgültigen, durchschlagenden Erfolg. Als der Erfolg doch nicht in dem erwarteten Maße kam, hatte er nur einen tiefen Unmut, ‚eine chargierte Rage‘ über die Torheit der Halbmenschen, die ihn umgaben. Die autobiographischen Aufzeichnungen des ‚Vermächtnisses‘ sind das Dokument dieser Phase. Hier appelliert er im Schlußwort an die Geschichte: ‚Die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im Einzelleben‘ (240). Diese letzte Hoffnung hat ihn zwar nicht getäuscht, aber auch nicht getröstet.

Hinter all dem trotzig-selbstgefälligen Genuß seiner Situation und den bitteren Gedanken an das, was er sich noch dazu gewünscht hätte, bereitete sich in Feuerbachs Seele in den letzten Jahren seines Lebens eine Versöhnung vor, die etwas wie Verklärung auf sein Schicksal wirft. Sie läßt erraten, was er eigentlich meinte mit seinem ‚von der Gottheit nichts begehren als sie selbst‘.

Schon Ende Dezember 1869 äußert er einmal eine stille beziehungslose Freude an der schönen Gotteswelt. Er hatte eines Abends mit Bekannten lange in einem römischen Café verweilt, wo viele schöne Menschen ab und zu gingen. ‚Es hat etwas so Beruhigendes,‘ schreibt er darauf an die Mutter, ‚daß der liebe Gott so reichhaltig ist in seinen Produktionen.‘ Weitergebildet hat sich diese Stimmung eigentümlicherweise unter dem Einfluß eines der schönsten religiösen Werke der Hochrenaissance. Auf den nervösen Fahrten seines letzten Jahrzehnts kehrte er, wie von einem Magneten gezogen, immer wieder zurück nach Bologna, dessen Galerie die hl. Cäcilia Raffaels beherbergt. Er beneidet dort den alten Meister immer wieder um seine ‚tiefe Seelenversenkung in das Allerheiligste‘ (September 1873). ‚Es ist ein Friede in dem Bild, den wir

unruhigen Modernen weder nach außen noch nach innen erjagen können' (5. März 1877). Im Herbst 1873 war ihm dieser Inhalt zum erstenmal aufgegangen; früher hatte er, wie er selbst bemerkt, noch zu befangen im Machwerk, nicht die richtige Anschauung gehabt. In wie vielen Stunden der Seelenversenkung es ihn beschäftigt hat, mag man daraus entnehmen, daß sich ihm allmählich eine freie Neuverkörperung des gleichen Gehaltes gestaltete. Am 1. November 1876 schickte er der Mutter eine Federskizze des geplanten Bildes, dabei selber Anklänge an das Raffaelsche Werk bezeichnend, die beim ‚nach der Natur Empfinden' ganz weg kommen würden. Die Ausführung auf grund eingehender Studien zog sich bis in den Sommer 1878 hinein. Auch nachher hielt er es, hie und da noch leicht nachbessernd, in seinem venezianischen Atelier zurück. Im allerletzten Brief an die Mutter, vierzehn Tage vor seinem Tode geschrieben, erwähnt er es noch: ‚Ich kann es nicht anders ausdrücken, aber das Bild wirkt wie eine Verklärung einer Malerseele' (21. Dezember 1879).

Wer jetzt vor das ‚Konzert' tritt — es kam durch Schenkung der Mutter in die Berliner Nationalgalerie — fühlt sich ohne weiteres wie hineingezogen in einen Ewigkeitsaugenblick. Es ist alles Kirchen- und Heiligenmäßige aus ihm ferngehalten, schon um die Erinnerung an die hl. Cäcilia möglichst auszuschließen. Und doch ist es ein religiöses Werk in einem starken Sinn. Diese seelische Tiefe, dieser wunsch- und veränderungslose Friede ist nur einem Menschen bekannt, der sich innerlich losgelöst hat vom Zeitlichen, oder wenigstens diese Loslösung als das einzige Heil ahnt.

Nicht Kunstwerke schaffen, um in ihnen ewig dazustehen, nicht durch die Kunst mit Menschenseelen in Kontakt treten und in ihnen ruhen, nicht das ist nach Feuerbachs letzter Erfahrung das beste, sondern Gott selbstlos anschauen in seinem Spiegel Welt; das bedeutet vom künstlerischen Erfahren aus: von der Gottheit nichts begehren als sie selbst.

Gegenüber dem, was der Mensch wirklich braucht und was die geoffenbarte Religion verspricht, immer noch ein armes Glück, das einem traurigen Pessimismus Platz läßt, aus dem heraus Feuerbach selbst einmal äußert: ‚Die anderen Herren und Damen der jetzigen Zeit haben auch das Glück nicht erfunden, das glaube mir . . . Heiter kann man für Augenblicke sein und das muß der Vernunft genügen' (5. Oktober 1877).

Strömungen im neueren Islam
Von Hubert Grimme

ie orientalische Frage, die es im wesentlichen mit dem Schicksal des Islams am Bosporus zu tun hat, hat seit einigen Jahrzehnten einen Genossen bekommen an der ungleich wichtigeren und weitschichtigeren islamischen Frage. Ihr Inhalt ist kurz gesagt die Stellung des Islams zur modernen Welt.

Der Islam konnte bis vor kurzem als eine Welt für sich gelten. Unberührt von tieferen Reformen hat er mittelalterliche Anschauungen und Formen bis in unsere Zeit bewahrt. Und zwar bedeutet sein Mittelalter die vollständige Durchführung des Gedankens der Bindung des Individuums. Das Wort Islam bedeutet ‚Hingabe'; im Sinne Mohammeds gefaßt war es die Hingabe an Gott, aber schon mit dem Nebenbegriff des Gehorsams gegen den Propheten Gottes. Als in der Abbasidenzeit sich die islamische Gemeinde zu einer Kirche umgestaltete, da trat zur Hingabe an Gott als Korrelatbegriff die Pflicht der Nachfolge des Propheten seitens aller Gläubigen. Nicht nur, was der Prophet gelehrt und gepredigt hatte, auch alles, was er getan und wie er es getan, bekam autoritative Geltung. Die junge Wissenschaft des Islams sah es als ihre Hauptaufgabe an, das Bild des Propheten bis in die kleinsten Züge auszumalen. Ihre Ergebnisse wurden sodann mit der Zeit für das Denken und Handeln der Moslims maßgebend — die islamische Vollkommenheit hatte kein Ideal, das nicht auf Mohammed zurückwies.

Damit drang höchste Einseitigkeit, daneben aber auch große Geschlossenheit in die Vorstellungen der Moslims ein. In ihrem Zentrum steht Mohammeds Theologie; um sie herum lagern sich wie in konzentrischen Sphären die Rechtsnormen, die Begriffe vom staatlichen, sozialen, häuslichen Leben, alles wohl abgerundet und scheinbar lückenlos. Die Wissenschaft fühlte sich von der Pflicht des Weiterforschens entbunden; die Gesellschaft verschloß die Augen vor nichtsanktionierten Lebensmöglichkeiten. An sein System gebunden, verträumte der Islam energie- und tatenlos lange Jahrhunderte und wurde nicht gewahr, daß unterdessen eine Kultur herangewachsen war, die, im Prinzip der Freiheit wurzelnd, durch Wissen zu der Macht gekommen war, sowohl die widerstrebenden Naturkräfte wie auch alle rückständigen Kulturen sich dienstbar zu machen. Der Islam erkannte die furchtbare Macht seines Nebenbuhlers nicht eher, als bis dieser ihn politisch und wirtschaftlich vollständig in die Enge getrieben hatte. Erst nachdem über 200 Millionen Moslims zu Untertanen europäischer Kolonialmächte geworden waren und der Rest, der unter eigener Regierung blieb, dem wirtschaftlichen Ruin unaufhaltsam entgegeneilte, da wurde es dem Islam bei seiner fatalistischen Weltanschauung bange, und es ertönte nun an verschiedenen Enden der moslimischen Welt die Frage, was geschehen müsse, um angesichts der neuen Verhältnisse sich weiter zu behaupten.

Nur zwei Möglichkeiten konnten ernstlich in Frage kommen: entweder verzweifelter Widerstand gegen alles Neue, oder Einlenken in die Richtung, von welcher her die moderne Welt ihre Superiorität erlangt hatte. Der Masseninstinkt des Islams brütet nun über der Verwirklichung des ersteren;

wo aber der Verstand mitredet, da wird das Heilmittel in einer zeitgemäßen Umgestaltung des Islams nach europäischem Muster gesehen. Nur darüber, was wichtiger sei, am Staatsbegriff des Islams zu reformieren oder aber seine religiös-sozialen Anschauungen zu mildern, sind die Meinungen geteilt. Alles in allem hat die moderne Zeit im Islam drei Strömungen in Fluß gebracht: eine reaktionäre, die man auch die panislamische nennen kann, eine politisch-fortschrittliche, endlich eine religiös-fortschrittliche.

Der Panislamismus, d. h. der enge Zusammenschluß aller Gläubigen, liegt im Wesen des Islams tief begründet, insofern schon Mohammed im Koran den Grundsatz proklamierte: ‚Alle Moslims sind Brüder'. Dieses Prinzip hat aber von jeher eine Kehrseite gehabt: der Brüderlichkeit innerhalb der Gemeinde stand Feindschaft gegen die Ungläubigen gegenüber. In größter Deutlichkeit hob der Prophet solches hervor mit den Worten: ‚Mohammed ist der Gesandte Allahs, und die mit ihm sind, sind streng gegen die Ungläubigen, aber liebevoll untereinander.' Nun verstand Mohammed unter Moslims nur Araber, unter Ungläubigen im wesentlichen nur Bekenner einer polytheistischen Religion; so gab es für die Politiker der frühislamischen Zeit sowohl unter ihren Untertanen wie außerhalb ihrer Machtsphäre zahlreiche Elemente, die weder von der Liebe noch vom Hasse des Islams betroffen wurden. Mit diesen Ansätzen von Toleranz räumte die Abbasidenzeit auf. Wie sie den Begriff ‚gläubig' auf jeden ausdehnte, der Hinneigung zum Islam bezeigte, so faßte sie die ganze Menge der außerhalb des Islams Stehenden unter den Begriff ‚ungläubig' und damit auch ‚Feind der Gläubigen'. Das war die Proklamierung eines dauernden Kriegszustandes zwischen den Gläubigen und ihren Nachbarn, der wohl zeitweilig durch Nationalitätshader in den moslimischen Staaten oder Rivalität unter den Herrscherdynastien, die sich als Vorkämpfer des Islams betrachteten, wirkungslos gemacht wurde, aber auch den Anstoß gegeben hat zu den größten Kriegen des späteren Islams: zu den blutigen Vorstößen eines Mahmud von Ghasna gegen Vorderindien, zu Saladdins Einkreisung der Kreuzfahrer, zum Vordringen der Türken bis vor die Mauern Wiens.

Dieser ältere Panislamismus, der aus dem Gefühle der Überlegenheit seine Kräfte zog, mußte von selbst aufhören, als der Islam gegenüber Europa sich auf die Defensive beschränkte. Im türkischen Reiche, wo diese Änderung am schmerzlichsten empfunden wurde, sann man in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts auf Ersatz. Solange sich die Türkei stark gefühlt hatte, war der Sultan gewissermaßen nur im Nebenamte der Seelenhirt der Moslims, ihr Kalif, gewesen; wenn man nun das türkische Kalifat über das Sultanat, die internationale Mission der Türkei über ihre nationalen Bestrebungen hinaustreten ließ, würde sich dann nicht der Panislamismus am Gefühle der Hilfsbedürftigkeit der Zentrale des Islams wieder entzünden lassen? Ließe sich damit nicht eine geistige Bundesgenossenschaft zwischen dem Gesamtislam und der Türkei erzielen, aus der einmal auch ein materieller Rückhalt für die türkische Regierung geschaffen werden könnte? Dieser Gedanke, der in den Köpfen der theologischen Berater des Sultans Abdul-Hamid entstanden war,

wurde zum Leitmotiv der Politik des letzteren. Durch ein Heer von Sendboten und besoldeten Geheimagenten gelang es, die islamischen Länder, selbst das des scherifischen Gegenkalifen, Marokko, nicht ausgenommen, so nachdrücklich im Sinne des türkischen Panislamismus zu bearbeiten, daß fast überall mit dem Freitagsgebet die Bitte um Verleihung von Hilfe und Macht an den Herrn der Gläubigen, den türkischen Sultan, verbunden wurde; daß aber unter der Hilfe nicht nur die göttliche verstanden wurde, beweisen schon die zahlreichen Geldspenden, die dem Sultan für den Bau ‚seiner' Bahn, der Linie Damaskus—Mekka, von seiten nichttürkischer Moslims zugingen. Auch aus der Aufregung, die augenblicklich während der von Italien gegen die Türkei unternommenen Kriegsoperationen die islamische Welt durchzuckt, spricht noch deutlich das von Abdul-Hamid in den Massen so erfolgreich geschürte islamische Gemeingefühl.

Doch dürfte der Panislamismus türkischen Stils, falls nicht etwa ein Krieg Formen annimmt, die vom Gesamtislam als eine Herausforderung empfunden werden, bald der Vergangenheit angehören. Den Nimbus, den Abdul-Hamid dem Kalifat wieder geben wollte, hat der Freiheitsdrang des türkischen Volkes wieder zerstört. Eine nationale Parlamentsregierung ist dem Geiste des Kalifats durchaus entgegen, wenigstens dem Abdul-Hamids und seiner Vorbilder, der Abbasiden; und als eine solche Regierung im Sultan der Türkei auch den Kalifen des Gesamtislams absetzte, da sprach sie damit gewissermaßen den Verzicht der Türkei auf die geistliche Führung der Moslims aus.

Doch darf darin keineswegs das Ende des Panislamismus gesehen werden. Er ist ein Proteus, der sich jedem neuen Zeitalter in erneuter Gestalt zeigt. Der Islam ist nun einmal eine Herrenreligion; er stattet seine Anhänger mit einem Selbstgefühl aus, das sich bei höher organisierten Naturen zu Adel des Geistes entwickeln kann, bei bildungsarmen aber leicht in anmaßenden Dünkel ausartet. Ein großer Teil der Moslims trägt diesen Dünkel zur Schau, darunter vornehmlich die in Afrika und Indonesien während des letzten Jahrhunderts gewonnenen Neugläubigen. Politisch gänzlich unreif, versprechen sie sich von ihrer Religion die Erfüllung utopistischer Wünsche, die in der Regel im Siege des Islams über Christentum und Europäertum gipfeln. Vom Heidentume als einem Feinde des Islams wird kaum mehr geredet, seit die Japaner die Rolle der Vorkämpfer des Ostens gegen den christlichen Westen übernommen haben.

Gefährlich wird diese Geistesverfassung so vieler Moslims dadurch, daß von gewissen Seiten darauf hingearbeitet wird, sie zur verstärken — vor allem durch Hinweis auf eine nicht zu ferne Verwirklichung der irdischen Hoffnungen des Islams. Als Hauptherd solcher Aufreizungen hat Mekka zu gelten. Hier, außerhalb jeder europäischen Kontrolle, lassen die geistlichen Stadtherren es sich angelegen sein, den Hunderttausenden von Pilgern, die alljährlich von überallher nach Mekka strömen, politische Weisungen zu predigen und auf den Heimweg mitzugeben. Der fetischistische Rauschzustand, in welchen die Teilnehmer an den kraßheidnischen Zeremonien des Hadsch zu geraten pflegen, bildet eine treffliche Unterlage für weitgehende Beeinflussung. Das Programm Mekkas war in der Zeit der Regierung Abdul-Hamids die Empfehlung der

türkischen Kalifatsidee; was davon infolge der politischen Umwälzungen in der Türkei abgebröckelt ist, ist der Mahdiidee zugute gekommen, d. h. dem Hinweis auf das Erscheinen eines von Gott gesandten Führers und Retters des Islams. Auf ihn zielen unmittelbar oder mittelbar zahlreiche von Mekka oder Medina anonym in die Welt hinausgeschickte Sendschreiben, die sogenannten Mekkabriefe, worin von der Nähe des großen Gerichtstages und der Pflicht, sich für ihn bereit zu machen, im Orakelton geredet wird. Da nach den eschatologischen Vorstellungen der populären Theologie das Weltende in die Zeit des Auftretens des Mahdi fällt, so können solche Briefe unmittelbar wie Kriegsproklamationen wirken und leisten der im Islam nie ganz aussetzenden mahdistischen oder, was für unsere Zeit das gleiche bedeutet, der antieuropäischen Wühlarbeit nachhaltige Unterstützung.

Ähnlich wie Mekka wirkt auch eine Anzahl von Orden oder Bruderschaften auf die Massen ein, nur mit dem Unterschied, daß ihre Wirksamkeit örtlich enger umgrenzt ist. Läßt sich auch in das innere Leben dieser geistlichen Genossenschaften selten tiefer hineinschauen, so dürfte doch sicher sein, daß die mystische Raserei, in welche sich die Mitglieder unter Leitung der Oberen zu versetzen wissen, nicht ihr einziger Zweck, überhaupt nicht Selbstzweck ist. Sie macht aus Menschen willenlose Wesen in der Hand ihrer Führer, Leute, die ihr Leben in den Dienst der Sache jener stellen. Von der Senussijja, dem zurzeit mächtigsten Orden Nordafrikas, geht ein ausgesprochen mahdistischer Geist aus; wie sich dieser mit Europäerhaß paart, zeigt das Eingreifen der Senussis in den italienisch-türkischen Krieg. Andere Orden, die ihrer Organisation nach zu politischer Tätigkeit und damit auch zu panislamischen Umtrieben neigen, sind die marokkanische Tajjibijja, die algerische Tidschanijja und die erst unter dem Eindrucke der Einmischung Europas in die marokkanischen Wirren gegründete Ainijja. Daneben ist zu beachten, daß auch solche Bruderschaften, die für gewöhnlich abseits von der Politik stehen, unter dem Einflusse erregter Zeiten und gewissenloser Führer in politische Bahnen geraten können: wie denn die Kadrijja, ein aus dem Frühmittelalter stammender Orden mit vorwiegend caritativen Zielen, am Mahdiaufstand im Sudan besonders starken Anteil genommen hat.

Die panislamische Strömung wird im Islam vermutlich nie ganz verschwinden, aber jeder politische Fortschritt im Islam wird helfen, sie zurückzudämmen. Je mehr politische Schulung in die Massen eindringt und sie zur Pflege nationalen Gemeinsinns und innerer Wohlfahrt anhält, desto weniger werden sie sich zu uferlosen Experimenten, wie sie die Schürer des Panislamismus lieben, hinreißen lassen. Schon jetzt läßt sich von der Türkei und Persien sagen, daß sie mit der panislamischen Idee gebrochen haben, allerdings unter Preisgabe der vom Islam geprägten Form des Staates. Der Übergang dieser beiden Reiche von der Despotie zur konstitutionellen Regierungsform ist wohl die am meisten in die Augen fallende, ob auch vielleicht nicht tiefste Bewegung im neueren Islam; an ihrer Zukunft wird es sich entscheiden, wie weit der Islam einem dauernden politischen Fortschritt zugänglich ist.

Friedrich Wasmann/Junge Frau



Eigentümer Bernt Grönvold

Lange Zeit schien die absolutistische, ja despotische Regierungsform dem Wesen des Islams einzig zu entsprechen. Schon Mohammed hatte seinen Gläubigen ‚Hören und Gehorsam' als Parole vorgeschrieben. Doch war er nicht abgeneigt, in schwierigen Lagen den Beirat der Gemeindegenossen einzuholen, und so enthält eine koranische Beschreibung der Gläubigen auch die Worte: ‚(sie sind es,) die ihre Angelegenheiten untereinander beraten'. In der Omajjadenzeit trug die Beteiligung der privilegierten Araberklasse an der Regierung teilweise parlamentarische Formen an sich; diese gingen dem Islam verloren, als die Abbasiden alle weltlichen und geistlichen Befugnisse in ihrem Kalifate vereinigten, und nur in der Theorie des moslimischen Staatsrechtes war der Begriff der Mitwirkung der Gemeinde bei der Wahl der Herrscher nicht ganz auszumerzen. Der Niedergang des abbasidischen Kalifats zeitigte in den vielfach nur ephemeren Teilstaaten des Islams die Despotie, und dasselbe Gesicht zeigte die türkische Monarchie, in welcher aber die Wiederaufnahme des Kalifentitels dem Sultan die Pflicht der Führung des Glaubenskrieges auferlegte.

Solange die Türkei ein Kriegslager war, konnte die despotische Regierungsform des Sultans nötig und darum zeitgemäß erscheinen; in den Zeiten des Niedergangs der türkischen Militärmacht erwachte im Volke das Verlangen nach einer Staatsform, in der der Wille des Herrschers durch den Willen des Volkes teils unterstützt, teils aber auch gezügelt würde. Die reformtürkische Partei begeisterte sich für den Versuch, den europäischen Konstitutionalismus auf den Stamm der türkischen Despotie zu pfropfen; zaghafte Gemüter beschwichtigte sie durch den Hinweis auf die parlamentarischen Andeutungen im Koran. Sultan Abdul-Hamid schien bei seiner Thronbesteigung (1876) der Mann, die Wünsche der Partei zu erfüllen, indem er einen von Midhat Pascha ausgearbeiteten Verfassungsentwurf genehmigte. Doch schon im Jahre 1878 ward dieser beiseite geschoben; der Sultan glaubte dem Rufe nach Reformen vollauf zu genügen, wenn er von dem kanonischen, von der Geistlichkeit gehandhabten Rechte ein sich vielfach an den Code Napoleon anlehnendes ‚kaiserliches Recht' (kanuni-humajun) abzweigte. Seine oben erwähnte panislamische Politik schien ihm wichtiger als die Beschäftigung mit innerpolitischen Angelegenheiten. Es bedurfte erst des Heranwachsens einer neuen Generation, aus deren Mitte das Komitee ‚Einheit und Freiheit' hervorging, um dem Sultan und der ihn umgebenden alttürkischen Partei gegenüber mit Gewalt das Verlangen nach einer Verfassung durchzusetzen. Der Entwurf von 1876 erlangte — nur wenig verändert — im Jahre 1908 wieder Gesetzeskraft und ging auch aus der Gegenrevolution des Jahres 1909, die Sultan Abdul-Hamid den Thron kostete, siegreich hervor. Eine Neuordnung der Wehrordnung (vom 18. April 1910) gemäß dem Geiste der Verfassung gab der Periode der politischen Reformen einen vorläufigen Abschluß.

Grundgedanke der neuen türkischen Verfassung ist die Schaffung eines osmanischen Staates, von welchem Herrscher wie Untertanen das Maß ihrer Rechte zugewiesen bekommen. Dem Sultan wird als Recht zugestanden, daß er die vom Großwesir zu wählenden Minister ernennt und absetzt,

Herr über Krieg und Frieden, über Land- und Seemacht ist, Verträge mit den auswärtigen Staaten schließt, die oberste Gerichtsbarkeit nach dem geistlichen und dem kaiserlichen Rechte ausübt, endlich das Parlament beruft und entläßt. Dabei soll er für sein Handeln unverantwortlich, für seine Person unverletzlich sein. Die Untertanen genießen — jeder in gleichem Maße — das Recht der persönlichen Freiheit wie auch das Recht freier Religionsausübung und der Meinungsäußerung in der Presse, endlich die Unterrichtsfreiheit. Sie beteiligen sich am Staatsleben durch parlamentarische Vertretungen, erhalten mit 25 Jahren das aktive, mit 30 Jahren das passive Wahlrecht. Die parlamentarische Seite der Regierung besteht aus einem Abgeordnetenhause und einem Senate; jenes, aus 250 in indirekter und geheimer Wahl auf vier Jahre gewählten Volksvertretern bestehend, besorgt die Prüfung des jährlichen Budgets und neuer Gesetzesvorschläge und kann außerdem von sich aus Gesetze votieren; der Senat ist im wesentlichen eine Kontrollbehörde gegenüber dem Abgeordnetenhause; seine Mitglieder werden vom Sultan direkt, und zwar auf Lebenszeit ernannt.

Die neue Türkei hat mit dem Grundsatze gebrochen, daß nur der moslimische Türke waffenfähig sei, und hat die Wehrpflicht auf alle Untertanen ausgedehnt; sie hat den Islam fast ganz auf das religiöse Gebiet beschränkt, betrachtet ihn zwar noch als die Staatsreligion, leitet daraus aber keine besonderen Verpflichtungen der Staatsbürger ab. Das Kalifat des Sultans ist dadurch zu einem reinen Titel herabgesunken.

Ob die türkische Verfassung in ihrer jetzigen Form von Dauer ist, läßt sich noch nicht absehen. Die diesjährigen Konflikte zwischen dem Abgeordnetenhause und dem Kabinett zeigen, daß die politischen Rechte von beiden Seiten ziemlich verschieden ausgelegt werden. Der Grundsatz bürgerlicher und religiöser Freiheit muß sich im öffentlichen Leben erst noch bewähren. Vielleicht wird der durch die italienischen Angriffe auf die türkischen Küstengebiete geweckte Kriegspatriotismus, indem er den großosmanischen Gedanken vertieft, auch der Durchführung der Verfassungsideen Vorschub leisten.

Weniger hoffnungsvoll nimmt sich das Einlenken Persiens in konstitutionelle Bahnen aus. Hier ging der Sturm gegen den Absolutismus von der im Grunde nichts weniger als liberalen Partei der Mollahs aus, hinter denen als rührigster Agitator Sajjid Dschemal-ed-din stand. Ihr Verlangen betraf zuerst die Schaffung eines ‚Hauses der Gerechtigkeit'. Der Schah glaubte ihnen genügend entgegenzukommen, indem er eine neue Gerichtsverfassung proklamierte, die es wesentlich nur mit einer moderneren Handhabung des alten Rechtes zu tun hatte. Hiermit aber noch nicht zufrieden, stellten die Mollahs nunmehr die deutliche Forderung eines Parlaments, das dann am 7. Oktober 1906 einberufen wurde und selber seine Kompetenzen festlegte (31. Dezember 1906). Eine Ergänzung der Verfassungsurkunde bezüglich der Rechte von Schah und Geistlichkeit wurde am 8. Oktober 1907 vom Schah unterzeichnet; das ganze Verfassungswerk erhielt nach längeren Kämpfen zwischen Thron und Parlament am 18. Mai 1909 eine nochmalige Bestätigung seitens des Schahs.

Die Aufteilung der staatlichen Rechte zwischen Herrscher und Untertanen ist in der persischen Konstitution nicht viel anders erfolgt als in der türkischen; doch fehlt der persischen der Begriff der Religionsfreiheit. Die Bestimmung, daß der Islam schiitischer Form die offizielle Religion Persiens sei, zieht als Folgerung eine scharfe Kontrolle der Parlamentsbeschlüsse, der Presse und des Unterrichts seitens der Schrift- und Rechtsgelehrten — also kirchlicher Behörden — nach sich. Eine solche Bevormundung abzuwerfen, steht auf dem Programme einer in der Bildung begriffenen radikalen Partei, deren Führer europäische Wissensfreiheit vertreten.

Der Übergang zur konstitutionellen Regierung hat für Persien eine Ära der Verschärfung der politischen und religiösen Gegensätze und der Uneinigkeit zwischen Thron und Volk herbeigeführt, die Rußland den längst gewünschten Anlaß zur Einmischung bot und es jetzt zugleich mit England den Plan einer Aufteilung Persiens bereits ernstlich erwägen läßt.

Von Persien aus ist die politisch-fortschrittliche Bewegung nach Ägypten gekommen und hat dort stark beigetragen zur Bildung der Nationalistenpartei, deren letztes Ziel die Beseitigung des englischen Protektorates ist. Den Weg dazu hofft sie durch freiheitlichere parlamentarische Volksvertretungen, als Lord Dufferin sie 1883 den Ägyptern zugestanden hatte, zu bahnen. Da aber die Nationalisten sich ebenso sehr aus religiös radikalen wie aus streng kirchlichen moslimischen Elementen zusammensetzen, so ist es bei ihnen noch nicht zu einer vollen Verständigung hinsichtlich der zu erstrebenden Freiheiten gekommen.

Politisch aufgeregte Zeiten, wie sie die Türkei und Persien jetzt durchmachen, sind einer Weiterbildung der Religion wenig günstig. Die Politik hat es vorwiegend mit realen Werten zu tun, und die politisch erregte Leidenschaft kümmert sich wenig um den Wahrheitsgehalt einer Frage. Wo sich vollends, wie es in den genannten Ländern der Fall ist, im politischen Leben nur zwei größere Parteien gegenüberstehen, da nimmt jede leicht eine extreme Haltung ein; so kommt es, daß in der konservativen Partei der Wunsch lebt, sich möglichst fest an die altüberlieferte Religionsform anzuklammern, während die radikale Partei vielfach der islamischen Religion die Schuld an den Miseren der Gegenwart zuschiebt und daher zur Gleichgültigkeit, ja zum Haß gegen sie neigt.

Um solche Extreme zu versöhnen und womöglich den Punkt zu finden, an den eine religiöse Weiterentwicklung ansetzen könne, bedarf es einer reinlichen Scheidung zwischen Politik und Religion. Eine solche scheint vorderhand nur in jenem Lande aussichtsvoll, wohin mehr und mehr infolge einer gewaltigen Zunahme der Moslims der Schwerpunkt der islamischen Welt sich verschiebt, wo durch das Zusammenkommen aller Richtungen das Trennende gegen das Verbindende zurücktritt und vor allem jede freiheitliche Entwicklung auf Schutz seitens einer europäischen Regierung rechnen kann. Dieses Land, wo die Würfel über Sein und Nichtsein der islamischen Religion noch einmal fallen dürften, ist das weite Gebiet zwischen Indus und Ganges, ist Vorderindien.

Die islamische Tradition ist in diesem Lande mehr als tausend Jahre alt, hat allerdings zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Gesicht gezeigt. Schon

zu Beginn des achten Jahrhunderts n. Chr., in der Regierungszeit des Omajjaden Welid I., erreichten die arabischen Eroberer den Indus und legten ihre Hand auf einen Streifen indischen Landes, das Teile des Pendschabs umfaßte. Ihnen war es weniger darum zu tun, die Religion des Islams an Stelle des Brahmanismus zu setzen, als darum, sich mit dem Kopfgeld ihrer heidnischen Untertanen zu bereichern. Islamischer Bekehrungseifer setzte erst 300 Jahre später ein, als Sultan Mahmud von Ghasna die Macht der Radschputenstaaten in 15 Feldzügen mürbe machte und auf alle Untertanen, die heidnisch blieben, ein schweres Joch legte. Da sich von nun an die islamische Herrschaft, wenngleich in wechselnden Formen, dauernd in Vorderindien hielt, so nahmen Millionen die Religion ihrer Herrscher an, besonders als im 16. und 17. Jahrhundert die weise Politik des Großmogulreiches dem Rassebewußtsein der Hindus weit entgegenkam. Die englische Okkupation brach das Herrschergefühl der indischen Moslims, das in einigen Aufständen zwar noch einmal aufflackerte, aber seit mehr als 50 Jahren die Superiorität der Europäermacht anzuerkennen sich bequemt hat.

Daß ihnen diese Gefügigkeit nicht zum Nachteil ausgeschlagen ist, beweist ihre von Jahr zu Jahr steigende Ziffer. Im Jahre 1904 betrug sie 62 450 000, wovon 35 Millionen auf den Pendschab und Bengalen entfallen. Obgleich nicht ganz homogen — stehen doch neben einer überwiegenden Mehrzahl von Sunniten noch Schiiten, Ismaeliten und Wahhabiten — verbindet sie alle ein ausgesprochen islamisches Bewußtsein so sehr, daß dogmatische und rituelle Differenzen weniger als in anderen Ländern Grund zu Reibereien abgeben.

Die große Menge ist strenggläubig und, da sie sich der Autorität der Modschtahids und Mollahs willig unterwirft, auch kirchlich eng gebunden. Aber in ihre geschlossene Masse schiebt sich unter dem Einflusse von älteren und neueren Religionsbewegungen langsam ein liberaler Keil.

Den ersten Anstoß gab der persische Sufismus, der das höchste Ziel der Religion in der mystischen Vereinigung von Seele und Gott erblickte und den dogmatischen Islam nur als Vorstufe zu einer innerlich gefühlten Abhängigkeit von Gott nahm. Die Bekanntschaft mit diesem Sufismus ließ im 16. Jahrhundert die gewaltigste Erscheinung auf dem Throne der Großmogule, Kaiser Akbar, am streng islamischen Dogma irre werden und sich einen neuen Weg zu Gott suchen. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, den Mann, der wie kein Früherer sich dem Wohle seines Staates widmete, bei Parsis, Brahmanen und Christen anklopfen zu sehen, um die Wahrheit zu entdecken. Von allen Religionen unbefriedigt gelassen, erfand er für sich und einen vertrauten Kreis von Freunden eine eigene Form der Gottesverehrung, einen in Formeln der altpersischen Lichtreligion eingekleideten ethischen Rationalismus. Suchte er nun mit dieser seiner Hofreligion den Einfluß des dogmatischen Islams lahm zu legen, so übte er doch jeder Religionsform seines Reiches gegenüber vollkommene Toleranz. Er glaubte der allgemeinen Erkenntnis des Wahren dadurch am besten zu dienen, daß er seine Untertanen zur Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften sowie der Dichtkunst und Geschichte anhielt. So hat dieser Moslim — wenn anders Akbar noch als Moslim gezählt werden

kann — im 16. Jahrhundert Grundsätze vertreten, die in Europa erst seit der Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution herrschend geworden sind.

Unter Akbars späteren Nachfolgern bekam die moslimische Orthodoxie und damit die Intoleranz besonders gegenüber den Hindus wieder Oberwasser; dennoch hat im stillen der Protest des großen Kaisers gegen die herrschende Richtung im Islam in manchen Gemütern fortgewirkt und klingt als Nebenton in jeder späteren religiös-liberalen Richtung Indiens nach.

Eine indirekte Förderung erfuhr die Liberalisierung des Islams durch den Wahhabismus, jene von Mohammed ibn Abdul-Wahhab im arabischen Nedschd gegründete und von Sajjid Ahmed von Rai-Bareli in den Zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach Indien eingeführte Sekte; denn diese vertrat in scharfer Weise die Verbesserungsbedürftigkeit des damaligen Islams. Allerdings war die von ihr erstrebte Erneuerung der Religion ein Zurückschrauben des Islams auf seinen primitiven Standpunkt, ‚eine Vorwärtsbewegung nach rückwärts'. Alles Kirchentum, soweit es die Kompetenzen der ‚Gemeinde' einschränkte, wurde verworfen, dazu die um Koran und Traditionen angehäufte Menge theologischer Entscheide. Als sündhafte Neuerungen wurden vor allem bekämpft die übermäßige Verehrung Mohammeds, überhaupt jeder Heiligenkult, dazu Kleiderluxus und Tabakrauchen. Im Wiederaufgreifen des Glaubenskampfes wurde das beste Mittel zum Aufleben des religiösen Geistes gesehen: dabei wurden als Feinde des Glaubens sowohl die vom absoluten Monotheismus abgewichenen Moslims wie die außerhalb des moslimischen Bekenntnisses stehenden Polytheisten gebrandmarkt. Das Hervorsuchen der alten Kriegsrüstung des Islams wurde dem Wahhabismus verhängnisvoll. So endete auch in Indien der von Sajjid Ahmed gegen die Sikhs unternommene heilige Krieg mit dessen Fall und der offiziellen Ächtung der wahhabitischen Lehre. Jedenfalls hat dieser Ausgang dazu beigetragen, daß alle späteren islamischen Neuerer Indiens von der Empfehlung des Glaubenskrieges zurückschreckten, ja, seine Geltung für den Islam bezweifelten oder leugneten.

Mit dem Arabertume, wie es sich im Wahhabismus in nüchterner Beschränktheit aussprach, konnte der indische Islam nicht paktieren; aber auch die schwärmerische Richtung des Babismus, in der sich die persische Volksseele vor ihrer Berührung mit dem Europäertum noch einmal glänzend äußerte, zugleich auch erschöpfte, wirkte nicht tief auf Indiens religiöses Bedürfnis. Der Babismus, aus der jugendlichen Seele des Mirsa Mohammed Ali geboren und mit seinem Blute besiegelt, erstrebte mit alten Mitteln Neues. Diese Mittel waren Selbstvergöttlichung seines Gründers, allegorisierende Erklärung des Korans, kabbalistische Spitzfindigkeiten. Mohammed Ali fühlte sich als Manifestation des Weltgeistes und damit als Nachfolger von Moses, Jesus und Mohammed. Er wollte die Lehren seiner Vorgänger entsprechend den Bedürfnissen einer neuern Zeit erläutern: so stellte er neben den Koran seinen Bajan d. h. Erläuterung. Darin will er den von den Buchstabenklaubern, den Theologen der herrschenden Richtung, verkannten oder verdrehten Schriftsinn aufdecken, und landet bei der Annahme eines pantheistischen Gottesbegriffes.

Alle Kreatur ist aus Gott emaniert und lebt in Gott. Gott ist aber für menschliche Erkenntnis zu hoch: er gibt sich seinen Wesen durch Überströmen seines Ichs in die Seele von Propheten in stets sich vervollkommnendem Maße zu erkennen. Da die Erkenntnis Gottes für die Religion das Wesentliche ist, so fällt das rituelle Gebet, die Idee der Unreinheit und des Wertes der Abwaschungen unter den Begriff des Unwesentlichen, Mißbräuchlichen. Wichtig ist dagegen die Beobachtung der Pflichten gegen die Menschen beiderlei Geschlechts. Die Pflichten gegen die Frauen bringen es mit sich, daß der Zwang, sich außerhalb des Hauses stets verschleiert zu zeigen, von ihnen genommen werde; daß der Mann trachten müsse, in der Ehe mit einer einzigen Frau auszukommen; daß ihm die Scheidung fast unmöglich gemacht werde. Auch die Veredelung des Familienlebens und die Hebung der Kindererziehung bezeichnet der Babismus als Ziele religiöser Reform.

Ehe diese Reform für Persien Früchte tragen konnte, brachte die Verfolgungssucht der Orthodoxie — die im schiitischen Islam von jeher unduldsamer auftrat als im sunnitischen — es durch einen gewaltigen Druck auf den Staat dahin, daß ihr der Boden der Heimat verwehrt wurde. So flüchtete sich der Babismus in die Türkei, wo er durch Beha-ed-din infolge von Berührung mit europäischen Ideen eine Weiterbildung zu einer Religion des Friedens und der Verbrüderung aller Menschen erfuhr. In ihr traten alle Formen — zumal die altislamischen — so sehr gegen die Betonung innerer Verpflichtungen zurück, daß sie den Namen einer religiösphilosophischen Schule verdienen würde, wenn nicht ihr Stifter ähnlich wie Mohammed Ali sich mit der Würde eines von Gott erfüllten und deshalb in das Dogma gehörenden Übermenschen umkleidet hätte. Genauer betrachtet ist der Behaismus kaum mehr eine Strömung innerhalb des Islams, sondern eine aus ihm herausführende Bewegung; so entfallen auch von der auf drei Viertel Millionen geschätzten Zahl seiner Anhänger weit mehr auf christliche Länder, und zwar besonders auf Amerika, als auf den islamischen Orient.

Nach Indien drang vom eigentlichen Babismus und Behaismus nur wenig ein; dem indischen Nationalgefühl scheint eine aus der Fremde auftauchende Heilandsgestalt nicht sympathisch gewesen zu sein. Erst als babistische Grundsätze ihm aus größerer Nähe als ein neues Evangelium wiederholt wurden und der Evangelist sich zugleich als Heiland proklamierte, da zog unter dem Namen der Ahmedijja die neue Bewegung auch in Indien ihre Kreise. Ihr Begründer ist Mirsa Ghulam Ahmed von Kadian im Pendschab. Um sich nach allen Seiten zu empfehlen, bezeichnete er sich sowohl als den wiedererstandenen Christus wie als den Mahdi und sogar als Krischna. Zu dieser Fülle religiöser Titel paßt nun wenig, daß er seine Lehre einzig auf dem Koran aufbaut, den er mit höchster Autorität umkleidet, aber auch mit höchster Einseitigkeit und ohne Rücksicht auf historische Kritik neu erklärt. Dabei läßt er die Verpflichtung zum Glaubenskriege fallen, da dieser angeblich von Mohammed nur als Mittel zur Selbstverteidigung gegen seine Verfolger benutzt worden sei. Sklaverei soll als unkoranisch abgeschafft, das Verschleiern der Frauen, die Polygamie und die Ehescheidung zeitgemäß gemildert werden.

Der Glaube hat es nach Mirsa Ghulam vor allem mit der Betonung des Gottesbegriffes zu tun. Der Gottesdienst bestehe mehr in der Erfüllung ethischer Pflichten als in der Ausübung von Formalien; dennoch solle der größte Teil der islamischen Zeremonien seine Berechtigung behalten.

Der neue Mahdi wußte sich mehr bekannt als populär zu machen. Er verfaßte zur Verbreitung seiner Ideen gegen 70 Schriften, in denen sich vielfach eine unklare religiöse Phrase breit macht, und redigierte sogar eine englische Zeitschrift ‚The Review of Religions', um auch englisch-indische Kreise für sich zu interessieren. Dennoch hielt sich die Zahl seiner erklärten Anhänger in recht geringen Grenzen, und der im Jahre 1908 erfolgte Tod des Mahdis zerstörte ihre Organisation. Mirsa Ghulam Ahmed erwies sich in seinen Reformversuchen als einen Menschen von der alten Welt, der dem modernen Wesen nur äußerlich Konzessionen machte und mit seinen wissenschaftlichen Ausführungen noch ganz im Mittelalter steckte. Er hat die Grenzlinie, die der Islam zwischen sich und dem Christentume und damit auch der europäischen Kultur gezogen hat, unverändert gelassen, und nicht versucht, die Moslims dem Getriebe der neuzeitlichen Organisation Indiens, wie sie England zum Segen dieses Landes eingerichtet hat, einzufügen. Während Hindus und Parsis sich eifrig bemühten, sich mit den Bildungselementen zu versehen, die die englische Regierung als unerläßliche Vorbedingung für den Eintritt in den Civil Service ansieht, und damit an politischem Einfluß wie an materiellem Wohlstand zunahmen, brachten die Moslims es lange nicht über sich, in eine friedliche Konkurrenz mit ihnen einzutreten und dadurch ihre soziale Lage zu verbessern. Mit dieser Politik der Verdrossenheit und unfruchtbaren Ablehnens gebrochen zu haben, ist das große Verdienst des Sajjid Ahmed Khan von Aligarh (1817—1898). Bei ihm, der lange Zeit im Zivildienst der nordwestlichen Provinzen stand, verband sich loyale Gesinnung gegenüber der englischen Regierung mit glühender Liebe für seine moslimischen Glaubensgenossen, deren geistige und materielle Kultur zu heben sein höchstes Ziel war. Er erkannte klarer als irgend ein anderer Moslim die Notwendigkeit, den Islam vernunftgemäß umzugestalten und damit dem modernen Wesen anzugleichen. Hatte schon früher einmal, im 10. Jahrhundert, der Islam mit der motasilitischen Philosophie im Fahrwasser des Rationalismus geschwommen — sollte er im 19. Jahrhundert nicht das gleiche Prinzip aufgreifen und an ihm seine alte Beweglichkeit und Stärke wiedererlangen können?

Vor allem schien es nötig, die jüngere Generation an moderne Denk- und Anschauungsweise zu gewöhnen, und zwar auf dem Boden Indiens, um sie nicht Gefahr laufen zu lassen, ihr indisch-moslimisches Gefühl zu verlieren. Dazu empfahl sich die Gründung einer eigenen Studienanstalt im Lande. Eine solche richtete Sajjid Ahmed Khan 1875 in seinem Heimatsorte Aligarh unweit Delhi ein — anfangs unter der bescheidenen Form eines Seminars zur Ausbildung von Moslims im Englischen, woraus sich nach manchen Wandlungen im Lehrprogramm eine Hochschule mit 12 Lehrstühlen (für Arabisch, Persisch, Sanskrit, englische Sprache und Literatur, Philosophie, Mathematik und Physik, endlich Rechtslehre) entwickelt hat. So viel der Schule von Aligarh auch

noch mangelt, um als gleichwertig mit europäischen Universitäten zu gelten, so sehr bei den Lehrkräften das eigene Forschen noch hinter ihrer Lehrtätigkeit zurücktritt und so wenig die Zahl ihrer durchschnittlich auf 400 bis 500 sich belaufenden Schüler ins Auge fällt: im Islam steht Aligarh, wenn wir von der schwer um ihre Existenz ringenden Khedivialen Universität in Kairo absehen, einzig da hinsichtlich der freiheitlichen Auffassung der Wissenschaft. Jedenfalls verdient sie, von Europa beachtet und mit Sympathie in ihrer Weiterentwicklung begleitet zu werden.

Die Aligarh-Bewegung, wie die Richtung des Sajjid Ahmed Khan gewöhnlich genannt wird, oder anders ausgedrückt, der indische Neuislam erkennt keine moslimische Eigenpolitik an; er will vielmehr seine Anhänger zu guten Staatsbürgern erziehen. In der Erziehung zur Kultur soll aber dem moslimischen Gefühl im Bunde mit der Vernunft die Aufgabe zufallen, den Menschen zur Religion der Wahrheit zu führen. Das Gewissen des Menschen, das seine eigentliche Religion bilde, habe es nötig, von Zeit zu Zeit durch historische Propheten berichtigt zu werden, die die Wahrheit ihrer Sendung durch Übereinstimmung ihrer Lehre mit den Naturgesetzen zu beglaubigen hätten. Mit diesem Maße gemessen bleibe der Islam als Religion des strengen Monotheismus und der Erziehung zur Sittlichkeit unerschüttert; dagegen verlange der Geist unserer Zeit die Beseitigung der engen Schranken einer Gesellschaftsordnung, in der die Rechte des Weibes durch Polygamie verkümmert und die Sklaverei geduldet würde.

Sajjid Ahmed Khan verbreitete seine Gedanken über die Reform des Islams über weitere Kreise besonders durch Konferenzen, die er seit 1886 alljährlich leitete. Einen literarischen Vertreter haben sie besonders in Sajjid Amir Ali gefunden, dessen Hauptwerk ‚The Spirit of Islam' den Werdegang des Islams von seinen Anfängen bis zur Gegenwart darstellt und dabei aus einer neuen Beleuchtung der Geschichte Mohammeds die Berechtigung der modernen Reformarbeit ableitet. Nach Amir Ali war der von Mohammed vertretene Islam eine Religion der Duldung und Liebe. Die Idee des Glaubenskrieges habe Mohammed durchaus fern gelegen: hätten doch alle seine Kriege es nur mit der Abwehr der Feinde des Islams zu tun gehabt. Er glaubt, auch hier eine Ähnlichkeit zwischen Islam und Christentum zu finden; denn ‚derselbe Geist der Selbsterhaltung, der so warm im Busen des großen Propheten von Nazareth (Lukas 22, 36) sprach, als er seine Jünger ermahnte, zu den Verteidigungswaffen zu greifen, bewog auch die verfolgten Moslims, die Waffen zu ergreifen, als sie von ihren unbarmherzigen Feinden angegriffen wurden.' Als weitere Hauptlehren des Urislams zählt Amir Ali auf: ‚Die Idee der Brüderlichkeit unter den Menschen' — also nicht etwa nur unter den Gläubigen —, ‚Unterdrückung der Leidenschaften', ‚Ergießung eines dankbaren Herzens zum Geber alles Guten' — womit das Pflichtgebet mit seinen genau festgelegten Formeln zu etwas später Gewordenem gemacht wird —, ‚der Glaube an die Immaterialität Gottes' — wonach Mohammeds Denken eine strengphilosophische Schulung aufgewiesen hätte. Als echt islamitisch wird dann noch das Prinzip ‚Ehrfurcht vor Frauen' hingestellt; deshalb könne auch die Poly-

gamie nicht als im Wesen des Islams begründet und unabänderlich bezeichnet werden. Mohammeds sechzehn Frauen sollen nach Amir Ali nur beweisen, zu welch großen Opfern der Prophet im Interesse der Politik und Freundschaft gegenüber der Gemeinde fähig gewesen wäre.

Mit einer idealen Religion habe Mohammed die Finsternisse einer gänzlich verderbten Zeit glänzend erhellt: ‚Als er sein Werk vollendet und die Augen geschlossen hatte, da war Arabien ein Paradies geworden. Der Engel des Friedens war wirklich durch das Land gegangen und hatte Eintracht und Liebe in die Herzen derer gegossen, die bisher in der empörendsten Halbbarbarei verhärtet waren.‘

Wer die in elegantem Englisch geschriebenen, scheinbar aus der Tiefe historischer Kritik gewonnenen Ausführungen Amir Alis ohne genauere Kenntnis der Quellen liest, kann zu der Ansicht kommen, daß nicht nur die moslimische Tradition, sondern auch die europäische Geschichtswissenschaft dem arabischen Propheten vieles abzubitten hätte. Aber untersucht man die Methode, mit der Amir Ali arbeitet, so bricht — man kann sagen — alles in sich zusammen, was er Neues über Mohammed vorgebracht hat. Bei der Frage nach der Natur des von Mohammed vertretenen Islams beruht alles darauf, wie man den Koran liest. In Europa bemüht man sich, ihn entwicklungsgeschichtlich zu verstehen, wobei in der Stufenleiter der Anschauungen des Propheten das Späteste als das nach seiner Meinung Vollkommenste zu gelten hat. Von diesem Standpunkte aus lehnen wir schon die harmonistische Erklärungsweise der moslimischen Theologie ab, die Früheres und Späteres mit gleichem Maße zu messen bestrebt ist. Aber noch unstatthafter erscheint es, den Koran, wie Amir Ali es tut, eklektisch auszubeuten. Als Spirit of Islam nimmt dieser vorwiegend den Geist der spätmekkanischen Periode Mohammeds, d. h. der Zeit, da der Prophet angesichts andauernder Mißerfolge seine kleine Gemeinde durch die Parole ‚Harren und Dulden‘ innerlich zu festigen trachtete und ihr fast nur noch ethische Verpflichtungen aufzuerlegen wagte. Das ließ den Islam dieser Periode als eine dem Christentume verwandte Religion erscheinen — ein Bild, das aber schnell verblaßte, als Mohammed in Medina seine Anhänger zu Soldaten umgestaltete und jede aus seiner Politik sich ergebende Forderung zu einem göttlichen Gesetze erhob.

Ist somit das Bild Mohammeds bei Amir Ali gänzlich verzeichnet, so werden auch die damit für den Neuislam verbundenen Nutzanwendungen inhaltslos. Reformen, wie sie der gradsinnige Sajjid Ahmed Khan plante, sollten es aber nicht nötig haben, ihre Berechtigung sich von der Beurteilung der Zeit Mohammeds zu entnehmen. Für einen Moslim, der modern fühlt, sollte es auch noch den Standpunkt geben: ‚Was würde Mohammed angeordnet haben, wenn er in unserer Zeit gelebt hätte‘ — oder, was aber im Grunde dasselbe ist: ‚Was vom Inhalt des Korans hat für unsere Zeit keine Berechtigung mehr?‘ Mit der Beantwortung dieser Frage befaßt sich ein Essay ‚Thoughts on the present situation‘ (erschienen in ‚Essays Indian and Islamic‘, London 1912), der allen von neuislamischer Seite geschriebenen

Darlegungen darin voraus ist, die ganze Wahrheit zu sagen und die weitesten Folgerungen daraus zu ziehen. Sein Verfasser ist Khuda Bakhsh.

Gebildet in Indien und in England, mit der älteren wie mit der neuesten Literatur über den Islam wohl vertraut, ist Khuda Bakhsh in seinem Denken fast zum Europäer geworden, in seinem Fühlen aber durch und durch Inder geblieben. Schonungslos übt er Kritik an den Verhältnissen des indischen Islams und damit am Islam überhaupt. ‚Wir werden des Fanatismus beschuldigt. Wir werden der Unwissenheit und der Ausschweifung angeklagt. Wir werden gehöhnt, daß wir unsere Weiber wie Vögel in Käfigen halten, wie Puppen zum Spielen, wie Zierat zur Ausschmückung unserer Häuser, ohne ihnen ihr Recht als Mitglieder unserer Gesellschaft, als unsere Genossen in Kunst und Wissenschaft zu geben. Man sagt uns nach, wir verlangten ohne annehmbaren Grund von der Regierung eine Ausnahmebehandlung, verließen uns auf Protektion, statt auf Verdienst. Ich, für meinen Teil, erkenne die Berechtigung dieser Anklagen voll an und glaube, kein vernünftiger Moslim werde leugnen, daß daran mehr als ein Punkt wahr sei.' Die moslimische Gesellschaft kranke an schweren Übeln. Sie arbeite zu wenig mit dem Kopfe wie mit den Händen; sie verschwende gedankenlos und gebe wohl reichlich an Bettler und religiöse Schmarotzer, nicht aber an wirklich Unterstützungsbedürftige. ‚Wir haben europäische Kleidung, europäische Lebensweise, sogar die europäischen Laster des Trinkens und Spielens angenommen, aber nichts von europäischen Tugenden. — Wir lernen nicht von den Europäern ihren Sinn des Zusammenarbeitens, ihren hohen Begriff von Pflicht, ihre Gründlichkeit, ihre Ausdauer, ihren praktischen Sinn, ihre Geschäftstätigkeit, ihren Wissensdrang.'

Der Hinblick auf so viele Mißstände macht Khuda Bakhsh doch nicht zum Pessimisten. Er setzt seine Hoffnung auf ein neues Geschlecht von Moslims ‚mit tieferem Glauben, größerem Seelenadel, weniger Vorurteilen, gründlicherer Erziehung'. Er hofft auf eine Wandlung der islamischen Religion, ihre Loslösung von Zeremonien und Formelkram. Er findet sein religiöses Ideal in vollkommener Weise in den koranischen Worten ausgedrückt: ‚Die Frömmigkeit besteht nicht darin, daß ihr euer Angesicht nach Osten oder Westen richtet; fromm ist, wer da glaubt an Allah und den jüngsten Tag, an die Engel, das göttliche Buch und die Propheten; wer sein Gut aus Liebe zu Gott hingibt an Verwandte, Verwaiste, Wanderer, Bettler und Gefangene; wer das Gebet verrichtet und das Pflichtalmosen gibt, den (islamischen) Bund hält, nachdem er ihn geschlossen hat, und bei Unglück, Not und Bedrängnis ausharrt.' Wenn diesem gegenüber der Koran auch noch von der Beobachtung zahlreicher anderer Pflichten spricht, wenn er eine Reihe von Rechtsgrundsätzen im Namen Gottes proklamiert, so hat nach Khuda Bakhsh solches nur bedingte Geltung. Mohammeds Zeit wäre einfach gewesen: damals lagen Religion und Gesetz enge beieinander. Die jetzige Zeit aber fordere ihre Trennung; auch stelle sie an den Gesetzgeber mehr Anforderungen, als Mohammed sie gekannt und als die Rechtsgelehrten des Islams sie bei ihrer absoluten Rechtsformulierung vor Augen gehabt hätten. Wer den

Koran mit Verstand und Weitherzigkeit lese, die theologischen Zutaten als Menschenwerk betrachte, sich nicht an die Regeln des Idschma (consensus eruditorum) und des Kijas (des Analogieschlusses) binde, der käme zu einem ebenso einfachen wie haltbaren Islam mit den durchaus genügenden Dogmen des Glaubens an Gott und an die göttliche Sendung seines Propheten Mohammed. Wie Khuda Bakhsh keinen Kanon ethischer Pflichten aufstellt, so läßt er es auch einigermaßen im ungewissen, ob die Ethik des Korans für unsere Zeit genügend formuliert sei. Er gibt aber deutlich genug zu verstehen, daß, wenn die soziale Forderung der Monogamie und Unlöslichkeit der Ehe am Koran ihre genügende Stütze nicht fände, der moderne Moslim sie dennoch vertreten müsse; denn besonders auf ihnen beruhe die Gesundung des Islams. —

Ein genaueres Studium des indischen Neuislams führt dazu, äußere Triebkräfte für sein Aussichherausgehen anzunehmen. Nicht ein intensiveres Eindringen in den Koran noch eine tiefere Spekulation über religiöse Begriffe hat seine Forderungen gezeitigt: sind doch die Wortführer des Neuislams durchweg wissenschaftliche Dilettanten zu nennen; es war vielmehr der Einfluß der europäischen Kultur, vor allem der in ihr wirkenden christlichen Moral, der sie dazu führte, von den Satzungen des Korans das zu streichen, was ihr entgegen ist, und das zu betonen, was ihr ähnelt. Im Neuislam hat das Bild Mohammeds eine Wandlung erfahren, die nicht zu verstehen ist, wenn man nicht eine Herübernahme von Zügen des Christusbildes annimmt. Studium und Benutzung der Bibel, besonders des Neuen Testamentes, sind im Neuislam nichts Seltenes; so hat Sajjid Ahmed Khan selber Teile der Heiligen Schrift kommentiert und zitiert Amir Ali gern Stellen der Bibel als Zeugnisse der Wahrheit. So ist auch das alte, schon im Koran auftauchende Vorurteil von den an der Bibel von Christen und Juden verübten Textfälschungen im Schwinden begriffen, und es wird die Zeit kaum mehr fern sein, da ein Moslim der Richtung eines Khuda Bakhsh nicht zögern wird, in den koranischen Berichten über das Wohnen Abrahams in Mekka, über die Identität der Mirjam, Schwester des Moses, mit Maria, der Mutter Jesu u. a., Verdrehungen biblischer Berichte und historische Schnitzer zu sehen.

Nur soll man nicht meinen, daß die Annäherung des indischen Islams an die Ethik des Christentums auch eine Überleitung zum christlichen Glauben in sich schließe. Der Neuislam ist durch und durch rationalistisch; er hält zwar noch am Dogma der Offenbarung Gottes durch die Propheten fest, sträubt sich im übrigen aber energisch gegen die Annahme religiöser Geheimnisse. Sodann wird er Christus, zumal ihn der Koran selbst als ein Wort von Gott bezeichnet, zwar über alle früheren Propheten stellen, nicht aber über Mohammed. Jeder, auch der liberalste Moslim, steht zu sehr im Banne der Persönlichkeit Mohammeds, um dieses sein Ideal gegen irgend ein anderes umzutauschen...

Der Islam steht an einem Wendepunkt seiner Entwicklung. Er fühlt seine Kräfte wieder wachsen. Das Feuer des Fanatismus ist in ihm noch nicht erloschen; aber daneben beginnt die Begeisterung für innerliche Umwandlungen zu glühen. Die ganze christlich-europäische Welt hat ein hohes Interesse



daran, daß im Islam die Intelligenz mit ihrem Streben nach modernen Kulturideen die Oberhand bekomme über den Masseninstinkt, den Träger europafeindlicher Gesinnung, — daß die paar Tausend, die religiöse Reformen planen, und die paar Millionen, die staatlichen Fortschritt begreifen, den vielen Millionen, die sinnlos am Alten kleben oder gar rückwärts drängen, siegreich Schach bieten. Vielleicht eröffnet sich in einiger Zeit eine klarere Sicht, als sie heute möglich ist: werden die vorwärtsdrängenden Elemente ihre Reformen und Ideale glücklich durch die Flut der Leidenschaften, die besonders der Angriff Italiens auf die türkischen Länder entfesselt hat, hindurchgerettet haben, so darf man auch von dem ganzen neueren Programm des Islams hoffen: Fluctuat nec mergitur.

Geigen

Hör, sie singen alle wie ein Kind:
Unerschöpflich, ohne Bangen,
So, als ob sie eben angefangen,
Wenn sie vor dem Ende sind.

So, als ob es nie verklänge,
Jauchzen sie ihr wundervolles Sein
Ins lebendige Gedränge
Eines hellen Chors hinein.

Aber hinter all den Geigen,
Vorbestimmt vom Meister schon,
Unerbittlich, vor dem Schweigen,
Wartet schon der letzte Ton.

Ernst Bertram.

Japans soziale Probleme / Von Graf Bay von Baya und zu Luskod

V.

Verlorene Ideale.

So war die Lage, wie ich sie bei meinem ersten Besuch in Japan vorfand. Die moralischen Zustände des Landes schienen mir bei weitem besorgniserregender als die drohende Haltung irgendeines Feindes von außen. Ich legte meinen Eindruck damals in einer Studie unter dem Titel ‚China und Japan an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts' nieder und führte dort folgendes aus. Von allen künftigen Möglichkeiten erregt am meisten Besorgnis, ob diese rasch eingeführten Neuerungen und diese gänzlichen Umbildungen aller früheren Verhältnisse nicht zu einer materiellen und moralischen Krisis führen werden, wie dies in verschiedenen europäischen Ländern der Fall war. Diese neuen Unternehmungen zeitigen Aufruhr, und die fortwährend in den großen Städten auftretenden Arbeitsausstände werfen einen gewissen Schatten über das, was die Zukunft an Möglichkeiten in sich trägt. Wenn wir das Japan von heute mit dem Lande vergleichen, wie es vor einigen Jahrzehnten war, ist unsere Besorgnis vollauf gerechtfertigt. Aus einem gänzlich veralteten Feudalstaat ist dieses Kaiserreich plötzlich zu einem fortschrittlichen Staatswesen im modernen Sinn geworden. Ein Wink des Herrschers und alles war mit einem Male verändert: Regierung, Armee, Erziehung, sogar die öffentliche Lebensansicht und die allgemeinen Anschauungen. Die Autorität des Shogunats wurde durch das Parlament ersetzt; die Nachkommen der alten Samurai wurden Soldaten nach deutschem Muster; die landwirtschaftlichen Klassen wurden schrittweise zu industriellen Hilfsarbeitern. Von Tag zu Tag erfuhren die alten Einrichtungen und Glaubensformen zerstörende Einwirkungen, und mit dem neuen Stand der Dinge wurde eine neue offizielle Religion zu Ansehen gebracht, oder vielmehr der veraltete und nur ein verborgenes Dasein fristende alte Shintokult wurde zur Staatsreligion erhoben. Wieweit bei dieser wunderbaren Veränderung wirkliche Überzeugung im Spiel, oder wieviel sie das Werk einer natürlichen Entwicklung gewesen ist, kann man schwer sagen. Innere Überzeugung und die Probleme des moralischen Gewissens liegen jenseits politischer Bewegungen. Ob der Japaner der Gegenwart, der im seidenen Zylinderhut ausgeht, zufriedener ist als sein Vorfahre im gestickten Kimono, ob der Fabrikarbeiter sich glücklicher fühlt denn als früherer Landbebauer, ob der innere Landfriede auf gesicherteren Grundlagen ruht unter dem neuen System, als es unter dem altem Regime war, wer vermöchte das zu sagen? Dennoch bleibt es zweifelhaft, ob der soldatische Geist und die Ruhmbegier ehemals nicht besser auf ihre Kosten kamen, da es noch galt, das Gebiet von Feudalherren zu schirmen, als jetzt, wo sich bei den Beziehungen zu den westlichen Nationen die letzten Kriegsfragen der Hauptsache nach immer um wirtschaftliche Erwägungen drehen. Mehrere japanische Denker sind sich dessen bewußt und begreifen mehr und mehr, daß ein auf rein materielle Interessen ausgerichtetes Leben ohne geistige Gegengewichte keine dauernde Zufriedenheit geben kann.

Sollte das Volk wirklich eines Tages seinen alten Glauben gänzlich preis-

geben, ohne so glücklich zu sein, in einer höheren Glaubenswelt den Rückhalt gefunden zu haben, so wäre ein trauriger Rückgang die unvermeidliche Folge. Einer solchen Gefahr aber wird die Nation ausgesetzt sein, wenn die alte moralische Grundlage ihrer Existenz durch den zu schnellen Übergang in neue Lebensformen erschüttert wird, bevor die lebende Generation noch Zeit hatte, eine diesen Lebensformen entsprechende Lebensanschauung zu gewinnen. Indem der rasche Fortschritt des modernen Japan sich hauptsächlich auf die materielle Umwelt erstreckte, ist für eine ausgiebige Sorge um die geistigen und moralischen Bedürfnisse des Volkes keine Zeit verblieben. Dem jungen Japaner kommt es heutigen Tages in erster Linie darauf an, reich und mächtig zu werden; in dieser Beziehung läuft er ganz in den Spuren des westlichen Wirtschaftslebens. Mit einer erstaunlichen Schnelligkeit haben sie sich alles Äußere und Handgreifliche angeeignet. Die japanische Flotte in dem Hafen von Nagasaki und in den anderen Häfen ist ein Wunder von expansiver Kraftleistung, und Städte wie Kobe und Yokohama halten als Handelsplätze durchaus den Vergleich aus mit den größten Handelsstädten der Vereinigten Staaten und Großbritanniens. Osaka und Tokio, zwei in jeder Beziehung aufstrebende Industrieplätze, haben Japan das Marktmonopol im Osten gesichert, und was das Leben in den Hauptstädten anlangt, so ist es in jeder Beziehung eine treue Kopie nach europäischen Mustern. Ob aber dieser äußere Firnis und diese Hochspannung aller Kräfte, die dadurch bedingt ist, dem Volk zum besten gereicht, ist eine andere Sache und eine höchst wichtige Frage für alle diejenigen, denen die ganze nationale Wohlfahrt am Herzen liegt. Eine zu rasche Abänderung bestehender Lebensverhältnisse führt gar leicht zu wirtschaftlichen Krisen, die sich bereits in allerlei Anzeichen fühlbar machen. Noch größer aber würde die Gefahr moralischer Krisen sein, die ebenso unabwendbar wären, solange als das Volk sich den Forderungen der neugewonnenen Kultur nur äußerlich anzupassen suchte, ohne ihre ethischen Werte zu begreifen, ihre geistigen Endziele zu verstehen.

Aber so sehr ich tatsächlich durch manche Anzeichen von Unruhe und Mißbehagen auf das tiefste betroffen worden bin, so hat es mich doch noch mehr überrascht, daß ich kaum irgendwelche Besorgnis wahrnahm, um diesem Übel entgegenzuwirken. So riesenhaft auch die Anstrengungen waren, das Land zu einem ganz modernen Staatsgebilde umzuformen und all die neuen Einrichtungen sozusagen aus dem Boden zu stampfen, in der Hauptsache bleibt es doch eine Schöpfung des wirtschaftlich technischen Verstandes. Zum Bau von Kasernen, Arsenalen, zur Einrichtung von Fabriken, zur Gründung von Städten, zur Errichtung von Industrie- und Handelsplätzen, kurz, zu allem hat man Zeit gehabt, nur nicht dazu, auch einmal die moralische Seite dieser Frage ins Auge zu fassen. Man hat immer nur an die Vorteile gedacht, niemals aber an die Gefahren, die durch all diese Neuerungen heraufbeschworen werden; man hat gleichsam Städte gebaut, ohne die Kosten vorher dazu zu berechnen. Man hat nicht bloß, was von auswärts kam, zu rasch übernommen, sondern man war, was am Ende noch schlimmer ist, zu eilig im Aufgeben dessen, was man selbst besaß. Wie viele wertvolle Gebräuche haben die Japaner auf solche Weise

preisgegeben, wie viele sittliche Tüchtigkeit für immer eingebüßt. Die besten Eigenschaften der Vergangenheit haben sie leichten Herzens für mehr oder weniger leere Formen hingegeben, und positive Werte wurden gegen trügerische Illusionen eingetauscht!

Daß überhaupt Reformen eingeführt wurden, war eine dringende Notwendigkeit; eine tiefgreifende Änderung in der Regierungsform blieb als einziges Mittel, um die Unabhängigkeit des Landes zu sichern. Die Schlagfertigkeit, ja die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit der sich dieser Umbildungsprozeß vollzog, ist ebenso verblüffend wie die erstaunlichen Resultate, die man damit erzielte, nur hatte man darüber alle Muse für das einzelne und die so notwendige Bedachtsamkeit für die tieferen Anliegen der Zeit aufgeopfert. Auf diese Weise hat man neue Formen übernommen, ohne ihren Sinn zu begreifen, hat man sich Methoden angeeignet, deren Warum und Wozu völlig unbekannt blieb. Manche schlimmen Gewohnheiten und Gebräuche, wie der übermäßige Genuß von Nikotin und Alkohol, faßten schnell Wurzel. Schon bei meinem ersten Besuch war ich überrascht, zu sehen, wie leicht man Bedürfnisse schafft, ohne die Mittel ihrer Befriedigung an der Hand zu haben, und wie leichtfertig man den alten Gesellschaftsbau einreißt, noch ehe die neuen Fundamente zu einem Wiederaufbau gelegt sind.

VI.

Der Geist des Bushido.

Das Bestreben, die Menschen in große Städte zusammenzupferchen, wirkte auf mich komisch, wenn ich bedachte, daß in den großen Städten Europas und Amerikas die Tendenz vielmehr dahin geht, die städtische Übervölkerung durch die Rückverweisung der überzähligen Armen auf das Land einzudämmen. Ich habe niemals recht verstehen können, warum man auf so künstliche Weise Bedürfnisse hervorruft und den Handelsgeist großzieht, so lange das Volk noch mit seiner einfachen Lebensweise zufrieden ist und für die geplanten Neuerungen keinerlei Reife zeigt. Aber als das schlimmste aller Symptome schien mir doch, daß man so gar nicht die drohenden Wolken wahrnahm, die am sozialen Horizont aufstiegen.

Unaufhörliche Streiks und Arbeiterrevolten fanden meist keine Beachtung, und so oft ich diese Frage berührte, habe ich mit Verwunderung wahrgenommen, daß man überrascht war, weil ich diesem Straßenlärm von ein paar Arbeitern eine solche Bedeutung beimaß; und doch war es nicht sowohl die Größe dieser einzelnen Ausbrüche von Unzufriedenheit, noch der daraus entstehende augenblickliche Schaden, was einen nachdenklich machen mußte, sondern vielmehr die Tatsache, daß diese Unzufriedenheit immer latent vorhanden war und sich oft im gewaltsamen Widerstand gegen die staatliche Autorität geltend machte.

Unzufriedenheit und Gewalt, die Auflösung der sozialen Ordnung und die Insubordination sind Tatsachen, die hier sehr ins Gewicht fallen. Daß das Bestehende für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht länger genügte, und daß die vorhandenen Autoritäten sich nicht länger als die absoluten Herren der Situation behaupten können, ist der springende Punkt. Und wenngleich

diese Störungen auch vereinzelt dastehen und keinen größeren Umfang aufweisen und das Militär ihnen bald Einhalt gebieten kann, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Bewegung mit Vorbedacht durch eine Organisation hervorgerufen ist und daß sie durch eine starke Unterströmung genährt wird.

Es ist schwierig, zu sagen, inwieweit diese Unterströmungen ausländischen Ursprungs sind, in welchem Umfang sozialistische Einflüsse von jenseits des Wassers dafür verantwortlich gemacht werden können und in welchem Maße die Gärung durch die nichtjapanische Presse verstärkt wurde; aber es ist vollkommen klar, daß die Bewegung in derselben Richtung erfolgte wie in den anderen Ländern, und daß die Wogen bald über die Dämme fluten werden. Es ist kein Zweifel, daß die gleichen Bedingungen auch die gleichen Gefahren heraufbeschwören, und daß, wie in allen anderen Ländern, auch hier die Arbeiterfrage das schwerste Problem für die Zukunft des Landes sein wird. Angesichts dieser Dinge schien es mir völlig unbegreiflich, daß die Mehrheit des Volkes diese Gefahr als so ferne liegend ansah, und daß man so wenig oder gar nichts dagegen unternahm. Wenn sie auch nicht zu unterdrücken war, so lag es doch im Bereiche der Möglichkeit, ihrer schrankenlosen Ausbreitung entgegenzuwirken.

Die bei der alten Generation zu so hohem Grade entwickelte moralische Strenge der Charakterbildung spielte nicht die gleiche aneifernde Rolle bei den Nachkommen. Das Bushido, dieser mächtige Faktor im privaten und nationalen Leben, war bereits wirkungslos geworden, noch ehe die neuen Gedanken und Überzeugungen die Reife erlangt hatten, um seine Stelle einzunehmen. Der große Vorzug und die Macht des Bushido lagen in der Tatsache, daß die Befolgung seiner Vorschriften nicht allein die Ursache der individuellen Wohlfahrt, sondern eine Garantie auch für das öffentliche Wohl in sich schloß. Das Volk konnte mit seinem Lose zufrieden sein, oder es fühlte sich wenigstens damit ausgesöhnt, mochte dies Los auch noch so bescheiden sein, so lange als seine Lasten durch die ehrliche Überzeugung erleichtert wurden, daß alle Dinge aufs beste geordnet waren, und so lange als die Gesinnungstüchtigkeit in dem religiösen Pflichtgefühl ihre Wurzel hatte.

Das Land war nicht reich, aber es litt auch niemand darin unter den elementaren Bedürfnissen des Lebens. Das Patriarchalsystem hatte keinen Not leiden lassen. Die Bedürfnisse dieser älteren Generation waren allerdings gering; aber wo liegt die Grenze zwischen dem Notwendigen und dem Überfluß? Eines der größten Übel unseres kommerziellen Zeitalters besteht darin, daß wir fortwährend neue Bedürfnisse schaffen, und daß wir Konsumtion und Produktion zum Gradmesser der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Nationen machen. Die Wohlfahrt eines Volkes wird gemessen nach der Höhe des Geldumsatzes Im alten Japan, und zwar nicht nur bei der Klasse der Samurai, sondern im ganzen Volke, sah man Ehre und Ziel des Lebens keineswegs in materieller Entwicklung. Die großen Meister ihres sozialen Lebens, die Chinesen wie Mencius, Laotse, Confutse, wußten sehr wohl, daß die innere Zufriedenheit nur durch metaphysische Kräfte bewirkt werden könne, und deshalb gingen sie darauf aus, die Menschen zur Selbstachtung zu erziehen und natürliche Tugenden



Friedrich Wasmann/Junge Frau mit Korallenkette



Eigentümer Bernt Grönvold

im höchsten Grade bei ihnen zu entwickeln, wie sie zu solchem Ende notwendig sind. Kindliche Liebe und elterliche Autorität führen in erster Linie nicht nur zur Aufrechterhaltung des Friedens, sondern bringen auch innere Zufriedenheit hervor. Man gehorcht gern, solange als der Gehorsam den moralischen Lohn in sich selber trägt. Die Disziplin in Japan erwies sich als unzerstörbar in demselben Maße, als sie auf Überzeugung und Liebe beruhte. Kindliche Anhänglichkeit ging Hand in Hand mit der Loyalität gegen die Person des Herrschers, des geliebten und unbeschränkten Herrn des Landes, dessen Abstammung als göttlich erachtet wurde. Die Shonguns, allzeit schlaue Politiker und geschickte Administratoren, orientierten die Erziehung ohne weiteres in dieser Richtung und taten ihr bestes, diese erhabenen Gefühle lebendig zu erhalten. Und diese Gefühle waren nicht der ausschließliche Besitz der privilegierten Klassen noch der militärischen Kaste, sie durchdrangen alle Stufen der Gesellschaft, sie wurden ebenso in den Schlössern des Adels wie in den Hütten der Bauern gepflegt.

Eine gute Würdigung dieser Frage finde ich an einer anderen Stelle in Professor Nitobes Buch über das Bushido. Es dürfte sich verlohnen, die Stelle ausführlich hier wiederzugeben: ‚Wie sehr der Geist des Bushido sich auf allen sozialen Stufen verbreitet zeigte, sehen wir in der Herausbildung einer ganz besonderen Gattung von Leuten, bekannt als Otoko-date, die natürlichen Führer der demokratischen Bewegung. Es waren handfeste Burschen, ein jeder Zoll daran kraftvoll, was bei einem Mann in der Fülle der Jahre kraftvoll heißt. Als die Wortführer und Hüter der Volksrechte hatte ein jeder von ihnen Hunderte und Tausende von Anhängern, die in derselben Weise, wie die Samurai dem Daimyo, ihnen ihre Dienste willig, mit Herz und Hand, mit Leib und Leben, mit Hab und Gut und mit ihrer irdischen Ehre zur Verfügung stellten. Von einer großen Schar ungestümer und wilder Gesellen aus dem Handwerkerstande gefolgt, bildeten diese geborenen Volkstribunen eine furchtbare Gegenmacht gegen den Übermut des Zweischwerterordens. Auf die verschiedenste Weise wurde das Bushido von den sozialen Klassen, worin es seinen Ursprung hat, ausgebildet und wirkte als Sauerteig in den Massen, indem es einen moralischen Gradmesser für das ganze Volk abgab. Die Vorschriften der Ritterschaft, anfänglich aus dem Ehrbegriff einer Elite entsprungen, wurden mit der Zeit ein Mittelpunkt der Nacheiferung und der Begeisterung des ganzen Volkes; und wenn auch die Volksmasse selber die moralische Höhe dieser großen Seelen nicht ersteigen konnte, so erschien doch letztlich Jamato-Damashi (‚die Japanische Seele‘), um den Volksgeist des Inselreiches auszudrücken. In solcher Weise wurde das Gefühl der Selbsthingabe und der Unterordnung zum geistigen Lebenselement von Groß und Klein, von Hoch und Niedrig, und die moralischen Kräfte und geistigen Ideale wurden zu einer Quelle persönlicher Zufriedenheit und öffentlicher Wohlfahrt.‘

‚Mochte das Bildungswesen unter dem alten Regime auch lückenhaft gewesen sein, so legte es doch den Hauptnachdruck auf die Entwicklung dieser Eigenschaften. In den Schulen des Adels galt als das wichtigste, aus jedem

Schüler, wo nicht einen Helden, so doch einen Gentleman zu machen. Die anderen Schulen traten in dieselben Spuren. Ein jeder hatte schon als Knabe den Ehrgeiz, ein rechtschaffener und braver Mensch zu sein, oder mindestens als solcher zu erscheinen. Daher kommt es auch, daß das Benehmen des Japaners so höflich ist wie das keines anderen Volkes der Welt, und daß er in seinen Reden sich selten etwas vergibt. Die Lebensart des einfachen Bauern, solange er noch nicht mit Fremden in Berührung gekommen, ist musterhaft wie nicht immer bei manchem Magnaten, und seine Sprechweise steht derjenigen eines wirklich gebildeten Europäers in nichts nach. Überraschender noch aber ist die Anmut und Feinheit der Gedanken und ihres Ausdrucks. Auch der Mann aus dem Volke wird niemals persönlich, niemals ausfällig und vermeidet im Gespräch alles, was einen anderen verletzen oder reizen könnte. Eine Hauptregel der Wohlanständigkeit ist es in Japan, niemals von traurigen und verdrießlichen Dingen zu reden. Infolgedessen ist der Verkehr auch mit den niederen Klassen bis auf den heutigen Tag eine angenehme Sache geblieben.‘

Muß es nun nicht überraschen, daß bei der Einführung neuer Lebensformen und Methoden so gar nichts geschah, um diese unschätzbaren Eigenschaften zu schonen und lebendig zu erhalten? In der Presse häufen sich die Klagen über das Schwinden der Höflichkeit, und selbst die Fremden empfinden die Änderung schmerzlich.

Bei der erstaunlichen Schnelligkeit der Umbildung aller Verhältnisse würde es unbillig sein, sich auf Einzelheiten einzulassen; wenn aber die gewöhnliche körperliche Pflege und Reinlichkeit so viel zu wünschen übrig läßt wie zurzeit, so ist es nicht zu verwundern, daß Eltern und andere Personen, denen die Sorge um die Kinder anvertraut ist, Klage führen. Wie seltsam, daß die Japaner, die man stets für das reinlichste und ordnungsliebendste Volk der Welt angesehen hat, diesen Ordnungs- und Reinlichkeitssinn verlieren sollen im Augenblick, da sie sich nach europäischer Art zu leben anschicken. Das Innere eines japanischen Hauses mit seinen glänzenden Matten, schneeweißen Wänden ist ein Bild von Zierlichkeit und Sorgfalt, sobald man aber europäische Möbel darin unterbringt, sehen die Zimmer unfreundlich und häßlich aus. Dasselbe gilt für die Trachten. Ein Kimono ist ebenso leicht gemacht als gewaschen, und selbst der Arme sieht darin schmuck und gefällig aus. Trägt der Japaner aber europäische Kleidung, so erscheint sie schon nach kurzem Gebrauch alt und abgetragen, als wenn sie vom Trödler käme. Das Volk ist eben, was das Tragen und die Instandhaltung europäischer Kleider anlangt, ungeübt, und der Handel hat auch gar kein Interesse, den Leuten eine zweckmäßige Behandlung solcher Kleidungsstücke zu empfehlen. . . .

Einer der großen Vorzüge des öffentlichen Schullebens in England liegt in der besonderen Sorgfalt, die man geringen Dingen zuwendet, wie Reinlichkeit, persönlichem Erscheinen, gentlemanmäßigem Auftreten, peinlichem Wahrheitssinn, alles Dinge einer persönlich interessierten Selbstkontrolle, welche die Knaben, die bessere Schulen besucht haben, zu guten Bürgern macht und zu Pfeilern nationaler Wohlfahrt selbst dann, wenn der Unterricht manches zu wünschen übrig läßt und die erworbenen Kenntnisse sich selbst in mehrerem Betracht als

unzureichend erweisen. Die Vernachlässigung in diesen Dingen, die die Wurzel aller körperlichen Übung sind, ist um so überraschender in Japan, als hier der öffentlichen Erziehung ehemals ganz dieselben Grundsätze unterlagen, so daß die Klagen der Eltern nur zu gerechtfertigt sind.

VII.

Geist der Reaktion.

Nach einer Abwesenheit von vier Jahren war ich auf das angenehmste überrascht, zu sehen, wie in all diesen Dingen ein auffälliger Wandel vor sich gegangen war. Wie schon gesagt, bildet heute die Frage, wie man der Jugend moralische Grundsätze einpflanzt und sie mit hohen Vorstellungen ausrüstet, das Hauptthema des Tages. Die Erzieher und Lehrer lassen sich selten eine Gelegenheit entgehen, diese Sache zur Sprache zu bringen. An höchster Stelle bezeugt man ihr bei jeder Gelegenheit Teilnahme, und die Staatsmänner sind auf Mittel bedacht, um gegen das Übel so schnell als möglich anzukämpfen. In mehreren unlängst eingereichten Adressen befanden sich einige recht beachtenswerte Vorschläge, die die Lage klar beschreiben und die Wege angeben, die man beschreiten müßte, ehe es zu spät sei.

Graf Okuma, der in Japan als die höchste Autorität in Erziehungsfragen gilt und dessen Worte auch im Ausland geschätzt werden, benützte die Gelegenheit seiner Einführung als Präsident in die Waseda-Universität, um seinen Entschluß zu bekunden, den Rest seines Lebens ganz der Frage der Erziehung widmen zu wollen, zunächst bei der Hochschule, dann aber auch für das ganze übrige Japan. Wie immer haben seine Worte weit und breit Widerhall gefunden, und der Umstand, daß ein Mann wie er seine politische Laufbahn mit der Rolle eines Erziehers schließt, hat tiefen Eindruck gemacht. Die Zeitung ‚Mainichi Dempo' sagt darüber in einem Leitartikel: ‚Graf Okuma ist unzweifelhaft einer der größten Männer der Meiji-Periode. Bedeutend, wie er als Staatsmann ist, sind auch seine Äußerungen über die japanische Nation von der Welt stets als maßgebende eingeschätzt worden. In seiner Laufbahn als langjähriger Führer der Fortschrittspartei hat er zwar keine erheblichen politischen Erfolge zu verzeichnen, aber zu der Verbesserung der Lage des Volkes und zu seiner allgemeinen Bildung hat er reichlich beigetragen.' Die Zeitung gibt ihrer Freude Ausdruck, einen so einsichtigen und leutseligen Mann wie den Grafen an der Spitze der Volksuniversität zu sehen und bemerkt dazu, wenn er seine unermüdliche Kraft schon früher dem Erziehungswesen zugewendet hätte, so würde er zweifellos auf diesem Gebiete Großes gewirkt haben.

Es ist keine Frage, einen maßgebenderen Führer von größerem Eifer konnte sich das Land nicht wählen. Trotz seiner siebzig Jahre ist Graf Okuma eine kraftvolle und noch außerordentlich frische Erscheinung. Wie alle genialen Männer ist er Enthusiast und verwendet alle Kraft und Zeit auf sein Unternehmen. Von allen meinen Bekanntschaften, die ich im fernen Osten zu machen Gelegenheit hatte, ist mir von keiner ein tieferer Eindruck geblieben als von der mit dem Grafen Okuma. Er ist von mittlerer Körpergröße und hat ausdrucksvolle Gesichtszüge. Am stärksten prägt sich seine Individualität in seinem

Auge aus. Seiner Aufmerksamkeit entgeht nichts und seine Beweglichkeit ist bei seinem Alter geradezu erstaunlich. Die einfache Herzlichkeit seines Benehmens und seine vollkommene Aufrichtigkeit wirken bei diesem echten Patrioten bezaubernd. Da ist nichts von der gewöhnlichen orientalischen Verschlossenheit noch von der westlichen Förmlichkeit, die so oft nur bureaukratischer Mittelmäßigkeit als Maske dient! Höchste Einfachheit findet man nur bei hervorragenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft, denn sie ist sozusagen ein Luxus, welchen sich nur ganz hochstehende Menschen erlauben dürfen; ein solcher aber ist Graf Okuma.

Während des angenehmen Morgenbesuchs, den ich ihm abstatten durfte, sprach er mit mir höchst ungezwungen über seine Anschauungen und Pläne. Er hob die Notwendigkeit hervor, die Methode der öffentlichen Erziehung auf einer gesünderen Grundlage umzugestalten und die heranwachsende Generation geistig so auszurüsten, daß sie den Kampf des Lebens siegreich zu bestehen vermöchte. Was die Väter stark gemacht hatte, sollte auch die Kinder stark machen. Mit Bedauern gab er zu, daß in den ersten Jahren der Meiji-Periode in dieser Beziehung wenig geschehen sei, und daß eine ganze Generation nunmehr darunter zu leiden habe. Bei jeder Gelegenheit betont er die Notwendigkeit eines Gegenmittels; ‚denn ohne geistige Ideale und ohne Disziplin gehen wir nur der Auflösung und der Anarchie entgegen‘. Wenige Tage nach dieser interessanten Unterredung war es, daß er sich auf einer Generalversammlung der unabhängigen Vereinigung zugunsten grundsätzlicher Selbstverwaltung in folgender Weise aussprach: ‚Zur Zeit der Restauration wurden zahlreiche unabhängige Körperschaften aus politischen Gründen rücksichtslos hinweggefegt. Die Folge davon war, daß im ersten Jahrzehnt der gegenwärtigen Ära unter den unzufriedenen Bauern nicht weniger als achtzehn ernste Erhebungen stattfanden und in Koshu und Ibaraki die Volksverhetzung einen sehr bedenklichen Charakter annahm. Autonome Verbände sind die Grundlagen unseres nationalen Lebens, und man darf ohne Übertreibung sagen, daß die Hauptarbeit der Politiker auf ihre Förderung gerichtet war. Das gilt vor allem für ein konstitutionell regiertes Land. Auf dem europäischen Kontinent mußte die Übernahme des englischen Repräsentativsystems fehlschlagen, solange als man nicht vorher die Selbstverwaltung wie in England eingeführt hatte. Alle Erziehung muß tatsächlich darauf ausgehen, den Geist der Selbstverwaltung und Disziplin im Volke zu fördern; nur in diesem Falle wird das konstitutionelle System in einem Lande Erfolg haben.‘

Seine wichtigste Rede jedoch hielt er, als ihm die Präsidentschaft der Vaseda-Universität übertragen wurde. Das gab ihm Gelegenheit, seine Anschauungen vor einer Zuhörerschaft von fünftausend Personen aus den führenden Ständen zu entwickeln. Nachdem er die Tatsache festgestellt hatte, daß die Universität zurzeit dem geistigen Bedürfnis von mehr als achttausend Studenten dient, daß sie jährlich vier- bis fünfhundert Studenten entläßt, die sich Grade erworben haben, und daß auf den Hochschullisten die Namen von mehr als fünftausend Männern stehen, die daselbst promoviert haben, verbreitete er sich über die bei weitem größere Wichtigkeit der Erziehung und über seinen eigenen

Entschluß, seine besten Kräfte der verantwortungsvollen Aufgabe zu widmen, die mit seiner Stellung bei diesem Institut verbunden sei, zu dessen Entwicklung er einen großen Teil seines Lebens geopfert habe. ‚Japan hat sich in der Welt einen Namen gemacht durch die Gewalt seiner Waffen, aber es hat noch einen langen Weg vor sich auf dem Gebiet der Religion, der Wissenschaft und der Sitten. Insofern es ihm nicht gelingt, sich nach dieser dreifachen Richtung den Beifall der Welt zu erringen, wird der bis jetzt gewonnene Ruhm nur leerer Schein sein.‘

Diese Rede übte eine um so größere Wirkung aus, als seine Ansichten über Erziehung darin zusammengefaßt waren, so wie er sie seit Jahren einzeln vertreten und öffentlich vorgetragen hatte. Jedoch waren sie nicht immer richtig verstanden worden; besonders nicht in den Tagen, da die öffentliche Meinung in dem Wahn lebte, materieller Fortschritt vermöge eine Volkskultur zu begründen, und die Verbreitung von nützlichen und praktischen Kenntnissen könne alle weitere Erziehung überflüssig machen.

(Schluß folgt.)

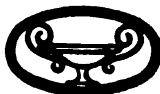
Die Welt der Ideen

Aus der Urwelt grauen Tagen
Unergriffen von Bewegung
Ewig steinern ohne Regung
Himmelhohe Berge ragen.

Ihre Gipfel tauchen nieder
In die Fluten, die ohn' Ende
Schlagen an die Felsenwände.

Ruhelos seit ewigen Tagen
Um die Bilder Wellen weben,
Ungenügen ist ihr Leben,
Unerfaßt die Berge ragen.

Joseph Bernhart.



Kleine Bausteine

Friedrich Wasmann / Von Rudolf Klein

Ende der neunziger Jahre ging, wenn ich nicht irre, die Notiz durch die Zeitungen, der norwegische Maler Grönvold habe in Tirol das nachgelassene Werk eines verschollenen Malers aus dem Nazarener-Kreise entdeckt. Es handelte sich um die Arbeiten Friedrich Wasmanns, der, 1805 in Hamburg geboren, 1886 in Meran starb. Mit Recht konnte die Heraufführung als eine Entdeckung hingestellt werden, denn in den Abhandlungen über die Schule der Nazarener war sein Name bis dahin nie genannt worden. Heute erkennen wir jedoch, daß dies seinen natürlichen Grund hat und die Ursache dafür nicht in dem zurückgezogenen Leben, das schließlich bei dem hohen Alter, das sein Träger erreichte, einem Verschollensein glich, zu suchen ist; mit den eigentlichen Nazarenern verband den Künstler im Innern nur die Gesinnung, während seine Produktion, wohl durch die Abstammung bedingt, dem frühen Hamburger Naturalismus näher steht, in dem sich geistiges Streben und reale Anschauungsweise — am sichtbarsten im Werke Runges — auf der Schwelle wie zwei Freunde, die gewillt sind, den Weg gemeinsam zu nehmen, einander grüßen. So gingen denn auch jene in der Annahme fehl, die im Anschluß an jene Entdeckernachricht auf ein durch den norwegischen Maler ans Licht gefördertes Kartonstilwerk im Sinne der Corneliusschule rechneten. Es handelt sich in der Produktion Friedrich Wasmanns, die von Bernt Grönvold mit vielem Fleiß, Hingebung und Verständnis gesammelt wurde und nun als Leihgabe der Berliner Nationalgalerie eingegliedert ist, vorwiegend um ein Porträtwerk. Darin haben wir auch wohl in erster Linie den Ausgangspunkt für das allmähliche Verschwinden dieses Künstlers aus dem Gesichtskreise seiner Zeitgenossen zu sehen in den Tagen, da Ausstellungswesen, Zeitungs- und Kunsthändlerreklame die Namen noch nicht in aller Munde hielten und die Bildnisse gleich an ihren Bestimmungsort, in das Familienheim des Bestellers und von wirklichem Kunstinteresse geleiteten Auftraggebers gelangten. Der Künstler lebte noch in diesen idealen Zeiten, die kaum ein Menschenalter hinter uns liegen, der Sache; er brauchte seine Kräfte und seinen Charakter nicht in Sezessionspolitik und Vorstandswahldiplomatie zu erschöpfen und zu verunreinigen. Dennoch sind wir uns über einen Punkt im Leben dieses Mannes nicht klar, darüber wir freilich gewiß mit Leichtigkeit aus der Monographie, die Grönvold über ihn verfaßt hat — sie ist leider aus dem Buchhandel zurückgezogen —, Aufklärung erhalten könnten: nach den in der Sammlung Grönvold vereinten Arbeiten reicht sein Schaffen nur bis in die fünfziger Jahre, während der Maler als ein 81jähriger im Jahre 1886, also zu einer Zeit, da die moderne Kunst auch in Deutschland schon ihren Sommer reifte, in Meran starb.

Das Buch Grönvolds ist, wie wir aus nachträglicher Lektüre ersahen, keine Biographie, die dieser Maler über den deutschen Kollegen verfaßte — der umfangreiche Band enthält nur zwei Seiten Text aus der Feder des Nor-

wegers —, es handelt sich vielmehr um eine in vielen Punkten ungemein anregende und für das geistige wie künstlerische und kulturelle Leben der Zeit aufschlußreiche Selbstbiographie Wasmanns, deren Manuskript Grönvold bei der Witwe des Verstorbenen vorfand. Was nun den vorhin gestreiften Umstand angeht, daß die in der Nationalgalerie vereinigten Bilder nur bis in die fünfziger Jahre reichen, während ihr Schöpfer erst 1886 starb, so hat dies wohl einzig seinen Grund darin, daß ihr Sammler sich ausschließlich an die reifere Jugendproduktion des Nazareners hielt, der, da er, um seinen Lebensunterhalt zu fristen, porträtierte, ungleich schuf, was mit dem zunehmenden Alter immer mehr hervortrat. Über diesen wechselnden Wert seiner Leistungen, der zudem durch ein fortgesetztes Kränkeln einer wenig festen Gesundheit mitbedingt wurde, ergeht sich der Künstler übrigens selbst in seinen Aufzeichnungen mit großer Offenheit. Er schrieb diese Biographie, die nur bis zum Jahre 1859 reicht, während er 1886 starb, im 62. Lebensjahre, so daß uns weder Bilder noch schriftliche Mitteilungen über die letzten zwanzig Jahre seines Daseins unterrichten, die jedoch bei einer wünschenswerten Neuausgabe jener Biographie gewiß aus Korrespondenzen illustriert werden könnten. Warum überhaupt dieses lesenswerte Buch, das doch kein Werk Grönvolds, sondern Wasmanns ist, aus dem Buchhandel zurückgezogen wurde, ist uns unerfindlich. Vielleicht nimmt sich der Verlag von Kösel dieses wertvollen literarischen Nachlasses noch einmal an. Von Künstlern selbst geschriebene Biographien sind bekanntlich die lebendigsten Kulturdokumente.

Um auf einiges genauer einzugehen, da zu einer ausführlichen Studie die Gelegenheit nicht ist: Friedrich Wasmann wurde in einer streng protestantischen Hamburger Kaufmannsfamilie geboren; sein Vater brachte viele Jahre jenseits der Meere zu und mußte schließlich nach England fliehen, um nicht in die Hände der Franzosen zu fallen, während Napoleon die Stadt besetzt hielt. So wuchs der Sohn im Hause eines verwandten Pfarrers heran, um schließlich in Rom, als Abschluß langer seelischer Konflikte, in der Nähe Overbecks, zur katholischen Kirche überzutreten. Mit 40 Jahren heiratete er dann eine Protestantin, die selbst erst wieder viel später konvertiert. Über diese und manche verwandten Vorgänge verbreitet das Buch aufklärendes Licht, während die eigene Konversion und ihr Vollzug uns fast etwas zu unvermittelt und knapp dargestellt wird. Seltsamer- und vielleicht bezeichnenderweise schildert der Künstler sich, der doch stets nach Verinnerlichung des Lebens und dem Höher-Geistigen strebt, als eine von fortgesetzten sinnlichen Anfechtungen befallene Natur, in welchem Wesenszug — wie wir, ohne seine Biographie zu kennen, aus seinen Bildern schließend betonten — jedoch das eigenste Element seiner Kunst im Verhältnis zu der der übrigen Nazarener zu ruhen scheint. Er erwähnt diese seine Art sogar als so hervorstechend, daß er sich während der Studienjahre in Dresden zeitweise von den Ernsteren ausgeschlossen sieht, zu denen er sich doch hingezogen fühlt, weil ihn das materielle Behagen der Rohen abstößt. Nur sind wir Nachgeborenen der Empfindung, daß er dies Jugendtreiben etwas zu sehr mit den Augen des Alternden, in religiösen Übungen den Tag Hinbringenden betrachtet. Doch abgesehen davon ermöglichen uns gerade solche und verwandte Stellen ungemein wertvolle Einblicke in das Wesen der damaligen Menschen im Ver-

hältnis zu der täglich mehr und mehr verflachenden und im Materialismus umkommenden Künstlerjugend von heute. Er studierte in Dresden unter Naeke — über dessen gesundes Kunsturteil wir Wertvolles erfahren — und in München, wo ihm das Klima jedoch nicht bekam, weshalb er zu vorübergehendem Sitz Meran, das damals noch kein Kurort war, wählte. In München besuchte er übrigens die Akademie nicht, nennt schon damals die Akademien Kunsttreibhäuser und beklagt den Niedergang des Idealismus in der nach-cornelianischen Zeit. Über das Schaffen seiner Zeitgenossen hat er ein feines Urteil, wie er sich auch sonst als ein treffender Beobachter und als ein Mann von einer heute bei Malern seltenen Bildung erweist. Als er dann nach mehrjährigem Studium in Rom sich nach Ablauf der Stipendiatszeit vor die Notwendigkeit gestellt sieht, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, erinnert er sich, als er wiederum die nachteilige Wirkung des Münchener Klimas am eigenen Leibe spürt, jener Tage im herrlichen Meran und der damals schon nicht geringen Möglichkeit, seinen Unterhalt dort mit Porträtieren verdienen zu können, um nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Hamburg sich dauernd in Tirol niederzulassen. So wurde dieser Künstler, dessen Leben ein fühlbares Schicksal leitete, mehr durch äußere Umstände auf das Kunstfach gelenkt, das Porträt, in dem er zweifellos das bessere zu leisten berufen war, im Verhältnis und zum Unterschied der übrigen nazarenischen Kunstbetätigung. Erkannte er doch selbst den Mangel an Farbe im Werke des Cornelius.

Was nun die Kunst Wasmanns angeht, so ist in ihr der hohe Schwung nazarenischen Denkens auf ein solides Maß bürgerlicher Sachlichkeit zurückgegangen. Das prädestinierte den Maler geradezu zum Porträtisten. Dieser, wie schon betont, vielleicht aus seiner Hamburger Abstammung herzuleitende Zug zur realen Anschauung ließ ihn auch bezüglich des malerischen Empfindens lebhafter aufnehmen als seine Gesinnungsgenossen. Der nach dem Ideellen zielende Linienschwung der Nazarener fand sein koloristisches Äquivalent einzig im Fresko; in der Ölmalerei muten diese Künstler uns heute nüchtern und hart an. Ihre Natur brachte nicht die für die Ölmalerei notwendige Basis sinnlichen Fühlens mit. Das ist bei den mit einem romantischen Einschlag veranlagten Hamburgern jenes Künstlerkreises, die Philipp Otto Runge wie ein befruchtender Komet in seinem Schweif nach sich zog, anders. Und so waren denn in Friedrich Wasmann die Voraussetzungen für den Porträtisten seiner Zeit gegeben, und er rangiert an Qualität unmittelbar neben Waldmüller und Krüger, ja könnte diesen infolge jener auf dem Nazarenischen fußenden Neigung für das Seelische in einiger Hinsicht als Darsteller einer Persönlichkeit überlegen scheinen, während er als Zeichner nicht immer dem Berliner und Wiener gleichkommt. Die Unbefangenheit, mit der er aus dem Grunde seiner Natur, für die keine Parteirichtung, sondern allein das unter einem höheren Einflusse wirkende Menschlich-Geistige bestimmend war, vor das Individuum trat, ließ ihn in jenen Tagen Bildnisse schaffen, die wie eine Vorahnung Leibls anmuten und die Werke dieses größeren Malers an seelischer Geschlossenheit gewiß noch überragen. Das ist um so entscheidender, da er nicht der ausgesprochen realistischen Richtung der Krüger, Waldmüller, Blechen, die in Menzel ihre Krönung

fand, angehörte, vielmehr diesen Grad von Wirklichkeitstreue, unbeirrt von allen Zeitströmungen, aus dem Menschlichen hob. So spielt denn auch in seinen Bildnissen die Auffassung und die Farbenkomposition wie ihre malerische, oft leicht nach dem Elegischen hinneigende Durchführung eine bestimmende Rolle und wird zur Ursache, daß er uns in seinen Bildnissen etwas wie eine Harmonie der Zeitseele überliefert, die aus den exakten Präparaten Krügers und Waldmüllers nicht erklingt. Er ist in der Auffassung einer Persönlichkeit gewiß wechselvoller und tiefer als diese beiden, denen er als Zeichner nachsteht. Doch seine Anlage zur Zeichnung und Malerei befindet sich in einem so glücklich ausgeglichenen Verhältnis, daß im Verein mit jenen geistigen Qualitäten Werke unter seiner Hand entstanden, die im allgemeinen auf den ersten Blick das Niveau ihrer Zeit zu überragen scheinen, selbst wenn sie im einzelnen sich unter den besten halten. Ich nenne: ‚Alte Tiroler Wirtin', ‚Dame mit Stirnreif', ‚Herr mit weißer Halsbinde von 1812'. Wie er als Zeichner hinter Krüger und Waldmüller zurückbleibt, sind seine Handzeichnungen es auch (nicht seine Zeichnenqualitäten im gemalten Porträt), an denen man den Begabungsgradunterschied zu den großen Nazarenern leicht herauskennt. Seinen Bleistiftzeichnungen fehlt die Schärfe, Strenge und geistig großzügige Sicherheit der Linien, die wir an denen der besten Nazarener bewundern. Nach seinem Selbstporträt zu urteilen, unterscheidet er sich auch im Typus merklich von diesen Führern. Wasmann vermochte sein Eigenstes nicht ohne Farbe auszudrücken — ich wies schon auf das Sinnlich-Gemütvolle seiner Anlage —, während die intellektuellere Veranlagung jener Nazarener gerade auf das Gegenteil drang. Dieser Zug seiner Individualität prädestinierte ihn dann aber auch zu einem der frühesten Stimmungslandschafter des Jahrhunderts. Wir besitzen Gebirgsschilderungen von ihm, die sich unmittelbar neben Blechen und Friedrich behaupten, ja, die Werke dieser Künstler teils überragen.

Kann man die Nazarener als künstlerische Parallelerscheinung des hochgesinnten deutschen Denkens jener Tage ansehen, so ist Wasmann in seiner Kunst als der Repräsentant jenes soliden und wertvollen Bürgertums hinzunehmen, das der Kern der Nation sein müßte, die an ihre politische und geistige Zukunft glauben soll und darf. Wie uns heute eine solche Bürgerkunst fehlt, weil an Stelle jenes Bürgertums ein Parvenütum gerückt ist, so haben wir auch größtenteils nur eine Parvenü- und Kokottenkunst, mit Ausnahme der Werke einiger großer Meister. Die gesunde Basis für den Durchschnitt fehlt. —

Das Komische in der Musik / Von Eugen Schmitz

‚Die weniger gebildeten Menschen sind im ganzen geneigt, aus der Musik ohne Text nur Schmerz oder nur Freude oder (was mitten inne liegt) Wehmut herauszuhören, die feineren Schattierungen der Leidenschaft aber, als in jenem den Zorn, die Reue, in dieser das Gemächliche, das Wohlbehagen rc. zu finden

nicht imstande, daher ihnen auch das Verständnis von Meistern wie Beethoven, Franz Schubert, die jeden Lebenszustand in die Tonsprache übersetzen konnten, so schwer wird.' Mit diesen Worten leitet Robert Schumann in seinen Schriften eine kleine Abhandlung ein, in der er sich bemüht, die Frage komischer Wirkungen der Musik zu erörtern. Er beschränkt sich dabei freilich nur auf einige amüsante Stilproben, ohne dem Problem als ganzem systematisch näher zu treten. Immerhin hat er mit seinen Ausführungen Anregungen gegeben, die weiter zu verfolgen sich verlohnt: denn die Tatsachenwirkung musikalischer Komik hat wohl jeder, auch der naivste Hörer, schon erlebt, aber Rechenschaft über ihre Gründe wissen sich wohl die wenigsten zu geben. Mit den Mitteln der modernen psychologischen Forschungsmethode* soll darum im folgenden einmal versucht werden, einiges zur Klärung der Frage beizutragen. Dazu ist zunächst ein knapper allgemein psychologischer Exkurs über das Wesen der Komik überhaupt unerläßlich.

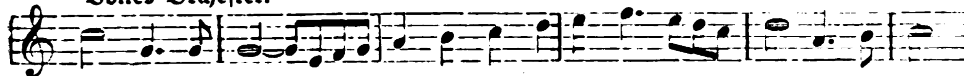
Dieses Wesen der Komik beruht nach der Lehre der modernen psychologischen Ästhetik auf der allen komischen Wirkungen eigentümlichen Grundtatsache, daß an Stelle von etwas erwartetem Großen etwas Kleines, Unbedeutendes tritt. ‚Erwartet' wird das Große infolge von Erfahrungsschlüssen, infolge logischen Zusammenhangs u. dgl., und Grund der komischen Wirkung ist eben der Kontrast zwischen diesem erwarteten Großen und dem an seine Stelle tretenden Kleinen, Nichtigen, Unbedeutenden oder sich nur als groß ‚Gebärdenden'. Je nach der Art dieses Kontrasts sind nun drei verschiedene Gattungen von Komik zu unterscheiden: erstens die objektive, zweitens die subjektive und drittens die naive Komik. Die objektive Komik, d. h. die ‚Komik der Dinge', gründet sich auf den negativen Kontrast, in dem die tatsächliche Erscheinung eines Dinges zu seiner ‚erwarteten' steht. So wirkt die Erscheinung Don Quixotes komisch, weil sie das Bild, das wir uns (auf Grund unserer Erfahrung usw.) von einem Ritter machen, ins kleinliche Gegenteil verzerrt zeigt. Ähnlich beruht die subjektive Komik oder der ‚Witz' auf dem Kontrast zwischen der ‚erwarteten' Wahrheit oder Bedeutung eines Worts, einer Gebärde, einer Handlung und der tatsächlichen Nichtigkeit und Unbedeutendheit derselben. Als Beispiel sehe man folgende Episode aus Cornelius' ‚Barbier von Bagdad': Nureddin erzählt seinem Barbier, er liebe die Tochter des Kadis. Barbier: ‚Herr, wie kannst du dich so vergessen! Dieser Kadi ist doch ein Schuft, ein Lump, ein Betrüger.' Nureddin (erstaunt): ‚Wieso denn?' Barbier: ‚Er rasiert sich selbst!!' Als Antwort des Barbiers erwartet man hier eine seine Anschuldigung wirklich rechtfertigende Begründung. Auf dem Gegensatz, in dem zu dieser Erwartung die tatsächliche Nichtigkeit der Antwort steht, beruht die witzige Wirkung des Gesprächs. Übrigens spielt hier teilweise schon die dritte Gattung, die naive Komik mit herein, die sich aus der Verschiedenheit der Standpunkte in der Wertung eines Dinges, einer Tatsache u. dgl. ergibt. So wirkt es z. B. auf uns Erwachsene komisch, wenn ein kleines Kind über eine geplatzte Seifenblase weint, wegen des Kontrastes zwischen dem gewichtigen Schmerzensausbruch des Weinens und der Nichtigkeit seiner Veranlassung. —

* Es sind uns dabei hauptsächlich die ästhetischen Theorien von Th. Lipps maßgebend.

Fragen wir nun, inwieweit dem so erkannten Wesen der Komik die Musik mit ihren Mitteln näherzutreten vermag, so ergibt sich als erstes die Tatsache, daß für die reine (d. h. ohne Unterstützung von Schwesterkünsten wirkende) Musik die Gattungen der subjektiven und der naiven Komik nicht in Betracht kommen können. Denn diese sind durch intellektuelle Vorstellungen, Begriffe usw. bedingt; solche aber vermag die reine Musik, deren Ausdrucksfähigkeit auf die Welt der Gefühle beschränkt ist, nicht zu vermitteln. Wohl aber ist objektive Komik auf rein musikalischem Gebiete möglich, denn die Tonerlebnisse sind ja ebenfalls ‚Objekte', Gegenstände, können also auch die komische Erscheinungsform solcher haben. Nach früher Gesagtem muß diese auf dem negativen Kontrast ihrer tatsächlichen zu ihrer ‚erwarteten' Erscheinung beruhen. Das Erwartete aber ist hier: das durch das musikalische Normalempfinden Gegebene. Darauf, daß ein Tonerlebnis in bestimmter Weise hinter dem auf Grund dieses musikalischen Normalempfindens Erwarteten zurückbleibt, beruhen alle objektiv komischen Wirkungen der Musik.

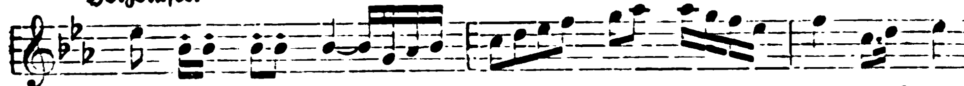
Am deutlichsten läßt sich das zunächst einmal auf dem Gebiet der Klangfarbe erkennen. Seit Jahrhunderten ist Komponisten wie Hörern die komische Wirkung der Holzbläser und ganz besonders des Fagotts bekannt. Sie erklärt sich uns nun unschwer aus dem Kontrast, in dem der dünne, näselnde Ton dieser Instrumente zu der dem Ohr gewohnten musikalischen Durchschnittsklangqualität steht. Aus dem gleichen Grunde können die resonanzlosen Töne der gestopften Blechbläser, bis zu einem gewissen Grade auch das pizzicato der Streicher, ferner überhaupt alle sehr hohen und sehr tiefen Töne komisch wirken, denn in allen diesen Fällen besteht ein komischer Gegensatz zwischen der erwarteten gewöhnlichen und der tatsächlich gebotenen minderwertigen Klangerscheinung. Wie gesagt, muß dieser Gegensatz hier wie sonst, um komisch zu wirken, ein negativer sein; in einem Gegensatz zum normalen Klangempfinden stehen z. B. auch die Töne der Posaune; dieser Gegensatz aber ist ein positiver, die Klangerscheinung bietet mehr als das Erwartete, geht darüber hinaus; darum ergibt sich hier nicht die Wirkung des Komischen, sondern im Gegenteil die des Erhabenen, Feierlichen. Die komische Wirkung der minderwertigen Klangfarben kommt aber natürlich dann ganz besonders zur Geltung, wenn diese den Normalklängen unmittelbar gegenübergestellt werden. Als berühmtes Beispiel sei Wagners ‚Meistersingervorspiel' genannt; wenn hier das zuerst in feierlichem Glanz des vollen Orchesters einherschreitende Hauptthema:

Volles Orchester.



später im Mittelsatz von den näselnden Holzbläsern allein gebracht wird:

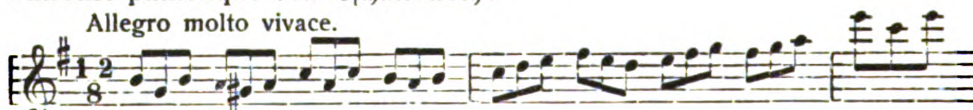
Holzbläser.



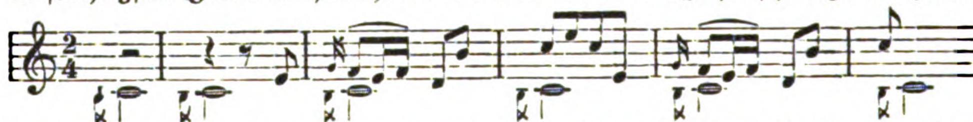
so wirkt dies noch deshalb ganz besonders komisch, weil der Hörer den satten Normalklang von vorher noch im Ohr hat, mithin der negative Kontrast verstärkt zur Wirkung kommt. Im übrigen spielt bei diesem Beispiel außer dem

klanglichen Moment schon etwas weiteres herein. Die ‚komische Fassung‘ des Themas zeigt nämlich nicht nur veränderte Klangfarbe, sondern auch veränderte rhythmische Werte, die ebenfalls zu ihrer Charakteristik beitragen.

Gleich der Klangfarbe kann nämlich auch die Rhythmik Gegenstand objektiver musikalischer Komik sein, und zwar ebenfalls wieder durch bestimmtes Zurückbleiben hinter dem musikalischen Normalempfinden, das auf rhythmischem Gebiet eine gewisse gemessene Ruhe der Bewegung erfordert. Von ihr sind nun Abweichungen in mannigfachster Hinsicht denkbar; komisch werden davon wieder diejenigen wirken, die in negativem Kontrast zu der erwarteten Erscheinung stehen, also zunächst die vorwiegend mit kleinen Tonwerten (d. h. in raschem Tempo) arbeitenden, leichten, zierlichen, eilenden Rhythmen. Hiefür bieten die Scherzosätze aller Meister zahlreiche Beispiele, die meist die schnellsten Zeitmaße, presto, vivace u. dgl. bevorzugen und innerhalb dieser sich gerne in der Art eines perpetuum mobile bewegen. Zum normalen Wesen des Rhythmus gehört ferner eine gewisse leichtverständliche Regelmäßigkeit; negativ dazu kontrastierend und damit komisch sind deshalb auch sehr komplizierte ‚verzwickte‘ Rhythmen, freilich nicht minder alle übertrieben einfachen, ‚leierigen‘, denn trotz des Gesetzes der Regelmäßigkeit erfordert der normale Rhythmus doch eine gewisse Abwechslung. Nach dem Gesagten wirkt also z. B. das Scherzo aus der Sinfonie pathétique von Tschaikowsky:



rhythmisch komisch durch das unaufhaltsame, dabei streng gleichmäßige Dahineilen in flüchtigsten Zeitwerten, während bei dem bekannten Haydnschen Finalethema



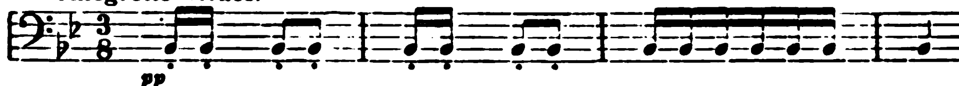
die komische Wirkung auf dem eintönig im gleichen Rhythmus fortbrummenden Baß, beim Vivace des großen Beethovenschen F-dur-Quartetts (op. 135):



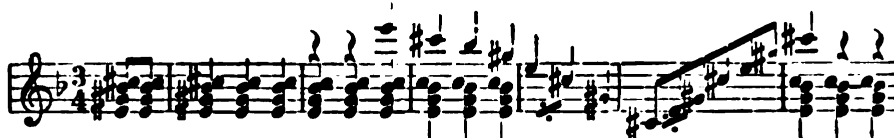
im Gegensatz dazu auf der verzwickten doppelten Synkopierung der begleitenden Violinstimmen beruht.

Verhältnismäßig geringer sind die Möglichkeiten zu objektiv komischen Wirkungen auf dem Gebiet der Harmonik und der melodischen Fortschreitung. Ausschlaggebend ist auch in diesen beiden Fällen wieder ein negatives Abweichen vom Normalen, und zwar entweder durch ungewöhnliche Einfachheit oder ungewöhnliche Kompliziertheit. In ersterem Sinne wirkt namentlich die häufige Wiederholung ein und derselben Harmonie oder ein und desselben Tones komisch.

Als ‚melodisches' Beispiel sei der Anfang des Scherzos von Beethovens F-dur-Streichquartett, op. 59 genannt, der mit einem um den einzigen Ton b rhythmisierenden Cellosolo



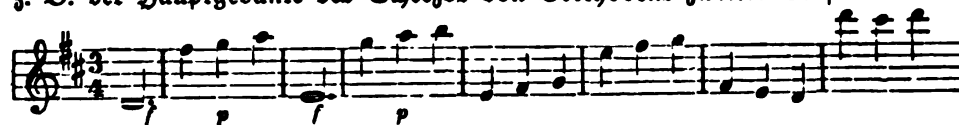
einsetzt. Einen ähnlichen Eindruck erzielt das Scherzo von Bruckners Neunter Sinfonie durch ständiges Festhalten an *einer* Harmonie:



usw. 29 Takte. Hier ergibt sich eine Verstärkung der komischen Wirkung übrigens noch daraus, daß diese *eine* obstinate Harmonie eine so seltene Bildung, nämlich ein hochalterierter Oberdominantakkord, ist, wodurch die Stelle an Absonderlichkeit gewinnt. Somit erscheint das Beispiel in gewissem Sinne auch als Beleg für komische Verwendung komplizierter Harmonik. Noch charakteristischer in diesem Sinne ist folgende Episode aus R. Strauß' sinfonischer Dichtung ‚Don Quixote':

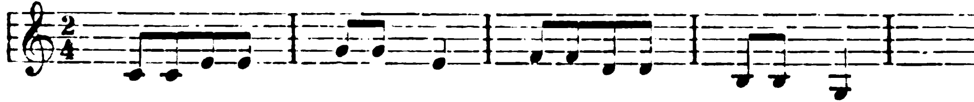


Strauß hat hier die Neigung Don Quixotens zu falschen Schlüssen sehr geistreich musikalisch dadurch illustriert, daß er die einfache D-dur-Kadenz bei • durch ganz fernliegende, ‚unlogische' Harmonien stört und verzögert. Doch braucht man diese poetisierende Absicht gar nicht zu wissen, um auch rein musikalisch von dieser Akkordverbindung den Eindruck des komisch Bizarren zu bekommen. Als Parallele hiezu auf melodischem Gebiet erscheinen Themen wie z. B. der Hauptgedanke des Scherzos von Beethovens zweiter Sinfonie:



usw., der mit seinen barock durcheinandergeworfenen motivischen Floskeln ebenfalls in komischer Weise allen Gesetzen regelmäßiger Melodiebildung Hohn spricht. Unterstützt wird diese Wirkung durch die merkwürdige Dynamik, die mit geflissentlichem Widerspruch stets die von Natur aus unbetonten Takte besonders markiert. Überhaupt haben wir hier zuletzt noch die Dynamik als wichtige Ergänzung der Mittel objektiver musikalischer Komik anzuführen.

Komisch wirken dynamische Effekte dann, wenn sie, wie in dem angeführten Beispiel von Beethoven, in Gegensatz zu der erwarteten natürlichen Dynamik stehen, mithin an sich eigentlich nicht motiviert sind. Ein berühmtes Beispiel hiefür bietet das Andante aus der Paukenschlagsinfonie von Haydn. Wenn hier die erst p, dann pp gehaltene volkstümliche Melodie:



mit einem jähen durch die Pauke kräftigst unterstützten Fortissimoakkord des vollen Orchesters schließt, so verdankt dieser Effekt seine verblüffende komische Wirkung eben dem absolut Unerwarteten, Unmotivierten. (Bekanntlich handelt es sich dabei um einen Possen, den Haydn dem die langsamen Sätze gern zu einem Schlummerviertelstündchen ausnützenden Londoner Konzertpublikum spielte, das bei der Uraufführung der Sinfonie ob des unerwarteten Kraftmoments nicht wenig erschrocken aus seiner beschaulichen Ruhe auffuhr, dann aber den gelungenen Scherz freudigst akklamierte.)

Wir haben im vorstehenden im Interesse theoretischer Klarheit die einzelnen musikalischen Ausdrucksgebiete, als da sind Klangfarbe, Rhythmik, Tonfolge, Harmonik, Dynamik, getrennt auf ihre Fähigkeit zur Erzeugung objektiv komischer Wirkungen untersucht. In Praxis werden sie natürlich meist zusammenwirken, d. h. eine komische Melodik wird durch entsprechend komische Klangfarbe, Harmonik usf. unterstützt werden, was auch so ziemlich bei allen von uns zitierten praktischen Beispielen der Fall ist. Durch dieses Zusammenwirken wird auch in der Regel der komische Gesamteindruck erst zweifelfrei festgestellt, den entsprechend zu erzielen eines der Stilmittel allein nicht immer ausreichte. Denn die Vieldeutigkeit der Tonsprache läßt die den komischen Wirkungen zugrunde liegenden negativen Kontraste zum Normalempfinden je nach dem Zusammenhang auch ganz anderen Ausdruckszwecken dienlich erscheinen. So können z. B. eilende Rhythmen den Charakter wilder Hast, leidenschaftlichen Drängens u. dgl. haben, ungewöhnliche Harmonierückungen eine unheimlich zwielichtartige Wirkung ergeben oder unerwartete dynamische Akzente zerschmetternde tragische Wucht atmen. Der musikalische Zusammenhang aber ist da in allen Fällen das Ausschlaggebende, die tatsächliche Wirkung unzweideutig fixierende. Gerade bei der objektiven musikalischen Komik wirkt, wie nun zur weiteren Klärung der Sachlage ergänzend bemerkt werden mag, außer dem negativen Kontrast der einzelnen Ausdrucksmittel stets noch eine gewisse Harmlosigkeit des Gesamtausdrucks mit, die diesen Kontrast eben in komischem Sinne auffassen läßt. Genau einen so unerwarteten Fortissimoeintritt wie der geschilderte Scherz in Haydns Paukenschlagsinfonie, bringt z. B. Beethoven im Schlußsatz der „Neunten", wenn die sich ruhig entfaltende Freudenmelodie plötzlich von dem furchtbaren Aufschrei des vollen Orchesters unterbrochen wird. Aber hier ist die Wirkung eine tragische: die scharf dissonierende Harmonik, die leidenschaftlich dahinstürzende, düstere dmoll-Melodik reden die unverkennbar deutliche Sprache einer finsteren dämonischen Macht, die den Brand wild auflodernder Verzweiflung ins Reich der Freude geschleudert hat. Der jähe dyna-

mische Kontrast ist durch den Umschlag des Gesamtausdrucks motiviert. Ganz anders bei Haydn, wo der plötzliche dynamische Schlag ganz isoliert inmitten der zarten naiv volkstümlichen Klangwelt steht, auch nicht etwa eine Wendung des Ausdrucks herbeiführt, überhaupt keine irgend welche ‚innere Bedeutung' hat, und doch so gewichtig die Aufmerksamkeit auf sich zieht, kurz sich als ‚bedeutungsvoll gebärdet', ohne es zu sein. Der musikalische Zusammenhang also ist in beiden Fällen das die Wirkung endgültig fixierende. — —

Wir haben früher betont, daß für die reine Musik nur die Gattungen der objektiven, nicht auch die der subjektiven und der naiven Komik in Betracht kommen können, da diese intellektuelle Begriffe, Vorstellungen u. dgl. voraussetzen. Dem ist nun ergänzend hinzuzufügen, daß dagegen die subjektive und naive Komik sehr wohl in der ‚angewandten' Musik, d. h. in der Vokalmusik, dramatischen Musik, Programmusik usw. ein Feld finden kann. Hier wird sich der komische Effekt zwar zunächst stets auf außermusikalischem Gebiete, also z. B. in dem komponierten Text vollziehen, die Musik ihrerseits kann ihn dann aber wirksam unterstützen und verstärken. Ein einfaches Beispiel wird dies klar machen. In Lortzings ‚Czaar und Zimmermann' frägt in dem bekannten Duett des ersten Akts der tölpelhafte Bürgermeister van Bett den Zimmergesellen Iwanow inmitten eines politischen Verhörs plötzlich: ‚Sie lieben meine Nichte?' Iwan (für sich) ‚Was ist das?' Van Bett (für sich) ‚Er stutzt' (laut) ‚Sie lieben sie, nicht wahr, hab' ich Recht?' Iwan (für sich) ‚Wie kommt in diesem Augenblick er auf Marien?' Van Bett (für sich) ‚Er stutzt schon wieder' (laut) ‚Lieben Sie sich nicht?' Iwan (für sich) ‚Ich weiß nicht, soll ich ihm gestehen?' Van Bett (für sich) ‚Er stutzt zum dritten Male!!' — Hier ist durch die dreimal wiederholte Bemerkung des ‚Stutzens' van Bett sehr witzig als die ‚stets vermutende', auch hinter der geringsten Kleinigkeit, etwas Geheimnisvolles, Bedeutsames suchende Obrigkeit charakterisiert. In einem gesprochenen Lustspiel würde der Schauspieler durch möglichst pathetische Betonung des ‚Er stutzt zum dritten Male' die entsprechend komische Wirkung erzielen. Viel drastischer aber wirkt die Stelle noch in Lortzings musikalischer Einkleidung:

8va
f Volles Orchester
f
v. Bett
Er stutzt zum drit-ten Ma-le!

Die pompösen verminderten Septakkorde des vollen Orchesters in wuchtiger Synkopierung, der durch die Pausen feierlich gedehnte Kadenzschluß, die pathetische musikalische Deklamation der Singstimme — und all' das, um der nichtigen Bemerkung ‚Er stutzt zum dritten Male' Ausdruck zu verleihen: das zeigt wieder den bekannten die Komik bedingenden Kontrast zwischen dem als groß sich Gebärdenden und doch tatsächlich Kleinen und Unbedeutenden in denkbar schärfster Ausprägung. Objektive musikalische Komik liegt hier nicht vor,

denn die Musik der Stelle steht nicht an sich in irgend einem komische Wirkung erzeugenden negativen Kontrast zum musikalischen Normalempfinden, sondern der komische Kontrast besteht hier zwischen Wort und Ton. Doch kann es in ähnlichen Fällen wohl vorkommen, daß außermusikalische Komik auch durch objektiv musikalische Unterstützung findet. Ein Musterbeispiel in dieser Hinsicht ist die ganze Partie des Beckmesser in Wagners ‚Meistersingern', die die dichterisch und darstellerisch schon hochkomische Gestalt des eifersüchtigen, bissigen und beschränkten Merkers noch mit allen Mitteln objektiver musikalischer Komik (speziell nach Seite von Rhythmus und Klangfarbe) untermalt zeigt. —

Auf der Grenze zwischen objektiver und subjektiver Komik stehen Wirkungen, deren negativer Kontrast nicht zu dem elementaren, sondern zu einem höheren, intellektuell anerzogenen musikalischen Normalempfinden, wie etwa dem allgemeinen Stilgefühl besteht. So wirkt z. B. der ‚Gassenhauer' in R. Strauß' ‚Eulenspiegel' komisch durch den stilistischen Widerspruch mit der zwar heiteren, aber doch entsprechend ‚gewählteren' musikalischen Ausdrucksweise der sinfonischen Dichtung. —

Die Hauptgesichtspunkte für das Zustandekommen komischer Wirkungen in der Musik sind damit gegeben. Ihrer ungemein fein verästelten Verwirklichung in der musikalischen Praxis im Detail zu folgen, vermag freilich keine allgemeine Theorie, sondern nur Analyse von Fall zu Fall. Doch wird diese dem, der einmal die allgemeinen Grundgesetze begriffen hat, keine weiteren Schwierigkeiten bieten.

Die Aussichten in der Verwendung der Luftfahrzeuge / Von Franz Pieper

Als vor einigen Jahren die Bewegung in der Luftschiffahrt begann, hat man bei den ersten Eindrücken ihre Entwicklungsmöglichkeiten überschätzt. Zuerst erhoffte man bezüglich der Lenkluftschiffe eine erhöhte Verwendung. Man glaubte bestimmt, daß uns die nächsten Jahre eine regelrechte fahrplanmäßige Verbindung durch Lenkballone bringen würden und hatte seinerzeit z. B. schon feste Propositionen wegen Ausbau einer Lenkballonlinie für das obere Rheintal in Aussicht genommen. Die kurze aber lehrreiche Entwicklung in der Lenkluftschiffahrt hat gezeigt, daß diese nach dem Stande der jetzigen Erfahrung sich nicht über den Rahmen von Passagier- resp. Vergnügungsfahrten hinaus bewegen wird, und daß auch für die nächsten Jahre eine weitere Ausgestaltung unmöglich erscheint.

Wenn die Lenkballongesellschaften nicht an der Militärverwaltung einen Abnehmer gefunden hätten, würde ihre Existenz schon heute in Frage gestellt sein. Diese Gesellschaften kämpfen mehr oder weniger alle mit großen finanziellen Schwierigkeiten; dies nimmt kein Wunder, wenn man sieht, wie un-

geheuer groß die Unterhaltungskosten derartiger Betriebe sind. Es kommen hinzu ein außerordentlicher Aufwand an Personal, die umständlichen Arbeiten vor und nach den Aufstiegen, und die Schwierigkeiten beim Heraus- und Hereinbringen der Schiffe aus den Hallen. Diese treten namentlich auf bei etwas lebhaftem Seitenwind. Ein Lenkballon mit seinen riesigen Dimensionen bietet an sich ein zu ausgedehntes Angriffsfeld für seitliche Windstöße. Das haben zur Hauptsache die Z-Schiffe erfahren müssen. Es muß bei diesen Operationen mit äußerster Vorsicht verfahren werden. Das Heraus- und Hereinbringen, das zumeist die Bedienungsmannschaften im Laufschritt ausführen, wird bei großen Schiffen natürlich gefährlicher wie bei kleinen. Die Schiffe sind oft gezwungen, bei einem Winde, der ihnen während der Fahrt vollkommen ungefährlich wäre, im Hafen zu bleiben, da sonst eine Katastrophe unvermeidlich ist. Während bei ruhigem Wetter ein Z-Schiff von einigen Leuten bedient werden kann, habe ich selbst des öfteren beobachtet, wie bei Seitenwind von nur 6—7 Meter-Sekunden das Schiff nur mit der größten Anstrengung von hundert bis hundertzwanzig Mann gehalten wurde, und fortwährend Gefahr bestand, daß der Bug an die Hallentore prallte. Diese beim Herausbringen der Schiffe stets zu befürchtende Gefahr des Anecken bei Seitenwind hat die Forderung nach drehbaren Hallen geboren, von denen man aber aus finanziellen Gründen bis jetzt abgesehen hat.

Die neueren Z-Schiffe haben erheblich gegen die früheren an Geschwindigkeit gewonnen, bei der ‚Hansa‘ wurden 22 Meter-Sekunden = 79 Kilometer-Stunden Geschwindigkeit erzielt. Sie sind damit imstande, bedeutend größeren Windstärken zu begegnen. Als äußere Grenze im Rahmen der jetzigen Erfahrungen kann man für die nächsten Jahre eine Stundengeschwindigkeit von zirka 85 Kilometern als erreichbar annehmen. In dieser Geschwindigkeit sind sie stark belasteten Doppeldeckern gleich. Eindecker, namentlich Rennmaschinen, sind schon seit Jahren über 100 Kilometer-Stunden hinausgegangen — der augenblickliche Rekord ist 179,5 Kilometer-Stunden.

Die Flugmaschinen haben einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht wie die Lenkballone. Auch von ihnen hatte man anfänglich eine bedeutend größere Verwendungsmöglichkeit erhofft, als tatsächlich erreicht wurde. Man glaubte zu Anfang der Bewegung, daß die Flugzeuge für Sportzwecke zur Hauptsache in Betracht kommen und eine ähnliche Entwicklung wie die Automobile durchmachen würden. Davon kann jetzt natürlich keine Rede mehr sein. Wenn bei den Lenkballonen der Hauptverwendungszweck neben dem Passagierbetrieb auf militärischem Gebiete liegt, so haben die Flugzeuge sich vollkommen hierzu bekannt. Darauf deutet evident der Entwicklungsgang der letzten zwei Jahre hin.

Die Konkurrenzen, die heute noch von den Flugmaschinen bestritten werden, sind mit wenigen Ausnahmen Schnelligkeits- und Zuverlässigkeitsprüfungen; für bloße Schauflüge hat das Interesse des Publikums erheblich nachgelassen. Infolge der mit dem Flugzeugbetrieb verbundenen großen Kosten wird es nur gut fundierten und leistungsfähigen Fabriken möglich sein, auf die Dauer ohne finanzielle Verluste sich zu halten, namentlich muß eine Fabrik darauf sehen,

sich an der Lieferung für die Heeresverwaltung zu beteiligen. Diese wird die Hauptabnehmerin bleiben. Die Flugzeuge weisen im Gegensatz zum Automobil nur eine beschränkte Lebensdauer auf, das liegt an der ganzen Beschaffenheit des Materials, und dann auch an der sich bald verringernden Leistungsfähigkeit der Flugmotoren. Im Gegensatz zu Automobil- und anderen Explosionsmotoren sind sie fortwährend auf Höchstleistung eingestellt, was natürlich eine rasche Abnützung der Organe des Motors zur Folge haben muß. So hat man festgestellt, daß ein 50 PS Gnôme-Motor nach 300 Laufstunden nur noch 35 PS leistete!

Wenn ich eben darauf hinwies, daß das Interesse des Publikums an Schauflügen nachgelassen hat, so ergibt sich aus dieser Tatsache die natürliche Folgerung, daß die Zivilflieger immer mehr in den Hintergrund treten, und alles auf die militärische Seite der Flugtechnik hinarbeitet. Das wird für die nächsten Jahre der Kernpunkt der Entwicklung in der Aviatik sämtlicher Mächte sein. Es ist zu verstehen, daß die Militärverwaltungen sich die größte Mühe geben, sich einen Vorsprung vor den übrigen Mächten zu sichern, wie z. B. Frankreich diesen Vorsprung bis heute in ganz überlegener Weise inne hat. In den letzten beiden Jahren hat sich zu unseren Gunsten manches verändert. Während früher unsere öffentliche Meinung sowohl als auch die in Betracht kommenden militärischen Kreise sich dem Flugzeuge gegenüber skeptisch verhielten und ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Ausgestaltung unserer Lenkballonflotte richteten, ist in letzter Zeit energisch daran gearbeitet worden, die Militärflugtechnik aus dem Rahmen des bloßen Versuchsstadiums herauszuheben. Eine eigene Fliegertruppe ist gegründet, eine große Anzahl von Flugmaschinen bereits angekauft und mehrere hundert Offiziere ausgebildet. Wenn wir numerisch auch noch hinter unseren westlichen Nachbarn zurückstehen, so ist doch begründete Aussicht vorhanden, daß wir sie bald einholen werden. Dafür bürgt schon das äußerst erfreuliche Resultat unserer Nationalflugspende, die mit ihrem vorläufigen Ertrage von zirka sieben Millionen Mark alle gehegten Hoffnungen weit übertrifft.

Was nun die Verwendung der Luftfahrzeuge im Felde anbetrifft, so muß man ihre Tätigkeit nach drei Gesichtspunkten hin betrachten: Aufklärung, Nachrichtenübermittlung, Angriffswaffe.

Zunächst werden Lenkballon und Flugzeug zur Hauptsache die Tätigkeit der Kavallerie in der Aufklärung unterstützen. Das Luftschiff wird infolge seines größeren Aktionsradius bei der sogenannten strategischen Aufklärung mit eingreifen (der Aufklärung bei dem Anmarsch der feindlichen Armeen) und hier die ‚Heereskavallerie' entlasten. Das Flugzeug eignet sich ausgezeichnet zu den kleineren sogenannten taktischen Aufklärungsfahrten, die sich vor und während des Gefechtes nötig machen. Neben der Vornahme von photographischen Aufnahmen, Zeichnungen usw. wird namentlich der Lenkballon durch seinen Funkenoffizier in steter drahtloser Verbindung mit dem Hauptquartier sein ohne Rücksicht auf größere Entfernungen. Die Versuche dieses Jahres haben nach dieser Richtung hin ganz außergewöhnlich günstige Resultate gezeitigt; gelang es doch dem bei Köln manövrierenden Z II in steter

Verbindung mit Koblenz, Metz, Karlsruhe, Straßburg usw. zu bleiben, — Entfernungen von mehreren hundert Kilometern!

Wenn in dieser Beziehung die Luftschiffe den Flugzeugen voraus sind — bei diesen macht eine geeignete Montierung von Sendeapparaten mit größerer Energiequelle immer noch Schwierigkeit —, so haben sie doch auf der anderen Seite einen großen Mangel an beschleunigter Transportfähigkeit. Eine der schwierigsten Fragen ist hier zweifellos der Gasnachschub auf gegnerischem Gebiet. Man hat seinerzeit, als man die kleinen P-Schiffe mit den Z-Schiffen verglich, diesen einen größeren Aktionsradius nachgerühmt und ihnen deshalb eine erhöhte Verwendungsmöglichkeit zugesprochen. Man kann dies nur als bedingt richtig anerkennen. Es kommt für Aufklärungsfragen zur Hauptsache doch wohl auf möglichst große Schlagfertigkeit an, d. h. die Schiffe müssen stets fahrbereit zur Hand sein. Dafür ist nötig, daß sie in unmittelbarer Fühlung mit dem Hauptquartier stationiert sind und bei raschen Vorstößen der Armee mit nachrücken. Und hier macht der oben erwähnte Gasnachschub für die großen Schiffe erhebliche Schwierigkeiten. Fahrten in größerer Höhe von zirka 1200 bis 1400 Metern außerhalb der Gefahrzone bedeuten bei längerer Dauer einen größeren Gasverlust, namentlich in der warmen Jahreszeit. Es ist nicht zu viel gerechnet, wenn man für ein modernes Z-Schiff von 18 000 Kubikmetern Inhalt bei einer drei- bis vierstündigen Fahrt in zirka 1400 Meter Höhe eine Nachfüllung von 2000 bis 2500 Kubikmetern Gas annimmt. Das bedeutet 400 bis 500 Gasbehälter. Rechnet man für das Schiff täglich zwei kriegsmäßige Aufklärungsfahrten, so erfordert das zusammen 1000 Gasbehälter. Was es aber für Schwierigkeiten macht, eine derartige Menge von Gasbehältern für jedes Schiff nachzuschieben, kann man sich leicht ausmalen! Transportable Wasserstoffanlagen mit einer derartig großen hier nötigen Gasproduktion gibt es heute noch nicht. Im Manöver kann man über den Gasersatz keine Erfahrungen sammeln, da naturgemäß die Vorbereitungen ganz andere sind wie auf feindlichem Gebiet. Ein nicht ganz gefülltes Schiff des starren Systems verliert deshalb aber an Verwendungsmöglichkeit, weil es, je nach dem Mangel an Gasauftrieb, mehr oder weniger Motorenkräfte zum dynamischen Auftrieb benötigt, was eine erhebliche Geschwindigkeitsreduzierung und damit auch Mangel an Bewegungsmöglichkeit zur Folge haben würde. Dieser Satz mag an sich etwas gelehrt klingen, ist aber ganz einfach zu verstehen. Die Lenkballone werden bei ihrem jedesmaligen Aufstiege mit einem geringen Auftrieb losgelassen, der sie ihre Gleichgewichtslage in zirka 50 bis 100 Meter Höhe finden läßt. Will das Schiff größere Höhen aufsuchen, so geschieht dies unter Verwendung der Höhensteuer mit eventueller Unterstützung durch geringe Wasserballastabgaben. Ein Schiff, das sich längere Zeit in einer Höhe von über 1000 Metern aufhält, verliert natürlich infolge der Ausdehnung auch erheblich an Gas; derartige Gasverluste werden noch gesteigert durch intensive Sonnenbestrahlung. Hört nun infolge atmosphärischer Verhältnisse z. B. diese Sonnenbestrahlung auf, so muß naturgemäß das Schiff bedeutend sinken, da das Gas infolge der Kälte sich zusammenzieht. Um den jeweiligen Sturz zu parieren, wäre bei den Größenverhältnissen der Z-Schiffe

eine erhebliche Ballastabgabe nötig. Mit Ballast geht man aber aus leicht erklärlichen Gründen sehr haushälterisch um. Man hat dann also nur noch die Möglichkeit, das Schiff durch den sogenannten dynamischen Auftrieb in der gewollten Höhe zu halten, was durch Betätigung der Höhensteuer geschieht. Um aber vermittels der Steuerung ein Schiff in einer bestimmten Höhe zu halten, ist, je nach dem noch vorhandenen Gasauftrieb des Schiffes, ein mehr oder weniger großer Kraftaufwand nötig, den die Motoren hergeben müssen. Dieser Kraftaufwand geht also für die Vorwärtsbewegung des Ballons verloren, da die Motoren ja nicht mehr mit ihren gesamten Pferdestärken daran beteiligt sind. Hierdurch verliert das Schiff an Geschwindigkeit, und kann auch anderseits nicht mehr denselben Windstärken begegnen, denen es vorher unter normalen Verhältnissen gewachsen war. Ein Lenkballon des unstarren Systems kann bei mangelndem Gasersatz überhaupt nicht fahren, sofern nicht die Ballonets die Prallhaltung des Ballonkörpers besorgen.

Diese Schwierigkeiten der Gasversorgung kommen natürlich bei den Flugzeugen in Fortfall. Je nach Bedarf sind sie nur von zwei Automobilen abhängig. In den französischen Herbstmanövern hatte man Flugzeuge zur Stelle, die 30 Minuten nach Ankunft der Automobile zur Verfügung standen. Dies bedeutet einen Riesenfortschritt gegen früher in den Montierungsarbeiten.

In Frankreich hat man weiterhin eingehende Versuche gemacht, um die Flugzeuge dem Dienst der Artillerie nutzbar zu machen. Man hat dort Fliegerabteilungen, die speziell der Artillerie zugeteilt sind. Sie haben die Aufgabe, die Schußwirkungen des eigenen Artilleriefeuers zu beobachten und geeignete Meldungen dem Batterieführer durch herabgeworfene Meldetaschen — neuerdings auch drahtlos — zu machen; sie greifen somit korrigierend in die Schießresultate ein. Anderseits können sie auch auf Grund ihrer Beobachtungen dem Artilleriekommandeur mitteilen, wann die feindliche Artillerie niedergekämpft ist und er dann seine Batterien für die feindliche Infanterie usw. freibekommt. Derartige Momente können oft den Ausgang einer ganzen Schlacht bedeuten!

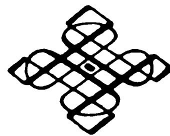
Weiterhin wird man die Flugzeuge bei der Nachrichtenübermittelung verwenden, so z. B. für die Verbindung des Hauptkommandos mit den einzelnen Truppenführern usw. Hier wird namentlich auf die persönliche Instruktion der Unterführer durch mitgegebene Generalstabsoffiziere großer Wert gelegt werden. Für diese Art der Nachrichtenübermittelung kommen schnelle Maschinen, also zur Hauptsache Eindecker in Betracht, während bei der Beobachtung langsam fliegenden Doppel- und Eindeckern der Vorzug zu geben ist, weil aus ihnen naturgemäß neben den Beobachtungen Zeichnungen und Photographien besser anzufertigen sind. Lenkballone scheiden für die Nachrichtenübermittelung aus.

Dann endlich ist man heute, wohl zur Hauptsache auf Grund der Erfahrungen des italienisch-türkischen Krieges dazu übergegangen, aus den Luftfahrzeugen eine direkte Angriffswaffe zu machen. Wenn die Erfolge nach dieser Richtung hin auch noch immerhin zu wünschen übrig lassen, weil es noch an geeigneten Lanziervorrichtungen für die Geschosse und auch Maschinengewehren fehlt, so haben doch die Militärverwaltungen der Großmächte ein

erhöhtes Interesse an dem Ausbau der neuen Waffe. Unsere westlichen Nachbarn waren rücksichtslos genug, um zu erklären, daß man jetzt mittels der Luftfahrzeuge den Gegner an seiner empfindlichsten Stelle — bei seiner Oberleitung — treffen könne und daß auch der oberste Kriegsherr nicht mehr vor den Geschossen sicher sei. Wir können auf diese Anspielung nur mit einer vermehrten Rüstung antworten. Es ist klar, daß bei einem Luftkriege lediglich die numerische Überlegenheit den Gegner in Schach halten kann. Im übrigen sind alle Versuche, die Flugzeuge durch ein geeignetes Feuer unschädlich zu machen, noch in den Kinderschuhen. Die Lenkballone bieten wegen ihrer großen Trefffläche ein ausgezeichnetes Ziel für die feindliche Artillerie. Im italienisch-türkischen Kriege ist ein Flugzeug aus 600 Meter Höhe herabgeschossen worden, man muß dies als einen Zufallstreffer bezeichnen; abgesehen davon, daß es in dieser Höhe schon nicht mehr möglich ist, die Nationalität des Flugzeuges zu erkennen.

Neuerdings beanspruchen die Wasserflugzeuge ein erhöhtes Interesse. Abgesehen von ihrer militärischen und kolonialen Bedeutung haben sich die Konstrukteure schon deshalb mit ihnen beschäftigt, weil man glaubt, daß sie in den nächsten Jahren für Sportzwecke in Betracht kommen. Sie verbinden die Freuden von Luft- und Wasserfahrten und sind außerdem bedeutend ungefährlicher wie die übrigen Flugmaschinen.

Es ist deutlich zu ersehen, wie der Entwicklungsgang der Luftfahrzeuge immer mehr auf das militärische Gebiet hinausdrängt und namentlich die Flugmaschinen als ‚vierte Waffe' berufen sind, entscheidende Änderungen in der Taktik der Führer und damit bei der Entwicklung moderner Gefechte herbeizuführen.



Kritik

Vom Schaffen in der Lyrik
Von Christoph Flaskamp

„Die künstlerische Tätigkeit, mag sie dichtend, mag sie gestaltend die Welt zu zeigen unternehmen,' lese ich irgendwo in einer ernsthaften Untersuchung. Ein solcher Satz erweckt leicht den irrigen Anschein, als ob Dichten etwas anderes sei als Gestalten, und leistet der landläufigen Meinung Vorschub, wonach die künstlerische Tätigkeit des Dichtens ungleich leichter und bequemer erscheint als das Schaffen in den anderen Künsten, der Architektur, der Plastik, der Malerei und Musik. Weil die Sprache ein allgemeines Verständigungs- und Ausdrucksmittel ist, glaubt man, sie müsse auch ein bequemeres künstlerisches Gestaltungsmittel sein; im gleichen könnte man das allgemeine Gebärdenspiel oder den allgemeinen Trieb zum Singen und Pfeifen als nächstes und bequemstes künstlerisches Ausdrucksmittel ansprechen; und sie sind es in der Tat genau so, wie der Sprachtrieb, und in Wirklichkeit ist die künstlerische Tätigkeit, zumal in einer bestimmten Zeit, einerlei welcher Kunstart, in der einen genau so leicht und so schwer wie in der andern; Shakespeares Gestaltung des Hamlet genau so leicht und so schwer wie etwa Rembrandts Selbstbildnis. Man weist wohl auf die größere Sprödigkeit des Materials und die erheblichere Schwierigkeit des Handwerkes in den bildenden Künsten hin, weil ja anders im Stoff, nämlich dem Gehalt des Lebens, den alle Künste zur Bearbeitung haben, ein Unterschied nicht zu finden wäre. Bedeutende Dichter sind der Überzeugung gewesen, daß das Material der Sprache, und gerade weil es ein so allgemeines und dadurch, was aber ein Irrtum, für den Kunstzweck vielfach verdorbenes sei, weit schwerer bearbeitbar als das Material jeder anderen Kunstart und ebenso die handwerkliche Fertigkeit kaum leichter erlernbar und die Disziplin überall gleich schwer erringbar, und daß abgesehen davon die in der Dichtung zum Austrag kommenden Probleme viel reichhaltiger und innerlich komplizierter seien. Doch ist diese Überzeugung ebensowenig berechtigt wie die von der größeren Material- und Handwerksschwierigkeit in den bildenden Künsten; es findet zwischen ihnen vielmehr ein genaues Verhältnis und ein genauer Ausgleich statt: innerhalb einer bestimmten Zeit oder Kulturlage muß ein Gemälde, um als echtes Kunstwerk angesprochen zu werden, auf seine besondere Art genau so intensiv die Probleme eben dieser seiner Zeit bewältigen, wie ein Gedicht, eine Plastik, ein Gebäude, ein Musikstück; nur dann gilt es einmal als notwendiges Produkt und damit als Höherführung seiner Zeit; eine zeitlosgelöste echte Kunst gibt es nicht. Und da ersieht man denn leicht, daß die Schwierigkeit des Materials und der Bearbeitung auf die künstlerische Form hin in eben der gleichen Zeit auch immer gleich ist, daß der Ausdruck des Lebensgehaltes in einer bestimmten Zeit immer in gleichem Verhältnis in bezug auf Wert und Arbeit steht, also gleich leicht oder schwer ist, ob in Stein, Holz, Marmor, Farbe, Ton oder Sprache; dem Ausdrucksvermögen der alten Ägypter in den Pyramiden entspricht das ihrer Sprache, dem der griechischen Plastik das der griechischen Dichtung, dem Rembrandts das Shakespeares, der Feinheit, Zersetzheit und Mannigfaltigkeit der heutigen malerischen genau das der dichterischen Bestrebungen an Arbeit und Wert; ein Gedicht Liliencrons ist genau so leicht und so schwer wie ein Bild von Uhde oder Leibl, eins von Dehmel wie etwa eine malerische Komposition von Hodler; wenigstens stehen alle diese kunstartlich und nach dem Charakter des Künstlers verschiedenen Bestrebungen in einem genauen zeitlichen Verhältnis und Ausgleich von Energie und Leistung.

Die innere Bildung auch des räumlich kleinsten Kunstwerks ist zumeist durchaus nicht so kurzweilig und unkompliziert, wie die Ausführung glauben machen könnte. Im Augenblicke der Konzeption, die so gut eine rasch aufblitzende wie allmählich aufhellende Intuition sein kann, schießen oft Hunderte von Vorstellungen und Empfindungen durcheinander. Die Entstehung des einheitlichen Kunstwerkes aus diesem Stoffe vollzieht sich nicht ohne die ordnende und gestaltende Hand des Künstlers; das vollendete Werk ist immer der innere und genau entsprechende äußere Ausgleich eines vielfältigen seelischen Prozesses. Dadurch, daß er poetischer Vorstellungen und Empfindungen, sogenannter Stimmungen, geistiger, gemütlicher Erlebnisse fähig ist, wird noch niemand zum Dichter, sondern dadurch, daß sie in ihm unter Ausscheidung aller unorganischen Bestandteile in ihrem vollen Zusammenhange und in voller Schärfe bewußt werden, wie leibhaft vor seinen Augen stehen, und er das ebenbürtige Talent hat, sie in gleicher Stärke mit den Mitteln der Sprache aus sich herauszustellen, also erst dadurch, daß er den Drang und Willen hat, sie restlos auszuschöpfen, und die Kraft, sie in eben dieser Exaktheit zu gestalten. Dazu gehört neben der Gabe des Talents ebensosehr Schulung und Selbstzucht. Ein echter Künstler ist ohne diese Tugenden nicht denkbar und auch nicht auffindbar. Dagegen finden sich unter den mittleren Talenten bis zum reinen selbstgenügsamen, gleichwohl anspruchsvollsten Dilettantismus alle Stufen halber und flapper Energie sowohl im Erleben wie im künstlerischen Ausbau. Und man vergesse nicht, daß Selbstzucht, Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe in künstlerischen Dingen, und darunter fallen alle Angelegenheiten unseres Daseins, mit der auch in anderen Dingen parallel geht, weshalb denn auch in der Menschheit das Lob des e c h t e n Künstlers und sein sittlichender Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann, gegenüber den vernachlässigten, verkümmerten, ja toten Energien der Auchkünstler, Dilettanten und der indifferenten Masse, unter welch letzterer man ja nicht das ‚Volk' verstehen soll, das stündlich, täglich die reichsten künstlerischen, ethischen und religiösen Energien treibt und betätigt.

Es verlohnt sich, von diesem Gesichtspunkte aus einmal verschiedene Dichtungen und Versuche zu betrachten, also Energien zu prüfen. Dieser Maßstab sollte überhaupt einzig gelten.

Daß die Sprache übrigens kein so überaus bequemes Material ist, daß es vielmehr durchaus nicht so leicht ist, Eindrücke und Erlebnisse in der Sprache genau zu gestalten, kann man ja im Alltagsleben an den meisten Menschen gewahren; verhältnismäßig wenige sind da fähig, andern oder sich über ihre Erlebnisse Rechenschaft zu geben. Zwar die meisten halten sich ohne weiteres dazu fähig, aber es versuche nur einmal jeder an sich, etwa den Eindruck einer Landschaft oder den inneren Zusammenhang einer Gemütsbewegung, ihre Ursache und ihren Verlauf genau zu bestimmen, und er wird merken, daß er, wie die meisten Menschen, selbstbesinnungslos in den Tag hineinlebt. Dichten heißt Richten hat Ibsen gemeint, es ist in der Tat nichts anderes, wie sich Rechenschaft geben über sich selbst, über die Welt. Der Gründe, weshalb die meisten Menschen nicht fähig sind, uns über ihre Erlebnisse Aufschluß zu geben, sind mannigfaltige. Selten ist es ein Mangel an sprachlicher Begabung, sondern meist ein Mangel an Beobachtung seiner selbst und der Mitwelt; denn der Fall, daß einem für eine Beobachtung oder Erfahrung Worte zum Ausdruck fehlen, tritt sehr selten ein, eher freilich schon, daß einem das richtige, das bezeichnendste Wort wenigstens im Augenblick fehlt. Schon da bedarf es im gewöhnlichen Leben der Übung und Selbstzucht, den entsprechenden Ausdruck zu finden, anstatt sich gehen zu lassen. Sehr häufig allerdings ist der Fall, daß jemand im Geiste genau einen Gedankengang oder eine Vorstellung zu haben glaubt, sobald

er ihr aber Ausdruck geben soll, versagt. Da kann einfach Unbeholfenheit oder Schüchternheit der Grund sein; es hat bedeutende Menschen gegeben, die öffentlich im Ausdruck stets stolperten und stockten, dagegen für sich allein schriftlich den Ausdruck meisterhaft beherrschten. Häufiger aber wird die Ursache die sein, daß der Betreffende nur glaubt, das, was er ausdrücken will, im Geiste klar vor sich zu haben, in Wirklichkeit aber nur eine ganz nebelhafte Vorstellung hat, die beim Versuch, sie festzuhalten, natürlich sofort zerrinnt in das, was sie ist, ins Nichts; besonders ist das der Fall bei den sogenannten ‚Stimmungen‘ und ‚genialen Ideen‘, die meistens von der Art der Nachtphantasien sind, die am klaren Morgen als ärgste Banalitäten und Nichtigkeiten sich erweisen.

So glaubte der ‚Dichter‘ des nachfolgenden Frühlingsliedes gewiß eine eigene Vorstellung, ein eigenes inneres Erlebnis zu haben:

Der Lenz ist da, sein Sonnenschein
grüßt lächelnd in die Welt hinein
vom blauen Himmel nieder;
im grünen Wald,
auf grüner Hald'
erwachen Blumen und Lieder.

Der Lenz ist da, gar wonnesam
ein Träumen still mich überkam
von Lieb' und Maienblüte;
und rauschend geht
und duftend weht
ein Dichten durch mein Gemüte.

Er glaubte es wohl sicher, aber er hatte keine, oder er hatte vielleicht sogar eine eigene, eine echte lebendige Vorstellung, vermochte aber nicht, sie zu bestimmen oder war zu bequem dazu und erging sich statt dessen in ärgsten Dilettantismen, daß es kaum glaubhaft scheint, wie ein ernsthafter Mensch so wenig Selbstkritik haben kann, dergleichen drucken und als Dichtung ausgehen zu lassen. Es wäre genau soviel geleistet gewesen, wenn der Verfasser auf eine schöne weiße Blattseite bloß das Wort ‚Frühling‘ hätte drucken lassen, ja die meisten Menschen hätten zu diesem bloßen Wort soviel eigene Anschauung und Liebe hinzuzufügen vermocht in ihrem Geiste, wie der Dichter sie nicht gab. In dem obigen ‚Gedichte‘ ist nichts gedichtet. In diesem?

Auf stillen Bergen noch ein Brand
von letzten Sonnenresten,
und eine dunkle Wolkenwand
im allerfernsten Westen.

So blinken Stunden glückumsonnt
in uns vergangener Zeiten,
ob sich auch längst am Horizont
des Todes Schatten breiten.

Hier ist schon Dichtung. Nur ist der Stoff noch nicht rein künstlerisch geformt. Die erste Strophe gibt eine bestimmte, keine vage, leere Stimmung. Selbst der etwas abstrakte Ausdruck ‚Sonnenreste‘ ist immerhin noch geeignet als künstlerisches Mittel das zu wirken, was er wirken soll: die bildeinheitliche Vorstellung von Bergen in der flächlich unterbrochenen Beleuchtung der untergehenden Sonne. Die

zweite Strophe ist ein Vergleich, ein Auflösen der landschaftlichen Stimmung in eine Reflexion. Künstlerisch rein sollte der Naturvorgang, entsprechend gestaltet, allein schon genügen, seinen eigenen, in ihm, wie in jedem Naturvorgang, vielfältig und doch jeweils bestimmt enthaltenen Symbolwert selbst auszudrücken.

In dem ersten Gedicht hat Anton Müller (Aus goldenen Tagen. Münster i. W., Alphonsusbuchhdlg.) sich keine Mühe gegeben, seiner besonderen Frühlingsstimmung sich bewußt zu werden und sie entsprechend zu gestalten, sondern in den abgedroschensten Ausdrücken sich gehen lassen, in dem zweiten hat er wenigstens in der ersten Strophe ein leidlich anschauliches Bild entworfen und in der zweiten Strophe eine verwandte seelische Beziehung dazu aufgefunden. Er ist damit den Weg vom Dilettanten zum Dichter gegangen, den jeder, auch der größte, einmal zu gehen hat. Die früheren Bücher Müllers enthalten in der Tat kaum echte lyrische Werte, dagegen eine Unmenge konventionellster Reimereien. Ich darf das ruhig geradeaus sagen, denn ich bin der Überzeugung, daß in ihm gleichwohl von Anfang an echte dichterische Kraft stak. Nur schöpfte er in seinen ersten Büchern seine Stimmungen, seine Vorstellungen, Gefühle und geistigen Erfahrungen nicht aus, und da er sie nicht schöpfte, konnte er sie nicht schaffen, sondern er ließ sich von der bloßen dichterischen Wallung, von der bloßen musikalischen Stimmung tragen in ein oft nichtssagendes Wortgetön, anstatt sich und uns die Stimmung genau zu verdeutlichen, sie zu gestalten. Das hätte ihn natürlich nicht der Mühe überhoben, sich selbst seine poetischen Empfindungen zuvor ganz voll und genau zu vergegenwärtigen, zu prüfen, ihrer Einheit und ihrer wesentlichen Einzelbestandteile sich bewußt zu werden, ja wenn nötig, sie zu analysieren, da Gefühlskomplexe oft sehr verzwickt sind und in ihrem ursächlichen Zusammenhang keineswegs immer so auf den ersten Anhieb hin faßbar, und dann die entsprechenden künstlerischen Mittel zur Bewältigung des voll erfaßten dichterischen Vorwurfs zu suchen und zu finden, was alles durchaus nicht immer so leicht ist, — mit einem einzigen lyrischen Stoff haben große Dichter sich oft Jahre geschleppt, bis sie ihn klar hatten und darstellen konnten — und was vor allem gar nicht so bequem und angenehm ist. Vielmehr scheint es für die meisten Menschen viel bequemer und angenehmer, bloß den Stimmungsrausch, die Erregung zu genießen, im unbestimmten Gefühl hinzuduseln, sich schaukeln und einlullen zu lassen, anstatt von ihren Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen sich genaue Rechenschaft zu geben und erst dadurch sie für sich und andere zu nützen, wirkend zu machen. Denn das erfordert, wie jede Gewissenserforschung — und eine stete Gewissenserforschung ist auch die Kunst, Selbst- und Welterkenntnis zum Zwecke immer höherer Bildung — Selbstüberwindung und Selbstzucht. Freilich ist das, auch beim besten Willen, nicht eines jeden Menschen Fähigkeit, zum Teil aus Mangel an Begabung, zum Teil aber auch aus Mangel bloß an entsprechender Schulung. Des Künstlers größere Fähigkeit und Aufgabe aber ist es ja gerade, sich hier der Mitmenschheit hilfreich zu zeigen, die Mitmenschen von ihren dumpfen, ungeklärten Gefühlen und Erkenntnissen zu erlösen, sie zu sich selbst, zur Anschauung und Erkenntnis ihrer selbst, der Natur und Übernatur zu führen. Müller hat erst in seinen jüngsten Büchern diese Fähigkeit und Aufgabe des echten Lyrikers mehr und mehr entdeckt. Wo früher in seinen dichterischen Versuchen ein rein rhetorisches, oft echtes, oft aber auch leeres Bemühen um die Darstellung des Motivs herumging, es beredete, statt zu dichten, statt seine innere gesetzmäßige Form aus dem Material herauszuhauen, findet sich jetzt häufiger der Eigenausdruck, die im Erlebnis erfahrene ‚Form'. Impulsives Gemüt und leidenschaftliches Phantasiebedürfnis hatten Müller bisher mehr nach außen als nach innen geführt. In der strengen Selbsterforschung seiner seelischen Erlebnisse und in ihrer objektiv exakten Ausschöpfung hätte sein stürmisches Temperament die natürliche Ab-

leitung und sein entsprechend begnadetes Talent die Aufgabe längst finden sollen. Er hat einen andern Ausweg, vielleicht nur Umweg, gesucht, er hat sich an bereits objektivierte Gestalten der Sage, der Geschichte, des Alltagslebens hingegeben. Die Gedichte dieser Art von ihm sind mit Recht geschätzt. Aber auch da läßt sich der Mangel der strengen Selbstschulung des Lyrikers, ohne die auch der Epiker und Dramatiker nicht besteht, nicht verkennen. Seine Gestalten sind meist mehr mit einer äußeren, allerdings starken und reichen Phantasie aufgebaut und umkleidet als von innen heraus belebt; an dem Übermaß an äußerer Farbigkeit merkt man förmlich, daß hier ein starkes Temperament sich verbrandet, das gewiß einen harmonischen Ausgleich finden würde, wenn es den ‚geheimnisvollen Weg' des Novalis, der nach innen führt, mehr als bisher beträte, was seine jüngsten Bücher in steigendem Maße zu verraten scheinen. Dadurch wird auch seine Epik an innerem Leben gewinnen, was sie an äußerer Glut, die die Kritik hätte weniger lobpreisen dürfen, verlöre. Denn Müller ist eine dichterische Kraft, und deshalb sollte er eine ebenso starke künstlerische sein.

Ein poetisches Motiv, ausgeschöpft und recht geschaffen, ist für den Dichter und seine weitere Entwicklung mehr wert als ein ganzer Band unausgeschöpfter oder nachlässig und unselbständig geschaffener, wie im Leben eine durchgeführte Handlung mehr wert ist als hundert gewollte oder halbe. ‚Schläft ein Lied in allen Dingen', aber es hebt nicht an zu klingen, wenn man sie bedichtet, sondern nur wenn man sie dichtet, d. h. ihr Wesen, ihr Eigentümlichstes aus ihnen herausholt und darstellt. Erst muß man also das Ding gründlich kennen. Das braucht nicht zu geschehen und geschieht beim echten Dichter wohl auch zumeist nicht auf langem Wege, sondern auf dem der Intuition; aber Intuition ist nicht ein Einfaches, sondern ein konzentriert Vielfaches, in dem oft Hunderte von Momenten sich sammeln und scheiden. Die Darstellung selbst aber ist Fleiß, Arbeit, Übung, kein Sichgehenlassen, kein Schlendrian. Freilich ist es dadurch allein ja nicht getan, schließlich kommt es für die Beurteilung und den Wirkungswert der Persönlichkeit des Dichters darauf an, wie viel an Welt und Leben er in sich aufzunehmen, in welcher Tiefe und Fülle des Gehaltes er es aus sich herauszustellen vermag, aber schon an sich ist Formwille, auch im einzelnen und kleinsten, immer wertvoller als Formlosigkeit und -nachlässigkeit, wobei allerdings Form nicht als äußerlich akademische Formfertigkeit, sondern als das Zutagetreten des Gehaltes, der inneren Form, zu begreifen ist.

Ganz kleine Bildchen zeichnet z. B. Kurt von Stutterheim in seinen ‚Gedichten' (Leipzig, Insel), Augenblicke, die die meisten Menschen kaum des Achtens wert halten. Sie zeichnen sich durch keine äußere Form aus, auch nicht durch einen bedeutenden Gehalt, vielmehr es sind lauter alltägliche Dinge, und doch offenbaren sie in der Art, wie bestimmte kleine Züge des Lebens besonders erfaßt und gegeben werden, eine dahinterstehende Persönlichkeit von einer vornehm verhaltenen, innerlich stark ergriffenen und ergreifenden Veranlagung, und auch im einzelnen Gedicht ist immer ein intimer Seelenzustand- oder -vorgang wenn nicht ausgestaltet, so doch bestimmt angedeutet, der den Leser oder Lauscher in die gleiche Richtung zwingt und zugleich doch auch ein allgemeineres Lebensgefühl auslöst:

Morgen ist es,
Gärtnerburschen
gießen hier und dort ein Beet,
sehen lässig
durch das Gitter,
wer des Wegs vorübergeht.

Und die Blumen,
rote, gelbe,
leuchten von dem frischen Guß;
mancher bleibt
am Zaune stehen,
eh er fort zur Arbeit muß.

Energischen Willen und Selbstzwang, das Motiv voll zu erfassen und zu gestalten, bezeugen überall auch die Gedichte von Ilse Franke (Von beiden Ufern. Darmstadt, Dreililienverlag). Sie ist nicht unbeeinflußt von der modernen literarischen Konvention, aber sie strebt stets entschieden und steigt häufig darüber hinaus zu ganz selbständigen eigenen Erlebnissen, in diesem Buche weit mehr noch als in ihrem früheren. Es ist eine Freude, dieser wachsenden Energie und Sicherheit in der Beherrschung des Materials, der Sprache, zu folgen. In manchen Strophen spürt man den Ernst und Fleiß, mit der die Worte zur Form geschmiedet wurden, noch deutlich durch. Das ist das sicherste Zeichen einer sich nicht leicht und lässig genugtuenden, sondern künstlerisch vorwärtstreibenden und getriebenen Kraft. Den lyrischen Urton allerdings erreicht sie kaum einmal, der weiblichen Begabungen überhaupt nur selten gelingt. Sie bleibt sehr oft im bloß Anschaulichen, dem Bedeutung erst von außen verliehen wird, stecken; ihre Farben sind immerhin künstlerisch angewandte, nie nur aufgetragene, haben aber einzeln für sich oft zuviel Selbständigkeit und nicht jenes völlige, restlose Aufgehen in der originalen Melodie, das dem einzelnen Ton, dem einzelnen Wort jeden anderen als den die künstlerische Einheit wirkenden Wert nimmt.

Das gelingt in vielem Ernst Lissauer in seinen Gedichten ‚Der Strom‘ (Jena, Diederichs); aber auch sie sind im Anschaulichen begrenzt, und zudem von einer zu bewußten, mehr von vornherein angenommenen als in jedem Ding eigens erfahrenen Lebensanschauung bestimmt, so zwar, daß jenes unbestimmbare Etwas, das immer den Reiz und Wert höchster Lyrik bilden wird, nur schwer aufkommt. Es steckt mehr bewußter Wille zu bestimmter Weltschau, Ethos, darin, als unbeeinflußte Erfahrung, Pathos im ursprünglichen Sinne des Wortes, mehr Charakterwille als Charakter, der nie bloß vornehmbar ist, sondern wird, wächst. Die Grundlage dieser Gedichte ist eher künstlich als künstlerisch. Wer den Unterschied sehen will, vergleiche sie mit der unter Schmerzen und Lust geborenen Kunst Dehmels, von dem Lissauer wohl am meisten beeinflußt ist. Sie sind um so vieles leichter, klarer, verständlicher, jener geheimnisvollen Untertöne bar, wie eine angenommene Lebensanschauung leichter ist als eine in allem Wandel, durch alle Wege erstrittene, mit all den unendlichen Nuancen des jeweiligen Erlebens gesättigte. Das muß betont werden, bevor man den Ernst und die Selbstzucht in der künstlerischen Bemühung Lissauers anerkennt. Sein Wille, die von ihm akzeptierte Lebensanschauung ist die unbedingter freudigster Lebensbejahung, was ihm als Erben eines Jahrhunderts von Goethe bis Nietzsche und vor allem Dehmel und Verhaeren nicht schwer sein brauchte — wenn es ihm schwerer geworden wäre, würde man ihn als verheißungsvoll für eine nächste Zukunft eher begrüßen können, denn es ist wirklich schwer, einer solchen optimistischen Lebensanschauung bedingungslos zuzustimmen! — Aber eine solche akzeptierte Lebensanschauung, eine jugendlich begeisterte, keine auf eigenem Acker langsam selbstgereifte, einmal gelten gelassen, kann man sich wirklich der Selbstzucht, einer sowohl rein menschlichen wie entsprechend künstlerischen, freuen, die der junge Dichter auf die Beherrschung der Welt der Erscheinungen durch das Wort verwendet. Innerhalb des angedeuteten Rahmens gelingt ihm da Außerordentliches, es gelingt ihm, uns mit den heterogensten Dingen des engen Umkreises des Hauses und des breiteren Lebens im Sinne seines vorgefaßten Ausschaupunktes sympathisch zu machen, z. B.:

Balkons in der Vorstadt.

Stube an Stube langhin aneinandergestaut,
Stockwerk auf Stockwerk getürmt, Wolken und Sterne verbaut,
Weithin Stein und Asphalt —
Wächst irgendwo Weizen und Wald?
Dunst, Rauch, Staub —
Rauscht irgendwo Welle und Laub?
Nie von starkem Leuchten besonnt
wie gemauerter Nebel starrt die unendliche Front.
Doch an jedem Haus, jedem Geschoß, immer zu zweit,
Balkone, schwebende Zimmer, hangen
in langen
Fluchten zur Rechten und Linken die Straße hinuntergereiht;
Aus Wein und aus Efeu geflochten Wände aus Grün,
irdene Töpfe, drin rote Geranien und Fuchsien blühn,
Stücke Wiese und Wuchs, verwehte, verstreute —
Land der landlosen Leute.

Trotz alledem, trotz dieser prächtigen Energie in der Ausbeutung der Mittel zur Gestaltung, weht ein Gefühl der Kühle; ein mehr mit dem Verstand Begriffen- und Beherrschtsein der gestalteten Dinge an sich und in der Berechnung der technischen Mittel mindert offenbar die Wirkung dieser Rhythmen, die noch keine Persönlichkeit mit reichem eigenem, individuellem Erleben, sondern erst eine bewußte Einstellung einer erst wenig durch tiefere Erlebnisse verinnerlichten Phantasie auf eine bestimmte Lebensansicht verraten. Sie werden denn auch nicht, wie eine überbegeisterte Kritik prophezeien zu müssen glaubt, die alte Lyrik totschlagen, deren wesentlichste Bedingungen in einem individuell, nicht von einem vorgefaßten allgemeinen Standpunkte aus, von nuanciertem Erlebnis zu nuanciertem Erlebnis getragenen erlebnisdürftigen Charakter, Lissauer noch nicht aufgegangen sind.

Von Konrad Ferdinand Meyer, den man für Lissauer beschworen hat, sind die Gedichte außer anderem gerade durch dieses fehlende lyrische Etwas, das im Tiefstpersönlichen wurzelt, himmelweit unterschieden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen Landsmann Konrad Ferdinand Meyers und Gottfried Kellers hinweisen, der gerade das, was immer eigentlichste Lyrik belebt und auch fernerhin beleben wird, in feinem Maße besitzt, und ebenso Meyers und Kellers künstlerische Formenergie, von der die Gedichte, die im vorigen Hefte zum Abdruck kamen, zeugen mögen. Wer die früheren Gedichte Fridolin Hofers kennt, wird sich dieser wachsenden Gestaltungskraft genießend freuen und an ihr sehen können, was künstlerische Selbstzucht ist und was sie vermag.

Hochland-Echo

Ideale und Reichtum

Ein Blick auf die Volksbewegungen, die sich gegenwärtig in den verschiedensten Ländern der Welt abspielen, zeigt ein seltsames Schauspiel. Seit Jahrzehnten ist die moderne Welt wie von einem Heißhunger nach materieller Bereicherung besessen. Die Lebensansprüche auch des einfachen Mannes haben eine Höhe erreicht wie zu keiner früheren Zeit. Indem die meisten Menschen, im Banne irgendeiner Vorstellung, sei sie nun materieller, gesellschaftlicher oder höherer Art, über ihre Verhältnisse hinaus leben, schaffen sie sich selber den Zwang, immer mehr zu verdienen, ihre Kräfte zu immer größeren Leistungen anzuspannen. Dieser Zustand aber hat ein Leben der Unruhe und Arbeitsbelastung gezeitigt, das einen wirklichen Daseinsgenuß und eine beglückende Freude an dem Geschaffenen nicht aufkommen läßt. Die Jagd nach dem Reichtum, um des Glückes willen unternommen, macht selber unglücklich, und es ist nicht abzusehen, wie das angestrebte Ziel einmal erreicht werden könnte. Die Sorge um die ruhige Entwicklung der Industrie und des Handels, als der vermeintlichen Unterpfänder dieses erhofften Glückes, ist zwar eine Garantie des Friedens in Europa geworden, aber wir scheinen heute an diesem Frieden nicht minder zu leiden als an der Ungemessenheit unserer materiellen Bedürfnisse. Und so erleben wir das seltsame Schauspiel, daß die Völker in einer Art Verzweiflung an dem Glück, das der Reichtum allein zu geben versprach, anfangen, des Friedens müde zu werden. Der Friede hat zwar den Wohlstand gefördert und den Hunger nach Reichtum gebracht, nicht aber zu jenem Ziel geführt, wo der Reichtum auch das Glück gebiert. Beides aber will der moderne Mensch: reich sein und glücklich sein. Ein Glück ohne Reichtum scheint ihm nicht möglich. Was Reichsein ohne Glück ist, hat er erfahren müssen.

Kein Geringerer als der italienische Historiker Guglielmo Ferrero ist der Meinung, daß die Kriegsstimmung, die heute so manche Völker Europas beherrscht, eine Reaktion gegen das Übermaß der praktischen Sorgen sei, in denen sich die Welt seit Jahrzehnten abquäle.

Während in früheren Zeiten die Regierenden es waren, die die Kriege wollten und anzettelten, die Völker aber meist zum Frieden neigten, können wir heute Regierungen sehen, die den Frieden wollen, indes ihre Völker nach kriegerischen Unternehmungen drängen. Das gleiche Bild, das im verflossenen Jahr die Stellung der europäischen Hauptnationen bot, wiederholt sich gegenwärtig auf dem Balkan. Wenn die Lage nicht zu ernstlichen kriegerischen Wirren führt, so nur weil die Friedensliebe der Regierungen aus allgemeinen Erwägungen dem Drängen der öffentlichen Meinung zu widerstehen sucht.

Wo aber sind die tieferen Ursachen für diese gewagten Neigungen in den Völkern zu suchen? Der genannte Historiker, der diese Frage stellt, läßt ihr eine Antwort zuteil werden (‚Figaro‘ v. 10. Sept. 1912), die das Pro-

blem: Ideal und Reichtum mit allen seinen Widersprüchen aufrollt. Zunächst gilt es, einer oberflächlichen Auffassung dieser Erscheinungen vorzubeugen:

‚Die Erscheinung hat viel zu tiefe Ursachen, als daß man in ihr nur eine vorübergehende Erregung einer Generation sehen dürfte, die, ohne Kenntnis dessen, was Krieg heißt, mit dem Feuer spielt und sich dabei keine Rechenschaft gibt weder über die Gefahren, die der Krieg in sich schließt, noch über die Folgen, die er nach sich zieht. Die Völker können sich unmöglich den Reichtum als einzigen Zweck ihres Daseins setzen; wie die Individuen haben auch sie Bedürfnisse moralischer Ordnung, und sie reagieren daher gegen das Übermaß der praktischen Sorgen, die während der letzten dreißig Jahre durch ebenso mannigfaltige, unvorhergesehene wie heftige Bewegungen der öffentlichen Meinung herrschend geworden sind.‘

Wie aber die Völker Europas nach Ruhm und Taten hungrig geworden sind, so scheint in Amerika ein Ideal moralischer Sauberkeit von den Massen Besitz ergriffen zu haben. Die Rolle, welche die moralischen Fragen bei der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten spielten und noch immer spielen, ist so bedeutsam, daß man darin ein unverkennbares Symptom einer veränderten Stimmung auch im amerikanischen Volksgeist sehen muß.

‚Roosevelt kann als Führer einer neuen Partei den Versuch wagen, die Schranken der überkommenen Parteigruppierungen zu durchbrechen, weil in den letzten Jahren die moralischen Besorgnisse in der öffentlichen Meinung die Oberhand gewonnen haben über die Fragen des reinen Geschäftsinteresses. Die Massen sind, gleichviel ob zu Recht oder zu Unrecht, der Überzeugung geworden, daß die fabelhaften Reichtümer der Neuen Welt auch gefährliche Keime der Korruption in sich bergen, und daß die Seele der Nation, durch diese Keime angesteckt, auf dem Wege ist, sich der erniedrigenden Gewaltherrschaft der großen Mächte des Kapitals zu beugen. In Europa ist man etwas verwundert ob des biblischen Tons, den Herr Roosevelt hin und wieder bei seiner Agitation anschlägt. Wenn man amerikanische Verhältnisse besser kennte, so wüßte man, wie sehr Roosevelt bei seinen Gegnern als Kandidat gefürchtet ist, eben weil er in dieser Zeitlage in solcher Sprache zum Volke reden kann, ohne daß seine Ehrlichkeit deshalb angezweifelt wird.‘

Die Überschätzung des Reichtums, gegen die sich diese Reaktion richtet, ist nach Ferrero eine durchaus moderne Erscheinung.

‚Die Kulturvölker der Vergangenheit haben die Bedeutung der materiellen Fragen keineswegs verkannt. Die Mißverhältnisse zwischen Mittel und Bedürfnis sind ihnen nicht verborgen geblieben. Sie haben die erdrückenden Lasten der Schulden und der Steuern ebenso sehr gekannt wie die Notwendigkeit, die Produktion zu steigern. Aber sie haben sich niemals dazu bestimmen lassen, die Fragen dieser Art an die erste Stelle zu rücken und sie als die wichtigsten anzusehen, außer in solchen höchst kritischen Epochen, da die Vermehrung der materiellen Mittel eine Lebensfrage wurde. Ihre vorherrschenden Sorgen waren entweder religiöser oder politischer oder intellektueller Natur. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat in Europa und in Amerika eine Änderung der Rangordnung eingeführt, die eine Jahrhunderte alte Tradition den verschiedenen Formen menschlicher Tätigkeit angewiesen hatte.‘

Aber so erstaunlich Ferrero es auch findet, daß die Völker Europas anfangen, für andere Dinge als Wirtschaft und Handel wieder Interesse zu zeigen, dem Gedanken, daß wir deshalb einer Renaissance des alten Idealismus entgegengehen, wagt er keinen Raum zu geben.

‚Die geistigen Bewegungen, deren Zeuge wir sind, haben die Eigenart, daß sie keineswegs das Verlangen der Massen nach möglichst raschem und ausgiebigem Gewinne, nach leichteren und wechselnderen Genüssen zu vermindern scheinen. Die modernen Völker scheinen vielmehr zugleich die idealen Güter und das Geld, die moralischen Befriedigungen und die wirtschaftlichen zu begehren. Sie suchen sich daher zu überreden, daß die besten Mittel, sich zu bereichern, die Kriege, die Eroberungen oder — die moralischen Reformen sind.‘

Diese letzte Bemerkung ist aus den Beobachtungen erwachsen, die das tripolitanische Abenteuer Italiens dem Historiker und Zeitpsychologen nahelegt. Als den Hauptzweck dieses Krieges bezeichnet Ferrero die Hebung des italienischen Ansehens. Die wirtschaftlichen Vorteile hält er für ungewiß; sie würden keinesfalls derjenigen Generation zugute kommen, die die Opfer an Blut und Gut dafür zu bringen habe. Diese Einsicht, meint er, sollte genügen, um sie des Opfers froh werden zu lassen, ja sich dessen zu rühmen. Aber weit entfernt davon, lebe das italienische Volk des Glaubens, ein gutes Geschäft zu machen, und entziehe allen denjenigen seine Gunst, ‚die den exaltierten Patriotismus zu einer kühleren Auffassung der Wirklichkeit anleiten möchten‘. Ganz ähnlich in Amerika. Die Persönlichkeit Roosevelts läßt an Volksbeliebtheit gewiß nichts zu wünschen übrig; gilt er doch geradezu als der symbolische Ausdruck einer ungeheuren Volksbewegung.

‚Aber‘, so meint Ferrero, ‚es ist sehr zweifelhaft, ob sich seine Popularität mehr als vierundzwanzig Stunden halten könnte, wenn er eine moralische Reform des Zeitalters ankündigen wollte wie die großen Heiligen des Mittelalters, indem er den Verzicht auf die Güter der Welt und auf die Freuden des Lebens zur Bedingung machte. Die neue Moral soll sich nicht bloß im vollen Sonnenschein des Glückes entwickeln, nein, sie soll selber das notwendige Element des Glückes sein.‘

Das ist es, was Ferrero durch seine Ausführungen feststellen wollte. Aber er schreitet über diese Feststellung hinaus zu einem Urteil, und dieses Urteil vor allem bewog uns, den Ausführungen selber hier ein breiteres Echo zu geben.

Ferrero nennt diese Lebensauffassung und das Bestreben, die so schwierige Frage nach den Beziehungen zwischen dem Ideal und dem Reichtum auf solche Weise zu lösen, sehr bequem, denn bei dieser Auffassung würde das Ideal nicht nur keine Opfer kosten, sondern sogar noch Gewinne eintragen. Er schließt seine Betrachtung mit folgenden beachtenswerten Worten:

‚Es ist übrigens zu befürchten, daß diese Lebensauffassung, an sich so bequem und verführerisch, dennoch nicht ganz so leicht zu betätigen sein wird. Die Erfahrung und die Vernunft scheinen gleicherweise zu lehren, daß der Ruhm, die Schönheit, die Tugend Lebenszwecke nur dann werden können, wenn die Menschen, um sie zu erreichen, im äußersten Fall entschlossen sind, das Opfer der anderen Lebensgüter zu bringen, vor allem aber des Reichtums. Die höchst kultivierten Völker Europas und Amerikas scheinen jedoch gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt am wenigsten in der seelischen Verfassung zu sein, diese Notwendigkeit zuzugeben. Und so wird man über die wahre Kraft dieser Regungen der Volksseele in den beiden Weltteilen erst urteilen können, wenn die Stunde des Opfers schlägt. ... Erst an dem Tag, wo die Völker zwischen dem Ideal und einer neuen und raschen Vermehrung des Wohlstandes werden zu wählen haben, wird es offenbar werden, welches die wahre und eigentliche Seele unserer Kultur ist.‘

M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Dem eucharistischen Völkerfrieden galt die überwältigende Huldigung, zu der sich der XXIII. internationale eucharistische Kongreß zu Wien gestaltet hat. Es war, um mit den Worten des tridentinischen Konzils zu sprechen, wahrhaft das heilige ‚Zeichen der Einheit, das Symbol der Eintracht, das Band der Liebe', in dem sich die sonst so leicht entzweiten Nationen Österreichs und mit ihnen viele Völker der Erde, in dem sich Fürsten und Arbeiter und arme Hirten, Kardinäle und Priester und Laien eines Sinnes und eines Herzens zusammenfanden. Wenn man Zeuge war, wie die Tausende und aber Tausende in der weiträumigen Rotunde den religiösen Ansprachen in wahrer Ergriffenheit lauschten, wie sie sich in stürmischen Ovationen für die Repräsentanten ihrer Kirche und ihres Kaisertums gar nicht genug tun konnten, dann mochte man wohl in manchem Augenblick die heilige Stadt bereits zur Erde herabgesenkt glauben, deren ‚Leuchte das Lamm ist, und die Völker werden in ihrem Lichte wandeln; und die Könige der Erde werden ihre Herrlichkeit und Ehre in sie bringen'. —

Aber noch stehen wir weit vom Ende der Zeiten. Noch dürfen wir bei dieser letzten Hoffnung und diesem heiligsten Troste nur verweilen, um daraus desto stärkere Impulse zu gewinnen für die Arbeit des Tages, um unsere Kraft zu stählen für jedes Werk, das wir zu leisten, für jeden Sturm, den wir zu bestehen haben. Es gibt keine Mystik des Müßiggangs, so wenig als eine solche des Mißtrauens und der Entmutigung. Sondern jenes heilige Feuer, das sich in uns dank dem eucharistischen Heiland immer wieder erneut, muß lebendig weiterbrennen und zündend um sich greifen. Keine hohe Augenblicksbegeisterung, keine festliche Prachtentfaltung und kein noch so imponierendes Massenaufgebot verbürgen an sich schon eine religiöse Bedeutung der eucharistischen Kongresse. Sondern dies alles kann nur ein äußeres Zeichen sein für den Geist, der allein lebendig macht und lebendig erhält, der erst wahrhaft in Erscheinung treten wird in all den unzähligen segensreichen Fortwirkungen, die ein solcher Anlaß in die Welt setzen und für lange Zeit wieder wach erhalten muß. In der treuen Beharrlichkeit, mit der in Wien bei aller Ungunst der äußeren Umstände die Menge ausharrte, um dem Allerheiligsten ihre Huldigung darzubringen, darf man gewiß eine günstige Vorbedeutung dafür erkennen, daß all die Anregungen der Wiener Völkerzusammenkunft auf einen fruchtbaren Boden gefallen sind. Es waren deren so viele, daß hier die Hervorhebung einer einzigen genügen mag, die uns deutsche Katholiken besonders nahe angeht, die ein deutscher Bischof aussprach und ein deutscher Ordensmann bestärkte.

Aus der eucharistischen Andacht kann nur eine Mystik der lebendigen Arbeit, des ermutigenden Vertrauens entspringen: Als in der Sektion für Frauenapostolat Bischof Faulhaber über die Frauenhilfe bei der Seelsorge redete, da nahm er Anlaß, dem Klerus Vertrauen auf diese Mitarbeit anzuempfehlen und vor jedem lähmenden Mißtrauen zu warnen. Und diese Anregung nahm P. Bonaventura in seiner großen Rotundenrede freudig auf, als er der Erneuerung zumal der großstädtischen Seelsorgearbeit und der Wiedergewinnung der Männerwelt erfolgverheißende Wege wies. Auch der Berliner Dominikaner warnte nachdrücklich vor dem Mißtrauen und dem Pessimismus, die nur lähmend wirken, und appellierte begeistert und begeisternd an alle Kräfte im ganzen katholischen Volke, aus deren Zusammenfassung und ausharrendem Wirken allein die Welt einer Erneuerung in Christo entgegengeführt werden kann, näher jenem Frieden, den sie nicht zu geben vermag und den Christus allein uns hinterlassen hat. E.

Philosophie

Henri Poincaré †. ‚Die Wahrheit aufzusuchen soll der Zweck unserer Tätigkeit sein; das ist das einzige Ziel, das ihrer würdig ist.‘ So beginnt der am 17. Juli dieses Jahres an den Folgen einer Operation verstorbene Gelehrte eine Sammlung von Aufsätzen. Die Wahrheit aufzusuchen ist sein Lebensprogramm gewesen. An der vorherliegenden Weltfrage aber: Was ist Wahrheit? scheiden sich schon die Geister. Poincaré huldigt sicher nicht dem alt-traditionellen, transzendenten Wahrheitsbegriff, der die Existenz einer extramentalen Wirklichkeit annimmt und in der Übereinstimmung eines Erkenntnisinhaltes mit dieser von unserem Bewußtsein unabhängigen Realität das Wesen der Wahrheit erblickt. Aber auch dem Extrem unserer Tage, dem pragmatistischen Begriff der Wahrheit, der die erkenntnistheoretische Grundlage der Wahrheit mit der praktischen vertauscht, der die Wahrheit danach bewertet, ‚was man mit ihr anfangen kann‘, dem die Beziehung einer Aussage mit dem ausgesagten Tatbestand gleichgültig ist, dem es allein auf die Zweckmäßigkeit für die Zukunft ankommt und der einer Unwahrheit die Würde der Wahrheit zuerkennen kann, auch diesem Begriff steht Poincaré — wenigstens in dieser von den Pragmatisten vertretenen Form — fern. Man muß ohne Zweifel die metaphysische und erkenntnistheoretische Grundfrage nach der Wahrheit herausstellen, will man systematisch einen Überblick über Poincarés Philosophie geben. Und das ist aus den spärlichen Bemerkungen dieser Art in seinen philosophischen Arbeiten nicht ganz leicht, zumal seine philosophischen Aufsätze, so scharfsinnig und eindringend sie meistens abgefaßt sind, doch in der Gesamtheit einer systematischen Durcharbeit entbehren und nicht allseitig genug sind. Die drei philosophischen Werke, die Poincarés Namen weiteren Kreisen bekannt gemacht haben, sind Sammlungen von philosophischen Aufsätzen, die er lange Jahre hindurch hauptsächlich in der Revue de Métaphysique et de Morale veröffentlicht hat. Offenbar steht er Kant nahe, wenn er die wissenschaftliche Wahrheit theoretisch von der moralischen Wahrheit trennt. Die Moral und die Wissenschaft haben nach ihm ihre eigenen Gebiete, die sich nicht durchdringen. Aber sie berühren sich. Und im Leben sind sie nicht zu trennen, ‚und die, welche die eine lieben, können nie die andere nicht lieben. Um die eine wie die andere zu finden, muß man sich bemühen, seine Seele vollkommen frei zu machen vom Vorurteil und von der Leidenschaft, man muß zu unbedingter Aufrichtigkeit gelangen‘. Er sucht nicht in der Wissenschaft allein das Allheil des Menschen, nicht im intellektualistischen System noch in der einseitigen naturwissenschaftlichen Philosophie, die so oft zu einem unerträglichen Dogmatismus hat auswachsen können, — das beweisen die wenigen diesbezüglichen Bemerkungen schon. Leider vermißt man genauere Ausführungen und eingehendere Begründungen. ‚Aber kann der Mensch auch nicht glücklich werden d u r c h die Wissenschaft, so noch viel weniger o h n e sie.‘ Und der wissenschaftlichen Wahrheit nachzuspüren, der erkenntnistheoretischen Wahrheit, wie sie ihm durch seine Fachstudien in Mathematik und theoretischer Physik nahegelegt wurde, hat er mit allen Kräften sich abgemüht. Soweit es sich um philosophische Voraussetzungen und Folgerungen seiner Spezialwissenschaften handelt, hat Poincaré sich mit Nachdruck um sie bekümmert und hat auch als Philosoph anerkannte Leistungen zu verzeichnen. Poincaré hat sich dem Einfluß der Forschungen und Resultate in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, die erkenntnistheoretisch von Bedeutung sein mußten, nicht entziehen können; auch er hat für seine Fachgebiete den Übergang vom alten statischen Wahrheitsbegriff zum dynamischen mitgemacht und ihn tiefgründig belegen können. Seinem auf mathematisch-physikalischer Grundlage aufgebauten erkenntnistheoretischen System hat man wohl den Namen ‚Konventionalismus‘ gegeben, weil er die Ansicht vertritt, daß die Axiome der Wissenschaften keine Erfahrungssätze, aber auch keine apriorischen Wahrheiten

sind, sondern sie lediglich auf Konvention, auf Übereinkunft beruhen. Der Verstand wählt gerade diese Sätze aus, weil sie mit Rücksicht auf die Erfahrung die bequemsten, einfachsten sind. Die Axiome der Geometrie sind auf Übereinkommen beruhende, möglichst bequeme, einfache Definitionen, die aber absoluter Willkür dadurch entzogen sind, daß man an den Satz des Widerspruchs gebunden ist und durch die Erfahrung geleitet wird. Die Euklidische Geometrie ist nicht wahrer als die Nichteuklidische — hier die Frage nach der Wahrheit zu stellen, ist schon absurd —, beide sind gleich wahr, aber die Euklidische Geometrie ist bequemer, einfacher, ökonomischer, vorteilhafter. Analoge Sätze stellt Poincaré über die Hypothesen und Theorien der Physik auf, die ihm — unverstanden — den ‚Ruhm' eingebracht haben, daß er die heute allgemein anerkannte Galileische Hypothese von der Drehung der Erde um die Sonne leugne; hiergegen hat er sich ernsthaft verteidigen müssen. Auch gegen die nominalistische Weiterführung seiner Gedanken durch Le Roy hat er Stellung genommen. Gegen Extreme hat er sich stets gewandt. Ganz entschieden leugnet er die absolute Subjektivität und Relativität der Wirklichkeit. Er anerkennt objektive Tatsachen. Von der Existenz einer universellen Invarianten geht er aus; sie ist ihm Voraussetzung. Und diese Invariante, zu der die Wissenschaft unablässig vordringen soll und der sie sich asymptotisch nähert, sind Gesetze, Beziehungen zwischen Objekten; und außerhalb dieser Beziehungen gibt es keine erkennbare Wirklichkeit. Unsere Naturgesetze haben nicht mehr den Wert einer statischen, unveränderlichen Harmonie; für uns sind sie in der Form veränderlich, je nach dem Stande der Wissenschaft, aber unveränderlich in einem gemeinsamen, die veränderten Naturgesetze umfassenden Etwas; die in der Geschichte der Wissenschaften veränderten Gesetze werden sich bei fortschreitender Wissenschaft immer auf eine gemeinsame Formel zurückführen lassen können.

Es ist schwer, Poincarés Stellung in der Philosophie mit einem Wort zu bestimmen. Man hat ihn als Mathematiker zum Empiristen machen wollen (B. Bauch), obwohl er sich gegen den Empirismus ausdrücklich wehrt; man hat behauptet, daß er als Naturforscher von dem idealistischen Prinzip der Rationalität des Seins ausgehe (G. Falter), um das Problem der Naturgesetze zu lösen; Le Roy glaubt seinen Nominalismus auf Poincaré stützen zu können; Poincaré folgt ihm aber nicht; auch für den Skeptizismus ist er nicht zu gewinnen; denn obwohl er sagt, daß die Wissenschaft die wahre Natur der Dinge nicht kennen lehrt, hat er trotzdem einen hoffnungsfreudigen Optimismus für die Arbeiten der Wissenschaft. Muß es ein neuer ‚Ismus' sein — nun in Frankreich spricht man von einem ‚Poincarismus'. Offenbar nahe steht er der Denkökonomie E. Machs, wenn sich auch seine Anschauungen mit denen Machs durchaus nicht decken; auch an den Pragmatismus eines W. James und an den Humanismus F. C. S. Schillers kann man denken; doch würde eine Identifizierung vollkommen falsch sein. Bis zum Satz des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, führt Poincaré die Relativität und Subjektivität der Erkenntnis nicht durch. Es ist hier nicht der Ort, dies eingehender zu begründen. An der Vorsicht und Umsicht, die ihn stets umgibt, am umschauhaltenden, bedachtsamen Vorgehen, an der wahren, aufrichtigen Art der Forschung, an dem maßvollen, zurückhaltenden Urteilen und an der vornehmen Form erkennt man den echten Gelehrten, der er auch — im Gegensatz zu manchen anderen Forschern — geblieben ist, wenn er die Schranken seines Fachgebietes überschritt und sich philosophischen Fragen widmete. Und als Philosoph erst, der er doch sozusagen nur ‚nebenamtlich' war, ist er weiteren Kreisen bekannt geworden, insbesondere durch seine drei Sammlungen La Science et l'Hypothèse, La Valeur de la Science und Science et Méthode, von denen die beiden ersten in meisterhafter deutscher Übersetzung erschienen sind; die

dritte ist in Vorbereitung*. Diese Bücher haben einen so großen Erfolg gehabt, sagte Masson in seiner Rede anläßlich der Aufnahme Poincarés in die Académie Française, wie er sonst nur Skandalromanen vorbehalten sei. Dieser echt französischen Übertreibung möge auch eine andere über Poincaré beigefügt werden, die behauptet, daß seine mathematischen und physikalischen Arbeiten von kaum zehn Personen in Europa verstanden werden könnten. Diese Wendungen sind Hyperbeln; aber sie mögen von Poincarés genialer Veranlagung eine Vorstellung wecken.

Man würde ihm nicht gerecht, wenn man ihn nur als Philosophen würdigte. Seine weitaus größten Verdienste liegen auf mathematisch-physikalischen Gebieten. ‚Als Mathematiker' — sagte Fréderic Masson — ‚sind Sie geboren, als Mathematiker haben Sie gelebt, werden Sie leben, werden Sie sterben; das Erfinden und das Lösen mathematischer Probleme ist die Lebensfunktion Ihres Gehirns; alles bei Ihnen zielt hierauf ab. Selbst wenn Sie die Mathematik zu gunsten der Metaphysik zu verlassen scheinen, liefert sie Ihnen die Beispiele, die Beweise, mitunter auch die ‚Paradoxa'. Die Mathematik steckt in Ihnen, hat von Ihnen Besitz genommen, hat Sie an sich gerissen, hat Sie in der Gewalt; in der Zeit der Muße setzt Ihr Gehirn mechanisch seine Arbeit fort, ohne daß Sie sich dessen bewußt werden; die Frucht bildet sich, wächst, reift und fällt ab, und Sie selbst haben uns von Ihrem Erstaunen erzählt, sie unter Ihrer Pflege so wohlgeraten zu finden. Sie verwirklichen ein bewunderungswürdiges Beispiel des Typus eines Mathematikers. Seit Archimedes ist er klassisch, aber legendenhaft.'

Seine wissenschaftlichen Arbeiten behandeln die verschiedensten Zweige der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und zeichnen sich alle durch tiefgehende, scharfe Untersuchungen und geniale Auffassungen aus. Er war Analytiker, Geometer, Physiker und Astronom. Seine Werke sind besonders bemerkenswert durch die vollendete Anwendung der analytischen Methoden, der rechnerischen Verarbeitung und der Generalisation; Beobachtung und Experiment treten in den Hintergrund. So hat er die mathematische Physik und vor allem die Himmelsmechanik gefördert. Von seinen mathematischen Arbeiten sind zu nennen seine funktionentheoretischen und zahlentheoretischen Untersuchungen, seine Beiträge zur Theorie der automorphen Funktionen, als deren Begründer er wohl gelten kann, und seine Werke über Wahrscheinlichkeitsrechnung. Als theoretischer Physiker ist er bekannt durch seine großen Werke über die Theorie des Lichtes, über Elektrizität und Optik, im Anschluß und in Verbindung der Maxwellschen und Hertzschen Arbeiten und die hierauf fußende Telegraphie ohne Draht; ferner durch seine Arbeiten über Thermodynamik, Ausbreitung der Wärme, Elastizität, Kapillarität u. a. Seine astronomischen Werke haben große Berühmtheit unter den Fachgelehrten erlangt. Die Studien über eine in Rotation befindliche und der allgemeinen Schwerkraft unterworfene flüssige Masse haben zu höchst interessanten Theorien über die Trennung von Erde und Mond und über die Bildung der Sterne geführt. Die Arbeiten über die Stabilität des Sonnensystems haben durch die Revision der Laplaceschen Rechnungen und durch eine weiter getriebene Annäherung die seit 1784 formulierte Theorie vollkommen bestätigt.

H. Poincaré* wurde am 29. April 1854 zu Nancy als Sohn eines Arztes geboren, hat also sechs Jahrzehnte nicht vollenden dürfen. Sein Leben ging still und bescheiden dahin, und doch ist es so überreich an Erfolgen gewesen. Anfänglich als Ingenieur

---

* H. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. 2. Aufl. 1906. B. G. Teubner, Leipzig. — H. Poincaré, Der Wert der Wissenschaft. Deutsch von E. Weber. Mit Anmerkungen und Zusätzen von H. Weber. 2. Aufl. 1911. Teubner, Leipzig — H. Poincaré, Wissenschaft und Methode. Deutsch von Lindemann. In Vorbereitung, Teubner, Leipzig.

* Der französische Ministerpräsident ist sein Vetter.

praktisch tätig, wurde er 1879 Professor an der Universität in Caen; seit 1881 wirkte er an der Sorbonne in Paris, wo seine Lehraufträge sich bald häuften. 1881 erhielt er den Lehrauftrag in Analysis, 1885 in Mechanik; 1886 wurde er Professor der mathematischen Physik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung; 1896 Professor der mathematischen Astronomie und der Himmelsmechanik, 1904 Professor für allgemeine Astronomie an der Ecole Polytechnique, 1908 Honorarprofessor ebendort, 1902 Professor für theoretische Elektrizität an der Fachschule für Post und Telegraphie. In mehr als sechzig Akademien, gelehrten Gesellschaften und Kommissionen der ganzen Welt war er Mitglied, Präsident, Ehrenmitglied usw. Er war der Träger vieler berühmter Gelehrtenstiftungen und -Preise, Ritter, Offizier und Kommandeur der Ehrenlegion. Am 28. Januar 1909 wurde er als Nachfolger des Dichters Sully Prudhomme als Mitglied in die Académie Française aufgenommen und ihm hiermit die größte französische Ehrung erwiesen. Seine wissenschaftliche Produktivität war eine ungeheure; seine Schriften erreichen fast die Zahl 500. Und doch war er nur — Mathematiker, aber ein Mathematiker von umfassender und profunder Gelehrsamkeit. Er durfte tiefe Einblicke in das Wesen der Naturzusammenhänge tun; und seine rein gedankliche, mathematische Verarbeitung der Experimentalresultate kann uns die Bedeutung und die Kraft des menschlichen Gedankens erkennen lassen. Poincaré spricht es auch selbst aus: ‚Alles was nicht Gedanke ist, ist das reine Nichts, weil wir nur den Gedanken denken können, und weil alle Worte, über die wir verfügen, um von den Dingen zu sprechen, nur Gedanken aussprechen können; zu sagen, daß es etwas anderes gibt als den Gedanken, ist also eine Behauptung, die gar keinen Sinn haben kann. Und doch — seltsamer Widerspruch für die, die an die Zeit glauben — zeigt uns die geologische Geschichte, daß das Leben nur eine kurze Episode zwischen zwei Ewigkeiten des Todes ist, und daß in dieser Episode selbst der bewußte Gedanke nur einen Augenblick gedauert hat und dauern wird. Der Gedanke ist nur ein Blitz inmitten einer langen Nacht.

Aber dieser Blitz ist alles.‘

Joseph Schnippenkötter.

Literatur

Neue Erzählungsbücher. In einem schriftstellerischen Verband war neulich eine Protestversammlung. Man wollte gegen die Warenhäuser protestieren, die Erzählungsbücher moderner Autoren für die Hälfte des Ladenpreises anbieten, und wollte auch gegen die Verleger protestieren, die an Warenhäuser ihre Bücher verramschen. Bücher seien keine ‚Ware‘. Und zwei Stunden später, nachdem man genügend protestiert hatte, stürzte man sich in Unterhaltungen wie diese: ‚Du, der Verleger Schulze braucht 1600 Zeilen, hast du was? Familiensache.‘ Oder: ‚Der Redakteur braucht was Erotisches, 300 Zeilen, aber es muß gut geschrieben sein.‘ Und alle diese Leute wundern sich, wenn man das, was sie produzieren, auch wirklich als Ware ansieht, die man nach Belieben verramschen kann. Aber ein Mann wie Ernst von Wolzogen erstaunt, daß der Schriftsteller nicht mehr so tief wirkt wie früher, daß man ihn nicht mehr als ‚Priester‘ achtet, ja nicht einmal mehr als ‚geistigen Führer‘.

Freilich, um keine Ware zu produzieren, muß man Charakter haben, und um als geistiger Führer zu gelten, muß man Eigenwert haben. Da bleiben nur wenige. Und wenn man im Schaffen dieser wenigen auch noch das Mißlungene ausschaltet, so bleibt — ein winziges Häuflein von Büchern in jedem Jahr und oft nicht einmal das. Von sechzehn Büchern, die vor mir liegen, bleibt kaum ein Drittel, das des Ansehens wert wäre, und von diesen bleiben zwei, die man noch einmal lesen wird.

Da sind Bücher, die sich ähnlich sehen wie ein graues Kaninchen dem andern. Man glaubt es kaum, wie offenkundig heute die künstlerische Schablone ist. Da wird ein Schlagwort ausgegeben, meinetwegen ‚Ro-

mantik, und sofort ist ein Dutzend Bücher da, die in Stil und Stoff ‚romantisch‘ sind, so geistlos und musterhaft nachgeahmt, daß man meint, das Dutzend Bücher sei von einem Autor. Ich habe da Robert Schwerdtfeger, Sechs Novellen (M. 3.—), Hermann Kesser, Lukas Langkofler; Das Verbrechen der Elise Geitler, zwei Erzählungen (M. 3.—), Jürgen Jürgensen, Die große Expedition, Ein Kongoroman (M. 4.—), Otto Rung, Die weiße Jacht (M. 3.50), alle im Verlag von Rütten & Loening, Frankfurt a. M., und ich könnte, trotzdem ich sie gelesen, auf der Folter nicht sagen, ob die ‚Sechs Novellen‘ nicht von Jürgensen und ‚Das Verbrechen der Elise Geitler‘ nicht von Rung ist. So lebensleer, so charakterlos, so platt ist jedes, bei aller preziösen Form, die mit hochgezogenen Brauen exekutiert wird. Da ist so viel von ‚nervösem Stil‘ geredet, von ‚kompliziertem Sehen‘ und da sieht man denn (mit einiger Anstrengung) so: ‚Da lag sie hingeworfen in dem Stuhle, die schmalen Füße wie zwei schlanke Lanzenspitzen hoch erhoben zwischen grünen Seidenfahnen. Und das blonde Gesichtchen schien zwischen diese beiden Spitzen eingekeilt, mit angestrengtem Ausdruck, mit spielender Klugheit in den glänzenden Pupillen und einem elastischen Lächeln um den schmalen Mund — jene passive, stets bereite und stets gleich reservierte Miene, die nicht verschwand, selbst jetzt nicht, als sie sich nun geschmeidig erhob und tiefatmend vor ihm stand, während ihr schlanker Rücken leise bebte wie ein abgeschossener Bogen.‘ Und es gibt immer eine Kompagnie von ‚Kritikern‘ (ja, auch in großen Zeitschriften!), die so geschwollene Plattheiten original finden. Was jene Leute stofflich bieten, ist Blutrünstigkeit, Krampf, Geschlechtswut, ausgeklügelt Abenteuerliches. Und diese schreienden Begebenheiten werden wie Märchen erzählt!

Man darf mir glauben, daß ich einen Autor wie Fabri de Fabris nicht sonderlich hoch einschätze. Aber gegen Bücher, wie die vorher erwähnten, wirkt ‚Die Wacholderleute‘ (J. P. Bachem, Köln, M. 4.—) trotz aller überquellenden Sentimentalität wohltuend, weil es ein einfaches, anspruchsloses und stilles Buch ist, eine angenehme Unterhaltung. Aufregende Unterhaltung bieten Robert Saudeks ‚Eine Heilige und zwei Sünder‘ (M. 5.—, Karl Reißner, Dresden) und Werner von der Schulenburgs ‚Don Juan im Frack‘ (M. 4.—, ebenda). Zwingender und dämonischer in seiner Erzählerart ist Schulenburg, man läßt sich mitreißen, um erst am Schluß die kunstfremde Art der Arbeit, den knalligen Anstrich des Nebensächlichen zu sehen. Saudek beginnt zu den ‚beliebten Autoren‘ zu gehören; sein Roman aus dem Berlin der Unnatur und des Bluffs ist und bleibt Stoff. Über solche Leute ragt zwar Georg Hermann turmhoch hinaus, und erstaunlich ist es, mit welcher Kunst er ein Zeitbild in dem Rahmen einer einzigen Nacht unterbringt (‚Die Nacht des Doktor Herzfeld‘, M. 4.—, Fleischel & Co, Berlin), ohne daß es gedrückt erscheint, aber zu einem reichen künstlerischen Eindruck läßt es die Skepsis, die trotz der ‚lächelnden Träne im Wappen‘ bitter und verletzend wirkt, nicht kommen. Im Anfang ist der Schmerz und am Schluß die Resignation — aber jene mit der würgenden Bitterkeit im Halse.

Reiner im Klang ist Franz Karl Ginzkeys ‚Der von der Vogelweide‘ (M. 4.—, L. Staackmann, Leipzig). Aber was dieser Lyriker gibt, ist gestaltlos und matt. Es klingt alles sehr hübsch. Aber wenn man Gestalten und Zustände sucht, so wird man enttäuscht. Der Leser, der Erlebnisse haben will (auch geistige), findet sie nicht, weil der Dichter das, was er schrieb, selbst nicht erlebte, nicht so erlebte, daß er es wiedergeben konnte. Ginzkeys Landsmann, Rudolf Hans Bartsch, beginnt auch allmählich zu enttäuschen. Sein süßer, lebenschwärmerischer Ton klingt immer gleich schon durch sechs Bücher, zu oft, als daß er nicht in ‚Schwammerl‘, ein Schubert-Roman (M. 4.—, L. Staackmann, Leipzig), nachgerade gekünstelt wirkte. Wo bleibt die Weite? Das Wagen? Es bleibt ein enger Kreis, den Bartsch mit seiner (forcierten) Bonhommie ausfüllt. Das ehr-

liche Streben will ich Karl Hauptmann gern lassen. Aber sein Streben ist von der Art eines Menschen mit nicht sehr kräftiger Lunge, der durchaus das Matterhorn zwingen will und keuchend ausruft: ich zwing's doch. Er kommt bis zu halber Höhe und dann geht ihm die Luft aus. Stofflich nähern sich die drei Novellen, die er in ‚Nächte' zusammenfaßt (M. 3.—, Ernst Rowohlt, Leipzig), bedenklich dem Sensationellen. Aber seine Mittel sind künstlerisch — nur leise schon an Manier streifend. Er erzählt wichtig und scheinbar (oder wirklich) sehr erregt. Er posiert ein wenig Kraft. Nur die Kraft, den Leser wirklich zu zwingen, fehlt oft. Da gibt sich Otto Ernst gelassener, ja er protzt zuweilen sogar mit seiner lächelnden Gelassenheit. Aber solche Geschichten wie ‚Die Ziege' in ‚Aus meinem Sommergarten' (M. 2.50, L. Staackmann, Leipzig) mit ihrem liebenswerten Versenken in die Kinderseele entzücken immer wieder. Da Otto Ernst in diesen Tagen seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat, bringt der Verlag auch eine eingehende Würdigung des Dichters aus der Feder von Ottomar Enking (M. 2.—), eine gute Arbeit, frisch und ehrlich, die auch das weniger Erfreuliche in der Arbeit Otto Ernsts ruhig mit dem rechten Namen nennt.

Ja — und nun bleiben noch zwei Dichter, ein toter und ein lebendiger: Wilhelm Holzamer und Georg Engel, mit denen sich näher zu befassen schon verlohnen würde. Aus dem Nachlaß Holzamers zwei Bücher: ‚Pariser Erzählungen', die mir nicht allzu sehr behagen, und ‚Pendelschläge', Geschichten und Legenden (je M. 3.—, Fleischel & Co., Berlin), von deren Erzählungen einige den besten Arbeiten des früh verstorbenen Dichters beizuzählen sind. Besonders eine: ‚Lüls', eine Bauerngeschichte voll Mark und Knappheit, Tiefe und Helle, ist in ihrer Art ein Meisterstück. Geringwertiges findet sich in dem Band überhaupt nicht, und so hat man hier ein Buch, zu dem man sich wirklich freuen darf. Nicht weniger kann auch von Georg Engels ‚Die Leute von Moorluke' (M. 3.—, Concordia, Deutsche Verl.-Anst., Berlin) gesagt werden. Eigentlich sogar interessiert dieses Buch noch mehr, denn in ihm beginnt Engel zu Neuem sich zu erheben. Ich denke da besonders an ‚Der fliegende Holländer' und ‚Lütt Fiken', Dichtungen, in denen Wirklichkeit und Mystik zu etwas Erschütterndem verbunden sind. Dieses Leben in dunklen Seelenregungen, ein wichtiger Zug im Leben der Ostsee-Küstenbewohner, fehlte in Engels Gestalten bisher. Hier ist es nun vollendet dargestellt.

Exotische Tiergeschichten, wie Fritz Bronsart v. Schellendorf sie in seinen ‚Novellen aus der afrikanischen Tierwelt' erzählt (M. 2.—, E. Haberland, Leipzig), müssen weniger als Literaturwerk, denn als Beiträge zur Tierseelenkunde angesehen werden. Als solche haben sie Verdienst.

Steinbell.

Theater

Über das Passionsspiel im allgemeinen und die Erler Aufführung 1912. Gleich nach der Erler Passionsaufführung konnte ich feststellen, daß es vielen, deren intellektuelle Reife, auch im Religiösen, den Bauern übertraf, wie mir ergangen war: Das Spiel, das Theatermäßige stand im Vordergrund des Interesses; der religiöse Eindruck blieb aus. Damit drängte sich die Frage auf:

Warum empfängt der einfache Bauer in Erl so tiefe Eindrücke und warum wurden wir abgeschreckt? Unterscheiden wir uns so stark von der Auffassung, die der Bauer an die Sache heranbringt?

Ja. Denn wir reiften durch immer tiefere Versenkung in das Tatsächliche, Geschichtliche, Menschliche der heiligen Passion, allmählich zu einer vor allem geistigen Erkenntnis des Leidensproblemes; die Passion des Heilandes hat unsere Weltanschauung bestimmt, ihr eine metaphysische Perspektive gegeben, deren allgemeine philosophische Erkenntnis die Überzeugung wurde, daß im Leide, im Ertragen, im Überwinden die Größe des Menschen sich entwickelt; uns rückt die Passion also dadurch näher, daß wir ihre Voraussetzungen auch als abstrakte

Konsequenzen einer geistigen Überlegung in uns lebendig werden lassen; der geistige Inhalt dieser unendlichen Geschichte eines unendlichen Wehs tritt für uns plastischer hervor, so daß das Körperliche in jener göttlichen Erhabenheit des Menschlichen uns entgegentritt, die Christus auszeichnete und die Menschen eben niemals darstellen können. Die naivere, menschlichere Auffassung der Passion war vielleicht im Mittelalter allen Kreisen eigen. Jedenfalls ist es ein sehr oberflächlich fundierter Vorwurf, wenn man sagt, nur die Reformation, der Protestantismus habe diese Passionsaufführungen zerstört, diese Volkskunst vernichtet. Wenn es auch in ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' (IV. Buch, 18. Kap.) nach dem Berichte von der Teilnahme an solchen Veranstaltungen heißt: ‚Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Teil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht,' so wollte Goethe mit diesem Ausspruche über den protestantischen Norden, der solche Unternehmungen nicht kannte, gewiß nicht ein auf den erwähnten Vorwurf zugespitztes prinzipiell verallgemeinertes Urteil fällen. Vielleicht hat die Reformation auch hier einen Prozeß beschleunigt, der auch ohne sie gekommen wäre. Denn, je mehr die geistige Auffassung der Religion als eine Folge der geistigen Weiterentwicklung überhaupt sich verbreitete, desto mehr mußte auch die Erfassung des Lebens und Sterbens Christi vergeistigt werden. Der Weg in der Geschichte der Passionsspiele, welcher aus der Kirche, vom darstellenden Priester zum darstellenden Bürger der Stadt, der Märkte und endlich zum Bauern ins Dorf führte, hat die Entwicklung der geistigen Auffassung der Sache psychologisch parallel zur begründenden Voraussetzung.

Es ist daher ganz begreiflich, daß sich diese Passionsspiele in den Bauernkreisen erhalten haben; dort mögen sie ihre Bedeutung noch heute beanspruchen; wer die tiefe, selbstlose Hingabe, die würdevolle Auffassung der Spieler in Erl gesehen hat, oder wer die bäuerlichen Zuhörer beobachtet hat, oder sich als charakterisierende Episode die Tatsache überdenkt, daß ein Bauer beim ‚Erler Christus' beichten gehen wollte, — der wird keineswegs den Passionsspielen jeden Wert absprechen. Aber, wenn man durch einen an Weltausstellungsbetriebe erinnernden Reklameapparat die weite Welt der Städte, die in ihrer geistigen Bildung anders gearteten Kreise zum Spiele einlädt, so muß es erlaubt sein, vom rein religiösen Standpunkte aus zu widersprechen. Was der Bauer als Gottesdienst empfindet, wird dem anderen meist nur Theater sein. Denselben Standpunkt vertrat Pfarrer Harasser zu Ebbs (seine Verallgemeinerung für das Volk überhaupt teile ich nicht), der in einer Debatte über die Erler Spiele am 29. Juli 1859 an das Kufsteiner Bezirksamt schrieb: ‚Zweck des Passionsspieles ist die religiöse Erbauung des christlichen Volkes. Allein der Gefertigte ist der Meinung, daß das größte Geheimnis unserer hl. Religion einmal nicht auf die Schaubühne gehört und somit kein geeignetes Mittel ist, echte Erbauung und dauerhafte Rührung hervorzubringen.' (Vgl. ‚Das Erler Passionsbuch 1912' S. XL, das ich auch sonst öfter bei Daten benütze.) Die Sache selbst ist viel zu heilig, als daß man um den Besuch jener werben dürfte, denen das Passionsspiel zum Großteil doch nur Theater sein kann, wenn sie auch noch so tief das Problem des Leidens Christi religiös erlebt hätten. Noch mehr allerdings entwürdigt man die heilige Sache, wenn man in Städten anfängt, auf der Bühne die Passion aufzuführen. Derselbe Schauspieler, dieselbe Künstlerin, die heute in einem unsittlichen Pariser Sittenstück mimen, sollten morgen Christus und Maria darstellen dürfen? Dagegen muß mit aller Schärfe protestiert werden. Ich begreife es nicht, daß man kürzlich gerade in Wien, wo das ‚Bürgertheater' einen solchen Versuch wagte, von den katholischen Kreisen aus nicht mit allem Nachdrucke protestierte, sondern das Unternehmen im Gegenteil unterstützte.

Sehen wir von der grundsätzlichen Ablehnung der Passionsaufführungen auf den

Theaterbühnen ab, und fragen wir uns lediglich vom Standpunkte des Dramas als solchen, ob die Passion Gegenstand eines Bühnen-Kunstwerkes sein kann! Der Versuch ist ja gemacht worden; Karl Weiser hat in rationalistischer, entgöttlichender Verzerrung den Heiland und seine Leidensgeschichte zu einer Tetralogie benützt; der vollständige Mißerfolg lag nicht nur in der versagenden Kraft des Dichters; Christus ist — natürlich nicht vom religiösen Standpunkte aus — ein ganz passiver Held, der lediglich episch verwertet werden kann. Und all die Passionen sind ja nichts anderes als in dramatische Formen umgefügte epische Berichte von der Leidensgeschichte Christi; alle Versuche müßten deshalb scheitern und zur Folge haben, was Walther Wolff einmal im ‚Literarischen Echo' (IX. Jhg. Sp. 335) schrieb: ‚Die dichterische Darstellung macht den Großen (Christus) nicht größer, sondern kleiner.' Die alte Mysterienbühne hat den epischen Charakter der Passion schon dadurch ausgedrückt, daß sie die einzelnen Szenen nebeneinander zur Schau stellte; dadurch wollte sie anregen. Eine Vertiefung dieser ersten Bühnenschöpfungen geben die Moralitäten (vgl. z. B. die durch Hugo von Hofmannsthal erneuerte Moralität ‚Everyman'), welche seelische Zwiespälte zum Gegenstand nahmen und eigentlich, ‚entwicklungsgeschichtlich betrachtet, der Ansatzpunkt zur Ausbildung des neueren Dramas sind, während das Mysterium, besonders das Passionsspiel davon am weitesten entfernt ist' (Arthur Kutscher in Bd. I der von Gerhard Amundsen herausgegebenen ‚Beiträge zur Theatergeschichte', Delphinverlag, München 1912). Dem epischen Charakter der Passionen entspricht das bildliche Darstellen, nicht aber die lebendige Szene; der festgehaltene Moment einer Bewegung, nicht sie selbst: daher wirken die ‚lebenden Bilder' stilvoll und anregend; daher müssen die gesprochenen Szenen ermüden. Wenn wir — um vom dramatischen Kunstgesichtspunkte aus weiter zu sprechen — das Problem Christi dennoch im Drama künstlerisch verwerten wollen, so müssen wir die Wirkung dieser Persönlichkeit darstellen, wie es Maurice Maeterlinck in ‚Maria Magdalena' versuchte. —

Häufig kommt der bewußte ‚Historiker', der jede lebende Wissenschaft schwächt, und möchte vom historischen Standpunkte aus die weitere Aufführung der Passionen rechtfertigen; dieser tote akademische Wiederbelebungs- und Erhaltungstrieb infiziert leider so viele, denen es ein Frevel dünkt, was Dr. Joseph Hofmiller einmal so richtig in den ‚Süddeutschen Monatsheften' (IX. Jhg., Nr. 9) für alle diese Fälle sagte: historisch lebt gar nichts; denn alles lebt entweder, oder ist historisch.

Wenn man nun gar meint, die Bühnenkunst werde von dieser ‚bäuerlichen Ursprünglichkeit' wertvolle Anregungen bekommen, so übersieht man in allererster Linie, daß die Bauernbühne, wie auch Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. in der ‚Volksbühne' einmal sagte, epischen Charakter hat; auch die Bauern selbst neigen dem epischen Sichverlieren, der Redseligkeit zu und sind für innere Konflikte im Sinne einer Handlung wenig gestimmt; die dramatische Lebendigkeit ist ihnen fremd; die epische Ruhe, die sentimentale Pathetik kommt aus ihnen; sie machen ‚ihren Passion' zu einem oft unerträglichen skandierten Pathos; aber der Deklamationston, die in Verse gegossene Süße ihrer Sentimentalität begeistern sie. Man wünschte einfachen Prosatext; nur Christus sollte in den heiligsten Momenten eine erhabenere Sprache reden; da störte auch der Dialekt nicht so. Aber dem Bauer von Erl wäre damit viel genommen; er liebt seine Verse; und je abgehackter er sie deklamiert, desto inniger ergreifen sie ihn anscheinend; und wenn auch die Geste dadurch lächerlich erzwungen wird, ihm gefällt es. Aber damit können unserer Bühne doch keine Anregungen gegeben werden. Das sind Eigenheiten, bodenständige Freuden, die uns kurios anmuten, die uns aber wie die bäuerliche Musik zur Verzweiflung bringen können. Diese Eigenheiten sind nicht eine Spezialität des Erler Bauern; sie sind typisch für den Bauern, der eine natür-

liche Begabung für das Sentimentale und den Humor hat, deren Mischung in Karl Schönherr z. B. Grundzug ist.

Es ist das größte Verdienst des Regisseurs der Erler Passionsspiele 1912, Dr. P. Expeditus Schmidts O. F. M., daß er bestrebt war, dieses Typische des Bäuerlichen in der Auffassung, in der Geste, im Sprechen usw. zu erhalten. Daß natürlich hinter den triefenden Sentimentalitäten, wie z. B. in der Abschiedsszene Christi von Maria, echte menschliche Empfindungen stecken, die trotz der Süßlichkeit in der Wiedergabe packen, ist selbstverständlich. Auch der Humor im Spiele bringt Momente, die mitlächeln lassen; es ist allerdings sehr die Frage, ob damit dem Spiele gedient ist. In der Erler Passion ist Judas besonders als die humoristische Figur gedacht; es waren ja stets in den Tiroler Passionen die Judasfigur und der Teufel, der am Verräter seine Freude hat, Hauptpunkte, vor allem komischer Wirkung; und das Bauernpublikum von heute scheint daran ebenso noch Gefallen zu finden; uns war es geradezu entsetzlich, als der Erler Judas beim Abendmahl ostentativ die Bitte des Vaterunsers mitschrie: ‚Gib uns unser tägliches Brot', oder mit sichtlichem Wohlbehagen sich die Füße waschen ließ u. dgl.

Bringt so das Spiel schon Eigenheiten, die ganz dem Bäuerlichen gehören, so ist es in Verbindung mit der zuerst erörterten grundsätzlichen Analyse der Bedeutung des Passionsspieles ohne weiteres begreiflich, daß wir mit allem Nachdrucke betonen möchten, die Erler Passionsspiele sollen frei bleiben vom Oberammergauer Amerikanismus. Sie haben ihre Bedeutung für ihre Bauernkreise; darüber hinaus sie gewaltsam zu entwickeln, bedeutet eine Entwürdigung der Sache. Ich bin überzeugt, daß die Zeit, wo die Erler Bauern am Dachboden im Sonntagskleide (nur der Christusdarsteller im Meßgewande) spielten, innerlich stärker dem ‚religiösen Laiengottesdienste' ihrer Mission nahe war als heute, wo die internationalen Reisebureaus sich des Dorfes annahmen; man gönnt den Erlern die Einnahmen. Aber die Sorge um die Zukunft kann nicht schweigen; je mehr diese sensationelle Aufbauschung Erl internationalisieren wird, desto mehr muß am Spiele selbst verloren gehen, desto schwächer muß in den Darstellern die lediglich religiöse Absicht werden; da kann auch die Regietätigkeit nichts mehr nützen; denn wenn einmal die innere Urwüchsigkeit verloren geht, nützt die äußere gar nichts mehr. Jedenfalls dürfen die Erler nicht zu oft spielen; schon deshalb nicht, damit in ihnen selbst der Verflachung vorgebeugt werde.

Es hat wenig Sinn, die einzelnen Darsteller kritisch zu besprechen; an diese bäuerliche Unbeholfenheit, die doch eigentlich gar nicht Theater spielen, sondern einen Gottesdienst feiern will, kann man den sonst gebräuchlichen kritischen Maßstab nicht anlegen. Es sei nur allgemein gesagt, daß die männlichen Rollen, besonders die des Pilatus, besser besetzt sind als die weiblichen, was ja vielleicht eine typische Erscheinung für das Theaterspielen bäuerlicher Kreise bedeutet; in Oberammergau und in Kraiburg (bei den Martin Greif-Volksspielen) bestätigte Dr. P. Expeditus Schmidt dasselbe. Volksszenen sind aus innerem Miterleben lebendig; so die Episode: Christus vor Pilatus. Für die alttestamentlichen Bilder gab Professor Gebhard Fugel seinen Rat; man kann sich denken, daß nicht alles so ging, wie er es wünschte; aber man sieht, hinter diesen wirkungsvollen Bildern steckt ein feinsinniger Künstler.

In Tirol wurde von altersher gespielt; besonders auch die Passion; und eine Tiroler Urfassung speiste alle anderen. In Erl hat man noch aus dem Jahre 1697 ein Osterspiel (bekanntlich die Wurzel der Passionen). Leider haben Brände viele Nachrichten über Erl zerstört; das Dörfchen an Tirols und Bayerns Grenze mußte ja manches in den 1809-Kämpfen leiden; und schon früher war es oft in Kriegsmitleidenschaft gezogen; so wissen wir bis heute von den Erler Passionsaufführungen vor 1800 nichts; aber 1801—1807, 1815, 1816, 1859, 1868, 1869, 1879, 1892, 1893, 1902 sind als Passionsjahre bekannter.

Das älteste schon genannte Osterspiel

stammt aus Bayern und ist — wie Anton Dörrer, der Leiter der Spiele, nachweist — eine teilweise mundartliche Bearbeitung der ‚Schönen Tragedy aus der heyligen Schrifft gezogen, Von dem Leyden und sterben . . . unsers Herren Jesu Christi‘, deren Verfasser der Meistersinger Seb. Wild aus Augsburg ist, dessen Passion, mit anderen verschmolzen, auch den Text für das älteste Spiel in Oberammergau gab. In der Textgeschichte ist dann nur mehr die Umarbeitung durch den Kooperator Franz Angerer von Bedeutung; sein Passionstext wurde 1868 zum ersten Male aufgeführt und ist seither in Gebrauch; man darf ihn über den Oberammergauer Text stellen und muß ihn vom Standpunkte des Bauern bewerten; seine Breite, Weitschweifigkeit, Süßlichkeit und seine metrische Form kann ich nicht goutieren; es mag aber sein, daß er seinen Zweck erfüllt.

Die Erfolge von 1892 und 1902 bewogen die Erler, ein neues Gebäude für zirka 1500 Personen zu schaffen; es ist ein geschlossener Raum. Für eine Freilichtbühne zu sprechen, ist hier gar nicht am Platze. Die Erler Passionsspiele sind Bauernspiele; und dem Bauerntheater ist eine offene Bühne ganz fremd. Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. hat auch hierin die Tradition hoch geachtet; alle anderweitigen Vorschläge sind Experimente, die nicht vom Boden aus wachsen.

Möge Erl in seinem Wirkungskreise bleiben, sich selbst und die Bauern seiner Umgebung erbauen; möge es aber in Zukunft den gefährlichen Weg der Internationalisierung im Interesse der Heiligkeit der Sache meiden. Dr. Johannes Eckardt.

Musik

Die Münchener Festspiele 1912

standen im Zeichen einer neuen Dirigentenpersönlichkeit. Da für Mottl noch immer kein Nachfolger gefunden ist, war der junge Wiener Hofkapellmeister Bruno Walter zur musikalischen Oberleitung als Gast berufen worden. Der Künstler hat dabei Erfolge erzielt, die ihn mit einem Schlag in die vorderste Reihe der für das moderne Musikleben typischen Gattung ‚moderner Dirigenten‘ rückten. Er leitete fünf Mozartwerke (‚Figaro‘, ‚Don Giovanni‘, ‚Così fan tutte‘, ‚Entführung‘, ‚Bastien und Bastienne‘) sowie von Wagner den ‚Ring‘ und den ‚Tristan‘. Durch unermüdliche, sorgfältigste Kleinarbeit hatte er dabei das Ensemble zu einer Exaktheit erzogen, wie sie bei uns schon nachgerade sagenhaft geworden war, dazu dem Ganzen den Charakter einer bedeutenden Persönlichkeit aufgeprägt, die das, was ihr an unmittelbar suggestivem Empfinden abging, durch überlegene Intelligenz geschickt zu ersetzen wußte. Denn darüber blieb kein Zweifel: Walter ist ausgesprochen Intellekt- und nicht (— wie z. B. Mottl größtenteils —) Instinktkünstler. Am deutlichsten zeigte das seine Interpretation des ‚Tristan‘. Kaum ein zweites musikdramatisches Werk fordert von den Ausführenden so innige persönliche Fühlung wie gerade der ‚Tristan‘. Mottl besaß diese persönliche Fühlung in denkbar höchstem Maße, und eben dadurch war er als Tristandirigent einzig in seiner Art. Ganz kommt ihm Bruno Walter hierin nicht gleich. Ihm fehlt die letzte Phase der seelischen Vertiefung, die sich eben mit Intelligenz allein nicht erzwingen läßt. Am deutlichsten offenbart sich das in Dynamik und Tempo: jene überwältigenden Steigerungen, die unter Mottl bei einer guten Aufführung jede Fiber des Mitempfindenden erzittern machten, sind bei Walter sorgfältig berechneten Durchschnitts-Crescendis gewichen; desgleichen hat sich die monumentale Wucht der agogischen Linie in abgezirkelte Einzelbewegungsnuancen verloren, von denen nicht einmal alle glücklich gewählt sind, so z. B. sicher nicht die Dehnungen in den stürmischen Liebesszenen des ersten und zweiten Aktes. Wenn trotzdem auch der Eindruck von Walters Tristaninterpretation ein bedeutender, des außergewöhnlichen Wertes würdiger ist, so bewirkt das die eminente überlegene Klarheit der Analyse, die nicht nur rein musikalisch die verstecktesten Geheimnisse der Partitur entschleiert, sondern vor allem auch dem Ganzen zu denkbar größter dramatischer

Deutlichkeit verhilft. Durch diese dramatische Deutlichkeit wußte er auch das Ringdrama zu intensiver Wirkung zu bringen; am besten ‚lag' ihm hier die farbenfrohe Heiterkeit des ‚Siegfried' und die wuchtige tragische Linienführung der ‚Götterdämmerung'. Desgleichen erhielt seine Mozartinterpretation durch solche exakte Schärfe der Zeichnung persönliches Profil, und zwar wurde er den Extremen des universellen Ausdrucks Mozartscher Kunst mit gleich glücklichem Gelingen gerecht. So kamen beispielsweise die alle Schauer des Jenseits beschwörenden Komturszenen des ‚Don Giovanni' nicht minder eindrucksstark zur Verlebendigung als die übermütigen Scherze von ‚Così fan tutte' oder die lieblich empfindsame Lyrik der ‚Entführung'. Der Gesamteindruck von Walters Festspielleitung war somit jedenfalls ein ungewöhnlich bedeutender.

Im übrigen wäre es ungerecht, bei einem Rückblick auf die Festspiele 1912 neben dem musikalischen Generalissimus den Anteil der anderen Mitarbeiter am künstlerischen Erfolge zu vergessen. In erster Linie ist Walters Kollege Röhr zu nennen, der die von ihm geleiteten Aufführungen der ‚Meistersinger' dem hohen Niveau des Ganzen aufs würdigste anzupassen wußte. Auch die Beherrscher des szenischen Teils, Fuchs, Wirk, Klein und Kirschner, haben es auf ihrem Gebiete an erfolggekrönten Bemühungen nicht fehlen lassen, desgleichen die Solistenbesetzung, die sich im wesentlichen aus bekannten einheimischen Leistungen und längst eingebürgerten Gastspielen rekrutierte. Somit könnte die Erinnerung an das in schönen Festtagen Erlebte in jeder Hinsicht eine frohe sein, wäre sie nicht durch das Gedächtnis an das Hinscheiden Exzellenz v. Speidels, des Chefs der königlichen Bühnen, der ähnlich wie in früheren Jahren Zumpe und Mottl, inmitten der künstlerischen Festesarbeit seinem Wirkungskreis jäh entrissen wurde, getrübt.

Den dramatischen Festspielen zur Seite ging wie in früheren Jahren ein sinfonischer Zyklus des Konzertvereins, dessen weitausholendes, die musikgeschichtliche Entwicklung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart umfassendes Programm unter Ferdinand Löwes genialer Leitung mit glänzendstem Gelingen zum Leben erstand.

Dr. Eugen Schmitz.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse und apologetische Werke

‚Was ist uns Christen die Bibel'? fragt P. Kapistran Romeis O. F. M. in einer beherzigenswerten Schrift die gebildeten katholischen Laien (Freiburg, Herder, geb. M. 3.40) und mahnt sie, das Buch der Bücher über allen anderen zu schätzen und sich immer aufs neue gläubig darin zu vertiefen. In solchem Sinne bietet sich zum erlesenen Hausbuch die **‚Katholische Volksbibel'** würdig dar, von Alfons Heilmann hingebungsvoll übersetzt und ausgewählt, mit Meister Gebhard Fugels besten Werken als farbigen Vollbildern geschmückt, nach des Buchkünstlers Karl Köster Entwürfen zu einer Musterleistung bibliophilen Geschmacks ausgestattet (Kempten, Kösel, in Leinen M. 15.—, in Pergament M. 25.—). Der gleiche gute Geschmack betreute die Taschenausgabe der **‚Vier Evangelien'**, je in einem Band sorgfältig übersetzt, eingeleitet und erklärt von E. Dimmler (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, geb. j. M. 1.20). Die tiefergreifenden **‚Betrachtungen über das Evangelium'** von Bischof Ottokar Prohászka liegen nun mit dem zweiten Bande der drei, der das öffentliche Leben des Heilands nachsinnend begleitet, in vollendeter deutscher Nachschöpfung vor (Kempten, Kösel, geb. M. 3.80, in Leder M. 5.30). So können die einzigartigen Werke dieses von edelster Mystik durchglühten Feuergeistes fortan zum besten Eigentum auch unseres deutschen religiösen Schrifttums gezählt werden; denn sie bekennen sich, wie seine Pfingstgedanken **‚Geist und Feuer'** aufs neue bezeugen (ebenda, geb. M. 1.20), zu dem Geist, der lebendig macht. Solche Werke sind unabhängig vom Zufall der Zeiten, und so darf man mit Fug in ihre nächste Nähe die wundervollen **Texte aus der deutschen Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts'** setzen (Jena, Diederichs, gebunden Mark 5.50), in denen Adolf

Spamer vor allem den gesicherten Wortlaut von Predigten Meister Eckeharts, dann sinnesverwandter Traktate, Legenden und Verse zugänglich macht. Einer der echtesten und tiefsten, freilich auch herbsten Mystiker der deutschen Neuzeit spricht uns im ersten Bande von **‚Alban Stolz's Predigten'** von neuem schlicht und klar zu Herzen (Freiburg, Herder, geb. M. 4.80); eine wahrhaft heilsame, geistliche Lesung! Wer den gestrengen Mahner auch von der liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, greife zu dem Briefwechsel **‚Alban Stolz und die Schwestern Ringeis'**, in dem der Herausgeber Alois Stockmann S. J. zugleich ein beachtenswertes literargeschichtliches Dokument erschlossen hat (Freiburg, Herder. Geb. M. 6.—). Stets unmittelbar anknüpfend und immer wieder neu ausgehend von den Textworten der Heiligen Schrift mahnen Bischof Paul Wilhelm von Kepplers meisterhafte **‚Homilien und Predigten'** (Freiburg, Herder. Gebunden M. 4.—), nach dem Heil zu fragen und auf den Herrn zu harren: ‚Fraget, aber fraget nicht pharisäisch; fraget in reiner Absicht; fraget nicht bloß mit dem Wissen, auch mit dem Gewissen, nicht bloß mit dem Verstand, auch mit der Seele, nicht bloß mit dem Herzen, auch mit dem Willen.' —

Die erhabenste Apologie der katholischen Kirche ist das Leben ihrer Heiligen; denn aus ihrer aller heldenhaften Entschlüssen und Geschicke spricht bei noch so großer individueller Verschiedenheit die eine und einzige und im Grunde so einfache Wahrheit, aus der sie lebten. Die reiche und vornehme römische Senatorin des fünften nachchristlichen Jahrhunderts, deren Leben uns Elena da Persico nach den von Kardinal Rampolla erschlossenen Quellen lebensvoll schildert, **‚Die heilige Melania die Jüngere'** (Einsiedeln, Benziger. Gebunden M. 5.40), suchte ebenso ein Leben der Verborgenheit und Demut, als es in unseren Tagen eine fromme Frau wie die verewigte Paula Reinhard geführt hat, deren **‚Geschichte eines verborgenen Lebens'** nun erst durch Johannes Jörgensens psychologischen Tiefblick erfaßt und erzählt wird (Herder, Freiburg. M. 3.80), gleichwie jenes der heiligen Melania nach jahrhundertlanger Vergessenheit nun wieder mit erhebender Vorbildlichkeit und bestärkender Überzeugungskraft wirkend. — Wenn zur Erfassung des einzelnen christlichen Lebens und seines Vollkommenheitsideals das menschliche Nacherleben genügt, so bedarf es zur vollen Erschließung jener universellen Apologie, die in der Geschichte der Kirche liegt, des umfassenden Weitblicks historischer und theologischer Wissenschaft. Ein solches Werk zugleich allseitiger Gelehrsamkeit und begeisterter Glaubensfreudigkeit ist das **‚Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte'** des verewigten Kardinals Joseph Hergenröther, dessen erster Band (von dreien) nun in der sorgfältig nachtragenden Neubearbeitung von J. P. Kirsch bereits die fünfte Auflage erreicht hat (Freiburg, Herder. Geb. M. 13.—). Wie auch dem Profanhistoriker aus der Vertiefung in die katholische Wahrheit ganz neue und hohe Gesichtspunkte sich erschließen, das mag man aus der neuen, manchmal freilich noch allzu überschwänglichen Bekenntnisschrift Albert v. Ruvilles, **‚Der Goldgrund der Weltgeschichte'** (Freiburg, Herder. Geb. M. 3.20), ersehen; zugleich ein Beitrag ‚zur Wiedergeburt katholischer Geschichtschreibung'. Von der eigenartigen, naturphilosophischen Apologie, die der russische Physiologe Elie von Cyon unter dem Titel **‚Gott und Wissenschaft'** als sein letztes Lebenswerk zu schaffen unternahm, ist der erste Band ‚Zur Psychologie der großen Naturforscher' bereits im Septemberheft gewürdigt worden. Der zweite und abschließende Band (Leipzig, Veit & Co. M. 4.—) bleibt leider weit hinter den Erwartungen zurück, die sein Titel ‚Neue Grundlagen einer wissenschaftlichen Psychologie' erweckt, und kann nur in einzelnen, eigentlich apologetischen Teilen, namentlich dem Schlußabschnitt ‚Die Rückkehr zu Gott durch die Wissenschaft', positive Wertung finden. Ungleich einheitlichere und erhebendere Eindrücke und Einsichten vermittelt das bekannte Werk von Karl Alois Kneller S. J., **‚Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft'**, das, nun schon in vierter, vermehrter Auflage vorliegend (Freiburg, Herder. Geb. M. 6.—), zugleich einen wertvollen Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts darstellt. Einem hervorragenden modernen Naturforscher, dessen Geistesarbeit auch apologetischer Wert eignet, und der Widerlegung seiner monistischen Widersacher widmet sich die dankenswerte, kritisch besonnene Studie von Adalbert Knauth über **‚Die Naturphilosophie Reinkes und ihre Gegner'** (Regensburg, Verlagsanstalt Manz. Broschiert Mark 3.60). — Anknüpfend an Brancas aufsehenerregendes Werk über den im entscheidenden Bezirk negativen ‚Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen' untersucht Damasus Aigner O. F. M. **‚Die Entwicklungslehre in ihrem Verhältnis zum Christentum'** (München, Verlag Natur und Kultur. Brosch. M. 1.20) und gibt in populärer, ansprechender Form die vorherrschende theologische Auffassung des schwierigen, noch

keineswegs allseitig geklärten Problems. Er selbst bekennt sich als Anhänger einer vielstammigen Entwicklungstheorie.

Ins Gebiet der eigentlichen Philosophie und ihrer Grundprobleme führen uns die eindrucksvollen, religiös-wissenschaftlichen Vorträge hinüber, in denen die beiden Franziskanerpatres Heribert Holzapfel und Otto Reicher den Gegensatz **‚Monistische und christliche) Weltanschauung,** scharfsinnig und wissensreich entwickeln und mit entscheidenden Gründen klären (München, Verlag Lentner. Kart. M. 1.—). Ein hoher sittlicher und religiöser Ernst ruht über den ganzen Darlegungen, die vom Leser eigenes Mitdenken fordern; denn ‚es gehört unablässige Selbstzucht, große Wahrheitsliebe und auch unerschrockener Mut dazu, richtig zu denken'.

Bildende Kunst

Die Wissenschaft der Kunstgeschichte ist heute im wesentlichen eine Sammeltätigkeit, wenn sich auch die Versuche mehren, das historische Gebiet neu abzuwerten und nach prinzipiellen Voraussetzungen zu furchen. Demnach behalten innerhalb der zahlreichen Künstlermonographien, die kleine wie große Künstler in der Überzahl abstand- und prinzipienlos bereden, die stoffsammelnden und -sondernden Kunstgeschichtswerke, für verschiedene Studier-, Selbstunterrichts- und Hausbuchzwecke abgepaßt, das Hauptgewicht. Einen besonders praktischen Gedanken in geschickter Weise verwirklicht die Sammlung Ars una, ein internationales Unternehmen zur Herausgabe von nach Ländern geordneten Kunstgeschichten, von denen 13 in Vorbereitung und 3 bereits erschienen sind, nämlich die ‚Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland' von Walter Armstrong, die ‚Geschichte der Kunst in Norditalien' von Corrado Ricci, während der Band für süditalienische Kunst noch aussteht, und als neuester Band die **‚Geschichte der Kunst in Frankreich'** von Louis Hourticq, dem sich zunächst die Kunst in Ägypten anreihen soll (Stuttgart, Julius Hoffmann, jeder Band 6 M.). Den auf knappsten Raum zusammengedrängten Inhalt der kleinen handlichen Bändchen zeigt der letzterschienene mit seinen 472 Seiten und 891 kleinen, aber sorgfältig wiedergegebenen Abbildungen. Die einzelnen Kapitel haben am Schluß jeweils umfangreiche Literaturnachweise. Der französische Band zerfällt in drei Hauptteile: die christliche Kunst, der die römischen Anfänge und sonstigen Einflüsse vorausgehen, der Klassizismus und die Kunst der Neuzeit. Von diesem großen Stoffgebiet, das mit Leichtigkeit unterrichtend behandelt ist, berührt uns heute nicht so sehr die große klassische Mittelperiode als die vorausgehende glorreiche Gotik, und von der Neuzeit die Kunst, die von der Romantik ab Frankreich wieder eine fast ähnliche Wichtigkeit gibt wie in der gotischen Periode. Übernationale Beziehungen wird diese internationale Sammlung von Kunstgeschichten nicht mehr aufdecken, als die Kunstgeschichtschreibung heute überhaupt zu entdecken beabsichtigt, aber sie wird ein gewaltiges, teilweise noch gar nicht in dieser übersichtlichen Weise zusammengetragenes Material in einer schönen, kleinen Bibliothek vereinigen. — Zu den mehr populären Überblicken über das gesamte kunstgeschichtliche Gebiet gehört das mit 134 Abbildungen ausgestattete Buch **‚Die Wege der Kunst'** von Julius Leisching (Wien-Leipzig, Tempsky und Freitag, 4 M.), das die Kunst Österreichs mehr als sonst berücksichtigt und auch durch seine äußere Anlage die lehrhafte Absicht unterstützt, im übrigen, wie meist diese Abrisse, auch solche mit stärkerer Kunsterziehungstendenz, einen gleichgültigen Charakter hat.

Für das wachsende Interesse an den Problemen der Gotik spricht die Untersuchung von Hugo Hartung über die **‚Ziele und Ergebnisse der italienischen Gotik'**, der mit Hilfe von 282 sehr detailreichen Textabbildungen die Ähnlichkeiten und charakteristischen Abweichungen dieser italienischen Stilperiode vom nordischen Stilausdruck eingehend erörtert (Berlin, Ernst u. Sohn. Geh. 4.50 M.). Seine lehrreichen Resultate halten sich eng an das kunsthistorisch Gegebene, so daß allerdings diese Schrift von dem weiten, starken Erkenntniswillen nichts spüren läßt, mit dem Wilhelm Worringer in seinem letztjährigen Buche die **‚Formprobleme der Gotik'** in den Mittelpunkt aller kunstwissenschaftlichen Betrachtung nach allen Seiten Energien aussendend hineingestellt hat. Diesem Programmwerk gegenüber, das mit der vollen Lust eines neuen Kunstgefühles erfüllt ist, erscheint das Buch von Adolf Philippi über den **‚Begriff der Renaissance"** als eine gelehrte Altersbeschäftigung mit einer gealterten Sache. Während es in der Zeit liegt, den philologischen Begriff der Renaissance wieder in sein fruchtbares geschichtliches Leben aufzulösen, wird hier nicht dieser Begriff umrissen, sondern, wie der Untertitel genau den Inhalt bezeichnet, es werden die ‚Daten zu seiner Geschichte' festgestellt. Auch diese sind natürlich wertvoll als Schlüssel zu geistigen Beziehungen, wie sie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wissenschaftlich immer genauer, aber organisch unfruchtbarer sich in

dem Worte und seiner Bedeutung fixierten. Es ist ein Abschnitt aus der Geschichte der Kunstgeschichte, was das Buch enthält (Leipzig, Seemann. Geh. 4.50 M.).

Das außerordentlich große, neue Gebiet der Kunstgeschichte des Ostens, das nun auch überall in die allgemeinen Kunstgeschichten in einstweilen noch mageren Abschnitten eingestellt wird, hat Oskar Münsterberg in zwei sehr umfangreichen Werken behandelt, in einer dreibändigen ‚Japanischen Kunstgeschichte‘ und einer zweibändigen **‚Chinesischen Kunstgeschichte‘**, deren zweiter Band (Eßlingen, P. Neff Verlag, 28 M.) seit einiger Zeit vorliegt. Das Abbildungsmaterial dieses Bandes, das von den Bildern in einer europäischen Kunstgeschichte schon stofflich durch das enorme Überwiegen kunstgewerblicher Gegenstände absticht, umfaßt 23 farbige Tafeln und 675 Textabbildungen nach mehr als 1200 Gegenständen. Im Inhalt des Bandes wird denn auch die Baukunst ganz unverhältnismäßig vom Kunstgewerbe, dieser die verschiedensten Zweige umfassenden östlichen Milieukunst, verdrängt. Münsterberg versteht den fremden und gewiß großenteils noch ungeklärten Stoff durch die stete Betonung der verschiedenen asiatischen und in den europäischen Westen reichenden Beziehungen anregend und durch zusammenfassende gesetzmäßige Formulierungen der geschichtlichen Werdegänge sofort wertvoll zu machen, so daß der unsichere Leser sein Augenmerk auf bestimmte Leitgedanken schärfen kann, ohne sich zunächst uferlos in der gewaltigen Stoffmasse verlieren zu müssen. Die Kunst des Ostens trägt nicht zuletzt dazu bei, alte ästhetische Ideale anders zu begreifen.

Belletristik

Übersetzungen haben den Zweck, uns die Literaturschätze eines fremden Landes zu erschließen. Wäre Dickens niemals verdeutscht worden, so wäre das für uns ein Kulturausfall — wenn aber die beiden Werke der anonymen Engländerin **‚Der einsame Sommer‘** und **‚Elisabeth und ihr deutscher Garten‘** von Hedwig Denke-Wächter nicht übersetzt worden wären, so würde das höchstens dem Verlag (Leipzig, Zeitler) ein Minus bedeuten. Eitle Selbstgefälligkeit haben wir in Deutschland genug und sonst ist in den beiden Büchern wahrlich nichts zu finden.

Da ist der Reimmichl eine willkommenere Erscheinung. Sein Büchlein **‚Weihnacht in Tirol‘** (Innsbruck, Schwick, geh. M. 1.50; geb. M. 2.50) ist zwar ein wenig voreilig auf den Tisch geflogen, aber man läßt sich so treuherzige Gesellen, wie es die Kinder seiner anspruchslosen Muse sind, auch im September schon gefallen. — Lustig und natürlich, dem Leben abgelauscht und in keiner Literaturretorte verunglückt sind J. V. Widmanns **‚Touristennovellen‘** (Stuttgart, Cottasche Handbibliothek, geh. M. 1.20; geb. M. 1.50). Die Skizzen von Johannes Sternaux S. J., **‚Lebensluft und Lebensleid‘** sind eine Art bescheidener documents humains. Sie sind keine Literatur im strengen Sinne, aber sie geben Lebenstatsachen und bereiten darum die Werdenden auf das Leben und seine Grausamkeiten vor.

In der Unterhaltungsliteratur ist es die Welt der Aristokratie, die besonders interessiert. Es kommt dabei weder auf Lebens- noch auf künstlerische Wahrheit an; die Hauptsache ist Spannung und zum Schluß eine ordentliche Verlobung. Viel hat daran die moderne Zeit nicht geändert; höchstens, daß es statt einer Verlobung einmal eine Scheidung gibt.

Ob M. von Oertzen-Fünfgeld n den **‚Goldenen Augen der Welderslohs‘** (Köln, Bachem, geh. M. 2.50; geb. M. 3.50) die Geschichte der halbadeligen Schreiberstochter erzählt, oder Eva Gräfin Baudissin in dem Roman **‚Blaues Blut‘** das oftmals abgewandelte Thema von der schönen Aristokratin, die ihr Herz bezwingt und den Geldsack heiratet— aus purer Familienrücksicht natürlich — von neuem abwandelt, — es bleibt immer die gleiche Mischung von glattem Stil, glatter Konstruktion, glatter Schablone, die ihre papierene Welt erbaut. — Ungleich tiefer gefaßt und ernst gearbeitet ist der Roman der Gräfin Uxkull **‚Die Wege des Freiherrn von Wolfsburg‘** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geh. M. 4.50; geb. M. 5.50). Dieser aristokratische Eroberer praktischer Ziele, der dem Staatsdienst Valet sagt, um als Sekretär eines amerikanischen Globetrotters ein abenteuerliches Leben zu führen, ist eine Figur, die in unserer Zeit durchaus möglich ist, ebenso möglich wie sein Siegeszug als Führer der großindustriellen Macht, wie sein rücksichtsloses Vorwärtsstürmen, das seine feinfühlige Frau, die reiche Jüdin, in den Tod treibt, ihm aber alle Wege frei gibt, die wieder zurückleiten in die Kreise, denen er entstammt. Es ist dies ein großzügiger Vorwurf für einen Roman; doch Gräfin Uxkull hat den wuchtigen Stoff gemeistert. Ist dieser Freiherr von Wolfsburg ein Übermensch in ganzem Sinne des brutalen Begriffes, so sind die Heldinnen in Gerhard Oukama Knoops **‚Verfalltag‘** (Berlin, Egon Fleischel & Co., geh. M. 3.50; geb. M. 5.—) so zarte, lebensfremde Trägerinnen uralter Traditionen, daß sie, die

zu Glanz und Würde geboren sind, verlöschen wie Sterne am morgendlichen Himmel.

Die Psyche des Weibes, insonderheit des liebenden Weibes, ist auch eines der meistbehandelten Probleme. Bei Ingelid Edmund **‚Karin Nordhammer'** (Leipzig, Ungleich, geh. M. 3.—; geb. M. 4.—) liegt die Sache einfach: Karin überwindet alle Hindernisse und schließlich auch den Widerstand der Mutter, um dem Geliebten an den Traualtar zu folgen. Weder ist das ein neuer Gedanke, noch ist der alte Gedanke in eine überraschend neue Form gebracht. Ernst Clausen dagegen kompliziert den Fall: er stellt den Mann zwischen seine geistig schaffende Frau, die ihn und das Kind im Stich gelassen hat, um ihr Eigenleben zu entwickeln und die praktisch mit Verstand und Herz schaltende **‚Dora Plattner'** (Leipzig, Grunow, geh. M. 3.—; geb. M. 4.—). Es wird wohl der kategorische Imperativ der bedrohten neuen Liebe sein, die den Mann veranlaßt, seiner Frau um der Kunst willen das Recht auf Mann und Kind unbedingt abzusprechen — oder gibt es auch in der Kunst verschiedene Gesetze für Mann und Weib? Was freilich Dora Plattner anbelangt, so hat sie die unbestreitbare Logik der Tatsachen für sich: Von zwei Frauen siegt stets diejenige, die der Natur am nächsten steht.

Wie in diesem Buch, so ist auch in M. Herberts neuem Werk **‚Die Schicksalsstadt'** (Köln, Bachem, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—) von einem schaffenden Künstler die Rede. Aber die Konflikte werden nicht in der Rückwirkung auf das Künstlerische in den Typen, sondern lediglich als auslösendes Moment privater Erfahrungen ausgebeutet. Die Kunst ist dekorativ verwertet, und ihre Repräsentanten erscheinen darum auch nur als kunstliebende Dilettanten. Die Stadt Regensburg liefert dem Herbertschen Buch feine und dankbare Motive.

Näher kommt Lisbeth Dill der Psychologie des Künstlers durch die Art, wie sie in **‚Die Freiheit'** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geh. M. 3.—; geb. M. 4.—) die Frau des Dichters faßt. Sie kennt die Feindschaft zwischen der Welt der guten Bürgerlichkeit und der freien Bohême und leitet ihren Schützling, nachdem sich das arme Ding an den Kanten einer regulären Künstlerehe die Stirne fast eingerannt hat, wieder glücklich zurück in die Gefilde der Seligen mit festem Beruf und sicheren Einnahmen. — Olga Wohlbrück packt die Frage im Kern. **‚Das goldene Bett'** (Berlin, Concordia, geh. M. 5.—; geb. M. 6.—) ist eine ganz famose Schilderung des Lebens eines Modedichters. Seine Ehe, die, wie jede Künstlerehe eine Frage der Toleranz und der Tantièmen ist, sein Familiengefühl, auf Kosten seiner Lebensklugheit arg verkümmert, sein Siegen, solang er berechnend ist, seine Niederlage, sobald er sich von der Leidenschaft hinreißen läßt — das ist alles glänzend beobachtet und wiedergegeben. Auch das ganze Hasten und Jagen nach Glück, nach Geld, die nervöse Überspannung aller Energien ist fein begriffen, ohne daß die Intimitäten des Theaters und der Börse allzu schonungslos preisgegeben wären.

Menschen von soliderem Schlag sind **‚Die Wacholderleute'** von R. Fabri de Fabris (Köln, Bachem, geh. M. 4.—; geb. M. 5.—). In dem kleinen rheinischen Städtchen rollt das Leben ja auch sachter; trotzdem: auch hier fordert es seinen Tribut, um für ein voll geschüttelt Maß an Leid ein winzig kleines Glück zu geben. Aber ‚Die Wacholderleute' sind zufriedene Menschen; die wackere Lena steht ihrem Mann zu jeder Stunde treu zur Seite; der mißgestaltete Gerd ringt Künstlerträume und Liebessehnsucht so tapfer hinunter, daß er ohne Wunsch und ohne Trauer seine reine Seele aushauchen kann, und der biedere köstliche Onkel Doktor gibt scherzend und nur durch sein Handeln ein Beispiel beständiger Selbstverleugnung — kurz, es ist ein vortreffliches Völkchen, das mit den Wacholderleuten gut Freund hält und gibt uns manche gute Lehre, ohne sie uns aufzudrängen. — Auch Emil Franks Buch **‚Die Schulten vom Brink'** (Köln, Bachem, geh. M. 3.80, geb. M. 4.80) schließt einfaches, bäuerliches Leben in sich. Hier ist es die Geschichte von der üblen Nachrede, die uns ohne Bitterkeit, aber eindringlich und gut erzählt wird.

Die Schicksale eines Schwabenknaben, dessen Urahn schon in Ungarn eingewandert ist, vermittelt uns mit Humor und schlichtem Ernst, je nach dem, Adam Müller-Guttenbrunn in dem Bändchen **‚Der kleine Schwab'** (Leipzig, Staackmann, kart. M. 1.—). Es steckt Kunst in diesen nicht mal hundert Seiten und auch ein Stück Geschichte.

Ein anderer Schwabenjüngling ist's, den Ludwig Finckh die **‚Reise nach Tripstrill'** (München, Langen, geh. M. 3.—) antreten läßt. Auf dem Umweg über den Bodensee und ein Stück der Wüste Sahara findet er das Land der Sehnsucht, sein Trippstrill, in der eigenen Brust, freilich erst, nachdem ihm sein trotz Vaterzorn und sonstiger Wirren treu gebliebenes Schätzle den Weg gewiesen hat. Was der Bursche und sein treuer Weggefährte, der

sinnige und auch wieder humorvolle Hannoveraner während der vier Wanderjahre alles erleben und erleiden, wie sie, tüchtig, ehrlich, arbeits- und lebensfroh trotz aller Liebespein, ihr Schicksal meistern, das ist so lieb und frisch erzählt, daß man den Frauenbund gern begreift, der Findh den Preis zuerkannt hat.

In die alttestamentliche Welt leitet Willy Seidel in seiner Legende **'Absalom'** (Stuttgart, Bonz, geh. M. 3.—) den Leser. Die Tragödie des alten Vaters, der sich von seinem Lieblingssohn bekämpft sieht und der in all den Irrgängen des jugendlichen Herzens doch nichts anderes erblicken kann als die Strafe alter Blutschuld, ist packend durchgeführt.

Otto Hauser läßt **'Faustulus'** (Bonz, Stuttgart, geh. M. 2.—), den Sohn des großen Doktor Faust und der schönen Helena, lebendig werden. Es wäre gerade kein Schicksalsschlag, wenn der edle Knabe tot geblieben wäre.

Etwas steif schreitet Siegfried Trebitsch **'Des Feldherrn erster Traum'** (Leipzig, Insel, geh. M. 2.—; geb. M. 3.—) einher. Es ist das Buch des Helden, dem die Tat so eigen war, daß er sogar ihren Ruhm verachtete und, jeder eitlen Regung bar, namenlos in Charons Nachen stieg.

Die vier Novellen endlich, die Rudolf G. Binding in dem Band **'Die Geige'** vereinigt hat, schließen als das Beste den Reigen der heutigen Bücherschau. Ihr Genuß setzt reife Leser voraus. Die Probleme sind zum Teil heikel, aber durchaus künstlerisch und dezent gelöst.

v. B.

Unsere Kunstbeilagen

Feuerbachs 'Konzert' ist dem Aufsatz „Anselm Feuerbachs religiöse Krisis" von Dr. Max Schwarz beigegeben.

Die Bilder von Friedrich Wasmann sind in dem Artikel über den Künstler von Rudolf Klein gewürdigt. Die drei einfarbigen Bilder wurden nach Privataufnahmen im Besitze des Eigentümers Bernt Grönvold, das farbige Bild nach einer Reproduktion in Seemanns Verlag vervielfältigt.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



G. B. Tiepolo / Die Weisen aus dem Morgenlande





Zehnter Jahrgang Dezember 1912

Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

I. Der Lebensgang.

1.

In seiner Schrift ‚Europa und die Revolution‘ hebt Görres den Unterschied zwischen dem Charakter des Deutschen und dem des Italieners hervor: der Deutsche habe eine starke Vernunft, wiewohl er bisweilen unverständlich sein könne, eine lebendige Phantasie, der er oft nur stammelnd Ausdruck gebe, eine tiefe Empfindungsweise, zu der sich aber kein Takt geselle, große Willenskraft ohne die Fähigkeit, sie mit Geschick anzuwenden, das höchste und tiefste Streben, das aber den gegenwärtigen Augenblick und das Erreichbare, das doch immer in der Mitte liegt, außer acht lasse. Als Grundzug des italienischen Volkscharakters bezeichnet er den religiösen Instinkt, der sich zu verkörpern suche und sich daher in der Sinnenfülle von ‚Gesundheit, Wärme, Leben und Leidenschaft‘ kundgebe. In der Religion kenne der Deutsche diese plastische Form des Südens nicht, sondern die ethische Strenge, die ‚geistige Überzeugung‘, einen Zug nach dem Eigentümlichen und einen Trieb nach Freiheit, so daß er der äußern Form nicht ‚mit unbedingter Hingabe‘ wie der Südländer anhange.

Diese verschiedenen Eigenschaften, die sich zu widersprechen scheinen, liegen in Görres Charakter und in seiner ganzen Denkweise: stammt er doch väterlicherseits von einem urwüchsigen deutschen Geschlechte, das seit langem in der Gegend zwischen der Mosel und der Maas Boden gefaßt hatte, so daß der Name dort sowohl in der untern als auch in den mittlern Schichten der

Bevölkerung ziemlich verbreitet ist, und mütterlicherseits von eingewanderten Italienern: noch sein Großvater war Italiener. Es ist auch bezeichnend, daß Görres im Knabenalter beim Lesen der Geschichte stets gewünscht hat, in Italien geboren zu sein.

Als das älteste der sieben Kinder eines Koblenzer Holzhändlers zwölf Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution geboren, wuchs Görres in einer gesunden bürgerlichen Umgebung auf, in der feste sittliche Grundsätze maßgebend waren. Der Geist der französischen Aufklärung wehte aber allmählich auch nach dem Rhein hinüber und erfüllte manche Gemüter unter den rheinländischen Bürgern mit den freudigsten Hoffnungen. An dem siebzehnjährigen Görres, der voller Erwartung allem Ungewöhnlichen entgegenstürmte, konnte dieser Geist nicht spurlos vorübergehen: statt die in der Lateinschule der Jesuiten und später am Koblenzer Gymnasium gesammelten Kenntnisse regelmäßig weiter auszubilden, stürzte sich der kaum dem Knabenalter Entwachsene in die Politik der radikalen Aufklärung; seine Absicht, Medizin zu studieren, opferte er seiner Begeisterung für politische Interessen. Die Regelmäßigkeit des Unterrichts im Geleise des Althergebrachten konnte dem stürmischen Jüngling wenig zusagen: hatten doch die Lehrbücher Gottscheds und Adelungs schon auf den aufgeweckten Knaben einen abstoßenden Eindruck gemacht, so daß er besonders an dem Lehrbuch Gottscheds sich dadurch zu rächen gesucht hatte, daß er es an einer Schnur ans Bein band und es hinter sich über die Straße schleifte.

Der frühreife Jüngling fühlte das Bedürfnis, über die enge bürgerliche Atmosphäre seines Vaterhauses hinauszugehen: es wühlten in ihm Kräfte und Fähigkeiten. Seinem stürmischen Gemüte kam die stürmische Zeit entgegen. Er lebte und webte in den radikalen Gedanken und Versprechungen der Revolution und machte die politische Schwärmerei mit Selbstvergessenheit durch: riß doch der Geist der französischen Revolution damals manchen mit, der später, wie ernüchtert von einem Rausche, zurückbebte vor den Früchten, die sie gezeitigt hatte.

Görres mußte sich ‚mitten aus einer kriechenden und wedelnden Zeit' auf alle Weise herauszuretten suchen. Wo sonst hätte unter den damaligen Verhältnissen ein junger Mensch, in dem ein unversiegbarer Quell von Begeisterung sprudelte, die Möglichkeit gefunden, seiner Begeisterung Luft zu machen? Ließ sich doch die damalige Zeit als ein neuer Frühling voller Versprechungen für die europäischen Völker an, und wer hätte sonst an einen solchen Frühling glauben sollen als die Jugend, die sich betätigen wollte? Die Jugend hat ja noch keine Erfahrungen und kennt daher keine Hindernisse: sie glaubt an begeisternde Worte, weil sie noch nicht weiß, was die wahren Taten sind.

Bald lernte Görres durch eigene Erfahrungen die unerbittliche Wirklichkeit kennen, nachdem er die Menschen und die Dinge in seiner Heimat und in Paris, wohin er mit einer Mission betraut gewesen war, genauer, ohne Selbsttäuschung gesehen hatte. Die Begeisterung, womit der Zwanzigjährige das Ideal des allgemeinen Friedens dargestellt, die stürmische Hoffnungsfreudigkeit, womit er das Rote Blatt und den Rübezahl herausgegeben und im Vereine der Patrioten in Koblenz und Mainz schwungvolle Reden gehalten hatte,

waren schon einige Jahre darauf verflogen. Der 18. Brumaire brachte die Herrschaft Napoleons, auch hatte er inzwischen den weiten Abstand zwischen seinem Ideale der Freiheit und der Wirklichkeit kennen gelernt, die noch so wenig für die Freiheit vorbereitet war.

Bald schaute er schon auf seine frühere revolutionäre Begeisterung wie auf etwas Überwundenes zurück, aber ein Gefühl der Wehmut beschlich ihn, wenn er die Asche sah, zu der das lodernde Feuer seiner Jugendhoffnungen verbrannt war: waren doch diese Hoffnungen auf das Wohl und die Freiheit der Menschen, auf das heranbrechende Heil der Erde nur der Ausdruck einer glühenden Seele, die ohne Hingebung nicht leben konnte, und die jetzt nach einem andern Glauben aussehen mußte. Wehmütig überschaute der junge Görres die Jahre, in denen er so viele Kräfte nach allen Seiten hin glaubensfreudig, aber unnütz ausgegeben, wo er den Menschen unbeschränktes Zutrauen entgegengebracht, und wo seine Begeisterung keinen einzigen Schatten gehabt hatte. Jetzt sah er den Bau seiner schönen Träume in Trümmern, und die herrliche Gegend, die er sich dazu gedacht hatte, lag in trauriger Öde vor ihm. An die sechs Jahre hatten seine Träume angedauert, um so unerbittlicher war jetzt das Erwachen. Und so ruft der junge Mann, auf seine Träume zurückblickend, aus: ‚O schade, ewig schade um die schöne Pflanzung, da schossen die Blumen, die Gesträuche, die Bäume so üppig empor; es war mir in ihrem Schatten, in ihrem Dufte so wohl. Jetzt alles verwüstet, da stehen noch die traurigen Wurzelstöcke . . . Nur einmal im Menschenleben blüht die Aloë.‘

Aus diesem Zusammenbruch seiner Jugendideale rettete er aber den Glauben an die Bestimmung des Menschen. Je stärker sein Wirklichkeitsgefühl wurde, um so reiner mußte auch sein Glaube und die Betätigung seines Glaubens werden. Wie er selbst bemerkt, konnte ihm nun kein falscher Glanz mehr Sünder zu Heiligen verklären. Jetzt wollte er ein ungeschminktes Bild vom Leben gewinnen und keine Hingebung mehr verschwenden dort, wo sie gar nicht angebracht war. Nur was aus wahrhaft edler und zugleich reifer Gesinnung hervorging, konnte ihn nunmehr anziehen. Hatte er doch noch andere Quellen in seiner Seele als die der Politik. Er ahnte, daß er im Umgange mit den edelsten Geistern aus der Vergangenheit und mit dem Geiste der Vergangenheit selbst, im Verkehre mit der Natur, der Wissenschaft und den Denkmalen der Poesie und Kunst eine Betätigung seiner Kräfte finden werde, die ihn zu einem neuen Leben erwecken müßte. Vierzehn Jahre später schließt er in einem Briefe an den Freiherrn von Stein die Erzählung seiner stürmischen Revolutionsjahre: ‚Das ist die Geschichte meines Jakobinismus, ich habe mich in meinem Leben über nichts zu schämen. Nie habe ich meine Gewalt zum allergeringsten Attentat gegen meine Mitbürger mißbraucht. Nie habe ich etwas angegriffen, was ehrwürdig gewesen ist. Ich habe zu einer Zeit größtenteils die Stellen im Lande besetzen helfen und keine für mich genommen, auch nichts als Schulden aus der ganzen Bewegung für mich gewonnen.‘ Und ein andermal ruft er aus: ‚Ich habe geirrt in meiner Jugend, aber ich habe mich keines Irrtums zu schämen.‘ Der glühende

politische Idealist beschloß seine revolutionäre Laufbahn als Lehrer der Naturwissenschaften an der Sekundärschule in Koblenz.

2.

Im Alter von 25 Jahren vermählte sich Görres mit Katharina von Lasaulx. Sie war die Tochter des Hofrats von Lasaulx, der von einem lothringischen Geschlechte stammte, das in Koblenz ansässig war. Sie war gebildet und schön. Etwa zehn Jahre nach ihrer Verheiratung berichtet ein Augenzeuge: ‚Ihr sanftes Bild als einer Madonna des deutschen Mittelalters entweicht mir nie.‘ Ein anderer nennt sie ‚die liebe, sinnige, lächelnde Frau‘ und ist begeistert von ihrem ‚höchst liebenswürdigen, guten und zarten Wesen‘. Als Bräutigam schreibt Görres, sie sei warm in ihren Empfindungen, aber im Laufe ihres Lebens ‚nur zu oft der Notwendigkeit ausgesetzt, ihnen Gewalt anzutun und sie zurückzutreiben‘. Auch war sie ‚weniger verschönernd und hoffend‘, d. h. weniger enthusiastisch als er selbst. Sie mag eine Erscheinung von abgeschlossener, tapferer, nicht schwärmerischer Weiblichkeit gewesen sein. Frau Katharina Görres stand in der Jugend unter dem Einfluß der Ideen der Aufklärung und scheint damals die dem Zeitgeiste eigene Auffassung von der Frauenemanzipation geteilt zu haben. Um es auch äußerlich zu zeigen, opferte sie ihre schönen Haare der Mode. Görres war in die schönen Haare seiner Frau so verliebt, daß ihn darüber ein tiefer Schmerz ergriff und er bittere Tränen weinte. Sie kannte verschiedene Sprachen und war gewohnt, ihm die eine und andere Arbeit abzunehmen, für ihn Exzerpte zu machen; bei seinen altdeutschen Studien arbeitete sie mit ihm zusammen und eignete sich die altdeutsche Sprache so an, daß sie darin ganz frei lesen konnte. Beide waren sie wie selten Mann und Frau aufeinander gestimmt, so daß Görres neunzehn Jahre nach seiner Verheiratung ihr schreiben konnte, nachdem er erfahren hatte, daß, während er sich mit der spanischen Sprache beschäftigt, sie ebenfalls diese Sprache erlernt habe, dies sei ein Beweis mehr von der prästabilierten Harmonie des alten Leibniz, und er fügte hinzu: ‚Es ist sonst auch gut, daß wir beide gleich wenig nach Dingen fragen, worüber andere Leute sich „verraufen“ wollen.‘

Diese Wahlverwandtschaft fühlte schon der Vierundzwanzigjährige deutlich, als er um sie warb. Er schrieb ihr damals: ‚Nein, nur Du warst für mich; so wie Du lebst und webst, so bedurfte ich Deiner, zerreiße dies Band, und mein Herz fällt auseinander, es ist aus mit ihm. Ich berechne mit Schaudern, was dann aus mir werden könnte, ein kalter, kalter Menschenhasser mitten unter Schutt und Graus auf der Brandstätte seines ehemaligen Glückes. Aber nicht wahr, das kann nicht so werden . . . Bei Dir werde ich mich bewahren vor Erkaltung und Überdruß, an Deinem Herzen finden, was alles außer mir sonst versagt.‘ Wenn nicht dieses tiefe Gefühl ihn zurückgehalten hätte, schreibt er einmal an seine Braut, so wäre er in die weite Welt hinausgestürzt und hätte sein Grab vielleicht im Innern Afrikas gefunden. Die Liebe zu seiner Braut ist bei ihm verwachsen mit seinem ganzen Wesen; er hat das Bewußtsein der Unvergänglichkeit seines Gefühls: es ist keine Wirkung der Einbildungs-

kraft, sondern aus seiner ganzen Seelenbeschaffenheit mit unüberwindlicher Kraft entstanden; es ist nicht überwältigende Leidenschaft, die an den erhöhten Augenblick geknüpft ist, sondern es hat bei aller Tiefe eine äußere Ruhe, eine Gleichmäßigkeit des Ausdrucks. Daher sind die Görresschen Liebesbriefe, wiewohl ihnen die Poesie der Leidenschaft fehlt, eines der schönsten Denkmäler der Liebesäußerung.

‚Was ich war, war ich immer mit ganzer Seele, und so liebe ich auch aus ganzer Seele,‘ bemerkt er einmal. Die treueste Männlichkeit, eine seltene Ungebrochenheit des Gefühls spricht aus seinen Briefen an seine Braut. Es war seine erste und letzte Liebe, und er hatte das volle Bewußtsein, daß, wo er einmal zu lieben angefangen hatte, kein Mißverständnis, keine Trübung oder gar die Abbrechung seiner Beziehung möglich sei. Nicht nur hat er keine Furcht vor den zerstörenden Wirkungen der Zeit, die ja oft auch das innigste Gefühl nicht verschonen, sondern er hat vielmehr die volle Sicherheit, daß die Zeit seinem Gefühle nichts anhaben könne, weshalb sich auch kein Zweifel der Überlegung, kein Mißtrauen da hineinmischen kann. Stets begleitet ihn das Bild seiner Geliebten: während der Dreiundzwanzigjährige nach Paris kommt, wo er Gelegenheit hat, die Kunstschätze zu betrachten, sieht er überall ihr Bild vor sich; die gehobene Stimmung seiner Liebe hilft ihm über seine Erfahrungen mit den Menschen hinweg, so daß er die reinern und bessern Seiten an ihnen zu sehen geneigt ist; er behält trotz aller trübenden Wirklichkeit seinen reinen Glauben an die Zukunft, nicht nur an seine eigene, sondern auch an die der Menschheit; überall erhebt ihn sein reines Gefühl über den Anblick des Unreinen und Unechten, das ihm in den Weg tritt. Alle seine andern Gefühle werden durch jenes belebt. Die leiseste Erinnerung an die glücklichen Stunden weckt in ihm in der Fremde eine starke Sehnsucht nach seiner Heimat, wo seine Geliebte weilt: ‚O ich wäre recht unglücklich,‘ schreibt er an sie, ‚wenn ich zweifeln könnte, daß Du mich nicht mit gleich reiner, warmer, inniger Liebe liebtest, deren ich bedarf, wenn mein Herz nicht verwildern soll.‘ Sein starkes Temperament bedarf eines unwandelbaren Bildes, an das er denken, dem er sich hingeben könnte.

Der Weg zu seiner Braut war nicht ohne Dornen: nicht leicht fiel es ihm, die Zustimmung ihrer Eltern zu erlangen, aber seine Liebe gab ihm das siegreiche Vertrauen zu sich selbst, öffnete in ihm die Quellen der Begeisterung und erfüllte ihn mit erhöhtem Leben von der Schwelle des Jünglingsalters bis zu der des Mannesalters. ‚An alles, was meinem Herzen nur wert ist,‘ schreibt er, ‚ist sie geknüpft, alle meine Gefühle, alle meine Empfindungen werden in ihrem Medium geboren; reißt sie aus meinem Herzen, und alles, was dort ihr so innig verbunden ist, wird folgen und eine grause Öde zurücklassen, in der nur ein paar bleiche Schatten ehemaligen Glückes umherschwirren, ein paar Funken voriger Wärme aufglimmen.‘

Die Ferne seiner Geliebten erregt in ihm ein Gefühl tiefer Wehmut. Aus Paris schreibt er, er habe zu wiederholten Malen die Grenzen der Stadt überschritten, um sich wenigstens seiner Geliebten näher zu fühlen, und wenn er nach Hause zurückkehre, starre er in die Glut des Kamins, und unaussprech-

liche Empfindungen bemächtigen sich seiner; er selbst suche sein Gefühl der Wehmut noch zu steigern, und die Schmerzen, die er dann empfinde, seien denen ähnlich, die er früher im Gefängnis durchgemacht habe. Die Briefe, die er von seiner Braut bekommt, sind für ihn wie eine Labung, und solche Brieftage wahre Festtage; selbst die ausgestrichenen Worte sprechen zu ihm von dem, was er aus den Briefen selbst nicht herauslesen kann. In dem Bewußtsein, einen wahren Schatz von Liebe zu besitzen, sucht er die Einsamkeit auf, wo er sich unbelauscht und ungehindert mit seinen eigenen Gedanken unterhalten konnte. Neben dem Gefühle einer leisen Wehmut, das er nicht los werden kann, solange er seine Braut noch nicht ganz sein eigen zu nennen vermag, enthalten seine Briefe auch den gesteigerten Ausdruck von Zuversicht, Gemütsfrische und unmittelbarer Jugendkraft. Und so wendet er sich einmal an seine Braut: ‚Meine Kätty schwebt um mich, und aller Zauber ist wieder hergestellt, ich kann wieder untertauchen in den Strom äußerer Eindrücke und wenigstens auf Augenblicke vergessen, daß ich ausgestoßen bin am Ende meiner Kindheit aus dem Paradiese der Natur, und daß ich von dem Baume des Wissens und Kennens gekostet habe.‘

3.

Nachdem Görres in der Zurückgezogenheit seiner Vaterstadt an die fünf Jahre mit naturwissenschaftlichen und literarischen Studien verbracht hatte, verlangte es ihn, seinen engen Wirkungskreis in Koblenz zu verlassen. Er habilitierte sich an der Heidelberger Universität. Hier hielt er Vorlesungen über mannigfache Gegenstände, nicht nur über Naturphilosophie, sondern auch über Literatur und Ästhetik. In Heidelberg war damals ein Kreis bedeutender Menschen. Die Geister waren ziemlich gespannt: die einen neigten zum Klassizismus, die andern zur volkstümlichen, urwüchsigen Art und bekämpften den Klassizismus, der ihnen als die Frucht eines Treibhauses, ja als eine schädliche Pedanterie erschien. Görres trug durch seine Vorlesungen und mit seiner Feder viel dazu bei, die gespannten Geister aufeinanderplatzen zu lassen. Nicht nur durch den Inhalt seiner Vorlesungen, sondern auch durch ihre Form erregte er Ärgernis bei denen, die das Heraustreten aus dem gewohnten Geleise akademischer Gelehrsamkeit für etwas Unerhörtes hielten. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, über die er Vorlesungen ankündigte, und die Vernachlässigung der üblichen Formen konnte selbst einen Menschen wie Schelling stutzig machen, um so mehr mußten die abgemessenen Verstandesmenschen daran Anstoß nehmen. Der Bruder des schweizerischen Geschichtschreibers Joh. von Müller konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß Görres seine naturphilosophischen Vorlesungen, die er im Jahre 1807 hielt, mit den Worten begonnen habe: ‚Meine Herren, es gibt nur zwei Klassen von Menschen: erstens die mit poetischem Geist gesalbt sind, zweitens die Philister.‘ Wie ein starkes Scheidewasser bei der Trennung der Geister in das klassische und romantische Lager wirkte damals die Zeitung für Einsiedler, die Achim von Arnim zusammen mit Görres herausgab. Es war Görres unmöglich, seine Eigentümlichkeit, sei es im gesprochenen, sei es im geschriebenen Worte, zu verleugnen. Zwar suchte er zu Anfang seines Aufenthaltes in

Heidelberg friedliche Beziehungen mit dem alten Voß zu unterhalten, so daß er sogar berichtet, er helfe dem alten Voß, der ihn ganz lieb gewonnen habe, Haus und Garten einrichten, aber auf die Dauer konnten Beziehungen zwischen so ganz verschiedenen Charakteren nicht bestehen: mußte doch Görres in der ganzen Auffassung des Altertums und der Mythologie notwendig auf die Seite Creuzers, des entschiedenen Gegners der Vossischen Ansichten, treten; auch war Voß zu unduldsam, als daß er von seinem Rationalismus hätte abweichen mögen, und so geriet er in einen tiefen Widerspruch zu Görres und den Romantikern. Der Schulmann Friedrich Kohlrausch war Zeuge sehr heftiger Äußerungen, die Voß über Görres und Creuzer machte: seine Abneigung gegen beide Männer ging so weit, daß er schon bei der Erwähnung roter Haare, da beide rothaarig waren, immer in Wut kam.

Die Ansichten in den Kreisen der Gebildeten und der Hochschule spitzten sich bald dermaßen zu, daß der Kampf, der sich im stillen vorbereitete, bald auch offen ausbrechen mußte. Görres gehörte nicht zu denen, die den Kampf scheuen, sondern er mag vielmehr nach einer Gelegenheit gesucht haben, seine Überzeugung mit ungeschwächter Entschiedenheit zu vertreten. Sie könnten noch mehr bekommen, wenn es ihnen darnach gelüste, hauptsächlich aber sollten sie durch Neid verzehrt werden, schreibt er von seinen Heidelberger Gegnern. Er war bereit, nicht nur ihre Pfeile aufzufangen, sondern auch leichtes und schweres Geschütz aufzufahren und sich in die Mitte des Kampfgewühles zu stürzen.

Der Aufenthalt in Heidelberg sagte ihm in jeder Hinsicht zu, denn er konnte hier nach verschiedenen Seiten anregend wirken. Er lebe seit zwei Jahren wohl und vergnügt, ohne Amt und ganz frei wie ein Vogel, berichtet er zu Anfang des Sommers 1808, und kurz darauf schreibt er: ‚Ich bin mit viel guten Leuten in Verkehr gekommen, in deren Leben das Zusammentreffen mit mir nicht verloren sein wird, die Blume der Universität ist immer um mich her gewesen, ich habe sehr viel zugelernt, viel gearbeitet und erfahren.‘ Unauflösliche Bande der Freundschaft verknüpften ihn in Heidelberg mit Achim von Arnim und Clemens Brentano. Schon in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes berichtet er: ‚Für uns ist übrigens hier Brentano unschätzbar, er hat eine herrliche Büchersammlung, sehr schöne eigene Arbeiten hat er uns mitgeteilt, und seine eigene Person selbst ist interessanter als das beste Buch.‘ Im Februar 1808 schreibt Arnim an Brentano: ‚Bei Görres bin ich abends meist. Wir leben recht wohl zusammen. Er studiert viel, besonders zur Geschichte der Philosophie, und trägt sie mit innerem Leben vor, da scheint auch seine eigentümliche Poesie zu sein. Die übrige Welt schaut er gar zu gern bloß von der ekelhaften Seite an . . . Die Wissenschaft hat das Eigene, sie packt so ausschließend. Es ist schon sehr viel, daß er dessenungeachtet nicht ungerecht ist gegen Dichter.‘ An der Universität stand ihm am nächsten Creuzer, den er nicht nur für den geistreichsten Gelehrten in Heidelberg hielt, sondern auch für frei von allem Hochmut und von aller den deutschen Gelehrten eigenen Zunftkrankheit. Auch Creuzer fühlte sich zu Görres hingezogen und würdigte ihn vollauf als Menschen, Schriftsteller und Gelehrten. In Erinnerung an

die Jahre, wo er zusammen mit Görres an der Heidelberger Universität gewirkt hatte, schrieb der alte Creuzer: ‚Er wurde mein Freund, ist es geblieben, und ich verdanke ihm viel.' In einem Briefe an Görres selbst gestand er, sein Umgang sei ihm notwendig geworden, seine Nähe wohltuend, und er hätte noch gern allerlei wissenschaftliche Anregungen von ihm empfangen.

Schon im Anfang seiner Lehrtätigkeit in Heidelberg war Görres erstaunt, eine stattliche Menge von Zuhörern in seinem Hörsaal zu finden und auch eine ganz unerwartete Begeisterung. Er wußte sich bei seinen Zuhörern durchzusetzen und den unausbleiblichen Widerspruch, der sich gegen jede Eigentümlichkeit regt, bald zu dämpfen. ‚Meine ästhetischen Vorlesungen habe ich jetzt mit einem ziemlich großen Zulauf angefangen,' berichtet er im Winter 1807. ‚Die Studenten, weil ich mich keineswegs nach ihnen akkomodieren wollte und kaltblütig zusah, was sie räsonieren mochten, und wie der Haufen allmählich sich verlief, akkomodieren sie sich nun nach mir; und da alle Meinungen und Urteile, die sie nach und nach gefaßt hatten, sich als falsch befunden haben, echauffieren sie sich nun wirklich für meine Person und meine Lehre. Daher kann ich, wenn ich nur will, hier allerdings eine Schule bilden.'

Bald merkte er jedoch, daß er an der Heidelberger Hochschule zu keiner eigentlichen Stellung gelangen werde, zum guten Teil wegen der entschiedenen Haltung seiner Gegner; war er doch der Vossischen Partei ein Dorn im Auge, obschon er, wie er selbst bemerkt, nie gegen jemand so bescheiden war wie gegen Voß. Die Überzeugungen des jüngeren Mannes ließen aber den alten Rationalisten nicht zu Ruhe kommen, nachdem er ihn förmlich gezwungen hatte, ihm sein romantisches Glaubensbekenntnis abzulegen. ‚Er schämte sich nicht,' schreibt darüber Görres, ‚hier bei den Leuten, denen er Einfluß zutraute, herumzugehen und gegen mich als Verführer der Jugend mit Schwärmereien und dergl. zu reden und die Leute zu bereden, mich von der Universität zu entfernen.' Zu enge wurde es Görres in dieser Atmosphäre. Inzwischen lief er Gefahr, seine feste Anstellung in Koblenz einzubüßen, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als nach Koblenz zurückzukehren und seine frühere Lehrtätigkeit an der Sekundärschule aufzunehmen.

Umsonst schaute er sich nach einer ihm entsprechenden Lehrtätigkeit um. Es wäre doch schändlich, wenn er noch weiter seine Zeit auf seine Schulbuben in Koblenz verschwenden und ohne geistige Hilfsmittel dort sitzen müßte, schrieb an ihn Arnim. Aber die Verhältnisse gestalteten sich so, daß Görres die materielle Sicherheit seiner Stellung in Koblenz den unsicheren Aussichten auf eine Professur an der Universität in Landshut vorziehen mußte, wiewohl ihn seine Freunde nach Bayern riefen, und Clemens Brentano meinte, daß, wenn er nur für ein halbes Jahr nach Bayern wegkommen könnte, er wohl zu einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Stellung kommen würde. Selbst den Gedanken, sich bei günstigerer Gelegenheit an der Heidelberger Universität von neuem zu habilitieren, mußte er jetzt aufgeben, nachdem Creuzer ihm entschieden davon abgeraten hatte, da die Fakultät, bei aller Achtung für seine Person, seine Rückkehr kaum gebilligt haben würde: er deutete dabei auf die

Entschiedenheit der Görresschen Ansichten hin und auf das Verlangen der Professoren, in ihrer Ruhe nicht gestört zu werden.

Allzu groß war die Neigung zum Berufe eines Hochschullehrers bei Görres selbst nicht; hatte er doch schon vor seiner Ankunft in Heidelberg bemerkt, das Universitätsleben habe für ihn wenig Reiz wegen der einseitigen Gelehrsamkeit, des kleinstädtischen Tones und der Brotkonkurrenz, die da herrschen. Kurz bevor er Heidelberg verließ, bemerkte er, er sei nicht dazu geeignet, immer wieder das gleiche Stück zu spielen und den einmal zurückgelegten Kreislauf immer von neuem zu beginnen. Und etwa vier Jahre später schrieb er an den französischen Gelehrten Ch. de Villers: ‚Aber bekömmt denn Ihnen das Universitätsleben? Schwerlich sonderlich; unter den vielen Staatssteifigkeiten ist diese offizielle Weisheitsspenderin auch eine der steiferen, und es gehört die wahre lederne Nachgiebigkeit dazu, um sich recht wohl darin zu finden. Dieser ewige, in sich zurückkehrende Kreislauf durch die vorgeschriebene Bahn des Kompendiums führt unausbleiblich zum leblosesten Mechanismus. Und dann die durchgängige Unwissenheit der sogenannten Musensöhne, der man auch gar nichts bieten kann, die materiellen Zwecke, die sie mit sich bringen und verfolgen, das wenige Leben, ich weiß nicht, ob der Nation, oder allein der gegenwärtigen Generation, das alles hat mir's auch so ziemlich verleidet. Indessen, wollen wir nicht auf Robinsons Insel leben, dann müssen wir uns schon einiges gefallen lassen.‘

4.

Die Herrschaft Napoleons, die damaligen Zustände in Deutschland, die Nebel, die sich immer dichter zusammenzogen und alle Aussicht in die Zukunft verdüsterten, konnten Görres in seiner Zurückgezogenheit nicht teilnahmlos lassen. Schon vor der Schlacht bei Jena fand er die Atmosphäre zum Ersticken, die politische Lage des deutschen Volkes wie auch aller andern Völker unerträglich, um so unerträglicher, als sich kein Ausweg aus den drückenden Verhältnissen bot, in die der Dämon Napoleons Europa hineingetrieben hatte.

Schon als junger Mann hatte er während seines Aufenthaltes in Paris geahnt, wo die Freiheit der Revolution anlangen werde und was aus Republikanern werden könne, die gar nichts vom Geiste wahrer Freiheit in sich tragen, und die ebensowenig Ähnlichkeit mit echten Republikanern haben ‚wie der schmutzigste Savoyarde mit dem Apoll von Belvedere‘. Die Luft, die er damals in Paris einatmete, kam ihm vor wie die eines übelriechenden Pfuhls, und hinter den heroischen Geberden und Worten, die das französische Volk betörten, zeigten sich Eigennutz, Genußsucht und unbeschränktes Strebertum. Er fühlte sich tief abgestoßen von dem ‚bunten Charivari‘, in das sich die so stolzen Ideale republikanischer Freiheit verwandelt hatten. Kein einziger Berührungspunkt war mehr zwischen seinem Empfinden und dieser übertünchten Roheit und Leere. Die Erinnerung an die damals empfangenen Eindrücke konnte sich in ihm nicht mehr verwischen: noch zwei Jahrzehnte später fiel es ihm schwer, seine Abneigung gegen die ‚fatale Stadt mit ihrem Tumulte und den tausend prickelnden, anregenden, verwirrenden täglichen Zufällen und Begebenheiten‘ zu überwinden. Unter den drückenden Verhältnissen, die zu den

Befreiungskriegen führten, war es nicht zu verwundern, daß er den Widerstand gegen die dämonische Gewalt Napoleons als Widerstand gegen das ganze französische Volk empfand.

Kaum hatte er sich von einer ernsten Krankheit erholt, so fühlte er sich nun dazu berufen, seine Feder in den Dienst der Befreiung vom Joche Napoleons zu stellen. Zu Anfang des Jahres 1814 begann er den Rheinischen Merkur herauszugeben, politische Blätter, die wie Waffen wirkten, so daß Napoleon, der mit seinem scharfen Blicke für die Wirklichkeit zu keiner Überschätzung alles dessen neigte, was er in das Gebiet der ‚Ideologie' zu verweisen gewohnt war, mit dem Rheinischen Merkur wie mit einer Großmacht, wie er ihn selbst benannte, zu rechnen genötigt wurde. Der Erfolg dieser geistigen Waffen war durchschlagend. Von dem Einfluß des ‚Rheinischen Merkurs' bemerkt Heinrich Steffens, man könne ihn mit nichts Ähnlichem vergleichen, denn die Görressche Zeitung habe als eine selbständige Macht gewirkt und nach der Vertreibung der Franzosen ‚wie ein eigenes Heer'. Das gebildete Deutschland fühlte darin ein unvergleichliches Ereignis, einen Mittelpunkt, um den sich die Besten des Volkes scharen konnten*.

Görres selbst empfand die Herausgabe seiner Blätter als eine ihm von Gott angewiesene Tätigkeit, so daß er an die Brüder Grimm bald schreiben durfte: ‚Es ist wunderbar, wie all unser Streben, was so sehr in der Luft gehangen, jetzt wurzelt in aller Herzen. Das habe ich nun Gelegenheit mit jedem Tage zu bemerken, und darum darf ich hoffen, daß von dem vielen Samen, den ich streue, gar manches aufgehen wird.' Er fand die rechten Worte zur Bezeichnung des sittlichen Selbstbewußtseins, das im deutschen Volke erwacht war. Man fühlte die sittliche Kraft, die von diesen Blättern ausging: es waren Worte der Mahnung, Ermutigung und unerschrockenen Gerechtigkeit. Ihr Urheber fühlte den Beruf, vor allem auf die Besseren zu wirken und dadurch auch eine Wirkung auf das Volk und auf die Regierenden auszuüben. Die Erfahrungen seiner Jugend konnten ihm dabei nur zugute kommen; er war sich bewußt, nicht vergebens im Kampfe mit dem stürmischen Elemente seine Kräfte erprobt zu haben, die er nun in den Dienst eines hohen Zieles stellte. Seine Betrachtung der Weltereignisse hatte etwas von der der Propheten des Alten Bundes: man spürt oft, daß Görres an den Worten der Propheten eine unerschütterliche Stütze für seine gehobene Stimmung und seine sittliche Kühnheit fand; selbst seine Ausdrucksweise entlehnt er oft der prophetischen Inspiration.

Er führte den Kampf des Rechtes gegen das Unrecht, dem ‚siebenzig Millionen Menschen zu Gebote standen', gegen den Drachen, dessen Gewalt ihm nur als der Ausdruck zusammengerotteter Verworfenheit und ehrgeizigen Machtgelüstes vieler erschien. Er sah in Napoleon eine gerechte Geißel und zugleich ein Werkzeug zur Aufrüttelung der schlummernden Kräfte sittlichen

* ‚Als ich durch Koblenz ging,' erzählt Friedrich Gentz im August 1815, ‚wollte ich die neuesten Stücke des Rheinischen Merkur haben; man verkauft sie nicht einzeln; ich verlangte einen Vierteljahrgang, auch dieser war nicht zu erhalten.'

Bewußtseins, ein Gericht Gottes über die Völker. Napoleons Macht tritt ihm in der Gestalt satanischen Zaubers entgegen, der die Völker festhält, bis sie sich selbst geläutert haben: Der unerhörte Erfolg soldatischen Despotismus müsse so lange sicher stehen, bis das Gottesgericht sein letztes Wort gesprochen haben würde; dann aber müßte der Zauber schwinden und damit auch die bisher unantastbare Kraft. Napoleon charakterisiert er als dämonische Größe, als einen finstern Geist, der seine Macht auf die niedersten Triebe der menschlichen Natur gegründet habe: ‚Dort weiß er gar wohl Bescheid und hat alle Bestien zahm gemacht, daß sie seinen Siegeswagen zogen. Aber von dem Augenblicke, wo ein besseres Leben in ihm erwacht und die edleren Triebe, die nach oben deuten, herrschend werden, begreift er nichts mehr von allem; er findet sich im unbekannten Lande, ihm ohne Pfad und ungebahnt, und seine Vorhersagungen müssen zunichte werden.‘

Die ‚Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug nach Elba‘, worin Görres eine eindringliche Selbstschau Napoleons entwirft, hielten viele für ein wirkliches Erzeugnis des französischen Kaisers. Der aufmerksame Leser spürt freilich an verschiedenen Stellen die satirische Absicht. Mit dämonischer Menschenverachtung erklärt hier Napoleon die Macht, die er auf seine Soldaten ausübe, und zugleich die Feigheit des menschlichen Herzens für ein ihm unerklärliches Wunder und sich selbst für gewappnet gegen alle Gewissensbisse, gegen alle Gespenster der von ihm auf den Schlachtfeldern Hingeopferten.

Görres sieht aber das bald herannahende Ende des Eroberers: die Schlacht bei Leipzig erscheint ihm als der Vorbote dieses Endes und zugleich als der Anfang einer neuen Zeit für die erwachende Würde des deutschen Volkes, weshalb er ihr auch die Wichtigkeit der Schlacht auf den katalaunischen Feldern beimißt. Nur als ein Quell des Heldenmuts haben für ihn die Kriege ihren Wert. Nicht Eroberungskriege, sondern Heldentaten der Verteidigung der gerechten Sache sollen sie sein: ‚Herrlicher ist auf Erden nichts, als wenn ein ganzes Volk in der Blüte mutiger Begeisterung steht und in eines jeden Herzen eine Flamme brennt, die durchscheinend alles Körperhafte im Menschen, der sonst nur Staub und Asche ist und Sinnentrieb, ihn mit dem Schimmer einer höheren Natur umleuchtet . . . Solches ist ein Zeichen, daß Gott mit dir ist, denn er ist immer bei dem Rechte, und von ihm kommt die Begeisterung, die Satanas mit aller seiner Pracht den Seinigen zu geben nicht vermag, weil er selber sie mit seinem Lichte beim Sündenfall verloren.‘

Die anbrechende neue Zeit in Deutschland kann er sich ohne eine wirkliche Verfassung, die ja dem Gewissen einer reifen Nation angemessen ist, gar nicht vorstellen, denn wie die Revolution die Völker wieder zu den Fürsten und zu den unantastbaren Stützen bürgerlicher Ordnung geführt habe, so müsse auch die erlittene Demütigung die Fürsten den Völkern näherbringen. Seine Vorstellung von einer Verfassung ist die von dem gerechten Selbstbewußtsein eines Volkes, von der Stärke des Rechtsgefühls, von unverbrüchlicher Einheit zwischen Volk und Regierung.

‚Jedermann ist hier, in Preußen (wie mir Savigny schreibt), und sicher

überall in Deutschland davon entzückt, das Rechte ist getroffen und wird Frucht tragen,' berichtet ihm Jakob Grimm im Sommer 1814 aus Kassel. Der schwäbische Dichter Karl Mayer schreibt zu jener Zeit an Justinus Kerner: ‚Ich bitte Dich, mach, daß du eine Gesellschaft für den „Rheinischen Merkur" bekommst. Görres spricht fast in allen Blättern, und Du kennst ja seine Geistes- und Gemütsfülle.' Überall wurde der Mut und die Uneigennützigkeit des Rheinischen Merkurs von allen Einsichtigen bewundert, und das Ansehen seines Herausgebers stieg immer höher. Es war nur ein leiser Ausdruck der öffentlichen Meinung, wenn Görres die Stellung eines Unterrichtsdirektors in den Rheinlanden übertragen wurde. Neben der Verwaltung seines Amtes fuhr er fort, jeden zweiten Tag den Rheinischen Merkur erscheinen zu lassen: ‚Die Zeitung, von der ich alles, sogar die Korrektur machen muß, verursacht viele Arbeit; dann wollen meine 700 und mehr Schulmeister abgetan sein . . . Meine Angst ist alle diese Zeit her gewesen, so viele hoffende und harrende Gemüter möchten am Ende sich getäuscht und betrogen sehen, so daß man als Gaukler und Lügner dastünde.' Und wirklich weckte er in den Gemütern die Hoffnung auf bessere und freiere Zustände, auf die Belohnung für die Hingabe, womit das Volk den Kampf zur Abschüttelung des fremden Joches unternommen hatte, auf die Befreiung des Wortes von den engen Schranken, in die es bisher im öffentlichen Leben gebannt war, auf die mutige Beteiligung des Volkes an der Gestaltung der Staatsverhältnisse. Görres ging damals ganz in diesen seinen Gedanken an das Gemeinwohl auf und trug gehobenen Hauptes die schwere Last der Verantwortung, die er sich auferlegt hatte. Als ‚streitbarer Verteidiger gemeinen Rechts und gesunden Menschenverstandes', wie Sulpiz Boisserée ihn nannte, befand er sich aber durch seine Macht über die Gemüter und durch die mutige Offenheit seines Auftretens in einer Lage, deren Gefahren er nur zu bald spüren sollte. Ein Freund Jean Pauls sieht schon im Frühjahr 1814 das Los voraus, das den ‚Rheinischen Merkur' treffen werde: ‚Görres, dessen herrlichen „Rheinischen Merkur" Sie gewiß lesen, erwartet selbst kein besseres Los, als die Edeln in Spanien schon traf.' Es ist, als wenn Görres diese Gefahren auch schon vorausempfunden hätte, da er im Juni 1814 im Rheinischen Merkur auf den Undank hinwies, der tief in der menschlichen Natur wurzelt. Kraft und Ehrlichkeit seien nur so lange geschätzt, als man ihrer bedürfe, dann seien die Klugen geneigt, sogar ein gewisses Übermaß davon zuzulassen; sobald sie aber zu ihrer früheren Ruhe gelangen, dann bemächtige sich ihrer wieder die erbärmliche Furcht vor jeder ehrlichen Kraft und der unüberwindliche Haß gegen die rücksichtslose Rechtschaffenheit; dann sei es wieder mit aller Begeisterung vorbei, und alles Heldenhafte werde von den kühlen Köpfen, die sich während des Sturmes in ihre Winkel zu verkriechen gewußt haben, für Überspanntheit, wenn nicht gar für einen Wahn gehalten.

Der Mut, das unparteiische Bestreben und die Volkstümlichkeit des Rheinischen Merkurs mußten, sobald die Friedenszeit kam, den Kleingläubigen, Kleindenkenden und Kurzsichtigen, insbesondere an den deutschen Höfen, als etwas Unerhörtes vorkommen. Sah sich doch Görres schon nach dem ersten halben Jahre des Bestehens seiner Blätter genötigt, auseinanderzusetzen, was

Wahrhaftigkeit und Biederkeit seien, und daß sie nichts gemein hätten mit ‚Empörung'. Zu wahrer Größe möchten die Völker ihre Herrscher emporgestiegen sehen, ebenso groß in Friedenszeit, wie sie sich in Zeiten der Gefahr erwiesen haben, zu dieser Größe könnten sie aber nur durch die Liebe und Begeisterung der Völker, durch Recht und Gesetz gelangen. ‚Da kommen aber nun jene, denen dies nicht ansteht, die allein gebieten wollen durch die Gewalt, die den alten babylonischen Turm wieder haben möchten, damit in der Verwirrung die Ohnmacht auch sich geltend machen könne, und schreien über Aufruhr, wenn man Feuer anlegt zum dürren Baume, damit die jungen Sprossen Luft und Licht gewinnen.' Achim von Arnim, der die bureaukratische Engherzigkeit in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, sah von Anfang an, daß man früher oder später der mutigen Begeisterung seines Freundes einen Damm setzen werde, und er warnte ihn vor dem Zutrauen zu dem ‚Völkchen der Regierenden', denn dieses kenne keinen Dank für erwiesene Dienste: ‚Es tut mir wahrlich leid, daß Du Dich von den Büchern zu den Menschen gewendet, Du kannst froh sein, wenn Du mit verlorener Zeit davonkommst. Zu einer ansehnlichen Stellung muß man so klebrig sein wie eine Schnecke, um hinaufzukommen, und auf der Spitze muß man schlafen können auf einem Bein wie ein Vogel.' Selbst vor den wohlmeinenden Beamten warnte Arnim seinen Freund: Da sie alle mit schönen Redensarten ausgestattet seien und nur selten Ankergrund hätten, denn am Ende sei der Herr Minister doch über Gott und dem Kaiser; der Kanzler Hardenberg sei ‚ein tyrannischer Schleicher wie je einer an oberster Stelle saß, dabei abwechselnd von unbestimmter Weichheit und einer Zahl schlechter Menschen beherrscht, wie es allen ergeht, die sich scheuen, die Rechte und das Recht zu ehren'. Wenn Görres bisher ungeschoren geblieben war, so sei es zweifelsohne von ‚politischen Spekulationen' des Kanzlers gekommen, meinte Arnim.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens erfuhr der Rheinische Merkur Verbote, anfangs in Bayern, dann in Baden und in Württemberg. Auf dem Wiener Kongreß beschwerte sich im deutschen Ausschuß Bayern über Görres und seine Zeitung. Wilhelm von Humboldt fand diese Beschwerde berechtigt, empfahl aber, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Die Kabalen, die anfangs im geheimen wühlten, taten sich bald auch ganz offen hervor und schreckten vor keinen Mitteln zurück, den mutigen Herausgeber zu Falle zu bringen. Wilhelm Grimm warnte Görres im Frühjahr 1815, gerade zu der Zeit, wo auch in den Regierungskreisen Preußens eine mißbilligende Stimmung gegen Görres rege wurde, vor der Annahme einer Geldsumme, die ihm zugeschickt worden sei zur Unterstützung seiner Bestrebungen: ‚Man will nichts anderes, als die Reinheit Ihrer Gesinnung verdächtig machen durch Ausstreuung von Gerüchten, die nach Graden können gesteigert werden, und damit den Eindruck Ihrer Zeitung aufheben. Daß man schon im Winter die Absicht gehabt, dergleichen zu tun, habe ich aus einigen gefallenen Reden geschlossen.' Man sah sich genötigt, ihm Rechnung zu tragen, und wußte doch nicht, wie man mit ihm abrechnen und ihn unschädlich machen könnte. Seine Person und sein Blatt wurden zum Gegenstande mißtrauischer Aufmerksamkeit und bald sogar

der Verfolgung. Zu seinen heftigsten Widersachern gehörte auch Metternich, sein Landsmann. Der österreichische Staatsmann gestand es später, er sei es gewesen, der ihm ‚die meisten Prügel in den Weg geworfen habe', und zwar hauptsächlich deshalb, weil damals, wo Görres die größte Wirkung auf die öffentliche Meinung ausübte, er in Frankfurt ihn nicht besucht habe, um sich mit ihm zu verständigen*. Eine Note des Staatskanzlers von Hardenberg wandte sich gegen den Rheinischen Merkur, als wenn er das meiste dazu beitrage, ‚Mißtrauen der Regierungen unter sich und der Völker gegen die Regierungen' zu verbreiten. Als nun auch aus Rußland bei der preußischen Regierung Vorstellungen gemacht worden waren, wurde der Rheinische Merkur zu Anfang des Jahres 1816 unterdrückt mit der Begründung, nicht nur beunruhige er die Gemüter der Deutschen, sondern errege auch ‚die Unzufriedenheit und Zwietracht der Völker'. Zugleich verlor Görres nach der Einverleibung der Rheinlande in den preußischen Staat seine Stellung eines Unterrichtsdirektors; man hielt es sogar für überflüssig, ihm den Grund seiner Entlassung anzugeben, seine Gesuche an den König und an den Staatskanzler blieben unbeantwortet, und so mußte sich Görres mit den ihm zugesprochenen 1400 Franken Jahresgehalts, die er früher an der Koblenzer Sekundärschule bezogen hatte, von der Öffentlichkeit zurückziehen. Selbst bei der Begründung der Bonner Universität wurde er, wie es scheint auf die Einmischung des damals mächtigen Ministers Schuckmann hin, übergangen; denn dieser soll sich erklärt haben, es sei doch zu gefährlich, Görres eine Stelle einzuräumen, wo er auf die Jugend wirken könnte. ‚Wenn Du Schuckmann kennen gelernt hast, so kennst Du auch das Miserabelste in unserm Staate, die tiefste Note, und wenn Du dich mit dem verträgst, so wirst du bald der beste Patriot sein,' schrieb an ihn Achim von Arnim.

Es mußte Görres schwer fallen, den Rheinischen Merkur zu opfern. Dem Versuche Bayerns, ihn und seine Zeitung auf bayerischen Boden zu ziehen, konnte Görres nach den vielfachen Erfahrungen nur Mißtrauen entgegenbringen. Sein einziger Trost war das Bewußtsein, die Besten des Volkes auf seiner Seite zu haben. ‚Mohren werden Sie doch nicht weißwaschen,' schrieb ihm Creuzer und riet ihm, sich wieder in den Kreis der Literatur und Wissenschaft zu begeben, wo er seine geistige Kraft besser anwenden könne als in der Politik, und Achim von Arnim ruft in einem Briefe an ihn aus: ‚Du mußt entweder Meister auf dem Katheder oder Minister am Throne sein.'

Mit der Adresse, die Görres im Namen des rheinländischen Volkes dem König überreichen ließ, weckte er vollends den Haß der Beamtenpartei, die

* In seinen Aufzeichnungen schreibt Metternich: ‚Ich hatte in ihm, selbst zur Zeit seiner größten politischen Aufregung, das Element erkannt, welches sich in seinem spätern Leben siegreich über die Irrtümer, in welchen er zwischen den Jahren 1808 und 1820 befangen war, erhob . . . Hätte — wie ich dazu Schritte getan habe — Görres sich, als das Hauptquartier der verbündeten Monarchen nach der Schlacht von Leipzig zu Frankfurt war, an mich angeschlossen, so würde ihm eine große Stellung auf dem Gebiete der Tatsachen nicht entgangen sein.'

darin eine unerhörte Handlung sah, aber ebensosehr die Neigung und das Vertrauen der Einsichtigen, die in ihm ihren Sprecher fanden. Blücher war über das Verbot des Rheinischen Merkurs und über die Widersacher der Görresschen Bestrebungen im höchsten Grade aufgebracht. Er zeigte es auch, wo er es nur konnte. Zu Ingersleben, dem Oberpräsidenten von Koblenz, sagte er mit Heftigkeit, er selbst habe Görres die Freiheit gegeben, sogar gegen Kaiser und Könige zu schreiben, geschweige denn gegen den Staatskanzler und gegen seine eigene Person, wenn es nottäte, und er allein habe ihn jetzt auf seinem Gewissen. Umsonst suchte Gneisenau, der für Görres eintrat, dem König klar zu machen, daß nur im Volke und nicht in den Kanzleien, in einer freien Verfassung, und nicht in der Geringschätzung der Volksrechte, die Kraft eines dauerhaften Reiches bestehe. Im Dezember 1817 schreibt Gneisenau an Clausewitz: ‚Für Görres, obgleich ich mit seinem Adressenbetrieb nicht zufrieden bin, habe ich hier zu wirken gestrebt und neue Zusicherungen erhalten. Wolle der Himmel, daß solche sich verwirklichen.‘ Und etwa zwei Monate darauf berichtet er an Gröben: ‚Görres jüngste Schrift macht jetzt viel Aufsehen. Man erblickt in ihm einen gefährlichen Volkstribun.‘ Oft mußte es Görres vorkommen, als wenn er an Händen und Füßen gebunden wäre. ‚Ich weiß nicht,‘ schrieb er im Sommer 1817 an Perthes, ‚was aus unserm Vaterlande werden soll; es ist innerlich alles gar zu wurmstichig, faul und feig, und verträgt keine Kritik und weiß kein freies Wort zu achten und zu schätzen.‘ Seine Feinde hatten die Macht in ihren Händen und suchten die Regierung zu bestimmen, ihm ihre Gesinnung durch einen Racheakt zu bezeigen: hatte er doch in der von ihm überreichten Adresse offen und rückhaltlos etwas ausgesprochen, das kein anderer sich erlauben durfte. Bald darauf berichtet ihm Achim von Arnim über die Stimmung in den Regierungskreisen: ‚Die dir übel wollen, und deren sind hier seit dem Adressenanhang viele, hätten vollkommen den Mut gehabt, dir öffentlich alles Böse anzutun. An Hardenberg ist nichts gut, als eine gewisse Milde, die auch Kraft hat, wo es nötig, sich allem entgegenzustellen; vielleicht fand er sich auch bei der Sache kompromittiert: das schützte Dich.‘

5.

Niemand war so geeignet, mit vollem sittlichen Ernst gegen die beginnende Reaktion in Deutschland aufzutreten als Görres. Nachdem er seiner Empfindung über die Ursache der Ermordung Kotzebues in Ludwig Börnes ‚Waage‘ Ausdruck gegeben hatte, verfaßte er im Sommer 1819, in einem einzigen Monat, seine Schrift: ‚Deutschland und die Revolution‘. Er war sich des Eindrucks bewußt, den diese Schrift in den Berliner Regierungskreisen machen werde, und auf die Folgen davon gefaßt. Sein Buch war dazu berufen, ‚als die Deklaration des gesunden Menschenverstandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beschlüssen auf dem Kulminationspunkt der Verrücktheit angekommen ist.‘ Die Urheber dieser Beschlüsse bezeichnet er als die törichtsten ‚Unruhestifter‘, als ‚Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluten anschüren‘. Nun konnten die Gegner des Rheinischen Merkurs ihren Racheakt an Görres aus-

führen: seine Schrift über Deutschland gab ihnen die Handhabe dazu. Sie schlug zündend in die Gemüter ein, und vergeblich suchte die preußische Regierung ihre Wirkung zu lähmen. ‚Überall, wo ich hinkomme, sind mir die Leute zugetan, das Buch hat alles angeregt und aufgerichtet, in Frankfurt war es nach drei Stunden in allen Häusern,' berichtet Görres an seine Frau.

Als Görres in Frankfurt zusammen mit dem Bürgermeister bei Willemer zu Tische saß, wurde der Bürgermeister unvermutet herausgerufen, in einer dringenden Angelegenheit. Görres, der schon gleich nach der Veröffentlichung seines Buches an Sulpiz Boisserée geschrieben hatte, er habe zwar keinen Wetterableiter auf dem Hause, aber doch gegenüber, d. h. in Frankreich, witterte Unheil. Nach einer Viertelstunde kam der Bürgermeister ganz blaß im Gesichte; Görres und Willemer ahnten nun, daß er höheren Auftrag hätte, von dem er keine Mitteilung machen dürfe. Görres verließ sofort das Haus, fuhr über den Main und schlug nun den Weg nach Worms ein, von wo er sich mit aller Vorsicht nach Straßburg begab. — ‚Ich will kein Narr sein, daß ich mich diesen Polizeischindersknechten zum Abmergeln in die Hände gebe,' schrieb er später aus Straßburg an seine Frau, denn es war kein Geheimnis mehr, daß man ihn auf die Festung nach Spandau zu bringen vorhatte. In Koblenz beschlagnahmte man alle seine Papiere und sandte sie nach Berlin. ‚An dem Persischen, Arabischen und den Hieroglyphen vom alten Lassaulx wird sich der Witz abmüßigen können; ich kann Dir keinen Rat geben, aber ich halte mit fester Hand und treuem Herzen mich zu Dir, wo und wie ich vermag,' schrieb ihm der Koblenzer Stadtrat Dietz, der den Auftrag hatte, seine Papiere zu beschlagnahmen.

In Straßburg war er von deutschen Spionen umgeben, die ihn fest im Auge behielten, und an der französischen Grenze standen badische Polizeidiener mit dem Auftrage, sich seiner zu bemächtigen, falls ihm einfiele, über die Grenze zu kommen. Das Gerücht, Görres befinde sich auf französischem Boden, verbreitete sich schnell in Paris, und es machte den Franzosen großen Spaß, daß einem deutschen Patrioten so etwas widerfahren konnte, ja, man erwartete ihn in Paris selbst, wo man ihn auf alle Weise zu feiern gedachte. Überall wurden ihm Sympathien entgegengebracht: Viktor Cousin lud ihn nach Paris ein, damit er dort in aller Ruhe seine Lebensarbeit fortsetze, und die Einwohner von Kolmar hätten es für eine Ehre gehalten, wenn er unter ihnen hätte leben wollen. Görres wußte, daß dieses Entgegenkommen, das er in Frankreich fand, die Regierungskreise in Berlin nahe berühren müsse: waren sie doch von der öffentlichen Meinung in Frankreich sehr abhängig und horchten hin auf die Urteile der französischen Zeitungen.

In den Augenblicken innerer Entrüstung über die ihm zugefügte Unbill gedachte er, zu der einzigen Waffe, die ihm zur Verfügung stand, zu seiner Feder, rücksichtslos seine Zuflucht zu nehmen, um den verblendeten Widersachern in Berlin zu zeigen, ‚was ein Mann vermag, der auf dem Rechte und der Wahrheit steht und sich nicht erschrecken läßt': war es doch den Regierenden in Berlin, insbesondere dem Staatskanzler von Hardenberg, gut bekannt, daß niemand in alle ihre Schwächen und Verworrenheiten so einen Einblick hatte wie er, und

Adolf Schinnerer/Aus dem Zyklus „Teich Bethesda", 1. Blatt



daß sein ernstes Wort vor dem Urteil der Nachkommen noch von weit größerm Gewichte sein werde, als es schon für die Zeitgenossen war. ‚Ich will ihnen wohl kleine flache Kieselsteine an die Köpfe schleudern, daß sie vollends dumm und betäubt werden sollen,‘ schreibt er in einem Augenblicke des Unmuts und der Entrüstung. In dem vollen Bewußtsein, daß er nur die Sache der Gerechtigkeit vertreten habe, schickte er sich aber bald mit Mannesruhe in das ihm zugefügte Unrecht, denn er sah darin eine göttliche Lenkung, eine Art von Zuchtrute für die Gegner des Gemeinwohls seines Volkes. An seine Frau schreibt er: ‚Du aber murre nicht und danke Gott, daß ich ihnen entkommen, denn, hätten sie mich gefaßt, da die Schwäche in der Angst immer tückisch und unversöhnlich wird, sie hätten mich sicher aufbewahrt, bis etwa eine allgemeine Umwälzung mich befreit, und das hätte leicht länger währen mögen als Geduld und Leben, da ich nichts weniger als Zwang und Sitzen vertragen kann.‘ Bei seiner genauen Kenntnis der Verhältnisse und des tiefen Gegensatzes zwischen dem, was ihn beseelte, und der Engherzigkeit der Machthaber, konnte er den Rat des Freiherrn von Stein, sich der preußischen Regierung auf Gnade und Ungnade zu ergeben, keinesfalls befolgen; eine innere Stimme sagte es ihm, wiewohl er aller Ungesetzlichkeit tief abgeneigt war und das Mißliche seiner Lage vollauf empfand. Er wollte nicht der törichten Tyrannei anheimfallen, die ja keinen gerechten Vertrag mit sich schließen läßt. Dieser tyrannischen Gewalt die höhere Macht der reinen Überzeugung entgegenzustellen, hielt er sogar für eine von der Vorsehung ihm auferlegte Pflicht. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich aus der Ferne zu verteidigen. Nur zu bald sah er aber, wie wenig seine Verteidigung, die er an die preußische Regierung gesandt hatte, fruchtete. Wenn er sich an den Bundestag wenden wollte, so wußte er im voraus, daß er auch hier gar nichts erreichen werde, denn ‚man verklagt den Teufel nicht bei seiner Großmutter‘, er wollte dadurch nur die Gelegenheit finden, seine persönliche Angelegenheit zu einer grundsätzlichen Erörterung zu gestalten, um den Leuten die Augen zu öffnen. Er selbst sah den Grund seiner Verfolgung in der sittlichen Macht, die er in den Rheinlanden gewonnen hatte und die seinen Gegnern zu unbequem geworden war, weshalb sie begreiflicherweise ihn in Acht und Bann tun mußten.

Er suchte seinen Trost in andauernder Arbeit und in seinem Berufe, die Wahrheit und Gerechtigkeit zu vertreten: ‚Aber man ist es nicht bloß der Welt, man ist es sich selbst schuldig, den Leuten, die an nichts glauben, zu zeigen, daß es etwas gibt, was sie weder bezwingen noch auch beugen können, und den Beweis zu machen, daß keine Macht auf kann gegen Recht und Wahrheit ... Ich habe niemals Ursache gehabt, gegen die Führung in meinem Leben zu murren.‘

6.

Es kamen die Jahre der Reaktion, in denen Görres von Zeit zu Zeit seine warnende Stimme erhob. Es waren Jahre, in denen kleinliche Maßregelungen, kurzsichtige Verfolgung und gewalttätige Einengung des geistigen Lebens in den meisten Staaten Deutschlands auf der Tagesordnung standen: man hatte Furcht vor jeder selbständigen Regung; man witterte Verschwörungen und

geheime Gesellschaften, wo nichts als das einfachste Verlangen nach frischem Mut und nach Betätigung für das Gemeinwohl zu finden war. Schon der Gedanke von einem einheitlichen Zusammenwirken der Deutschen galt für ein Verbrechen. Es ist, als wenn in den Regierungskreisen der deutschen Staaten dieselbe Ansicht gegolten hätte, die vor den Befreiungskriegen der Marschall Davoust gegen die an ihn abgeordneten Bürger geäußert hatte, er kenne kein Deutschland. Nicht nur der Geheimrat Schmalz, der erste Rektor der Berliner Universität, hielt alles Verlangen nach einer Einigung der deutschen Staaten für eine tolle Deklamation, sondern selbst Friedrich Gentz schrieb über die Görressche Schrift ‚Deutschland und die Revolution‘, der Gedanke von der Einheit in Deutschland sei eine Grille, ähnlich vielen andern Grillen der gleichen Art. Wurde doch in Württemberg sogar nicht erlaubt, das Andenken an den Tag der Schlacht bei Leipzig zu feiern. Der König Friedrich August von Sachsen hätte am liebsten seine Regimenter, welche in der Schlacht bei Leipzig gegen Napoleon gefochten hatten, für Meuterer erklärt. Die preußische Regierung machte sich die Verfolgung der Jugend förmlich zur Aufgabe, ohne zu merken, daß sie gerade dadurch ihre ganze Schwäche zeigte. Sie umgab sich mit einer Schar von Spionen, die eine große Verschwörung entdecken sollten, was aber, wie Görres bemerkt, nur auf ‚konstruierende Metaphysik der hohen transzendentalen Polizei‘ hinauslief. Männer, die sich während der Befreiungskriege als hingebungsvolle und treueste Patrioten erwiesen hatten und deswegen beim Volke im höchsten Ansehen standen, mußten sich gefallen lassen, wie Vaterlandsfeinde verfolgt, überwacht, durch Haussuchungen entehrt zu werden; ihre Briefe wurden erbrochen, ihre Handschriften beschlagnahmt und aufs peinlichste untersucht, sie selbst ihrer Stellungen enthoben und aus ihrem Vaterlande entfernt. Der Verleger Georg Reimer in Berlin berichtet an Frau Görres, ihren Brief an ihn habe er ‚sehr spät und mit den unverkennbarsten Zeichen der Erbrechung‘ erhalten. Von der Staatsinquisition, der nichts heilig war und die in die verborgensten Familiengeheimnisse zu dringen suchte, sagt Görres, es habe zu ihrer Vollendung nichts gefehlt als etwa noch eine Vivisektion, ‚um die Gedanken in ihrer geheimen Werkstätte im Entstehen zu belauschen‘.

Durch den Widerstand, den die Schmalzsche Schrift hervorrief, in welcher kurz nach der Schlacht bei Belle Alliance der ganze Sinn der Freiheitskriege mißdeutet wurde, sah sich die Hofpartei in die Enge getrieben, so daß sie den Schutz des Monarchen anrief, der sie auch zu decken suchte, was Görres als etwas der Majestät wie auch der Nation ganz Unwürdiges bezeichnet, da die Majestät doch über den Parteien zu stehen habe, und der Nation die freie Äußerung über das, was sie angeht und was sie empfindet, gerade dort am wenigsten verboten werden könne, wo sie Anschuldigungen abwehren möchte. Das Ideal der Hofpartei war Erstarrung, die von manchem ihrer Anhänger zum Grundsatz seiner Auffassung des Staatslebens erhoben, von manchem zum Stützpfeiler seiner schwärmerischen Ansicht der bessern Vergangenheit gemacht, von manchem wieder nur zum Schlagwort seiner eigennützigen Beschränktheit gewählt wurde. Der Druck der Zensur war im preußischen

Staate besonders stark; die freie Äußerung mußte sich in die wenigen Gegenden flüchten, wo sie keiner Willkür des Verbotes ausgesetzt war. ‚Man spricht von der Preßfreiheit im Preußischen, diese aber existirt keineswegs, die Censur ist in den Händen des Polizey-Ministerii, des nichtswürdigen Fürst Witgenstein und seines Gehilfen Herrn von Kamptz, eines wahren Philisters,‘ schreibt Freiherr v. Stein an Görres. Man suchte mit allen Mitteln das öffentliche Leben zu ersticken und die Geister einzuschläfern; man wollte ungestörte Ruhe haben, und nur der ganz ruhige Bürger konnte sich seines Lebens erfreuen. ‚Wenn die Fürsten und Minister wüßten, wie philisterhaft man durchgehends wieder ist, so würden sie es zulassen, daß wir uns wieder belebten,‘ bemerkt im Herbst 1825 Niebuhr. Es war, als wenn der Heldenmut der Befreiungskriege einem Traume angehört hätte, so daß man nach dem Görresschen Ausdrucke die Helden Plutarchs nur für Paradestücke halten durfte, aber beileibe nicht für nachahmenswerte Beispiele, wenn man nicht etwa für geistesgestört gelten wollte. Die Zensur gestattete, wie Görres noch im Jahre 1831 schreibt, ‚jeden Frevel, nur kein ernst und eindringlich Wort‘. Und noch später bemerkt er über die Zustände in Bayern, wo doch die Luft etwas weniger drückend war als in Preußen: ‚Die Dinge gehen hier wie allerwärts: die Mäuler sind mit der Zensur zugepappt.‘ Freiherr von Stein mag vielleicht bei seinem Zusammentreffen mit Görres in Bern im Jahre 1820 schon bedauert haben, daß er ihm geraten hatte, nach Preußen zurückzukehren, denn Görres berichtet in einem Briefe: ‚Der Minister Stein war in diesen Tagen hier, ich habe ihn viel und oft gesprochen, er hat ordentlich ausgelegt, genug, um auf Lebzeiten mein zugedachtes Quartier in Glatz zu bewohnen.‘ Aus den Nachrichten aus der Heimat erfuhr Görres, wie wenig Aussicht auf eine Rückkehr er sich versprechen durfte. Nach einem offiziellen Besuche in Berlin im Jahre 1823 schreibt ihm Dietz: ‚Dich aus dem Lande zu halten, ist die erste Absicht der Partei, nicht allein die oben steht, sondern vieler Personen, denen alle schonungslos öffentlich vorgebrachten Wahrheiten empfindlich sind. Du bist ihnen furchtbar geworden, und weil niemand Dich zu eigen zu machen hofft, auch allen andern, die nicht reinen Sinnes sind ... Die Faktion, die Du angegriffen, steht durch Geburt, Ansichten und Stellung zunächst um die Majestät, und deshalb wird es schwerlich jemand in Berlin wagen, den König an Deine Angelegenheit zu erinnern.‘

Görres war sich von Anfang an bewußt, daß seine Verbannung zu tiefe Gründe hatte, als daß sie von einem Tag auf den andern hätte aufgehoben werden können, denn er sah darin die Folge des unvermeidlichen Streites des Alten mit dem Neuen, einen Kampf nach Klarheit ringender Ideen. In diesen dunkeln Ideen habe er, bemerkt er einmal, früher als andere zu lesen und sie in eine deutliche Sprache zu übertragen gewußt. ‚Dafür haben die Herren den unbequemen Seher zum Lande hinausgejagt. Das ist eben in der Kürze die ganze Geschichte.‘

7.

‚Europa und die Revolution‘, eine Schrift, die Görres im Jahre 1821 während seines Aufenthaltes in Aarau in weniger als einem Monat wie in

einem Gusse niederschrieb, war eine Abrechnung mit der Gegenwart und zugleich ein eigentümlicher Versuch, sich mit der Zukunft, mit dem geheimnisvollen Gange der Kulturvölker auseinanderzusetzen*.

Görres sah, wie wenig die Staaten und Regierungen, die sich christlich nannten, in Wirklichkeit mit dem Christentum gemein hatten, wie wenig Volkstümlichkeit und Urwüchsigkeit ihnen eigen war, und wie die sogenannte Staatskunst nur zur Ausdörrung der Volksseele und zur Aushöhlung alles tieferen Bewußtseins führte. Gegen diese um sich greifende Kunst, den Wurzeln des Volksbewußtseins die Säfte zu nehmen und die Völker als Gegenstand diplomatischen Schachspiels zu betrachten, trat er beredt auf. Nun begann sich in ihm, der einen festen Boden für seine Überzeugungen in Hinsicht auf das Zusammenleben der Völker suchte, etwas zu regen, das ihn allmählich zu der Frage über das Bestehen und die Wirkung der christlichen Kirche führte: was der bisher siegreiche Rationalismus, der seit etwa einem Jahrhundert die Kreise der Gebildeten beherrschte, für einen überwundenen Standpunkt hielt, erschien ihm aufs engste mit dem ganzen Volksbewußtsein und den tieferen Bedürfnissen des Menschen verwachsen. Als der sichtbare Ausdruck des Volksbewußtseins, ja als der Ausdruck der unzerstörbaren Wahrheit des Christentums trat ihm das kirchliche Leben entgegen. Diesem wandte er sich nun mit innerstem Anteil zu. Von hier aus konnte er die Geschicke der Völker überschauen, hier gewann er einen festen Boden für die Empfindungen, die in ihm früher geschlummert hatten und jetzt mit immer größerer Kraft hervorbrachen. Sind doch Kirche und Staat die zwei unverrückbaren Grundlagen, auf denen

---

* ‚Europa und die Revolution' konnte Fr. A. Brockhaus nur aus Rücksicht auf die Zustände der Presse in Preußen nicht in seinem Verlage erscheinen lassen, weshalb diese Schrift bei einem mit Brockhaus befreundeten Verleger in Stuttgart erscheinen mußte; versandt wurde sie aber von Leipzig aus durch Brockhaus. Wie Brockhaus erzählt, mußte die ganze Auflage jedes Bogens einzeln nach Leipzig gesandt werden, wo das Buch auch gefalzt und geheftet wurde, denn sonst hätte es noch während des Druckes in Beschlag genommen werden können. Und wirklich wurde es in Preußen und Österreich verboten, wodurch der Absatz der Auflage von 5000 Exemplaren wesentlich gefährdet wurde. Charakteristisch ist das, was Brockhaus darüber berichtet: ‚Heute war Kamptz zwei Stunden bei mir. Er kam aus Karlsbad und hatte Leipzig nicht passieren können, ohne mir seine „Achtung" zu bezeugen. Zahm wie ein Ohrwürmchen war er und fast ultraliberal in Beziehung auf die Griechen. Beim Durchgehen durch's Gewölbe stieß er sich an einen eben aus Stuttgart angekommenen Ballen, worin die letzten Bogen des Görres „Europa und die Revolution" enthalten. Wüßtest du, dachte ich, worüber du stolperst, du würdest erst rechte Gesichter schneiden.'

Görres Schrift ‚In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit' wurde nur in Koblenz beschlagnahmt; wiewohl sie sonst im preußischen Gebiete nicht verboten war, so hielt es doch die preußische Regierung für nötig, sich bei der württembergischen wegen der ungehinderten Veröffentlichung dieser Schrift in Stuttgart zu beschweren, weshalb auch das kurz darauf bei dem gleichen Stuttgarter Verleger erschienene Buch ‚Die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongresse in Verona' durch die württembergische Regierung in Beschlag genommen wurde, die Gerichte gaben es aber wieder frei.

all unser Bewußtsein beruht: sich in ihrer Beziehung zueinander zurechtfinden, bedeutet, die Frage, was Kultur sei, richtig lösen.

Je länger er über die Zukunft der christlichen Völker nachdachte, desto stärker wurde in ihm die Überzeugung von der Wirkung der kirchlichen Institution. In seinem durch und durch deutschen Empfinden konnte er sich schwer in die geschichtliche Tatsache der Spaltung seines Vaterlandes in zwei feindlich einander gegenüberstehende Bekenntnisse schicken. Die damalige Lage der katholischen Kirche, in der er aufgewachsen war, begann ihm nahezugehen. Über die Unduldsamkeit und Aufdringlichkeit des preußischen Protestantismus in den Rheinlanden schreibt Perthes: ‚Mitten in dieses Wesen hinein fangen nun unsere protestantischen Bibelgesellschaften an zu arbeiten, um den Katholiken Bibeln „beizubringen", und zwar oft durch Mittel, die wir, wenn Katholiken sie anwendeten, jesuitische Proselytenmacherei nennen würden.' Von den schönen Redensarten jener Allianz, die sich selbst den Namen ‚heilig' beigelegt hatte, blieb in Wirklichkeit nichts übrig, und das Grundgesetz des Christentums wurde vollständig außer acht gelassen; hielt sich doch die Übermacht des Staates für berechtigt, in das ihr fremde Gebiet kirchlichen Lebens bestimmend einzugreifen, ohne auch nur den Willen des Volkes zu befragen. Görres mußte sich auf Angriffe und Schmähungen von neuem gefaßt machen. Der unparteiische Perthes schrieb ihm: ‚Sie kennen so nicht wie ich diese Tagesblätter und Hefte und Journale und die Gemeinheit.' Perthes, dem die Geschicke der protestantischen Kirche nahegingen, konnte die Wandlung in Görres verstehen. ‚Wer das Zerfallen der protestantisch kirchlichen Verfassungen, wer das Zerspalten jedes christlichen Faktums der Evangelischen bemerkt, muß das Bedürfnis einer allgemeinen christlichen Kirche fühlen,' schrieb er schon im Jahre 1823 an Görres.

Die Wiederbelebung des Geistes in der katholischen Kirche seines Vaterlandes, die Erweckung des Selbstbewußtseins seiner deutschen Glaubensgenossen wurde in den Jahren seines Straßburger Exils der Gegenstand seines Nachdenkens und seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Er sah ein weites Brachland und fühlte sich berufen, nach den verschiedensten Seiten anzuregen und mit dem eigenen Beispiel voranzugehen. Er wollte, daß der deutsche Katholizismus in geistiger Hinsicht mit dem Protestantismus Schritt halte und Organe gewinne, um die sich die besten Männer scharen könnten; deshalb wollte er auch, daß an Stelle der kleinen Blätter bald eine große Zeitschrift mit allen ihr zu Gebote stehenden Anregungen treten möge, und daß eine solche Zeitschrift die strengsten Forderungen an ihre Mitarbeiter stelle. ‚Ich weiß es aus der Erfahrung, welche Schwierigkeit diese Strenge hat,' schreibt er an Räß, den spätern Bischof, der damals unter Görres Mitwirkung in Straßburg den ‚Katholik' herausgab. ‚Viele wacker gesinnte Leute, die man zum Teil persönlich kennt, an deren guter Gesinnung man keinen Zweifel hegt, schicken Aufsätze ein, die gut gemeint, aber schwach gedacht oder ohne das notwendige Geschick der Form nach ausgeführt sind; man will die Verfasser nicht kränken oder ihrem öffentlichen Auftreten im Wege sein, und so nimmt man Dinge auf, die man selber besser geschrieben hätte. Da muß der Redakteur aber nun

wirklich den ledernen Koller anziehen und alles, was derart aufregnet, an sich vorübergleiten lassen.‘

Die Unkenntnis der Schriften, in denen der Geist der katholischen Kirche ihren besten und einleuchtendsten Ausdruck gefunden hat, mußte ihm besonders auffallen, auf alle Weise suchte er die Aufmerksamkeit seiner Mitarbeiter darauf zu lenken. Er wollte, daß diese Schriften hervorgesucht und in geschmackvoller Ausstattung von neuem herausgegeben und verbreitet würden. Dazu gehörte aber vor allem die Hebung des Buchhandels in den Kreisen der katholischen Bevölkerung. ‚Es ist eine allgemeine Verabredung in dem protestantischen Teutschland, die katholische Sache so viel wie möglich zu vertuschen und vom allgemeinen Verkehre auszuschließen. Dazu sind die Buchhändler die tätigsten Werkzeuge, da sie alle gewöhnlichen Artikel der Art, so wie sie ankommen, nur eintragen und dann so schnell wie möglich wieder zurücksenden, bei Zeitschriften aber wohl auch selbst die gemachten Bestellungen unterschlagen,‘ heißt es in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1825. Und nicht lange darauf bezeichnet er die Lage des katholischen Buchhandels in Deutschland mit den schärfsten Ausdrücken: ‚Im ganzen heiligen römischen Reich von Ungarn bis zur Nordsee ist keine solide, unternehmende, verlässige und ordentliche katholische Buchhandlung, samt und sonders sind es entweder Lumpen, oder sie sind faul und träg oder liederlich oder habsüchtig, daß nichts mit ihnen anzufangen.‘ Noch kurz vor seinem Tode setzte er einem Bekannten des späteren Freiburger Verlegers Benjamin Herder die dringende Notwendigkeit einer großen Verlagshandlung für die Katholiken in Süddeutschland auseinander. Er wünschte, daß in der katholischen Geistlichkeit Deutschlands eine neue Schwungkraft, echter Geistesmut und frische Glaubensfreudigkeit aufkomme, und daß sie ihre Sache mit wirklicher Geschicklichkeit, mit Einsicht in die Lebensverhältnisse und mit echter Bildung vertreten möchte. Schon während seines Aufenthaltes in Straßburg bemerkt er: ‚Was soll aus allem diesem werden, wenn die Hirten selbst Schafe sind, die man bloß abgerichtet, die Schäferschaufel wie das agnus dei das Kreuz auf der Schulter zu tragen, sonst aber nichts können, wollen und vermögen. Da ist in Frankreich doch ein ganz anderer Geist.‘ So begann seine kirchenpolitische Tätigkeit.

8.

Nach sieben Jahren Wartens erhielt Görres auf sein Gesuch vom Ministerium des Innern die Antwort: da er sich der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen und durch seinen fortdauernden Aufenthalt im Auslande es unmöglich gemacht habe, sich über sein Vergehen befriedigend auszuweisen, so sei ‚eine Erörterung der Gründe zu jener Untersuchung ebenso unstatthaft als die Niederschlagung der letzteren‘. Unter solchen Verhältnissen mag es dem König Ludwig I. von Bayern schwer gefallen sein, Görres als Professor der Geschichte an die Universität in München zu berufen. Seiner Berufung stand nicht nur der Einspruch der preußischen Regierung, sondern auch die an der Universität einflußreiche Partei der Liberalen entgegen. Er schreibt darüber an seine Tochter: ‚Wie in Berlin zur Parteiwut nun auch

noch der Sektengeist hinzugetreten, so ist es auch dort, und mitten in katholischem Lande ist die entgegengesetzte Partei, weil sie wie überall die tätigere ist, die stärkste, und die allgemeine Affektation, meinen Namen öffentlich gar nicht auszusprechen, zeigt, auf wie schwache Hilfe ich selbst dann rechnen könnte, wenn auch die Vorfrage glücklich durchgefochten wäre. Ich meinerseits bin über den Ausgang gleichgültig.' Aber dank der Unermüdlichkeit des Bischofs Sailer und auch der hohen Meinung, die der König selbst von dem Charakter und den Fähigkeiten des Verbannten hatte, wurde seine Berufung nach München durchgeführt*.

Mit überlegener Ruhe trat Görres in seine neue Tätigkeit ein: es war, wie er selbst sagte, ‚das sechste oder siebte Leben', das er nun in seinem 51. Lebensjahre beginnen mußte. Im Frühjahr 1828 schreibt er: ‚Im allgemeinen gefällt mir's fortwährend wohl hier, das Schimpfen und Räsonniren über mich hat sich gestillt, ich weiß selbst nicht, sind sie müde geworden oder haben sie etwas Respekt erlangt, oder denken sie, es helfe doch nichts, kurz, sie lassen mich ungeschoren; nur in den hiesigen sieben Dutzend Blättern fängt's seit einiger Zeit an zu rumoren, da scharmutziren denn meine jungen Leute mit ihnen herum und ich lasse es ruhig geschehen. Dem König bin ich seither nicht mehr nahe gekommen und ich vermeide auch die Gelegenheit.' Von seinen Kollegen an der Universität konnte er am wenigsten zum Philologen Thiersch eine Beziehung gewinnen. Dagegen bezeigten ihm die andern ein gewisses Wohlwollen. ‚Sie hatten Schelling gerufen, um Görres im Schach zu halten und nun ehrt und liebt ihn dieser, ihnen zum Ärger,' berichtet Clemens Brentano. Einen besonders treuen Anhang fand Görres in den Kreisen der damaligen Münchener Künstler: ‚Mit Cornelius und seinen Malern habe ich auch viel Verkehr, sie sind in den Vorlesungen über deutsche Geschichte meine Flügeladjutanten,' schreibt er.

Immer wieder wies ihn seine entschiedene Stellung zu den brennenden Fragen der Zeit auf den Kampfplatz der Öffentlichkeit hin. In den kirchenpolitischen Kämpfen stand er in der vordersten Reihe. ‚Athanasius' und die darauf folgenden Schriften, die mit großer Entschiedenheit in die Zeitverhältnisse eingriffen, galten als Ereignisse für Freund und Feind. Von seinem ‚Athanasius' waren kurz nach dem Erscheinen des Buches schon 10 000 Exemplare abgesetzt, was damals in Deutschland als etwas Unerhörtes galt. Die preußische Regierung verlangte von der bayerischen die Einziehung dieses Buches, und das Begehren scheiterte nur an der Festigkeit des Königs Ludwig I. Über den Haß seiner Gegner schrieb er damals: ‚Ich lebe hier im Stillwasser, wie

* Über den Eindruck, den der König auf ihn gemacht hat, berichtet Görres: ‚Er war mit mir sehr freundlich und sagte mir soviel Verbindliches, daß ich nur immer abzuwehren hatte. Im Gespräche klang alles durch, was ihn jetzt beschäftigt, ohne daß es zum Teil bestimmt artikuliert wurde. Er ist eine ganz obsonderliche Natur, die keineswegs auf den ersten Anlauf zu durchblicken ist; der Ausdruck seines Auges, wenn er es in ruhigem Aufschlag auf den, der vor ihm steht, heftet, ist fein, geistreich und mit einiger durchleuchtenden Schalkheit gutmütig.'

auch draußen immer die Wellen gehen. Nicht, als ob es hier in allernächster Nähe an Zorn und Erbitterung und Anschlägen aller Art fehlte; aber auch dem ist nur eine gewisse Gewalt gelassen, darüber hinaus ist's ohne Macht.'

In Preußen war sein Name noch im Jahre 1839 so verpönt, daß ein Düsseldorfer Kupferstecher ihm sein gestochenes Porträt nach München auf eine fremde Adresse zu schicken genötigt war. Görres selbst scheint sogar befürchtet zu haben, daß Preußen sich an seinem Sohne vergreifen möchte, wenn diesen der Weg von Frankreich über Preußen führen sollte, denn Ende 1839 schreibt er an ihn: ‚Wenn Dich dieser Brief noch in Paris trifft, so soll er Dir sagen, daß ich nicht wünsche, Du möchtest auf Deiner Rückreise den Weg durch preußisches Gebiet nehmen. Ziehe lieber die Maas hinauf durch Frankreich gegen Straßburg.' Bei allem schmerzlichen Gefühl, den Boden der Rheinlande nicht mehr betreten zu dürfen, bedauerte er jetzt keinen Augenblick mehr, damals den entschiedenen Schritt gewagt und nicht auf die Großmut der preußischen Regierung gebaut zu haben. Nach zwei Jahrzehnten bemerkt er darüber: ‚Die Überzeugung, daß dort kein Grund sei und kein Boden, ist es eben gewesen, die mich bestimmt, im Jahre 1819 glatt ab mit ihnen zu brechen, da sich sonst wohl noch Mittel gefunden hätten, die Sache wieder auszugleichen, wenn ich dabei ein Heil gesehen. Jetzt ist es mir handgreiflich klar geworden, daß ich damals recht geurteilt, und es dadurch möglich geworden, diesem neuen Unfug, größer als alle früheren, mit Erfolg entgegenzutreten.'

Auf seinem Sterbelager, in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1848, mögen die Erinnerungen an die Ungerechtigkeiten und die überstandenen Stürme wie in einem Gesichte an ihm vorbeigegangen sein, als er ausrief: ‚Soll ich noch einmal das Steuerruder nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? Das war eine stürmische Fahrt, jetzt ist es zu spät.'*

* Vor Görres Totenmaske stand August Reichensperger oft mit Staunen. ‚Welche Kraft in diesem Kopfe!' ruft er einmal aus. Ed. v. Steinle nahm sich bei der Nachricht von Görres Tode vor, ein Gedenkblatt zu entwerfen: ‚Görres am Fuße eines gotischen Portales, in welchem die christliche Mystik in den Skulpturen angedeutet ist, sitzend; zu seinen, des schriftstellerischen Wächters des Heiligtumes Füßen, die Symbole der Wissenschaften; zu seiner Seite der heilige Joseph mit dem Winkelmaße'. Er schreibt an A. Reichensperger: ‚Und nachdem werde ich nicht umhin können, dem Manne, den ich so herzlich geliebt habe, ein Gedächtnisblatt zu weihen. Der Gedanke dazu dämmert bereits. Was aber der Geist empfangen, das muß auch ausgetragen und endlich geboren werden.' Bald darauf mahnt ihn Reichensperger: ‚Wie weit bist du mit dem Gedenkblatt an Görres? Ein solches Monument würde ihm selbst gewiß das liebste gewesen sein und auch seine Verehrer werden dem beistimmen. Es ist allerdings keine kleine Aufgabe, einem solchen Universalgenie, einem solchen Gelehrten, Dichter und Denker und Menschen gegenüber.' Aus dieser Absicht ist aber nichts geworden. — Görres Anhänger in München beschlossen kurz nach seinem Tode, seinem Andenken ein gemaltes Fenster für den Kölner Dom zu stiften, und veranstalteten zu diesem Zwecke eine Sammlung von Beiträgen; erst Ende 1855 konnte diese Absicht verwirklicht werden. Der damalige Erzbischof von Köln, Kardinal von Geißel, schrieb an Ernst von Lasaulx: ‚Dankbar wird unser mit

diesem neuen Schmuck bereicherter Dom der Nachwelt das Bild des gefeierten Mannes aufbewahren, der nicht bloß nach den hohen Vorbildern eines heiligen Bonifatius und Karl des Großen, deren Darstellungen das gemalte Fenster neben der seinigen enthält, alle Kraft seines großen Geistes dazu aufbot, katholischen Glauben und katholisches Leben überall in Kirche und Vaterland wiederum von neuem zu beleben, sondern der auch der erste gewesen ist, dessen mächtiges Wort Deutschlands Begeisterung für die Schönheit und Herrlichkeit unseres altehrwürdigen, damals noch traurigem Verfalle preisgegebenen, nun aber seiner Vollendung hoffnungsvoll entgegenstrebenden Gotteshauses wiederum wachgerufen hat.' — Die von Görres Anhängern geplante Denkrede in der Akademie konnte durch die feindselige Stellung seiner Gegner, da diese an der Akademie in der Mehrzahl waren, nicht zustande kommen. — Für eine gewisse Art durchaus rechtschaffener Charaktere, die jedoch des pharisäischen Sauerteiges noch nicht ganz entraten können, ist sehr bezeichnend die Bemerkung in den Aufzeichnungen Ernst Ludwig von Gerlachs: ‚Ich lehnte die Aufforderung der Kunstverlagshandlung Calow in Köln ab, meinen „unter den Katholiken gefeierten Namen" herzugeben zu Görresens hundertjähriger, vom Erzbischof von Köln genehmigter Geburtstagsfeier unter ein „Gedenkblatt". Es hielten mich seine, so viel mir bekannt, bis in die zwanziger Jahre fortgesetzten und auch später nicht bereuten kirchenfeindlichen und revolutionären Exzesse ab.' (Fortsetzung folgt.)



Ode

Frei nach dem Lateinischen des Jakob Balde

Holdselige, in deren Schoß
die Gnade sich ergoß,
die einzig unter allen Gott gefiel.

Nun ist er dein, dem sich die Welten neigen,
ist ganz dein Eigen,
durch die er Unser werden will.

Du Überselige, du Einzige befreit
vom Fluche und gebenedeit
unter den Weibern dieser Erde.

Du lächelst, wie er dir gefällt;
du bebst: und hebst ihn in die Welt,
damit er ihr Erlöser werde.

Christoph Flaskamp.

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

(Fortsetzung.) Das Schiff glitt. Es waren schmeichelnde Tage, kein Lüftchen regte sich. Auf der ungeheuren Perlmutterfläche des Ozeans schien die Guahyba mit ihren Wimpeln und Masten wie eine winzige Insel stillzustehen. Mir deuchte sie eine Insel der Seligen. Denn einem seligen und doch unruhvollen Schatten gleich lebte ich dieses Schiffsleben von Tag zu Tag in einem traumhaften Heute. O, ich brachte es weit in der Kunst, an das Gestern und Morgen nicht zu denken. Nicht denken, nicht umschauen, nicht vorwärtsblicken! Nur blindlings diesem schwankenden Wasserhaus vertrauen, auf dem mein Eintagsglück hinschwamm, nur bis zur Neige den Honig all der ungezählten schönen Augenblicke auskosten!

Wie stand doch die Sache? Da war eine in der Heimat, die ich liebte. So wie man seine Kindheit, seine Jugend, sein Zuhause liebt. Und da war auf dem Schiff eine, die ich liebte. Wie man seine Träume, den blauseidenen Himmel, die verhüllte Ferne liebt. Zwei Seelen, ach, tauchten auf und unter in meiner Brust wie verzweifelte Schwimmer. Wer löste diesen Zwiespalt, entwirrte das Rätsel?

Dieser Lord Hexham etwa, der sonderbarerweise und wie geflissentlich seit einiger Zeit seinen Platz in der Akademie immer in Dona Leocadias und Olaf Haddenbrooks gemessener Nähe wählte und mit Augen, in deren leerer Tiefe, gleichsam unterirdisch, ein neues seltsames Feuer aufgeglommen schien, zu den beiden herüberstarrte? Zuweilen war dieses Benehmen Ihnen lästig, häufiger aber empfanden Sie ein herzliches Mitleiden. Wissen sie noch? Wie sich jedesmal das graue Gesicht verklärte, wie in die langen, versteinten Glieder, die stets in denselben rötlichgelben Nanking gekleidet waren, Bewegung kam, wenn Sie den Kranken anredeten und sich liebenswürdig mühten, ihn mit der Frische und Gesundheit Ihrer Jugend hinwegzutäuschen über eine tödlich matte Stunde!

War es vielleicht auch über Lord Lionel Hexham gekommen, daß Miß Mabel O'Dannes Gold- und Lilienschein ihm jetzt verblassen mußte vor neuen, stärkeren Farbentönen? Hatte auch er schon zu tief in Ihre warmen Augen geschaut? Der arme Sterbende! Was war daran gelegen, wenn er die schöne Miß vergaß! Das kühle Flatterherz würde nicht brechen, und der bedachtsame Sir John O'Danne würde kein Wort darum verlieren. Aber durfte Olaf Haddenbrook Marte Schlichtegroll vergessen?

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir immer deuchte, als ob diese stumme Frage um Marte Schlichtegroll in den Augen des Lords geschrieben stehe. Was in aller Welt wußte er denn von mir, von meiner Heimat, meiner Kindheit und Jugend, dieser Seltsame? Konnte er vielleicht gar in meine Seele schauen, der Zukunftsüchtige, mit diesen blaßblauen, leeren Pupillen, die nicht müde wurden, mich zu durchdringen?

Aber noch etwas anderes las ich in dem Gewissensspiegel der hellen, kranken Augen. Etwas Drohendes, das mich der Sünde an Ihrem Vertrauen, an Ihrer arglosen Hingabe anzuklagen schien. Wenn ich diesen Lord, aufrecht, grau und gespenstig, wie er immer in seiner Ecke saß, so mir drohen sah, dann trotzte ich ihm, und es prallten wohl eine Sekunde lang unsere Blicke wie feindselig gegeneinander.

So spann sich mein glück- und qualvolles Liebesspiel, von merkwürdigen und fast unheimlichen Seelenbeziehungen durchkreuzt, durch die wunderschönen, gleichsam stundenlosen Tage hin. Es geschah wohl zuweilen von einem Händedruck oder wenn sein Fuß, während er plaudernd neben Ihnen saß, unversehens den Ihren berührte, daß dem Schiffsdoktor eine so heiße Welle zum Herzen übersprang, daß er die Lider schloß und geraume Zeit still sitzen mußte in schauernder Seligkeit. Halb verwundert, halb zärtlich blickten dann, wenn er die Wimpern öffnete, Ihre schönen Augen ihn an und schienen sagen zu wollen: ‚Ei, du lieber, seltsamer Deutscher! Findest du denn keine Worte für das, was dein Herz bewegt? Kein einziges Wort? Und die Sprache deiner Dichter hat doch deren so viele treffliche!'

Aber es lag wohl in Olaf Haddenbrooks damaliger Gemütsverfassung, daß Gegenwart und Vergangenheit sich seinem Schauen beständig verwirren mußten. Mitten in der festlichen Stunde, während Dona Juaquinas Kerzen rein und weiß auf den Silberleuchtern strahlten, schlug es wie Nebel durch den Saal und dann schwebte, nur mir wahrnehmbar, der salzige Geruch daher wie von Seetang und geräucherten Fischen. Und es kam, daß ich plötzlich auf dem kleinen Marktplatz zu Brinklage stand, vor dem roten Kliff, dem Hause des Senators Schlichtegroll. Die blanken Spiegelscheibenfenster waren gerade von einem Abendrot entzündet? Oder war das nicht Mitternacht? Siehe, der Schein wuchs und schlug in große, gelbe Flammen aus. Die kamen vom Nachbarhaus gelodert, dem Jüdenrathaus, und schnappten wie gierige Schlangen nach dem Senatorhause. Vom Turme St. Marien, wo David Klasen, der Schuster, dicht unter der großen Uhr wohnte, wimmerte schon geraume Zeit die Feuerglocke, die Stadtspritze rasselte aus der Priestergasse daher, und bei Senators in der Wohnstube am Podest, auf den durch die offene Tür vom Flur her eine rote Brandhelle fiel, stand, gleich einem Esplein zitternd, meine Gespielin Marte im Nachthemd. Magnus aber rief atemlos: ‚Paßt auf, jetzt legt Doktor Wübbens die Feuerleiter an! — Jetzt kommt er hier herauf!' Und siehe, von draußen im Fenster erschien zwischen dem Akazienlaub ein mächtiger, blanker Lederhelm und das Gesicht von Doktor Momme Wübbens, dem Barbier. Er gab sich seinem Beinübel zum Trotz einen Schwung und

stand, den schweren Wasserschlauch nach sich schleppend, mit ungefügen Stiefeln in der Stube neben dem Anrichteschrank. Und er war ganz anders als sonst, während er, eher ein Feldherr denn ein Barbier, auf die Straße hinunter kommandierte, und als sein rollendes Auge jetzt auf Marte fiel, die ganz nahe bei mir stand und immer zitterte, da sagte er wie ergrimmt: ‚Ei der Daus, das Unglückskind! Das hat sie wieder einmal angerichtet mit ihrem vorwitzigen Vorhersagen!‘ Möddersch Ose Wokkenfuß aber, die auf dem Flur im Feuerschein Posto gefaßt hatte, antwortete strenge: ‚Laß Er mir das Kind in Ruhe, Doktor Wübbens, und tu' Er seine Pflicht! Es geschieht alles nach Gottes Ratschluß, und ohne Gott hätte Herr Grotefend die Jungfer Salome nicht gerettet.‘ Über den Flur her vom Gartenfenster aber scholl im selben Augenblick die Stimme des Senators: ‚Schnell — schnell, Doktor, mit dem Schlauch her! Sonst fliegen uns die Funken in die Tischlerei!‘ Und die Möddersch rief den auf den Ruf hinausdröhnenden Wasserstiefeln noch nach: ‚Treten Sie mir keine von den Katzen tot, Doktor! — Guter Gott, wie die armen Tierlein schreien!‘

Da tupfte mich wohl Dona Juaquina, die liebenswürdige Protektorin der Akademie, mit dem Fächer an. ‚Träumen Sie wieder mit offenen Augen, Senhor Doktor? Ei, ei! Wenn man wüßte, was Sie nicht vergessen können! — Geschwind, Bester, Sie sollen jetzt Dona Juaquina am Flügel begleiten!‘

Dann suchte ich verwirrt die Noten zurecht und setzte mich dabei möglichst so, daß ich den Mann im gelben Nanking und seine Katze nicht sehen konnte. Denn sonderbar genug — auch von dem ungefügen, weißen Katzentier schien es zu solcher Stunde wie eine peinvolle Mahnung an mich auszugehen. Noch lieber aber war es mir vielleicht, wenn ich mit meinem schweren Herzen vor all dem kunstreichen und gelehrten Klingklang, vor all diesen gewichtigen Männern und schönen Damen, ja selbst vor Ihrer süßen Stimme mich hinauf an Deck flüchten konnte, wo der nächtlich kühle Meerwind blies, und die rhythmisch nüchterne Arbeit der Maschine den unruhigen Fluß meiner Gedanken mählich wieder in ein gemächliches Bett leitete.

Ich weiß nicht mehr, wieso es kam, daß bei einer solchen Gelegenheit Herr Dr. Manfred Sökeland, den ich vor einer Minute noch neben dem Lord plaudernd im Musiksalon hatte sitzen sehen, auf einmal an meiner Seite über das Promenadedeck spazierte. Die Nacht war erfrischend und sternhell. Er wandte mir lächelnd sein seltsames, gutes Gesicht mit den runden, schwarzen Brillengläsern zu, faßte meinen Arm und meinte: ‚Es war Ihnen heute auch ein wenig dumpf unten, Herr Landsmann? Ja, und wenn man, wie wir soeben von Herrn Goldammer,

überdies ein paar Strophen Goethe gehört hat, dann tun einem Sternhimmel, Wind und Wellenschlag doppelt wohl. Wir wollen nun hier, wenn es beliebt, ein wenig nebeneinander gehen und brauchen dabei nicht viel zu reden.'

Die Brise fächelte das Meer und regte allenthalben große, geschmeidige Hügel auf. Wie olivdunkle Weibergewänder, von unsichtbaren Riesinnen geschwungen, kam es gegen das Schiff dahergerollt, blähte und breitete sich mit gleißendem Spitzenbesatz.

Der Zoologe stelzte auf seinen langen Beinen, die weiß unter einem faltigen Mantel hervorleuchteten, neben mir her. Aber mit der verkündeten Schweigsamkeit war es ihm wohl nicht sehr ernst gewesen. Denn schon neigte er mir, mit demselben Ausdruck ironischer Besorgtheit wie vorhin, wieder sein Gesicht zu und sagte: ‚Doktorchen, wir wollen, wenn es beliebt, doch lieber ein bißchen miteinander schwatzen. Vielleicht, daß auch Ihnen dann ein wenig freier wird ums Herz. Schlagen Sie nur das Thema vor! Wie wär' es mit den Frauen? Ah — die Frauen — die Weiber!' — Es wetterleuchtete um den rostroten Sapeurbart. — ‚Ich habe die Langhaarigen wohl schon etwas lange aus den Augen verloren und kenne sie vielleicht nicht mehr recht; aber mir deucht, sie sind auch heute noch keinen Schuß Pulver wert. — Geduld, Doktor, und begehren Sie nicht auf — ich bin noch nicht fertig! — Denn was ist's mit den Frauen? Sie sind der Wermut in dem Wein der Schöpfung. Ein Gift in Gestalt lockender Früchte, nach denen der Mann Tantalus verschmachtet. Schöne, wandelnde Lügen — Perückenbäume der Eitelkeit — Geduld, Doktor, ich bin noch nicht fertig! — Sirenen, deren Gesang ins Verderben lockt — Vampire, die unser Herzblut trinken! Ich sage Ihnen, junger Freund, die Langhaarigen sind die feinsten Netzestrickerinnen, in deren List und Kunst sich große und kleine Fische verzappeln. — Haha, Doktor, zappeln Sie nun auch?'

Das Tropengigerl prustete förmlich vor Satire und Zorn. Aber seltsam sobald beruhigte er sich wieder und ließ ein gemütliches Lachen hören. ‚Ja, sehen Sie, lieber Landsmann, ich beobachte Sie nämlich nun schon ein ganzes Weilchen. Sie sind natürlich auf dem besten Wege, sich gründlich zu verlieben und festzuhaken. Und ich alter Knabe, der ich Sie warnen sollte — sehen Sie: ich beneide Sie sogar darum! Obwohl ich doch Federn gelassen habe und nun schon manches Jährchen wie ein gemauserter Sperling über die Erde flattere! Denn im Vertrauen, so sehr mir auch seit einer gewissen Zeit das langhaarige Geschlecht, in abstracto gesprochen, verhaßt ist, so sehe ich in concreto hier auf dem Schiffe doch drei Damen ihr Wesen entfalten, deren jede einzelne geeignet wäre, einen Erzfeind zu bekehren. Muß ich Ihnen die Namen

erst nennen? Da ist zunächst — die Kollegialität immer voran! — meine verehrte collega in papilionibus: Komtesse Stanislawa. Ihre Augen? Ein ungetrübter Spiegel der Reinheit und Ruhe, auf dessen Grunde — das will ich schwören — keine anderen Flammen als etwa die von ein paar Falterflügeln jemals gezuckt haben. Erdhafter geartet, keine Heilige, aber eine Huldin und Muse ist unsere vielbewunderte Freundin — fast hätt' ich gesagt: Herrin — Dona Juaquina Cintra. Ihre Augen haben, wie ein Gesundbrunnen, mancherlei Kraft, um einem alternden Hagestolzen von seinen Gebresten zu helfen. Doch die jüngste und einem jungen Mannesherzen gefährlichste nenn' ich zuletzt. Oder vielmehr: ich brauche sie nicht erst zu nennen. Nur von dem warmen, tiefen Feuer ihrer Augen will ich reden, dem der glücklich Erwählte, meine ich, nicht begegnen sollte, ohne sein Lebenslichtlein für alle Zukunft davon zu speisen.'

So schwelgte der Weiberfeind und horchte aufs Meer hinaus oder sah zum sternebeflammten Nachthimmel empor wie einer, der am Herzen der Natur gesichert lebt und die menschlichen Dinge schon lange nur gleichsam von ferne und auf unpersönliche Weise betrachtet. Dabei gestikulierte er wie ein Professor auf dem Katheder und machte dadurch glaubhaft, was man sich von ihm erzählte: daß er nämlich auf den vielfältigen Wegen seiner Weltflucht aus einem schwärmerischen Mitteilungsbedürfnis heraus nicht selten vor einer Kopf an Kopf gedrängten Versammlung von Maisstauden oder vor den Palmen einer Oase gepredigt und einmal sogar auf einem Grat des Himmelsgebirges sitzend, den um ihn und unter ihm brauenden Wolkenmassen seine Ideen vorgetragen habe. Was den Geist dieses sonderlichen Weltbürgers und außergewöhnlich beredsamen Sohnes der so stillen roten Erde in lebhafter Weise beschäftigte — mehr vielleicht und innerlicher als der heitere Farbentanz der Schmetterlinge und das Gegaukel der Insekten in der Luft — das waren die sozialen und politischen Endziele der Menschheit. Er hatte über die Entwicklungsmöglichkeiten einer jeden Rasse in seine Notizbücher gekritzelt, und es war eine — von Professor Buddäus, dem Ethnographen von Fach, übrigens abgelehnte — Lieblingsmeinung von ihm, daß die Bewohner aller Erdteile einstmals, vielleicht erst gegen das Ende der Zeiten hin, unbeschadet der einzelnen besonderen Heimatkulturen, eine große Familie, eine einheitliche, in Frieden hausende Gemeinde von Brüdern bilden würden.

Der Mond schwebte aus dem Meer herauf und machte die Sterne blasser. Ganz hell war jetzt das Deck; um die Masten flirrte es wie goldene Netze, zwischen die Rahen waren schimmernde Segel gespannt. Mein Begleiter kam mit einem Wörtlein noch auf Dona Zaïda Ulysses

zu sprechen, die er mit gutem Blick als ein interessantes Gegenstück zu Dona Leocadia Brandão bezeichnete. ‚Eine Kreolin, wissen Sie, von der heißen Sorte. Haben Sie es schon bemerkt, Doktorchen? In Dona Zaïdas Augen und Stimme, wenn sie erzürnt wird, zuckt noch etwas Negerpeitsche. Unbewußt natürlich und bloß nach dem Gesetz der Vererbung. Ihr Großvater hat auf seinen Plantagen noch viele Hunderte von Sklaven gehalten. Das setzt sich so im Blute fest, und wenn man dann den Papagei Jose für eine kleine Unart strafen will, so greift man in der Hitze nach der Busennadel. Oder gar nach dem dreikantig geschliffenen Dolchlein, das man als Spielzeug am Gürtel hängen hat. — Aber all das geniert einen natürlich nicht, wenn man Herr Livius Meyer heißt und an solch kleiner, funkensprühender Katze Feuer gefangen hat.‘

Mit dem Mondlicht war ein frischerer Wind über das Wasser dahergekommen. Herr Dr. Sökeland knöpfte sich seinen Mantel zu und fuhr fort: ‚Ich verstehe das übrigens. Es mag einen gewissen Reiz haben, sich das Weib seines Herzens aus der Fremde zu holen. Was wir als romantisch empfinden, ist so vielfach mit der Fremde verknüpft. Der Ferne gehört die Sehnsucht, der Hunger, während die Heimat uns sättigt. Manchmal wohl gar übersättigt und faul macht. Wenn ich ein junger Arzt wäre wie Sie, Doktorchen, so würde ich mich mit ausländischen Seuchen, mit Pest oder Schlafkrankheit, befassen und dann für länger hinausgehen. Heut ist ja alles anders als vor Zeiten, alle Ferne so nahe. Dem Menschen des Altertums war die Fremde das Feindliche, das Verhaßte; das Leben in ihr war Verbannung, war wie Krankheit oder Tod. Wer die Heimat verließ, der verlor sie. Wir Modernen aber sind, ob wir auch keine Muschelhüte tragen, erst in Wahrheit Erdenpilger geworden. Aber sind wir deshalb undankbar, lieben wir die Heimat etwa weniger? Vielleicht haben nur unsere Herzen an innerem Feuer und Stärke zugenommen, daß wir uns zutrauen dürfen, unter jedem Himmelsstrich das Stücklein Erde, das uns geboren hat, festzuhalten durch die Kraft der Sehnsucht. Sehen Sie, Doktor, das ist ganz ähnlich wie mit unserem Verhältnis zur Natur. Wir Menschen von heute haben die Natur ja auch eigentlich verloren. Heide, Meer und Gebirge, Sonnenschein und Regen sind nicht mehr mit uns eins wie mit den Geschlechtern ursprünglicherer Zeiten. Aber haben wir nicht all die Herrlichkeiten uns längst in einem anderen Sinne zurückerobert? Haben wir Kulturmenschen nicht eigentlich erst das rechte Auge dafür bekommen? Durch die Kraft der Sehnsucht! Dank ihr glühen die Gipfel der Gebirge heut bis in die Kammern unserer Großstädte, dröhnen die Gewalten von Sturm und Meer aus den Symphonien der Konzertsäle, leben

Wind und Regen der Heide in den Liedern unserer Dichter, und sind hundert leuchtende Augen täglich am Werke, jede Regung von Wald, Kornfeld und Bach zu belauschen. Und dabei ist nur erst des Künstlers, nicht auch des Forschers gedacht.'

‚Bravo!' sagte da Dona Juaquinas Stimme. Die Dame stand dicht hinter uns. ‚Und Sie schützen wirklich vor, kein passendes Thema für Ihren nächsten Vortrag in unserer Akademie zu wissen, Herr Doktor Sökeland? Nun, dann nagele ich Sie hiermit einfach bei dem, was ich soeben gehört habe, fest.'

Das Tropengigerl und sein Schlagschatten machten im Mondschein die zierlichste und artigste Verbeugung. ‚Und unter welche Formel sollte ich dieses Thema bringen, Dona Juaquina?'

‚Unter welche Sie wollen, Senhor Doktor! Doch wenn ich einen Vorschlag machen darf, dann vielleicht: Was bedeutet dem Kulturmenschen die Natur?'

‚Mit Verlaub, ich ging aber von der Heimat aus. Ich werde also einen Vortrag halten: Unsere Heimat ein Stück unsrer Natur, ein Stück von uns selbst. Will besagen, daß uns allen, wer und wo wir auch seien, die Heimat gleichsam organisch ans Herz angewachsen ist.'

Don Juaquina klatschte ungeachtet der Nachtstille entzückt in die Hände. ‚So werden wir wenigstens Herrn Livius Meyer glänzend abführen. Denken Sie, Herr Doktor, unser Kritikus war gestern noch übermütig genug, mir eine Wette darüber anzubieten, daß Ihr nächster Vortrag das Seelenleben der Regenwürmer zum Gegenstand haben würde.'

Wir spazierten nun zu dreien über das Deck und ließen uns den mählich anschwellenden Wind nicht verdrießen. Wolken huschten mit schwärzlichem Silberschimmer unter dem Monde hin. Draußen vom Meer her kamen die olivdunklen Gewänder, von den unsichtbaren Riesinnen geschwungen, immer höher gegen das Schiff gerollt und prallten zerschäumend an den Bug. Wiederholt verlor und haschte unsere Dame ihren Schleier, während Herr Dr. Sökeland, wie von innerem Feuer glühend, seinen weiten Mantel gleich einem Segel in den Wind ausgespannt hielt, und auf hoher Gedankenflut hintrieb. Es galt dem Eifrigen bereits, ansehnliche Bausteine für den geplanten Vortrag heranzuwälzen. ‚Bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin sah ich eine Nachbildung des Pergamenischen Frieses und wurde bei der Betrachtung eines der Giganten an die Sage von Antäus, dem Sohn des Poseidon und der Erdgöttin, erinnert. Es wird erzählt, daß ihm im Ringkampf mit Herakles bei jeder Berührung des Mutterbodens von seiner Gebärerin neue Kraft mitgeteilt ward. Praxiteles hat diesen Kampf in Marmor gebildet, und so vor zweitausend Jahren schon die Wahrheit verkörpert, daß der Mensch dem Schicksal gegen-

Adolf Schinnerer/Aus dem Zyklus „Teich Bethesda", 3. Blatt



über siegreich sein werde, solange er in der Erde, die ihn geboren hat, zu wurzeln vermag.' — Ein warmer Schimmer von Begeisterung flog über das wunderliche Gesicht des Gelehrten. — ‚Ja, die Heimat,' rief er, ‚dieses Stück von uns selbst! Das wir lieben müssen, wie es auch sei! Ein Geheimnis, liebe Freunde! Meine Heimat, zwischen Hellweg und Teutoburger Wald, ist kein freundlich helles Land. Himmel und Heide, soweit der Blick reicht, und am Horizont die schweigenden Nebel. In der Luft ist etwas — man weiß nicht was. Hinter den Büschen und den alten Hünengräbern da kauert's, und es geht mit einem, während man wandert. Und wenn man dann so eine Stunde lang über die braune Heide gestapft ist — es braucht nicht gerade Abend oder Nacht zu sein — so kann es kommen, daß man plötzlich von einer Angst befallen wird — von Schicksalsangst! Die Stille dröhnt — es ist, als ob das Glück in Scherben über einem zusammenbräche! Dann kommt man wohl ins Laufen und hetzt sich und keucht — aber die Angst läuft mit. Wir hören den Hall ihrer und unserer Tritte deutlich auf der harten Heide. Nun ja, man sagt, das kommt dort von der Luft, und es mag wohl so sein. Aber alles erklärt man damit nicht. Denn zwischen die Tagmenschen eingestreut wohnt dort im Dunstbereich des Osning eine stille Gemeinde von Dämmerung- oder Nachtmenschen — man heißt sie Spökenkieker — die mit wachen Sinnen die sonderbarsten Dinge wahrnehmen. Dinge, die noch in der Zukunft oder in weiter Ferne liegen. Zumeist sind diese Hellsichtigen blonde, schweigsame Leute, die man leicht an ihrer Art erkennt: hier ein einsam hausender Hofbauer, dort ein knorriger Tischlermeister oder ein tabakschnupfendes Schreiberlein, alle mit den gleichen leeren, wasserscheinenden Augen, auf deren Grunde es zuweilen geisterhaft leuchtet und blitzt. Sie können sich denken, daß ihr Umgang nicht immer behaglich ist. Das Haupt eines Freundes, während es sich fröhlich über dem Becher wiegt, plötzlich bleich wie auf ein Totenkissen zurücksinken sehen ist kein Vergnügen, noch will zu einem Hochzeitsgeläute, das eben hell und lieblich über die Dächer klingt, der dumpf einsetzende Ton der Sterbeglocke oder in die silberne Dämmerung eines Maienabends das rote Geflacker eines brennenden Hofes passen. Was es um derlei Vorgesichte sei, darüber haben namhafte Gelehrte geschrieben und sich die Köpfe zerbrochen. Bedächtige haben geschwiegen und Dumme haben gespottet. Man muß an das Wort des Dänenprinzen denken, da er den Geist geschaut: ‚Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, Horatio —'

Mit Befremden, ja mit wachsender Unruhe hatte Dona Juaquina Cintra der Rede des Herrn Dr. Sökeland gelauscht. Jetzt faßte sie, wie schutzsuchend, meinen Arm, ließ ihn aber sogleich wieder frei, als sie wahrnahm, daß auch er der Berührung mit einem leisen Schauern antwortete.

Inzwischen fuhr der Zoologe, der von der Wirkung seines Vortrages nichts zu merken schien, unbeirrt fort: ‚Ein mythologischer Dichter würde die Sache vielleicht so erklären, daß diese Glücklosen, die da zu der Gemeinde der Dämmerungmenschen gehören, dem urewigen, runenreichen Stamme der Weltesche näher geschmiegt sitzen, als wir andere Sterbliche. Aus einem geheimnisvollen Drang müssen sie immerfort in den Brunnen des Schicksals starren, den tiefen, heiligen Urdarbrunnen, der in seinem Spiegel das All der Dinge, so wie die Nornen es spinnen, auffängt. Aber auch das gäbe nur ein Bild, und es bleibt, so mühsam man auch bohrt und grübelt, am Ende nicht viel mehr übrig, als ganz nüchtern zu sagen: Diese Vorgesichte liegen meiner Heimat in der Luft! Zuviel Nebel und Dunstschwaden, es fehlt die rechte Sonne.‘

‚Avez-vous fini, monsieur?‘ atmete Dona Juaquina auf, als der Sprecher schwieg. In ihrer Stimme war eine Kälte, und, wenn ich mich nicht täuschte, ein leiser, harter Spott. ‚Was Sie da von Ihrer Heimat erzählt haben, ist seltsam, mein Herr. Um nicht zu sagen: unheimlich! Und ich begreife kaum, wie man solch eine Heimat haben, geschweige denn lieben kann. Übrigens sitzt, will mich bedünken, auf diesem heiteren Schiffe mitten unter uns einer, der auch zu der Gemeinde derer zählt, die statt unter dem grünen Lebensbaume einen Platz an Ihrem Gespensterbrunnen inne haben. Dies und jenes ist mir davon unlieb zu Ohren gedrungen. Ich meine Lord Hexham, den Earl aus Schottland.‘

Der Schmetterlingsdoktor war, die Hand an der Relingstange, stehen geblieben. Unter seinem weitgeblähten Mantel fing sich mit leise fauchenden Stößen der Nachtwind, und einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob die ganze schwarzbebrillte Gelehrsamkeit mit samt den schneeigen Pantalons und allem mystischen Schnörkelwesen in die Lüfte entführt werden sollte. Aber in Wahrheit rückte sich der Gelehrte, ohne die Stirnfalte der angebeteten Dame zu fürchten, nur noch fester im Sattel zurecht. Hinter dem Schirm der dunklen Gläser, die kaum einen herzhaften Blick in die Fenster dieser sonderlich gearteten Seele verstatteten, war ein lebendiges Funkeln, als er fortfuhr: ‚Eben, weil ich weiß, daß Ihnen die Schatten, in denen unser Freund wandelt, nicht verborgen geblieben sind, und daß Sie aus Ihrer sonnigen Natur heraus fast mit Notwendigkeit eine Abneigung gegen solche Glücklosen hegen werden — nur darum hab' ich es gewagt, ein Ding zu berühren, das Sie als unheimlich von sich abwehren. Denn ich kenne zugleich Ihre Güte und vertraue darauf, daß Sie auch das düsterste Geheimnis eines Lebens nur verstehen zu lernen brauchen, um ihm alsbald schon Ihre Teilnahme zuzuwenden. Ja, es ist Wahrheit: Lord Hexham, der als ein Sterbender auf unserm Schiffe lebt, gehört zu der Gemeinde der Hellsichtigen. Denn diese ist nicht nur in meiner

Heimat verbreitet, sondern weithin auch über andere Teile des Nordens, in Schottland und in Esthland und an den Küsten sowie auf den Inseln des Meeres — überall, wo Nebel geisten, grau in grau, über Birkensumpf und Moor, wo am verschwimmenden Horizont Heide und Luft in seltsamen Spiegelungen zusammenfließen, wo über todstillem Strand die Wolken, von scheuem Licht durchzuckt, sich schwer zusammenballen, gleich dunklen Ahnungen des Menschengemütes. — Doch dies nebenbei! Ich war von meiner Heimat ausgegangen zwischen Hellweg und Teutoburger Wald und von dem Riesen Antäus, der seine Kraft aus der Berührung mit der Muttererde bezog. Es ist das Geheimnis von der Wunderkraft der Heimat — trotz Nebelschwaden und Dunst! — wovon ich sprechen wollte; ja, das Geheimnis, wie man, ein Sonnensucher, doch mit allen Fasern seines Herzens an der kargen Nebelheide hängen kann, wo die Feuerstellen der Väter rauchen. Wenn man so berufsmäßig im Zickzack über die Erde fährt, wie ich, dann ist nicht selten die Folge davon eine tiefe, hoffnungslose Müdigkeit. So zittert, einem windverwehten Samenkorn entsprossen, der einsame Ährenschaft fern von seinen Brüdern. Gegen derartige Anwandlungen hab' ich nun seit Jahren ein Mittel erprobt, das unfehlbar hilft. Auf dem nächsten Wege strebe ich, wenn mir die Flügel ermatten wollen, mit Dampfer und Eisenbahn der Heimat zu. Eine Sehnsucht packt mich und wächst, je näher ich komme, ein Heimathunger, ein großes, jubelndes Verlangen nach meinem armen, braunen Flachland, nach der großen Stille und dem weiten Sommerhimmel voll geballter Wolken. Und dann stehe ich, schier atemlos, eines Tages während der Dämmerung vor dem stattlichen Hofe, auf dem meine Altvorderen seit unvordenklicher Zeit gesessen haben. Tausende von Bienen summen noch in der ehrwürdigen Linde, deren Duft über das wogende Feld zieht, und ich muß daran denken, wie ich als kleiner Knabe so manchmal diesem schläfrigen und doch unermüdlichen Summen in der großen Stille gelauscht habe. Dort auf dem sonnwarmen Stein am Hoftor hab' ich gesessen. An der Mauer hin schossen die blauen Stallfliegen, und wie heut nickten schon damals im Wind die großen flammengelben Räder der Sonnenblumen. Draußen, über dem reifen Getreide aber lag flimmernde Mittagsschwüle, und wenn ich die Wimpern nur halb schloß, dann sah ich die Roggenmuhme gebückt und mit dem Kopfe nickend durch die heiße Trockenheit des Halmemeeres schreiten. Zuweilen blieb sie wohl stehen, lugte mit geblendeten Augen zu mir her und raunte aus staubersticker Kehle seltsame Locklaute. Aber ich Knabe klammerte mich nur fester an meinen Stein und folgte nicht in die goldene, glühende Irrnis. Da sah ich endlich, wie die Roggenmuhme sich zornig aufrichtete und ihre gelben Haarsträhnen schüttelte, daß davon ein Rauschen durchs weite Feld ging. Und als ein flammender Blitz verschwand sie in dem eisenfarbenen

Gewitterdunst, der sich über ihrem Haupte gesammelt hatte. Ja, das war damals so. Korn gibt es auch heute noch genug, aber wo ist die Roggenmuhme? Oder: wo sind die kindlichen Augen, denen die Gabe beschieden gewesen, sie zu schauen? — Siehe, der Pächter meines Hofes tritt mir entgegen, hellbärtig, ein starker, aufrechter Mann. Ein Trotz ist in seinen blauen Augen: so hab' ich mir immer den blonden Heiden Widukind denken müssen. Übrigens ist er durchaus keiner von der Gemeinde der Hellsichtigen. Und doch, wie sonderbar, daß er jetzt kurzlachend zu der Pächterin sagt: ‚Frau, hab' ich nicht heute früh erst von unserm Herrn Doktor geredet? Daß er nun bald kommen müsse? — Schau, da steht er ja lebendig vor uns!‘ — ‚Ja, er hat es bestimmt gesagt,‘ nickt ernsthaft die Frau und ermuntert das Knäblein auf ihrem Arm, daß es mich begrüße. — Nun auf mein Zimmer! Die weiße Schirmlampe brennt schon und hebt mit ihrem Schein die Schattenrisse meiner Altvorderen aus dem Wanddämmer. Dann, wenn ich im Bett liege — wo in aller Welt gibt es wieder solch solides, wohlgestopftes Heimatbett? — dann führt das Mondlicht den Reigen der Erinnerungen weiter. Nirgends auf meinen vielen Reisen hab' ich einen Vollmond getroffen, der dem daheim in meiner kleinen Kammer gliche. Die morschen Möbel aus Urväter Hausrat stehen dann umher und schimmern, wie an ihrem ersten Tag; der gemalte Kranz auf dem Zifferblatt der alten Wanduhr grünt, als sei die Zeit ewig jung, und aus der Studentenpfeife, die hinter dem Ofen hängt, wöllt sich behaglich ein silberner Qualm. Ich liege im Bett und kann nicht schlafen. Vor lauter Heimkehr nicht schlafen! Da ist ein ganzer Zug von Gestalten, die auf und nieder gehen im Helldunkel der Kammer, Lebende und Gestorbene. Da sind die Eltern — da ist die Muhme — da sind die Gespielen — und da ist ein blonder, blaubeschleifter Zopf! Mein alter, kleiner Bücherschrank aus der Schülerzeit scheint in der Sommernacht wie neu poliert. Will mal leise aufstehen und dem Konterfei des gestrengen und gefürchteten Dr. Malusius, weiland Professor an der Schule zu Münster, nachschauen, jenem leichtfertigen Gekritzel, so ich einstmals mit mutwilligem Sekundanerstift auf dem Rand meiner Textausgabe des Homer verübt habe. Wie genau ich mich noch entsinne! — im elften Gesang war es, da wo der göttliche Dulder Odysseus an der Schwelle der Unterwelt steht, und die Luftgebilde der Toten, aus der Tiefe schwebend, dem Opferblute nahn:

Jüngling' und Bräute kamen, und kummerbeladene Greise,
Und aufblühende Mädchen, im jungen Grame verloren.

Richtig — da prangt er noch, mein wohlgeratener Professor, auf dem vergilbten Papier, und seine Brillengläser scheinen im Mondlicht grimmig zu blitzen. Lieber Gott, das sind nun dreißig Jahre her, Professor

Malusius ist selber längst ein Luftgebilde geworden, und sein holdseliges Töchterchen mit dem blauen Schleiflein im Blondzopf — wo ist sie heut? Wo ihr zierlicher Walzerschritt, ihr gläsernes Lachen? Vielleicht auch — „im jungen Grame verloren"? — Ehe der Morgen graut, bin ich schon aus den Federn und sitze nahe dem Hause auf einem uralten Gräberhügel. In den Birkenwipfeln über mir harft der Wind, der der jungen Sonne voraufgeht. Drüben neben seinem Schlafkarren steht auch bereits Jasper, der Schäfer, und starrt, auf den langen Schüppenstab gelehnt, gleich mir nach Osten. Ein himmlisches Morgenfest, dessen purpurne Lichter sich mählich entzünden hinter einem windzerrissenen Vorhang von bläulichschwarzen Nachtschwaden! Wolkenschiffe schaukeln herauf mit brennenden Galionen — wir sehen goldene Tische — selige Zecher! Der alte Jasper ist, wie man sagt, ein Spökenkieker; darum auch starrt er so. Über mich aber ist mit dem Licht eine große Kraft gekommen, das Leben weiter zu tragen. Die Muttererde hat mich aus ihrer Fülle gestärkt, wie einst den Riesen Antäus. Ich fühle mich, nachdem ich den Nebel der Heimat geatmet, wieder mutig und frei, in den Sonnenschein der weiten Welt hinauszufliegen und Schmetterlinge zu jagen. — Sehen Sie, liebe Freunde, das ist Manfred Sökelands, des Globetrotters und Kosmopoliten, tiefste Weisheit, daß er jedem, der da draußen in der Fremde am Herzen darbt, zurufen möchte: wo, Mensch, ist deine Heimat? wo ist dein Land, darin Milch und Honig fließt?'

Der Zoologe hatte geendet, und wir schwiegen. ‚Das war ja ein regelrechter Vortrag, den Sie uns da aus dem Stegreif gehalten haben, Herr Doktor,' sagte ich endlich gepreßt. Dona Juaquina aber meinte mit einem Blick zu den hellen Lampen des Kompaßhauses hinüber: ‚Ich glaube, wir haben den Kurs immer steil nach Norden.' Und als sie nach einer Pause hinzufügte: ‚Bald werden wir die Nebel sehen,' da war in ihrer Stimme wieder dieselbe Kälte und der leise Spott wie schon vorher.

Dann schwiegen wir abermals. Jedes war wohl mit seinen besonderen Gedanken beschäftigt. Die lange Rede des Westfalen hatte mich seltsam aufgeregt. Ich dachte an eine, die auch da in der Heimat am Gespensterbrunnen saß und wartete, und die mit übermenschlich hellen Sinnen vielleicht in diesen Tagen — o, wie zuckte ich zusammen! — mich als Paladin zur Seite der schönsten jungen Dame des Tropenschiffes leben sah. Und an das Haus des Vaters dieser einen dachte ich, des Senators, wo Kammer und Bett allzeit für mich bereitet stand.

Im Scheinbezirk der Kompaßlampen erblickte ich ‚Freitag', den malayischen Boy, wie er zwischen zusammengerolltem Tauwerk kauerte. Mit glänzenden Augen beobachtete er seinen Herrn und wartete geduldig, bis es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

Noch schien es nicht Zeit. Auch der Schmetterlingsdoktor war gar unruhig geworden von unserem frostigen Schweigen und blickte bald mich, bald die exotische Freundin an. Minute um Minute entglitt lautlos in die Tiefe der Nacht. Und es war, als schwände das gegenseitige Verstehen hin; als würden wir ein jedes den beiden anderen nun fremd und immer fremder. Das Meer ging hohl, der Wind fiel klatschend in die Segel, und das grünliche Mondlicht, durch die Rahen und Seile flirrend, begann die erregten Sinne zu äffen. Doch unentwegt und sicher zog das Schiff seine Bahn. Nordwärts — immer nordwärts ging die Fahrt. Dona Juaquina Cintra stand, von ihrem Schleier umflattert, hochgerichtet an der Reling und spähte wie mißtrauisch mit schwarzen Wimpern hinaus auf einen geistenden Schein am Horizont.

(Fortsetzung folgt.)

Nur du

Du neigst dich leise zu den Schwachen nieder,
ein Kind zu werden war dir nicht zu klein.
Zu lauschen kamst du, kamst, um immer wieder
das Stammelwort zu lehren: ‚Mein und dein.‘
Doch was du deinen starken Kindern bist
und was sie dir — ach, das ist unermeßlich,
sie fühlen deiner Hände ewigen Puls
auf ihren Herzen. Wie ein Strom und unerläßlich
dein Wollen. Und ihr Haupt lehnt wohl
an deiner Schulter Güte. Denn sie brauchen Schutz,
und rührend ganz ist ihrer tapfern Bitte Flehen:
Du wollest ihrer Augen Tauen
du wollest ihre hürnelosen Stellen doch nicht übersehen —
Sie suchen ja zur Weide deine Auen —
du wollest sie mit deiner Großmut Brünne kleiden,
denn du, nur du kennst deiner starken Kinder Leiden.

Miriam Eck.



Sonnenflecken und Weltsysteme

Von J. Plaßmann

Wenige Tage nach dem furchtbaren Seeunglück, das ihren Titanentrotz aufs tiefste demütigen sollte, hat die Kulturmenschheit eine reine und schöne Freude erlebt. Die Sonnenfinsternis vom 17. April 1912, in ihrem zentralen Gebiete den merkwürdigen Grenzfall zwischen Totalität und Ringform darstellend, legte sich gerade mit dieser Zone über die bevölkertsten, wohlhabendsten und geistig höchststehenden Gebiete unseres Erdteils. Der gemeinhin mit Unrecht getadelte Aprilmond wartete mit dem schönsten Wetter auf, und so haben gewiß mehrere Millionen Menschen mit mehr oder weniger wissenschaftlich gefärbter Neugier das Fortschreiten des Mondes über die Sonnenscheibe verfolgt und mit mehr oder weniger andachtsvollem Grausen den Eindruck zunehmender Verdüsterung der Natur in sich aufgenommen, dem sich auch Tiere und Pflanzen nicht zu entziehen vermochten.

Was aber dem nachdenkenden Beobachter noch tiefer ans Herz griff, war die Bewältigung eines so großen Naturschauspiels durch die mathematische Analyse, durch immer mehr verfeinerten Ausbau ursprünglich einfacher Gedankenreihen. Wer die Finsternis mitnahm wie jedes andere Schauspiel, sei es eine sensationelle Gerichtsverhandlung oder ein hochbewettetes Rennen, war allerdings von solcher Ergriffenheit frei. Die Pünktlichkeit, womit sich die kritischen Momente der Verfinsterung einstellten, nahm er mit derselben Gleichmütigkeit auf wie die planmäßige Abfahrt eines D-Zuges. Der Deutsche insbesondere ist gewohnt, daß die Behörden alles für ihn machen; warum nicht auch die wissenschaftlichen Institute? Das Wie ist ihre Sache. Der alte Kommißwitz, daß auf Befehl des Herrn Hauptmanns eine Sonnenfinsternis stattfinde, bei ungünstiger Witterung in der Kaserne, ist aus deutschem Empfinden geboren. Keineswegs verlangen wir von dem Durchschnittsgebildeten, daß er die Technik der Vorausberechnung dieses Phänomens studiert habe; wohl aber kann von ihm, und erst recht vom Höhergebildeten, verlangt werden, daß er solche Leistungen, die weiß Gott nicht gerade leicht waren, *anerkenne*, auch in dem Sinne anerkenne, daß er auch da noch glaubt, wo er *keine* Zeichen und Wunder zu sehen bekommt. Wer die Augen mitbringt, kann ihrer freilich oft genug sehen. Erst drei Jahre ist es her, da lauerte man auf ein neues Antiden des großen Geschichtspendels mit dreivierteljhundertjähriger Periode, auf die Wiederkehr des Halleyschen Kometen. Sein Ort war ihm für jeden Tag gewiesen; und, zum ersten Male mit Hilfe der neuzeitlichen Zauberkunst der Photographie schwächster Objekte auf hochempfindlichen Platten, fand *Max Wolf* das Gestirn, das er selbst gleich den meisten Mitlebenden noch nie gesehen, als verlorenes Pünktchen am berechneten Orte auf. Der Preis, den *Cowell* und *Crommelin* für ihre mustergültige Vorausberechnung erhalten, war nicht an Unwürdige gefallen. Nun sind ja Säkularkometen noch seltener als totale Finsternisse. Aber benutzt nicht auch jeder Besucher von Borkum oder Norderney, der seine Badezeit nach der amtlichen Fluttabelle richtet, hierbei das Ergebnis der subtilsten astronomischen Rechnungen?

Keine dieser Rechnungen wäre möglich ohne beständige Anwendung der Weltgesetze, die uns Kopernikus, Kepler und Newton gelehrt haben. Dennoch war es gerade unseren Tagen beschieden, einen neuen Ansturm gegen die Grundpfeiler der Himmelskunde zu erleben, einen Ansturm, den man an dieser Stelle ignorieren dürfte, wäre er, wie gewöhnlich die Unternehmungen der Weltverbesserer*, in einem Büchlein mit langem Titel und dürftigem Inhalt aus einem Selbstverlag unternommen worden und nicht vielmehr in einigen geachteten Zeitschriften, deren Publikum im allgemeinen gewohnt ist, seine Lektüre ernst zu nehmen. Versuchen wir, den Tatbestand und die Rechtslage in kurzem auseinanderzusetzen.

Der Angreifer bezieht sich auf eine sehr merkwürdige Feststellung, die ein eifriger Sonnenforscher, Ernst Stephani in Cassel, an den Flecken gemacht hat, mit denen das Tagesgestirn zu gewissen Zeiten ausgeziert erscheint. Alles was die Entdeckungsgeschichte und die physikalische Deutung dieser Gebilde angeht, soll aus unserer Erörterung so weit ausgeschaltet werden, wie es der Gegenstand erlaubt; ausgeschaltet sei auch die früher an dieser Stelle** besprochene Frage nach der Wirkung der Fleckentätigkeit der Sonne auf irdische Vorgänge. Es soll sich nur um die Statistik der Flecken an sich und in ihrer Bedeutung für die Sonne selbst handeln. Die leuchtende Oberfläche des riesenhaften Weltkörpers, die Photosphäre, zeigt uns eine Achsendrehung, die jedoch anders verläuft als bei den in dieser Hinsicht der Untersuchung zugänglichen Planeten mit fester Oberfläche, nämlich der Erde, dem Monde und dem Mars. Es rotieren nämlich die einzelnen heliographischen Breitengrade — das Wort, in Anlehnung an die geographische Breite gebildet, bedarf keiner Erklärung — mit ungleicher Geschwindigkeit, so daß die Zeit einer vollen Drehung am Äquator nur etwas über 25 Tage beträgt, an den Polen vielleicht das Dreifache. Dieses wunderbare Verhalten läßt erkennen, was auch sonst zu vermuten, daß nämlich die Sonne kein starres Gebilde ist, sondern den Gesetzen folgen muß, nach denen sich flüssige Körper bewegen; allerdings können wir ja die Druck- und Temperaturverhältnisse, die dort herrschen, im Laboratorium nicht nachmachen. Man unterscheidet ganz kleine Flecken, die sog. Sonnenporen, größere Flecken und die sehr großen Fleckengruppen, die gewöhnlich auch eine recht große, zuweilen nach Monaten bemessene Lebensdauer haben, während die Poren sehr vergänglich sind. Im allgemeinen macht ein Fleck die Achsendrehung der Photosphäre mit; doch zeigen die Beobachtungen, daß besonders die größeren Gruppen auch Eigenbewegungen ausführen. Die meisten Flecken sind an bestimmte Breitenzonen gebunden, zwischen 30° und 40° auf jeder Seite des Sonnenäquators. Endlich ist zum Verständnis der Streitfrage eine Definition notwendig. Die Drehungsachse der Sonne hat eine feste Richtung im Raume, zeigt also immer auf denselben Fixstern. Sie bildet nur einen kleinen Winkel mit der im Sonnenmittelpunkt errichteten Senkrechten zur Erdbahn,

* Vgl. unsern Aufsatz ‚Weltverbesserer‘ in der Jubiläumsnummer der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ vom 1. April 1910.

** Vgl. ‚Hochland‘, Jahrgang IX, 1. Bd., S. 487—491.

schon einen etwas größeren mit der zum Polarstern weisenden Drehungsachse der Erde. Sieht der europäische Beobachter die Mittagssonne an, so ist ihr Nordpol für ihn oben, ihr Südpol unten, wenn diese Pole auch nicht gerade mit dem höchsten und dem tiefsten Punkte der Sonnenscheibe zusammenfallen müssen. Wir haben an der linken Hand die Ostgegend, an der rechten die Westgegend. Darum stehen auf der Sonnenscheibe die Himmelsgegenden nicht so:

Nord
West Ost
Süd

wie auf den Erdkarten, sondern so:

Nord
Ost West
Süd

Dasselbe gilt auch von den Oberflächen der Planeten; in Büchern wird manchmal der Anblick wiedergegeben, den das umkehrende Fernrohr vermittelt, wo dann Süden oben und Osten rechts ist. Wir halten uns an das Schauspiel, das das freie Auge hat. Die Achsendrehung der Sonne vollzieht sich, wie auch die der Erde und der meisten großen Planeten, für den europäischen Beobachter gegen den Uhrzeigersinn; die Flecken scheinen also für uns von links nach rechts über die uns zugewandte Seite, die Vorderseite der Sonne, zu wandern, während sie, wie wir annehmen müssen, über die Rückseite derselben ihren Weg einfach fortsetzen. Vorder- und Rückseite der Sonne sind nicht bestimmte Teile ihrer Oberfläche wie bei dem Monde, der uns ja immer dieselbe Seite zuwendet; es ist die Vorderseite jeweils die Hälfte, die wir überschauen können. Flecken von längerer Lebensdauer sehen wir im allgemeinen am Ostrande der Vorderseite sichtbar werden oder, wie man sagt, aufgehen und am Westrande untergehen.

Entstehen können die größeren Gruppen — und nur um sie handelt es sich nun — in jeder heliographischen Länge, also rund um die Sonne herum, in den ihnen zugewiesenen heliographischen Breiten. Beobachten können wir die Entstehung nur auf der Vorderseite und auch hier nur, wenn die Umstände günstig sind. So kann eine Gruppe im äußersten Ostgebiete während einer Nacht und des darauf folgenden regnerischen Tages entstehen und erst 24 Stunden nach vollendeter Ausbildung auf die photographische Platte gebannt werden; sie zählt dann leicht als auf der abgewandten Seite entstanden, besonders bei größerer Ausdehnung. Mit geringer Änderung läßt sich das auf die Westseite übertragen. Wir erhalten also für die Statistik ein kleines Plus zu Gunsten der Rückseite. Dieses Plus kann freilich wohl nicht allein die Feststellung erklären, die zuerst Philipp Carl* und, nachdem sie anscheinend verloren gegangen, unabhängig von ihm E. Stephani gemacht hat. Nach jenem ist in keinem der sechs Jahre 1859 bis 1864 auch nur der fünfte Teil aller Neubildungen auf der Vorderseite entstanden; den höchsten Betrag hat 1863 mit 17,4 Prozent, den niedrigsten mit 1,1 Prozent hat 1859. Bei

* Vgl. seine Schrift ‚Die Sonne'. München 1864.

Stephani, der das Jahrfünft 1906 bis 1910 bearbeitete, rückt der Prozentsatz im Jahre 1908 auf 1,9, wogegen er 18,9 im Jahre 1906 betragen hat. Also angesichts der Schwierigkeit der Zählung ziemlich ähnliche Ergebnisse bei den zwei Beobachtern; der mittlere Prozentsatz beträgt bei jedem etwas unter acht. Carl hat sich damals an den berühmten Sonnenforscher G. Schwabe um Aufklärung gewandt; dieser teilte ihm mit, daß er mehrfach, besonders 1828 und 1848, ähnliches wahrgenommen habe. Das einseitige Auftreten der Flecken scheine um die Sonne herumzugehen; doch habe er eine bestimmte Periode nicht feststellen können. Es ist ja nun möglich, daß infolge irgendwelcher Vorgänge im Innern des Sonnenkörpers der hauptsächliche Entstehungsherd wandert, und daß die Geschwindigkeit dieser Wanderung ziemlich ähnlich ist der Geschwindigkeit der Achsendrehung in den Fleckenzonen; jedoch nicht der wahren Geschwindigkeit, sondern der scheinbaren, der synodischen Schnelligkeit. Man muß nämlich bedenken, daß durch die jährliche Wanderung der Erde um die Sonne diese Periode stark in die Länge gezogen wird. Auch mit der so geänderten Periode, die in den Fleckenzonen etwa 30 Tage beträgt, brauchte die Periode der Wanderung des Entstehungsherdes nicht gerade streng übereinzustimmen, da ja, wie gesagt, sich die Feststellungen zunächst nur auf zwei bestimmte Jahresreihen beziehen, und Schwabe, der sicherlich über eine ungeheuere Erfahrung auf diesem Gebiete verfügte, auch das entgegengesetzte Verhalten beobachtet zu haben scheint; dabei vergesse man nicht die oben gemachte Bemerkung, daß an sich schon die Rückseite der Sonne einen kleinen statistischen Vorteil hat, und auch nicht, daß noch in keinem Jahre ein ausschließliches Entstehen der Flecken auf der Vorderseite der Sonne beobachtet worden ist. Das gegenwärtige Jahr 1912 liegt gleich dem Reste des Vorjahres noch im Fleckenminimum der elfjährigen Periode, wie denn jedem Beobachter der Finsternis vom 17. April die vollkommene Reinheit der Scheibe aufgefallen sein wird. Ab und zu kommen jetzt schon Flecken; mit Vergnügen erinnern wir uns, daß E. Stephani, als er auf der Naturforscherversammlung im September 1912 zu Münster weilte, uns mit der Nachricht überrascht hat, daß er soeben eine auf der Vorderseite der Sonne entstandene schöne Fleckengruppe mit seinem Reiseapparate entdeckt habe.

Wie uns scheint, ist es also nicht ganz einwandfrei gehandelt, wenn in den Zeitschrift-Artikeln, auf die wir anspielten, die Meinung vertreten wird, als habe Stephani das ausschließliche Entstehen der Fleckengruppen auf der Rückseite der Sonne nachgewiesen. Das ist ihm nicht eingefallen, und da man ihn auch gleich als Eideshelfer für antikopernikanische Velleitäten verhaften wollte, hat er sich durch eine scharfe Erklärung* hiergegen gewehrt. Die Feststellung des bevorzugten Auftretens auf der Rückseite der Sonne durch eine Reihe von Jahren ist an sich sehr beachtenswert, und die Sonnenphysik wird sich damit eingehend beschäftigen müssen, wobei dann offenbar die durchschnittliche Entstehungszeit der großen Gruppen ebensowohl zu berücksichtigen ist wie der

---

* In den ‚Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik', Jahrgang XXI (1912), S. 116.

durchschnittliche Verlust an Beobachtungsgelegenheit durch die Nachtzeit und das Wetter. Werden die regelmäßigen Sonnenaufnahmen erst international gestaltet, was sehr notwendig wäre, so lassen sich die Fehlerquellen großenteils abdämmen. Ein gewisser Gang in den Zahlen ist bei Carl und Stephani gut erkennbar, wie die Zusammenstellung der Jahreszahlen mit den Prozentzahlen der vor unseren Augen entstandenen Flecken aufweist.

Jahre	1859	60	61	62	63	64 I. Hälfte	nach Carl
Prozente	1,1	1,5	2,2	9,7	17,4	7,6	
Jahre	1906	07	08	09	10		nach Stephani
Prozente	18,9	8,7	1,9	4,2	4,3		

Hätten wir mehr solcher Zählungsergebnisse, wieviel bessere Einblicke könnten wir tun in das Getriebe der Erscheinungen! Verstehen unsere Leser nun aber, daß man im Ernste versucht hat, aus diesen Zahlen, die so laut nach Ergänzung schreien, Material zur Bekämpfung des heliozentrischen Weltsystems zu machen? Uns einzureden, die Sonne wandere um die Erde, erfahre dabei Pressungen und zeige uns deren Ergebnis in Flecken, die gerade deshalb immer am Ostrande der Sonne uns sichtbar werden müßten?

Das kopernikanische System ist keine bloße Arbeitshypothese; es hat seine Gediegenheit durch Jahrhunderte bewährt, und Fälle wie das pünktliche Eintreffen des Halleyschen Kometen oder der Sonnenfinsternis sind zwar sehr beredte Zeugen für seine Wahrheit, aber für den Fachmann doch nur einzelne Zeugen unter Tausenden, die dasselbe aussagen und für ihn fast denselben Wert haben. Begeben wir uns von dem sicheren Boden der Geometrie und Mechanik auf das noch immer etwas schwankende Brett astrophysikalischer Betrachtungen, wie es beim Studium der Sonnentätigkeit geschehen muß, so gleichen wir fast einem Arzte, für den ein schöner und leicht zu behandelnder chirurgischer Fall durch innere Störungen verwickelt wird. Darf er deshalb an der Richtigkeit des anatomischen Lehrgebäudes zweifeln? Wir fordern jeden Leugner der kopernikanischen Anschauung auf, mag er sich nun auf die Sonnenflecken oder auf andere Dinge beziehen, die Rechnungen der verlästerten zunftmäßigen Wissenschaft von seinem Standpunkte aus nachzumachen, und mit demselben günstigen Ergebnisse. Kann er das nicht, so bleibe er bei seinem Leisten.

Und noch ein Vergleich. Die Urteile der Gerichtshöfe, über die der Laie, wie er vorsichtigerweise sagt, den Kopf schütteln muß, sind eine stehende Rubrik der Zeitungen. Erklären sie sich aber nicht vielfach durch die unvollkommene Berichterstattung? Der Zeitungsleser trifft gelegentlich einen Freund, der der Verhandlung selbst angewohnt hat und ihm sagt: nach meinem Eindrucke ist dennoch recht geurteilt worden. Es ist der Fall denkbar, daß tüchtige und begabte Leute, die auf anderen Gebieten etwas leisten, durch mangelhaften Schulunterricht, dessen Lücken die leidige populärwissenschaftliche Literatur nicht ganz ersetzen konnte, eine unrichtige Vorstellung von dem astronomischen Lehrgebäude erhalten haben. Auch sie glauben dann das Urteil schelten zu dürfen, und doch ist die Astronomie fortwährend imstande, vor dem Forum der Erfahrung ihren Wahrspruch zu rechtfertigen.

Unser Bericht über den neuesten Vorstoß gegen die Lehre des Frauenburger

Domherrn wäre nicht vollständig, unterließen wir die Mitteilung, daß er sich noch auf eine andere Erfahrungstatsache zu gründen behauptet als auf das Stephanische Gesetz. Vor einigen Jahren hat Lane Poor eine periodische Veränderlichkeit der Sonnengestalt behauptet. Man hatte das Tagesgestirn bisher für eine vollkommene Kugel gehalten, und kein Geringerer als Auwers hat ausgesagt, eine Abplattung, die auch nur den fünfzigtausendsten Teil des Durchmessers betrage, sei nicht vorhanden. Wenn nun Poor auf Grund seiner sorgfältigen Diskussion der verschiedensten Messungsreihen behauptet, eine Elliptizität der Meridiane bestehe doch, und das Verhältnis des äquatorialen Durchmessers zum polaren schwanke sogar um Beträge von der Größenordnung des zehntausendsten Teiles vom Durchmesser, so verdient das natürlich nicht eine schroffe Abweisung, aber doch auch keine sofortige Annahme. Man messe und rechne weiter, und die Wahrheit wird schließlich an den Tag kommen. Sehr vorsichtig bespricht den Fall Julius Scheiner*, indem er Wendungen braucht wie ‚es ist indessen möglich . . .‘, ‚ein abschließendes Urteil noch nicht zu geben‘, ‚eine Größe, die sich heute kaum durch Messungen sicher feststellen läßt‘. Diese Zurückhaltung hat ihn nicht vor der Freundschaft der Antikopernikaner schützen können. Sie buchen mit Behagen, daß er von Lane Poors Feststellung Kenntnis genommen habe, und ihr Leser gewinnt fast den Eindruck, als stehe ein Mann wie Scheiner in jenem Lager.

Es wäre ja hübsch, wenn wir uns die Sonne, das gewaltige Lebensherz für ein ganzes System, auch als pulsierend vorstellen könnten. Die Periode der Systole und Diastole soll gleich der der Sonnenflecken gut elf Jahre betragen, das Drei- bis Vierhundertmillionenfache von der Pulsationszeit des Menschenherzens, dessen Schläge uns Fr. Dessauer auf dem letzten Naturforschertage im Röntgenbilde so schön vorgeführt hat. Oder wenn der Vergleich mit der kleinen Unrast in unserem Brustkorbe zu kühn ist, dann darf man vielleicht an ein ähnliches Kräftespiel denken wie bei dem sogenannten Quecksilberherzen auf dem Experimentiertische unserer Physiker. Eine merkwürdige, der Nachprüfung sehr würdige Sache! Aber als Waffe gegen die festeste aller naturwissenschaftlichen Theorien doch gar zu ungeeignet.

Wenn wir aus dem künstlichen Schlafe erwacht sind, in den uns die Weltverbesserer mit Hilfe ihrer Suggestionen gewiegt, können wir wieder heiter in die Zukunft schauen, wo uns die großen Augen der Wahrheit ermunternd entgegenstrahlen.

* Populäre Astrophysik. Leipzig 1908, S. 330.

Der Einfluß der Arbeit auf die völkische Entwicklung / Von Joseph Graßl

(Schluß.) Neben der Frau waren es von jeher die **Kinder**, welche zur Verrichtung der Arbeiten herangezogen wurden.

Die Arbeitsleistung der Kinder und Jugendlichen müssen wir zerlegen in selbständige, produktive Tätigkeit und vorbereitende Ausbildung. **Die produktive Tätigkeit der Kinder ist um so größer, je geringer die Anforderung an die Ausbildung ist.** Der Wirkung dieses Fundamentalsatzes aller Wirtschaftslehre begegnen wir auf Schritt und Tritt und sie hat die weitgehendsten Folgen für ein Volk, da sie der Hauptgrund zu der Zahl der Kinder ist. Bei Berufsarten mit einfachen, leicht zu erlernenden Hantierungen, wie es das Taglöhnerwesen und auch die Landwirtschaft mit sich bringt, verdient sich der Junge frühzeitig sein tägliches Brot. Er tritt in einer Zeit, in welcher andere Berufsarten noch lange nicht daran denken können, selbständig auf und verläßt die Familie und entlastet sie dadurch oder wird sogar zur Stütze der alten Familie. Der zehnjährige Bauernjunge verdient sich seinen Unterhalt selbst und mit siebzehn Jahren ist der gewöhnliche Handwerker selbstverdienender Gehilfe. Der Normaljurist kommt mit dreißig Jahren aus dem Brotsacke des Vaters. Mit Hochdruck arbeiten Staat, Gesellschaft, Familien und Individuen darauf hin, alle jene Beschäftigungsarten, die eine frühzeitige Versorgung des Kindes ermöglichen, auszurotten und das Kind einem Berufe mit möglichst langer Vorbereitungszeit zuzuführen. Zugleich wird die Höhe der Vorbereitung stets vermehrt. Es wirkt daher geradezu komisch, wenn einige Optimisten die gegenwärtige Zeit das Zeitalter des Kindes nennen. Noch nie hat die Gesamtmenge der Kinder mehr lernen müssen als jetzt, und das Lernen ist nicht leichter wie die dem Kinde auferlegte produktive Arbeit.

Als das natürliche Alter der Selbständigkeit hat die Natur das fünfzehnte Jahr bezeichnet, den Eintritt in die Pubertät. Wie ‚zielstrebend' hier wieder die Natur arbeitet, kann man aus der Verschiedenheit der Zeit der Gebärfähigkeit der Frau und der Zeugungsfähigkeit des Mannes ersehen. Mit fünfzig Jahren, also um fünfzehn Jahre früher, endet das Geschlechtsleben der Frau. Dadurch ermöglicht es die Natur, daß auch das letzte Kind bis zur Pubertät den mütterlichen Schutz hat und sie bezeichnet damit indirekt die Erziehung des Kindes bis zur Mannbarkeit als Aufgabe der Mutter.

Die Zeit vor der Selbständigkeit nennen wir die Zeit der ‚Hilflosigkeit'. Je mehr nun die Kultur die Hilflosigkeit künstlich verlängert, desto jünger muß die Mutter bei der Geburt des letzten Kindes sein, um ihm während der Zeit der Hilflosigkeit den notwendigen Schutz angedeihen lassen zu können. Was für die Mutter gilt, gilt auch für den Vater; die Kultur wirkt also in der Zahl der Kinder in der gleichen Weise wie die Natur. **Die Menge und Höhe der kindlichen Arbeit ist der wesentlichste Faktor in der Zahl der Nachkommenschaft.** Berufsarten und Gegenden mit starker Kinderarbeit haben daher großen Kinderreichtum, Berufsarbeiten mit langer Vor-

bereitung haben geringe Kinderzahl. Es ist lediglich die Auswirkung vom Gleichgewicht der Nachfrage und Angebote, das Gesetz der Angleichung aller Außenumstände, das in der Zahl der Kinder mitwirkt. Um nicht mißverstanden zu werden: Wir schätzen die andern Ursachenfaktoren zur Größe der Familie nicht gering ein; namentlich die tiefe religiöse Überzeugung; aber der wichtigste Faktor im Leben der modernen Kulturvölker ist die Kinderarbeit. Für uns Bayern sei auf die Tatsache hingewiesen, daß namentlich bäuerliche Kreise mit Körnerbau, also mit großer Kinderarbeit, in der Zahl der Kinder zunehmen, während Gegenden mit Zwergwirtschaft und mit Übergang zur Milchwirtschaft rapid in der Kinderzahl abnehmen, weil die Nachfrage nach Kinderarbeit gefallen ist.

So sehr also das Übermaß der Kinderarbeit wegen Gefährdung des Individuums zu verwerfen ist, so ist doch eine zu weit gehende Einschränkung der produktiven Tätigkeit des Kindes ein völkischer Schaden, indem durch den Ausfall der Nachfrage nach Kinderarbeit die Zahl der Kinder geringer würde, und wie bei der Frauenarbeit, darf auch bei der Kinderarbeit diese nicht unterdrückt, sondern nur geregelt werden.

Wie sehr die Ausbildungszeit der Kinder auf die finanziellen Verhältnisse der Familie zurückwirkt, mag ein Vergleich zweier weitabstehender Berufsarten ergeben. Vergleichen wir einen Amtsrichter mit einem bäuerlichen Mittelbesitzer. Im allgemeinen gilt der Satz, daß der Vater den Buben in die gleiche Gesellschaftsstufe hineinbringen will, in der er selbst ist. Der Amtsrichter A hat zwei Knaben; diese studieren regelmäßig und werden wieder Juristen. Der Vater hat also sechzig Lebensjahre-Ausgaben für die zwei Knaben, denn der Jurist ist dreißig Jahre lang hilflos. Der Bauer B hat auch zwei Knaben; mit zwölf Jahren verdient jeder von ihnen seinen Unterhalt; der Vater hat also vierundzwanzig Lebensjahre-Ausgaben. Dazu kommt, daß gerade die spätere Zeit der Ausbildung einen großen Bruchteil des Einkommens des Vaters A in Anspruch nimmt, während B ungefähr zehn Jahre lang die Arbeitstätigkeit seiner Knaben in Anspruch nimmt und diese Kinder nicht mit der vollen Höhe ihres tatsächlichen Verdienstes entlohnt. Die finanziellen Lasten, die auf A zur Ausbildung seiner zwei Söhne drücken, sind so groß, daß B sechs Knaben davon unterhalten und erziehen lassen könnte.

Für den Soziologen, der sich nicht von dem Tagesgeschrei über den Wert der Bildung einschüchtern läßt, *erwächst daraus die Pflicht zur Mahnung an die Gewalthaber, die Länge der Vorbereitungszeit nicht ins Unangemessene zu vergrößern.* Jeder Ruf nach verlängerter Bildungszeit muß sorgfältig auf die Rückwirkung geprüft werden, die sie im Volksleben hervorruft. Und auf die Gefahr hin, als bildungsfeindlich zu gelten, möchten wir insbesondere die Mittelschule herausheben.

Der Ruf nach neunjähriger Mittelschulvorbereitung wird immer allgemeiner. In Bayern sind die Tierärzte zuerst durchgedrungen. Über die Notwendigkeit des neunjährigen Vorstudiums der Tierärzte muß die Qualität der jetzigen Bezirkstierärzte Aufschluß geben. Sind die jetzigen Bezirkstierärzte den Anforderungen des Lebens und des Amtes gewachsen oder nicht? Wenn ja,

warum hat man neun Jahre Vorstudium eingeführt, da doch die jetzigen Bezirkstierärzte mit sieben Jahren Mittelschule den Anforderungen genügen? Die gleiche Frage muß bei den Apothekern erhoben werden, die aus äußeren Gründen, ‚zur Hebung des Standes', natürlich auf Kosten der Nachkommen und der Allgemeinheit, Absolutorium verlangen. Ebenso sind die Forderungen der Lehrer in ihrem Übermaß zu beurteilen. Ab und zu sieht ja der Staat die enorme Verschwendung an Geistesbildung und Geldwerten ein, die er begeht, wenn er zu Berufen, die so hohe Ausbildung nicht erfordern, Überforderungen macht. Es sei auf die Tatsache der abgeminderten Anforderung an die Beamten der Post und Bahn und des Zollwesens hingewiesen. Seitdem unsere ‚Einjährigen' die Stelle der 1½ Jahre-Polytechniker bei dem Bahnwesen einnehmen, ist es nicht schlechter mit dem Verkehrswesen geworden, obwohl fünf Jahre Vorbildung ausfielen. Und seitdem Leute mit gewöhnlicher Schulbildung die Arbeit der ‚Einjährigen' verrichten, wird diese Arbeit gleich gut verrichtet. Die Tyrannei der Vorbildung wird nicht selten übertrieben, so sehr auch die historische Entwicklung unseres Staatslebens daran haftet und so hoch auch die Kontinuität der Entwicklung völklich einzuschätzen ist.

Frauenarbeit und Kinderarbeit fallen aber örtlich oft zusammen; denn die körperlichen Kräfte und das Schonungsbedürfnis der Frau gleichen dem des Kindes und da, wo große Gelegenheit für die Frau zum Erwerb ist, fällt auch in der Regel etwas für das Kind ab. Daher kommt es, daß in Gegenden und in Berufssparten mit starker Frauenarbeit auch starke Kinderarbeit herrscht und daß in diesen Gegenden und Berufssparten sich die Folgen der hohen Kinderarbeit und die der großen Frauenarbeit geltend machen, nämlich hohe Geburtsziffer und hohe Kindersterblichkeit, wobei noch die Folgen sich gegenseitig verschärfen, indem hohe Fruchtbarkeit die große Kindersterblichkeit und umgekehrt hohe Kindersterblichkeit große Fruchtbarkeit bewirkt.

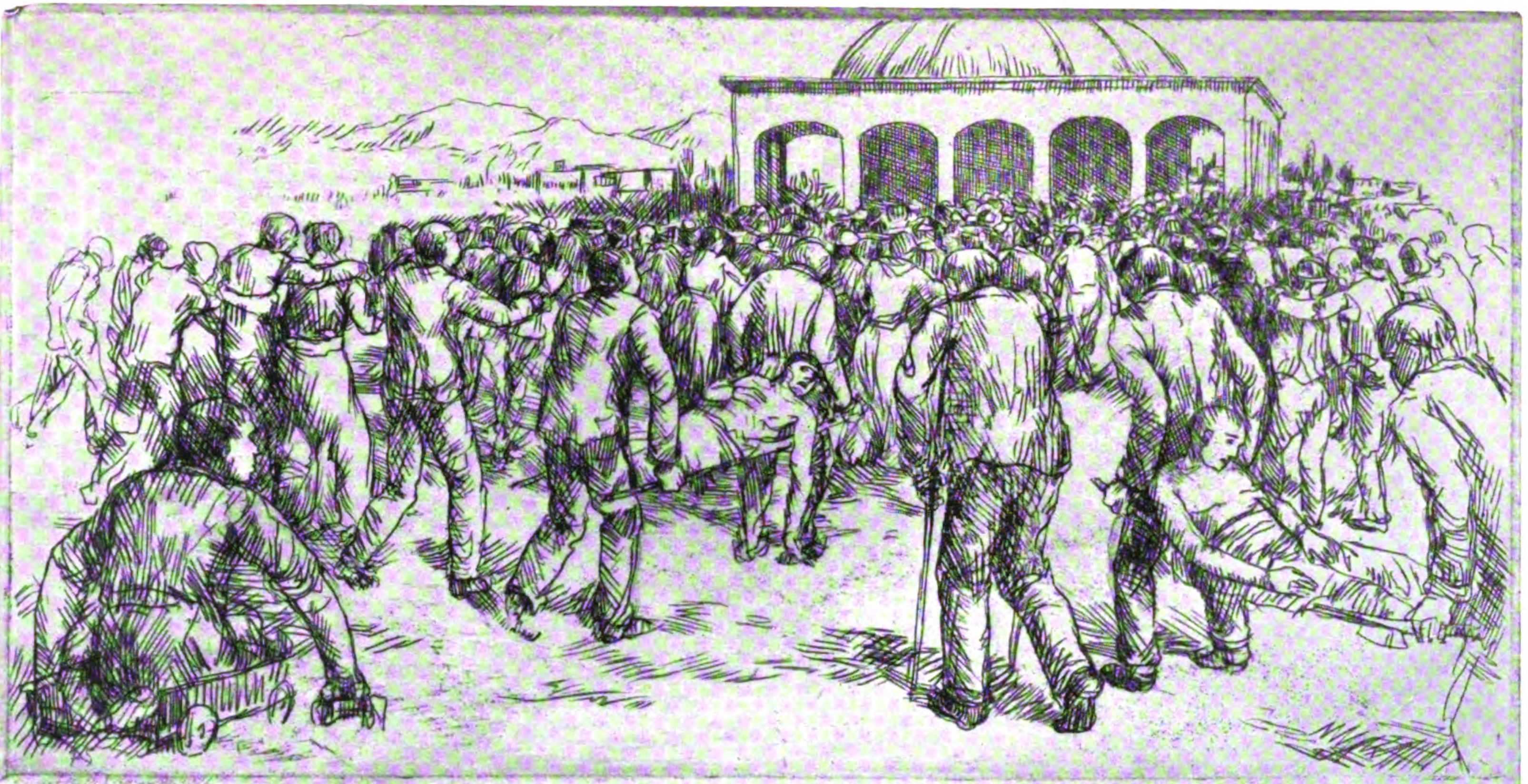
Wenn wir die Arbeitstätigkeit des Mannes verfolgen, so müssen wir auch die hauptsächlich am Manne haftende Standesteilung im Volke kurz erwähnen.

Die gleiche Ursache, die das Weib zur Arbeit zwang, hat auch die Unterwerfung des Mannes unter die Gewalt des Stärkeren erzielt. Die körperliche Kraft, die Macht hat die Sklaverei gegründet. Zwischen Sklaven und Herren bestand in der Regel eine unübersteigbare Grenze. Und wenn man heute die demokratischen Einrichtungen Griechenlands hochpreist, so muß man immer die Sklaven ausnehmen und merkwürdiger Weise auch die Frauen, die in ihrer Wertschätzung unmittelbar nach den Sklaven kamen. Wir Gegenwärtigen schätzen in der Regel die Bedeutung der Sklaverei für die Entwicklung der Völker zu gering ein. Diese Sklaven verrichteten ihre Arbeit und ertrugen den Befehl der Herren nur so lange, als die Herren durch ihre Macht den Gehorsam erzwingen konnten. Verweichlichten die Herren, so versuchten die Sklaven das Staatsgebilde zu stürzen; an dem Fortbestand desselben hatten sie kein Interesse. Trotz des Sklavenraubes in sieghaften Kriegen und der Züchtung der Sklaven durch Fortpflanzung reichte die Menge derselben nicht hin, um den Herren jede Arbeit abzunehmen. Immer noch mußte ein Teil der sklaven-

haltenden Kulturvölker des Altertumes sich der Arbeit widmen. Gerade in diesem Zwange aber war die Rettung vor Untergang gelegen. Sobald die Menge der Sklaven übermäßig zunahm, ging das Staatengebilde zugrunde. Es liegt nämlich ein merkwürdiger, nicht hoch genug einzuschätzender Segen in der Arbeit, namentlich in der körperlichen Arbeit und insbesondere in der Bebauung und der Veredelung der Produkte des eigenen Landes. Der Bodenbebauer im weitesten Sinne zieht aus der Erde die Lebensfähigkeit. Da nun im Sklavenstaat das Aufsteigen der im Bodenbebauer aufgespeicherten Lebenskraft durch Blutmischung nicht zulässig war, ging der Wert der Verbindung mit der Erde für das Herrenvolk immer wieder verloren. Die geringe staatliche Lebensfähigkeit der alten Sklaven-Kulturstaaten ist hierin größtenteils begründet. Zum Teile ersetzten die alten kulturellen Sklavenstaaten den Ausfall der Arbeitswirkung durch den Krieg. Der Krieg ist für alle nicht bodenbebauende Staaten — wiederum im weitesten Sinn genommen — ein unerläßlicher Regenerationsfaktor.

Dieses Arbeitssklaventum wurde durch das Christentum ideell beendigt. Das Gebot der Nächstenliebe, das Gesetz der Gleichheit aller Menschen in Christo ist das Ende der Sklaverei. Aber die Jahrtausende hindurch mit dem Institute der Sklaverei rechnende menschliche Gesellschaft war zu einer praktischen Verwertung der Lehre des Menschensohnes noch nicht reif. Erst zweitausend Jahre nach der Verkündigung wurde die Lehre in die Praxis umgesetzt, und die Weiterentwicklung des Gedankens erleben wir gerade in der Jetztzeit. Es ist Kurzsichtigkeit der Menschen, wenn sie dem Christentum vorwerfen, daß man zur Realisierung des Gebotes der Menschenliebe, der Beendigung der Kriege, der sozialen Fürsorge nichts getan habe. Solche Dränger und Stürmer gab es zu jeder Zeit, und wenn der Apostel mahnt, daß, wer Knecht sei, auch Knecht bleiben solle, so richtet er sich an jene Sprudelköpfe seiner Umgebung, die alles von Grund aus umstürzen wollten. Gerade in der langsamen Auswirkung der Lehre liegt die Bedeutung, die dauernde Bedeutung für die Menschheit und die sichere Anwartschaft der Nützlichkeit. Solche Umwälzungen dürfen nie plötzlich vonstatten gehen, sondern so, wie die Natur die Dinge umändert, nämlich durch derartig langsame Änderung, daß der Träger der Änderung diese gar nicht merkt. Nur dadurch wird es möglich, daß der Mensch nicht zugrunde geht, sondern zum Stammvater eines neuen Geschlechtes wird.

Neben den durch Gewalt zur Arbeit gezwungenen Sklaven gab es zu jeder Zeit freiwillige Arbeitshelfer in den Kulturstaaten. Diese Gehilfen stammten aus fremdem Blute und wurden durch die Arbeitsgelegenheit der Kulturzentren angezogen. Die Bibel erzählt in dem Turmbau zu Babel den ersten Generalstreik der polyglotten Ziegelarbeiter dieses Zivilisationsstaates. Die Juden zogen der Arbeit halber nach Ägypten; Griechenland bezog seine Dienstboten von Thrazien, später von Mazedonien usf. Die mächtigste Ursache, die die fremden Völker in die Kulturzentren zog, war und ist die Möglichkeit, dort Arbeit zu finden und auf dem Wege der Arbeit sich eine bessere Lebensführung zu verschaffen. Dieser Grund ist auch heutzutage noch geltend sowohl



Adolf Schinnerer/Aus dem Zyklus „Teich Bethesda", 4. Blatt

bei der Einwanderung fremder Arbeitshilfskräfte als auch bei der Binnenwanderung. Wohl werden auch bequeme Volkselemente durch die Kulturstaaten und die Großstädte angezogen, aber der weitaus größte Teil wandert aus ethisch durchwegs anerkennenswerten Gründen, aus Arbeitswillen und aus dem Bestreben, die individuellen Verhältnisse zu bessern. Wie sehr dies der Fall ist, sieht man aus den Folgen der Binnenwanderung. Geistig und körperlich zur Arbeit Untaugliche bleiben auf dem Lande zurück, die Bevorzugten wandern ab. Dadurch verschiebt sich die Anhäufung und der Prozentsatz der Hochbegabten zu den Minderbegabten, und zwar auf dem Lande in der Richtung zur Verschlechterung, in der Stadt in der Richtung der Verbesserung. Dadurch aber, daß die Stadt die Eingewanderten, obwohl sie körperlich und geistig bevorzugt sind, in einem höheren Maße in ihrer Lebensenergie schädigt, als dies auf dem Lande der Fall ist, dadurch daß die Zurückgebliebenen durch die Verbindung mit dem Boden sich immer von neuem regenerieren, werden die Unterschiede zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes wieder ausgeglichen. Darin beruht die Bedeutung des Bauernstandes neben dem Einflusse, den er auf die Ernährung hat. Die Abminderung der Binnenwanderer der Stadt geschah früher vorzugsweise durch die schädigenden Einflüsse des Stadtlebens selbst, also durch erhöhtes Absterben der Städter; gegenwärtig unter dem Einflusse der öffentlichen Hygiene ist diese Ausmerzungsart fast ganz verschwunden. An ihre Stelle tritt die mangelhafte Fortpflanzung der Städter. Die Besserung des Lebens des städtischen Individuums wird durch die Verschlechterung der städtischen Gattung wettgemacht. Und gerade diese Gattungsverschlechterung ist wieder vorzugsweise Arbeitsfolge, wie gezeigt wurde.

Dieses Eindringen fremder Volksabkömmlinge in ein Kulturvolk und dieses Zusammenballen des eigenen Volkes zu Großstädten sind nicht an sich verderblich für ein Volk, sie werden es aber, wenn sie ein gewisses Maß überschreiten. Jedes starke, gesunde Volk verträgt eine gewisse Menge fremden Blutes, das es assimiliert und in sich verarbeitet. Ja, diese Blutauffrischung bedeutet in vielen Fällen sogar ein förderndes Moment. Und wiederum gibt uns die Bibel ein merkwürdig passendes Beispiel. Die Juden in Ägypten, die dort ähnlich wie die Italiener in Deutschland hauptsächlich Ziegel- und Erdarbeiter waren, vermehrten sich weit mehr als ihr Wirtvolk, und trotz der harten Bedrückung, trotz der direkten Tötung der Nachkommenschaft bildeten sie schon durch ihre Zahl eine Gefahr für die verweichlichten Ägypter. In Ägypten entstanden nun unter den Einheimischen zwei Parteien: die Nationalen, die mit allen Mitteln die Entfernung des als Fremdkörper wirkenden Judenvolkes aus dem Lande verlangten, und die Wirtschaftspartei, die die Arbeitsleistung der Juden höher schätzte als die Gefahr auf völkischem Gebiete. Der Pharaonenkönig wurde in den Streit der beiden Parteien hineingezogen und schwankte lange, nach welcher Seite er sich entscheiden sollte. Je nachdem gerade eine Partei das Ohr des Königs besaß, lautete auch sein Befehl. Endlich siegte die Nationalpartei, und die Juden mußten das Nilland verlassen, und dadurch war Ägypten auf Jahrhunderte hinaus von einer großen völkischen Gefahr bewahrt.

Im allgemeinen ist in Deutschland die Gefährdung der Nation durch ein-


gedrungene Arbeitswillige fremden Blutes noch nicht groß. Aber geleugnet kann nicht werden, daß in einzelnen Gegenden die Anhäufung fremder Arbeiter bereits eine übergroße wurde, daß diese bereits eine lokale Gefährdung bedeuten. Die Gefahr wird aber allgemein, wenn der fremde Arbeiter dem deutschen die direkte Verbindung zwischen Volk und Boden abnimmt, wenn der Fremdling die schweren, schmutzigen Erdarbeiten verrichtet und sich der Deutsche immer mehr auf Qualitätsarbeit beschränkt. Damit ginge ein Teil der Erdkraft dem deutschen Volke verloren und ginge auf die fremden Volksteile über; sie würden sich als flacher Keil zwischen Volk und Boden einschieben und das Wirtvolk vom Boden abheben und ihm seine Kraftwurzeln abschneiden. Auf dem Wege der Arbeit würden die Fremdlinge das Land erobern, in dem sie Gastfreundschaft genossen haben. Kein Volk darf ungestraft seine Bodenständigkeit aufgeben.

Die Arbeit war in der Sklaverei absolut, in dem Zustande der Hörigkeit relativ gebunden. Durch beide hindurch führte der Weg zum freien Arbeiter mit vollem Staatsbürgerrecht. Aber das erträumte Glück kam nicht. Der aus der Reihe seiner Standesgenossen gerissene Arbeiter vermochte dem Druck der übermächtigen Herren nicht standzuhalten, und der Druck wurde um so größer, je unpersönlicher das alles beherrschende Kapital wurde; deshalb organisierten Arbeiterfreunde wieder die Arbeiter und veranlaßten sie zur freiwilligen Aufgabe der vollen bürgerlichen Freiheit. Der moderne Arbeiter ist durch die Arbeiterorganisationen mehr oder minder gebunden. In völkischer Beziehung erwächst der Gesamtheit daraus die Gefahr, daß die tüchtigen Arbeiter zu lange in den Reihen der Mittelmäßigkeit gewaltsam zurückgehalten werden, daß der vom Boden aufsteigende Kräftestrom nur in geringem Maße zur Krone bringt. Ein wahres Glück für die Tüchtigkeit der Nation ist es, daß der Arbeiter wohl sich durch seine Arbeitsgenossen binden läßt, daß er aber mit seinen Kindern über das Arbeitermaß hinausstrebt. Allerdings beginnt man auch schon die Jugend zu organisieren und damit dem Hinausragen aus dem Mittelmaß der Arbeiterjugend eine gewisse Standeswidrigkeit anzudichten.

Die Organisation der Arbeit des Mannes ist also von entscheidendem Einfluß für die Entwicklung eines Volkes.

Mann, Frau und Kind bilden die Familie. Und die Familie erscheint als mächtiger Faktor in der Arbeit, in der Wirtschaft und im Völkerleben.

Das Zusammenwirken der einzelnen Familienmitglieder durch Arbeit zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes setzt eine starke Familie voraus; umgekehrt fördert das Zusammenarbeiten den Familiensinn. Die Reziprozität der Erscheinungen finden wir in der Natur außerordentlich häufig.

Der sichtbare Ausdruck der gemeinsamen Arbeit findet sich im Familiengut, und die herkömmliche Legalisierung des durch gemeinsame Arbeit erworbenen Familiengutes findet im Rechte der Erstgeburt statt. Der weit getriebene Individualismus unserer Zeit, der sich politisch in einem ausgeprägten Demokratismus kennbar macht, will auch folgerichtig nicht viel mehr wissen von einer Bindung der Arbeit und des Arbeitsverdienstes an die Familie. An Stelle des Verwalters des Familiengutes der früheren Zeit tritt der Besitzer, der frei



über dasselbe verfügt. Unsere ganze Arbeitsmethode drängt auf diese Richtung hin. Der mit dreißig Jahren selbständige Jurist kann doch unmöglich mehr ohne Schaden für die Allgemeinheit die Früchte seines ersten Verdienstes der Familie des Vaters zuweisen. Es ist höchste Zeit, daß er an Gründung einer selbständigen Familie denkt. Der Übergang der Ausbildung der Handwerkslehrlinge vom Vater auf fremde Personen führt den Sohn aus der Familie und nimmt ihm den Familiensinn. Lediglich der Bauer ist bis zur Selbständigkeit des Sohnes auch zugleich Lehrherr und Unterhaltsgeber. Der starke Familiensinn, den man noch durchwegs bei den Bauern findet, ist somit Arbeitserfolg. Die konservativ politische Gesinnung liegt im Wesen der bäuerlichen Arbeit.

Die Familie ist zugleich ein mächtiger Faktor in der Preisbildung des Arbeitsproduktes, und zwar vermindert sie den Preis. Das Leben des Arbeiters in der Familie ist billiger als das Leben des Arbeiters ohne Familie. Wenn die arbeitsfähigen Brüder ihren Verdienst in die Gemeinsamkeit der Familie abliefern, so bleibt mehr übrig, als wenn jeder allein für sich haust. Das Bedürfnis des Arbeiters ist aber der Hauptgrund der Anforderung an die Lohnhöhe und damit an den Preis des Produktes. Produkte, zu deren Herstellung die ganze Familie zusammenarbeitet, werden daher regelmäßig schlecht bezahlt. Jede Loslösung des Arbeiters von der Familie wirkt daher preissteigernd. Schon die Aufnahme fremder Arbeitskräfte in die Familie des Arbeitgebers hat erhöhte Unkosten gebracht. Der familienfremde Arbeiter fordert bessere Nahrung, bessere Wohnung, höhere Entlohnung als der Sohn. Und die Loslösung der Hilfskräfte aus der Familie des Arbeitgebers hat diese Erscheinung gesteigert. Wenn daher einzelne Volksbeglücker die modernen Verhältnisse des gewerblichen Arbeiters auch auf die bäuerlichen Arbeiter ausgedehnt wissen wollen, so müssen sie auch die Folgen dieses Versuches wollen. Überall da, wo die große bäuerliche Familie im Rückgang begriffen ist und wo der Ersatz der Arbeitskräfte durch familienfremde Hilfsarbeiter stattfindet, finden wir ein starkes Hinaufschnellen des Preises der bäuerlichen Produkte. Um die Städte herum steigen daher naturgemäß die ländlichen Preise, da dort auch eine Verminderung der Anzahl der Kinder der Bauernfamilien durch Übertragung der städtischen Gewohnheiten auf die ländlichen Bewohner stattfindet. Der Unterschied zwischen der Entlohnung eines Familienmitgliedes und einer fremden Arbeitskraft dürfte 300 M. im Jahre betragen. Mit der Loslösung des bäuerlichen Hilfsarbeiters aus dem Familienkreise des Bauern muß entweder der Preis der Bodenprodukte steigen oder der Bauer geht zugrunde. Ebenso steigt der Preis der landwirtschaftlichen Produkte durch Kleinhaltung der Familie.

Die erzieherische Einwirkung der Familie als Arbeitsgemeinschaft auf ihre Mitglieder wurde bereits erwähnt. So sehr die extremste Form der Loslösung des Hilfsarbeiters aus der Familie, das Ledigenheim, aus anderen Gründen begrüßenswert ist, so sehr wirkt es doch zurück auf die ganze Entwicklung des Volkes, und diese Rückwirkung ist nicht immer glücklich.

Nachdem wir nun die Entstehung der Arbeit und die Organisation derselben und die Einflüsse beider auf die völkische Entwicklung skizzenhaft kennen

gelernt haben, wollen wir zur Betrachtung der Form der Arbeit übergehen, und zwar wollen wir die Mittel, mit welchen die Arbeiten verrichtet werden, absondern von der Zeit, in welcher diese zustande kommt.

Die Arbeit kann verrichtet werden durch die Kräfte des Körpers oder die des Geistes oder durch eine Kombination beider. Je ursprünglicher die Arbeit ist, je näher sie der Ernährung als solcher steht, desto mehr werden die körperlichen Kräfte verwendet. Körperliche Arbeiten pflegt das Beiwort ‚niedrig' als minderwertig zu bezeichnen. Diese Einschätzung der körperlichen Arbeit hat bewirkt, daß ein starkes Hindrängen zur geistigen Arbeit stattfindet. Im vulgären Sprachgebrauch pflegt man die Fähigkeit, geistige Arbeiten verrichten zu können, als den Maßstab für die Höhe der Kultur zu nehmen; man vergißt, daß die Kultur die Entwicklung des gesamten Menschen in allen seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften ist. Die Arbeitsfähigkeit des Geistes ist aber nicht die Gesamtfähigkeit der Seele, geschweige denn die des Menschen. Neben der Arbeitsfähigkeit produziert das Gehirn, der Träger aller geistigen Tätigkeit, auch noch andere seelischen Eigenschaften, die mit der geistigen Arbeitsfähigkeit nichts zu tun haben, deren Höhe aber für das Leben des Individuums und für die Lebensdauer der Völker von wesentlicher Bedeutung ist. Während die geistige Arbeitsfähigkeit größtenteils aus egoistischer Entwicklung hervorgeht, gründet sich der Staat und damit auch das Individuum — dieses bloß bis zu einem gewissen Grade — auf die Höhe der Entwicklung der altruistischen Gefühle. Gehorsam, Opfersinn, Nächstenliebe usf. Wir haben aber eingangs der Besprechung gesehen, daß die Anpassung aller natürlichen Kräfte nicht nach einer idealen, gedachten Richtung hin stattfindet, sondern nach dem jeweilig bestehenden Zustand. Die Ausgleichung der Natur ist stets ad-hoc-Richtung. Daher kommt es, daß bei einer intensiven Geistesarbeit des Volkes die völkischen geistigen Fähigkeiten in die egoistische Richtung gedrängt werden, und die staatserhaltenden altruistischen geschwächt werden, ebenso wie dies mit den körperlichen geschieht. Dieses Mißverhältnis kann bei der bekannten Abhängigkeit aller einzelnen Organe im menschlichen Zellenstaate zur Gefährdung des menschlichen Zellenstaates selbst führen. Alle Ärzte, ohne Ausnahme, sind darüber einig, daß wir der bisherigen Grunderziehung zur geistigen Arbeit in der Ausbildung der körperlichen Eigenschaften ein Gegengewicht schaffen müssen. Wir empfehlen Spiel und Sport. Aber dieser von den Ärzten empfohlene Ausgleich ist ein rein mechanischer; er läßt außer Ansatz, daß wir auch noch andere Geistesqualitäten ausbilden müssen. Namentlich der Sport ist ein Förderer des Egoismus. Das rücksichtslose Niederringen des Sportgegners ohne Rücksicht darauf, aus welchen Gründen der Gegner in dem Wettbewerbe schwächer ist, führt zum Herrenmenschen mit allen seinen Schwierigkeiten, einen Nationalstaat aufrecht zu erhalten. Daher haben soziologisch denkende Pädagogen die systematische Erziehung zu den sogenannten höheren Geisteseigenschaften als notwendige Ergänzung unserer bisherigen Geisteserziehung stets betont. So hat in dieser Monatsschrift Foerster auf den Ausbau des Altruismus und die Eindämmung des Egoismus wiederholt hingewiesen. Kerschensteiner, der viel-

fach auf den Schultern Foersters steht, verlangt eine Erziehung zum Staatsbürger. Während also der eine eine Erweiterung der Vorbereitung verlangt, fordert der andere eine schärfere Zielbestimmung.

Das was uns in der modernen Erziehung zu mangeln beginnt, ist die allgemeine breite Basis; namentlich die frühzeitige Ausschaltung des Körpers aus dem Lehrplane war verhängnisvoll. Diese breite Basis in der Gesamterziehung gibt uns die körperliche Arbeit. Sie als obligaten Gegenstand in den Erziehungsplan unserer Mittelschulen aufzunehmen, wird die Gesundung des deutschen Volkes auf Jahrhunderte lang sichern.

Die Anzeichen einer übermäßigen Ausbildung und Betätigung der geistigen Arbeitsfähigkeit sind nicht zu verkennen. Mut, Aufopferung, Entsagung, Mitleid, Religion nimmt nicht zu. Der auf Geistesarbeit systematisch Erzogene erblickt auch später in diesen Tugenden keinen Vorzug. Der Wille und die Fähigkeit, auf die von Gemütsschwankungen leidenschaftlich erregte Masse einzuwirken, schwindet gerade bei den besten Geistesarbeitern. Die Führung der Masse entgleitet den Intellektuellen. Denn der Menge imponieren Mut und Mitleid, Entsagung und Ausdauer mehr als Gescheitheit; denn an diesen Eigenschaften hat sie selbst noch Anteil. Der Intellektuelle selbst drängt zu einer Stellung mit gesicherter, wenn auch kümmerlicher Versorgung; der frische Wagemut ist ihm ja von Jugend auf gründlich genommen. Und was die Arbeiter mit ihren Verbänden bezweckten und erreichten, erzielt auch die jahrelange Ein- und Abpassung der Geistesindividuen in das Zwangsmaß der geistigen Arbeit. Die Art und Weise unserer Geistesarbeit und der Ausbildung zur Geistesarbeit wirkt also auf das Volk und damit wieder auf den Lebensmittelspielraum der einzelnen zurück. Die Fähigkeit zu erobern nimmt ab, wir werden ein friedfertiges Volk, das von den Renten seines Vermögens am liebsten lebt. Die Anfänge dieser Entwicklung sind in Deutschland erkennbar, in Frankreich sind sie bereits auffallend; in England mit seiner ganz anderen Jugenderziehung fehlen sie. Dagegen macht sich dort eine politische Eigenschaft geltend, die Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit, die Ausnützung der jeweiligen Konjunktur, die wohl natürliche Folge ihrer Sporterziehung ist. Die Arbeiter drängen zu Kommunalisierung der Arbeit, weil sie einen Gewinn für sich erwarten; die Intellektuellen, weil sie neue Staatsposten erhoffen.

Die Arbeit und die Erziehung zur Arbeit prägt sich also im Charakter des einzelnen wie des Volkes ab.

In bezug auf die D a u e r d e r A r b e i t geht eine Bewegung durch die Welt, die Zeit, während welcher der Mensch produktiv tätig ist, zu verkürzen. Im Anfang der Arbeitslebensperiode geschieht diese durch Verlängerung der Vorbereitung, am Ende durch den Wunsch, den Lebensabend in Muße zuzubringen. Es scheint, daß, je älter die Kultur ist, desto bälder auch der einzelne die Arbeit einstellt. Dem Deutschen ist es im allgemeinen üblich, in den Gurten zu sterben, dem Franzosen ist es eigen, möglichst frühzeitig sich vom Geschäfte zurückzuziehen und als kleiner Rentner, vielleicht gar als Schloßherr zu leben. Um sein Ziel zu erreichen, begnügt sich der Franzose während der Zeit seines Erwerbes viel mehr als der Deutsche. Eine große Zahl von Kindern ist ihm

nur hinderlich in dem Wunsche, sich frühzeitig zurückzuziehen. Alle Stände, die ihre Arbeitstätigkeit frühzeitig beenden, haben geringe Kinderzahl. Verbindet sich das vorzeitige Ende mit der langen Ausbildung, so ist die bürgerliche Aufzucht einer größeren Kinderzahl geradezu unmöglich. Ein Jurist, der mit 30 Jahren selbständig wird und mit 65 Jahren in die Pension gehen muß, muß 30 Jahre vor seiner Pensionierung das letzte Kind zeugen, will er während seiner Aktivität den Knaben als Jurist versorgt wissen. Die Pension ist ja in der Regel nicht so groß, um die Bedürfnisse der erwachsenen Jugend decken zu können. Noch mehr gilt dies beim Offizier mit seinem frühzeitigen Abgang.

Die allgemeine Verkürzung der Aktivität der Beamten und der Offiziere, als auch die Verkürzung der Arbeitsdauer des Bürgers und des Faustarbeiters, des Bauers ist keineswegs ohne Einfluß auf die Entwicklung des Volkes. Von welch scheinbar kleinen Umständen oft die Zahl und Güte eines Volksteiles abhängt, darüber gibt folgende Beobachtung Aufschluß. Im Bezirksamte Viechtach, im Bayerischen Wald, ist bei den Mittel- und Großbauern durchwegs das Jüngstgeburtsrecht in Geltung. Die Groß- und Mittelbauern dieses Amtes haben aber geringere Kinderzahl als ihre Standesgenossen in den benachbarten Bezirken. Die Ursache liegt anscheinend darin, daß der Bauer in den benachbarten Bezirken seinen Hof dem Ältesten übergibt. Der Viechtacher Bauer geht außerordentlich frühzeitig vom Hofe ab und privatisiert.

Noch viel mehr als die Verkürzung der Arbeitszeit des Lebens wird die Verkürzung der Arbeitszeit des Tages angestrebt und auch erreicht. Der Vierzehnstundentag ist längst verschwunden; zehn Stunden und auch acht Stunden Arbeit seien normal. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf ist die Forderung. Durch erhöhte Arbeitsintensität will man den Verlust wieder hereinbringen. Dies gelingt auch in vielen Fällen, aber bloß bis zu einem gewissen Grade. Wird diese natürliche Grenze überschritten, so zerrt die Arbeit an den Nerven und zehrt die Lebensenergie auf. Sie bringt heftiges Wesen, fordert die Erzeugung von Dutzendwaren und hemmt die Qualitätsarbeit. ‚Laß dir Zeit', sagt der altbayerische Bauer, dessen Charakteristikum die unbezwingliche Nervenstärke ist. Die Häufigkeit der Unfälle ist mit der Zunahme der Arbeitsintensität eine recht unangenehme Beigabe. Die Hastigkeit der Jungen schaltet die Alten vorzeitig aus; eine unendliche Summe von Lebenserfahrungen geht zugrunde und muß immer wieder neu erworben werden. Der Kräfteumsatz des Volkes äußert sich in dem kaufmännischen: Billig und schlecht.

Um auf praktischem Wege die Verkürzung der Tagesarbeit zu erlangen, verlangt man die Einführung der sogenannten englischen Arbeitszeit. Die Vorteile der ungeteilten Arbeit werden von den Anhängern reichlich hervorgehoben: Das Wohnen in entfernten Stadtteilen wird ermöglicht; die Familie hat auch etwas von dem Vater; die Erholung im Freien wird gefördert usf. Daß diese Arbeitsteilung großen Einfluß auf die Entwicklung des Volkes haben muß, ist selbstverständlich. Aber den Lichtseiten stehen auch Schatten gegenüber. Namentlich ist zu befürchten, daß die Wertschätzung der Geistesarbeit, die in Deutschland ohnehin fast zu groß ist, noch mehr erhöht wird,

weil nur der Geistesarbeiter dann den Nachmittag frei hat. Oder will man auch die Bauhandwerker, die Taglöhner, die Bauern nur vormittags arbeiten lassen? Ein verschärftes Hindrängen zu den Stellen, die Halbtagarbeit haben, wird stattfinden. Die Teilung der Arbeit wird auch sonst soziale Folgen haben. Die Schulen des Proletariates werden andere Stundenteilung haben müssen als die der Geistesarbeiter, sonst wirkt sich die ungeteilte Arbeitszeit schädlich bei den Kindern der Armen aus. Als den größten Gewinn der englischen Arbeitszeit aber würde ich es betrachten, daß dadurch ein großer Teil der Städter vom Nachtleben abgezogen würde. Die Nachtschwärmer, die jetzt um 9 Uhr ins Arbeitszimmer kommen, würden bald unmöglich werden. Die Erholung, die Politik, die Ausbildung würden wieder Tagesbeschäftigung werden.

Das Nachtleben der modernen Kulturvölker hat nämlich einen ungeahnten Umfang angenommen. Das ist durch die Ausbildung der Lichttechnik möglich geworden. Während früher nur einzelne, bevorzugte Personen bei Licht sich unterrichten konnten, während früher die ganze Arbeit und fast die ganze Erholung, wenigstens die des Volkes, bei Tag stattfand, nimmt jetzt das ganze Volk am Nachtleben teil. Da aber das Nachtleben sich größtenteils innerhalb geschlossener Räume abwickelt, so wird dadurch der Einfluß auf die Entwicklung des Individuums und des Volkes verstärkt. Namentlich sollen auch die unter der Verschiebung der Tageseinteilung auftretenden Nachteile in familiärer Beziehung hervorgehoben werden. Der Mann, der bis 8 Uhr abends tüchtig schafft und der dann einer politischen Versammlung oder einem Vortragsabend beiwohnt, ist reichlich geistig ermüdet. Diese Ermüdung erstreckt sich auf alle Organe, und nur starke, ungewohnte Reize wirken noch. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Nachtleben die Familie zerstört, und daß namentlich die Ehegattin darunter leidet. Es ist in der Wirkung nicht wesentlich verschieden, ob die Nacht zu Arbeit oder Vergnügungszwecken verwendet worden war. Die Bedeutung des Schlafes vor Mitternacht ist weit größer, als oberflächliche Leute glauben. — Diese Erscheinung der Nachtarbeit macht sich auch schon bei unserer studierenden Jugend geltend. Eine umfangreiche Erhebung der Ärzte Münchens über die Verteilung der Arbeit nach den Tagesstunden hat ergeben, daß die Mittelschüler schon durchwegs Nachtarbeiter sind, und daß namentlich das Frühaufstehen vollständig unbekannt ist.

Neben der Abkürzung geht noch eine andere Erscheinung einher, die Arbeit auf einige Zeit zu unterbrechen und arbeitsfreie Tage einzuschieben.

Im Naturzustand kennt der Mensch keine fixen arbeitsfreien Tage. Er jagt und fischt, wenn er Hunger hat, er sammelt die Früchte der Bäume, wenn sie reif sind. Um Tage arbeitsfrei zuzubringen, muß man schon eine Menge Nahrungsmittel aufgespeichert haben. Der Feiertag setzt also eine größere Menge Arbeitstage voraus, er ist schon das Produkt der Aufspeicherung, gewissermaßen der Kultur. Der Feiertag ist aber nicht bloß das Produkt der Kultur, er ist auch selbst Kulturbringer. Alle Kunst, alle Religion, alle höhere Kultur stützt sich auf das Vorhandensein arbeitsfreier Tage. Das Loslösen der Menschen von den Sorgen um das tägliche Brot, wie es sich in der Neuzeit gerade bei den Faustarbeitern breit macht, ist eine begrüßenswerte Kultur-

erscheinung. Kein Volk, kein Stand soll sich den arbeitsfreien Tag rauben lassen. Dies gilt insbesondere auch von den geistig Arbeitenden. Nirgends wohl findet man die Arbeitsknechtschaft oft mehr als in den höchsten Ständen. Gerade die Zentralstellen nützen ihre Arbeiter manchmal in ganz unerhörter Weise an den Sonntagen aus. Auch die Dazwischenschiebung längerer Pausen, Urlaub genannt, ist eine Einrichtung, die geeignet ist, den Arbeiter der geistigen und körperlichen Anstrengung wiederum zu erfrischen, ihm die Möglichkeit zu geben, die Gesamtfortschritte des Volkes kennen zu lernen, die Vergleiche zwischen seiner Leistung und den Leistungen ihm gleicher Arbeiter zu machen und ihn zu neuen Anstrengungen anzuspornen.

Aber bei aller Berechtigung der arbeitsfreien Tage dürfen wir nicht vergessen, daß es Wirtschaftssparten gibt, bei denen es eine länger dauernde, etwa einen vollen Tag umfassende Loslösung von der Werkspflicht nicht geben kann. Es sind dies hauptsächlich die Beschäftigungen, die sich mit der Ernährung befassen, gleichviel ob sie den Menschen oder das Tier betrifft. Wenn wir also das Urlaubsbedürfnis der Menschen zu sehr betonen, so kann es kommen, daß denjenigen Beschäftigungsarten, die den Urlaub schwer gewähren können, die Arbeiter entzogen werden. In der Tat klagen erfahrene Landleute bereits darüber, daß das Urlaubsbedürfnis der ländlichen Dienstboten in ungemessener Schärfe sich geltend mache, und die Hausfrauen wollen die Berechtigung dieser Klage auch auf die häuslichen Dienstboten ausgedehnt wissen.

Wenn man von dem Einflusse der Arbeit auf das Volk spricht, so muß man auch den Arbeitswillen erwähnen. Gar oft hört man die Behauptung ausgesprochen, daß der Arbeitswille nachläßt; das ist sicher nicht der Fall; im Gegenteil dürfte es kaum ein Volk der indogermanischen Rasse geben, das so fleißig ist als die Deutschen. Aber der Arbeitswille hat sich verfeinert. Man geht dem Schmutze vorsichtig aus dem Wege, während primitive Völker ihn wegschaffen. Ein geistreicher Mann hat sich einmal dahin geäußert, daß wir von der Kultur des Schweines zur Kultur der Katze kommen, und daß hierin Deutschland zum eigenen Schaden schon weiter sei als England.

Die Folge dieser Verfeinerung unserer Arbeit ist ein Vordrängen der benachbarten, minder hoch stehenden Völker nach Deutschland. Eine alte Erscheinung. Auf dem Wege der Arbeit dringen fremde Völkerstämme ein und heben das Wirtsvolk vom Boden ab und untergraben und vernichten es. Wer nicht Utopien nachjagt, wird eine Kolonisation unserer neu erworbenen Länder auf dem Wege, daß größere Massen Deutsche dorthin auswandern und das Land bebauen, für unmöglich halten. Wir wollen ja im eigenen Lande nicht mehr die Schaufel führen! Handel, ja; Plantagen durch fremde Volksangehörige betreiben, ja; aber volkabsorbierende Landwirtschaft, nein! — Bedenkliche Ziffern von fremdblutigen Arbeitern an einzelnen Orten nennt uns schon die Statistik. Das Aufgeben des Nationalstaates ist ein großes Wagnis, das auch unglücklich enden kann.

Wie sehr selbst unter unseren Bauern die Verschiebung in dem Arbeitswillen schon vorgeschritten ist, kann man täglich ersehen. Die Menge und die Dauer des theoretischen Unterrichtes, die Herreneigenschaften des Bauers auszufüllen,

wächst täglich, während der Unterricht in der praktischen Arbeit, namentlich in der des Bauernknechtes, nur so nebenbei von Staat und Berufsvereinigungen gestreift wird. So notwendig der kaufmännische Teil der bäuerlichen Tätigkeit dem Ökonomen ist, die Zukunft wird doch dem Bauer gehören, der selbst ackert, selbst mäht, selbst melkt, selbst Knechtearbeit verrichtet.

Der Zusammenhang von Arbeit und Volksentwicklung ist nicht immer ohne weiteres klar. In der Natur arbeitet nie eine Kraft allein. Ein ganzes Bündel von Kräften ist wirksam, die oft parallele, oft aber auch konträre Richtung haben. Dann kann es geschehen, daß die Wirkung einer Ursache von der Wirkung einer andern Ursache verdeckt wird, daß sie, wie der Mediziner sagt, ‚latent' wird. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht da ist, daß sie nicht wirksam ist. Auch darf man bei dem Studium einer Ursache nicht zu kurze Zeitabschnitte wählen. Man muß der Natur Zeit lassen, den Stempel aufzudrücken. So erinnere ich mich z. B. der Tatsache, daß Leute, welche den Einfluß der Abmelkwirtschaft festsetzen wollten, als Vergleichsobjekt Gegenden nahmen, in denen die Milchwirtschaft erst kurze Zeit eingeführt war. Natürlich machen sich da die Folgen nicht kenntlich. Die Abmelker müssen mindestens schon in der zweiten Generation sein, wenn man die Vorteile und Nachteile der reinen Milchwirtschaft festlegen will. Namentlich auch für den Einfluß der Geistesarbeit muß stets eine Generation gewählt werden, die von Jugend auf unter den Einflüssen der ausschließlichen Geistesarbeit gestanden ist. Man wird dann geradezu erschrecken, wie rapid rasch die Geistesarbeiter aussterben und selbst mit ihren geistigen Leistungen heruntergehen. Es ist von Soziologen in bezug auf die hohe Kindersterblichkeit das Wort ‚Raubbau' gebraucht worden; es hat dieses Wort für unsere ausschließliche Geistesarbeitsbildung mindestens die gleiche Bedeutung. Gerade weil die Höhe der Geisteserziehung in Deutschland so groß ist, gerade deswegen brauchen wir eine möglichst breite Volksschicht mit Faust- und mit körperlich produktiver Arbeit. Babylon, Ninive, Memphis, Athen, Rom und Paris sind alle den gleichen Weg gegangen: Zuerst Vernachlässigung der körperlichen Arbeit, dadurch Eindringen fremder Volksteile, dadurch erschwerte Lebensbedingungen für die Einheimischen, dadurch Einschränkung der Kinderzahl, dadurch erst recht weiteres Heranziehen fremder Völker und Untergang der Rasse.

Wer es mit seinem Volke gut meint, der wird trotz aller Schmähungen, die seiner warten, immer wieder darauf hinweisen: *Achtet und heget und pfleget die körperliche Arbeit!*

Max von Gagern / Von Karl Hoeber

Unter den fünf Söhnen des Reichsfreiherrn Hans Christoph von Gagern traten im Sturmjahre 1848 die drei sogenannten ‚politischen Söhne' in den Mittelpunkt der allgemeinen Interessen des deutschen Volkes. Der älteste, Friedrich, bisher Oberstleutnant des niederländischen Generalstabes, ein Politiker von genialem Scharfblick, doch ganz dem militärischen Berufe ergeben, eilte auf das erste Zeichen der ausbrechenden Revolution nach Deutschland und erscheint uns hier als der mutigste Vertreter der bewaffneten Macht. Als Führer der badischen Division wollte er dem Vordringen der aufständischen Banden Einhalt gebieten und wurde bei Kandern meuchlings erschossen. Der zweite Sohn, Heinrich, war der erklärte Liebling des Volkes; als furchtloser Oppositionsmann und Führer der Fortschrittsparteien konnte er damals, obschon er seit kurzem das Amt eines hessischen Ministerpräsidenten bekleidete, als der Vertreter des Bürgertums gelten. Als solcher wurde er auch im Mai 1848 in Frankfurt mit 499 von 518 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten der deutschen konstituierenden Nationalversammlung gewählt. Der dritte, Max, damals Legationsrat in nassauischen Diensten und mit der Bearbeitung auswärtiger und Bundesangelegenheiten betraut, vertrat die politischen Anschauungen des Herzogs Adolf von Nassau, der unter den Fürsten des Deutschen Bundes gerade in jenen aufgeregten Zeiten durch klaren Blick und große Volksfreundlichkeit sich auszeichnete. Zwar näherte sich Max im Parlamente immer mehr den demokratischen Forderungen seines Bruders Heinrich und bewirkte durch sein Ansehen und seine geschäftliche Gewandtheit deren Annahme in der Nationalversammlung; er konnte sich indes in seiner hohen dienstlichen Stellung nur deshalb so weit vorwagen, weil er wußte, daß er das vollste Vertrauen seines Fürsten besaß.

Die unerschütterte Einigkeit der drei Brüder in allen das Wohl und die gedeihliche Zukunft des Vaterlandes betreffenden Fragen beruhte auf einem Schwur, den sie am Ostermontag 1836 auf dem Gipfel des malerischen Staufen im südlichen Taunus geleistet hatten. Auf einem sagenumwobenen Felsen, dem Mannstein, gelobten sie im Anblick ihres Familiengutes Hornau, bei allen wichtigen Entscheidungen und großen Ereignissen in nie wankender Eintracht zusammenzustehen. Dieser Schwur auf dem heimatlichen Berge bildet in gewissem Sinne das Leitmotiv, das der berühmte Geschichtschreiber der Päpste, Ludwig v. Pastor, seiner vor kurzem erschienenen monumentalen Biographie Max v. Gagerns vorangestellt hat und das in allen ernsten, folgenschweren und nicht selten tragischen Lebensschicksalen der drei Brüder immer wieder anklingt. (Leben des Frhrn. Max v. Gagern. Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Kösel, München und Kempten. 500 S., geb. M. 10.—.)

Max v. Gagern war am 25. März 1810 auf dem hainumrauschten Schlosse zu Weilburg, einem der entzückendsten Punkte des an Naturschönheiten so reichen Lahntals, geboren. Sein Vater gelangte 1813/14 als Minister des Prinzen von Oranien für die deutschen altoranischen Erblande in Nassau-Dillenburg und 1814/15 als niederländischer Gesandter und zugleich Bevollmächtigter für die deutschen Interessen der Oranier und der deutschen Linien des

Hauses Nassau beim Wiener Kongreß zu großem Ansehen in ganz Europa. Er war es, der mit Aufbietung aller seiner geistigen und auch materiellen Kräfte die Interessen seines fürstlichen Herrn wahrte und verfocht und der die Schaffung des vereinigten Königreichs der Niederlande unter Wilhelm I. durchsetzte. So wie Hans Christoph v. Gagern Zeit seines Lebens erfüllt war von dem erhabenen Gedanken an ein einiges und freies Deutschland, wie ihm sein feuriger Patriotismus in aller Not und Gefahr neuen Mut einflößte und ihm in Rede und Schrift die auch im höchsten Alter nie versagende Begeisterung für die Ehre seines Vaterlandes erhielt, so war es auch bei seinen Söhnen, und nicht zum mindesten bei Max, der durch die Vielseitigkeit seiner Interessen, sein wechselvolles Leben und seine verantwortungsreichen Missionen dem Vater besonders nahestand.

Auch Max zeigte sich in allen Phasen der zu neuen Verfassungsformen drängenden Entwicklung der deutschen Staaten in erster Linie immer als Patriot. Das Schillerwort, womit er sein mit 14 Jahren angelegtes Album begann: Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft — es blieb sein Leitstern in allen Wandlungen seines inneren und äußeren Lebens. Als er 1826 als Student der Rechte die Universität Heidelberg bezog, schloß er sich mit aller Hingabe seines jugendlichen Herzens der Burschenschaft an; sie war ihm die Verkörperung seiner Ideale, besonders der patriotischen, und blieb ihm auch später unvergeßlich. Die Trennung von den Jugendgenossen der Heidelberger Verbindung empfand er tief und schmerzlich während der Fortsetzung seiner Studien in Utrecht und Göttingen, wo er zwar auch Anschluß an Gleichgesinnte fand, aber das warme deutsche Vaterlandsgefühl, das die Burschenschaft durchglühte, sehr vermißte. In solchen Lagen überließ er sich nicht selten den Schwingungen seines überwiegend sanguinischen Temperaments. Er bedauerte die Entschließungen seines Vaters, der ihn zwang, oft entgegen seinen jugendlichen Launen und Wünschen sich einen Weg in die große Welt hinein zu bahnen und ihn mit 19 Jahren nach Paris gehen ließ, damit er hier seine allgemeine Ausbildung vollende. Was er selbst noch nicht begriff, namentlich als er auf seine deutschnationalen Jugendideale verzichten mußte, das erwies sich für sein späteres Leben als der eigentliche Hebel seines weiten, einflußreichen Wirkens. In Paris fand er Anschluß an die diplomatischen Kreise, wurde Volontär in der holländischen Gesandtschaftskanzlei und lernte zahlreiche interessante Persönlichkeiten, die Weltgeschichte nicht nur erlebt, sondern gemacht hatten, kennen, u. a. Talleyrand. Dieser schärfte ihm den Blick für die Zukunftsaufgaben der eben wieder zurechtgezimmerten Staaten, besonders auch Preußens, das der greise Staatsmann kurz zuvor besucht hatte und worüber er zu dem jungen nassauischen Edelmann das bezeichnende Wort sprach: ‚J'y ai vu bien des choses qui doivent donner à réfléchir à leurs voisins.'

Vom Herbst 1829 bis Sommer 1833 war Max in den niederländischen Zivildienst übernommen. Die auszeichnende Verwendung im königlichen Kabinett hatte er der Rücksicht auf die persönlichen Verdienste seines Vaters zu verdanken. Beim Ausbruch der belgischen Revolution trat er sofort als

Freiwilliger mit Leutnantsrang in das holländische Heer ein und nahm an den Gefechten bei Hasselt und Löwen teil. So sehr er oft die Trennung von der Heimat empfand, benützte er doch seine Zeit zu vielseitiger Ausbildung. An seinen Vater schrieb er: ‚Ich lernte viel durch den Einblick in die Wirkungskreise so verschiedener Verwaltungsgebiete wie Inneres, Justiz und Finanzen, das für Holland so wichtige der Staats-Wasserbauten, für Belgien vorzugsweise das der Industrie, dann aber das mir interessanteste, nämlich das der Kolonien, deren Geheimnisse in Holland lange Zeit so gut gewahrt wurden.‘ Noch nach 40 Jahren sollten ihm diese Vertrautheit mit so verschiedenen Gebieten, seine Sprachkenntnisse und seine geschäftliche Umsicht zustatten kommen, als er 1873 an die Spitze des Komitees zur Vorbereitung der Weltausstellung in Wien trat und diese Mission so ungemein glänzend erfüllte.

Max v. Gagern war klug und einsichtig genug, die Vorteile seiner Stellung im Haag und den daraus zu gewinnenden Erfahrungsschatz zu erkennen und zu würdigen, und doch wollte und konnte er nicht dauernd in Holland verbleiben, weil sein Wesen, wie er sagte, zu dem Charakter der Holländer nicht paßte. Er wollte seinem Vaterlande dienen und legte diesen Wunsch dem Vater in einem Memorandum dar, worauf dieser, die Beweggründe Maxens gerecht und sachlich wertend, antwortete: ‚Es gibt ein Vaterland, ein deutsches Vaterland, die Natur hat dich darin geboren werden lassen. Es anzuerkennen, zu lieben, zu fördern, gehört zu den edelsten und reinsten und erhabensten Gefühlen.‘

Nach seinem Ausscheiden aus dem holländischen Staatsdienst gedachte Max anfänglich, sich der Landwirtschaft zu widmen, machte auch in Weimar und anderwärts Versuche, eine Anstellung zu erhalten, entschied sich aber, nachdem er längere Zeit mit geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien sich beschäftigt hatte, für die Dozentenlaufbahn an einer preußischen Universität. Diese Laufbahn erschien ihm als die unabhängigste und die einzige, in der er aus eigener Kraft zu höheren Zielen aufsteigen könne. Bestärkt wurde er darin durch seinen Verkehr mit dem Frankfurter Oberbibliothekar J. F. Böhmer, der in jenen Jahren seine berühmten Kaiserregesten herausgab. Im Frühjahr 1836 siedelte Gagern nach Bonn über, um seine Habilitation für das Fach der deutschen Reichsgeschichte zu bewirken. Für den früheren Juristen und Staatsbeamten keine leichte Aufgabe. Er hatte Familie, lebte nicht in glänzenden Vermögensverhältnissen; die Grundlage seiner Zukunft war unsicher. Da ergriff ihn hie und da ein bitteres Zagen und er schrieb seinem Bruder Heinrich: ‚Einmal bin ich vertrauensvoll, kühn bis zur Begeisterung, ein andermal unzufrieden, mißtrauisch in meine Kräfte bis zur Verzweiflung.‘ Nachdem er seine lateinisch geschriebene Dissertation über das Leben des Kaisers Arnulf der philosophischen Fakultät in Halle vorgelegt und diese ihm im Januar 1837 das Doktordiplom zuerkannt hatte, betrieb er mit Unterstützung seines Vaters bei der Behörde und der Fakultät seine Habilitation, die ihm auch gelang, so daß er noch im Sommer seine Probevorlesung über den gegenwärtigen Stand und Geist der deutschen Geschichtsforschung halten konnte. Schon diese erste Vorlesung war von echt patriotischem Gefühl

durchweht und klang aus in eine Huldigung an den Beruf Preußens in der Geschichte. Auch sonst betätigte sich Gagern als akademischer Lehrer in preußenfreundlichem Sinne. Wie heute noch mit Recht vielfach darüber geklagt wird, daß die Studenten nur die zum Examen nötigen Vorlesungen besuchen, dagegen die allgemein bildenden Vorträge über politische und volkswirtschaftliche Fragen versäumen, so auch damals. Gagern schreibt einmal mit berechtigtem Unmut: ‚Es ist doch eine Schande, daß unter so vielen künftigen Staatsdienern und auch unter der Zahl der jungen Leute von unabhängigem Vermögen auch nicht die geringste Nachfrage ist nach Politik, die ich doch dazu hier allein, ohne alle Konkurrenz, lese.'

Durch seinen Verkehr mit allen Kreisen der rheinischen Bevölkerung gewann Gagern einen immer tieferen Einblick in die Lage und Stimmung der einheimischen Bewohner und die schikanösen bureaukratischen Mittel, mit denen die damalige preußische Regierung hier ganz im Gegensatz zum Geiste der Steinschen Idee der provinzialen Selbstverwaltung verfuhr. Das Bild, das er in Briefen an seinen Bruder Heinrich von diesen Verhältnissen gibt, wirft scharfe Streiflichter auf die zahlreichen Mißgriffe und Ungeschicklichkeiten der preußischen Regierung in dem kurz vorher erworbenen Lande. ‚Eben dieses meist protestantische Beamtenheer aus den alten Provinzen ist es, welches Gegenstand der Abneigung aller Rheinländer ist, sowohl der adeligen Familienstatuts-Konservativen als des unabhängigen einheimischen Bürgertums. Rechnet man dazu die zahllosen armen Leutnants aus der Berliner Drillung, die sich gleichfalls in die wohlhabenden katholischen Familien eindrängen, so begreift man, daß deren ‚gemischte Ehen' einen wesentlichen Punkt der Zwietracht zwischen beiden konfessionellen Elementen ausmachen, und daß es nicht bloß der katholischen Geistlichkeit, sondern auch allen Klassen der Rheinländer und auch Westfalen nicht gleichgültig ist, durch die protestantische Kindererziehung das Land allmählich protestantisiert zu sehen.'

Auch Gagern ward ein Opfer dieser preußischen Ungeschicklichkeiten. Als im Herbst 1837 der Kölner Kirchenstreit ausbrach, sprach er, der damals noch Protestant war, aus rein menschlichen Gefühlen sich im privaten Kreise zugunsten des Erzbischofs Klemens August aus. Das wurde dem engherzigen Universitätskurator v. Rehfues hinterbracht, und er ließ darauf v. Gagern wissen, ‚daß eine den Regierungsmaßregeln ungünstige Stimmung in Preußen nicht zu einer Karriere führen könne'. Obwohl Gagern bei seinen reichen geschichtlichen und politischen Kenntnissen, seiner edlen Wahrheitsliebe, seinem tadellosen Charakter und seiner völligen und dabei erfolgreichen Hingabe an sein Lehramt eine Zierde der Hochschule gewesen wäre, konnte er nicht einmal den Titel eines außerordentlichen Professors erlangen. Er rettete sich vor solcher Engherzigkeit, wie sie damals im Staate Friedrichs des Großen herrschend geworden war, in den Staatsdienst seiner nassauischen Heimat, wo im Jahre 1840 der 22jährige Herzog Adolf die Regierung angetreten hatte und, wie er selbst ein unermüdlich tätiger Arbeiter war, auch arbeitsfreudige, weitblickende Männer in seinen Dienst zog, die ihm helfen sollten, den Wohlstand des kleinen, schönen Landes zu heben und zu fördern.

Noch als Max v. Gagern in Bonn weilte, schrieb er seinem Bruder Heinrich, es würde wohltätig auf ihn wirken, wenn er in politischen Fragen etwas mehr Anklang oder Reibung, Beschäftigung oder Zerstreuung fände. Er habe immer stärker die Neigung, über diese Fragen nachzudenken. Schon als 19jähriger Jüngling hatte er in Paris eine politische Schule durchgemacht, die Presse aller Parteien aufmerksam verfolgt und die Vorgänge miterlebt, die den Sturz Karls X. vorbereiteten. Die nahen Beziehungen seines Vaters zu deutschen und außerdeutschen Staatslenkern und sein mitteilsames Wesen weckten in Max immer wieder das politische Interesse, das bei seinen hohen Geistesgaben, seiner Beherrschung der Weltsprachen und seinen gemessenen Umgangsformen noch mehrfach zu diplomatischen Sendungen führen sollte. Sein Eintritt in den nassauischen Dienst hatte natürlicherweise zur Folge, daß er etwas mehr zu konservativen Anschauungen hinneigte, womit nicht gesagt sein soll, daß er sein bisheriges Programm preisgegeben habe. v. Gagern nahm an der Gestaltung der politischen Dinge so unmittelbaren Anteil, daß sie sich in seinem Innern auf das lebhafteste widerspiegelten. Er selbst blieb sich treu. ‚Das ganze Leben eines Mannes muß einen gewissen Zusammenhang haben,‘ lautete einer seiner ernstesten Grundsätze. Sein persönliches Verhältnis zu dem Herzog war fast freundschaftlich zu nennen, und so wurde Gagern auch mit hochwichtigen und ehrenvollen Aufträgen bedacht: er wurde zum Kavalier der Herzogin-Witwe Pauline in Baden-Baden bestimmt, ging als außerordentlicher Gesandter seines Souveräns nach Petersburg, um für diesen die Unterhandlungen über den Ehevertrag des Herzogs mit der Großfürstin Elisabeth zu führen, auch wurde er zum Gesandten am holländischen Hofe ernannt und begleitete im Sommer 1847 den Herzog nach England und Schottland.

Am 21. Februar 1848 brach in Paris die Revolution aus, das Bürgerkönigtum wurde abgeschafft und die Republik ausgerufen. Diese rasch folgenden Ereignisse weckten in Deutschland ein mächtiges Echo. Während der Herzog von Nassau Anfang März 48 in Berlin weilte, brausten die Stürme der Revolution durch die nassauischen Lande. Vom Rheingau, vom Taunus und vom Westerwald kamen die Bauern und die Rebleute mit Sensen, Heugabeln, Äxten, Dreschflegeln und Flinten und umstellten am 4. März das Schloß in Wiesbaden, schichteten Reiser davor auf und riefen: ‚Schwefelt das Nest aus, dann kommen die Dachse heraus!‘ Das Ministerium bannte jedoch durch kluge Nachgiebigkeit und Bewilligung mehrerer Freiheiten, die v. Gagern vorgeschlagen hatte, das drohende Unheil, und die Herzogin-Witwe verbürgte sich für ihre Durchführung. Als an diesem Schicksalstage der Herzog selbst eintraf, begab er sich durch die Volksmenge zu Fuß in das Schloß und rief vom Balkon mit lauter Stimme den Versammelten zu: ‚Was meine Mutter und mein Bruder unterschrieben haben, ich werde es halten!‘ Mit diesem Wort war der Märzsturm beschwichtigt. Es war in erster Linie v. Gagern, dem die rasche Beilegung des Aufruhrs zu danken war. Der Herzog war nun mit den unerbittlich harten Tatsachen einmal in unmittelbare Berührung gekommen und ließ sich in der dadurch hervorgerufenen Stimmung durch Gagern davon überzeugen, daß man die furchtbar aufschäumende nationale Bewegung nur da-

durch in ein ruhiges Fahrwasser leiten könne, daß die Regierungen sofort ein deutsches Parlament wählen ließen und aus eigener Initiative für eine einheitliche und freiheitliche Bundesverfassung sorgten. Den Höhepunkt der politischen Tätigkeit Gagerns bildete die Reise, die er im Auftrage des Herzogs im März 1848 als Führer einer Gesandtschaft der südwestdeutschen Staaten an die Höfe von Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden und Berlin unternahm, um die Zustimmung der Fürsten zu dem Entwurf einer zukünftigen Verfassung des Deutschen Reiches zu erwirken. Die Vorschläge wurden von den süddeutschen Höfen gebilligt, zum Teil noch erheblich erweitert, vor allem durch den klarblickenden König von Württemberg, doch verschuldete das zweideutige Verhalten der badischen, das zaudernde der bayerischen Regierung, daß die Revolution in Dresden und Berlin eher ausbrach, als v. Gagern und seine Begleiter dem Könige von Preußen ihre Vorschläge unterbreiten konnten. Friedrich Wilhelm IV. gewährte den Bevollmächtigten zwar am 23. März noch eine Audienz, aber die Erlebnisse der voraufgegangenen Tage hatten ihn seelisch und körperlich so angegriffen, daß er nicht mehr recht zu fassen vermochte, was die Stunde heischte, obschon ihm gewissermaßen auf dem Präsentierteller dargeboten wurde — die erbliche Kaiserkrone der Hohenzollern und die Leitung der deutschen Angelegenheiten durch Preußen — was später nur durch Bismarcks Blut- und Eisenpolitik erreicht werden konnte.

In der Nationalversammlung in Frankfurt schloß sich Max v. Gagern der gemäßigten Rechten an, der die glänzendsten Namen angehörten. Er wurde Präsident des Siebzehnerausschusses zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Reichsverfassung. Der Reichsverweser Erzherzog Johann ernannte ihn im Reichsministerium zum Unterstaatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft hatte er die Aufgabe, bei dem zu erwartenden Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark zu Malmö die allgemein deutschen Interessen zu wahren, eine höchst undankbare und unpopuläre Aufgabe, die ihm durch das eigenmächtige Verhalten Preußens bedeutend erschwert wurde, die er aber doch mit Festigkeit und Würde durchführte, so daß er nach seiner Rückkehr auch im Parlament trotz mancher Angriffe schließlich ehrenvolle Decharge erhielt.

Max v. Gagern hatte sich so tief in seine Ideen und Pläne einer Bundesreform hineingelebt, daß er sogar zu außergewöhnlichen Opfern des Intellekts bereit war und mit seinem Bruder Heinrich am 26. März 1849 mit der Partei der Linken den verhängnisvollen Pakt schloß, durch den 114 Erbkaiserliche für ein rein demokratisches Wahlgesetz und das suspensive Veto stimmten, um dadurch die Stimmen der Linken für die erbliche Kaiserwürde des Königs von Preußen zu gewinnen. Freilich lehnte Friedrich Wilhelm IV. auch jetzt das ihm von der Nationalversammlung angebotene kaiserliche Diadem ab und bezeichnete es derb als einen ‚imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken'.

Als der Herzog von Nassau nach der Auflösung des Frankfurter Parlaments und dem Scheitern der Verfassungspläne der Brüder Gagern sich wieder enger an Österreich anschloß und dieses durch den Tag von Olmütz wieder

Oberwasser bekam, verschob sich immer mehr auch die Position Gagerns am Hofe in Nassau. Nur wider Willen behielt er sein Amt als Ministerialrat bei, und als ihm wiederholt offensichtliche Kränkungen durch den leitenden Minister zugefügt wurden, konnte er nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß er bei dem Herzog in Ungnade gefallen sei. Rasch entschlossen nahm er daher im Herbst 1854 seinen Abschied aus dem Staatsdienst, zog auf das Gut Hornau und schrieb an der Biographie seines Bruders Friedrich.

Nicht allzulang dauerte diese freiwillige Muße. Durch Vermittlung des Königs Leopold I. von Belgien erhielt er eine Berufung nach Wien, wo ihm Kaiser Franz Joseph trotz der Stellung, die Gagern in den Verfassungsbestrebungen zugunsten Preußens und gegen Österreich eingenommen hatte, mit vollem Vertrauen entgegentrat und ihn auch später durch zahlreiche Beweise seiner Huld und Großmut auszeichnete. Man muß sich in der Biographie Gagerns einstweilen mit den nackten Tatsachen abfinden. Eine völlig befriedigende Erklärung für diesen großen Umschwung der Ideen Gagerns haben wir noch nicht. Es ist anzunehmen, daß dies gerade die Fragen sind, in denen Pastor, wie er in der Einleitung bemerkt, aus Rücksicht auf eine von Mitgliedern der Familie Gagern geplante Veröffentlichung sich ‚manche unliebsame Zurückhaltung auferlegen' mußte. Max v. Gagern leistete dem österreichischen Staate noch schätzbare Dienste, erwies sich in vielen schwierigen Fragen als ein umsichtiger und gewiegter Diplomat und nahm, wie sein interessanter Briefwechsel mit dem Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha seit dem Jahre 1861 zeigt, an der Gestaltung der deutschen Politik einen sehr regen und tätigen Anteil. Es war ihm eine tiefe Genugtuung, daß der Traum seiner Jugend, das Programm seines Bruders Heinrich, nämlich eine ewige Union zwischen Österreich mit allen seinen Königreichen und Ländern einerseits und dem übrigen Deutschland mit preußischer Spitze anderseits durch die treue Waffenbrüderschaft Deutschlands und Österreichs Wirklichkeit wurde.

Max v. Gagern war nach seiner ganzen Gemütsart Romantiker. Er schwärmte für das Mittelalter und ließ doch auch dem Werdenden in der Neuzeit sein Recht; er hatte die wärmsten Sympathien für das Haus Habsburg und für Österreich und entwarf doch schon in seinen Jugendjahren den Plan einer Einigung Deutschlands unter der Führung der Hohenzollern. Es fehlte ihm überhaupt der ruhige Pol und die feste Richtschnur des Lebens, so lange er nicht in religiöser Hinsicht zur Wahrheit vorgedrungen war. Er stammte aus einer konfessionell gemischten Ehe und war im Bekenntnis des protestantischen Vaters erzogen worden. Der Religionsunterricht, den er an mehreren Anstalten genoß, entbehrte der sicheren Grundlage, Führung und Gewöhnung, so daß Gagern später weder an der Universität noch während des Aufenthalts in Frankreich und Holland den Antrieb fühlte, je eine Kirche aufzusuchen, er sich überhaupt nur mit einem dunklen Vertrauen auf Gottes Beistand in Not und Zweifeln begnügte. Klar und deutlich kann man in der inneren Entwicklung Max v. Gagerns verfolgen, daß ihm Gleichmut und Zufriedenheit mangelte, daß sein Herz unruhig blieb, bis es Ruhe fand in Gott. Seit seinem 22. Lebensjahre hat Gagern gekämpft und gebetet und den inneren Aus-

Adolf Schinnerer/Aus dem Zyklus „Teich Bethesda", 10. Blatt



gleich anstrebt. Die ‚Nachfolge Christi' und die Psalmen waren seine steten Begleiter. Der Kölner Kirchenstreit gab ihm zuerst ernsten Anlaß, über das Verhältnis von Staat und Kirche nachzusinnen und das Wesen der Kirche als einer Heilsanstalt für die Seelen zu ergründen. Nach langer Selbstprüfung trat er während seines Aufenthalts in Baden-Baden am 28. August 1843 zur katholischen Kirche über. Hatte er infolge dieses Schrittes auch manche Anfeindungen zu erleiden, — zweifelten doch selbst seine Gegner nie an der Lauterkeit seiner Gesinnung und durch seinen Edelmut und seine wirkliche Herzensgüte entwaffnete er alle seine Widersacher. Der furchtbare Zwiespalt in seinem Innern hörte nun auf, in schönster Harmonie gestaltete sich sein ferneres Leben, das von reinster Nächstenliebe bis zu seinem Ende erfüllt blieb. Er starb am 17. Oktober 1889 in Wien und ist dort begraben, wo er seine zweite Heimat gefunden hatte.

Das Werk Ludwig von Pastors bietet über die innere Entwicklung ebenso wie über das reichbewegte äußere Leben Gagerns interessante Aufschlüsse. Der Verfasser konnte seine Darstellung stützen auf die bedeutsamen Aktenstücke des Gagernschen Familienarchivs zu Schloß Neuenbürg bei Erlangen, ferner auf die im Alter aufgezeichneten Lebenserinnerungen Gagerns bis 1844 und auf dessen mündliche Mitteilungen seit dem Jahre 1881. Dadurch ist Pastor in der Lage, viele wichtige Ereignisse und Verhandlungen aus der Geschichte der deutschen Einheitskämpfe zum ersten Male auf Grund authentischer Berichte der daran unmittelbar Beteiligten zu schildern. Manches, was bisher lückenhaft war, erscheint nun in pragmatischem Zusammenhang und in ganz neuer Beleuchtung. Hierher gehört vor allem die Entsendung Gagerns an die süddeutschen Höfe und die Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. Neben den staatlichen Verhältnissen sind es manche kirchenpolitischen Konflikte — u. a. die Kölner Wirren und die Kulturkämpferei in Nassau 1853 — die Pastor auf Grund ausgiebiger brieflicher und urkundlicher Quellen erschöpfend schildert. So reiht sich das stattliche Werk dem bekannten Lebensbild, das Pastor von August Reichensperger geschaffen, ebenbürtig an.

Es ist nicht das Talent allein, das den wahren Ruhm Max v. Gagerns ausmacht, sondern der Idealismus mit dem Talent vereinigt. In diesem Sinne wird der Name dieses Edelmanns immer fortleben.



Japans soziale Probleme / Von Graf Bay von Baya und zu Luskod

VIII. Verschiedene Einflüsse europäischen Geisteslebens.

Ein Japaner in hoher Stellung sagte mir eines Tages: ‚Wir sind wieder zurückgegangen,‘ und dieses lakonische Wort umschreibt sehr genau die gegenwärtige Lage. Man hat in Japan verlassene Wege wieder beschritten, oder richtiger, man versucht, diese Wege abermals einzuschlagen.

In ganz ähnlicher Weise sprach sich Baron Kikuchi bei Gelegenheit der ersten in der Londoner Universität abgehaltenen Konferenz vor einiger Zeit aus, als er sich über die frühesten Einflüsse des europäischen Geistes auf die neuzeitliche Erziehung in Japan verbreitete. ‚Im Jahre 1872, nachdem die ersten Grundlagen der Bildung gelegt waren, gab man der Jugend wahllos Bücher von Rousseau, Montesquieu, Stuart Mill und Spencer in die Hand, so wie man ihr ehedem chinesische Werke der Philosophie und Geschichte ausgehändigt hatte. Man mag sich vorstellen, welche Wirkung davon auf die Jugend ausging, die, ohnehin geneigt, auf alles Frühere herabzusehen, nach europäischer Kultur begierig war. Am Schluß des Jahrhunderts war alle moralische Erziehung ein überwundener Standpunkt. Niemand konnte sagen, wohin das japanische Volk treiben würde. Einige, die sich jedoch nicht selber zum Christentum bekannten, waren nichtsdestoweniger der Anschauung, man solle es als Grundlage moralischer Bildung annehmen; andere sprachen ausschweifend von einer neuen Religion; wieder andere waren für die Rückkehr zu den alten Lehren des Konfutse. Aber die überlieferte Pflichtenlehre, die alte Treue und kindliche Pietät wurde durch die ältere Generation hochgehalten und der Einfluß der Familie war stark genug, auch die aufstrebende Jugend noch in denselben Bahnen weiterzuführen. So kam Japan Schritt für Schritt zu immer besserer Schätzung seiner Vergangenheit, und als im Oktober 1890 das kaiserliche Reskript ergangen war, empfand man allenthalben, daß die ganze Frage gelöst sei, und von nun an galt als feste Grundlage der moralischen Erziehung, was wir von unseren kaiserlichen Ahnherrn überkommen hatten, gleich verbindlich für ihre Erben wie für deren Untertanen, untrüglich für alle Zeiten, wahr aller Orten.‘

Dieses Volk, das schon so manchen Beweis seines Scharfblicks und seiner Energie in der Abwehr drohender Gefahren gegeben hatte, brachte diese Eigenschaften von neuem zur Geltung, als es sich nun darum handelte, die gegenwärtige Situation zu verbessern — die übrigens nur ein Durchgangspunkt war — indem es bis auf den Grund der Sache, d. h. bis auf die Organisation des nationalen Lebens hinabging und die aufsteigende Generation gegen die Gefahren der Anarchie waffnete.

Zweifellos ist die rasche Verbreitung der sozialistischen Ideen dem Aufkommen der Reaktion förderlich gewesen. Erst als in den verschiedenen Landesteilen Unruhen entstanden, kamen die moralischen Prinzipien und die ethischen Lehren als Grundlage der Erziehung wieder zu Ehren. Wie ich bereits früher betont habe, konnte man schon zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts

leicht voraussehen, daß sich der Sozialismus zu einer festen Körperschaft zusammenschließen würde wie in den Vereinigten Staaten und andern Ländern und daß er darauf ausging, die ganze arbeitende Bevölkerung zu umfassen, zunächst in den Städten, dann aber auch auf dem offenen Land. Für jeden, der die Anfänge des europäischen Sozialismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sowie die Lehre und Praxis von Männern wie Marx, Lassale und ihrer Schüler kennt, war es leicht vorauszusehen, daß der Umbildungsprozeß in Japan zu denselben Erschütterungen führen würde wie in den andern Ländern. Nur in Japan, wo die arbeitende Bevölkerung so friedlichen Temperaments ist, ebenso genügsam wie fleißig, konnte man so manche der üblen Folgen vermeiden durch zeitige Organisation und durch Ablenkung der aufgeregten Geister in andere Bahnen.

Auch hier hat sich die alte Tradition des Familienlebens glänzend bewährt, denn allgemein gesprochen ist die Erziehung in der japanischen Familie mustergiltig. Schon der Umstand, daß das japanische Haus fast ganz offen ist, und die einzelnen Räume nur durch Papierwände voneinander getrennt sind, bewirkt, daß die Bewohner ihr Benehmen sozusagen als unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehend empfinden. Dem Nicht-Japaner mag dies befremdend vorkommen, und doch ist es wahr, daß ein Fusuma, d. h. eine dünne, bewegliche Papierwand einen stärkeren Schutz bietet als eine Steinmauer. Wenn man im Innern des Landes reist, dort wo die Berührung mit Fremden den alten Glauben noch nicht zerstört hat, fühlt man sich in einer abseits gelegenen Holzhütte sicherer als in dem größten Palasthotel unserer modernen Städte trotz all seiner Schlüssel, Riegel und Wächter. Die moralischen Traditionen einer mehr als tausend Jahre alten Kultur haben aus jeder japanischen Hütte eine Festung gemacht. Wie oft wird nicht in den volkstümlichen Erzählungen des Landes auf die Unverletzlichkeit der häuslichen Schwelle angespielt, und manches geschichtliche Vorkommnis beweist, wie sie durch die einfachste Handwaffe besser geschützt wird als durch Kanonen und wieviel wirksamer in dieser Beziehung eingewurzelte Grundsätze sind als waffenstarrende Festungen. In einer solchen moralischen Atmosphäre gewinnen die Kinder begreiflicher Weise das Gefühl der Verantwortlichkeit, der Treue und Pflichterfüllung. Aber leider bestehen diese Verhältnisse nur mehr bei der ländlichen Bevölkerung, und man kann sich keinen größeren Gegensatz vorstellen, als den zwischen diesen die Grundsätze der alten Kultur bewahrenden bäuerischen Schichten und der arbeitenden Bevölkerung etwa der Vorstädte von Osaka, Yokohama oder Tokyo, die durch eine unaufhörliche Erregung und Jagd nach Gewinn umgetrieben wird und daher für alle neuen Ideen sehr empfänglich ist.

Bei solchen Zuständen hatte die sozialistische Partei leichtes Spiel. Sie besitzt eine geschlossene Organisation und hat eine ansehnliche Zahl von Zeitungen in ihrem Dienst. Neben einer radikalen Richtung gibt es gemäßigte Sozialisten nach der Art der deutschen Revisionisten, um von einigen anderen weniger bedeutenden Gruppierungen nicht zu reden; denn es vergeht kaum ein Tag, daß man nicht von neuen Gründungen mit mehr oder weniger fortgeschrittenen sozialistischen Tendenzen hören kann.

IX. Welchen Nutzen hat Japan aus der Nachahmung Europas gezogen?

Können wir uns wundern, daß hervorragende Köpfe in Japan immer wieder die Frage aufwerfen: ‚Welchen Nutzen hat Japan aus der Nachahmung Europas gezogen?‘ In bezug auf diese wichtige Angelegenheit hat Dr. Otsuka, einer der bedeutendsten Soziologen des Landes, unlängst eine sehr interessante Schrift unter dem Titel: ‚Westliche Zivilisation in Japan‘ herausgegeben und ist daraufhin auch noch von der Redaktion der Daily Mail ausgiebig interviewt worden. Die Frage, welche Dr. Otsuka sich selber vorlegt und die er zu beantworten sucht, ist: ‚Wie weit ist Japan augenblicklich in der Anpassung an die westliche Zivilisation vorgeschritten und wie weit ist es, alles in allem genommen, wünschenswert, daß es darin gehe? Was ist, nach allgemeinster Anschauung, der Ausdruck dieser Kultur und welchen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß hat sie auf das Volk und das ganze Land ausgeübt?‘

Im ersten Abschnitt seines Essays betrachtet er die vier grundsätzlichen Hauptrichtungen, den Individualismus, den Patriarchalismus, den Nationalismus und den Kosmopolitismus. Dann geht er zur Erörterung der gegenwärtigen Stellung der öffentlichen Meinung in Japan, zur Zivilisation des Westens über. ‚Es ist eine unleugbare Tatsache, daß in den letzten vier Jahrzehnten eine starke Vermischung von zwei sehr unterschiedlichen Kultursystemen stattgefunden hat, desjenigen des alten Japan und desjenigen von Europa und Amerika. Aber die Wirkung der westlichen Kultur auf japanisches Wesen und japanische Einrichtungen ist fühlbar sowohl in bezug auf das Äußere als in bezug auf das geistige Leben, auf Gefühl und Geschmack. In Einzelheiten scheinen wir vor den Augen der Welt dem occidentalen Leben verfallen zu sein: denn erstens sind wir ein konstitutionell regiertes Land geworden; dann ist unser Militär- und Marinewesen dem europäischen nachgebildet; drittens sind unsere Gesetze, obwohl bei ihrer Kompilation alte Bräuche bis zu einem gewissen Grade respektiert wurden, in der Hauptsache europäisch; viertens, unser Finanzwesen ist gänzlich nach westlichen Mustern geordnet und endlich fünftens gilt von unserm Erziehungssystem im allgemeinen genau das gleiche. So von außen betrachtet, scheint unsere einheimische Kultur also gänzlich von der Kultur des Westens verdrängt und ersetzt worden zu sein. Wenn wir uns jedoch durch den Schein der Oberfläche nicht täuschen lassen und in der Untersuchung der wirklichen Gefühle unseres Volkes tiefer dringen, so finden wir bald, daß die Veränderung nicht halb so einschneidend ist, als man gemeinhin glaubt. Man kann ruhig sagen, daß die alten Sitten und Denkgewöhnungen in der Masse des japanischen Volkes einen festeren Rückhalt haben, als dies je der Fall war. So gibt es nicht wenige Verhältnisse, bei welchen die Veränderungen, die darin Platz griffen, nur rein formelle Bedeutung haben. So z. B. in der Stellung unseres Volkes zur konstitutionellen Regierungsform. Nur wenige Japaner haben in bezug hierauf die fundamentalen Begriffe, welche für die westlichen Völker charakteristisch sind.‘ Mit diesen Anschauungen weicht Dr. Otsuka wesentlich von der Mehrheit ausländischer Beurteiler japanischer Zustände ab, die die Meinung vertreten, daß die Umbildung Japans endgültig und

vollständig ist. Indem er die Frage nach den zu ergreifenden Maßregeln aufwirft, fährt er fort: ‚Was die Ausdehnung betrifft, bis zu welcher es wünschenswert erscheint, daß wir vereuropäert werden, so gehen die Meinungen darüber so weit auseinander, daß man auf der einen Seite behauptet, Japans Anpassung an europäische Verhältnisse sei überhaupt ein Fehler, und es verliere dabei mehr als es gewinne, auf der andern Seite die Auffassung vertritt, Japan müsse so mit europäischer Kultur auf gleichen Fuß kommen, daß die Unterschiede möglichst verschwänden. Die durchschnittliche Anschauung, die der philosophischen Betrachtungsweise am nächsten kommt, geht dahin, Japans Weg liege in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen. Auch der verstockteste Konservative muß zugeben, daß das heutige Japan von den Ideen des Westens erheblichen Nutzen gezogen hat.‘ — Indem er Vor- und Nachteile der beiden Methoden und der von den staatlichen Instanzen eingenommenen Haltung gegeneinander abwägt, sagt er: ‚Während die Politiker sich für den einen oder andern der oben angedeuteten Wege noch nicht entschlossen haben, sind die Pädagogen und die Gelehrten, die Vertreter der Religion und der Ethik längst zu einer Entscheidung gelangt. Das läßt sich allenthalben feststellen. Bei jedem auftauchenden sozialen Problem wird als erstes die Frage aufgeworfen: Sollen wir an unsern besonderen Sitten und Bräuchen festhalten oder sollen wir die Europäer zum Vorbild nehmen? Ist die westliche Wohnung für uns nachahmenswert, oder sollen wir den besonderen Charakter des häuslichen Lebens in Japan unverändert beibehalten? Wie soll die Stellung der Frau unter uns sein? Ist es die amerikanische Frau oder die Frau in Frankreich, in England oder in Deutschland, die für uns vorbildlich sein muß, oder müssen wir nicht vielmehr die Beispiele weiblicher Tugend und Anmut auf den Blättern unserer eigenen Geschichte suchen? — In Sachen der Erziehung, der Moral, der Religion, Philosophie und Kunst geht die orientalische und okzidentalische Auffassung von der relativen Bedeutung gewisser Einzelheiten materiell weit auseinander. Zwei gegensätzliche Prinzipien kämpfen um die Vorherrschaft, die meisten unserer Denker setzen sich, bewußt oder unbewußt, für das eine oder für das andere ein.‘ —

Diese Tatsache tritt denn auch allenthalben mehr und mehr hervor, und man kann nicht umhin, in allen Zweigen öffentlicher Wirksamkeit den bald bewußten, bald unbewußten Kampf für die eine und für die andere Richtung wahrzunehmen.

Der Sozialismus, die brennende Frage der Gegenwart und wohl noch mehr der nächsten Zukunft, wird von Dr. Otsuka nur eben berührt, und dies noch von einem besonderen Standpunkt aus. Er bemerkt hierüber: ‚Der Sozialismus ist zweifellos ein Erzeugnis der westlichen Kultur. Allgemein gesprochen ist er die Folge der vereinigten Wirkung der beiden Prinzipien: Egoismus und Kosmopolitismus. Es gibt jedoch verschiedene Spielarten des Sozialismus, und es ist ein besonderer Typus darunter, der mit unsern überlieferten Anschauungen von den Beziehungen einzelner Klassen zueinander und zum Staat in einem näheren Zusammenhang steht. Hier scheinen die Voranzeigen zu liegen für eine Ausbreitung dessen, was man Staatssozialismus nennt.

Man kann hin und wieder die Behauptung hören, daß diese Art des Sozialismus ein japanisches Produkt ist und deshalb eine besondere Berücksichtigung verdiene. Wie es auch sei, soviel ist gewiß, der Sozialismus in Japan übt heute einen großen Einfluß aus auf die Politik, die Lokalverwaltungen und die Finanzen. Ja, seine Stellung ist so bedeutsam, daß er den beiden andern um die Vorherrschaft kämpfenden Prinzipien, ob westliche Kultur oder japanischer Nationalismus, nicht mehr nachstehen wird; dennoch können wir nicht glauben, daß er dauernd eine so vorwaltende Stellung wie diese andern Richtungen wird behaupten können. Tatsächlich zieht er aus dem Streit zwischen japanischer und westlicher Kultur seinen Nutzen.'

In seinen Schlußfolgerungen scheint Dr. Otsuka die zwar bedauerliche, aber allgemeine Überzeugung seines Landes zu teilen, ‚daß in dem Konflikt mit Europa unsere japanischen Ideale nach und nach zerstört und das Gute und Schöne daran, so wie wir es kennen und lieben, den roheren Formen des modernen Utilitarismus wird geopfert werden. Nur eines scheint mir festzustehen, die japanische Kultur vermag nicht aus sich allein zu existieren. Ihre einzige Aussicht auf Dauer liegt in der Möglichkeit, eine Methode zu finden, sie mit der westlichen Kultur zu paaren'. Indem er die Grundlagen der heutigen Kultur in ihre Bestandteile zerlegt, kommt er zu folgendem Schluß: ‚Es gibt Pessimisten, welche glauben, daß das Riesengebäude, welches wir die moderne Kultur nennen, auf einem morschen Fundamente ruht und zu dem Schicksal verurteilt ist, dem das große römische Reich verfallen ist. Aber wir haben auch Gelehrte und Philosophen, die ebenso überzeugt sind von dem Gegenteil, und die in dem Bestand der westlichen Einrichtungen nur eitel Dauer und Festigkeit sehen,' und er selber läßt seine Betrachtungen dahin münden, daß er sein Vertrauen in das große Werk kultureller Erneuerung ausspricht, an dem auch sein Land einen so starken Anteil zu nehmen im Begriff sei. ‚Tiefen Denkern scheint das eine ausgemacht: das gegenwärtige System materieller Kultur kann vor einem furchtbaren Zusammenbruch nur dadurch bewahrt bleiben, daß geistige und moralische Einflüsse hinzukommen, die seine Kraftentfaltung führen, kontrollieren und erhalten.'

Das Notwendigste, um die innere Erschütterung zum Stillstand zu bringen, wäre die Umgestaltung des Erziehungswesens. Nur eine fortschreitende Entwicklung der moralischen Eigenschaften könnte die entflammten Leidenschaften in die Grenzen zurückdrängen. Lediglich festere Grundsätze und höhere Bestrebungen wären imstande, das innere Gleichgewicht zu sichern. Aber ich fürchte, daß die guten Absichten sich zu spät geäußert haben, nachdem die gefährlichen, aufrührerischen Lehren schon zu weit verbreitet sind. Nach all diesen Anzeichen scheint es unvermeidlich, daß Dai-Nippon in der Zukunft noch ernste soziale Krisen durchzukämpfen haben wird. . . .

Kleine Bausteine

Zur Zeitlage des deutschen Formcharakters.
Der Radierer Adolf Schinnerer / Von Konrad Weiß

Leichthin sagt man, der Mensch, so auch der Künstler sei ein Sohn seiner Zeit und seines Volkes, und begnügt sich mit einer abkürzenden Denkgewohnheit. Alle Gewohnheit kürzt ab, zerteilt den immerwährenden Fluß des Geschehens in Zustände und Begriffe, zerfällt Mensch und Volk in die Gebundenheiten eines natürlichen Charakters und zieht den Künstler in eine Mitte von Bedingtheiten, der doch tätig sein muß, das Dingliche unbedingt zu empfinden, das Zuständliche in einem Moment des Ewigen zu vergeisten und dem natürlichen Charakter einen Horizont zu umbreiten, der, je mehr er über die Zeitlichkeit hinauswächst, um so stärker die bloße Natürlichkeit auflöst und dem Künstler wie seinem Werk das Gewöhnliche nimmt und etwas Umfassendes, Notwendiges gibt. Nur der ist ein Künstler, der an der Grenze von der Bedingtheit zur Notwendigkeit steht. Diese Grenze aber ist für jedes Volk in seiner Zeit verschieden weit von seinem Charaktergehalt und seiner zeitlichen Eigenmächtigkeit abgelegen, — ist sozusagen seine zu- oder abnehmende geschichtliche Gnade — und von dieser Grenze, von diesem angewöhnten Horizonte, von dieser Zeitlage des volklichen Formcharakters bleibt der Künstler beschränkt, um so mehr, je mehr er am zeitlichen Volkswesen Anteil hat. Das künstlerische Einzelwesen, das naturhaft mit seinem Volke verwachsen ist, d. h. in dessen Charakter die Gemeinschaftsempfindungen vorwalten vor jenen geistigen Formgesetzen, die, dem Natürlichen entgegengesetzt, das Individuum über die Gemeinde in die Katholizität erheben, zeigt durch die Grenze seiner Freiheit den Grad metaphysischer Genügsamkeit, der seinem Volke seiner Zeit eigen ist. Leicht macht sich die Denkgewohnheit eine Wahrheit verständlich, die voller geschichtlicher Geheimnisse ist, als Denknotwendigkeit verstanden.

Der eben gewählte Gegensatz von Gemeinde und Katholizität zielte schon auf die Zeitlage des deutschen Formcharakters; denn es gibt seit Jahrhunderten kein geschichtliches Ereignis, das mehr auf Volkscharakter und künstlerische Eigenart eingewirkt hätte als die Reformation. Jene zeitliche Eigenmächtigkeit hat dem deutschen Wesen die Katholizität genommen und hat ihm die Lokalität gegeben, hat den Fluß der überzeitlichen Tradition durch zahlreiche zeitlich individuelle Inseln der biblischen Buchstäblichkeit versetzt und gehemmt. Seit der Reformation ist in unserem Volke die Natürlichkeit stärker als die Notwendigkeit, die Freiheit stärker als die Sicherheit, der Charakter stärker als der Gehalt, das Formempfinden mehr ethisch als dogmatisch, das gemeindliche Individuum häufiger als das hierarchische. Seitdem die Wahrheit sich als ein individueller Gegensatz entwickelt und erschöpft, hat auch die künstlerische Form nur noch die eine Quelle im Individuum. Schon Dürer konnte die große Form seiner Apostelbilder nicht mehr ganz mit Gehalt erfüllen und

zu reiner hieratischer Gültigkeit steigern. In Rembrandt wurde die ganze Gewalt und Einsamkeit der aus der Tradition herausgelösten Bibel als ein persönliches Schicksal übermächtig. Seither zieht sich das künstlerische deutsche Wesen immer mehr in die Natürlichkeit zurück und sucht dem religiösen Gewissen vor allem im Gemüt und der Idylle, in der Pietät und Gemeinde, durch eine starke ethische Bereitwilligkeit Genüge zu tun, mit der der Künstler der metaphysischen Genügsamkeit seines Zeitalters entgegenwirkt. Das ist die Entwicklung des deutschen Formcharakters, soweit sie in sich individuell und lokal gebunden vor sich geht und von außerdeutschen Kultureinflüssen, von wahlverwandtschaftlichen, mehr willkürlichen oder geschichtsenthusiastischen, mehr notwendigen Idealen, die der verkümmernden Inzucht entgegenwirken wollten, nicht zeitweilig abgelenkt wurde. Sie verläuft im wesentlichen in protestantischem Sinne.

Zu jenen außerdeutsch vergrößernden Kultureinflüssen gehört die klassizistische Periode vor hundert Jahren, die zwar willkürlich angesetzt war, so weit sie sich rückwärts wandte und auf eine abstrakte unreligiöse Kulturökonomie abzielte, die aber doch in sich geschichtlich begründet war, soweit sie die wenn auch bloß scheinbar aus dem nur Volkhaften befreite Bewußtheit und Liebhaberei eines in einer geschichtlich unsicheren Lage etwas künstlich in sich abgeschlossenen Kulturkreises verkörperte. Diese Klassik war echt deutsch, nur war sie unethisch, ein bloßer geschichtlicher Moment, den die mitspielenden abstrakten philosophisch ethischen Energien nicht in den Zusammenhang fortreißen konnten. Jene Periode bildet den ersten großen Versuch des deutschen Geistes, die individuelle Not durch eine künstlerische Notwendigkeit zu überwölben und zu entlasten. Da man sich aber vom Naturhaften abwandte, ohne in die eigene Tradition zurückzugehen, und das Gemeindegefühl ohne Grund in etliche Idealfiguren einer erhöhten Bürgerlichkeit umschuf, so im ‚Wilhelm Meister‘, konnte nur eine kosmopolitische nebenzeitliche Typik, keine überzeitlich notwendige Form entstehen. Schon seinerzeit hat der mitteldeutsche Kulturkreis, dessen Genie Goethe die Frucht der damaligen Zeitlage ist, mit Jean Paul die selbstgefällige Typik durch einen naturhaft kosmischen Humor zum voraus illusorisch gemacht und wieder in die Idylle zurückverwandelt. Und heute sind es gerade mitteldeutsch benachbarte protestantische Künstler, um nur einen Namen wie Uhde zu nennen — welch ein Abstieg zur individuellen Kümmernis des Formcharakters —, die erst recht auf das Natur- und Gemeindegefühl zurückgehen und es in ethische Eigenschaften verwandeln, während — ein klärendes Nebenbeispiel —, der Estländer Gebhardt, ein starker religiöser Charakter ohne rechten zeitlichen Anschluß, durch einen Reformationsbilderdienst Gehalt zu gewinnen sucht. — Der Romantik als dem zweiten vergrößernden Kulturmoment, dieser großdeutschen Bewegung gegen die mitteldeutsche Kulturklassik, fehlte, um Bodenständigkeit zu bekommen, in der völkischen Gärung die Lokalität, von der der deutsche Protestantismus zu viel hatte, daher sie aber auch trotz ihrer spielerischen Märchenlust vor der Idylle bewahrt blieb. Sie wirkte hauptsächlich als ideelles Reizgefühl und blieb in ihren künstlerischen Erzeugnissen, was die bildende Kunst vor allem angeht, vielfach programmatischer Fremd-

körper. Aber in ihr war zum erstenmal wieder etwas von der Katholizität der Form lebendig und von einer Energie aus nicht nur lokal-natürlichen und doch geschichtlichen Kraftquellen; in ihr wurde der Charakter wieder vom geschichtlichen Enthusiasmus beherrscht.

Der Formcharakter des deutschen Volksganzen, das aus dem großen Kriege entstand, ist noch wesentlich protestantisch. Er ist immer noch mitteldeutsch bestimmt und ist dadurch, daß ein flacher Kulturindustrialismus ihn zu bedrängen begann, sonderlicher, noch mehr idyllisch geworden. Soweit er spezifisch religiös ist, scheint er dem Schicksal eines religiös-künstlerischen Paganismus zu verfallen. Indes die Zeitlage des deutschen Formcharakters ist nicht mehr einheitlich, wie denn überhaupt schon während des ganzen 19. Jahrhunderts die sozial gesellschaftliche Struktur allmählich gegenüber der rein religiösen in ihren ideellen Grenzen an Kraft gewann, allerdings immer noch mit Vorliebe zur Idylle flüchtete wie beim alten Raabe. Über die nationalen Grenzen hinweg geht eine Bewegung, die zunächst als soziale Bewegung am meisten sichtbar ist, mit der aber auch ein neuer geschichtlicher Odem die Landesgrenzen überweht. Und während der bloß individuell religiöse Charakter verkümmert, z. B. bei Uhde, nimmt die Form eine rhythmische Struktur an, die zunächst bei Leibl in einer fast heraldischen Schärfe den alten Volkscharakter positiv festhält, dann gerade bei Uhde in einer seelischen Bewegtheit des allgemeinen Zeitempfindens die bloße Individualität zu überwinden sucht. Die Zeit ist unruhig genug, es stehen neue Formen bevor. —

Der Radierer Adolf Schinnerer, geboren 1876 in Schwarzenbach an der Saale, gehört noch zum mitteldeutschen Empfindungsgebiet, hat einen stark protestantischen Einschlag und ist im ganzen von einer seltenen natürlichen Echtheit des deutschen Volkscharakters. Er ist ganz Idylliker im Sinne einer getragenen Natürlichkeit. Es ist erstaunlich, wie jedes schlichte Blatt eines solchen Künstlers, dessen Kunst vor allem in seiner angeborenen Eigenheit beschlossen liegt, aufs unlöslichste mit dem engeren, vielleicht jetzt zu Ende gehenden Volkscharakter verbunden ist, eine Kunst, die nicht in erster Linie durch vorbildliche Formerkenntnisse, sondern durch ihre in der zyklischen Fabulierlust erst recht bekundete natürliche Gebundenheit für sich einnimmt.

Die altwerdende mitteldeutsche bürgerliche Gemütsromantik, die mit Ludwig Richter erwachte, bekommt bei Schinnerer wieder ein junges Gesicht in seinem Zyklus der ‚Reise des jungen Tobias‘. Er zeigt besonders stark das natürlich Erquickende einer idyllischen, poetisch-symbolisch gehobenen Landschaftskunst. Das Biblische liegt nur wie die Erwartung eines fernen Ereignisses über einer bildhaften Räumlichkeit, die durch die Baumzeilen, die ziehende Straße und die wandernden Gesellen still belebt wird und doch gelassen bleibt. Vergleicht man dies Blatt mit dem Seeausblick von ‚St. Alban‘ am bayerischen Ammersee zunächst auf die künstlerischen Mittel hin, so sieht man, wie hier alles Formäußere zugunsten eines gelösten Ausdrucks unterdrückt und aufs wesentlichste beschränkt wird, und man erkennt, daß die idyllische Wirkung des Tobiasbildes, die trotz des weiten Raumes die Empfindung in der Enge und Nähe poetisch aufhält und ans Gegenständliche bindet, durch die liebevolle Schilderung des

Stofflichen und Natürlichen erzielt wurde. Der Gegenstand ist hier noch mehr gemütvoll geschildert, noch nicht so in eine Einheit absorbiert, nicht so geistig aufgesogen und in einen einzigen dauernden Augenblick aufgelöst. Die räumliche Empfindung, die bei dem Tobiasbilde durch die beiden Wanderer aufgehalten wird und ihnen die Aufmerksamkeit zulenkt, quillt auf dem Uferbilde mit den seitlich wie von Weite und Natursinn gebannt und verzehrt stehenden Figuren geistig frei auf den Beschauer über. Hier ist weniger abtastendes Gefühl, mehr reines Sein, versunkenes Bewußtsein, weniger lyrische Interpretation, mehr einfache Wesenheit im Räumlichen. Die mitteldeutsche, idyllisch gebreitete Landschaftsepik mit stiller Erzählerfreude, die in einem anderen Bilde des Tobiaszyklus, wo die Mutter auf einem Hügel stehend dem Wandernden nachschaut, einen Hauch von fast klassizistischer Empfindung, besser natürlicher Empfindsamkeit hat, geht so später in eine im Natürlichen bedeutsam aufgelöste Zuständlichkeit über, die in dem Bethesdazyklus sich gelegentlich bis zu einer gelassenen Größe vereinfacht.

Die Freude am Wanderbild, diese dem Deutschen eigentümliche Naturlust, kehrt in dem Zyklus vom ‚Teich Bethesda' wieder, aber in einem ganz andern Sinne. Das Blatt mit den vorbeiziehenden Krüppeln erscheint nicht mehr als ein mehr zufälliges, dichterisches Wanderbild, sondern als ein Wandelbild des Lebens. Die Form erscheint nicht mehr als bloße Bewegung nach einem äußeren Ziele, sondern wird in sich gültig als Bewegtheit entlang einem inneren notwendigen Müssen. Zunächst der formale Bildaufbau: ein langgestreckter Weg vor hügelig flach ansteigendem Feld, eine schwankende vorweg verschwindende Bahre mit zwei Trägern, die mit den Dreiecklinien des Feldes im Gefühl nach außen läuft, das gebeugt gehende Weib, das ebenfalls noch als unwichtiger und durch die Art, wie es mit dem Kopf zwischen die parallel gehenden Männer eingegliedert ist, schneller verschwindend vorbeigeführt wird, dann als wesentliche Bildmitte der Mann mit dem Beinstumpf, in dessen krüppelhafter Gestalt sich das Gefühl fängt und der doch ebenfalls ohne Verweilen, kompositionell besonders auch durch die unter dem Stumpf weglaufende Linie des Wegrandes, fortgeführt wird, schließlich der letzte Wanderer, der den Beschauer am Schlusse des Zuges durch seinen selbstvergessen vorwärts strebenden Eifer instinktiv mitnimmt; das Landschaftliche karg, oben nach vorn die belebenderen Formen eines Waldes, die schon das Aufgehen des vereinzelten Wandelbildes in die zusammengeströmte Menge vorbedeuten, von hinten her die fahrenden Wagen, die das Gefühl für die Menge der Nachfolgenden wecken. Lauter Natürlichkeiten, zufällig durch das Leben charakteristisch gewordene Gebärden und Gestalten, aus der Gruppe gelöste Menschen, natürlich vereinfachte Landschaftslinien, alles in eine Bewegung gebracht, die die Einzelheiten durchwaltet und über die Bemitleidung hinaus sinnhaft macht.

Dieser friesartige Wandelzug lebt von einem Rhythmus, der seelisch in das Bild eingesehen ist, der Gebärden und Gestalten in sich faßt, die sich ihm gefangen geben, die ihm aber nur dienen, ihm nicht restlos gehören. Er lebt vor allem im Gemüt, im Nachgefühl, nicht in einer vorgenommenen Form, in einem Erlebnis mehr als in einer Schöpfung. Sinnvoll gesteigerte Natürlich-

keit, ein aus dem Idyllischen heraustretender starker seelischer Wert, der sich am Vergänglichen dauernd sättigt, das ist der sittlich gestimmte Charakter dieser Kunst. Das Bild mit seiner stillen, gefühlvollen Gehaltenheit symbolisiert in einem kleinen Rahmen die Zeitlage des engeren deutschen Formcharakters.

Das Ethische, die betonte Gehaltlichkeit der menschlichen natürlichen Ausdrucksgebärden zeigt sich besonders deutlich in dem schönen Blatte, das den Aufbruch zur Reise nach dem Teiche Bethesda schildert. Durch die geöffnete Tür, durch den sozusagen geöffneten Raum, der zwischen den Stehenden vor dem Bresthaften und der aufnahmebereiten Bahre auch in der Lichtführung sich auftut und durch die bestimmten Linien der Gegenstände und der Gruppe rechts verstärkt wird, erhält die Szene den Ausdruck der Erwartung. Jedes einzelne selbst ungeschickt aussehende Ding ist wichtig in diesem Stilleben des Gemüts. So wirklich gemütvolle Kunst ist sehr selten heute gerade, wo so viel von deutschem Gemüt geredet wird. Das Blatt ist ein echter Ausfluß des in sich zurückgezogenen deutschen Kunstempfindens, in dem die menschliche Gestimmtheit größer ist als der ideelle Gehalt. Es lebt von einer gewissen protestantischen Innigkeit, die sich in sich selber wärmt und sich ans Tun und ans Gegenständliche klammert und so die Idylle seelisch fruchtbar macht.

Die beiden Blätter, wo die Menge der Krüppel und Bresthaften zum Hallenbau des Teiches Bethesda zusammenströmt, und wo sie hinter dem Geheilten in langer Menschenzeile ekstatisch bewegt sich wieder zurückergießt, auf dem einen eine fast formlose Masse Menschen, nur sondernd durchbrochen durch die das Gefühl festhaltenden Tragen mit Bettlägerigen, ein still erregter Atem, der in die Tore der Hallen fließt, eine sehnsüchtige Gespanntheit, auf dem anderen eine Auflösung und Entspannung der Masse von den Hallen her und dafür ein überstarkes Lautwerden der Gefühle in den taumelnden Einzelnen, zeigen jedes in eigener Weise, wie die bloße epische Schilderung der Tatsachen in den einheitlichen Rhythmus des Ereignisses übersetzt wird. Der Bildwert beruht wieder auf der charakteristischen Natürlichkeit, die auch in der Masse, in der verwandt gleichförmigen Gefühlsäußerung festgehalten wird. Diese Massen sind nicht bloßes Milieu, wozu sonst die Menschen in der modernen Kunst impressionistisch verflüchtigt werden, sie sind der eigentliche, mehr natürlich als ideell struktive Bildgehalt, sie sind die Gemeinde der Bildgesinnung, der Stoff, in dem der Künstler lebt und empfindet. Es ist in dieser religiösen Idyllik und Gemütskunst stets etwas Gleichnisweises, etwas Mitempfundenes, nichts gesetzmäßig Übergeordnetes, Unbedingtes. Im Wert eines volk- und naturhaft echt empfindenden, in einer bestimmten Zeitlage beschlossenen Charakters liegt der Gehalt.

Die Empfindung in diesen Blättern mit biblischen Stoffen ist nicht sehr verschieden von anderen Radierungen Schinnerers, in denen aller Art Landschaft und Idyllik den Stoff hergibt, wie ja auch in den Zyklen selber Blätter sind, die von der bloßen Naturzuständlichkeit eingegeben wurden, und der Bethesdazyklus großenteils dem Badeleben im heißen Sommer seine Entstehung verdankt. Aus allen Blättern und Blättchen Schinnerers spricht ein selten natürliches und unmaniriertes Empfinden, das selten stark heimatlich lokalisiert und anererbt ist, so daß auch seine schönen und in vollkommener Technik aus-

geführten Radierungen aus Florenz und nach anderen italienischen Motiven, mehr aufgeheitert, die gleiche stille Sicherheit der Landschaftseinfühlung zeigen. Vielleicht, daß der Eindruck von dem feinen und persönlichen künstlerischen Wert der Arbeiten Schinnerers nicht recht aufkam infolge unserer von der allgemeinen Zeitlage ausgehenden Betrachtungsweise, die eine absteigende Entwicklung schildert und bei der ein Künstler naturgemäß verlieren muß, der für sich genommen im einfach Künstlerischen eine aufsteigende Bahn geht und dessen Radierungen heute neben den besten deutschen gesehen werden müssen. —

Wir Katholiken sind heute noch, besonders den sonderlich deutschen und den religiös protestantischen Künstlern gegenüber in einer eigentümlichen Lage. Wir genießen ihren idyllischen Sinn und freuen uns ihres Charakterwertes. Aber wir besitzen ihre Lokalität, ihre traditionelle Heimatlichkeit nicht und streben nicht nach ihrer bloß individuellen Empfindlichkeit. Unsere künstlerischen Ideale liegen in der Zukunft, deren Odem in die Gegenwart hineinwittert. Wer weiß aber, wie ihre Formen schließlich geschichtlich gesättigt aussehen werden und welcher Zeitlage sie bedürfen?

Ein neues Franziskusoratorium

Von Eugen Schmitz

Mit Franz Liszt's ‚Heiliger Elisabeth‘ trat in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Geschichte des Oratoriums in eine neue Entwicklungsepoche, die als solche durch den Einfluß der Kunst Richard Wagners gekennzeichnet ist. Und zwar erstreckt sich dieser Einfluß Wagners nicht nur auf das technisch musikalische Gebiet der oratorischen Kunstform, sondern prägt sich nicht minder auch in der allgemeinen dichterischen Stoffwahl der Gattung aus: Denn daß das Legendenoratorium, dem wir als ‚geistliche Oper‘ bereits in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts begegnen, gerade in unserer Zeit wieder bedeutsame Vertreter gefunden hat, ist gewiß mit in erster Linie dem Wagnerschen Schaffen zu danken, durch das der Sinn für den Mythus und speziell den christlichen Mythus aufs neue allgemein geweckt und verbreitet wurde. Sehr umfangreich ist ja allerdings die Produktion auf diesem Gebiete nicht, um so schwerer wiegt dafür ihre künstlerische Bedeutung. Es genügt da, den Namen des jüngst verstorbenen genialen belgischen Meisters Edgar Tinel zu nennen, der mit seinen beiden Hauptwerken, den dramatischen Legenden ‚Franziskus‘ und ‚Katharina‘, mit das Beste bot, was die moderne Chorliteratur überhaupt aufzuweisen hat. Der durchschlagende Erfolg, der namentlich dem ‚Franziskus‘ vor beiläufig einem Vierteljahrhundert beschieden war, gründete sich indessen nicht nur auf die großen musikalischen Schönheiten des Werkes, sondern war auch von der glücklichen Wahl des Sujets mitgetragen: denn wenn schon einmal das Interesse für die Welt der religiösen

Legende erwacht war, so konnte es nicht leicht einen dankbareren Anknüpfungspunkt dafür geben als die liebliche, sagenumwobene Erscheinung des Heiligen von Assisi, der geistig wie kulturell wohl überhaupt bedeutendsten Persönlichkeit mittelalterlichen Religionslebens. Das macht es auch verständlich, daß Tinel trotz seiner dem Nachstrebenden natürlich nicht ungefährlichen künstlerischen Überlegenheit doch Nachfolger als Franziskuskomponist gefunden hat: das Sujet bietet eben so reiche künstlerische Entfaltungsmöglichkeiten, daß sie von einem einzigen Werk, und sei es auch das genialste, unmöglich voll erschöpft werden konnten. So durfte es kürzlich ein jüngerer romanischer Landsmann Tinels, der Pariser Komponist und Dirigent Gabriel Pierné, wohl wagen, den seraphischen Heiligen aufs neue zum Helden eines oratorischen Tonwerks zu machen; der Erfolg hat ihm bei der am 24. März 1912 in Paris stattgehabten Uraufführung recht gegeben, und auch in Deutschland hat dieser neue ‚Franziskus' bei der Erstaufführung durch den rührigen Oratorienverein Augsburg (1. November 1912) sehr günstige Aufnahme gefunden.

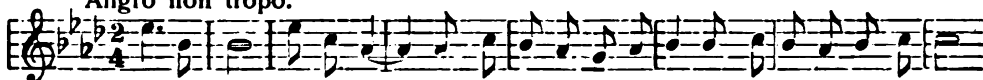
Nicht zum ersten Male wird Piernés Name anläßlich des ‚Franziskus' in der internationalen Musikwelt genannt. Schon vor etwa sechs Jahren hat der Künstler als Oratorienkomponist mit dem Chorwerk ‚Der Kinderkreuzzug' allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und darin bereits ein gerade für die Aufgaben des Legendenoratoriums sehr glücklich veranlagtes Talent gezeigt. Ein Hauch jenes der jungfranzösischen Musik durch César Franck vermittelten lyrischen Melodienzaubers, vereint mit einer sehr feinen Empfindung für klangliches Kolorit, für kontrastreiche musikalische Situationsmalerei und ein eigenartiges Nebeneinander von Klarheit und Schwärmerei im Ausdruck kennzeichneten ihn damals schon als eine echte moderne Romantikernatur; durch das neue Werk hat dieses sein künstlerisches Charakterbild nur noch schärfere Betonung gefunden.

Piernés ‚Franziskus' oder vielmehr, wie der Originaltitel lautet, ‚Franz von Assisi', dessen Dichtung von Gabriel Nigond herrührt, unterscheidet sich seinem künstlerischen Stil nach prinzipiell von dem berühmten Tinelschen Oratorium*. Tinel und sein Dichter L. de Koninck haben die Geschichte des Heiligen in epischer Form (durch Einführung eines Erzählers) und mit Verzicht auf alles legendäre Detail gegeben; der Schwerpunkt fällt in ihrer Schöpfung auf intime lyrische Stimmungs- und Situationsschilderung. Piernés ‚Franz von Assisi' dagegen ist — wiewohl für den Konzertsaal bestimmt und auch nur hier möglich — ein *dramatisches* Werk: in einer Reihe lose verknüpfter Szenen zieht das Leben und Wirken des Heiligen von seiner Bekehrung bis zu seinem Tod mit Markierung der wichtigsten Momente seiner Entwicklung vorüber. Der Prolog zeigt Franziskus im Kreise seiner Freunde; doch er, der sonst der Tollsten einer war, zeigt sich heute seltsam still und verschlossen. Es verlangt ihn, allein zu sein, und auf die neugierige Frage seiner Freunde, er sei wohl verliebt und habe ein zärtliches Schäferstündchen

* Eine deutsche Übersetzung sowie eine dankenswerte Einführung in das Werk hat W. *Weber* bei C. F. Kahrl Nachf. (Leipz.) erscheinen lassen. Dort ist auch der Klavierauszug mit deutschem Text (Preis 8 M.) verlegt.

in Erwartung, erwidert er voll Ernst: ‚Ihr habt recht, ich erwarte meine Braut.‘ Mit lachendem Glückwunsch verschwindet die lustige Schar, und Franziskus bleibt allein mit seinen Gedanken. Eitel und schal erscheint ihm das Leben, wie er es bisher kennen gelernt hat, doch tröstend an den Ewigen mahnend, tun sich ihm die Wunder der in abendlicher Dämmerung entschlafenden Natur auf. Und da naht auch die erwartete ‚Braut‘, eine geheimnisvoll verklärte Frauengestalt: ‚Die Armut, die der Christ muß tragen.‘ Ihr verlobt sich Franziskus mit heiligem Gelübde der Treue bis zum Tode. Nun folgen in sechs Bildern die Hauptmomente aus dem neuen Leben des Heiligen: seine Begegnung mit dem von aller Welt verstoßenen Aussätzigen, dem er Gruß und Kuß christlicher Nächstenliebe beut, das reine Idyll mit Schwester Klara, der gleichstrebenden geistigen Freundin, die liebliche Legende der ‚Vogelpredigt‘, die Verleihung der Wundmale, der Sonnengesang und der gottselige Tod des Heiligen im Kreise der Brüder und des betenden Volkes. Mit Geschick hat dabei der Dichter nicht nur dem Ganzen, sondern auch den einzelnen Szenen Kontrast und Abwechslung zu verleihen gewußt, und in der wirkungsvollen musikalischen Ausnützung dieser Gegensätze liegt auch der künstlerische Schwerpunkt von Piernés Komposition. Gleich im Prolog drängen sich drei wechselnde künstlerische Stimmungen wirkungsvoll zusammen. Mit echt dramatischer Lebendigkeit ist das lustige Treiben der vornehmen Freundesschar geschildert, das in dem vom Chor sekundierten empfindsamen Liebeslied:

Allgro non tropo.



einen lyrischen Ruhepunkt von großem melodischem Reiz erhält. Allmählich verliert sich der tumultuöse Chor in der Ferne; weiche, volle Akkorde folgen: Franziskus ist allein im abendlichen Frieden der Natur; eine pastorale Oboenmelodie beherrscht das Orchester, daneben faßt immer bestimmter eine weitgeschwungene feierliche Tonfolge Fuß:



das das ganze Werk durchziehende Tonsymbol der Persönlichkeit des Heiligen, der in dieser Szene zuerst sich selbst gefunden hat. Ein durchaus mystischer Schleier liegt über der folgenen Szene zwischen Franziskus und der Armut; das mühselig in engen Intervallen und gequälter Chromatik sich dahinschleppende Thema:

Molto lento.



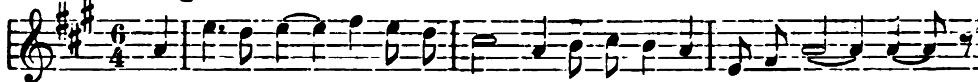
und geheimnisvolle, weltfremde Quintenfolgen, wie sie namentlich Liszt ähnlich verwendet, ergeben das Kolorit. Am Schluß der Szene hat Pierné von

der mysteriösen Wirkung instrumental verwendeter Summstimmen (zweistimmiger Soprančhor in Terzen) mit Glück Gebrauch gemacht: ein Effektmittel, das, seit es durch die Gewitterszene in Verdis ‚Rigoletto' gemeinbekannt wurde, von den modernen Komponisten immer wieder von Zeit zu Zeit hervorgeholt wird. Eines der bekanntesten Beispiele bietet die Frühlingsmusik in Puccinis ‚Butterfly'. Pierné aber ist darauf später, namentlich in der Stigmatisationsszene seines Oratoriums, nochmal in sehr bedeutsamer Weise zurückgekommen.

Und nun sollen wir also das Wirken des neuen Heiligen schauen. Der Überlieferung zufolge begegnete Franz von Assisi nach seiner inneren Umwandlung an einem schönen Frühlingstage einem Aussätzigen und übte in der liebevollen Begrüßung dieses Auswurfs der Menschheit zum erstenmal sein neues Amt werktätiger Nächstenliebe. Pierné und sein Dichter haben den eigentümlichen Kontrast, der in dieser Szene liegt, mit stärkster Wirkung herausgearbeitet: Der Aussätzige erscheint wie ein grausiges ‚memento mori' inmitten der blühenden Frühlingslandschaft; schaurig klingt sein düsteres, dumpfe Verzweiflung atmendes Motiv:



in die fröhliche A-dur-Melodik, mit der der Chor die Freuden und Wunder des neuerwachten Lenzes feiert:



Mit Entsetzen und Wut wendet sich alles von dem Verfehmten ab; nur Franziskus naht ihm mit Demut und christlicher Liebe, und in edler, ruhiger Kantilene sänftigt sich der Jammer des Unseligen, dem heute zum ersten Male Heil widerfahren. Indessen Franziskus in Demut den Segen des im Leiden Verklärten erfleht, klingen von ferne nochmal leise sich verlierend die frohen Frühlingsklänge der Einleitung. — Ganz auf den Ton eines zarten Idylls ist die folgende Szene ‚Schwester Clara' gestimmt. Ein weiches Motiv der Soloflöte:



gibt den Grundton für die in intimster klanglicher Farbenmischung gehaltene Zwiesprache des Heiligen mit seiner hehren Freundin ab. Das Ganze ist von größter Schlichtheit, aber tief verinnerlicht im Ausdruck. — Ein lebendigeres Bild stellt dann wieder die nächste Situation, die Vogelpredigt. Franziskus befindet sich mit seinem Klostergenossen Bruder Leo, der als gutmütig derbes Gegenstück zu dem sanften, schwärmerischen Heiligen gezeichnet ist, in heißer Mittagsstunde auf der Wanderschaft. Wogende Streichergänge im Orchester malen die in der Sonnenglut gewissermaßen zitternde Luft. Bruder Leo sucht

im Schatten eines nahen Baumes Kühlung; Franziskus aber wendet sich einer auf dem Feld lagernden Schar von Vögeln zu, um ihnen das Wort Gottes zu verkünden. Und keiner der befiederten, sonst so scheuen kleinen Sänger fürchtet sich vor dem Nahenden. Mit klugen Äuglein blicken sie den Heiligen an und zwitschern ihm den Willkommengruß:



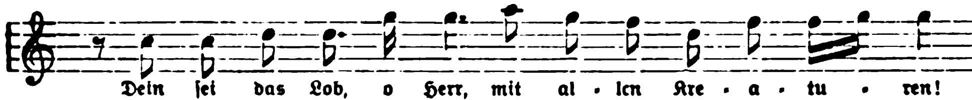
Dieser und die folgenden Gesänge der Vögel, als einstimmige Kinderchöre gehalten, und ungemein zart von Harfe, Celesta und Holzbläsern begleitet, sind von wirklich bestrickendem musikalischem Liebreiz. Mit milder Würde spricht in schlicht deklamiertem Rezitativton Franziskus zu seinen kleinen Freunden von der Fürsorge, mit der der allgütige Vater aller Wesen auch über ihnen, wie über all seinen Geschöpfen waltet, und aufmerksam hören die Vöglein zu, bis der Heilige sie mit Gruß und Segen entläßt, worauf sie sich jubilierend in die Lüfte erheben. Die ganze Szene hat in ihrer herzigen Naivität, für die der Komponist mit glücklichstem Gelingen den Ton des musikalischen Genrebildes getroffen hat, etwas wirklich Ergreifendes und stellt rein künstlerisch genommen, wohl den Höhepunkt des ganzen Oratoriums überhaupt dar. — Dem Sujet nach in stärkstem Kontrast zu diesem sonnig heiteren Idyll steht die vierte Szene, die ‚Verleihung der Wundmale'. Der Dichter gibt den Vorgang in Form einer großzügigen psychologischen Entwicklung, dabei nur mit gleichsam stammelnden Worten die wichtigsten Momente jener gewaltigen seelischen Erschütterung andeutend, die im Innern des Heiligen das wundersame Begebnis begleitet und auslöst. All' das Unausgesprochene und Unaussprechliche wissendem Miterleben und Mitempfinden näher zu bringen, ist nun eine Aufgabe, zu der keine andere Kunst in gleichem Maße wie die Musik, die Künderin der tiefsten Geheimnisse der Seele, befähigt wäre. Pierné hat die Szene zu einem großzügigen sinfonischen Tonstück ausgestaltet, in dem die Singstimme nur eine episodische, gewissermaßen kommentierende Rolle spielt. Franziskus schaut in der Extase den Kampf Christi mit den Dämonen der Unterwelt, er wähnt der Kreuzigung des Erlösers selbst beizuwohnen, er fühlt alle Qualen der Szene auf Golgatha in der eigenen Brust und am eigenen Leib, die Stimme des Herrn scheint ihn zu rufen: — da sinkt er in höchster Erschütterung ohnmächtig nieder; so finden ihn die Brüder und gewahren mit frommem Schauer die Wundmale an seinem Leib. Musikalisch ergibt das Ganze ein gewaltiges Freskogemälde, ungemein reich im motivischen Aufbau, in Harmonik und Koloristik aber der Teil des Oratoriums, in dem sich die Romantikernatur des Komponisten am schärfsten ausprägt. Höchst eigenartig wirkt namentlich wieder die reiche Verwendung wortloser Chorstimmen als klangliches Charakterisierungsmittel. Im übrigen erscheint die Szene als solche eine feinsinnige Modernisierung der vom Ende des 18. Jahrhunderts datierenden Vorliebe des Oratoriums für Dämonenszenen, Geisterchöre u. dgl., die noch in César Francks ‚Seligkeiten' und

Adolf Schinnerer/Aus dem Zyklus „Reise des jungen Tobias"



im Tinelschen ‚Franziskus‘ in dem modernen Geschmack fremdartiger realistischer Einkleidung auftreten, bei Pierné dagegen diskret ins Visionäre, Psychische übersetzt erscheinen, dadurch aber an Wucht des Eindrucks nur gewonnen haben. Durch die Akzente finsterer Leidenschaft und wilden Schmerzes bricht am Schluß der Szene, in dem Moment, wo Franziskus mit dem Ausruf: ‚Jesus, Heiland, o mein Gott!‘ zusammenstürzt, ein pompöses Akkordthema in strahlendem C-dur durch, das Tonsymbol für den die Pforten der Hölle siegreich überwindenden Erlöser, dessen Herrlichkeit den müden Leib des Heiligen mit verklärendem Strahl getroffen hat.

In die Stille des Klosterfriedens führt die vorletzte Szene; der erblindete Franziskus findet sich in sorgsamer Hut der treuen Brüder und Schwestern wieder. Von ferne her klingen sanft die frommen Lieder betender Frauen. Da öffnet auch Franziskus zum letztenmal den Mund zum Preise des Herrn: in hoher Begeisterung stimmt er, der Erblindete, den ‚Sonnengesang‘ an. Die berühmte Dichtung ist von Pierné im Stil einer mittelalterlichen gregorianischen Hymne vertont: die Singstimme ergeht sich in unbegleitetem, frei rhythmisiertem Choralgesang:



Das Orchester bringt dazu pompöse, gleichsam psalmodierende Bläserzwischenspiele in altertümlichen Quintenfolgen. Die grandiose archaistische Einfachheit des Ganzen bedeutet einen neuen wirkungsvollen Kontrast zu allem Vorhergegangenen. Zu einem mächtigen Chorstück gestaltet sich dann wieder die Schlußszene, der Tod des Heiligen. Von allen Seiten strömt die gläubige Menge herbei, um dem Sterbenden zu huldigen und mit ihm zu beten: ein düsterer Hauch sanfter Trauer ist über das Tongewoge von Chor und Orchester gebreitet, in gewaltiger Steigerung erbrausen die Stimmen des betenden Volkes — da bricht in die Nacht der Klage mit strahlender Macht und sieghaftem Glanz vom vollen Orchester gebracht das feierliche Franziskusthema herein: der Augenblick des Todes, in dem er die Früchte seines Werkes erschauen kann, ist für den Heiligen auch der Augenblick des höchsten Triumphes. In den Armen der treuen Lebensgefährtin, der Armut, haucht Franziskus seine Seele aus. Auf das Dach des Sterbehauses aber senkt sich eine Schar von Vögeln, deren zarte Stimmen (— Wiederholung des Kinderchors aus der ‚Vogelpredigt‘ —) ihrem entschlafenen Prediger und Freund den Willkommengruß des Himmels bringen. — —

So hat mit Piernés neuem Werk die der Kunst schon so vielfach fruchtbarste Anregung vermittelnde erhabene Erscheinung des Heiligen von Assisi aufs neue würdige Verklärung gefunden. Im übrigen sind Werke wie dieser ‚Franziskus‘, von allen anderen abgesehen, schon deshalb von großer zeitgeschichtlicher Bedeutung, weil sie den notwendigen Gegenpol zu dem sonst herrschenden künstlerischen Realismus bilden und so die moderne Kunstentwicklung vor Einseitigkeit bewahren.

Kritik

Görres redivivus / Von Sebastian Merkle

Noch zu Lebzeiten des großen Publizisten, sobald die unmittelbare Aktualität seiner kirchenpolitischen Flugschriften sich verloren hatte, konnte man mit gelinder Variation Lessings Wort über Klopstock auf ihn anwenden: von allen seinen Gesinnungsgenossen wurde er gelobt, von wenigen gelesen. Dieser Mangel an tiefergehendem Interesse machte sich im Laufe der Jahrzehnte immer auffälliger bemerklich. Nicht einmal die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages, die zur Gründung der seinen Namen tragenden Gesellschaft und zur Abfassung von zwei — wenn man will: drei — Biographien den Anlaß gab, brachte hierin eine wesentliche Änderung. Schon die Zeitverhältnisse waren nicht dazu angetan. Man stand mitten im Kulturkampf, und es gehört zu den beklagenswertesten Wirkungen dieses unseligen Streites, daß die ganze geistige Betätigung weiter Kreise im Schreiben und Lesen von Kampfbroschüren und von — nach Inhalt und Sprache oft gleich bedenklichen — Tagesblättern aufging, daß für das Studium oder die Abfassung größerer, streng wissenschaftlicher Werke den meisten Stimmung wie Befähigung fehlte. Wenn noch heute der Durchschnittsgeistliche ein theologisches Buch vielfach nur nach seiner unmittelbaren Brauchbarkeit für Predigt oder für Vorträge beurteilt, so wurde damals von vielen Katholiken ein gelehrtes Werk in erster Linie nach dem Grade geschätzt, in welchem es für den Kampf des Tages ausgeschlachtet, für Streitartikel oder Agitationsreden verwendet werden konnte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie kurzsichtige Seelsorgskleriker der damals noch ausschließlich strenger Wissenschaft dienenden Tübinger theologischen Quartalschrift, die sich nur noch mühsam über Wasser hielt, es bitter verübelten, daß sie nach dem Beispiel populärer Organe nicht ebenfalls auf die Arena des kirchenpolitischen Kampfes herabstieg und in den Lärm des Streites miteinstimmte.

Unter diesen Umständen konnte man, als im Jahre 1876 Gallands Görresbiographie erschien, zumal in Anbetracht der Jugend des Verfassers und der kurzen ihm gegönnten Zeit, nicht wohl erwarten, daß das Buch der Bedeutung des Helden, der eine so selten reiche Entwicklung durchgemacht hat, nach allen Seiten hin gerecht werde. Noch weniger war dies einer Lebensskizze zuzutrauen, die im gleichen Jahre von Aloys Denk vorgelegt wurde, und die den Verfasser des ‚Athanasius' als Vorläufer des Altkatholizismus in Anspruch nahm. Auch das post festum (1877) erschienene Buch von Joh. N. Sepp konnte trotz den reichen und wertvollen Reminiszenzen, die der begeisterte Görresschüler über den Altmeister mitteilte, den Anforderungen an eine objektive Biographie um so weniger genügen, als der Münchener Gelehrte gar zu einseitig alles unter dem Gesichtspunkt der kirchlichen Ereignisse des Jahres 1870 betrachtete und allzu zuversichtlich die Meinung vertrat, der alte Görres hätte, wenn er Zeuge jener Vorgänge geworden wäre, sich auf die Seite der Opposition gegen Rom gestellt.

Wie wenig die damalige Zeit reif war für eine den Quellen gerecht werdende Würdigung des gewaltigen Mannes, das zeigte ferner nicht nur die vorsichtige Auswahl und ängstliche Behandlung der politischen Schriften in der Sammelausgabe, sondern fast mehr noch der schwache und langsame Absatz, den letztere fand, sogar noch, als die gewiß interessanten Briefbände dazu gekommen waren. Der Zweck, durch Darbietung der sämtlichen intakten Schriften auch aus der Frühzeit dieses späteren

Wortführers des Katholizismus eine sichere Grundlage zu liefern für Erkenntnis seines äußeren Lebensganges und seiner inneren Entwicklung, scheint ziemlich zurückgetreten zu sein hinter dem andern, den Leser zu erbauen, ihm Material zu bieten für die Kämpfe des Tages, und ihn zur Bewunderung des großen katholischen Volksmannes hinzureißen, der Görres doch erst auf großen Umwegen geworden ist. Als ob der Feuergeist des Koblenzer Flößersohnes nicht das Recht gehabt hätte, sich nach Art eines vielverheißenden Mostes auch absurd zu gebärden! Es fehlte das richtige Verständnis dafür, daß es schon rein menschlich betrachtet einen viel größeren Reiz hat, die Entwicklung eines solchen Geistes von Gleichgültigkeit und Kälte, ja Haß gegen die Kirche zunächst zu warmer Sympathie, schließlich zu feuriger Begeisterung zu verfolgen; und daß es ein viel ehrenderes Zeugnis für die katholische Sache ist, wenn ein edler Mann, der immer die Wahrheit sucht, in stets fortschreitender Erkenntnis diese Wahrheit und das Heil mit umso entschiedenerer Überzeugung im Katholizismus findet, je souveräner die einen über diesen absprechen, je fanatischer andere ihn hassen und tyrannisieren.

Man hätte erwarten können, daß gerade in den Nöten des Kulturkampfes wenigstens die kirchenpolitischen Schriften von Görres willkommen gewesen, daß dieses reiche Arsenal eifrigst nach Waffen für den Kampf des Tages durchsucht worden wäre. Tatsächlich aber spielte der Name des großen Volkstribunen, wie man ihn treffend genannt hat, eine weit größere Rolle als seine Schriften. Man hörte ihn oft nennen, er wurde in politischen Vorträgen oft zitiert, am liebsten seine düsteren, pessimistischen Prophezeiungen. Allein mit diesen und ähnlichen großen Worten, die im Munde des Hünen höchst eindrucksvoll waren, mußten die Epigonen oft genug ebenso komisch wirken, wie ein kleiner Fant in der Rüstung eines Riesen. So bewahrheitete sich spät noch und in anderer Richtung das Urteil von Jakob Grimm, Görres ersetze den Mangel strenger Schulung durch seine Genialität, ‚während seine Manier die traurigsten Schüler bilde.‘ Den Buchstaben hatte man sich angelernt, wie der Meister sich räusperte und wie er spuckte, hatte man ihm abgeguckt; vom Geiste war leider wenig zu verspüren. Schon darum nicht, weil der nötige historische Sinn fehlte, um das Milieu zu erkennen, das den Resonanzboden für die Worte des deutschen O'Connell abgegeben hatte. Es gehört zum Wesen der Publizistik, daß sie dem Momente dient. Nicht umsonst verwahrte sich der größte griechische Geschichtschreiber dagegen, ein Prunkstück für den Augenblick zu liefern, sein Werk sollte ein Besitz für immer sein. Und es ist dies geblieben. Eine Kampfschrift dagegen geht vorüber mit dem Augenblick und hat dann nur noch historisches Interesse. Dies sollte auch der größte deutsche Publizist an sich erfahren. Seine fulminanten Artikel und Flugschriften, die bei ihrem Erscheinen wie Manifeste von Souveränen wirkten und wie Bomben einschlugen, gerieten in Vergessenheit, und denen, deren Pflicht es gewesen wäre, sie ihr zu entreißen, fehlte der geschichtliche Sinn. Von den periodischen Organen, die Görres ins Leben gerufen (Das Rote Blatt, Der Rübezahl, Rheinischer Merkur) sind kaum noch ein paar Exemplare übrig geblieben, so sorgsam wachte man über das wertvolle Erbe. Seine Kampfbroschüren waren Jahrzehnte hindurch um wenige Pfennige in antiquarischen Katalogen angeboten, fanden aber kaum Abnehmer. Nun sind sie ebenfalls recht selten geworden.

Und doch könnten Görres' politische Schriften fast noch Schoßkinder des katholischen Publikums genannt werden im Vergleich zu seinen wissenschaftlichen Werken. Nicht einmal seine den Neigungen gläubiger Kreise so weit entgegenkommende ‚Christliche Mystik‘ hat es zu einer zweiten Auflage gebracht; denn der ein Menschenalter nach des Verfassers Tode erfolgte Wiederabdruck kann nicht als solche gelten. Vollends um seine Teutschen Volksbücher, seinen Lohengrin, seine Altteutschen Volks- und Meisterlieder, seine Mythengeschichte der asiatischen Welt, seine Japhetiden und

um seine verwandten Gebieten zugehörenden zahlreichen Zeitschriftenaufsätze hat sich, von ein paar Germanisten und Folkloristen abgesehen, dreiviertel Jahrhunderte lang kein Mensch gekümmert. Was seine naturwissenschaftlichen Schriften aus der Jugendzeit anlangt, wußte man lange Zeit kaum von deren Existenz. So stand's unter den Katholiken.

Auf protestantischer Seite war es der Verbreitung und Anerkennung von Görres' literarischen Leistungen sehr hinderlich, daß der Verfasser fast nur mehr als Vorkämpfer des Ultramontanismus bekannt und als solcher verhaßt war. Das genügte zumeist, um sich mit dem Manne überhaupt nicht weiter zu befassen. Von seiner Mystik urteilte man: ex ungue leonem*. Daß er eine Menge warm patriotischer, über alle konfessionellen Schranken himmelhoch sich erhebender Schriften verfaßt hatte, daß er in schwerster Zeit ein unerschrockener, vor keiner Gefahr zurückweichender Verfechter deutscher Freiheit und deutscher Eigenart, ein Tyrtäus der Befreiungskriege gewesen war, von Napoleon als fünfte Großmacht gefürchtet; daß er die Deutschen an ihre ehemalige Größe erinnert hat, der sie längst vergessen hatten, daß er sie zu einer Zeit, da sie noch achtlos an den Schöpfungen mittelalterlicher Poesie und Kunst vorübergingen, auf diese Schätze aufmerksam gemacht, sie teilweise selbst gehoben hat — von all' dem wußte man nichts mehr.

Erst seit etwa anderthalb Dezennien ist es besser geworden. Das immer reger werdende historische Interesse hat sich auch dem beginnenden 19. Jahrhundert, besonders der Romantik zugewandt, und nun mußte auch Görres in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Eine Menge von Publikationen brachten einzelne Briefe von oder an ihn oder solche, die sich mit ihm beschäftigten. In ansehnlicherer Zahl haben vor allem R. Steig und neuestens K. A. v. Müller Görresbriefe veröffentlicht. Zwei Sammlungen ‚Charakteristiken und Kritiken' aus Görres' Feder legte 1900 und 1902 Franz Schultz vor, der zugleich im letzteren Jahre als erster eine streng wissenschaftliche Arbeit über ‚Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik' lieferte. Seitdem ist manche feinsinnige Studie über irgend eine Zeit oder eine Seite aus dem Leben des merkwürdigen Mannes erschienen. Es darf besonders an das Görresheft des ‚Hochlandes' (1909, Oktober) erinnert werden.

Eine neue Phase der Görresforschung dürfte eröffnet werden durch ein Buch, das uns Wilhelm Schellberg nach jahrelangen Vorbereitungen zu Weihnachten vorigen Jahres bescherte: eine Auswahl aus den Werken und Briefen Görres' in zwei Bänden**. Der erste enthält Stücke aus selbständig erschienenen Werken wie aus Zeitschriftenaufsätzen bis zum Jahre 1819, der zweite Briefe von den Anfängen (1799) bis zum Jahre 1845. Die bedauernde Frage, die wohl jedem sich auf die Lippen drängt: warum wurde dem ersten Bande ein so früher Grenzpunkt gesetzt? wird vom Herausgeber dahin beantwortet: dieses vorläufige Ziel sei darum gesteckt worden, weil ‚das Jahr 1819 im Wendepunkt von Görres' Leben steht und seine Schriften bis in dieses Jahr hinein am ehesten bei allen, die guten Willlens sind, freundliche Aufnahme finden werden' (I, S. XII). Die von der Tochter des gefeierten

* Daß man übrigens auch in Rom nicht zufrieden war mit dem Buche, zeigt die meines Wissens unwidersprochen gebliebene Angabe, man habe es dort auf den Index setzen wollen, und nur Ludwigs I. Dazwischentreten habe das verhindert (Sepp 384; Reusch, Index II, 1126). Das Schweigen von Hilgers beweist hiegegen nichts.

** Josef von Görres ausgewählte Werke und Briefe, herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Schellberg. Erster Band: Ausgewählte Werke (1797—1819), CL und 677 Seiten Zweiter Band: Ausgewählte Briefe (1799 - 1845), XVI und 842 Seiten. 8°. Kempten und München 1911, Kösel. (Mit 8 Kunstblättern, 2 Handschriften- und mehreren Titelblätter-Faksimiles und 1 Stammtafel.) M. 6.—, geb. in 1 Band M. 7.50, in zwei M. 8.—.

Vaters mit ihrer Sammlung von dessen Schriften gemachten Erfahrungen mußten wohl einen besonnenen Herausgeber und einen klugen Verleger zur Vorsicht mahnen. Vestigia terrent.

Wir haben es bei Schellbergs Buch mit einer wirklichen Ausgabe, nicht mit einem bequemen Abdruck einiger Schriften zu tun. Schon die Gewinnung des Materials erforderte ein achtunggebietendes Stück Arbeit. Nicht ganze Aufsätze oder Bücher, auch nicht irgendwelche erbauliche oder ‚schöne Stellen‘ daraus werden mitgeteilt, sondern ‚das für das Werden Charakteristische herauszuheben‘ war Schellbergs erfolgreiches Bemühen. Im Interesse klarer Übersicht wird der Stoff in bestimmte Gruppen nach den Perioden von des Verfassers Entwicklung gegliedert. ‚In Sturm und Drang (1797—1802)‘ entstanden die Schrift des Einundzwanzigjährigen ‚Der allgemeine Frieden‘ (1797), die Zeitschriften ‚Das Rote Blatt‘ und ‚Der Rübezahl‘ (1798 f.), ‚Resultate meiner Sendung nach Paris‘ (1800) und ‚Aphorismen über die Kunst‘ (1802). Aus allen diesen Veröffentlichungen werden Auszüge und charakteristische Proben gegeben (S. 1—87). Die zweite Periode ist signalisiert durch die Überschrift ‚Die Romantik und ihr Nachhall‘ (1803—1810, bezw. 1831). Ihr gehören an neben einigen naturwissenschaftlichen Arbeiten eine Menge philosophischer, ästhetischer, literarhistorischer und -kritischer, sagengeschichtlicher und erzählender Schriften, Ausgaben und Bearbeitungen älterer deutscher Literaturwerke (Die teutschen Volksbücher [1807], Mythengeschichte der asiatischen Welt [1810], Altteutsche Volks- und Meisterlieder [1817]). Alles wird durch glücklich ausgewählte Stücke charakterisiert, auch die extravaganten ‚Schriftproben von Peter Hammer‘ (1808). Als ‚Romantischer Nachhall‘ ließ sich der prächtige Nachruf auf Achim von Arnim in Menzels Literaturblatt noch anreihen, wenn er auch (1831) außerhalb des durch 1819 bezeichneten zeitlichen Rahmens fällt. Die dritte und letzte Periode (S. 453—677): ‚Das Vaterland (1810—1819)‘ wird eröffnet mit Auszügen aus dem Aufsatz ‚Über den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt‘ (Febr. 1810), den Görres unter dem Namen Orion für das von Friedrich Perthes herausgegebene ‚Vaterländische Museum‘ schrieb (Augustheft 1910); es folgt ein Teil der wenig späteren Schrift: ‚Fall der Religion und ihre Wiedergeburt‘. Fast 200 Seiten widmet der Herausgeber mit Recht den Artikeln aus dem ‚Rheinischen Merkur‘, der den Höhepunkt Görresscher Publizistik darstellt. Unter den ausgewählten Stücken erscheint auch (S. 553—562) ‚Napoleons Proklamation an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba‘, dieses vielberufene Meisterstück der Rhetorik, das ‚in jedes Lesebuch gehörte‘, in welchem der phantasiebegabte Verfasser die Situation so trefflich illustrierte und so glücklich den Ton traf, daß es allgemein, sogar in der Umgebung des gestürzten Kaisers, für echt gehalten wurde und ein französischer Memoirenschreiber sich rühmen konnte, Napoleon habe ihm die Proklamation in die Feder diktiert! Den Deutschen werden darin bittere Wahrheiten gesagt. Auch die Gedanken über den Status quo, den die Franzosen nach ihrer Niederwerfung forderten und den die Siegreichen nur in zu weitem Umfange sich gefallen ließen, wird man mit Interesse lesen, nachdem dieser ‚Diplomat‘ in unsern Tagen wieder auf anderem Schauplatz von sich reden gemacht. An die Merkur-Auszüge reiht sich ein Stück an aus der Denkschrift ‚Über das Verhältnis der Rheinlande zu Preußen‘ (1818), den Schluß macht ein solches aus ‚Teutschland und die Revolution‘ (1819): die Vorrede und der Appell ‚An die deutschen Stände‘.

Die Briefe erstrecken sich, wie schon bemerkt, nahezu über die ganze Zeit des öffentlichen Lebens, nämlich von 1799—1845. Auch sie sind, analog den Schriften, nach Perioden eingeteilt: I. Liebe und Leben (1799—1800), II. Die Romantik (1804—1813), III. Das Vaterland (1814—1819), IV. Verbannung und Wanderfahrten (1819—1827), V. Staat und Kirche (1827—1845). Natürlich lieferten den

Löwenanteil die drei Briefbände, die wir Marie Görres und Franz Binder verdanken. Aber sowenig alles aus diesen wiedergegeben werden konnte, so wenig stammt alles Gegebene aus ihnen. Nicht weniger als 45 von den mitgeteilten Briefen sind aus anderen Veröffentlichungen entnommen, nicht weniger als 30 waren bisher völlig ungedruckt. Also ist fast ein Drittel der Briefsammlung den Besitzern der alten drei Bände neu. Nach dieser Seite bedeutet Schellbergs Buch eine höchst wertvolle Bereicherung unseres Wissens über den großen Publizisten.

Aber auch das Verdienst des ersten Bandes, der nur bereits Gedrucktes enthält, ist nicht gering anzuschlagen. Nicht nur, daß eine Menge von Schriften, die bei der Seltenheit der Originalausgaben schwer, teilweise gar nicht mehr zugänglich sind, hier in ihren wichtigsten Bestandteilen sich bequem beisammen finden. Ungleich wertvoller ist, daß es dem unermüdlichen Spürsinn des Herausgebers gelang, Aufsätze wieder zu entdecken und auszugraben, die in den Katakomben längst vergessener, ebenfalls äußerst selten gewordener Zeitschriften beigesetzt waren. Schon der Fundort an sich ist bisweilen bezeichnend für die jeweilige Richtung des Autors; auch das durch seinen Hautgout bekannte Organ des aus der Kutte gesprungenen, übel berufenen Mönches Biergans ist unter den Zeitschriften vertreten, in denen der fruchtbare Schriftsteller für seine zahlreichen Geisteskinder Unterkunft suchte und fand.

Vielleicht noch verdienst- und wertvoller als die umsichtige und glückliche Auswahl sind des Herausgebers Beiträge zur Erklärung und Würdigung der von ihm mitgeteilten Stücke. Unter anderem finden sich hier reiche Ansätze zur Görres-Philologie. Man möge vor diesem Ausdruck und der durch ihn bezeichneten Sache nicht erschrecken. Mancher macht sich gerne lustig über die Philologen, nennt sie Pedanten, Kleinigkeitskrämer, Silbenstecher. Und sie sind das. Aber dabei wird gewöhnlich vergessen, daß man ohne diese Pedanterie und Silbenstecherei, ohne diese Kleinigkeitskrämerei oder, wie Jakob Grimm es zarter ausdrückte, ohne diese ‚Andacht zum Kleinen' zu nichts wirklich Großem kommt, weil dieses oft genug an Kleinigkeiten hängt, weil nicht selten das Geringfügigste zu den wichtigsten Entdeckungen führt. Man wäre manchesmal weitergekommen, wenn man nicht so überlegen über ‚Kleinigkeiten' die Nase gerümpft hätte. Ob eine bei Görres sich findende Wendung, ein Gedanke auf Rousseau, auf Klopstock, auf Herder, auf Schiller, auf Göthe, auf Kant, auf Fichte zurückgeht, das scheint dem Laien ziemlich gleichgiltig. Und doch gibt uns eine solche Beobachtung die wichtigsten Aufschlüsse über Bildungseinflüsse, die auf den vielseitigen Mann wirksam waren, und es ist auch für die Beurteilung nicht nebensächlich, ob eine Wendung der spontane Erguß seines Innern ist, oder ob der Ausdruck und mit ihm vielleicht der Gedanke von andern entlehnt ist. Auf all diese Dinge zu achten, hat früher als kleingeistig und lächerlich gegolten. Aber wenn sich diese minutiöse Akribie innerhalb gesunder Grenzen hält, kann sie das Verständnis von Görres und seinen Schriften wesentlich vorwärts bringen, wie eben Schellbergs Kommentar zeigt, der an solchen Beobachtungen überaus reich ist. Mag der Herausgeber dabei bisweilen in den Spuren von F. Schultz wandeln, den wir als den Schöpfer der Görres-Philologie zu bezeichnen haben werden, so hat er doch mit Glück auch eigene Bahnen eingeschlagen. Vor allem die Abhängigkeit von Herder und Fichte hat er durch zahlreiche Belege dargetan. Auch die uns lebhaft interessierenden Urteile von Zeitgenossen und von Späteren über den Koblenzer Publizisten hat er mit Bienenfleiß zusammengetragen, hat durch Vor- und Rückverweisungen auf den Zusammenhang seiner Gedankenwelt aufmerksam gemacht. Um die Orientierung noch mehr zu erleichtern, sind drei ausführliche Register beigegeben.

Eine höchst respektable Leistung stellt die nahezu anderthalbhundert enggedruckte Seiten umfassende Einleitung dar (S. XV—CL). Sie gibt eine durchweg aus dem Vollen schöpfende Übersicht über Görres' Entwicklung und eine objektive, maßvolle,

von den konventionellen Phrasen unabhängige, dabei von warmer Sympathie ohne kritiklose Bewunderung* getragene Charakteristik. Eine Menge bisher unverwerteter, an sehr entlegenen Orten zerstreuter Angaben hat Schellbergs Fleiß zusammengefunden und benützt. So erhalten wir nicht nur ein in allen Hauptzügen treffendes Lebens- und Charakterbild des seltenen Mannes, sondern zugleich eine höchst schätzenswerte Einführung in die Lektüre seiner Schriften. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man diese Einleitung das Objektivste und Vollständigste nennt, was bisher zu einer Gesamtcharakteristik von Görres geschrieben wurde. Die Ausführungen Schellbergs sind überall anregend, auch da, wo sie gelegentlich zum Widerspruche reizen.

Der Verleger hat es sich etwas kosten lassen, eine des gefeierten Autors und der Mühe des Bearbeiters würdige Ausstattung zu leisten. Mit lebhaftem Danke werden namentlich die zahlreichen Porträts** und die zwei Faksimiles von Görres' Handschrift entgegengenommen werden, die uns den Mann und seine Art, wie die Nachbildungen von Titelblättern, die uns den Eindruck seiner Schriften näherbringen.

Das Buch wurde denn auch, soviel ich sehe, überall freundlich aufgenommen. Über ein sehr anders lautendes Urteil eines Kandidaten der Philosophie — ‚schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort' — könnte man zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht eine ihren Katholizismus besonders scharf betonende Zeitschrift sich zu dessen Sprachrohr hergegeben hätte mit der Versicherung, die Philippika des jungen Mannes gegen den bisher in seiner katholischen Gläubigkeit nicht angezweifelten Direktor einer öffentlichen höheren Schule sei von drei Hochschullehrern ‚besonders lebhaft unterstützt' worden. Die ‚Unterstützung' ist freilich inzwischen teils in ihrer Tatsächlichkeit, teils in ihrer Begründung wesentlich eingeschränkt worden. ‚Ein kath. Verlag und ein Literat, dessen Name im Keiter steht', sollen das ‚Lebenswerk Josef von Görres verstümmelt, halbiert, jede Seite aus seinem katholischen Oeuvre weggelassen, übergangen, jedes bedeutsame, energische, katholische Kampfwort unterdrückt und dessen katholische Hochepoche genau von Tag und Jahr seit ihres Beginnens an ausgeschaltet', und dadurch einen ‚Verrat am Geiste J. v. Görres" begangen haben, wogegen der Herr Kandidat als Katholik und die Literaturgeschichte im Namen deutscher Wissenschaft protestieren. Ob die deutsche Sprache nicht ebenso wie die Tatsachen gegen diese Mißhandlung protestieren? Wer Schellbergs Buch gesehen, wird über solche Deklamationen den Kopf schütteln. Daß ein Verlag, der Tausende in ein Unternehmen hineingesteckt hat, zuerst sehen möchte, ob es sich halbwegs rentiere, bevor er weitere Tausende opfert, das zu begreifen sollte auch ein junger Mann imstande sein. Und wenn der Herausgeber in der Vorrede sagt, das Jahr 1819 sei ‚als vorläufiges Ziel gesteckt', so fehlt einem der parlamentarische Ausdruck für die Bemerkung einer katholischen Redaktion: ‚Wie man aus dem Worte „vorläufig" auf einen dritten Band schließen sollte, der den katholischen Görres behandelt***,

* Görres selbst war einsichtig genug zu gestehen, er sei kein Theologe (22. Juli 1825 an Räß, Briefe III, 172 — was ihn freilich nicht hinderte, P. A. Gratz' Matthäus-Kommentar sehr auktoritativ zu besprechen). Recht vergnüglich liest sich daher die von Schellberg angeführte, in Kummers Deutscher Literaturgeschichte des 19. Jahrh. (Dresden 1909) ihm erteilte Note, er sei der größte Theologe des 19. Jahrh.!

** Ein weiteres, eine Handzeichnung von S. Friedr. Diez v. J. 1838 in der Berliner Nationalgalerie veröffentlichte Max von Boehn, Biedermaier-Deutschland von 1815—1840. Berlin [1911], S. 220. Es scheint mir in mancher Hinsicht besser als das gleichzeitige Gemälde Settegasts. Ich werde es in meinem trotz alledem noch erscheinenden „Görres" wiederholen. – Ein Gedenkblatt, wenn auch etwas anderes als das II, S. 776 erwähnte meine ich vor Jahren in einem Antiquariatskatalog angeboten und beschrieben gelesen zu haben. Es war aber bereits verkauft, als ich darum schrieb – Einige Briefe aus dem Berliner Staatsarchiv, für welche Schellberg auf die Kopien eines jungen Mitarbeiters angewiesen war, wurden inzwischen besser publiziert von K. A. v. Müller im Archiv für Kulturgeschichte IX (1912), 438—474.

*** Sic! Nicht eine Behandlung von Görres, sondern eine Auswahl aus dessen Schriften stände doch zu erwarten!

ist uns unerfindlich.' Hier muß das Übermaß des Eifers den Augen geschadet haben; denn alle Rezensenten hatten jene Ankündigung ganz richtig verstanden und der Herr Kandidat hatte doch in den von derselben Redaktion wiedergegebenen 'Ausfällen dem Herausgeber und Verleger — freilich komisch genug — vorgeworfen, sie hätten des Görres 'katholische Hochepoche genau von Tag und Jahr seit ihres Beginnens an (!) ausgeschaltet.' Was hätte nun dann im dritten Band anderes folgen können als der katholische Görres, der übrigens in der Einleitung und in den Briefen des zweiten Bandes wahrlich auch noch zum Worte kommt, wie jeder Leser sich überzeugen kann. Die unwürdige, deplazierte Apostrophe eines verdienten Mannes durch einen Studenten: 'Gestehen Sie, Herr Schellberg, wurden Sie nicht rot, als Sie diese Worte [von Görres, über das verabredete Ignorieren katholischer Leistungen durch Protestanten] selber zitieren mußten?' — gibt einen traurigen Begriff von dem, was mancherorts als katholisch gilt, zeigt übrigens zugleich, wie es sich mit dem Vorwurf verhält, Schellberg habe 'jedes katholische Kampfwort unterdrückt'. Was Jakob Grimm am 8. August 1819 an Görres über politische Gesinnungsschnüffelei schrieb, dürfte man heutzutage von der kirchlichen sagen: es könne üble Folgen haben, 'wenn die Verschwörungswitterer durch die Masse ihrer Dummheit den brav Gesinnten das Land verleiden und dem edleren Element die Luft verderben.' Eine so mühsame, Kraft, Zeit, Geduld und Wissen beanspruchende Arbeit, wie Schellbergs Görres, hätte wahrlich einen anderen Dank verdient.

In dem Bedauern freilich, daß die Auswahl des ersten Bandes mit dem Jahre 1819 abbricht, werden sich alle Leser begegnen. Aber der Herausgeber selbst teilt, wie er lange vor Erscheinen seines Buches aussprach, diese Gesinnung ebenfalls, und wer wirksam abhelfen, wer auch die Stimme des katholischen Görres in ausgiebigem Maße hören will, der sorge für möglichst starken Absatz der vorliegenden zwei Bände. Die bevorstehende Weihnachtszeit gibt die beste Gelegenheit dazu. Herausgeber und Verleger werden dann freudigst den von Anfang an in Aussicht genommenen dritten Band nachliefern. Daß sie für Makulatur arbeiten, kann kein Vernünftiger von ihnen verlangen. Mit diesem Ergänzungsbande hätten wir dann den popularisierten Görres, nach dem man so lange gerufen. Möge der buchhändlerische Erfolg derart sein, daß er eine Ermunterung für den Herausgeber und den Verleger bedeutet, die von jenem geplante und ebenfalls schon vorbereitete große historisch-kritische, auf etwa 30 Bände berechnete Ausgabe von Görres' sämtlichen Schriften in Angriff zu nehmen! Mitarbeiter innerhalb und außerhalb Deutschlands stehen schon bereit, es bedarf nur des Signals. Der Plan, den Schellberg im Oktober d. J. auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Freiburg im Breisgau vorlegte, hat freudige Zustimmung, sein beredter Appell kräftigen Widerhall gefunden, wie beide es verdienten. Eine solche streng wissenschaftliche Ausgabe ist ein nicht länger abzuweisendes Bedürfnis, eine unerläßliche Voraussetzung für eine allen Anforderungen genügende Biographie von Görres. Die Schätzung des großen katholischen Volksmannes bei seinen Glaubensgenossen, die Dankbarkeit und Begeisterungsfähigkeit unserer Generation wird eine schöne Probe bestehen, wenn sie das Zustandekommen dieses Unternehmens ermöglicht und wenn — die Ausgabe Abnehmer findet.

Bücher der Lebenswahrheit / Von Karl Muth

Als die zwölfte Auflage des Buches ‚Rembrandt als Erzieher' erschienen war, schrieb in den historisch-politischen Blättern ein inzwischen zu hoher kirchlicher Würdenstellung gelangter Rezensent: ‚Die Wege der göttlichen Pädagogik sind ungemein mannigfaltige; sie hat wohl dem heutigen Geschlecht in diesem Buche einen „Pädagogen auf Christus hin" (Gal. 3, 24) verordnet.'

Ich glaube mit noch größerem Recht als bei dem Rembrandtbuch darf man bei einem Buche wie dem Robert Saitschicks: ‚Wirklichkeit und Vollendung, Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebensweisheit' (Hofmann & Co., Berlin 1911) von einer solchen providentiellen Bestimmung reden. Was den Rembrandtdeutschen damals zu seiner Betonung von Religion und Christentum trieb, war im Grund doch nur seine Sehnsucht nach einer einheitlichen, nationaldeutschen christlichen Kultur. Seine Vorstellungen von Religion und von der Persönlichkeit Christi waren ebenso oberflächlich, wie sein Urteil über Katholizismus und Kirche einseitig und beschränkt. ‚Verschwommen, vag und farblos' nennt jener Rezensent Langbehns, des Verfassers religiöses Kredo; Religion, Christentum und Christus seien sozusagen nur ein Appendix der Kunst bei ihm, und in dieser untergeordneten Stellung wolle er sie wohl bis zu ihrem seligen Ende belassen, einem Ende, das er sich nicht einmal allzuferne zu denken scheine. Und trotz dieser elementaren Einwendungen das obengenannte allgemeine Urteil? Nun der fernere Entwicklungsgang Langbehns bewies, daß sein Buch wirklich, wenigstens für ihn, ein Führer zu Christus geworden ist. Aber worum es sich heute und hier handelt, das ist die Frage, ob dieser weitblickende und weitherzige Standpunkt, der damals von berufener Seite einem Langbehn gegenüber eingenommen wurde, nicht auch fürder für uns maßgebend bleiben muß allen Erscheinungen gegenüber, die wie das Rembrandtbuch eine Mission zu erfüllen haben.

Saitschicks Buch ist zweifellos die reife Frucht einer Entwicklung, die aus den chaotischen Niederungen modernen Lebens zu den Höhen einer Lebensbetrachtung führt, die man nach jeder Richtung hin nur eine christliche nennen kann. Was anders als eine persönliche Erfahrung wird er wohl aussprechen, indem er einmal sagt: ‚Wenn wir uns auf eine höhere Stufe des inneren Lebens vorbereiten, geht in unserer Seele etwas Geheimnisvolles vor sich: wir wissen später, daß wir eine neue Lebensstufe erklommen haben, nicht aber auch, wie wir dazu gelangt sind. Wir staunen dann darüber, wie über das größte Wunder' (494). Dieses persönliche Moment tritt jedoch in dem Buche vollkommen zurück. Es kann nur aus der Tatsache erschlossen werden, daß Einblicke in die Wirklichkeit einerseits, und Ausblicke auf das Ideal, die Vollendung andererseits nur der tiefsten inneren Erfahrung entstammen, niemals aber ein bloßes Produkt des Kopfes sein können. Der Verfasser hat zweifellos in seiner Jugend unter der Selbstherrlichkeit des Kopfes, des grübelnden Denkens, der intellektuellen Ratlosigkeit viel gelitten. Infolge dieser Erfahrungen konnte er in die Unzulänglichkeiten dieser echt modernen Überschätzung der reinen Verstandesoperationen tiefere Einblicke tun, als derjenige, der das Übel nie in seiner ganzen Schärfe am eigenen Leibe erfahren hat. So und nur so ist es zu verstehen, daß das ganze in seinen gedanklichen Ausstrahlungen so reife und vielseitige Buch doch nur gleichsam auf einen einzigen Gedanken aufgebaut zu sein scheint, auf den Gedanken nämlich, daß der vom Leben abgelöste, isoliert sich betätigende Verstand notwendig zur Verkennung aller Lebenswirklichkeit und damit auch aller Lebensziele führen müsse. Die Formulierung dieser ganz zweifellos richtigen Erkenntnis erfolgt dabei hin und wieder in einer scheinbar so absoluten Weise, daß es einer mehr als oberflächlichen Beschäftigung mit dem Buche bedarf, um seinem Verfasser

nicht Meinungen unterzuschieben, die zu vertreten die Universalität seiner Lebensbetrachtung gar nicht zuließe. Ein gewisses Hindernis für eine rasche und zugleich richtige Abschätzung der Tragweite einzelner Gedanken in Saitschids Buch liegt zweifellos in seiner aphoristischen Form. Aber auch diese ist hinwiederum für den tiefer Eindringenden durchaus von dessen ganzem Charakter gleichsam organisch gefordert. Denn ein Verfasser, der den Gedanken ausspricht (360), alle philosophischen Systeme könnten nur immer von einer einzigen Seite an das Dasein herantreten, da es gar nicht in der Natur des systematischen Denkens liege vielseitig zu sein, und in jedem Gedankensystem liege daher nur ein Teil der Wahrheit, neben der begriffliche Konstruktionen einhergingen, die entweder gar keine Beziehung zur Wirklichkeit haben oder nur eine gewollte, künstliche, mühsam hergestellte Beziehung zum Leben — ein solcher Verfasser kann unmöglich im gleichen Augenblick und im nämlichen Buche selber systematisch verfahren und sich so um den Gewinn nicht bloß der Vielseitigkeit, sondern auch der gegenseitigen Erhellung seiner mit Kraft nebeneinander gestellten Gedanken bringen. Wie die echte Parabel, das vollkommene Gleichnis die unmittelbar verständliche und schlechthin unangreifbare Form für die Mitteilung höchster und letzter Erkenntnisse darstellt, so ist der Aphorismus für die gedankliche Aussprache von Lebensansichten das beweglichste und charaktervollste Mittel. Kein einziger Gedanke vermag eine Wahrheit, der er Ausdruck verleihen will, ganz zu umspannen, drehe und wende er seine Worte auch noch so kunstvoll und reich. Denn wenn wir uns die Lebenswahrheit etwa als ein vielseitiges Prisma vorstellen, in dem sich das ewige Licht in allen seinen Farben bricht und sammelt zugleich, so wird es dem einzelnen Gedanken nie möglich sein, die ihm zugekehrte Seite dieser Wahrheit und ebenso auch die seitlich und rückwärts liegenden Seiten mit einem Male zu erfassen. Nur wer das Prisma dreht und wieder dreht, wird schließlich zu einer Vorstellung seiner Vielseitigkeit, seines Wesens gelangen. Daß der Aphorismus bei uns einigermaßen in Verruf kommen konnte, hängt lediglich mit seinem Mißbrauch zusammen. Und doch enthüllt sich die innere Kraftlosigkeit und Unechtheit eines Gedankens niemals schneller und sicherer als gerade bei seiner aphoristischen Zerlegung. Nietzsche ist dafür der klassische Autor. Auch hier gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; die Frucht von Nietzsches Aphorismenweisheit, mag sie sich auch noch so geistreich geben, ist doch notwendig der — Skeptizismus. In dieser Beziehung wäre eine Betrachtung der Methode Saitschids sehr wertvoll auch für die moderne Apologetik, die ja nicht an die Form der gradlinigen Beweisführung ein für allemal gebunden sein muß, die aber, auch wenn sie zu einer freieren Form übergeht, deshalb noch lange nicht auf die innere Logik der gedanklich verarbeiteten Tatsachen und Erfahrungen verzichten müßte. Diese innere Logik ist bei dem Saitschidschen Buch in so hohem Maße vorhanden, daß man seinen Inhalt bei genauerer Kenntnis trotz der losen Form wie eine lückenlose Einheit empfindet, mögen die Glieder auch nicht in alleweg zu gleichem Wachstum gediehen sein.

Der Anlage des Buches liegt ein wohlbedachter Plan zugrunde; es ist durchaus, was man im künstlerischen Sinne komponiert nennt. Eine Betrachtung des Gedankengangs wird das ohne weiteres dartun.

Drei große sich stufenweise übereinander aufbauende Gruppen geben die führende Idee: Leben und Denken — Religion und Leben — Christus und Christentum. Alles richtige Denken fließt aus einer richtigen Auffassung des Lebens, aus einem allseitigen Verständnis der Wirklichkeit. Aber es ist unmöglich, das Leben nur denkend zu erfassen. Um zu wissen, was Leben ist, müssen wir leben. Leben aber heißt sich mit allen Kräften zugleich betätigen. Wer sich nur einseitig mit dem Verstande im Leben betätigen wollte, würde das Leben ebensowenig begreifen können, als wer bloß seinen

unbeherrschten Willen oder sein Gefühl, einschließlich aller Kräfte der Phantasie, walten ließe. Dieser Gedanke ist gewiß nicht neu. Aber welcher wirklich echte und lebensnotwendige Gedanke wäre noch nicht in irgend einer Weise ausgesprochen worden! Gerade der Umstand jedoch, daß eine im Grunde so einfache Erkenntnis von hervorragenden und lebenskundigen Menschen immer wieder ausgesprochen werden muß, beweist, wie schwer seine Verwirklichung ist. Auch Goethe fand es nötig, in einer Betrachtung über Hamann zu betonen: ‚Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.' Oder wie Adisson es einmal ausdrückt und Lichtenberg es dann übersetzt: ‚The whole man must move at once — der ganze Mensch muß sich auf eins regen.' Hier liegt auch der Kerngedanke der Saitschickschen Lebenslehre. Alles was man dagegen mit Schlagwörtern wie Antiintellektualismus, Agnostizismus, Pragmatismus glaubt einwenden zu müssen, entspringt oberflächlicher, impressionistischer, zerstückelter Kenntnis des Buches. Und hier offenbart sich für unsere schnell urteilende, nervös-unkünstlerische, intellektuell-einseitige Zeit der Nachteil der aphoristischen Form. Man nimmt die Teile in die Hand und übersieht dabei das geistige Band.

Nicht das Denken, die intellektuelle Betätigung, den Verstand sucht der Verfasser in Verruf zu bringen — wie könnte, wer ‚Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebensweisheit' drucken läßt, so sinnlos handeln, — sondern das unfruchtbare, isolierte, sich als Selbstzweck empfindende Denken, den hochmütig gewordenen, sich über das Leben erhebenden Verstand. Bezeichnend genug beginnt sein Buch mit dem Kapitel: ‚Schöpferisches Denken. Wenn es hier gleich im zweiten Satze heißt, daß ‚in dem, was bewiesen werden kann, keine tiefgreifende Wirkung auf das Innere des Menschen liegt', so lesen wir einige Zeilen weiter: ‚In Hinsicht auf das Wichtigste und Höchste kann es keinen Unterschied zwischen Erfahrung und Denken geben, denn beide sind da eins. Um das Höchste zu denken, müssen wir es gefühlt und erfahren haben. Alle Gebiete unseres Innern sind durch unsichtbare Gänge verbunden, und der Intellekt ist nur das mittlere Stockwerk. Ist nur der Intellekt überzeugend?' Aber der Intellekt kann nichtsdestoweniger auch schöpferisch wirken. Es geschieht dann, wenn er, wie Saitschick sagt (20), ‚in die Sphäre des Geistes eintritt'. Das ist überall da nicht der Fall, wo der Intellekt im Dienst materieller Vorstellungen wirkt. Seine Macht wird von niemand so hoch gepriesen als von denen, welche den Nachdruck ihres ganzen Denkens auf die Materie legen. Gerade der Monismus ist nichts anderes als eine Frucht dieser Verbindung. ‚Der Dualismus ist eine psychische Tatsache: Freiheit und Notwendigkeit sind beide in der menschlichen Natur begründet' . . . ‚Unser Verstand kann uns ebensogut dialektisch nachweisen, wir seien frei in unserer Wahl, als auch wir seien unfrei. Von wirklicher Bedeutung ist aber nur, daß wir selbst durch unser reges inneres Leben fühlen, wir seien frei. Haben wir es erfahren, so bedürfen wir keiner philosophischen Nachweisungen' (86). Will der Verfasser damit sagen, daß deshalb alle philosophischen Versuche in dieser Richtung sinnlos seien? Ich glaube nicht; wohl aber, daß ein Mensch, der nicht das Bewußtsein seiner Freiheit in sich trägt, niemals einseitig durch logische Operationen von seiner Freiheit so überzeugt werden könne, daß fortan dieser Glaube in allen Lagen seines Lebens sich bewähre. Das kritische Denken, so lesen wir an einer anderen Stelle (32), sei zwar nichts Schöpferisches, dennoch sei man in unserem kritischen Zeitalter in gewissen Fällen sich seiner zu bedienen genötigt, wie Sokrates, der das Überhandnehmen der Kritik gerade durch die äußersten Schlußfolgerungen des kritischen Denkens ad absurdum zu führen und durch eine fein zugespitzte Ironie zu vernichten

suchte. Die intellektuellen Bedürfnisse mit den Bedürfnissen des Geistes als eins setzen, kann nur derjenige, der nicht weiß, was es heißt ‚aus dem Geiste geboren‘ sein. Der Erkenntnistrieb gehört zum Wesen des Menschen. Aber ist unser Erkennen ausschließlich auf die Funktionen des Verstandes beschränkt? Ist nicht vielmehr der ganze Mensch mit allen seinen Kräften daran beteiligt? Dieser Gedanke kehrt immer wieder. Er geht der Einseitigkeit des modernen Menschen zu Leibe und nimmt damit an dem kirchlicherseits geführten Kampf gegen jenen Modernismus teil, der die Trennung der Persönlichkeit nach verstandesmäßigen, seelischen und Willensfunktionen begünstigt, wo nicht fordert. So wird ausdrücklich betont: ‚Unser Wille ist nicht etwas von allen andern Kräften vollständig verschiedenes, vielmehr damit aufs engste verknüpft, wenn wir auch auf einer mittleren Stufe einen Unterschied zwischen Willen und Intellekt wahrnehmen müssen. Aber auf den höheren Stufen, wo Leben und Erkenntnis, Tat und Gedanke immer mehr miteinander verschmelzen, wird auch der früher wahrgenommene Unterschied zwischen Willen und Erkenntnis, wie auch zwischen Fühlen und Denken, immer geringer‘ (21). Und an einer anderen Stelle lesen wir: ‚Ohne den Spiegel der Vernunft können wir uns keine klaren Begriffe vom Leben machen, aber das ganze Leben ist dieser Spiegel nicht. Unsere Vernunft muß in engster Verbindung mit allen Kräften und Fähigkeiten der Seele bleiben. Dann tritt uns die Lebenswahrheit von selbst so nahe wie nur möglich‘ (355).

‚Wer Erkenntnis sagt, sagt auch notwendigerweise Ziel,‘ heißt es auf Seite 90. Der Mensch kann sich mit einem ziellosen Erkennen, mit einem ewigen Forschen nicht zufrieden geben. Aber aller Erkenntnis muß die Gewißheit vorangehen: um etwas zu erkennen, müssen wir glauben, daß es erkannt werden könne, daß unser Erkennen eine unversiegbare Kraft habe. Die Gewißheit ist demnach vor allem Forschen und Denken da und weit mächtiger als der forschende und grübelnde Intellekt‘ (409). Die erste und wichtigste Frage, die der Mensch sich selbst stellen muß, ist die nach dem Zweck des Daseins. Die einzig befriedigende Antwort kann nur die Religion geben. Das tiefere Verständnis der Welt des Religiösen erwächst aus der Erkenntnis der Lebenswirklichkeit. Diese zu erfassen, ist die abstrakte Vernunft allein niemals fähig. Sie, ‚die das Leben des Menschen wie eine gleichgültige Naturtatsache erforscht, kennt im Grunde das Elend, die Hölle, nicht‘ (514). Wer behauptet, die Vernunft allein könne das Toben der Lebenshölle beschwichtigen und die Menschen zu etwas anderem machen, als was sie von Natur aus sind, der hat, wenn es ihm mit seiner Behauptung wirklich ernst ist, entweder kein tiefes Mitgefühl oder gar keine Menschenkenntnis (62). Wer aber das Erbübel nicht sieht, kann auch keine richtige Vorstellung vom Guten haben (69). Die Erbsünde ist indes nicht ein Gedanke, über den hin und her gestritten werden kann, sondern eine Erfahrung, die wir jeden Tag machen können (527). Denn nur wer die Widersprüche des Lebens empfindet, kann wissen, was die Religion für das Leben bedeutet.

Die in dem zweiten Hauptteil des Buches vorgetragenen Gedanken über Religion und Leben würden einer kritischen Betrachtung, die nicht das Ganze im Auge behielte und der es weniger darauf ankäme, das Buch als eine beachtenswerte Äußerung aus der Zeit, denn als einen Vorstoß in das Gebiet der Theologie zu verstehen, wohl am meisten Anlaß zu fragenden Gegenäußerungen geben. Aber selbst Sätze wie: ‚Religion beruht auf inneren Erfahrungen‘ (365) dürfen nicht im ausschließenden Sinne genommen werden, ohne daß dem Weitblick des Verfassers damit unrecht geschähe. Denn solche Sätze haben in ihrer Beschränkung oft nur methodische Bedeutung. Das wird uns sofort klar, wenn wir an anderer Stelle lesen: ‚Gibt man einmal die Notwendigkeit der Religion zu, so kann man nicht bei der „natürlichen“ Religion stehen bleiben‘ (367), noch mehr aber, wenn es heißt: ‚Unsere Beziehung zu Gott weist

folgende Stufen auf: Gott zieht in das Denken ein, Gott bemächtigt sich unserer seelischen Erfahrung, Gott beginnt unsern Willen zu beherrschen' (419). Damit wird, unseres Erachtens, der Religion ihr objektives Recht gewahrt, ganz abgesehen davon, daß der dritte Hauptteil: Christus und Christentum, der ganz unstreitig der schönste und beglückendste des Buches auch für den katholischen Leser ist, als konkreter Beweis das Ganze krönt. Das allerdings wird sich der katholische Leser nicht verhehlen können, daß auch hier das letzte und tiefste Wort, wie es nur aus der mystischen Liebesgemeinschaft mit Christus heraus gesprochen werden kann, noch nicht erklingt. Dennoch ist dieses Bekenntnis zu Christus, dem ‚fleischgewordenen Wort' (501), womit der ganze gedankliche Aufbau des Buches seine Bekrönung erhält, eine höchst bedeutsame Erscheinung in unserer modernen Welt, und es wäre unverantwortlich, wegen einiger mißdeutungsfähiger Formulierungen es einer nachdenklichen Aufnahme in gebildeten katholischen Kreisen vorzuenthalten. Daß der Verfasser, offenbar aus einer gewissen Scheu vor der unmittelbaren Berührung mit den konfessionellen Kämpfen der Gegenwart, sich sozusagen in einer weltfernen Höhe der Betrachtung hält, wird ja von vielen wohl als ein Mangel empfunden werden. Eine Auseinandersetzung mit den historisch gewordenen kirchlichen Formen hätte zwar dem Buch einen frisch-lebendigeren Zug gegeben, wäre andererseits aber doch in einen gewissen Widerspruch zu seinem Grundgedanken geraten, der lebendige Auswirkung religiöser Kraft, nicht Kontroverse zum Inhalt hat. An Ansätzen zu einer Würdigung praktischen Kirchentums, ja man darf wohl sagen, zur Annäherung an den katholischen Standpunkt in dieser Hinsicht fehlt es nicht. So lehnt er das abstrakte Gebilde eines ‚reinen Christentums' zugunsten des in der Kirche verkörperten ab, indem er den Gegner kirchlicher Formen fragt, ‚ob er und seine Nächsten wohl fähig seien, ganz Geist zu sein' (505). Die Aufgabe der Kirche ist ihm, ‚den Menschen für die höhere Welt zu erziehen, für die innere Freiheit reif zu machen'. Ein dogmenloses Christentum erscheint ihm als Utopie: ‚In der Zeit und im Raume muß, so wie die Menschen nun einmal beschaffen sind, selbst die höchste Religion, das Christentum, ja die höchste Religion vielleicht noch eher als jede andere, von Dogmen umgeben werden' (378). Wenn er anderseits meint, ein ‚kirchenloses Christentum' sei für den einzelnen auf einer sehr hohen Stufe inneren Lebens und bei sehr großer Charakterkraft möglich (505), so ist diese Auffassung vom Standpunkt des Verfassers, der, obwohl Protestant, sich keiner kirchlichen Gemeinschaft verpflichtet fühlt, ohne weiteres verständlich. Aber es drängt sich dem gegenüber doch unwillkürlich die Frage auf, ob ein solcher einzelner sich nicht, eben infolge der Höhe seines inneren Lebens und seiner Charakterkraft, der erkannten Notwendigkeit eines in der Kirche sich verkörpernden Christentums zu allererst unterwerfen und auf diese Weise der Lebenswirklichkeit seinen Tribut zahlen müßte. In dem Abschnitt ‚Lebensrätsel' begegnen wir dem tiefen und wahren Gedanken: ‚Eine Idee, die nicht verkörpert sein will, bleibt ein wesenloser Schein, und doch ist die Verkörperung nichts als eine Einschränkung. Darin spricht sich auch das Geheimnis alles tiefen Erkennens aus' (90). Wer die Tragik des in Zeit und Raum eingeschlossenen Geistes so echt empfunden hat, kann unmöglich, will er seiner letzten Weisheit treu bleiben, ein Vorrecht in den höchsten Dingen für sich in Anspruch nehmen. Denn wenn es wahr ist, was er S. 492 bemerkt: ‚Die tiefen Wahrheiten sind nicht allen Menschen zugänglich, und doch sind sie für alle, denn die Menschheit kann ohne sie nicht leben, wenn auch die einzelnen glauben, ohne sie gut auskommen zu können', so muß man auch das Umgekehrte gelten lassen, nämlich, daß die Wahrheiten, die für alle gelten, auch für den einzelnen in Geltung bleiben müssen, selbst dann, wenn er eine besondere Stufe der Charakterkraft erstiegen hat, ja dann eigentlich erst recht.

So ließe sich noch manche Auseinandersetzung mit dem tiefen und erlebnisreichen

Buche zu vielseitigstem Gewinn pflegen, aber die wenigen Versuche müssen hier genügen. Es galt in der Hauptsache ja nur, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken und zu zeigen, wieviel ersprießlicher eine achtungsvolle kritische Zwiesprache mit derartigen Erscheinungen (sie sind selten genug!) zu sein pflegt, als oberflächliche Aburteilung, wie sie leider auch hier bereits wieder geübt wurde. Bei dem Trachten gewisser Kreise, die Katholiken mehr und mehr auf sich selbst einzuschränken, sei es weil man nicht mehr an die Kraft des Sauerteiges glaubt, sei es weil man die Einflüsse von der Peripherie her für stärker hält als die vom Mittelpunkt aus, hat es durchaus den Anschein, als wenn nichts mehr von all dem, was von der anderen Seite kommt, besonders aber keine Äußerung religiösen Lebens, seelischer Erfahrung, mit Wohlwollen, mit Liebe, Verständnis und aufmunternder Kritik gleich der am Rembrandtdeutschen geübten betrachtet werden dürfe. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß man die freundliche Haltung, die wir dem Werke Saitschicks gegenüber hier einzunehmen gedenken, wieder zu allerhand Bemäkelungen benutzen wird, aber das kann uns nicht abhalten, in aller Ehrlichkeit unsere Meinung zu sagen und so, wie es die Pflicht jedes öffentlich wirkenden Mannes ist, unser Teil zur Klärung der Zeitprobleme und zur Läuterung des Zeitgeistes beizutragen.

Eine eingehendere Besprechung hätte noch viel Schönes und Echtes hervorzuheben. Auf den großen Abschnitt ‚Der Mensch und die Gesellschaft', der unter besonderen Überschriften, wie ‚Geselligkeit und öffentliche Meinung', ‚Egoismus', ‚Geld und Geiz', ‚Liebe, Ehe, Freundschaft', Gedanken zur Menschenkenntnis bringt, können wir nur allgemein hinweisen. Höchst wertvoll sind die Bemerkungen über Stil, Bücher, sowie über Künstlerisches im allgemeinen. Nur wer selber einen so reinen und ganz aus der Sache fließenden Stil schreibt wie der Verfasser, darf auch an seine Zeit so hohe Forderungen stellen, wie er tut. ‚Gediegen und rein denken heißt auch die Gedanken gediegen und rein gestalten.' Darnach hat er selber gehandelt.

In diesem Zusammenhang sei es erlaubt, noch auf eine andere bedeutsame Erscheinung der letzten Jahre hinzuweisen. Es geschieht nicht bloß, weil das Buch von Rudolf Hildebrand, ‚Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Ein Vermächtnis' (8°. 479 S. Diederichs, Jena, 1910) sich in mancher Beziehung mit den Gedankengängen und der Lebensanschauung des Saitschickschen Buches berührt, sondern weil es gerade das enthält, was Saitschick geflissentlich vermied, die polemische Auseinandersetzung mit den konkreten Erscheinungen der Zeit. Leider geschieht dies hin und wieder in einer Weise, die ihm eine so freundliche Aufnahme in katholischen Kreisen, wie das Saitschick'sche Buch sie möglich macht, nicht in Aussicht stellt. Rudolf Hildebrand, der 1894 im Alter von siebzig Jahren verstorbene Sprachforscher, dessen Verdienste um die Fortführung des Grimmschen Wörterbuches außerordentlich sind, hat erst in den letzten Jahren seines Lebens begonnen, Ergebnisse seiner denkenden Weltbetrachtung in der Form von aphoristischen Aufzeichnungen niederzuschreiben. Das Buch bietet eine Fülle von Anregungen nach den verschiedensten Seiten und zeigt Hildebrands tiefreligiöse Natur im lebhaften Widerstreit zu den Alltagsmeinungen in Leben und Wissenschaft und zu den ‚Stubendenkern'. Er macht keinen Hehl aus seiner Geringschätzung der Grundlagen moderner Kultur und stellt ihnen das Ideal des sich der Einheit seiner Kräfte wieder bewußt werdenden Menschen gegenüber. Einzelne Gedanken sind von großer Schönheit und Kraft, im ganzen aber waltet in dem Buch nicht die ausgleichende Besonnenheit und ruhige Überlegenheit Saitschicks. Hildebrand gehört zu den temperamentvollen Denkern, hat dabei aber, wie der Herausgeber Georg Berlit richtig bemerkt, ein scharfes Urteilsvermögen für das Echte und Unechte. Er fürchtet nichts so sehr, als seine ‚Gedanken an die Stelle der Dinge zusetzen'.

Dieser Gefahr ist er indeß doch nicht immer entgangen und am wenigsten da, wo er über katholische Dinge spricht, obwohl sich auch dabei sein religiöses Wesen nicht verleugnet. Daß er den ‚Papstgedanken‘, wie er in der Infallibilitätslehre zum Ausdruck kommt — materialistisch nennt, ist vielleicht der schärfste Ausdruck jener Einseitigkeit, die nun einmal alles, was sie in der Gegenwart als Mangel und Auswuchs empfindet, bloß auf die Vorherrschaft des Verstandes zurückführen möchte. Daß gerade in dieser Lehre vom Papste sehr viel mystische, irrationale Vorstellungen wirksam sind, scheint Hildebrand gar nicht empfunden zu haben.

Dem von tieferen geistigen Interessen bewegten modernen Menschen, dem christlichen Apologeten nicht zuletzt, fließt in den beiden hier besprochenen Büchern eine Quelle fruchtbarster Anregung im positiven wie im negativen Sinne. Aber ihre Gedanken wollen gründlich gelesen und müssen jeweils genau gegeneinander abgewogen werden. Selbst einen so gefühlsstarken Denker wie Hildebrand darf man nicht auf Grund von einigen Probeseiten einfach in eine der bekannten Schlagwörterrubriken einreihen. Dafür sind seine Gedanken zu wenig gradlinig, zu sehr vom Leben eingegeben, mit einem Wort: zu deutsch im Sinne des Rembrandtbuches. Gerade, weil es so nahe liegt, ihn als einen reinen Gefühlsdenker und Agnostiker abzutun, muß man sich vor dieser trügerischen Oberfläche doppelt hüten. Was würde sonst ein Satz bedeuten wie der: ‚Auch der Glaube freilich, soll er wahr sein, braucht seine Gründe, seine Beweise — Glauben und Wissen sind eben gar nicht ein sich ausschließendes Entweder-Oder, sie sind Werdeformen unserer Wahrheit, die ineinander übergehen‘ (339). Das könnte fast mit denselben Worten auch bei Saitschick stehen. Beide Bücher sind eben im guten Sinn des Wortes — Lebensbücher.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Enrica von Handel-Mazzetti legt auf den Weihnachtstisch ihrer Freunde einen neuen Roman ‚Stephana Schwertner‘, oder eigentlich nur den ersten Teil mit dem Titel ‚Unter dem Richter von Steyr‘, der aber nach dem Willen der Dichterin als ein abgeschlossenes Ganzes zu gelten hätte. In Steyr geht der Roman vor sich. Der begüterte und mächtige Eisenherr Joachim Händel, Protestant, vermag bei einem Besuch des Kaisers Matthias in Steyr, diesen für sich einzunehmen. Er scheint dem Kaiser treu, gerecht und stark zu sein, während er wohl nur das letztere ist. Dem in Kriegsnöten fast verzagenden Kaiser schenkt er einige Wagenlasten Steyrischer Waffen und Rüstungen und gewinnt dafür schwerwiegende protestantenfreundliche Zusagen (um die es dem Händel eben zu tun war). Den von kaiserlicher Gnade Besonnten wählt Steyr zum Stadtrichter und gibt ihm damit die höchste weltliche Gewalt über Steyr. Er benützt sie, um unter der Maske des Menschenfreundes den katholischen Bürgern zu schaden. Die Brücke, die einzustürzen droht, läßt er sprengen, mit ihr freilich auch ein verehrtes Brückenbild. Damit die Pest nicht eingeschleppt werde, verbietet er Aufzüge und Zusammenrottungen, mit ihm freilich auch Prozessionen und Bittgänge und die

* ‚Stephana Schwertner‘. Ein Steyrer Roman von E. v. Handel-Mazzetti (Verlag Kösel, Kempten, M. 4.—). ‚Die Mühle im kalten Grund‘, Roman von Auguste Supper (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, M. 4.—). ‚Die Alten und die Jungen‘, Roman von Charlotte Niese (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, M. 5.—). ‚Die verirrte Magd‘, Roman von Georg Engel (Concordia, D. V. A., Berlin, M. 5.—). ‚Ums Menschentum‘, ein Schillerroman von Walter von Molo (Schuster & Loeffler, Berlin, M. 4.—).

Pest muß auch den Vorwand zur Sperrung der letzten katholischen Kirche hergeben. Von katholischer Seite stellt sich ihm ein Weib entgegen, Stephana Schwertner, ein Kind aus dem Volke, die, geleitet und angefeuert von dem Pater Albert, seine Gebote mißachtet und die katholischen Mitbürger anfeuert, einen Bittgang zu unternehmen, um die Pest abzuwenden. Auf diesem Bittgange trägt sie die Kirchenfahne; dem Heinrich Händel, des Stadtrichters leuchtenden Sohn, Leutnant der Stadtkompagnie, der ausgeschickt ist, die Rebellin und ihren Anhang zu sistieren, schlägt sie mit der Fahnenstange das Schwert entzwei: es folgt Gefangensetzung und peinliches Gericht. Während eine Kindsmörderin freigesprochen wird (da ja Herr Christus auch der Ehebrecherin verzieh), wird sie verurteilt, am Pranger zu stehen, von dem Heinrich Händel sie befreit, innerlich bezwungen von ihrem Wesen und empört über die Ungerechtigkeit des Vaters.

Es mag hier gleich gesagt sein, daß die volltönige Kraft der Dichterin auch in diesem Roman mit allen Registern spielt. Innerhalb eines begrenzten Kreises (den ich weiter unten beabsichtige, nachzuziehen), ist sie so groß wie immer. Ich wüßte niemand, der es so wie sie vermöchte, die Massen zu bewegen, eine Festlichkeit, ein Gericht, einen Volksauflauf so energisch und bis ins Kleinste charakteristisch zu gestalten. Ja, in der ihr eigenen Art, archaistisch und zugleich echt menschlich sprechen zu lassen, scheint sie, selbst gegen ‚Die Arme Margaret‘, noch gewachsen zu sein. Neu und für die zukünftige Entwicklung der Dichterin bedeutsam (auf die man doch hoffen muß), wenn auch, wenigstens in diesem ersten Teil, zwecklos und im Sande verlaufend, ist das Hineinbeziehen der allgemeinen Verhältnisse des Reiches, indem sie den Kaiser auftreten läßt. Die Steyrische Lokalhandlung scheint da, anfänglich, zu der allgemeinen Weltlage in Beziehung und Verbindung gebracht zu werden, was ein weiteres und umfassenderes Zeitbild verheißt. Aber, es bleibt vorerst bei der Verheißung, die vielleicht erst im zweiten Teil erfüllt wird. Vorläufig gibt der Kaiserliche Besuch nur den Anstoß, der die Dinge in Steyr ins Rollen bringt. Am Schlusse des ersten Teiles jedenfalls stehen die Verhältnisse so, daß der katholische Kaiser eingreifen müßte. Denn er hat dem Händel gesagt: ‚Ihr sollt aber als Richter von Steyr acht haben, daß Unsere getreuen katholischen Untertanen, Priester und Laien, nie gekränkt werden, und daß der Friede zwischen beiden Parteien immer erhalten bleibe.‘ Ferner: ‚Soferne die Stadt friedlich bleibt und keine Exzeß fürfallen, wird man Euch keinen Kommissär mehr schicken.‘ Da diese kaiserlichen Voraussetzungen hinfällig werden, müßte Matthias eben eingreifen. Daß von ihm nie mehr die Rede ist, zeigt, daß man den ersten Teil eben nur als Teil zu betrachten haben wird.

Wie man aus der Inhaltsskizze sehen kann, bedeutet ‚Stephana Schwertner‘ nichts eigentlich schöpferisch Neues, sondern nur, innerhalb des gewohnten Kreises, eine Veränderung der Problemstellung. Die inneren, treibenden, eben schöpferischen Elemente bleiben in diesem Roman die gleichen, wie in allen vorhergehenden Romanen. Die Dichterin hat zweimal gezeigt, wie man ein Land katholisch macht: durch Inquisition und durch Waffengewalt. Nun zeigt sie, wie es protestantisch gemacht wird: durch Schaffung irdischer Vorteile, was, wie man zugeben muß, mehr von Menschenkenntnis zeugt. Sie zeigt das Böse wie immer in verführerischer Gestalt: der vornehme Atheist Mac Endoll, der lichte, leutselige Protestant Jesse, der tapfere, leuchtende Katholik Herliberg, der Frauenehre antastet, und jetzt der Teufel in der Gestalt des Volksbeglückers, der Protestant Händel. Auch der Gegensatz von Schwarz zu Weiß ist wieder da. Womit nicht gesagt sein soll, daß sie Teufel neben Engel stellt. Für die Empfindung des Lesenden aber ist bei aller Differenzierung der Charaktere der Gegensatz vom Brutalen zum Innigen doch eben der von Schwarz zu Weiß. Und

Adolf Schinnerer/St. Alban



was nun ihr General- und Grundthema anlangt: die Liebe, so herrscht es, wie in den früheren Romanen, auch in dem neuesten, nur daß es eine seltsame und bedeutsame Steigerung erfährt. In ‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr‘ war es die Liebe Helmpergers zu Edwin Mac Endoll; eine geistige, reine, christliche Liebe. In ‚Jesse und Maria‘ schlägt die Liebe nicht mehr vom Mann zum Jüngling, sondern vom Weib zum Mann. Maria Schinnagel betet für Jesse inbrünstig, nachdem sie seine Hinrichtung herbeigeführt. In der ‚Armen Margaret‘ bleibt Mann und Weib sich nicht mehr fern: Herliberg jedenfalls begehrt zu Margaret ein anderes Liebesband zu schlagen als das himmlische, und auch in Margaret keimt fern und unklar etwas Ähnliches auf und zum Schluß nimmt sie den Gemarterten in ihre Arme. In ‚Stephana Schwertner‘ scheint alles darauf hinzudeuten, daß Heinrich Händel zu der am Schandpfahl stehenden Stephana in menschlichere Beziehungen treten wird; es ist also in der Liebe, die die Dichterin in ihren Romanen als Thema nimmt, eine Steigerung wahrnehmbar und zwar eine Steigerung ins Elementare, Menschliche. Wobei irgend ein Werturteil über diese oder jene Liebe nicht abgegeben sein soll.

Der Kreis ihrer künstlerischen Absichten hat sich also nicht eigentlich erweitert, aber bereichert. Man wird daher nicht, wie es im Dürerbund-Ratgeber geschah, von Stillstand oder gar von Rückschritt sprechen können. Wäre es auch ein Stillstand, so läge noch immer Grund genug, übergenug, vor, uns auch der ‚Stephana Schwertner‘ zu freuen. Man braucht nur an den historischen intuitiven Tiefblick zu denken, mit dem die Dichterin sich einer Zeitepoche bemächtigt, ohne daß auch nur ein Sätzchen historischen Referats auftaucht, oder ein vorbereitendes Studium durch die Darstellung schimmert, wie z. B. bei Ricarda Huch, deren letzte Arbeiten eben doch mehr Geschichte als Dichtung sind. Wer tut es unserer Dichterin gleich in der monumentalen, folgerichtigen Entwicklung eines Stadtrichters Händel? Wie er Schritt vor Schritt setzt zu dem einen Ziel: Vernichtung des Katholischen, wie die Maske durchsichtiger und kleiner wird und wie er dann auch in den Augen der Wohlmeinendsten endlich ganz als der dasteht, der er im Grunde von Anbeginn war: der kühne, selbstherrliche Realpolitiker — das sind so Dinge, die auch Widerstrebende zur Bewunderung hinreißen müssen. Man wird also auch diesem Buch der Dichterin, wie allen früheren, einen Ehrenplatz im Bücherschrank und — im Herzen einräumen müssen.

* * *

Täusche ich mich nicht, so ist ‚Die Mühle im kalten Grund‘ der erste Roman Auguste Suppers. Es ist nur natürlich, daß die Dichterin, die eine Anzahl von guten Novellenbänden gespendet hat, sich auch einmal an dem weiten und gestaltenreichen Bilde des Romans versucht. Die innige und lautere Menschlichkeit ihrer Novellen, im Verein mit einer schlichten und leuchtenden Darstellungskunst, die sie besonders in ‚Holunderduft‘ bewies, bewirkt, daß man auch ihren Roman mit freudiger Erwartung in die Hand nimmt. Und auch bei der Lektüre ihres Romanes nimmt der gütige Tiefblick ihres künstlerischen Wesens von der ersten Seite an schon für sie ein. Freilich scheint sie diesmal noch ein wenig unsicher zu sein. Die Fülle der Gesichte, der Haufen zu behauender Blöcke, den sie vor sich sah, mag sie zuerst etwas verwirrt und geängstigt haben. Ehe sie in den rechten Taktschritt der Romanhandlung hineinkommt, sieht man sie noch geschäftig hin und wieder laufen, besorgt, irgend etwas zu vergessen. Und gegen Ende des Buches hat sie die Geschehnisse mit romanhaften Zügen und unter Umgehung der psychologischen Lösung etwas plötzlich und unbefriedigend zum Abschluß gebracht, nur — um einen Abschluß zu haben. Wer dieses wirklich gewahrt, ist aber von ihrer lauteren Künstlerpersönlichkeit schon so hingenommen, daß er sich von ihr auch noch mehr gefallen ließe.

Denn sie ist wirklich ein Dichter. Von jener ewigen und alten Art, die die Welt und ihre Dinge mit Liebe sehen, die das Gesunde und Vorwärtsgehende, das Hinausweisende und Starke verehren und die auch das Wilde und Böse von der Güte besiegt und verklärt sehen. Das führt manche zur Sentimentalität. Die hat Auguste Supper nicht. Sie geht mitten durch die Kämpfe, die bitteren und tötlichen Kämpfe der Menschen, sie feuert zum Ringen an, bekränzt die Sieger und beweint die Unterliegenden, und so hätten wir in Auguste Supper einen aus jener kleinen Schar wirklicher Dichter, die über ihre Kunst hinaus, freilich durch ihre Kunst Lebenswerte geben. Da ist der Müller Klotz, der leidenschaftliche, sieg- und herrschgewohnte Mann, der geldschwere Mann, der sich ein zartes, weißes Mädelchen aus der Wassergasse holt, ein Kind des Uhrmachers und Sterndeuters Neuhaus. Er holt sie sich, weil sie ihn reizt in ihrer feinen und stillen und kühlen Art. Aber sie bleibt weit fern von ihm, die Frau, auch wenn er sie im Arme hält. Freilich, geliebt hat sie ihn wohl nicht; der alte Vater, der verkrüppelte Bruder — die doppelt Armen — die standen wohl zuerst vor ihrem geistigen Auge, als der reiche Müller sie fragte, ob sie mit ihm gehen wolle in die Mühle im kalten Grund. Aber sie erhoffte doch mehr und anderes von dieser Ehe als nur Küsse und Kinder: das, was jedes unverdorbene Weib (und sogar jedes verdorbene) im innersten Herzen vom Manne wünscht: innerliche Teilnahme, Liebe von Herz zu Herz — nicht von Sinn zu Sinn. Dieser eine und echt weibliche (ach, wie oft verkannte) Wunsch bringt die Katastrophe: zerbrochene Ehe und Entfesselung aller bösen Gewalten im Manne. Aber hat sie nicht vielleicht zu viel gewartet, daß er ihrer Seele nahe? Hat sie es nicht versäumt, leise und stark den Weg freizulegen zu seinem verschütteten reineren Selbst? Das ist ihre Frage. Und als ihr Mann durch ein Unheil mit erblindeten Augen vor ihr liegt, beschließt sie, nun von sich aus anzufangen mit dem Aufbau einer neuen und echten Ehe.

Man muß noch auf die Fülle der blutvollen Nebenpersonen hinweisen, besonders auf die beiden alten Klotzschen Dienstleute, Regele und Michel. Die bilden in ihrer Urwüchsigkeit, Derbheit und zupackenden Eigenart ein wuchtiges Gegengewicht gegen das Trifolium Pfarrer, Lehrer und Neuhausfrieder, die in ihrer Erdfremdheit zuweilen ein wenig gemacht ausschauen. Jedenfalls aber ist dieses Buch eines von denen, deren Genuß manchen Winterabend mit heimlicher Wärme erfüllen kann.

* * *

Eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen Auguste Supper und Charlotte Niese besteht. Nur daß die Niese ihre Wärme und Güte zögernder und sogar widerwilliger hergibt. Sie ist Norddeutsche und damit zurückhaltender. Dazu hat sie die durch Dutzende von Büchern gewonnene Routine, die immer das richtige findet und regelrecht und schön Satz bei Satz stellt. Aber in ihrem Roman ‚Die Alten und die Jungen‘ kommt diese Routine gegen Ende des Buches in der Gestalt des bösen Geistes ‚Gartenlaubengeschmack‘ erschreckend zutage. Ich habe nichts gegen Zugeständnisse an das breite Publikum (wer macht die nicht zuweilen?). Aber die kriminellen Züge in Nieses Roman sind — eben weil sie von der Niese kommen — mit zu wenig Spannung und Feuer vorgetragen; sie sollen unterhaltsam sein und wirken nur langweilig. Wenn man von diesem Manko absieht, kann man aber an dem Buche viel Freude haben. Neben bläßlichen Figuren gibt es solche, die von Saft und menschlicher Fülle strotzen, so der alte Rock, Rübsamsch, der Pfarrer, Frau Schrader — also die ‚Alten‘, denen Charlotte Niese die ‚Jungen‘ gegenüberstellt. Eigentlich stellt sie dieselben nur daneben, denn von tiefergreifenden Gegensätzen zwischen Alt und Jung hat die Dichterin nichts in ihren Roman hinübergenommen. Ich habe so die Empfindung, als wäre Charlotte Niese Zeit ihres Lebens

ein wenig sorglos mit ihrem Talent umgegangen, als hätte sie es zu wenig gepflegt und gestählt: das Schicksal vieler Schreibenden heutzutage. Man hat seine Existenz auf literarische Produktion gestellt, man arbeitet noch sorgsam — so gut es geht —, aber in erster Linie steht doch das Geldverdienen durchs Talent. Man kann darüber lamentieren, aber zu oft bricht gutes Wollen und gute Meinung an der harten Welt zusammen. Letzten Endes ist es dann freilich immer das Wollen, das zerbricht. Wär's groß, würde die Welt bei dem Anprall in Stücke gehen oder mitgerissen werden. Und mir scheint, Charlotte Niese hätte ihr Wollen um ein gut Teil höher einstellen können, als sie es getan hat. Denn lauscht man tiefer in ihr Werk hinein, so hört man daraus das dumpfe, majestätische Brausen des Lebens, und weil man das hört, vergibt man ihr vieles.

* * *

Humorvoller und breitbeiniger kommt Georg Engel daher. Auch er aber hat die Innerlichkeit der Supper und Niese; in seinen künstlerischen Absichten nähert er sich mehr der letzteren, und wie bei beiden, gerät auch bei ihm der Schluß seines Romans ‚Die verirrte Magd' ins Phantastische, genauer: ins Romanhafte. Seltsam — wie selten doch im Roman die starken Abschlüsse sind. Versagt da die Kraft? Läßt der Stoff los? Will man's um jeden Preis zu Ende kriegen? — Bei Supper, Niese und Engel — starken Naturen, und in ihrer Art durchaus ehrlich — scheint mir nichts von dem zuzutreffen. Die Psychologie der schlechten Schlüsse wäre wohl nur zu ergründen durch eine Rundfrage bei den Schaffenden. Vielleicht ist es so: Wer ein großes Werk zu schreiben unternimmt, lädt sich damit eine schwere Last auf, unter der er oft genug stöhnt. Hat man erst die Hälfte, so sagt man ‚Gottlob', kommt man aber an das letzte Drittel, so merkt man, wie es einem leicht wird; der Flügelgaul trabt an, galoppiert, und mit Hui und Hurra setzt man übers letzte Ende weg. — Irgend eine schlimme Absicht braucht dabei dem Reiter gar nicht im Nacken zu sitzen. Geht's dem Stall zu, so lockt der Hafer und die Ruhe. Freilich aber ist immer die mangelnde Fähigkeit des Durchhaltens ein Manko, das auch an dem neuen Engelschen Roman stört.

Das beste an ‚Die verirrte Magd' ist der Küster Vierarm, eine echt Engelsche Gestalt, Dorfprophet, mit winzigem geistigen Defekt und doch als Mensch wertvoller wie mancher geistig Robuste. Prachtfiguren sind auch Heinrich Kalsow und seine Mutter. Nicht restlos von der Konstruktion befreit scheint mir die ‚verirrte Magd' selbst, Herta Boddin, die sich der Männer bedienen möchte, damit sie Luft und Licht des weiten Lebens atme. Eine seltsame Mischung von Jungfrau und Elbin, kokett und doch nicht gefallsüchtig im platten Sinne, berechnend, aber mit dem Egoismus des Kindes. Jedenfalls ein Wesen, dem man nachsinnen muß und für das man, auch wenn Engel sie nicht heimfinden ließe (welches künstlerisch am schwächlichsten geraten ist), kaum Abscheu und Verachtung aufbringen könnte. Was den Roman lesenswert macht, ist weniger das, worauf es dem Dichter ankam: Hertas Schicksal, sondern kleine Nebenhandlungen, besonders aber einige Charakterbilder, die unübertroffen sind.

* * *

Einer mit einem Künstlerwollen ist mir hie und da mit einem Buche begegnet: Walter von Molo. Ich will das, was ich von ihm kenne, hier nicht auftischen; es ist manches mißlungen dabei. Aber Mißlungenes aus überidealem Wollen. Nun scheint es, als ob man mit dem jungen Österreicher sich bald näher befassen müßte. Der erste Teil seines Schillerromans, ‚Ums Menschentum', zwingt zur Achtung. Es ist da eine energische Gestaltungskraft, ein ins menschlich Tiefste steigender Wage-

mut, und ich gestehe gern, daß das Jugenddrama Schillers mir nie so nahe gerückt wurde als mit diesem Buch. Ich weiß, es ist schwer, unter den Karlsschülern, den Jünglingen, gerade einen so zu geben, daß er vom ersten Augenblicke an aus der Schar hervorspringt, auch wenn er nicht ‚Schiller‘ hieße. Aber dieses Schwere hat Molo bewältigt. Ein Talent dritten Ranges hätte Schiller reden lassen, was die Lunge hergab, damit man recht deutlich spüre, wie hier ein Genie sich zeige, ex ungue leonem. Molo gibt Schillers, des Jünglings, Wesen. Er läßt weniger den Dichter erwarten als — allgemein — einen seltsamen und bedeutenden Menschen, abstoßend, hinreißend, glutvoll und eiskalt. Jedenfalls aber darf man guter Hoffnung voll sein. Liegen erst die beiden andern Bände der Romantrilogie ‚Schiller‘ vor, so wird sich ein weiteres darüber sagen lassen. Soviel steht schon jetzt sicher: Österreich gibt uns endlich einmal etwas anderes als das Ewig-Rührselige, das Schwärmerische, das Weichliche und Schlappe. Hier ist ein originaler, kräftiger Mensch, der noch Frische und Wagemut und muskulöse Arme (geistigerweise) hat. Behüt uns Gott vor ewiger literarischer Alleinherrschaft der Hofmannstal, Schnitzler und — jawohl und auch der Bartsch! Welch letzteres auszusprechen heute beinahe einer Ketzerei gleichkommt.

Roloffs Lexikon der Pädagogik
Von Max Ettlinger

Je weiter und mannigfacher sich der eigentliche Inhalt und die notwendigen Grenzbeziehungen eines Wissensgebietes verzweigen, desto mehr pflegt sich seine enzyklopädische Zusammenfassung als wünschenswert und nötig zu erweisen. Bei der Pädagogik kann man ja recht ernstlich bezweifeln, ob sie überhaupt als eine einheitliche Wissenschaft bezeichnet werden kann. Schon die übliche Einteilung in praktische und theoretische Pädagogik weist auf eine tiefgehende Verzweigung gleich nahe beim Wurzelstock hin; ein dritter Hauptast, die historische Pädagogik, hat auch schon fast das Aussehen eines selbständigen Stammes. Und wenn man gar noch die Fülle unentbehrlicher Hilfswissenschaften in Betracht zieht, als da sind Ethik, Psychologie, speziell Kinderpsychologie, Hygiene, Anthropologie, Soziologie usf., droht sich der orientierungsuchende Blick im Gewirr all der Zweige und Äste rettungslos zu verlieren.

Es bedarf also des Zusammenarbeitens vieler Spezialisten, um ein allseitig zuverlässiges und erschöpfendes Bild von dem pädagogischen Wissen unserer Zeit zu gewinnen. Und so wird man sich nicht wundern, bei dem neuen Roloffschen Lexikon der Pädagogik* nicht weniger als zweihundert fachmännischen Mitarbeitern, vor allem praktischen Schulmännern, nicht minder auch zuständigen Vertretern jeder in Betracht kommenden theoretischen Wissenschaft, zu begegnen. Aber mit der Fülle und Mannigfaltigkeit des Wissens ist es doch hinwiederum gerade bei der Pädagogik am allerwenigsten getan. Alle Belehrung über Formen und Mittel der Erziehung wäre ein zweckloses Beginnen ohne die feste Voraussetzung klarer und bestimmter Erziehungsziele, die letzten Endes nur aus einer ebenso klaren und bestimmten Welt- und Lebensanschauung gewonnen werden können. Es ist noch niemals ein System der Pädagogik, geschweige denn eine Enzyklopädie der Pädagogik, ohne solche Voraussetzung unternommen oder gar durchgeführt worden.

* Vollständig in fünf Bänden. Bisher Bd. I. Freiburg 1912, Verlag Herder. Geb. in Leinen M. 14.—, in Halbsaffian M. 16.—. Die rasche Folge der weiteren Bände ist gesichert.

Schon damit ist das Unternehmen eines katholischen Lexikons der Pädagogik vollkommen begründet und gefordert, selbst wenn es nicht durch die praktische Gestaltung und die mannigfachsten Lebensbedürfnisse unseres Schulwesens, wie es nun einmal ist, allenthalben als notwendig sich erwiese. So wurde denn schon lange gerade aus christlichen Lehrerkreisen eine zeitgemäße Erneuerung jener verdienstvollen, ‚nach katholischen Prinzipien' aufgebauten ‚Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens' gefordert, die Rolfus und Pfister zuerst Mitte der sechziger und neuerdings anfangs der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts herausgegeben hatten, deren Angaben aber naturgemäß durch die rapide Entwicklung des Schulwesens und der Erziehungslehre in vielen Stücken längst veraltet sind. Das Roloffsche Werk tritt nun endgültig an die Stelle jenes älteren; und der Herausgeber, der als langjähriger Lehrer und Schulleiter an niederen und höheren Anstalten des In- und Auslandes über eine außergewöhnlich vielseitige praktische Erfahrung verfügt, ließ es sich besonders angelegen sein, alle schultechnischen Fragen gemäß den letzten, maßgebenden Entschließungen klarzulegen und in allen theoretischen Beiträgen gerade auch den neuesten und oft noch vielumstrittenen Bestrebungen vollauf Rechnung zu tragen. Man braucht z. B. im vorliegenden Band nur so ausgezeichnete Beiträge, wie ‚Experimentalpsychologie' und ‚Experimentalpädagogik' von J. Geyser, oder ‚Arbeitsschule' von F. X. Eggersdorfer, oder ‚Bürgerkunde' von G. P. Widmann, oder ‚Elternabende' von J. Moser und dem Herausgeber, oder ‚Entwicklungsperioden' von J. Hoffmann, oder die hygienischen Beiträge des Schularztes A. Baur u. a. zu lesen, um der im besten Sinne modernen Durchführung des ganzen Unternehmens versichert zu sein. Nicht minder aber hat der Herausgeber Fürsorge getroffen, daß jenen unveränderlichen Grundanforderungen, die für jede Erziehungsform aus den sittlichen und religiösen Wahrheiten der katholischen Lehre gewonnen werden müssen, daß dem unersetzlichen Erbgut christlicher Erziehungsweisheit im vollsten Maße überall Rechnung getragen werde. Dazu trug in mustergültiger Weise die Mitarbeit jenes Mannes bei, den sich sogar das — sonst auf ganz anderem Standpunkt stehende — Reinsche ‚Enzyklopädische Handbuch der Pädagogik' zu einem Beitrag über ‚Christliche Erziehung' glaubte gewinnen zu müssen. Der ‚besonderen Mitwirkung' Altmeisters Otto Willmann darf sich das Roloffsche Lexikon bereits auf dem Titelblatt rühmen, und wir finden sie dann alsbald in zahlreichen und führenden Beiträgen über Erziehung, Bildung, Didaktik, Analyse und Synthese, Abstufung des Unterrichts, Begriffsbildung u. v. ä. bewährt. Daß auch alle religiös-sittlichen Erziehungsmittel, die bei Rein so ganz unzulänglich oder einseitig behandelt werden (man vergleiche z. B. ‚Aberglaube', ‚Andacht', ‚Charakter und Charakterbildung' in beiden Werken), bei Roloff eingehendste Würdigung erfahren, ist beim Wesen des Ganzen so selbstverständlich, daß es kaum eigens hervorgehoben zu werden braucht; Mitarbeiter wie F. Sawidi, F. Keller, H. Brück, J. Göttler, L. Habrich, J. B. Seidenberger, F. X. Thalhofer, J. Weber haben hierzu neben bereits genannten besonders beigetragen. An vielen Stellen gerade der Beiträge ethischen Inhalts treten die fruchtbaren Anregungen durch F. W. Foerster deutlich zutage.

Weder in theoretischer noch in praktischer Hinsicht — dafür bürgen uns auch bekannt gewordene Urteile führender Schulmänner — hat das Zusammenarbeiten so vieler Köpfe in dem Roloffschen Lexikon die großzügig übereinstimmende Sachlichkeit der hier gebotenen Orientierungsfülle wesentlich beeinträchtigt. Bereits der erste Band beweist, in wie hohem Maße einheitliche Grundgesinnung und übereinstimmendes Zielbewußtsein des Herausgebers mit allen Mitarbeitern eine solche Arbeit zu fördern vermögen; wir zweifeln auf Grund dessen nicht mehr, daß das vollendete Werk seiner großen und weitschichtigen Aufgabe in seltenem Maße gerecht wird.

Hochland-Echo

Beharrung und Fortschritt

Die ewige Unruhe zielloser Neuerungssucht und die stetsbefriedigte Rückwärtslehnung auf ‚gute alte Zeiten‘ stehen sich in einer Übergangsepoche wie der unsrigen naturgemäß mit besonders ausgeprägten Antithesen gegenüber. Ganze ‚Kulturprogramme‘ glaubt man im Grunde mit einem der beiden Worte ‚Vorwärts‘ oder ‚Rückwärts‘ schon hinreichend bezeichnet zu haben. Solchen gleichermaßen unhaltbaren Extremen gegenüber muß der wahre Kulturbegriff und das echte Kulturleben immer wieder zur Besinnung auf die rechte Mitte gebracht, die natürliche Einheit von ‚Beharrung und Fortschritt‘ zu praktisch wirksamer Beherzigung gebracht werden. Joseph Mausbach hat darum mit vollem Recht in seiner wahrhaft großzügigen und überschauenden Behandlung des Themas ‚Kirche und moderne Kultur‘, dem der dritte Band der Mausbach-Esserschen Apologie ‚Religion, Christentum und Kirche‘ ganz gewidmet ist*, gerade dieser Kernfrage des Verhältnisses von Beharrung und Fortschritt einen eigenen Abschnitt gewidmet, der von den einfachsten und natürlichsten Anschauungen und Begriffen ausgehend bis zu den höchsten religiösen Einsichten und Ausblicken hinanführt:

‚Schon der einfachste Begriff des Fortschreitens gestattet keine völlige Loslösung der Bewegung von einem festen Grunde, Rückhalt und Maßstabe, keine Verabsolutierung des Fortschritts. Das körperliche Fortschreiten setzt einen bestimmten Ausgangspunkt voraus; es fordert auch bei der Bewegung selbst jedesmal eine Stütze für den Fuß, so beim Bergsteigen eine feste Stufe zum Auftreten. Das Schreiten des Esels in der Tretmühle ist ebensowenig ein Fortschreiten wie das Rennen des Eichhörnchens im Rade. Der Gebirgswanderer kommt am Gletscherhang nur empor, wenn er sich Stufen haut, die das Abgleiten verhindern. Ja zum wirklichen Fortschreiten ist außer dem terminus a quo auch ein terminus ad quem notwendig; nur der schreitet voran, der im Gehen sich seinem Ziele nähert. Vom Wanderer, der sich im Gebirge verirrt, vom Bürger, der seinen Spaziergang im Garten gemacht hat, sagen wir nicht, sie seien fortgeschritten; noch weniger vom Blatt, das sich im Winde bewegt, vom Ballon, der auf die See hinausgetrieben wird — bei all diesen Beispielen fehlt der Bewegung eben die Annäherung an ein Ziel. Denken wir uns nun einen Skeptiker, dem jede intellektuelle Grundlage, jedes sichere Prinzip des Denkens verloren gegangen ist, so ist für ihn geistiger Fortschritt nicht mehr möglich; seine seelische Tätigkeit, sein Konstruieren und Grübeln, sein leidenschaftliches oder schmerzliches Suchen bringt ihn keinen Schritt weiter. Ebenso fehlt einem Menschen, der an jedem würdigen Lebensziel verzweifelt, nicht nur der rechte Trieb zur Arbeit; auch wenn er tatsächlich arbeitet, vielleicht glänzende Einzelwerke schafft, wenn er sich im Streben und Genießen stark und wechselvoll auslebt, empfindet er keinen inneren Fortschritt, weil er seiner „Bestimmung“ nicht nähergekommen ist.

---

* Mit Band II und III gelangt das einzigartige Werk noch vor Weihnachten zum Abschluß. Verlag Kösel, Kempten. Gebd. je Mk. 5.—.

Auf dieselbe Verbindung von Wechsel und Stetigkeit, von Bewegung und beharrender Festigkeit bringt uns das andere Schlagwort der Entwicklung. Auch hier setzen wir notwendig ein Erstes, Grundlegendes voraus, einen keimhaften Ausgangspunkt der Lebensbewegung, der zugleich eine Bestimmung und Normierung in sich schließt; was sich entwickelt, ist irgendwie im Samen schon eingehüllt gewesen, und die strenge Gesetzlichkeit, mit der die Pflanze, das Tier emporwächst, zeigt uns, wie eindeutig und sicher diese Vorherbestimmung war. Mit voller Deutlichkeit tritt auch die Zielstrebigkeit der Entwicklung hervor; auf verborgenen und verschlungenen Wegen wächst das Lebewesen seiner typischen Vollendung und Fruchtbarkeit entgegen; jede andere Gestaltung nennen wir nicht Entwicklung, sondern Verkümmerung oder Entartung. So ist auch hier der Fortschritt nicht voraussetzungslose Bewegung, sondern an feste Punkte und Gesetze gebunden. . . .

Wie der Leib, so ist auch der Geist auf lebendiges Wachstum, auf tätige Entfaltung und Steigerung der Kräfte angelegt. Die allmähliche Entwicklung des Menschen vom kindlichen zum männlichen Alter, der innere Drang nach Erkenntnis, Tätigkeit, Lebensfülle bringen von selbst einen gewaltigen Fortschritt mit sich; Maß und Richtung desselben hängen aber hier, auf dem Gebiete des Geistes, zumeist vom eigenen Freiheitsgebrauche ab. Die christliche Religion schärft die Pflicht des sittlichen Fortschritts nachdrücklich ein; selbst beim Heilande weist die Bibel auf sein Zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade hin; Christus betont im Evangelium das „Wirken, solange es Tag ist", das Wuchern mit den Talenten, das Streben nach dem Lichte, nach der Vollkommenheit, nach dem ewigen Leben. Gerade der letzte Ausdruck eröffnet den Ausblick in ein höheres, nie alterndes und sinkendes Geistesleben. Das Wachsen des Christen in Erkenntnis und Heiligkeit bis zur männlichen Vollreife, den angestrengten Kampf und Wettlauf um den Preis des ewigen Lebens schärft der Apostel Paulus in anschaulichen Mahnungen ein. Im Anschluß hieran spricht Augustin von einem „currere ad perfectionem"; die sittliche Entwicklung ist bei ihm ganz auf den Gegensatz des „proficere" und „deficere" eingestellt; alles Fortschreiten ist vollkommenere Anteilnahme an Gott, der Fülle des Seins, des Lichtes, des Lebens. Noch deutlicher beschreibt die Scholastik alle Güte als eine Erhöhung des Seins, als eine Steigerung des Potentiellen zur Wirklichkeit und Wirksamkeit. Das Bild vom Wanderer, der dem Ziele zuschreitet, wird im einzelnen durchgeführt und auf die Stadien und Gegensätze des sittlichen Fortschritts angewandt — schon der zeitweilige Stillstand im Guten ist läßliche Sünde. Gegen Luther und den Quietismus verteidigt die Kirche den aktiven und progressiven Charakter des Gnadenlebens; nicht der Erlösungsglaube oder die beschauliche Liebe allein, sondern der in Liebeswerken sich entfaltende Glaube rechtfertigt. — Aber jegliches Fortschreiten fußt auf einer unbewegten Grundlage; von Natur ist der Seele ein absolutes, beharrendes Element eingesenkt, von dem alle Tätigkeit der Vernunft, des Gewissens, des Willens ausgeht; allem sittlichen Streben leuchtet ein höchstes Ziel voran, ein übermenschliches, absolut wertvolles Gut, das durch alle niederen Ziele hindurchwirkt und ihnen verpflichtende Kraft verleiht. Wenn es keine absolute Wahrheit gäbe, wenn alle Maßstäbe des Wahren und Falschen relativ und gleitend wären, so wäre auch „Fortschritt" der Erkenntnis ein reines Nonsens; wenn jedes reale höchste Gut für den Willen fehlte, so könnten auch alle näheren Güter weder ein sittliches Sollen erzeugen noch dem menschlichen Charakter wahre Festigkeit verleihen (Augustin, Thomas). Dieselbe Notwendigkeit

gilt für das übernatürliche Leben; hier wird auf einer höheren Stufe des Seins ein neuer Grund gelegt, von dem die sittliche Bewegung anhebt; der Glaube ist schlechthiniges, unerschütterliches Ergreifen göttlicher Wahrheit, die Hoffnung und Liebe ist rückhaltlose Umfassung göttlicher Güte; erst dann hebt das Wachsen an, das fröhliche Sprießen, das freie Wirken und Fruchttragen. Jeder Fortschritt, jede freie Lebensregung wirkt im natürlichen und übernatürlichen Tugendleben auch konservierend und festigend auf die Grundlage zurück; durch Übung entsteht Gewöhnung, durch aktuelle Bewegung eine habituelle Richtung, durch jede Blüteperiode ein neuer Jahresring; die Gnade wurzelt um so tiefer, je treuer wir sie gebrauchen, sie verleiht in gleichem Maße dem Werke der flüchtigen Stunde einen wahren Ewigkeitswert (Verdienst).'

Und wie im sittlichen und religiösen, so auch in allem intellektuellen Leben:

,Wer nach modernistischer Art dem Erkennen keinen anderen sicheren Denkinhalt mehr zuerkennt als die Tatsachen des eigenen, aktuellen Bewußtseins, wer alles Seiende außer dem Ich, ja die eigenste substantielle Seele in Zweifel zieht und demgemäß einen neuen, subjektivistischen Wahrheitsbegriff aufstellt, der hat jedes Recht verloren, noch auf einen Fortschritt der Erkenntnis zu hoffen. Auch derjenige, der das Leben zwar realistischer betrachtet, emsig Erfahrungen, Eindrücke und Kenntnisse sammelt, aber es unterläßt, sie innerlich zu verarbeiten und zur Welt- und Lebensanschauung auszubauen, mag wohl von einer Erweiterung, nicht aber von einem Wachstum reden, wohl von einem geschäftigen Umhergehen, aber nicht von wahrem Fortschreiten. Nicht einmal solche moderne Menschen, die sich ernste Gedanken über die letzten Gründe der Welt und des Lebens machen, dabei aber zwischen Optimismus und Pessimismus, Theismus und Monismus unsicher schwanken und wechseln, empfinden jene langsame und stetige Kräftigung geistigen Lichtes nicht, wie sie das Festhalten an einer positiven, einheitlichen Weisheit und vor allem die Bewurzelung im christlichen Glauben mit sich bringt. Ohne solche Sicherheit des Denkens fehlt auch dem Willen die emportreibende Kraft; das Unverwüstliche, das noch in ihm wirkt, die allgemeine Sehnsucht nach Glück und Größe, treibt zwar mannigfache, oft üppige und farbenprächtige Schossen; aber dieses Wachstum ist, wie das heutige Schlagwort richtig sagt, mehr ein Ausleben als ein Hinaufleben; die Summe wechselnder Gefühle ergreifender Stimmungen, tiefer Erfahrungen im Guten und Bösen bildet noch kein inneres Kapital, keine trost- und kraftvolle Bereicherung, sie bleibt eine Aufeinanderfolge von Gewinn und Verlust, von Erhebung und Erniedrigung, von Hoffnungen und Enttäuschungen. Und wie dürfen Eltern und Erzieher hoffen, daß der Geist des Kindes an Kraft und Einsicht zunimmt, daß sein weiches, aber passives Gefühlsleben zum festen, stetigen Charakter erstarkt, wenn sie nicht mehr von vornherein unerschütterliche Grundsätze und Forderungen aufstellen, sondern nur Anregungen geben, Gedanken nahebringen, unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen wollen!

Nur ein Streben, das auf Ewiges gerichtet ist — so betont Mausbach auch mit einem Wort Deutingers — vermag sich selbst lebendig zu erhalten und vor dem pessimistischen Erlöschen in stets nur erneuter Enttäuschung zu bewähren. Das gilt auf allen Gebieten menschlicher und weltlicher Entwicklung; und es gilt erst recht und in vorbildlichem Sinne von dem höchsten, dem religiösen Leben:

,Die Kirche bietet im ganzen und in den wesentlichen Einzelgebieten das Bild einer einzigartigen Verbindung charaktervoller Festigkeit und ge-

sunden Fortschritts; sie ist die konservativste und zugleich im wahrsten Sinne entwicklungsfähige Macht der Geschichte. . . .

Vergleichen wir die Religionen, so zeigt das Heidentum auf weite Strecken ein mechanisches Beharren in ererbten Formen und Vorstellungen, eine Stagnation der Kräfte; sodann, bei gesteigerter weltlicher Regsamkeit, ein schnelles Sinken und Zerfließen der ursprünglichen Religion und Sittlichkeit. Umgekehrt hebt sich der Islam in eigenartiger Mischung und Spannung der religiösen und nationalen Kräfte stürmisch zur Macht empor und erzeugt eine charakteristische Kultur, setzt sich aber dann rasch zu einem fanatisch konservativen Glaubenssystem fest, das religiös unfruchtbar ist, wenn es auch eine äußerliche Expansionskraft behält. Die griechische Kirche hat seit ihrer Trennung von Rom nicht wieder eine Blüte, wie die der altchristlichen Zeit, gefunden; das starre Festhalten an der Überlieferung, das Sichstemmen gegen das abendländische Beispiel der dogmatischen Entwicklung führte auch hier zu einem Extrem des konservativen Prinzips, dem in neuerer Zeit, vor allem in Rußland, das andere Extrem des Indifferentismus und Sektentums bedrohlich entgegentritt. Daß der heutige Protestantismus, verglichen mit den Grundlehren der Reformationszeit, irgendwie als Frucht organischer Entfaltung bezeichnet werden könne, daß sich in seiner Geschichte ein positiver Kern von Glaubenslehren, Gnadenmitteln, religiösen Gebräuchen fortschreitend entfaltet habe, wird niemand im Ernste behaupten. Dagegen haben schon manche Gegner der katholischen Kirche, auch solche, die im einzelnen Abfälle und Abweichungen entdecken wollten, offen anerkannt, wie überwältigend der Eindruck der Konsequenz und Einheitlichkeit ist, mit der die Kirche seit den ersten Jahrhunderten ihr Wesen bewahrt und ausgestaltet hat, ein ganz eigenartiges, dogmatisch und mystisch, sittlich und rechtlich nicht indifferentes, sondern bestimmtes und reichhaltiges Wesen! Wie die Ausbreitung der Kirche bis zur heutigen Größe, wie m. a. W. die Missionsarbeit der Kirche ein staunenswertes, aus einem Geiste geborenes Wunderwerk ist, so zeigt nicht minder ihre innere Entwicklung ein langsam fortschreitendes Ausreifen von Ideen, Rechten, Kultformen, das wir als naturgemäße Entfaltung eines Organismus, einer übernatürlichen Lebensmacht bezeichnen müssen. Den Vergleich mit dem Wachstum einer Pflanze, die bei allem Wechsel der Jahreszeiten und Jahre ihr spezifisches Wesen bewahrt, hat schon Vinzenz von Lerin (fünftes Jahrhundert) auf die Entwicklung des Dogmas angewandt, und das Vatikanum hat sich seine Worte erneut zu eigen gemacht. Die Tätigkeit des kirchlichen Lehramts durch die Jahrhunderte, die maßgebende Stellung der lebendigen Überlieferung neben dem geschriebenen Bibelworte, die mannigfaltige Entwicklung und Blüte des Kultus und die zielbewußte Anpassung der kirchlichen Disziplin an die wechselnden Bedürfnisse der Zeit zeigen deutlich, wie die Kirche auf ihrem eigensten, dem religiösen Gebiete, fortschrittlichen Geist mit konservativer Grundstimmung zu verbinden weiß.'

Nur aus einer solchen Betrachtung sub specie aeternitatis, die Mausbach mit kundigem Sinn auf alle Tätigkeitsgebiete menschlichen Kulturstrebens ausdehnt, fließt Befriedigung und Befruchtung der praktischen Arbeit; nicht aus den fruchtlos erhitzenden Schlagworten irgend einer einseitigen ‚Richtung':

‚Nur auf dem Weg des echten Fortschritts, der frei und positiv das Ewige anstrebt' — so betont Mausbach noch einmal mit Deutingers Worten — ‚findet der Geist an jedem neu gewonnenen Punkte des Fortschrittes einen sicheren Halt und Ruhepunkt, von dem aus er mit neuer, erhöhter Kraft vorwärts zu schreiten vermag. Ruhe in Bewegung und Bewegung in Ruhe, das ist das eigentlich selige, das einzig wahrhaft gottähnliche Leben.' r.

Rundschau

Zeitgeschichte

Monsignore Anton de Waal. Unmittelbar hinter den Colonnaden von St. Peter liegt in friedlicher Einsamkeit, fernab von dem Getriebe der ewigen Stadt, das Hospiz des Campo Santo Teutonico, ein Haus mit Kirche und Friedhof, an der Stelle, wo einstens der Zirkus des Nero und später der von Kaiser Konstantin neben der Basilika von St. Peter angelegte Friedhof sich ausbreitete, wo Karl d. Gr. ein Pilgerhospiz für die Deutschen gründete und im 15. Jahrhundert Weihbischof Golderer von Würzburg eine deutsche Bruderschaft ins Leben rief. ‚Seit jener Zeit ist diese Stiftung deutsches Besitztum geblieben bis auf den heutigen Tag, und wenngleich die Stelle des Hospizes und der Kirche im Laufe der Jahrhunderte näher auf die Basilika zurückte, der Gottesacker oder Campo Santo ist heute noch derselbe wie in den Tagen Karls d. Gr. und Konstantins, nur enger begrenzt als damals.‘ Dem Fremden, der nach Rom reist, schlägt das Herz höher, wenn er von der Ferne die Peterskuppel erblickt; mit Sehnsucht und Spannung sieht er dem Moment entgegen, wo er den durch die Jahrhunderte geheiligten Boden betreten darf; er findet sich hier leichter als in jeder anderen Stadt zurecht, weil sie ihm mehr als alle bedeutet; doch bleibt auch hier ihm zunächst das beklemmende Gefühl nicht erspart, daß er im Ausland sei. Da überschreitet er den Petersplatz und gelangt zu einer Stätte, von der ihm das Bild Karls d. Gr. entgegenschaut. Eine kurze Inschrift im Innern kennzeichnet ihm das Haus: Ein Schwalbennest am Riesendom, Ein deutsches Heim im goldnen Rom. Da fühlt er sich sofort heimisch. Deutsche Landsleute grüßen ihn, reichen ihm die Hände, erteilen ihm Rat und Auskunft, stellen sich ihm zur Besichtigung einzelner Denkmäler und Altertümer, namentlich der Katakomben und der Grotten von St. Peter, zur Verfügung. Zu ebener Erde führt der Weg in die Kirche, die im Jahre 1501 feierlich eingeweiht worden ist. Steigt er auf die Terrasse des Hauses, so liegt vor ihm in majestätischer Größe die herrliche Stadt, grüßt ihn der Janiculus, erhebt sich unmittelbar vor seinen Augen St. Peter. Wie gewaltig ist dieser Anblick, wie tief erfaßt er das Gemüt des Beschauers! Und wenn dieser dann in stiller Abendstunde als Gast des Hauses von dem Fenster seiner Wohnung seine Augen nach der Kuppel Michel Angelos richtet, die im mondbeglänzten Lichte unvergleichliche Reize bietet und Auge und Herz unwiderstehlich zu den Sternen emporzieht, — wenn er dann hinunter in die Tiefe schaut, wo im düsteren Dunkel Grabstein an Grabstein liegt, wo mächtige Eukalyptus zum Himmel streben und schwarze Cypressen geheimnisvoll in die Höhe ragen, leise rauschend, als flüsterten sie von denen, die da unten liegen, da durchdringt ihn ein heiliger Schauer, da ist es, als vernähme er die Stimme der seit Jahrhunderten hier aus allen Ständen beigesetzten deutschen Landsleute.

Die Fremden beherbergen, die Toten begraben, — das war Jahrhunderte hindurch und ist noch heute die Aufgabe des deutschen Campo Santo in Rom. Dazu kam aber seit den 70er Jahren ein neues großes Arbeitsgebiet. Der Mann, der dieses eröffnet und das bisherige Hospiz und Bruderschaftshaus zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Institut der deutschen Katholiken erweitert und umgestaltet hat, ist der gegenwärtige Rektor, Monsignore Anton de Waal, der am 11. Oktober dieses Jahres sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiern konnte.

A. de Waal kam im Jahre 1868 als Kaplan an die deutsche Nationalstiftung der

Anima, um dort seine theologischen Studien weiterzuführen. Nach Absolvierung derselben übernahm er zunächst als Vizerektor, dann als Rektor die Leitung des Campo Santo, dem er nun seit mehr als 40 Jahren vorsteht. Ein Mann von zäher Energie, weitem Blick, ein Freund der Künste und Künstler, mit fortgerissen von der großen geistigen Strömung, die damals G. B. de Rossi durch seine Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie herbeigeführt hatte, setzte er sich von Anfang an das große Ziel, den Campo Santo in den Dienst der aufstrebenden geschichtlichen und archäologischen Studien zu stellen. Nachdem bereits im Jahre 1847 die Bruderschaft durch Vermittlung des Kardinals Schwarzenberg neu organisiert worden war und durch die Vereinigung der ehemaligen Schusterbruderschaft (1836) und der Bäckerinnung (1857) mit dem Campo Santo auch die Finanzlage des Hauses sich günstiger gestaltet hatte, wurde zunächst im Jahre 1871 mit Unterstützung des Kaisers von Österreich, des weltlichen Protektors der Anstalt, die Kirche völlig renoviert. Durch Breve Pius IX. erfolgte am 21. November 1876 die Gründung eines Priesterkollegiums für wissenschaftliche Studien. ‚Durch hochherzige Gaben, die von allen Seiten aus der Heimat zuflossen, wurden nach und nach vier Kaplanstellen gegründet, welche jenen Herren einen mehrjährigen kostenfreien Aufenthalt in der ewigen Stadt ermöglichen sollten.' Neben ihnen durften auch Konviktoristen Aufnahme finden. Von Anfang an hat de Waal Gewicht darauf gelegt, daß die Inhaber dieser Kaplanstellen, die inzwischen u. a. auch durch eine Stiftung des Erzbischofs von Freiburg noch vermehrt wurden, sich kirchengeschichtlichen und archäologischen Studien widmeten. Mit der Zahl der Kapläne und Konviktoristen mehrte sich auch das Bedürfnis nach einer Erweiterung des Hauses. So entstanden 8 große, direkt über der Kirche gelegene Studienräume. Gleichzeitig schuf de Waal eine Bibliothek für Archäologie und Kirchengeschichte, die in ihrer Art in Rom einzig dasteht und noch zuletzt durch einen Neubau eine nicht geringe Erweiterung erfahren hat, dazu ein Museum für christliche Archäologie, das eine Reihe wertvoller Schätze enthält und von Jahr zu Jahr sich vermehrt.

De Waal betätigte sich selbst aufs eifrigste auf wissenschaftlichem Gebiete. Seine Einzelpublikationen, namentlich seine Abhandlungen im Bolletino und anderen Zeitschriften geben hiervon Zeugnis. Als eine seiner hervorragendsten Schöpfungen darf die Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte mit ihren Ergänzungsheften bezeichnet werden, eine der besten wissenschaftlichen Zeitschriften der deutschen Katholiken, deren archäologischen Teil de Waal, dabei namentlich u. a. unterstützt von den Archäologen Wilpert, Kirsch, sowie den jeweiligen Mitgliedern des Priesterkollegiums, er selbst redigiert, während die Leitung des kirchengeschichtlichen Teils zunächst von H. Finke, dem Mitbegründer der Zeitschrift, übernommen, von Ehses weitergeführt wurde und jetzt in den Händen von Kirsch ruht. Als Mitarbeiter sind hier neben andern vornehmlich der Leiter und die Mitglieder des historischen Instituts der Görresgesellschaft, P. Eubel und P. M. Baumgarten zu nennen.

Der Aufschwung der auf den christlichen Orient gerichteten Studien führte in der letzten Zeit zu einer weiteren Gründung: dem Oriens Christianus. Wenn diese von Dr. A. Baumstark vorzüglich geleitete Zeitschrift, die von Anfang an den römischen Bessarione überbot und als das bedeutsamste Organ auf dem Gebiete der christlichen Altertumskunde des Orients angesehen werden muß, jetzt auch von der Görresgesellschaft übernommen wurde, so bleibt doch de Waal das Verdienst, sie nicht bloß gegründet, sondern auch mehrere Jahre durch nicht geringe finanzielle Aufwendungen gefördert zu haben.

Mit der Görresgesellschaft, die wiederholt auch der Bibliothek des Campo Santo Unterstützungen zugewandt hat, steht de Waal in den besten Beziehungen. Sind doch der Leiter des Instituts und die meisten seiner Mitarbeiter, der Schreiber

dieser Zeilen mit einbegriffen, ehemals Mitglieder des Priesterkollegiums gewesen. Viele Gelehrte — von den 14 Dozenten der Freiburger theologischen Fakultät nicht weniger als sieben — dürfen den Campo Santo als ihr zeitweiliges Heim bezeichnen. Ebenso wie mit den Rektoren der verschiedenen wissenschaftlichen Institute in Rom stand de Waal auch von jeher mit den italienischen Forschern in bester Verbindung, wie denn überhaupt als ein hervorstechender Zug seines Wesens das Streben bezeichnet werden darf, den wissenschaftlichen Konnex mit den Gelehrten der verschiedensten Länder und Richtungen auf seinem Gebiete aufrecht zu erhalten. Er ist Mitglied der päpstlichen Kommission für christliche Archäologie und Präses des Collegium cultorum martyrum.

Mit besonderer Freude denken die ehemaligen Mitglieder des Hauses an die sog. Sabbatina zurück. Jeden Samstag Abend pflegt de Waal seine Kapläne zu einer wissenschaftlichen Sitzung um sich zu versammeln, wobei abwechselnd die einzelnen Herren aus ihrem Arbeitsgebiet Referate mit Diskussion zu halten haben. Er selbst macht dabei den Anfang. Welche Fülle von wissenschaftlichen Anregungen wurden nicht schon an diesen Abenden den Anwesenden zu teil, welche Freude ist es stets, zu sehen, wie der Rektor des Hauses trotz seiner hohen Jahre in jugendlicher Frische die jungen Gelehrten zur wissenschaftlichen Forschung begeistert, wie er, streng kirchlich in seiner Gesinnung, aber frei von jeder Engherzigkeit, das Vertrauen aller zu gewinnen versteht. Wiederholt haben auch hervorragende Gelehrte an diesen Übungen, zum Teil mit Vorträgen, teilgenommen. Neben seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten entfaltete de Waal eine reiche Tätigkeit auf dem Gebiete der populärwissenschaftlichen Literatur. Durchdrungen von dem Gedanken, die Katholiken für die Kirche, die Päpste, das ewige Rom zu begeistern, verfaßte er die Biographien der drei letzten Päpste, schrieb er seine Roma sacra, seinen Rompilger, seine Geschichte des Campo Santo, schuf er eine Reihe von Erzählungen, deren Stoffe zum Teil der altchristlichen, zum Teil der neueren Zeit entnommen sind. Waren für ihn schon bei dieser Tätigkeit zugleich seelsorgerliche Gesichtspunkte maßgebend, so kamen diese auch sonst nachhaltig zur Geltung. Wie oft hat er die Fremden auf seinen Führungen religiös entflammt, wie oft und gewaltig die Pilgerversammlungen in Rom durch seine zündenden Reden begeistert. Lange Jahre hindurch leitete er den Gesellenverein, der dem Campo Santo angegliedert ist. Der deutsche Leseverein, dem er längere Zeit vorstand, verdankt ihm seine Gründung. Eifrigst beteiligt er sich bei den charitativen Vereinen. Die Niederlassungen der grauen Schwestern in Italien, deren geistliche Leitung ihm unterstellt wurde, sind ohne ihn nicht denkbar. Im engsten Anschluß an sie hat er die Seelsorge der deutschen Katholiken in den größeren Städten Italiens organisiert und mehrere Jahre hindurch geleitet, nachhaltig unterstützt er die Bestrebungen zugunsten katholischer Seemannsheime. Wie vielen Fremden und darunter wie vielen Notleidenden ist er nicht schon Helfer, wie vielen Künstlern und Gelehrten Förderer und Berater gewesen.

Der Schlüssel zu dieser umfassenden Tätigkeit liegt in seinem Charakter: Ein Mann von denkbar größter Bedürfnislosigkeit und eiserner Strenge gegen sich selbst, von abgehärteter Natur, die noch heute im Winter das ungeheizte Zimmer erträgt, äußerst sparsam zugunsten seines Campo Santo, freigebig, wo es sich um die gute Sache, die Notleidenden, die Wissenschaft und die christlichen Altertümer handelt, selbst auf die Gefahr hin, einen Mißgriff zu tun, zwanglos in seinem Wesen, anscheinend von herber Art und doch wieder von weichem Gemüt und mystischer Anlage, tief durchdrungen von einer warmen Liebe und Anhänglichkeit gegen die Kirche und den hl. Stuhl, zugleich erfüllt von einer wahren Hagentreue gegen sein Vaterland und seinen Kaiser, frei von jeder Streberei und Sucht nach höheren Würden, und doch von den höchsten kirchlichen und staatlichen Stellen

wiederholt ausgezeichnet — so steht heute Anton de Waal im Jahre seines Jubiläums vor uns, schlicht und anspruchslos im Leben, hochherzig und erfolgreich im Handeln. Möge Gottes Segen auf ihm und seiner Gründung ruhen. Sache der deutschen Katholiken aber wird es sein, die von ihm geschaffenen Werke, deren Bedeutung einmal erst die spätere Geschichte voll zu würdigen wissen wird, zu fördern, zu unterstützen und den Campo Santo als eine der anziehendsten, anmutigsten und wissenschaftlich bedeutendsten Stätten Roms zu erhalten. Univ.-Prof. Dr. E. Göller.

Literatur

Neue Erzählungsbücher. Weshalb wohl Richard Voß' vergessener Roman ‚Dahiel der Konvertit' wieder ausgegraben wurde? Vielleicht weiß es Prof. Dr. v. d. Leyen, der Herausgeber der neuen Ausgabe (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 5,—), der im Vorwort feststellt, man wisse, wie stark in unserer Zeit die Sehnsucht nach Religion geworden sei, und — Richard Voß sei einer unserer religiösesten Dichter! Weil er nämlich gegen ‚jenen unsühnbarsten aller Frevel kämpft, den die Priester im Namen der Religion begehen, dem Menschen seine Seele und Reinheit zu nehmen, um die Macht ihrer Kirche zu erhöhen'. Diese Scheusale sind — der Leser weiß es schon — die katholischen Priester. Und wenn man derlei aufgelegte Dummheiten gelesen hat, weiß man auch, weshalb man ‚Dahiel der Konvertit' galvanisieren möchte: Darin wird nämlich die Kirche geschildert, wie sie einen harmlosen, idealen Judenjungen zum Mönch und dann zum Mörder und Räuber macht. Die Art, wie Voß schildert, kennt man auch: geschwollen, verstiegen, rollend und mantelwerfend, wie ein schlechter Schauspieler, der Ergriffenheit mimt. Das ganze Talent, das Voß hatte, ist in einer Novelle erschöpft, ‚Maria Botti', die man für 20 Pf. bei Reclam kaufen kann; alles andere ist und bleibt tot. — Ernst Zahn, das spröde und gediegene Talent, bringt einen neuen Band Erzählungen ‚Was das Leben zerbricht' (ebenda M. 4,50), und wenn er auch nichts Neues gibt, so nimmt man immer wieder dankbar ein Zeichen seiner schlichten, mätzchenlosen Kunst hin. Welcher Ernst, welche Gediegenheit, ethisch und künstlerisch, steckt in so einer Novelle wie ‚Stille Gewalten'! — Eine entfernte Ähnlichkeit mit Zahn hat wohl Eilhard Erich Pauls. Aber er ist ihm nur im Schlimmen ähnlich, dem Blutlosen, Leeren, Trockenen, das hie und da bei Zahn sich zeigt. Man hat Pauls viel gelobt, ich kann da nicht mitgehen, trotzdem ich so ziemlich alles gelesen habe, was er schrieb. Dieser neue Roman ‚Kai Friedrich, es ist eine Lust, zu leben' (Gustav Schloeßmann, Hamburg, M. 3,—) ist eine recht belanglose Erzählung aus der Lutherzeit, schwerfällig geschrieben, obendrein mit dem Unterton jener verwünschten Ergriffenheit des Autors von der eigenen Arbeit, die Voß zum Verhängnis geworden ist. Dagegen ist Hugo Steinitzer, von dem ich neulich eine lustige Geschichte ‚Der Monistenbund' las, ein originales Talent, das in diesem ersten Roman ‚Die Tragödie des Ich' (Fleischel & Co., Berlin, M. 4,—) leider etwas vergrübelt erscheint. Daher ist das Geschick seines Buchhelden auch mehr konstruiert als geschaffen. Aber die Ehrlichkeit der Arbeit, die rücksichtslose Art, in die Tiefe zu gehen, läßt Gutes erwarten. Was man von Rudolf Sansoni erwarten soll, der einen Roman ‚Parzival' (Alfred Janssen, Hamburg, M. 5,—) geschrieben hat? Er hat zuweilen eine talentvolle Seite in diesem Buch vom Suchen. Aber dann tauchen wieder so manierierte Stellen auf, die eine Verkennung der elementarsten Stilgrundsätze bedeuten. Charaktere herauszuarbeiten versteht Sansoni noch nicht sonderlich. Viel jugendliches Wichtignehmen von Nebensächlichem ist in dem Buch. — Den vollendeten Könner zeigt dagegen Emil Ertl in seinem ‚Nachdenklichen Bilderbuch, zweite Folge' (L. Staadmann, Leipzig, M. 4,50). Stücke wie ‚Aus der Bienengasse' und ‚Der Bub', nicht minder die kleine Skizze ‚Der Spitzenschleier' beweisen immer deutlicher, daß Ertl eigentlich der einzige geborene Novellist ist,

den wir haben. Novellist, ja, trotz seiner großen Romane. — Dagegen sind solche Bücher wie ‚Gertraud Sonnweber‘ von Rudolf Greinz (ebenda, M. 4,—) geradezu talentlos. Eine mühsame, gequälte Sprache, ein Deutsch, das nur so gerade für einen Aufsatz in Tertia zulangen würde, die Charaktere im Geschmack der Hintertreppenleser — und solche Autoren werden von Publikum und Presse mitgeschleift, und niemand wagt daran zu rühren! — Paul Schreckenbach ist gewiß kein überwältigendes Talent, aber er hat doch die Ehrlichkeit des wirklich Strebenden, wenn er auch mit seinen historischen Romanen, auch in seinem neuen ‚Um die Wartburg‘ (ebenda, M. 4,50), ganz im alten Gleise bleibt. In solchen Büchern ist immer eine sogenannte historische Sprache, die seit Scheffel nun einmal dazu gehört, ohne daß jemand weiß warum. Aber die würde man hinnehmen, wäre das Stückchen Dichterkraft nicht gar zu bescheiden. — Denn schließlich kommt's doch nur auf die Kraft an, nicht auf die Sprache, sonst müßten historisch phantastische Erzählungen, wie ‚Das weise Jungfräulein‘ von Karl Goldmann (Fleischel & Co., Berlin, M. 3,—) an erster Stelle stehen. Tuns aber nicht, weil diese Erzählungen lediglich Referate über irgendwelche erstaunliche Begebenheiten sind, die man hört und — vergißt. — Als vertiefter Unterhaltungsroman ist Olga Wohlbrücks ‚Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf‘ (Concordia, D. V. A., Berlin, M. 5,—), diese ergreifende Geschichte einer ungleichen Ehe, wohl zu empfehlen. Er hat Partien, die dem Künstlerischen sich nähern. — Mit Anerkennung darf man auch M. Homscheids Legendenerzählungen ‚Folge mir nach‘ nennen (Fredebeul & Co., Essen, M. 1,50). Das Buch macht nicht große Ansprüche, aber gerade deshalb kommt man zu ihm. — Dagegen ist D. Freiin von Spättgens Sammlung ‚Farbenspiele‘ (ebenda, M. 3,—) allzu seicht, als daß man sie selbst als ‚Unterhaltung‘ gutheißen könnte. — Ein Musterbeispiel von Literatendreistigkeit ist der sogenannte Roman ‚Richard Dankwards Weltgericht‘ von Ulrich Rauscher (Rütten & Loening, Frankfurt a. M., M. 3,—). Man könnte den Stoff hingehen lassen: Ein bedeutender Rechtsanwalt gibt seine Praxis auf, und die seit Jahrzehnten unterdrückte Triebwelt überwältigt ihn, als er ohne Beruf dasteht. Aber wie anmaßend ist dieser Stoff behandelt! Ein ekelhaftes Kleben an den nebensächlichen Dingen, dann wieder ein verzerrendes Sehen, eine krankhafte Phantastik, die geradezu abstößt. Was soll man mit solchen ‚Dichtern‘ anfangen? — W. Fred ist sympathischer. Er hat ein natürliches Erzählertalent, das einwiegt mit dem ruhigen Rhythmus seiner Sprache. Nur daß mehr Konstruktion als Gestaltungskraft in seinem Roman ‚Wer nicht sucht, findet —‘ ist (Georg Müller, München, M. 3,—). — Es sind da noch einige Bücher, die nicht gerade in diese Rubrik gehören. Am ehesten noch Max Geißlers ‚Briefe an meine Frau‘ (L. Staackmann, Leipzig, M. 4,—). Besonders weil diese Briefe (in denen ein gesunder Geist sich mit seiner Zeit auseinandersetzt) das erste Kapitel eines unvollendeten Romans ‚Die Rothschilds‘ enthalten — ein merkwürdig gutes Stück Prosa, rascher und lebendiger im Schritt, als man es sonst von Geißler gewohnt ist. Mir scheint, daß der Dichter sich selbst schadete, als er sich entschloß, den Roman nicht fertig zu schreiben. — Fritz Wittels ‚Alles um Liebe‘ (E. Fleischel & Co., Berlin) ist ein Hymnus auf die Geschlechtsliebe. Der ‚Phantastische Teil‘ des Buches könnte noch am ehesten als Dichtung gelten, wenn nicht die Absicht, eine (nach seiner Meinung) überzeugende Hypothese von dem Übergang des Affen in den Menschen — verstimmte. Die Genealogie der Liebe zudem, die Wittels gibt, ist eher als Scherz denn als Ernst zu verdauen. — Ludwig Brinkmanns ‚Die Erweckung der Maria Carmen‘ (Rütten & Loening, Frankfurt a. M., M. 4,—), welcher etwas preziöse Titel die Erschließung eines Silberbergwerks in Mexiko bedeutet, ist mehr Stoff als Dichtung. Erinnert am ehesten noch an Eyths Schriften, ohne erzählerisch ihre Höhe zu er-

reichen. — Und nun bleibt noch ein Lehrerroman: ‚Heinz Hauser' von Otto Anthes (R. Voigtländer, Leipzig, M. 4,—), mit dem man nichts rechtes anzufangen weiß. Als Dichtwerk würde er zu dilettantisch genau der nächsten Wirklichkeit nachgeahmt sein, und als Beitrag zur Psychologie des Lehrers bietet er nichts, das neu wäre. Wozu also? Steinbell.

Sienkiewicz' neuestes Werk. Der polnische Dichter, der seit vielen Jahren eine so ansehnliche Stellung in der Weltliteratur einnimmt, hat es in seinem Alter unternommen, eine Geschichte für seine Enkel zu erzählen. Wahrscheinlich hat er auf diese Geschichte weniger Zeit und Mühe verwendet, als auf die großen Romane, die ihm einen Weltruf sicherten. Und dennoch wird diese Kindergeschichte ‚In der Wüste'* sein größtes Meisterwerk bleiben. Es ist eine schlichte Erzählung der Schicksale zweier Kinder in Afrika, die in das Lager des Mahdi geraten und dann mit eigenen Kräften sich nach Mombassa durchschlagen. Aber in diesen Rahmen hat der Dichter verstanden, viele der allertiefsten sozialen und religiösen Fragen einzuweben, in einer den Kindern zugänglichen Form.

Das religiöse Element ist hier viel stärker und aufrichtiger als in ‚Quo Vadis' — man sieht klar, daß der Verfasser selbst die Macht des Gebets erlebt haben muß. Er zeigt die Wirkung der Vorsehung in einer so auffallenden und tiefen Weise, wie in keinem seiner früheren Werke. Die Szene, wo ein sterbender Missionär den ihn besuchenden Knaben bittet, die Taufe an den dem Tode geweihten, von Schlafkrankheit betäubten Negern zu vollziehen — gehört zu dem Schönsten, was der Verfasser geschrieben hat und trägt den Stempel eines tiefen religiösen Glaubens, den man nicht in demselben Maße in seinen früheren Werken wahrnehmen konnte. Sienkiewicz hat bisher das Hauptgewicht auf die Beschreibung des äußeren Lebens und Tuns gelegt — hier dringt er in die Tiefen der Beziehung der Menschen zu Gott und untereinander.

Er zeigt uns wie in einem Spiegel die Unterschiede der Rassen und schildert die Gefühle und das innere Leben der Schwarzen in einer Weise, die dem Leser die ganze Frage der Rassenkämpfe und der Beziehungen zwischen den weißen und den niederen Rassen wunderbar aufhellt. Auch haben wir hier einzelne Streiflichter auf die Frage der Berechtigung einer Herrschaft der Weißen in Afrika. Und dies Verständnis der Beziehungen zwischen lebendigen Wesen reicht noch tiefer — wir finden hier die Psychologie der Haustiere und ihrer Gefühle dem Menschen gegenüber. Die Zähmung eines Elefanten durch die Liebe der kleinen Nell ist ein Stück der tiefsten Tierpsychologie. Die Beschreibungen der tropischen Vegetation, des Klimas und der meteorologischen Erscheinungen in der Wüste führen den Leser zu Betrachtungen über die Beziehungen der Menschen zur Natur. Und alle diese weitgehenden Anregungen kommen sozusagen von selbst, ohne eine didaktische Tendenz.

Ein Stück Menschenleben ist uns hier geschildert, mit dem Hintergrund der großen und wichtigen Probleme, die das Menschenleben bewegen. Man erlebt mit dem Verfasser die wunderbaren Abenteuer dieser zwei Kinder, nicht wie ein Fantasiegespinst, sondern wie ein ausgezeichnetes Symbol der Abenteuer der Weltgeschichte, in der diese zwei Kinder ihre eigene Stellung haben und aus der sie das wesentlichste ihres eigenen Lebens schöpfen. Das Wunderbare und Unerhörte macht die Ereignisse nicht unwahrscheinlich — man fühlt, sie haben vorkommen können, wenn sie nicht wirklich vorgekommen sind. Alle auftretenden Personen leben, sind der Wirklichkeit des Lebens entnommen, und das Zusammenwirken von Menschen so verschiedener Rasse, verschiedener Bildung, die so verschiedene religiöse und politische Tradition haben,

---

* Deutsche Ausgaben bei Benziger u. Co. Einsiedeln, Schweiz, und bei Breer und Thiemann Hamm, Westfalen. Die erstgenannte ist von Schwormstädt illustriert und gut übersetzt, dafür aber etwas teurer als die andere.

macht das Gesamtbild ungemein lehrreich und anregend. W. Lutoslawski.

Musik

‚Ariadne' von Richard Strauß. Ende Oktober dieses Jahres wurde in Stuttgart ein großes Richard-Strauß-Fest veranstaltet, anläßlich dessen die mit Spannung erwartete Uraufführung der ‚Ariadne', des neuen Opernwerkes von Strauß und Hofmannstal, stattfand. Bei der großen tatsächlichen Bedeutung Straußens für das moderne Musikleben ist jede neue Schöpfung von ihm aufmerksamsten Studiums wert. Wir werden darum nicht verfehlen, auch auf die ‚Ariadne' im ‚Hochland' eingehend zu sprechen zu kommen. Doch soll damit gewartet werden, bis die ersten Eindrücke sich etwas gefestigt und geklärt haben, was in diesem Fall um so notwendiger ist, als die beiden Autoren sich über die endgültige Fassung ihrer Arbeit selbst noch nicht im reinen sind. Denn darüber kann kein Zweifel sein: trotz des großen Erfolgs, den Strauß' Musik bei der Uraufführung davongetragen hat — die dramatische Anordnung des Ganzen hat sich als unhaltbar herausgestellt. Diese Anordnung war so recht ein Produkt der Experimentierfreude Straußens und seines literarischen Mitarbeiters Hofmannstal. Die einaktige Oper sollte nämlich mit Molières Charakterkomödie ‚Der Bürger als Edelmann' verquickt werden. Herr Jourdain, der lächerliche Gernegroß, Philister und Kunstbanause Molières, veranstaltet der Hofmannstalschen Neudichtung zufolge für seine Gäste die Aufführung einer Oper und einer Harlekinade; der größeren Ergötzlichkeit halber befiehlt er im letzten Moment, daß beides gleichzeitig gespielt werden müsse, und so kommt es also zur Wiedergabe der opera seria ‚Ariadne auf Naxos' mit humoristischen Zwischenspielen. Der Gedanke an sich, der im Detail seiner Durchführung natürlich mit einer Reihe saftiger Seitenhiebe auf moderne Kunstverhältnisse gespickt ist, wäre gar nicht übel; allein beim praktischen Versuch hat sich der Mißstand ergeben, daß durch die vorausgehende über zwei Stunden dauernde Komödie die Oper so gut wie erdrückt wird. Sie, die doch die Hauptsache sein soll, wird bei solcher Einführung zu einem schon in Ermüdung hingenommenen Appendix der ganz unverhältnismäßig in den Vordergrund gerückten Nebensache, der Komödie. Hofmannstal hat sich darum nach den ersten Aufführungen darangemacht, das Molièresche Stück möglichst zusammen zu streichen und nur soviel davon beizubehalten als nötig ist, um die Aufführung der Oper zu erklären und zu motivieren. Allein auch in der Oper selbst haben sich Änderungen und speziell Kürzungen als unumgänglich erwiesen; das Ineinanderschachteln der komischen und der ernsten Handlung, das die von Theseus verlassene und später von Bacchus getröstete Ariadne neben dem tollen Treiben der koketten Zerbinetta und ihrer vier Liebhaber zeigt, das ergab musikalisch stilistische Schwierigkeiten, deren selbst der Zauberkünstler Strauß nicht im ersten Anlauf ganz Herr zu werden vermochte. So haben sich auch hier Vereinfachungen namentlich des heiteren Teils nötig gemacht, über die das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Endlich herrschen sogar noch über die Orchesterbesetzung Zweifel. Strauß hat die stilistisch sehr intim gehaltene Musik für ‚Kammerorchester' geschrieben; statt wie sonst hundertzwanzig sitzen bei Ariadne nur einige dreißig Mann im Orchester, und die Instrumente sind fast durchweg solistisch behandelt. Über die Wirkung dieses interessanten Versuches sind nun die Meinungen der Straußfreunde geteilt. Allgemein wird zugegeben, daß gewisse Partien der Oper dadurch einen wirklich noch nie dagewesenen klanglichen Reiz erhalten; bei andern aber vermissen viele die im Ausdruck geforderte Wucht und Größe und reden von Stellen, die wie ‚Versuche mit untauglichen Mitteln' klingen. Einer der erfahrensten Straußpraktiker, Generalmusikdirektor Ernst Schuch aus Dresden, hat z. B. erklärt, er gedenke bei der Dresdener Aufführung die zweite Hälfte der Oper mit der herkömmlichen vollen Orchesterbesetzung spielen zu lassen. ‚Ariadne' wird also augenscheinlich erst noch eine gewisse Bühnenkarriere hinter sich

haben müssen, bis sie ihre definitive Gestaltung findet. Heute aber kann man bereits sagen, daß es sich bei ihr um ein solcher Bemühungen wirklich würdiges Werk handelt. Strauß knüpft in dieser neuesten Partitur an jene Momente des ‚Rosenkavaliers‘ an, bei denen man seinerzeit von archaisierenden Tendenzen, von einem modernisierten Mozartstil sprach. Auf die Melodie, und zwar die Melodie der Singstimme, fällt in der ‚Ariadne‘ mehr Gewicht als in irgend einem der früheren dramatischen Werke Straußens, ohne daß aber darüber die kühnen orchestralen und harmonischen Schattierungen aufgegeben wären. Dabei finden sich zweifellos Partien von großer Wärme der Empfindung, auch solche von wirklich geistreichem musikalischen Witz. Alles in allem jedenfalls ein ‚echter Strauß‘, den genau kennen zu lernen sich verlohnt.

Dr. Eugen Schmitz.

‚Oberst Chabert‘ von H. v. Waltershausen. Wieder hat das Genre der veristischen Oper, auf dessen große Bedeutung für die moderne Kunstentwicklung im ‚Hochland‘ schon so oft hingewiesen wurde, einen neuen durchschlagenden Erfolg erzielt, der sich diesmal auch an einen neuen Namen knüpft. H. W. von Waltershausen heißt der junge Münchener Tonsetzer, der durch seine in jüngster Zeit an vielen bedeutenden Bühnen glänzend aufgenommene Musiktragödie ‚Oberst Chabert‘ mit einem Schlag in die erste Reihe moderner Operntalente gerückt ist. Freilich, wenn man ihn als ‚Tonsetzer‘ bezeichnet, so trifft man den wirklichen Kern seiner Begabung eigentlich gar nicht, denn Waltershausen gehört zu jener für die Moderne höchst charakteristischen Gattung von ‚literarischen‘ Musikern, deren dichterisches Schöpfertalent das musikalische überwiegt. Nicht als ob er nicht ein technisch vorzüglich gebildeter, ausdrucksgewandter Musiker und in allen harmonischen, kontrapunktischen und orchestralen Künsten modernen Stils wohl erfahren wäre. Aber die starke Wirkung, die sein ‚Oberst Chabert‘ erzielt, geht doch zweifellos von dem spannend aufgebauten, mit großem Bühnengeschick angelegten Textbuch aus, dem die Musik als zwar eindruckssteigernder aber doch eigentlich nur sekundärer Faktor zur Seite steht. Das Werk ist somit wieder ein Beispiel für jene auf die Spitze getriebene Verwirklichung des Wagnerschen Prinzips von der dramatischen Musik als ‚Mittel zum Zweck‘, der wir in der Moderne mehr als einmal begegnen, und die selbst in exzessiver Erscheinungsform ihre tief begründete künstlerische Berechtigung noch dartut. Die nach einer Novelle von Balzac bearbeitete Waltershausensche Dichtung hat zum Gegenstand das Schicksal eines napoleonischen Offiziers, der, in der Schlacht verschollen und für tot erklärt, nach Jahren wieder in die Heimat zurückkehrt, dort sein Weib als Gattin eines anderen findet und im Kampfe um sein Recht und seine Ehre tragisch zugrunde geht. Also ein Sujet à la ‚Enoch Arden‘, das nicht neu ist, aber in so geschickter Bühnenfassung doch stets neue Wirkung tut. Mit schärfster dramatischer Konzentration ist das Ganze aufgebaut. Nur fünf Personen treten in Aktion; mit klarer, logischer Notwendigkeit, ungezwungener Steigerung und stets von spannenden Überraschungen begleitet, entwickelt sich aus ihrem Tun und Reden die Handlung, die auf jede äußere Theatralik verzichtet. Alles ist nach Innen projiziert und auf psychologische Entwicklung angelegt. Diese starke, gefühlsmäßige Basis läßt die Dichtung nach einer Seite hin als eminent ‚musikalisch‘ erscheinen. Dagegen liegt eine Schwierigkeit für die Vertonung in der poetischen Diktion als solcher. Das Ganze ist sozusagen ein Konversationsstück mit rastlos dahineilendem Dialog und fast gänzlich ohne jene Ruhepunkte, deren die Musik zur intensiveren Vertiefung ihrer Wirkungen eigentlich bedarf. Daraus hat sich der eigenartige musikalische Stil des Werkes von selbst ergeben. In stärkerem Maße noch, als dies beispielsweise d'Albert in ‚Tiefland‘ oder Puccini in manchen Konversationsszenen seiner Opern zeigen, hat Waltershausen seinen Text gewissermaßen nur musikalisch ‚untermalt‘, d. h. seinen

Worten eine tonliche Situations- und Stimmungsschilderung in großen Strichen beigegeben, die sich im einzelnen nur selten zu selbständig greifbaren Tongebilden verdichtet. Lange Strecken der Oper kommt einem die Musik als solche eigentlich kaum zum Bewußtsein; man empfindet sie nur als Wirkung verstärkenden, aber unselbständigen Appendix des dramatischen Geschehens. Das ist nun im Grunde genommen den ästhetischen Gesetzen des Musikdramas durchaus entsprechend und trägt seine künstlerische Rechtfertigung in der Tatsache seiner Wirkung. Andererseits aber bringt es doch eine Askese des rein musikalischen Genießens mit sich, die in solch scharfer Ausprägung auch im dramatischen Genre zum mindesten unnötig ist. Die großen Musikdramatiker aller Zeiten, voran Wagner, sahen den künstlerischen Schwerpunkt ihres Schaffens doch immer in der glücklichen Vereinigung musikalischer und dramatischer Wirkung. Und wenn vorhin d'Albert und Puccini genannt wurden, so ist nun beizufügen, daß auch sie stets bestrebt sind, ihre untermalende Musik doch in ein möglichst sinnfälliges melodisches Gewand zu kleiden; namentlich Puccini — hierin ganz der sangesbegnadete Sohn des Südens — weiß mit genialem Scharfblick alle nur irgend zu lyrischer Entfaltung geeigneten Punkte seiner Texte auszuspähen und intensiv auszunützen, ohne den dramatischen Fluß zu hemmen. In Waltershausens ‚Oberst Chabert' dagegen sind es der lyrischen Momente nicht nur überhaupt verschwindend wenige, sondern auch ihre musikalische Ausgestaltung vermag sich nicht stärker ins Bewußtsein zu drängen. Und im übrigen ist die Behandlung der Singstimmen so ausschließlich deklamatorisch, daß selbst Partien reichster musikalischer Entfaltung, wie die große Erzählung Chaberts im ersten Akt von seinen Schicksalen und Leiden oder sein mit mächtiger leidenschaftlicher Steigerung aufgebauter Schlußmonolog etwas Primitives, man könnte sagen ‚Melodramartiges' — musikalische Untermalung von Deklamation! — an sich haben. Bewundernswert aber erscheint jedenfalls die eminente Konsequenz, mit der der Komponist den einmal gewählten Stil das ganze Werk hindurch festhält und die zu der geschlossenen schlagkräftigen Wirkung des Ganzen nicht wenig beiträgt. Nur eine seltsame Ausnahme findet sich: das ist ein im alten Sinne opernhaftes Quintett im zweiten Akt, das trotz zweifelloser musikalischer Schönheiten wie ein Fremdkörper anmutet und zum mindesten stark gekürzt werden mußte. Alles in allem aber ist ‚Oberst Chabert' eine hochinteressante Erscheinung, ein höchst eigenartiger Beitrag zu dem seit Wagner so stark, und zwar gerade auf veristischem Gebiet in den Vordergrund gerückten Problem der tragischen Konversationsoper.

Dr. Eugen Schmitz

Vom Weihnachtsbüchertisch

Eine Bücherschau kann heutzutage nur durch Auswahl wirken. Die ungesichteten Erscheinungen finden unsere Leser auf den letzten Seiten eines jeden Heftes als Einlauf aufgeführt. Über Neuerscheinungen können sie sich außerdem aus dem Anzeigenteil unterrichten und nicht zuletzt aus den Beilagen der Verleger, die allerdings auch ältere Werke in Erinnerung bringen, unter denen es immer solche gibt, die es verdienen, nicht in Vergessenheit zu geraten. Diese Beilagen bilden, was das Bekanntwerden mit den Titeln neuer Bücher betrifft, eine Ergänzung unserer Bücherschau; doch sind wir natürlich weit entfernt, dadurch, daß wir sie zulassen, uns auch in jedem Fall den oft gleichzeitig von den Verlegern beigegebenen Urteilen anzuschließen. Um ganz Nichtiges und Verderbliches bekannt zu machen, bieten wir natürlich nicht die Hand. Aber einem höher gebildeten Leserkreis, wie es derjenige des ‚Hochlands' ist, wird man nicht verübeln können, wenn er erfahren will, was die namhafteren deutschen Verleger dem Volke anbieten und in welcher Form sie es anbieten. Der Umstand, daß ein solcher Verlagsprospekt ‚Hochland' beigelegt ist, bedeutet also noch lange keine Pauschalempfehlung für jedes darin aufgeführte Buch, so wenig also wie unsere Liste der eingelaufenen Bücher. Das wolle man für allemal festhalten. Wer ‚Hochland' regelmäßig liest, wird bald Urteilsfähigkeit genug besitzen, um zu wissen wo geistige und moralische Hochlandluft weht und ein Urteil von nicht vertrauenswürdiger und erprobter Seite wird ihn nicht verführen. Für die im ‚Hochland' gefällten Urteile steht die Redaktion selbstverständlich ein. D. R.

Klassiker und Verwandtes.

Wenn das innere geistige Leben der Nation und ihre Teilnahme an dem idealen Trachten ihrer Klassiker in demselben Maße wüchse wie die Ausgaben der Klassiker an Zahl und Qualität zunehmen, es wäre nicht schlecht um unsere Zukunft bestellt. Denn bei dem großen Angebot von Ausgaben in allen Abstufungen des Preises, Umfangs und der Ausstattung dürfte es bald für niemand mehr unerreichbar sein, sich das Beste an Büchern zu eigen zu machen, was deutsches Geistesleben hervorgebracht hat. An der Spitze stehen noch immer die großen Editionen des Verlags von Georg Müller in München, die als **‚Propyläen- und Horenausgaben'** bezeichneten chronologisch geordneten Ausgaben der Werke Goethes und Schillers, von denen die erste 40, die andere 16 Bände umfaßt. Hier erhalten wir nach langer Zeit wieder einmal die Klassikerdioskuren, dargeboten ohne gelehrtes Beiwerk, in monumentaler Form und Ausstattung und dabei doch zu einem Preis, der nicht unerschwinglich genannt werden kann, denn ein Band in Lexikonformat von durchschnittlich 400 Seiten guten holzfreien Papiers und mit einem Druck von erlesenem Geschmack ist in einfachem Einband (kart.) mit fünf Mark wahrlich nicht hoch gezahlt. Seit dem ersten Erscheinen vor zwei Jahren hat das Unternehmen regelmäßige Fortschritte gemacht, so daß von der Goetheausgabe bis Weihnachten 18, von der Schillerausgabe 7–8 Bände vorliegen werden. Das zugrunde gelegte Prinzip der chronologischen Textanordnung hat nicht nur den Beifall der Abnehmer gefunden, sondern auch sonst Nachahmung erfahren und wird neuerdings auch bei der ebenfalls im Müllerschen Verlag von Paul Bornstein herausgegebenen Säkularausgabe von **‚Friedrich Hebbels sämtlichen Werken'** (16 Bde. à 5 Mk., in Halbleder 8 M.) zur Anwendung gebracht. Mehr noch als bei unsern Klassikern scheint diese Anordnung gerade bei Hebbel am Platze, dessen Werke mit ihrer individualistischen Problematik den Blick viel gewaltsamer auf den Entwicklungsgang des Dichters hinlenken, als es selbst bei Goethe der Fall ist. In dieser Beziehung bietet die Bornsteinsche Ausgabe denn auch sehr viel Anregung zur eindringenden Beschäftigung mit Hebbel, und die bis jetzt vorliegenden beiden ersten Bände, in denen Gedichte und Erzählendes mit den Briefen, ästhetischen Betrachtungen, Kritiken und Tagebuchaufzeichnungen abwechseln, geben ein vortreffliches Bild von dem Hebbel der Wesselburener Zeit und der Hamburger und Heidelberger Arbeitsjahre. Die Gesichtspunkte, unter denen der als Hebbelforscher geschätzte Herausgeber die Einordnung und Datierung der einzelnen Teile vornimmt, haben den Beifall der maßgebenden Kritik und bewähren sich in der Praxis ausgezeichnet. Die Bände sind schön gedruckt und mit Bildnissen, Ansichten und Faksimileblättern bereichert.

Die **‚Goldene Klassikerbibliothek'** (Bong, Berlin), aus Hempels einst hochgeschätzten Ausgaben durch vollständige Neubildung hervorgegangen, hat sich, dank der gründlichen Bearbeitung und geschickten Organisation zu einem Sammelwerk ausgewachsen, dem die Gunst breiterer Kreise wohl auf lange hinaus treu bleiben wird. Die Ausstattung (dunkelrote Leinenbände mit einfacher Rückenvergoldung), das Papier (ein mäßig dicker Band faßt bis 800 Seiten!) sind gediegen, der Druck, die Bildzugaben klar und von gutem Geschmack, der Preis ungemein billig (Fouqués Werke — drei Teile in einem hübschen Leinenband von mehr als 800 Seiten — z. B. kosten nur 2,50 M.). Der Glanzpunkt des ganzen Unternehmens ist wohl die **‚vollständige Ausgabe von Goethes Werken in vierzig Teilen'** die unter den billigen Ausgaben bis jetzt keinen Rivalen hat was Vollstän-

digkeit und Billigkeit zugleich anlangt. Für die Zuverlässigkeit des Textes bürgen die Namen der Herausgeber. Die Einleitungen sind sachlich und knapp, Fußnoten u. dgl. sind vermieden, während die notwendigen Anmerkungen am Schluß der Textausgabe in gesonderten Bänden erscheinen zugleich mit einem Gesamtregister, das die vollkommenste Leistung zu werden verspricht, die bis jetzt für Goethes Werke unternommen worden ist. Dieser Umstand allein dürfte genügen, der Ausgabe auch dort noch Abnehmer zu gewinnen, wo ein Bedürfnis nach einer Goetheausgabe an sich nicht mehr vorhanden ist. Bis Weihnachten werden im ganzen 12 Bände vorliegen. — Von anderen Veröffentlichungen der Goldenen Klassikerbibliothek liegt uns die auf fünfzehn Teile zu sieben Bänden angelegte Ausgabe von **‚E. T. A. Hoffmanns Werken‘** (herausgeg. von Georg Ellinger) vor und eine dreibdge. **‚Immermann-Ausgabe‘**, die Werner Deetjan besorgte. Hoffmann und Immermann gehören zu denjenigen deutschen Erzählern und Schriftstellercharakteren, die man nicht hoch genug halten kann, die aber leider noch immer nicht nach ihrer wirklichen Bedeutung geschätzt sind. Daß aber auch hier ein Wandel des Zeitinteresses im Gange ist, tut bezüglich Hoffmanns, neben vielen andern Anzeichen, dieser neue Druck seiner besten Werke dar, während für den zwar nie so ganz außer Kredit gekommenen Immermann durch billige Neuausgaben wie die vorliegende die Teilnahme von neuem ausgebreiteter und vielseitiger wird. Es fehlt in den drei Bänden nichts, was zur Kennzeichnung von Immermanns dichterischer und schriftstellerischer Persönlichkeit aus seinen Werken wesentlich ist. Neben den großen Romanen ‚Münchhausen‘ und ‚Epigonen‘ erhalten wir das Hoferdrama, die größeren Versdichtungen Tulifäntchen und Merlin und das bisher ganz unbekannte Fragment einer Dichtung ‚Schwanenritter‘, sowie aus den autobiographischen Schriften die Aufzeichnungen: ‚Jugend vor fünfundzwanzig Jahren‘ und ‚Düsseldorfer Anfänge‘. Da die gebundenen Bände nur sechs Mark kosten, kann der Dichter für viele eine Entdeckung werden.

Die Eigenart einer anderen Sammlung, der **‚Tempel-Klassiker‘** (Tempel-Verlag, Leipzig) besteht in der auf alle Einleitungen, Anmerkungen und Kommentare verzichtenden Wiedergabe der Texte, die auf diese Weise dem Leser ohne andere Nebenabsicht als die des genießenden Lesens dargeboten sind. Schönheit der Ausstattung bei gleichzeitiger Billigkeit (Leinenband 3 M., Halblederband 3.75) zeichnen sie aus. Sie sind überall dort zu großer Beliebtheit gelangt, wo man den Stil des Buches nicht geringer schätzt als seinen Inhalt und das Buch selber als eine Zierde im Rahmen häuslichen Daseins empfindet. Es liegen neue Ausgaben von Uhlands poetischen Werken (2 Bde.), von Körners Werken (2 Bde.) und von Lessings Werken (7 Bde.) vor. Der Druckausstattung eignet unverkennbar etwas von der Schönheit und Zierlichkeit alter Ausgaben. Das gilt in ganz besonderem Maße von den sog. Gesamtausgaben in Ganzleder, worin Goethes Faust, Heines Buch der Lieder, Goethes italienische Reise und der Westöstliche Divan vorligen. Jedes Werk besitzt seinen eigenen Einband und kostet je nach dem Umfang 6—8 M. Eine schätzbare Neuheit sind die zweisprachigen Tempelausgaben, in denen unser Nibelungenlied (2 Bde., — dem altdeutschen Text ist auf der rechten Seite die Übertragung von Simrock gegenübergestellt) —, Shakespeares Hamlet (1 Bd.), Romeo (1 Bd.), Sommernachtstraum und Wintermärchen (1 Bd.) und Homers Odyssee (2 Bde.) erschienen sind. Es genügt, auf das Unternehmen aufmerksam zu machen, um ihm Freunde in Menge zuzuführen. —

Die Goetheliteratur — es wird auf sie zurückzukommen sein — hat in dem letzten Jahr einen ungewöhnlichen Zuwachs von bedeutenden Werken erhalten. Des Jesuiten **Baumgartners Goethebiographie‘** (Herder) hat dessen Ordensgenosse A. Stockmann in 3. Aufl. neu bearbeitet und dabei manche Ausstellung der Kritik wohlweislich berücksichtigt, wenn das Werk auch in seiner Grundauffassung sich gleich geblieben ist. Statt wie früher in drei, wird es nunmehr in zwei Bänden erscheinen, von denen bis jetzt nur der erste (Jugend-, Lehr- und Wanderjahre) vorliegt. Wie sehr es in Bezug auf die Fülle des Stofflichen allen anderen Biographien überlegen ist, wird einem besonders klar, wenn man den in zweiter Auflage vorliegenden **‚Goethe** von **Georg Witkowski‘** (E. A. Seemann, 1912, 484 S. geb. M. 7.50) und kaum minder **‚Houston Steward Chamberlains Goethe‘** (Bruckmann, München, 1912, 860 S. geb. M. 18.—) damit vergleicht. Beide Werke suchen auf Grund des Biographischen lediglich die innere Entwicklung klar zu legen; das Kleinmenschliche spielt dabei keine Rolle. Während Witkowskis knappere Darstellung sich chronologisch fortbewegt, hat Chamberlain sein Werk nach Goethes Tätigkeiten und Wirkungsweisen gegliedert, indem er einem eindrucksvollen

Lebensabriß die Kapitel: ‚Die Persönlichkeit', ‚Der praktisch Tätige', ‚Der Naturforscher', ‚Der Dichter', ‚Der Weise' folgen läßt. Wesentlich neue Auffassungen treten dabei nicht zu Tage, aber bei der bekannten, stets anregenden und universell gerichteten Schreibweise des Verfassers der ‚Grundlagen' und der Wagner- und Kantbiographien wird das Buch immerhin als eine eigenartige Erscheinung gewürdigt werden müssen. — **‚Goethe und die Antike'** nennt sich ein Werk von Ernst Maaß (Kohlhammer, Stuttgart 1912, brosch. M. 12.—), das Untersuchung und Darstellung in einem ist. Der Verfasser, ein lebendig an die Dinge herantretender Philologe, beklagt, daß unsere antiker Bildung so wenig geneigte Zeit das innige, des Dichters und Denkers ganzes Leben durchwaltende Verhältnis Goethes zur Kultur der Alten nicht mehr zu verstehen scheine. Demgegenüber zeigt er, wie tief Goethes Bildung in der Antike wurzelt, wie hier ein Strom lebendiger Tradition ununterbrochen fließt. Goethe ist auch heute noch ihr Träger: ‚Solange Goethe uns die Gipfelhöhe deutscher Bildung bleiben wird, kann die klassische Kultur unserm Volke dauernd nicht entfremdet werden.' Das schön geschriebene, umfangreiche Werk ist insbesondere für Schulmänner gedacht, ‚für solche, die es sind und solche, die es werden wollen, jene Bevorzugten besonders, in deren Hand der deutsche, der griechische und der lateinische Unterricht zusammengelegt ist.' —

So erfolgreich Maaß sich bemüht, die Einflüsse antiken Lebens auch schon in der Jugenddichtung Goethes nachzuweisen, darüber wird doch niemals ein Zweifel herrschen können, daß Goethes Frühzeit, die das klassische Ideal noch nicht als ein absolutes empfand, von einer ganz andern ursprünglichen Produktivität ist als jenes eigentliche Griechentum Goethes, dem trotz aller Ausweitung des Blickes, die schöpferische Unmittelbarkeit fehlt. Das wird einem immer wieder von neuem klar, wenn man sich den vorweimarischen Goethe genauer ansieht, wozu die nunmehr in sechs Bänden abgeschlossene vorliegende Publikation **‚Der junge Goethe'** von Max Morris (Inselverlag; jeder Band brosch. M. 4.50) die schönste Gelegenheit bietet. Aus der früheren dreibändigen Ausgabe von Baernays sind dank schätzbarer Entdeckungen fünf Textbände geworden, zu denen der sechste den Kommentar bildet. Er gibt über die dem Texte zu Grunde liegenden Handschriften Aufschluß, weist neue Quellen nach, erläutert textliche Schwierigkeiten, bringt aber auch einzelne Ergänzungen und verzichtet nicht auf ästhetische Würdigungen. Der wissenschaftliche Wert der Edition tritt damit in ein helles Licht, die ein Standwerk der Goetheliteratur genannt zu werden verdient.

Unter den Früchten von bleibender Bedeutung, die das vor einigen Jahren so ungestüm hervorgetretene Interesse für die romantische Schule gezeigt hat, ist eine der erfreulichsten die erste wirkliche Ausgabe von **‚Clemens Brentanos sämtlichen Werken'** die unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter von Karl Schüddekopf besorgt, im Verlag von Georg Müller, München seit 1908 erscheint. Sie wird 18 Bände (à 6 M. brosch.) umfassen, von denen sechs außer der Reihe erschienene Bände vorliegen. Sind die Herausgeber künftig von dem gleichen Glück wie bisher begünstigt, so erhalten wir hier eine Edition, wie wir sie bei einem neueren Dichter nicht oft erleben konnten. Das gilt besonders, wenn man sie mit der ersten Gesamtausgabe aus den Jahren 1852/55 vergleicht, die diesen Namen sehr zu Unrecht trägt, da eine beträchtliche Anzahl von Werken, die für das Verständnis des ganzen Brentano höchst wichtig sind, darin fehlt. Die Schüddekopfsche kritische Neuausgabe hat aber nicht bloß das dort Fehlende, jedoch immerhin Bekannte, zu neuen Ehren gebracht, sondern auch bisher der Öffentlichkeit Vorenthaltenes wie das Drama ‚Alois und Imelde' darzubieten vermocht. Es füllt mit einer Variante einen Band von 472 Seiten und macht eine besondere Würdigung unerläßlich. Wir beschränken uns daher hier zunächst auf die allgemeine Anzeige der Gesamtausgabe, der die Gebildeten unter den deutschen Katholiken eine ganz besondere Teilnahme schulden. Wie viel näher steht ihnen jedenfalls der in seinem gesamten poetischen Schaffen von religiösem Geist erfüllte Dichter der ‚Romanzen vom Rosenkranz' (Bd. 4) und der ‚religiösen Schriften' (Bd. 13 und 14) als z. B. Achim von Arnim, der Weggenosse Brentanos, bei aller Liebenswürdigkeit jedoch an die geniale Größe des Freundes nicht heranragend. Nichtsdestoweniger wird die billige Ausgabe **‚Achim von Arnims Werke'**, ausgewählt und herausg. von Reinhold Steig (3 Bde., Inselverlag) auch hier dankbare Aufnahme finden. Die Schätzung dieses Autors beruht ja nicht nur auf seinem echten Dichtertum, dem wir Gaben reinster Poesie verdanken, sondern ebensosehr auf seinem frommen Sinn, seiner reinen Vaterlandsliebe, seiner edlen Menschlichkeit, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt. Durch eine Familienstiftung ist es ermög-

licht worden, die vorliegende Ausgabe umsichtig ausgewählter Werke zu einem Preis (3 M.) herzustellen, daß sie, wie es in der Einleitung heißt, einem Geschenk an das deutsche Volk gleichkommt. —

Im März des nächsten Jahres jährt sich **Hebbels** Geburtstag zum hundertsten Male. Zwei Säkularausgaben seiner Werke werden bis dahin dem deutschen Volke zur Wahl stehen. Da ist vor allem die historisch-kritische von Richard Maria Werner (B. Behrs Verlag, Berlin), die man wohl als die Ausgabe bezeichnen muß, weil sie die Grundlage für alle künftige wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Dichter sein wird. Sie erlebt heuer ihre dritte Auflage, die vor den früheren die Annehmlichkeit voraus hat, daß der gelehrte Apparat von den Textbänden getrennt erscheint und zwar so, daß nach je vier Bänden ein Band mit den Lesarten und Anmerkungen erscheint. Im ganzen sind 16 Bände von durchschnittlich 400 Seiten 8° vorgesehen, zu dem ungewöhnlich niederen Preise von M. 3.50 pro geb. Band. Die vier ersten Bände nebst Apparatband liegen bis jetzt vor. — Die andere auf der kritischen Vorarbeit Werners beruhende Ausgabe in 16 Bänden, herausgegeben von Paul Bornstein ist bereits oben im Zusammenhang mit der Goethe-Propyläen-Ausgabe gewürdigt worden. — **‚Friedrich Hebbel, Ein Lebensbuch'** (Behr, Berlin) nennt sich eine chronologische Zusammenstellung aller Äußerungen des Dichters und Denkers zu einem geschlossenen Bild seines inneren und äußeren Lebens. Eine ungeheuere Fülle von Bekenntnissen und ‚Spiegelungen', ungefähr ein Sechstel der gesamten Briefe und Tagebücher ist hier auf 639 Seiten in Lexikonformat zu einer Art von Autobiographie aneinandergeordnet. Bei dem billigen Preis von nur 6 M. für den gebundenen Band, wird das Buch all denen eine willkommene Gabe sein, für die der Hebbel der Briefe und Tagebücher nach Neuland ist. Ein jeder Besitzer des ‚Lebensbuches' erhält von der Wernerschen Ausgabe von Hebbels Werken die ersten zwei Bände unentgeltlich, wenn er auf die ganze Ausgabe subskribiert. — Daß die grundlegende **‚Biographie Friedrich Hebbels'** von Emil Kuh (Braumüller, Wien, 2 Bde. gebd. M. 12.—) seit dem Jahre 1897 eine dritte Auflage erlebt, ist nur ein weiteres Symptom für die zunehmende Beschäftigung unserer Zeit mit dem Dichter. Mag auch Einzelnes in dieser Lebensdarstellung von der heutigen Forschung überholt und berichtigt sein, als Ganzes wird dieses Denkmal von Freundeshand nie seine Bedeutung verlieren und es entspricht durchaus seinem Charakter, daß der Verlag auch in dieser dritten Auflage nur einen Neudruck ohne jeden Zusatz und Eingriff von fremder Hand bietet.

Was Kuh für Hebbel, das hat Paul Schütze für dessen Landsmann, **Theodor Storm,** geleistet. Die von Storm selbst durchgesehene Darstellung seines Lebens und vor allem seiner Dichtung (dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Edm. Lange. Paetel, Berlin 1911. 6 M.) berücksichtigt jedoch das Biographische hauptsächlich im Hinblick auf die Dichtung Storms, so daß das Buch **‚Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens'.** Von Gertrud Storm (Curtius, Berlin 1912. M. 3.50) eine fast notwendige Ergänzung dazu bildet. Es ist die Tochter des Dichters, die sich hier die Aufgabe stellte, ‚ein möglichst getreues Bild' von Storms Leben zu schreiben und man wird nach dem bloß die Jugendzeit (1817—53) behandelnden Band eine Fortsetzung des Werkes nur wünschen können. Erst die letzten Jahre des Dichters hat die Verfasserin bewußt mitgelebt und so wird die Darstellung der zweiten Lebenshälfte den Charakter von Erinnerungen tragen, was bei der ersten nicht der Fall sein konnte. Nichtsdestoweniger bringt der vorliegende Band viel Neues zum Teil von Storm selber, zum Teil auf Grund von Briefen, die bisher nicht bekannt waren. Daß Storm ein anregender und sich gern über dichterische Dinge aussprechender Briefschreiber war, ist längst aus seinem wertvollen Briefwechsel mit E. Kuh, Mörike und Gottfried Keller bekannt. Seine **‚Briefe an Friedrich Eggers'.** Mit einer Lebensskizze von F. Eggers und Gedichtproben herausgegeben von H. Wolfgang Seidel (ebenda 1911. 3 M.), vierundzwanzig an der Zahl, erweitern unsere Kenntnis Storms nicht wesentlich, enthalten aber im einzelnen recht merkwürdige Aussprüche und machen die Ausgabe zu einer erfreulichen literarischen Gabe. Über Eggers orientiert eine Skizze des Herausgebers; er scheint als Mensch wie als Gelehrter ein bei weitem größeres Interesse zu verdienen als ihm bis jetzt entgegengebracht wurde. Die Anmerkungen zu einzelnen Briefstellen erhöhen den Wert der Ausgabe. —

Natur- und Länderkunde

Der gebildete Deutsche, der sein Wissen vom Menschen und dem menschlichen Körper erweitern, vertiefen und, was wohl nicht minder oft notwendig ist, berichtigen will, befindet sich in der glücklichen Lage, seine Zuflucht zu einem Werke nehmen zu können,

wie es bis jetzt wohl nur in deutscher Sprache geschrieben worden ist, wir meinen das Meisterwerk des Nestors der deutschen Anthropologen: **‚Der Mensch'**. Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage (zwei Bände mit je ca. 325 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck und mehreren Karten. Bibliographisches Institut, Leipzig-Wien, jeder Band geb. M. 15,—). Mit dieser neuen Auflage ist das erstmalig 1886 erschienene, 1894 zum zweitenmal neuaufgelegte, aber seitdem schon seit einigen Jahren vergriffene Werk wieder auf die Höhe der neuesten Erkenntnisse gebracht und kann somit zum drittenmal seine belehrende und im besten Sinn des Wortes aufklärende Mission erfüllen. Johannes Ranke gehört zu den Gelehrten, die sich über die Aufgaben ihrer Wissenschaft keinen Täuschungen hingeben, und die daher ‚alle Übergriffe von dem Boden der Naturbeobachtung auf jenen der Politik, Philosophie und Religion' ablehnen. Der Verfasser schrieb hierüber schon in dem Vorwort zur ersten Auflage die bedeutsamen Worte: ‚Es verbietet das schon die Würde der Wissenschaft, deren Ergebnisse und Fragen, um wertvoll und interessant zu sein, keiner „pikanten" Seitenblicke nach fremden Gebieten bedürfen . . . Man hat bisher nur zu häufig, namentlich in populär-wissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothesen mit den ebenso schwankenden politisch-philosophischen Tagesmeinungen verquickt; so mußte notwendig in dem der exakten Naturforschung fernestehenden Publikum die verhängnisvolle Meinung erweckt werden, als gäbe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengeistes feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrtum Schranken zu setzen.' — Dieser große, echt wissenschaftliche Standpunkt ist natürlich auch in der neuesten Bearbeitung nicht verlassen. Sie will ‚eine kritisch-wissenschaftliche Darstellung der Lehre vom Menschen geben in einer für jeden Gebildeten verständlichen Sprache'. Diese Absicht scheint uns vollkommen erreicht. Während der erste Band im allgemeinen von der Entwicklung, dem Bau und Leben des menschlichen Körpers handelt, verbreitet sich der zweite Band über die körperlichen Unterschiede bei den lebenden und den ausgestorbenen Menschenrassen und gibt zugleich eine lichtvolle, vorsichtig abwägende Übersicht über die vorgeschichtlichen Kulturüberreste. In beiden Bänden sind ganze Kapitel oder Abschnitte darin gänzlich neu; das meiste war im zweiten Bande nachzutragen, wo nicht umzuarbeiten. Rankes Werk ‚Der Mensch' ist ein glänzend ausgestattetes Standardwerk deutscher Bildung, das gerade in unserm naturwissenschaftlichen Zeitalter in keiner plan- und sinnvoll angelegten Bücherei fehlen sollte.

Zu einem würdigen Seitenstück und einer notwendigen Ergänzung des Rankeschen Werkes namentlich nach der prähistorischen Seite hin gestaltet sich immer eindrucksvoller das neue wundervoll ausgestattete Prachtwerk der allgemeinen Verlagsgesellschaft, **‚Der Mensch aller Zeiten'** (geb. M. 40,—). Nunmehr liegt der erste Band über den Menschen der Vorzeit, verfaßt von Hugo Obermaier, bereits abgeschlossen vor und rechtfertigt durchaus die hohen Erwartungen, die man bei der Autorschaft eines so hervorragenden, nun ja als Professor am Pariser Institut für menschliche Paläontologie schon länger wirkenden Sachkenners hegen durfte. Bei aller gewissenhaften Unterscheidung zwischen feststehenden Tatsachen und umstrittenen Theorien hat es Obermaier mit vollem Recht als seine Pflicht angesehen, die wahrscheinlicheren Hypothesen unverhohlen auch als solche hervorzuheben und damit den Leser zu einer gewissen lebendigen Anteilnahme am stetigen und unaufhaltsamen Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis zu erziehen. Die gleiche hohe Auffassung der Aufgabe kommt allenthalben zum Ausdruck in den bisher vorliegenden Lieferungen des zweiten Bandes, in dem Ferdinand Birkner, Professor der Anthropologie an der Universität München, zunächst den menschlichen Körperbau behandelt. Wir kommen auf das bedeutsame Werk nach seinem Abschluß noch ausführlich zurück. — In vieler Beziehung als Typ des populärwissenschaftlichen Prachtwerks, wie es nicht sein soll, muß die zusammenhanglose Blütenlese **‚Die Wunder der Natur'** bezeichnet werden, deren freilich glänzend ausgeführten Bildertafeln neben meist knapp gehaltenen Begleittexten anerkannter Gelehrter auch fantasievolle Feuilletons recht anfechtbarer ‚Fachmänner', wie Bölsche, Flammarion, Francé, Zell beigegeben sind; von Häckels monistischer Propaganda zu geschweigen (Verlag Bong & Co., M. 39,—). Wer die geistige Energie nicht aufbringen kann, die dazu gehört, nach tieferem Verständnis zu streben, der möge vor den unerschöpflichen Wundern der Naturordnung staunend verstummen, aber nicht aus bloßer Neugier herumnaschen. — Von **‚Brehms Tierleben'**, das in der erfreulich gründlichen Neubearbeitung Zur Straßens immer

mehr frühere Mängel abstreift, liegt nun auch bereits der erste Band der Reihe Lurche und Kriechtiere vor (Bibliogr. Institut, Leipzig; geb. M. 12,—), inhaltlich und illustrativ für jeden Aquarien- und Terrarienliebhaber ein Entzücken. Die Bearbeitung konnte keinem geeigneteren Sachkenner als dem Wiener Herpetologen Franz Werner anvertraut werden, dessen Verdienste gerade um dies Gebiet im ‚Hochland‘ bereits früher gewürdigt worden sind. — Die **‚Lebensbilder aus der Tierwelt‘** von Meerwarth und Soffel, die mit ihren sehr zahlreichen photographischen Naturaufnahmen des tierischen Freilebens geradezu einen neuen biologischen Illustrationstyp mustergültig begründet haben, erfuhren mit dem dritten Band der Säugetierreihe (Voigtländer, Leipzig; geb. M. 14,—) ihren Abschluß, der ihren Stoffkreis endgültig auf die europäische Säugetier- und Vogelwelt beschränkt. Man möchte wünschen, daß das prächtige Werk später doch auch noch auf weitere Tierkreise ausgedehnt werde, wobei im Begleittext etwas mehr Beschränkung der poetischen und theoretischen Lizenzen ratsam wäre; der wirkliche Naturbeobachter sollte hier immer das erste und letzte Wort haben, wie er es ja auch zumeist schon behält. — Als ein recht ansprechendes Beispiel der Art, wie auch ohne wissenschaftliche Vertiefung die Naturfreude sich lehrreich betätigen kann, sei das Skizzenbuch **‚Tiere der Heimat‘** von Rud. Zimmermann empfohlen (Verl. Th. Thomas, Leipzig; geb. M. 2,80), in dem der Verfasser hundert Abbildungen seiner nachahmenswerten photographischen Naturaufnahmen in sachlicher Weise erläutert; wegen geringer Einzelheiten kommt die Schrift nur für reife Leser in Betracht. — Neben der Tierwelt gibt es wohl für den Liebhaber keinen dankbareren Gegenstand freier Naturbeobachtung als den Sternenhimmel. So kann es uns nicht wundern, einem so namhaften und freilich lange genug verkannten Biologen wie J. H. Fabre auch als Freund der Astronomie zu begegnen. Sein fast im Plauderton geschriebenes Werk **‚Der Sternenhimmel‘** ist von K. Graff, Observator der Hamburger Sternwarte, in der deutschen Ausgabe bearbeitet worden (Verlag Frandh, Stuttgart; geb. M. 4,80) und kann nun sehr wohl zur ersten Einführung dienlich sein. — Zu einem gediegenen Gesamtabriß der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde runden sich sechs Bändchen der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt‘ ab (geb. je M. 1,25), in denen der Breslauer Geologe Fritz Frech alle wichtigsten Vorgänge **‚Aus der Vorzeit der Erde‘** in abgerundeten und sehr lehrreich illustrierten Einzelkapiteln (Vulkane, Gebirgsbau und Erdbeben, Tätigkeit des fließenden Wassers usw.) veranschaulicht. — Die in solchen Werken eröffneten Ausblicke in die Vergangenheit unseres Planeten und den großen Zusammenhang der Himmelskörper drängen naturgemäß auf umfassende Fragestellungen hin. An sie mit wirklicher Allseitigkeit und Besonnenheit heranzutreten und sich der schließlichen Grenzen unseres Wissens und Vermutens bewußt zu bleiben, dazu leitet in vorzüglicher Weise die Schrift des Freiburger Physikers Albert Godel über **‚Schöpfungsgeschichtliche Theorien‘** an (Verlag Bachem, Köln; geb. M. 3,—), der man darum noch weitere als die zweite Auflage wünschen möchte. — Wie wissenschaftliches Denken und seine praktische Anwendung in führenden Geistern sich entwickeln, das zeigen in besonders glücklicher, monographisch abgerundeter Form zwei treffliche Bändchen der ‚Sammlung Kösel‘ (geb. je M. 1.—): **‚Deutsche Physiker und Chemiker‘** von Prof. A. Kistner, **‚Deutsche Techniker und Ingenieure,‘** von Ing. F. M. Feldhaus. Zusammen stellen beide Bändchen zugleich eine Art fortlaufender, forschungsgeschichtlicher Erläuterung dar zu den einzigartigen Darbietungen, die das Münchener ‚Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik‘ enthält; die Meisterbildnisse aus dessen Ehrensaal sind als würdiger Schmuck beigegeben.

Das geographische Standard- und Modebuch ist heuer ausgeblieben, dafür liegen aber so manche andere, z. T. noch im letzten Jahre erschienenen Bücher unbesprochen vor, so daß, wer Freude an fesselnd geschriebenen Reiseerlebnissen hat, ebenso gute Auswahl findet, als wem es vorwiegend auf sachlich genaue geographische und volkskundliche Belehrung ankommt. Eine recht glückliche Vereinigung der beiden Vorzüge bietet das mit einem Vorwort S. Kgl. Hoh. des Prinzen Heinrich von Preußen versehene Prachtwerk: **‚Mit Zeppelin nach Spitzbergen‘.** Herausgegeben von A. Miethe und H. Hergesell, unter Mitwirkung von Zeppelin selber, sowie vielen hervorragenden Geographen und anderen Fachleuten (Bong u. Co., Berlin. Geb. M. 12.—). In dem stattlichen, 300 Seiten starken Band, den viele, hervorragend schöne, farbige Tafeln und Bilder in Schwarz-Weiß schmücken, sprechen die Teilnehmer an der Studienreise der deutschen arktischen Zeppelin-Expedition ihre Erfahrungen, Eindrücke und Beobachtungen aus. Die Frage der Zweckmäßigkeit der Verwendung von Zeppelinschen Luftschiffen fin-

det dabei ihre vielseitigste Beantwortung. Während Geheimrat Miethe die Reise des Schiffes ‚Mainz' schildert, was gut die Hälfte des Bandes in Anspruch nimmt, verbreiten sich die anderen Mitarbeiter über meteorologische und tierkundliche Beobachtungen und Prof. Hergesell erzählt die Aktionen des Expeditionseisschiffes ‚Fönix' und des Depeschendampfers ‚Carmen'. So rundet sich das Ganze zu einem trefflichen Bericht über das mit wissenschaftlicher Umsicht und Besonnenheit ins Werk gesetzte und mit hübschen praktischen Erfolgen zu Ende geführte Unternehmen. — Kein Reisebuch im eigentlichen Sinne und doch vom Hauch der großen Welt frisch durchweht, sind die Aufzeichnungen von Jagderlebnissen des preußischen Kronprinzen Wilhelm, die er unter dem Titel **‚Aus meinem Jagdtagebuch'** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1912. Geb. 7.50 M.) hat erscheinen lassen. In einem Schlußwort spricht er sich darüber aus, wie er die Jagd versteht, was sie ihm persönlich ist und wie das Leben in der Natur und mit allerhand Gefahren den frommen Sinn in ihm weckt. Nicht der Treibjagd, sondern der Pirsch gehört seine Liebe, und so sind es in der Hauptsache auch die spannenden Erlebnisse des Jagdgangs, die wir dank der anschaulichen und natürlichen Erzählungsgabe des hohen Weidmannes mitgenießen. Indien gehört zweifellos zu seinen stärksten Eindrücken. Ein gutes Drittel des Bandes ist den dortigen Jagdabenteuern gewidmet. Die übrigen führen uns ins schottische Hochland, wo der Kronprinz ein Hohelied auf englische Gastfreundschaft singt, nach Schlesien, wohin der Erzbischof von Breslau, Kardinal Kopp, den Kronprinzen zur Hirschbrunst geladen hatte, in den Bregenzerwald, auf den Schadonapaß oder nach Mützelburg. Das so menschlich schlichte, von aller Ruhmredigkeit gänzlich freie Buch, das den Namen der Herzogin Karl Theodor in Bayern auf dem Widmungsblatt trägt, zeigt auf schönen Jagdbildern den Verfasser in den verschiedenen Situationen des Jagdsports.

Daß auch den deutschen Jäger die Weidmannsfreude nach dem fernen Indien lockt, dafür haben wir neben dem Buche des Kronprinzen ein schönes Zeugnis in dem großen zweibändigen Werke **‚Aus Indiens Dschungeln'**. Erlebnisse und Forschungen von Oskar Kauffmann. (Verlag von Klinkhardt und Biermann, Leipzig 1913, geb. M. 20.—.) Nicht weniger als viermal hat der dem Jagdsport mit besonderer Leidenschaft ergebene Verfasser große indische Gebiete durchstreift und sich eine besondere Kenntnis der Dschungels erworben, dessen Poesie und Schrecken zugleich aus seinen Schilderungen zu uns sprechen. Die Zentralprovinzen Kaschmir, Mysore, Assam, Ostbengalen, Cochin, Nord-Kanara und Burena sind die von ihm besuchten Provinzen. So sehr das jagdsportliche Interesse überwiegt, so bieten die Schilderungen doch mehr als nur packende Bilder von Tiger-, Elefanten-, Gauers- und Sambars (Pferdehirschen)-Jagden. Ethnographische Beobachtungen sind nicht selten und manche forstwirtschaftliche Erwägung verraten Weitblick und praktische Sorge. Historische und philosophische Betrachtungen wird man von einem Jäger nicht erwarten, und es wäre daher kein Verlust für das Werk gewesen, hätte sein Verfasser die wenigen ziemlich oberflächlichen Urteile über Christentum und Missionswesen ganz unterdrückt. Die beiden Bände sind überreich mit meist sehr deutlichen Abbildungen, darunter 12 Photogravüren versehen; der Preis der für Jagdfreunde besonders reizvollen stattlichen Bände ist nicht hoch. — Was man begreiflicherweise in dem Buche eines ‚Kolonialenthusiasten' und Weidmanns nicht findet noch sucht, gibt überreich und in der glänzendsten Form das Buch eines Franzosen André Chevrillon, **‚In Indien'** (Julius Zeitler Verlag, Leipzig 1911), das Annette Kolb in einer Weise übersetzt hat, daß selbst feines deutsches Sprachgefühl die fremde Herkunft nicht merkt. Hier erleben wir Indien wie es ist als ein seltsames, zauberhaftes Ineinander von Kultur und Natur, Seele und Sinnlichkeit, Leidenschaft und Müdigkeit, und in Beschreibungen von Naturerscheinungen, Luft- und Lichteffekten tauchen wir tief in die Stimmungsgewalt seiner Landschaften ein und fühlen uns gefesselt wie von einer schönen, träumerischen, angenehm müde machenden Musik. Der Verfasser schreibt seine Beobachtungen, Eindrücke, Gedanken in Tagebuchform nieder. Der Stil ist vollendet, von einer Natürlichkeit und sachlichen Klarheit, wie sie in deutschen Büchern leider nicht häufig sind; seine Erzählungskunst verrät keine Mühe und ist doch bis ins kleinste hinein bewußt einfach. Und vornehm, wie die sprachliche Form, ist die Gesinnung. Allenthalben ein leises, achtungsvolles Herangehen an die Dinge und Menschen, sie nicht mit importierten Urteilen vergewaltigend, nur manchmal durch Vergleiche erhellend. Um diese wohltuende Vornehmheit recht drastisch zu empfinden, empfiehlt es sich, unmittelbar nach der Lesung dieses Buches einen Blick in die (in siebenter Auflage vorliegende) Arbeit eines Feuilletonisten zu werfen, ich

meine in das Buch: ‚**Indien und Ich**' von Hans Heinz Ewers (Georg Müller, München 1911, geb. M. 6.50). Gerade was das Buch des Franzosen so wohltuend auszeichnet, die allen Schilderungen und Urteilen zugrunde liegende Pietät und Zurückhaltung, macht in dem Buche des Österreichers einer saloppen Witzelei und Geistreichigkeit Platz. Sie vermag den bloß unterhaltungsuchenden Leser zwar in guter Laune zu halten, verdrießt, beleidigt den Mann von Geschmack jedoch durch die Art, wie schriftstellerische Eitelkeit ihr kleines, modernes Ich auf den Hintergrund einer alten und großen Welt aufzumalen beliebt. Wer im Stil des Spaßmachers über indische Erlebnisse und Wanderfahrten schreibt, darf sich denn auch nicht wundern, daß er da, wo er einmal gute und richtige Beobachtungen mit Ernst vorträgt, keinen großen Glauben und andächtige Zuhörer findet. Bezeichnend genug beginnt das Buch mit dem Kapitel: ‚Ich und die Bajadere', dem noch zwei ähnliche folgen — ob Wien, ob Indien — es ist immer dasselbe.

Wie bescheiden klingt hingegen der Titel des Buches von Dr. Konrad Günther ‚**Einführung in die Tropenwelt. Ceylon**'. (Engelmann, Leipzig 1911, geb. 4.80 M.) und wie reich, vielseitig und sachlich anregend ist sein Inhalt. In der Form eines Reiseberichts (der Untertitel lautet: ‚Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon') werden wir hier tatsächlich in das Leben der tropischen Natur eingeführt, und zwar an einem typischen Bilde, wie es die schier märchenhafte Insel dem Forscher darbietet. Doch beschränkt sich der Verfasser nicht auf seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen, sondern zieht auch die Fragen der englischen Verwaltung, der Sitten und Bräuche der Bevölkerung und selbst des religiösen Lebens in den Bereich seiner Betrachtungen, die durchaus ein tieferes Eindringen verraten. Das auch in seiner sprachlichen Form erfreuliche Buch ist mit zahlreichen Abbildungen versehen und wird jedem, dem das Glück eines Tropenbesuchs beschieden ist, höchst wertvolle Dienste leisten.

Wer vor einigen Jahren die Schilderung der Fahrt ‚Peking-Paris im Automobil', eine Wettfahrt durch Asien und Europa in 60 Tagen von dem bekannten italienischen Journalisten Luigi Barzini, dem Fahrtbegleiter des siegreichen Fürsten Borghese bei der kühnen Pionierfahrt des Automobils gelesen und wer trotz der vollständigen Neuartigkeit der Situationen und Unfälle unter den Chinesen, Mongolen und Muschiks das richtige alte, romantischkühne Wander- und Entdeckergefühl vermißt hat, der muß jetzt das Buch ‚**Als Vagabund um die Erde**' des amerikanischen Studenten Harry Franck über seine Weltwanderung lesen (Frankfurt a. M., Rütten und Loening, 8.50 und 10.— M.), die er als vagabundierender Matrose mit dem Entlassungsattest als Viehaufseher in der Tasche seines einzigen Anzuges zu Schiff, zu Fuß, mit der Bahn, stets auf die billigste Weise als Arbeiter, auf Schub, als blinder Passagier ausführte. Ohne Waffen und sonstige Ausrüstung, nur mit einem Kodak und, um diesen mit photographischem Material zu versorgen, mit 104 Dollar im Beutel, sonst auch ohne Geld, als was er unterwegs verdiente, tippelte er durch England, Holland, Deutschland, durch Frankreich, die Schweiz, Italien bis Neapel, ging mit dem Schiff nach Marseille, von da nach Palästina, nach Ägypten, dort weit am Nil hinauf, dann nach Ceylon, Vorderindien, Hinterindien, hier großenteils zu Fuß in den Dschungeln (?), dann China, Japan, wo er lange als russischer Spion in Verdacht war, und arbeitete sich auf einem Segler wieder nach Hause. Abenteuerliches, selbst Gefahrvolles genug, und auch das Alltägliche, das diesem Touristen ohne Geld und ohne Gewißheit, was der nächste Tag bringt, begegnet, voller Neuartigkeit. Weggenossen, Nachtasyle, Hungerleiden, im Freien nächtigen, Erlebnisse mit buddhistischen Mönchen, Verfolgungen, Arretierungen, Brotverdienst als Gärtner, Parkettbodenwichser, Zirkuswärter, Straßenbahnkontrolleur usw., vor allem die genauen Einblicke in das internationale Vagabundenleben, alles in vollkommener Sachlichkeit erzählt, eine Fülle gesunden Erlebens, die dieses Buch jedermann erfrischend und genußreich macht.

Artur Schubart, ‚**Auf Elchjagd in Norwegen**' (Verlag der Deutschen Alpenzeitung, München. Geb. M. 8.—), enthält namentlich Beschreibungen der nordischen Berg- und Waldesnatur, die gerade durch ihre schlichte, sachliche Anspruchslosigkeit den Leser ansprechen und in einer ganzen Reihe sehr guter Landschaftsaufnahmen ihre augenscheinliche Bestätigung finden. Die gleiche fesselnde Zuverlässigkeit eignet den Jagdschilderungen, nicht nur auf Elche, auch auf Schneehühner, Seeadler und mancherlei Wassergeflügel.

Des Malers H. Vogel, vom Verfasser selbst reichillustrierte ‚**Forschungsreise im Bismarckarchipel**' (Verlag Friederichsen u. Co., Hamburg. Geb. M. 16.—), bietet dem Ethnographen, und namentlich dem für die Kunst der Naturvölker interessierten, eine Fülle Material von seltener Ursprünglichkeit. Es ist darin vorläufig in großen,

frischen Zügen der Verlauf der ersten völkerkundlichen Expedition zusammengefaßt, die von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung in die deutsche Südsee entsandt wurde und mit so reichem, erst noch systematisch auszuschöpfendem Ertrag heimkehrte.

Volks- und Jugendschriften.

Gute Bücher für schlichte Leute sind keine leichte Sache. Unsere meisten Autoren sind zu literarisch und zu modern, um noch wirklich volkstümlich, d. h. anschaulich, religiös und zugleich sachlich schreiben zu können. Wenn wir heute von Volksschriften im engern Sinne reden, so denken wir zunächst an unsere ländliche und häuslich arbeitende Bevölkerung. Daß unsere Gebildeten an dieser Art von Literatur so geringen Anteil nehmen, läßt auf keinen besonderen Weitblick schließen. Sie beschäftigen sich mit der Frage flüchtig meist erst dann, wenn es gilt, irgend einem einfachen Menschenkind — das z. B. im Spital der Langeweile überantwortet ist — Geeignetes zu anregender Unterhaltung zu schenken. Da ist dann oft guter Rat teuer. Eine Reihe hübscher Veröffentlichungen bietet der Herdersche Verlag. Konrad Kümmel, der schier unermüdliche Volkserzähler, der durch die Bandreihen ‚An Gottes Hand' und ‚Sonntagsstille' sich einen zwar einfachen, aber großen Leserkreis geschaffen hat, fügt neuestens den beiden Bändchen ‚**Des Lebens Flut**' die Nummern 3 und 4 hinzu, indem er im Gegensatz zu den ersten Bändchen die Art der kürzeren Erzählung darin pflegt. Es sind vorwiegend moderne Lebensschicksale, die hier in eine meist religiös-moralische Beleuchtung und auf diese Weise in den Dienst praktischer Seelsorge gestellt sind. Daß es mit soviel schriftstellerischem Talent geschieht, ist das erfreuliche an diesen Gaben, die man immer wieder gern für einfache Leser wählen wird. — Ein reizendes Buch für den Gebildeten wie für den Mann aus dem Volke würden wir ‚**Heimgärtners Tagebuch**' von Peter Rosegger (Stackmann, Leipzig, geb. M. 5.—), nennen können, wenn der Verfasser nicht in seiner bekannten Weise ab und zu einen ‚Schlenkerer' auf das religiöse und kirchliche Gebiet machte und dabei seine Lieblingsmeinungen zum besten gäbe. Das geschieht zwar mitunter in recht verständiger Weise, aber anderwärts doch auch wieder so, daß jüngere katholische Leser geärgert werden müssen. Das ist schade, denn im übrigen steckt in dem Buch, das die kleinen Artikel aus dem ‚Heimgarten' wiedergibt, eine so gesunde und frische Lebensanschauung mit soviel Humor und Gradsinn vorgetragen, daß man das meiste als Perlen echter Volksschriftstellerei bezeichnen kann. In Österreich hat nur noch J. Wichner besonders in seinen Alzaunwurzeln (Kirsch, Wien) den Ton so echt zu treffen gewußt. Auf ihn muß man daher immer wieder das katholische Volk aufmerksam machen. — Als einen geradezu genialen Volksschriftsteller wird man ‚**Abraham a Sancta Clara**' auch heute noch empfinden, man mag ihn aufschlagen, wo immer man will. Die von Dr. Karl Bertsch herausgegebene ‚Blütenlese aus seinen Werken' (Herder, 1. Bd. 222 S. geb. M. 2.80; 2. Bd. 425 S. geb. M. 4.40) hat denn auch die Probe bestanden durch einen Erfolg des ersten Bändchens, der den Verlag zu einem zweiten ermutigte. Die Auswahl reiht aus den verschiedenen Werken des originellen Mannes das innerlich Zusammengehörige aneinander und bringt so eine Ordnung zustande, die durch die Abschnitte Gott und sein Reich, Der Mensch, Die Natur charakterisiert wird.

In der Frage der Jugendliteratur sind seit einiger Zeit wieder Auseinandersetzungen im Gange. Die Hamburger Richtung, die das Verdienst hat, den literarischen Gesichtspunkt stärker zu betonen, scheint mit dieser an sich berechtigten Forderung neuerdings darauf auszugehen, inhaltlich ihre mißliebige Erscheinung literarisch in Verruf zu bringen. Es handelt sich vor allem um vaterländische Tendenzen, die man aus künstlerischen Bedenken zu bekämpfen vorgibt. Dagegen setzt sich der Herausgeber der ‚Mainzer Jugend- und Volksschriften', W. Kotzde zur Wehr (‚Der Vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur', Verlag Scholz, Mainz) und man muß sagen, daß seine Ausführungen für die Hamburger nicht günstig wirken. Es scheinen tatsächlich Tendenzen in der dortigen Lehrerschaft zu bestehen, die der Pflege vaterländischer Gesinnung durch Jugendschriften abgeneigt sind, aber, anstatt offen mit der Sprache herauszugehen, sich hinter literarische Bedenken verschanzen. Nun würden ja auch wir einer noch so patriotischen Literatur nicht das Wort reden können, wenn sie eben nichts als patriotisch wäre. Eine gewisse literarische Qualität muß hinzukommen, um auch ein solches Buch für die Jugend empfehlenswert zu machen. Das aber ist bei der von den Hamburgern vornehmlich angegriffenen Sammlung der ‚Mainzer Volks- und Jugendschriften' (Scholz, Mainz) fast durchaus der Fall.

Schon die Namen der meisten Verfasser (Jos. Lauff, Charlotte Niese, Max Geißler, Gustav Falke u. a.) bieten dafür eine gewisse Gewähr. Auch der neueste Band **‚Der Steiger vom David Richtschacht'** von Kurt Geucke (geb. M. 3.—) tut es dar, wenngleich er kein patriotisches Thema im engeren Sinn behandelt. Wie ein Mensch in pflichttreuer Arbeit im Dienst moderner Technik (Bergwerk, Hüttenbetrieb, Welthandel) zu ethischer Größe heranwächst, ist sein spannend erzählter Inhalt. — Von dem **‚Deutschen Jugendbuch'**, herausgegeben von W. Kotzde (ebenda geb. 3 M.) liegt ein vierter Band vor. Er wendet sich an jüngere Leser als die obige Sammlung, ist im übrigen aber auf den gleichen lieben vaterländisch-deutschen Ton gestimmt.—**‚Jungdeutschland-Bücherei'** nennt sich eine neue Sammlung vaterländischer Jugenderzählungen des Verlags O. Spamer, deren drei erste, wohlillustrierte Bände (à Bd. geb. M. 3.50) es ermöglichen, des Unternehmens empfehlend zu gedenken. In dem Band ‚Der Junge, der eine Schlacht gewann' von Max Geißler wird eine Episode aus den Friederizianischen Kriegen mit poetischer Wärme erzählt, ‚Die Helden der Naukluft' führen den jungen Leser in den Tagen der Kämpfe mit Kapitän Witboi nach Südwestafrika und Willibald Alexis' Isegrimm, der hier um die weitschweifigen historisch-politischen Exkurse gekürzt ist, kennt man ohnehin. In dieser Art könnte noch manche tüchtige Leistung älterer Erzähler der Jugend zugängig gemacht werden.

Ausgiebig und gut haben sich die hübschen Jugendschriften des Verlags Abel & Müller in Leipzig diese Verwertung älterer Erzählungsliteratur zu Nutzen gemacht. Scott, Mügge, Alexis, Cooper sind mit vortrefflichen Bearbeitungen darin vertreten. Seegeschichten (‚Der Seeteufel' von Friedr. Meister) und Länderkundliches (‚Der Orient') bieten Abwechslung und verdienen Beachtung. Schöner Druck, leichtes Papier, farbige Bilder geben diesen Ausgaben ein besonderes Gepräge. —

Eine prächtige Sammlung von Volks- und Jugendschriften gibt der Bachemsche Verlag in Köln unter dem Titel ‚Aus allen Zeiten und Ländern' heraus, die um drei neue Bände (12—14) bereichert wird. Gerhard Hennes, der aus früheren Bänden ein guter Bekannter ist, hat in der Erzählung aus den ‚Erlebnissen eines Fremdenlegionärs' **‚Die Sklaven der Marianne'** ein vom vaterländischen Standpunkt aus für unsere heranwachsende Jugend sehr wichtiges Thema mit Geschick behandelt, denn von den hunderttausend Fremdenlegionären, die seit 1831 im Dienste der französischen Interessen dienenden Légion étrangère ihr Leben ließen, waren mehr als die Hälfte — Deutsche. Ad. Jos. Cüppers macht einen sagenberühmten Heerführer der Preußen **‚Herkus Monte'** zum Mittelpunkt einer fesselnden Erzählung aus der Zeit der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Durch polnische Darstellungen ist das Urteil über die Rolle, die der durch den Polen Konrad von Masovien herbeigerufene deutsche Orden in den östlichen Grenzlanden gespielt hat, verwirrt, und so ist es nur gut, wenn auch in der vaterländischen Jugendliteratur Unterhaltung und Belehrung zugleich geboten werden. In der Erzählung **‚Aus eiserner Zeit'** gibt Emil Franke eine Episode aus den Tagen der Befreiungskriege in anschaulicher und belebter Darstellung, und kommt damit dem durch die Jahrhundertfeier erweckten Interesse entgegen. Als gewandte Erzähler geben die Genannten den Erzählern der anderen Sammlungen nichts nach. Alle Bändchen sind durch Federzeichnungen illustriert und kosten geb. je 3 M. —

Zu den bereits bestehenden sehr guten Jugendzeitschriften (wir nennen diejenigen des Volksvereinsverlags, M.-Gladbach, ‚Der Kranz' für Mädchen, ‚Epheuranken' für die männliche Jugend und ‚Jung Land' für die ländliche Jugend) ist in ‚Sonnenland' eine neue, ‚für gebildete Mädchen' (Auer, Donauwörth) hinzugetreten. Sie gibt sich recht schmuck, ist reich mit Bildern ausgestattet, dürfte aber etwas mannigfaltiger im Text und vor allem kräftiger der Wirklichkeit im Sinne unseres tüchtigen, guten Bürgertums zugewandt sein. Vielleicht bringt der nächste, mit April beginnende Jahrgang eine etwas realistischere Note, indem er seinen Mitarbeiterkreis weniger exklusiv gestaltet und den ernsten sozialen Fragen, die heute auch unsere gebildeten jungen Mädchen nicht unberührt lassen, etwas kundiger ins Auge schaut. —

Für die Kleinen und Kleinsten hat der Scholzsche Verlag wieder eine Reihe tüchtiger Künstler in Kontribution gesetzt, und man muß sagen, daß nunmehr, da die Übertreibungen dieser neuen Bilderbuchkunst überwunden sind, auch das moderne Kinderbuch wieder mehr auf das Gemütvolle, echt Kindliche und auch auf das gehaltlich Bedeutsame ausgeht. Zwar die wundervolle Innigkeit und der Humor, den wir bei älteren Zeichnern (man nehme z. B. die Kinderbücher nach Schwind und Steinle des Kösel'schen Verlags!)

treffen, ist noch nicht wieder da, aber im allgemeinen ist es doch eine durchaus gesunde Atmosphäre, in die das Kind mit leuchtenden Farben eingeführt wird. Über die zahlreichen, meist sehr wohlfeilen Darbietungen für das früheste Alter orientiert man sich am besten aus den vom Scholzschen Verlag (Mainz) auf Verlangen zugesandten Prospekten. Die Einzelausgaben von Grimms Märchen in Bänden zu 1 M., die schon soviel Schönes gebracht, werden durch das von Stassen illustrierte Märchen ‚Die sieben Raben' vermehrt. Neu sind die von Kotzde herausgegebenen **‚Vaterländische Bilderbücher'** (der Band 1 M.), bei denen Künstler wie Angelo Jank, Karl Bauer, Frz. Müller-Münster und Stassen mitwirken. Die vorliegenden Bände ‚Friedrich der Große', ‚Zehn Jahre deutscher Not' (1803—1812), ‚Frühling und Freiheit' (1813), ‚Nach Frankreich hinein' (1814 bis 1815) sind an kein Alter gebunden, auch der Erwachsene wird an den flotten farbigen Vollbildern (8) und den zahlreichen Textzeichnungen seine Freude haben. — Auch der Schreibersche Verlag in Eßlingen legt eine Reihe von Büchern für die Kleinsten vor, denen wir jedoch nicht soviel abgewinnen können wie seinen Malbüchern und Bunten Kartonarbeiten, die jedenfalls die Beachtung aller Erzieher verdienen. Auch die Modellierbogen nach Art der Teubnerschen, besonders der Aeroplanbogen, verdienen viele kleine Hände in Bewegung zu setzen.

Religiöse u. philosophische Literatur.

Der bereits im Novemberheft begonnenen Auslese religiöser und apologetischer Schriften müssen vor allem noch die neuen Bände der **‚Bibliothek der Kirchenväter'** angereiht werden, die den klassischen Grundstock einer jeden einigermaßen ausgebauten Bücherei kirchlichen Schrifttums bilden sollte. (Verlag Kösel, Kempten.) Nichts wäre verfehlter, als diesen Werken nur ein spezifisch theologisches und historisches Interesse beizumessen. Gleich dem ersten Band, der in des hl. Augustinus ‚Gottesstaat' das Grundbuch christlicher Geschichtsphilosophie enthielt, bieten auch alle weiteren Bände der religiösen und philosophischen Vertiefung und nicht selten auch dem literarischen und poetischen Nachempfinden eine unerschöpfliche Fülle unvergänglichen Gehaltes dar. Das erstere gilt namentlich von den beiden Bänden der Schriften des ‚Hl. Irenäus' (übersetzt von Klebba, in Leinen je M. 3.30, in Halbpergament M. 3.80), in denen sich ‚der Vater katholischer Dogmatik' zumal mit der Gnosis, also der philosophischen Glaubensverwässerung jener längst entschwundenen Zeit, siegreich auseinandersetzt, und in der doch gar manches Kapitel — z. B. II, 10: ‚Was alles die glauben, welche nichts glauben' — im wesentlichen auch heute geschrieben sein könnte. Fast unbekannte Schätze erhabenster religiöser Poesie werden in dem Bande ‚Griechische Liturgien' (Deutsch von Storf, in Leinen M. 4.30, in Halbpergament M. 4.80) erschlossen, denen nicht minder wertvolle Legendenzyklen von Palladius und Gerontius angeschlossen sind. Das gleiche gilt von den ‚Ausgewählten Schriften syrischer Dichter' (Deutsch von Landersdorfer. In Leinen M. 3.80, in Halbpergament M. 4.30), die ihrem großen Vorbild, dem hl. Ephräm, würdig nacheifern. Dem Freunde mittelalterlicher Mystik bringen ‚Des hl. Dionysius Areopagita angebliche Schriften über die beiden Hierarchien', nämlich die himmlische und kirchliche, eine Menge von bedeutsamen Aufschlüssen. (Deutsch von Stiglmayr. In Leinen M. 3.80, in Halbpergament M. 4.30.) Der angereihte, nach platonischem Muster gebildete Dialog des hl. Methodius von Olympus zum Lobe der Jungfräulichkeit, ist wie viele andere Abschnitte gerade dieser vorliegenden Bände zum überhaupt ersten Male ins Deutsche übertragen worden, also auch in diesem Sinne eine ganz wesentliche Neubereicherung unserer religiösen Literatur. — Die Darbietung all der Schätze, die aus der katholischen Überlieferung in unvergleichlicher Weise immer neu geschöpft werden können, ist um so notwendiger und dankenswerter, als man sich auf allen Seiten ähnlicher Erneuerungsarbeit, wenn auch meist noch unter einseitig ästhetischen Gesichtspunkten, zu befleißigen beginnt. Verwiesen sei z. B. auf die edelwertigen **‚Byzantinischen Legenden'**, die Hans Lietzmann sorgsam erneut, aber charakteristischerweise gerade in den erbaulichen Stellen kürzt. (Verlag Diederichs, Jena. Gebunden M. 6.—.) Wenn man hinwiederum auf unserer Seite in sehr begrüßenswertem Beginnen einen religiösen Volksschriftsteller, wie Martin von Cochem erneut — Auswahl u. d. T. **‚Der Rosengarten'** von Heinrich Mohr (Verlag Herder, Freiburg. Gebunden M. 2.80) — so sollte man nicht fast ausschließlich die religiös belehrenden Stellen auswählen, sondern den ganzen Franziskanerpoeten in seinen eigensten Worten zu uns reden lassen, so wie er in dem abschließenden ‚Volksbuch von der Pfalzgräfin Genoveva' zu uns spricht. — Wenn man sich fragt, welche religiösen Schrift-

steller aus unseren Tagen eine gleich weitreichende und tiefe Wirkung ausüben können, als ein Cochem sie vordem so wird man nicht viele Namen zur Antwort wissen. Alban Stolz muß hier immer wieder genannt werden, aus dessen Schriften soeben eine neue, glücklich den christlichen Sozialisten betonende Auswahl **'Balsam für die Leiden und Wunden der Zeit'** von Wagner (Herder, Freiburg. Gebunden M. 2.60) erschienen ist. — Als den 'Cochem der gebildeten Kreise', nämlich als ein Seitenstück zu dessen Meßerklärung, hat man oft schon die Schrift von Nikolaus Gihr über **'Das heilige Meßopfer'** bezeichnet, von der bereits die 11. bis 15. Auflage vorliegt. (Herder, Freiburg. Gebunden M. 3.—.) Solche Werke, die nicht nur der verstandesmäßigen Einführung, sondern auch der gesteigerten praktisch-asketischen Anteilnahme am heiligen Opfer dienen, sollten in der Tat auch in Laienkreisen noch viel allgemeinere Verbreitung finden. Ähnliches gilt von dem durch Eisenhofer gründlich neubearbeiteten **'Handbuch der katholischen Liturgik'** von Valentin Thalhofer (Ebenda, 2 Bde. geb. M. 23.—), das nicht nur die Meßliturgie, sondern alle Sakramente und Sakramentalien, Breviergebet und Kirchenjahr dem lateinkundigen Leser durch eingehende herzensfromme Erläuterung näherbringt, auch den bedeutsamen Beziehungen zwischen Liturgie und Kunst gebührende Beachtung zuwendend. Bei der ersten Lektüre wird man gut tun, von den historischen Einleitungskapiteln und kleingedruckten Abschnitten abzusehen, die mehr für das eigentliche Theologiestudium bestimmt sind. — Die volle innerliche Anteilnahme am Leben der Kirche und alle Mittel, die sie mehren, mithin auch gute Erklärungen der Liturgie, sind sicherlich für die Erhaltung und Neubelebung positiver Religiosität von mindestens ebenso großer Bedeutung als die Apologetik im engeren Sinn. Erfreulicherweise findet diese und manche andere Einsicht eine freimütige und anregende Erörterung in der sehr beachtenswerten Schrift von Dr. P. Chrysostomus Schulte O. M. C. **'Die Kirche und die Gebildeten'** (Verlag Herder, Freiburg. Geb. M. 2.70), an die sich gewiß gar manche sachförderliche Diskussion und hoffentlich auch praktische Maßnahme anknüpfen wird. Beachtenswert ist, wie gering an Umfang der gewiß mild urteilende Verfasser die für gebildete Leser nach jeder Richtung befriedigende religiöse Literatur einschätzt. Es sollte deshalb die Erneuerungsarbeit von klassischen Werken katholischer Theologie aus jüngerer Zeit mit noch viel mehr Nachdruck gefördert werden, als es bisher geschah. Dazu rechnen wir vor allem die unmittelbar an das Bibelwort anknüpfenden Fastenbetrachtungen J. B. v. Hirschers, die Engelbert Krebs unter dem Titel **'Tage des Ernstes'** erneut hat (Verlag Kösel, Kempten. In Leinen M. 3.—, in Leder M. 4.50). Diese schlichten Worte tiefster Gläubigkeit werden wieder den Weg zu jeder empfänglichen Seele finden. Und auch die 'gebildeten' Leser wünschen sich gewiß nichts Besseres. — Von den großen theologischen Schriftstellern Deutschlands um die Mitte des 19. Jahrhunderts werden neben Hirscher, Möhler und Ketteler nun auch dem als erwählter Bischof von Rottenburg verstorbenen Linsemann wirkungsfähige Neuausgaben zuteil. Der bisherige erste Band von **'F. X. von Linsenmanns Gesammelten Schriften'**, herausgegeben von Alfred Miller (Verlag Kösel, Kempten. Geb. M. 6.40) enthält neben den eigentlich theologischen Beiträgen auch über ethische Grundfragen, die gerade zu unserer Zeit im Mittelpunkt der Weltanschauungskämpfe stehen, eine ganze Reihe höchst lesenswerter Abhandlungen. Probleme wie 'Gesetz und Freiheit', 'Aberglauben', 'Bedeutung der Predigt' und nicht zuletzt 'Schriftstellertum und literarische Kritik im Lichte der sittlichen Verantwortung' werden mit vorbildlichem Weitblick aufgefaßt und geklärt. — Wir nähern uns damit schon der eigentlich apologetischen Literatur, die naturgemäß immer gerade den ernstesten Zeitfragen besonderes Augenmerk zuwenden muß. **'Die Forderung einer Weiterbildung der Religion'** hat verdienstlicherweise Ludwig Baur in einem stattlichen Heft der 'Apologetischen Tagesfragen' (Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. Brosch. M. 1.20) einer allseitigen und grundsätzlichen Durchsprache unterzogen; gerade die modernsten religiösen Neubildungsversuche freiprotestantischen oder monistischen Gepräges erweisen sich einer gründlichen Durchleuchtung als widerspruchsvoll und unfruchtbar, die katholische Wahrheit allein bleibt allen theoretischen und praktischen Anforderungen und Einwänden gewachsen, nur sie gibt aller religiösen Sehnsucht volle Befriedigung. — Nur eine besondere Wendung dieses allgemeinen Problems bedeuten die modernistischen Neuerungsversuche, mit denen sich gleichzeitig zwei bedeutsame Schriften eingehend auseinandersetzen. Anton Gislers Buch **'Der Modernismus'** (Verlag Benziger, Einsiedeln. Geb. M. 7.40) bezieht in lehrreicher Weise auch 'Vorläufer und Grenznachbaren der Modernisten', wie 'Amerikanisten' und 'Neuapologeten' in den Stoffkreis mit ein (hier einzelne falsche

Angaben, wie z. B. S. 105, daß Lord Acton wieder ‚abgefallen' sei). Die Auseinandersetzung mit dem eigentlichen Modernismus beschränkt sich dann nicht auf eine nur kritische Auseinandersetzung mit dessen theologischen und philosophischen Grundirrtümern, namentlich mit dem Agnostizismus und Immanentismus, sondern gibt auch positive, apologetische Grundlinien des ‚echten Idealismus'. Wo der Verfasser die Grenzen des ihm eigentlich vertrauten Gebiets theologischen und abstrakt philosophischen Denkens überschreitet, läßt seine Beurteilung einzelner Persönlichkeiten und Geschehnisse öfters die genauere und stichhaltige Tatsachenkenntnis vermissen; es muß befremden, daß Gisler seine Anklagen so gut wie ausschließlich gegen ausländische Verhältnisse und gar nicht gegen die ihm eigentlich doch viel näher liegenden schweizerischen Zustände zu richten gut findet. — Durch ein höheres Maß besonnener Abwägung in allen Einzelheiten und durch stete, sicher abzielende Beschränkung auf das eigentliche Thema verdient daher entschieden den Vorzug das Werk über **‚Philosophie und Theologie des Modernismus'** von Julius Beßmer S. J. (Verlag Herder, Freiburg. Geb. M. 8.—). Es entwickelt und erklärt mit ruhiger Sachlichkeit den Lehrgehalt der letzten päpstlichen Kundgebungen gegen den Modernismus und weist die bestimmte Richtung vieler einzelnen Sätze namentlich gegen Loisys Doktrinen nach; ihre Widerlegung stützt sich vor allem auf bestimmte geschichtliche Tatsachen und die Denkgesetze des gesunden Menschenverstands. — Eine wirksame, populäre und doch reichbelegte Auseinandersetzung speziell mit den Angriffen, die mit religionsgeschichtlichen Waffen gegen den Offenbarungsglauben geführt werden, enthält die dritte Reihe der **‚Apologetischen Vorträge'** von Franz Meffert (Volksvereinsverlag M.-Gladbach. Gebd. M. 2.—). Die abgerundete Behandlung wirkt bei der Lektüre als besonderer Vorzug.

Ein apologetischer Grundgedanke belebt auch die Sammlung philosophischer Aufsätze, die uns Otto Willmann **‚Aus der Werkstatt der Philosophia perennis'** geschenkt hat (Herder, Freiburg. Gebunden M. 5.20); ein beziehungsreicher Aufsatz ‚Die religiöse Grundlage der Wissenschaft' ist an die Spitze des Ganzen gestellt und bei allen weiteren, mögen sie nun Fragen der theoretischen oder praktischen Philosophie, der Methodenlehre oder der Geistesgeschichte mit alter Meisterschaft auseinanderlegen, bleibt die Absicht letztbestimmend, den aristotelisch-thomistischen Standpunkt auch an dem modernen Problem zu bewähren. Nicht wenige der geistvollen Aufsätze sind zuerst im ‚Hochland' erschienen. Ein Seitenstück zu dieser Sammlung, welches den Verfasser auf seinem eigensten Gebiete, der Pädagogik, von neuem als führenden Geist erweist, bilden die gesammelten kleineren Schriften Otto Willmanns **‚Aus Hörsaal und Schulstube'** (Ebenda. Geb. M. 5.60), deren Lektüre bei der hohen Allgemeinbedeutung der grundsätzlichen Erziehungsfragen in vielen Stücken keineswegs nur dem Fachmann zugedacht ist. — Die langentbehrte, gemeinverständliche Einführung in die gesamte Gedankenwelt und zugleich die große Persönlichkeit des ‚Fürsten der Scholastiker' ist endlich durch Martin Grabmann, den gelehrten Geschichtsschreiber der scholastischen Methode, in seinem vortrefflichen Beitrag zur Sammlung Kösel: **‚Thomas von Aquin'** erstanden. (Verlag Kösel, Kempten. Geb. M. 1.—). Bei aller Knappheit der Zusammenfassung wird hier das umfassende Lehrgebäude des Thomismus so allseitig entwickelt, daß sich eine Enzyklopädie der philosophischen Grundsätze im Kleinen ergibt. — Das Bedürfnis zur systematischen Zusammenfassung fehlt dem philosophischen Denken unserer Zeit so wenig als dem des Mittelalters. Aber immer wieder zeigt sich, daß weniger noch die Zersplitterung in fachliches Spezialistentum als die innerliche Uneinigkeit der wichtigsten Grundanschauungen solchen Zusammenfassungen im Wege steht. Das zeigt auch wieder in voller Deutlichkeit der erste Band einer neuen **‚Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften'**, die von Arnold Ruge in Verbindung mit Wilhelm Windelband herausgegeben wird (Verlag Mohr, Tübingen. Geb. M. 8.20). Er hat die ‚Logik', also wie man meinen möchte die mindest umstrittene aller philosophischen Disziplinen zum Inhalt. Und doch ist sein übrigens reicher, von Windelband, Royce, Couturat, Croce, Enriques, Loßkij verfaßter, doch nur für Fachleute ganz zugänglicher und wichtiger Inhalt so uneinheitlich und auch widerspruchsvoll, daß man eher ‚Strömungen und Gegenströmungen in der Logik' als passenden Titel vorschlagen möchte. — Auch in dem Werk eines und desselben Verfassers kann man solcher inneren Zwiespältigkeit begegnen und zugleich wieder dem Streben nach Einheit. Das gilt z. B. von dem merkwürdigen und bemerkenswerten, oft an Schelling erinnernden ‚Versuch einer organischen Auffassung', den Karl Joël in dem Werk **‚Seele und Welt'** unternimmt (Verlag Diederichs, Jena. Gebd. M. 9.50). Die mechanistische und psychologistische Denkweise

klagt er an, ‚unser letztes Menschenalter um eine Weltanschauung betrogen‘ zu haben. Und seine eigenen, in poetisch gehobener Sprache hinströmenden Gedanken streben einer religiösen Weltauffassung, einer letzten ‚Einheit von Seele und Welt in Gott‘ in einem höheren als dem pantheistischen Sinne zu. Aber die klaren Ideen dringen in diesem gärenden Gewoge noch nicht vollends zum Licht, sondern tauchen nur hin und da verheißend auf: Die Welt als ein ‚organisches Kunstwerk‘, Gott als der schaffende, erhaltende und erhebende ‚Weltkünstler‘, das ist im Grund doch wieder aristotelisch, wenn auch noch allzusehr mit der ästhetischen Spiegelung und Umspielung der Begriffe sich begnügend. — Karl Joël, dem ‚Kulturphilosophen‘ an erster Stelle hat der bekannte Literarhistoriker Richard M. Meyer sein Werk über **‚Nietzsche‘** gewidmet (Beckscher Verlag, München. In Leinen M. 10.—; in Halbfranz M. 12.50) und er wollte es vielleicht auch damit zum Ausdruck bringen, daß er dem Durcheinandergären ausdrucksuchender Zeitgedanken den größten geistigen Zukunftswert beimißt. In Nietzsche ringt der Geist der Aufklärung mit dem der Romantik, der ethischen mit der ästhetischen Weltbetrachtung. ‚Man ist nur furchtbar um den Preis, an Gegensätzen reich zu sein‘, hat Nietzsche selbst bekannt. Diese Gegensätze versteht Meyer mit feinem Spürsinn aufzuweisen, aber ihre klärende Beleuchtung im Sinne irgend einer höheren entscheidenden oder versöhnenden Einsicht sucht man vergeblich, da er ja nur als Historiker und ‚Verehrer‘ Nietzsches — ja nicht als ‚Anhänger‘ — schreiben will; andre werden meinen, es sei unerläßlicher, selbst Gedanken zu haben, als sie bei andren noch so geistreich zu beleuchten und gegeneinander zu schattieren. Meyers unheimliche Belesenheit ermöglicht freilich auch in diesem Werk die vielseitigsten Reflexe. — Systematische Einheit des Denkens und Enzyklopädismus sind im Grunde die weitesten Gegensätze. Kein Wunder, daß unsre Zeit so reich mit ‚Wörterbücher der Philosophie‘ gesegnet ist, die, — wenn man von Otto Willmanns sparsam auslesendem und gerade deshalb universellem und standpunktklarem Büchlein über **‚Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke‘** absieht (2. Aufl. Verlag Kösel, Kempten. Geb. M. 1.—) — nur noch möglichst viele fremde Ansichten zusammenstellen wollen. Nicht nach Gegenständen, sondern nach Urhebern geordnet, geschieht dies in dem **‚Philosophenlexikon‘** von Rudolf Eisler (Verlag Mittler u. Sohn, Berlin. Geb. M. 18.50), das über Lebensdaten, Werke und Lehren der Denker aller Zeiten und besonders der Gegenwart vielseitige, aber durchaus nicht immer lückenlose und ganz zuverlässige Auskunft gibt.

Unsere Kunstbeilagen

Das Weihnachtsbild ‚Die Weisen aus dem Morgenlande‘ von G. B. Tiepolo, geb. 1696 in Venedig, gest. 1770 in Madrid, zeigt ein religiöses Empfinden, das in der letzten, stark stofflichen Prachtentfaltung eines ausgehenden Kunstzeitalters durch den Gegensatz von massiver Komposition und repräsentativem Szenenaufbau zu einer betonten Natürlichkeit der Empfindung wirksam wird.

Zu den Radierungen von Adolf Schinnerer vgl. den Aufsatz ‚Zur Zeitlage des deutschen Formcharakters‘.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



George Fred. Watts/Der Schlummer der Zeitalter





Zehnter Jahrgang Januar 1913

Internationale Verständigung

Von Martin Spahn

Als im Sommer und Herbste 1911 aus dem Marokkohandel ein europäischer Krieg zu werden drohte und chauvinistische Blätter die Erregung im englischen, deutschen und französischen Volke noch schürten, vereinigte sich in Frankfurt eine Anzahl deutscher Männer und Frauen in der Hoffnung, gemeinsam der Kriegshetze wirksamer als einzeln entgegentreten zu können. Das Vorbild bot Frankreich. Ein Ausschuß aus Männern der verschiedensten politischen Richtungen wurde gebildet, die Werbetätigkeit begonnen und nach einem Jahr der erste Anlauf zu augenfälligerem öffentlichen Auftreten mit einer Hauptversammlung in Heidelberg genommen.

Aus dem äußeren Anlaß, der zur Gründung des Verbandes führte, erklärt sich, daß der Verband von vornherein vielen nur als eine Spielart der mannigfachen pazifistischen Vereine erschien. Zwar verwahrte sich der Verband entschieden dagegen: er wolle nicht um jeden Preis ein Gegner des Krieges sein, nur gewissenloser Hetze zum Kriege Widerstand leisten. Aber noch jetzt wird gerade in der Presse der Pazifisten diese Beteuerung nicht sehr ernst genommen, vielmehr als bloße Taktik ausgedeutet. In Heidelberg mußte schon die Weihe der Stätte, zu der der Verband seine Mitglieder und Freunde geladen hatte, auf die deutschen Anhänger der Verständigungsbestrebungen wie ein Symbol wirken, das sie mahnte, für eine genaue und unzweifelhafte Scheidung der Aufgaben ihres Verbandes und der pazifistischen Bestrebungen zu sorgen. Fünfzig Jahre früher waren in derselben Stadt die Führer des Nationalvereins zusammengekommen und hatten dort die Kundgebung erlassen, der von allen Aufrufen ihres Vereins der stärkste Widerhall beschieden war. Diese

Kundgebung aber hatte unbedingt und mit leidenschaftlicher Schärfe den Anspruch des deutschen Volkes auf seine nationale Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit ausgesprochen! Auf die Vorkämpfer der nationalen Sonderung schaute damals die Schloßruine im Schimmer der gleichen stummen und wehmütigen Schönheit aus der sie umschließenden Farbenpracht des Bergwalds hernieder, wie nun auf die Herolde der internationalen Verständigung. Sie wirkt ebenso eindringlich als Denkmal der zerstörenden Leidenschaften des Krieges wie als Warnung, daß kein Volk ungestraft die Kraft seines Staatslebens und die kriegerische Zucht verfallen läßt.

Gewiß, die Spannungen unter den Staaten, die uns zur Stunde alle in Bewegung halten, sind nicht nur das Erzeugnis hetzerischer Reden und Schriften. Wenn Chauvinisten gegenwärtig wieder in allen größeren Völkern breite Schichten mit sich fortzureißen vermögen, ist es doch nur, weil sich diese Völker über echte und große Bedingungen ihres Daseins nicht einig werden können, und weil ihre Empfindungen wider einander derart erregt sind, daß sie sich unter jedem Drucke schmerzlich aufbäumen. Zuweilen bedarf es ganz leiser Berührung dafür; das hat ein auch in der Öffentlichkeit viel bemerkter Vorfall der Heidelberger Tagung selbst aufs deutlichste bewiesen.

Aus Frankreich war der Patriarch der Verständigung auf französischem Boden, Baron d'Estournelles, herbeigeeilt und richtete in der ersten öffentlichen Versammlung eine Ansprache an die deutschen Freunde. Es war eine köstliche Probe französischer Beredsamkeit, ohne alle Effekte rhetorischer Kunst und doch von höchster rhetorischer Wirkung. Wie ein Traumbild zauberte d'Estournelles plötzlich die draußen im Sonnenglanz ragende Ruine vor die Seele seiner Zuhörer, rührte schonend daran, daß auch sein vaterländischer Boden Ruinen trage, und rief dann beschwörend aus, daß niemals mehr die beiden Völker in blutigem Kriege um das Elsaß streiten dürften. Die elsaß-lothringische Frage müsse durch gemeinsame Verständigung beider Völker zum Austrag gelangen. Das war voller Takt gesagt, und doch steckte sich der Zweifel sogleich dahinter, ob nicht selbst in dieser verbindlichen, nicht einmal diplomatisch anzufechtenden Form insgeheim die alte Absicht weiterlebe, das Anrecht Deutschlands auf das Land zwischen Rhein und Wasgenwald trotz aller vertraglichen Bürgschaft wieder einzuschränken. Denn soll dies Anrecht unangetastet bleiben, so bedarf es keiner Verständigung mehr zwischen Frankreich und Deutschland über Elsaß-Lothringen. Man achtete plötzlich darauf, daß besonders viele Elsässer nach Heidelberg gekommen waren. Sicherlich hatte auch sie nur die Hoffnung hierher getrieben, daß die Tagung dazu dienen würde, die beiden großen Nationen innerlich zu nähern, an denen sie infolge ihrer kulturellen Erlebnisse zur Zeit gleichmäßig starken Anteil nehmen. Mußte aber nicht, wenn selbst dieser gemäßigte Franzose von einer künftigen internationalen Verständigung über das Los der Elsässer sprach, deren Trachten nach einer Autonomie frisch angespornt werden, die nur im Wortklang mit der Autonomie unserer deutschen Bundesstaaten etwas gemein, jedoch einen so völlig anderen Inhalt hat. Denn die Autonomie der Bundesstaaten beruht auf der Voraussetzung, daß sie fest mit dem deutschen Volkstum verwachsen sind;

die Autonomie, auf die viele Elsaß-Lothringer sinnen, soll aber das elsässische und lothringische Volkstum gerade von dem deutschen entfernt und in seiner Zwischenstellung zwischen Frankreich und Deutschland erhalten. Ein paar Stunden später, als während des gemeinsamen Mittagmahles die durch d'Estournelles Ansprache aufgeregten Gefühle eben in raschem Tischgespräch sich wieder zu verflüchtigen schienen, setzte sie ein die heikle Frage derb anpackender Toast Grand Carterets erst recht in Schwingung. Darauf kam am andern Morgen der laute und kräftige Widerhall von deutscher Seite aus Lamprechts Munde. Der Vorstand trat zusammen, und das Ergebnis war eine von ihm beschlossene Erklärung, daß er keine elsaß-lothringische Frage kenne. Schrill wie ein Mißton klang die Erklärung in den Kreis hinein. Man war geneigt, einzelnen die Schuld zu geben, daß es zuletzt soweit gekommen war, und doch hatte nur ein Vibrieren der allgemeinen europäischen Erregung die Versammlung durchzittert.

War die Tagung ein Mißerfolg? Äußerlich vielleicht. Es war ihrer Wirkung schon nicht günstig, daß sie in die Wochen fiel, da sich die Balkanvölker erhoben und ganz Europa mit in kriegerische Bewegung geriet. Auch war der Besuch der Versammlungen nicht eben zahlreich. Rechnete man die Ausländer und die Elsässer ab, so schrumpfte der Kreis der reichsdeutschen Teilnehmer, auf den es doch vorzüglich ankam, so sehr zusammen, daß daraus kaum auf ein lebendiges Verständnis im deutschen Volke für die Ziele des Verbandes zurückgeschlossen werden konnte. Entsprechend machte die Presse nicht viel Aufhebens von der Tagung. Der innere Gehalt der Verhandlungen aber war recht erheblich und kann, einsichtig verwertet, die Werbetätigkeit des Verbandes fortan aufs schönste vertiefen und befruchten.

Hatten die nervösen Erscheinungen, die die Spannung zwischen den Großmächten begleiten, den ersten Anlaß zum Verbande gegeben, so stellte Geheimrat Ullman, der Vorsitzende des Verbandes, in seiner Eröffnungsansprache fest, daß das psychische Problem, mit dem man es zu tun habe, einer dauernden und nicht auf jene Erscheinungen sich beschränkenden Behandlung bedürfe. In der Tat! Nur wenn das Gemütsleben der Nationen allmählich durch eine geeignete Beeinflussung der öffentlichen Meinung entspannt und beruhigt wird, werden chauvinistische Hetzereien jene nervösen Erregungen nicht mehr zu erzeugen vermögen.

Den Völkern muß zunächst systematischer und sachkundiger wie bisher zum Bewußtsein gebracht werden, wie mannigfache und beachtenswerte Hemmungen schon jetzt überall unverhofftem und unverantwortlichem Friedensbruche entgegenwirken. In Heidelberg schilderte Piloty in einem klaren und anschaulichen Vortrag, wie ungemein sich die Zahl und die ins Breite gehende Arbeit der offiziellen und nichtoffiziellen Organe internationaler Verständigung vermehrt hat. Neben der Diplomatie ist das Heer internationaler Kongresse, Konferenzen, Verbände aufmarschiert; es steht gleichsam als internationales Parlament der Diplomatie gegenüber und geht schon oft Hand in Hand mit ihr. Lamprecht ergänzte seinen Vorredner, indem er aus der Werkstatt seines reichen organisatorischen Schaffens berichtete, wie auf dem Gebiete der Ge-

schichtswissenschaft das internationale Interesse neben dem nationalen sich wieder rege, und bei den Anforderungen der heutigen geschichtlichen Methode ein unmittelbares Zusammenarbeiten von Angehörigen aller Nationen nötig mache. Davon sei mit der Zeit eine erfreuliche Rückwirkung auf die Intellektuellen der ganzen Kulturwelt zu erwarten.

Neben dem gewaltigen Aufgebot internationaler Zusammenkünfte nimmt sich das vor anderthalb Jahrzehnten im Haag begonnene Werk noch unansehnlich genug aus. Geheimrat Zorn, der Deutschland dort vertritt, wollte darüber Aufklärung verbreiten; ein leichtes Unwohlsein verwehrte es ihm. Um so größere Aufmerksamkeit erntete andern Tags Walther Schücking, als er es auf sich nahm, die Tätigkeit der Haager Gerichtshöfe zu skizzieren und dann in fast überschäumendem Idealismus das so zarte und heimlich wachsende, aber schon jetzt heilkräftige Pflänzlein vor dem geistigen Auge seiner Zuhörer zu einem seine Zweige weithin ausdehnenden, machtvollen Baume entwickelt darstellte.

Es wäre schon von Belang, wenn die Haager Gerichtshöfe auch nur in dem ihnen bisher zugewiesenen Bereich ihre Rechtsprechung auszugestalten vermöchten. Denn so wenig daran zu denken ist, das Aufeinanderprallen allgemeiner Macht- und Lebensinteressen der Staaten und Völker anders als durch den Einsatz ihres Lebens und ihrer Macht, d. h. durch den Krieg auszutragen, so sehr muß es allen erwünscht erscheinen, daß es nur zu Kriegen kommt, wenn sie in Wahrheit die ultima ratio sind. Alle vorzeitigen Verwicklungen, alle bloßen Stimmungsexplosionen, alle kleinen Streitfälle sollten und können friedlich ausgeglichen werden. Die vom Haag ausstrahlende Wirkung erzieht die Diplomaten schon sichtlich dazu, in Übereinstimmung mit den Richtern dort, Funken, die hier und da im internationalen Leben aufspringen, niederzutreten, ehe sie in das Pulverfaß großmächtlicher Machtansprüche gelangen und es ohne Not entzünden. Noch stärker aber beeinflußt die Haager internationale Rechtspflege das Denken der Völkerrechtslehrer.

Am packendsten kam dies durch Schückings Vortrag zur Geltung. Aus ihm hörte man, wie das Völkerrecht, wenngleich vorerst nur theoretisch, seine Herrschaft dem Selbstbestimmungsrecht der Staaten gegenüber auszudehnen verlangt und wie es entsprechend immer wichtigere Objekte ihrer Gerichtsbarkeit zu entziehen und einer über den Staaten stehenden Gerichtsbarkeit zu unterwerfen bestrebt ist. Zwischen Theorie und Praxis, zwischen völkerrechtlichem Postulat und diplomatischer Bereitschaft mag heute noch ein weiter Abstand sein. Nachdem aber einmal die ersten Zugeständnisse von staatlicher Seite gemacht worden sind, darf man die Möglichkeit der weiteren Entwicklung nicht unterschätzen. Denn das vom Katheder aus gesprochene und immer wiederholte Wort schafft sich im Laufe der Jahre eine wachsende Schar von Vorkämpfern im praktischen Leben. Auch die Diplomaten der nächsten Jahrzehnte werden zu Füßen der heutigen Völkerrechtslehrer gesessen haben, wie die Männer der Presse und die Intellektuellen der Parteien. Das deutsche Verfassungsleben ist reich an Belegen für solche Wirkung. Nur hätte man als Zuhörer in Heidelberg gern auch darüber etwas erfahren, ob sich außer unseren eigenen Völkerrechtslehrern

in gleicher Weise die Völkerrechtslehrer anderer großen Nationen vom Haag her anregen lassen. Nicht nur muß uns unsere Geschichte im 18. Jahrhundert davor warnen, allein Verständigungsgedanken nachzuhängen, sondern es kann auch vom Völkerrechte eine mäßigende Wirkung auf die politische Praxis in diesem Falle natürlich nur ausgehen, wenn sich seine Lehre überall mit dem neuen Geiste erfüllt. Vorausgesetzt, daß schon jetzt oder doch in Zukunft diese Frage bejaht werden kann, darf gesagt werden, daß der Verband gerade für die Neuorientierung des völkerrechtlichen Denkens in Verbindung mit der Verständigungsbewegung unserer Tage ein sehr wichtiges Organ zu werden verspricht. Die deutschen Völkerrechtslehrer haben sich ihm nach und nach in überraschend großer Zahl angeschlossen. Ihre Gegenwart gab der Heidelberger Tagung das Gepräge. Durch den Verband kann nun die öffentliche Meinung über die Arbeit und das Streben der Völkerrechtslehrer laufend aufgeklärt werden, wie diese selbst durch ihn im Falle seiner günstigen Entwicklung aufs beste in Fühlung mit der öffentlichen Meinung und deren Anforderungen gehalten werden können. Wohl kein Fach der Rechtswissenschaft bedarf dieser Fühlung durch Vermittlung eines besonderen Organs im gleichen Maße, weil keines so leicht dazu kommen wird, Brücken in die Lüfte zu schlagen, und anderseits keines seine wissenschaftliche Arbeit so dem unmittelbaren Gesichtskreis der Bevölkerung entrückt verrichtet.

Die internationalen Vereinigungen und das wieder erstarkende Völkerrecht werden aber um so wirksamer die kriegerischen Leidenschaften glätten und den Haß der Völker widereinander mindern können, je verständnisvoller sie ihre Ideen an die einzelnen Nationen in einer Form herantragen, die deren eigentümlicher Denkart angepaßt ist. Die eigentümliche Denkart jeder Nation ist ein Erzeugnis ihrer Geschichte. So ist zu wünschen, daß bei der Arbeit des Verbandes der Historiker den Praktiker und den Juristen unterstütze. Dieses Bedürfnis zu erweisen, war die Aufgabe eines Vortrages, der über die deutsche Nation und die Entwicklung des Friedensgedankens in ihr gehalten wurde.

Das deutsche Volk hat, ähnlich wie das französische, stets entweder geradezu den Trieb in sich gespürt, auf das gesamte Abendland zu wirken, oder zum mindesten sich als Glied Europas empfunden und gefragt, wie die Ordnung seiner staatlichen Verhältnisse auf das übrige Abendland zurückwirke. Nie hat es erobern wollen. Immer wurde es im Hinblick auf Europa von zwei Idealen geleitet: Friede und Freiheit. Im 18. Jahrhundert ist es darüber sogar, wie jedermann weiß, in die Gefahr geraten, um seine selbständige politische Zukunft zu kommen. Noch zur rechten Zeit vor dem Abgrunde zurückgebebt, rastete es im vergangenen Jahrhundert nicht, bis diese Zukunft ihm in der Gestalt des heutigen Deutschen Reiches gesichert war; die Lehre hat sich ihm tief eingeprägt, daß auch die Friedens- und Freiheitsliebe nicht übertrieben werden darf. Schreckhaft wie das Bewußtsein in der Nation aufkam, verloren für sie die beiden alten Ideale sogar eine Zeitlang fast ganz ihren Wert. Ihre Preisgabe aber liefe auf einen Bruch mit unserer Vergangenheit hinaus; mit ihr würde auch die Verbindung für immer hinfällig werden, die von je zwischen den politischen Absichten unseres Volksgeistes und der reichen Fülle seiner ethischen Ideale bestand. Ist unser Volk doch schon durch das bloße Zurück-

treten jener beiden Ziele seit 1870 um vieles oberflächlicher geworden. Zurzeit wird ein Buch Meineckes, ‚Weltbürgertum und Nationalstaat', viel gelesen. Der ernsteste Einwand gegen seine Beweisführung ist sein Mangel an Historikerempfinden dafür, wie tief der Gedanke einer europäischen Gemeinbürgschaft und der Glaube an die Macht des Rechtes auch im Völkerleben in dem Werdegang der deutschen Nationalstaatsidee von je ihre Wurzeln geschlagen hatten. Das Buch ist ganz im Banne der neuliberalen Lehre vom Wesen des Staats geschrieben, die sich als eine Kreuzung Bismarckischer Praxis und der liberalen Nationalitätstheorie darstellt.

Nicht die Liebe zum Frieden und zur Freiheit selbst war verderblich, sondern ihre selbstsüchtige Übertreibung durch die Reichsstände des 18. Jahrhunderts und ihre Verquickung mit der Gleichgewichtslehre derselben Zeit. Würde jetzt der Sinn für die europäische Gemeinbürgschaft in unserem Volke wieder aufleben und zugleich der geschichtliche Friedens- und Freiheitsidealismus unserer Nation aufs neue richtig gewertet werden, so könnten daraus ebenso erfreuliche Früchte für die Pflege des ethischen Gehaltes unseres internationalen Lebens wie für die Verbesserung unserer internationalen Beziehungen reifen. Denn auch dies braucht man sich nicht zu verhehlen. So friedlich sich das Reich seit 1870 gehalten hat, die anderen Völker fühlten instinktiv richtig heraus, daß zwischen unserer Haltung nach 1870 und der unserer Vorväter ein Gegensatz besteht, und sprachen daraufhin von einer Wandlung des deutschen Wesens, von der sie sich schlimmer Dinge versahen. Ließen wir mit den universalistischen Idealen unserer Vergangenheit dauernd die ethischen Güter unseres nationalen Wesens verkümmern, so könnten wir tatsächlich mit der Zeit zu einem Elemente der Beunruhigung Europas werden, da es uns mehr als den anderen Großmächten an fest abgesteckten Zielen und klar zu erfassenden Möglichkeiten weiterer Machtentwicklung mangelt. Besinnen wir uns dagegen auf die idealen Güter unserer Vergangenheit, ohne deshalb unsere nationale Einheit wieder zu opfern und unser nationales Selbstbewußtsein wieder schwächen zu lassen, so ist zu hoffen, daß dann auch unsere Nachbarn chauvinistischer Hetze wider uns nicht mehr so leicht wie zur Stunde Gehör geben.

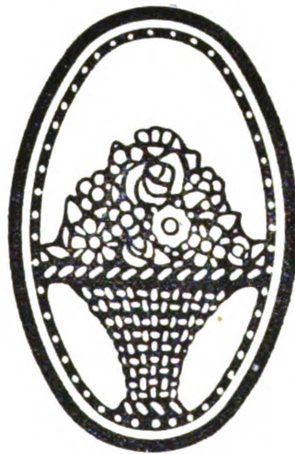
Rege internationale Beziehungen, Pflege des Völkerrechts, Anknüpfung an den geschichtlich bedingten Idealismus unseres Volks und Anpassung an die entsprechenden Auffassungseigentümlichkeiten der anderen Völker — diese Wege, für die Verständigung zu wirken, hatte die Heidelberger Tagung eindrucksvoll herausgearbeitet, als zum Schlusse ein Theologe das Rednerpult betrat, um die Erörterungen auf ihre Höhe zu führen. Professor Martin Rade ist nicht nur in evangelischen Kreisen, sondern auch bei vielen Katholiken eine geschätzte Persönlichkeit; man kennt auf beiden Seiten sein Streben nach sachlichem Urteil, man fühlt, daß man es mit einem hochgesinnten Manne zu tun hat. Seinen Ruf bewährte er auch an dieser Stelle, und er entzückte außerdem seine Zuhörer durch eine ungewöhnlich virtuose Kunst der feinen Rede. Er kam, daran zu erinnern, welche hohen Dienste die christlichen Kirchen dem Frieden zu leisten berufen seien. Die orthodoxen Kirchen schied er aus,

weil sie völlig nationalisiert sind. Aber auch die katholische und die protestantischen Kirchen zieh er ungenügender Leistungen für die große Sache. Wohl gedachte er ergreifend jener beiden Bischöfe Chiles und Argentiniens, die an der Jahrhundertwende den schon unabwendbar scheinenden Krieg ihrer Staaten verhinderten, sozialen Zwecken zuwandten, was an Mitteln für den Krieg bestimmt worden war, und von deren Erfolg heute auf der Höhe der Anden das auf beide Länder niederschauende Christusbild zeugt. Mit gleicher Wärme sprach er von den Puritanern Nordamerikas als den Vorkämpfern der Friedensbewegung auf protestantischem Boden. Ihre Wirkung hat schon auf England übergegriffen, so wie anderseits dank dem unermüdlichen Vanderpool die Bewegung unter den französischen und belgischen Katholiken langsam an Boden gewinnt. Dagegen hatte der Redner in Deutschland auf katholischer wie evangelischer Seite dieselbe Gleichgültigkeit und selbst abwehrende Haltung zu beklagen. Er machte protestantischerseits das Landeskirchentum dafür haftbar. Er hätte die Kühle der Katholiken ebenfalls auf politische Verhältnisse zurückführen dürfen, auf ein Übermaß politischer Orientierung ihres gesamten Verhaltens. Dann verlas er ein Telegramm, das mehrere Tausend in Liverpool versammelter englischen Professoren und Studenten an deutsche Kommilitonen gesandt hatten. Es mahnte, im Sinne der Verständigung Englands und des Deutschen Reiches zu wirken. Denn durch die Feindschaft dieser beiden in der heidnischen Welt angesehensten christlichen Völker drohe das Wort des Missionars in dieser für das Christentum unter den Heiden entscheidenden Stunde um seine Frucht gebracht zu werden. Ans Herz packte der Schluß, da Rade daran erinnerte, wie Sir Grey im Herbst 1911 die schon zur Unterschrift bereite Hand wieder sinken ließ und die englische Flotte nicht den Befehl zur nächtlichen Ausfahrt gegen unsere Küsten erhielt. Hatte etwa, so fragte der Redner, ein Ausläufer der nach England vorgedrungenen Woge puritanischer Friedensliebe auch das Herz des einsam mit sich zu Rate gehenden englischen Staatsmannes getroffen? Es gebe eben doch Aufgaben in der Friedens- und Verständigungsbewegung, die nur die christlichen Kirchen oder niemand so gut wie sie zu lösen vermöchte. So schloß mit einem vollen und warmen Klang diese inhalts- und gehaltreiche Tagung.

Die deutsche Verständigungsbewegung ist damit vor eine Fülle anregender Aufgaben gestellt worden, durch die sie die verwandten Bewegungen anderer Völker zu überflügeln verspricht und auch im eigenen Volke auf eine günstigere Disposition für ihre Aussaat wird rechnen dürfen. Diese Hoffnung wird weder der schwache Besuch der Tagung noch die geringe Teilnahme der Presse zerstören können. Möchten doch nunmehr auch die deutschen Katholiken sich für diese bedeutungsvolle Sache ein Herz fassen! Vor fünfzig Jahren haben die meisten von denen, die für das gläubige katholische Volk den Ton angaben, der damaligen nationalen Bewegung wesentlich kritisch und ablehnend gegenübergestanden. Dadurch ist für das Vaterland wie für uns manche gute Gelegenheit unwiderbringlich verloren gegangen. Dasselbe Spiel mit vertauschten Stellungen wird uns hoffentlich erspart bleiben. Es ist nicht nur der der Religion und ihrem Wirken freundliche Einschlag in der Ver-

ständigungsbewegung, der katholisches Empfinden anziehen muß. Mindestens ebensosehr müßte das sich neu regende Verständnis für die Geltung des Rechtes auch in den Beziehungen von Staat zu Staat unser Nachdenken locken. In den liberalen Kreisen lebt dank der Verständigungsbewegung, deren Träger sie in Deutschland zurzeit vorzüglich sind, manche Wendung und Anschauungsweise aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wieder auf, da die Ideen des Rechts und der Freiheit noch die Pfeiler des liberalen Gedankengebäudes waren und sich eben dadurch auch viele gläubige Katholiken in die Reihen der Liberalen gezogen fühlten. Aus der Anschauung, daß das Recht in den Beziehungen der Staaten zueinander ebenso walten muß wie in den Beziehungen der einzelnen, hat im Mittelalter und abermals an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die Vorstellung einer europäischen Gemeinbürgschaft ihre Kraft gezogen. Nun kehrt sie ringend nach einem neuen Ausdruck wieder. Jene Vorstellung hätte sich nie gebildet, wenn es nicht vor ihr die Vorstellung einer Christenheit gegeben hätte. Und wir könnten uns kalt von diesem Ringen unserer Tage abwenden? Vor vierzig Jahren hat das Zentrum seinen ersten heißen Kampf mit den Liberalen im deutschen Reichstag darum ausgefochten, ob es im Reich zu einer Art Grundgesetz werden solle, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen in voller Unbedingtheit anzuerkennen, oder ob es das gute Recht unserer Minister bleiben dürfe, auch in Zukunft vor lauter Bäumen doch noch den Wald zu sehen und für ein europäisches Gesamtinteresse einzutreten, wenn es verletzt wird. Die Geister wurden damals nicht nur deshalb so leidenschaftlich, weil die römische Frage mit im Spiele war. Es ging um eine allgemeine, grundsätzliche Überzeugung. Heute endlich packen liberale Männer das große Problem, wie nationales Selbstbestimmungsrecht und europäische Gemeinbürgschaft in ein Verhältnis zueinander zu bringen sind, wieder ruhiger und tiefer an als ihre vom Parteikampf fortgerissenen Väter. Da sollten wir nicht mehr auf die Stelle hinzutreten bereit sein, die unsere Väter verteidigten? In den Heidelberger Reden standen die Gedankengänge rein nationalstaatlicher und universalistischer Richtung zuweilen noch recht unvermittelt nebeneinander. Um so bessere Dienste wird die Mitarbeit ernster deutscher Katholiken dabei leisten können, da wir nun schon Menschenalter lang immer wieder vor die Aufgabe gestellt worden sind, nationale Gesinnung mit über die Grenzen einer Nation hinausreichenden Empfindungen zu vereinen. Es wäre schlimm, wenn die universalistische Denkweise in dem Verbande zur kosmopolitischen und rein humanitären ausarten würde, im Pazifismus tatsächlich aufginge. Denn wir Deutsche können bei unserer geographischen Lage von allen großen Staaten am wenigsten eine rein pazifistische Bewegung brauchen, wobei völlig dahingestellt bleiben kann, ob der Krieg wirklich nur, wie Piloty in Heidelberg geistreich bemerkte, ein letzter vom Völkerrecht noch nicht erfaßter Rest internationaler Beziehungen ist. Gerade vielen Katholiken wird bei dem augenblicklichen Schwunge ihrer nationalen Stimmung nicht das Verständnis dafür fehlen, daß die Notwendigkeiten nationalstaatlicher Politik von dem Verbande nicht in den Wind geschlagen werden dürfen. Anderseits wäre es ebenso bedauerlich, wenn der frische Trieb universalistischer Denk-

weise alsbald wieder verkümmerte, weil von seinem Gedeihen wesentlich abhängt, ob es uns gelingen wird, das politische Denken in Deutschland an die einstigen ethischen Ideale wieder anzuknüpfen und ihre Kraft der Abwehr gegen den um sich greifenden Radikalismus zu erneuern. Auch da können die Katholiken zu einer festen Stütze werden. Denn mit unserer Art zu denken verträgt es sich kaum, zuzugeben, daß einzig und allein Machtinteressen das Verhältnis der Staaten zueinander lenken, wie es nun tausendfältig uns und dem nachwachsenden Geschlecht gesagt und gelehrt wird. Mit der Macht soll sich nach unserer Überzeugung das Recht verbinden; auch die auswärtige Politik, selbst der Entschluß zum Kriege, soll nicht nur von der Überlegung, ob wir die stärkeren sind, geleitet werden, sondern daneben wieder nach ethischer Rechtfertigung verlangen. Daß die Katholiken durch ihre Mitarbeit im Verbande für internationale Verständigung die Führung gewinnen würden, ist nicht zu besorgen; wir haben auf allen Arbeitsgebieten unserer Nation noch auf lange hinaus zu wenig wahrhaft mitschaffende Persönlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Aber die Gelegenheit sollten wir uns nicht entgehen lassen, einmal mehr den schönen Beruf des Christen auszuüben, als das Salz der Erde zu wirken. Zu oft kehrt sie uns im modernen Kulturdasein nicht wieder.



Mittelstandsfragen / Von Elisabeth Gnauck-Kühne

I.

Wenn wir für die Lage des Mittelstandes Verständnis, über seine Klagen und Forderungen ein Urteil gewinnen wollen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was der Mittelstand ist. Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten wie etwa die Frage, was der Industrie- oder Landarbeiter-, der Handwerker-, Lehrer- oder Offizierstand ist, denn der Bezeichnung Mittelstand fehlt, was die Bezeichnungen der andern Stände sofort erkennen lassen: die Angabe seiner Arbeit. Die Bezeichnung Mittelstand ist ein Sammelbegriff, der über Art und Aufgabe der einzelnen oder des Ganzen nicht das geringste sagt, sondern sich damit begnügt, die Stellung der in Rede stehenden Schichten innerhalb der sozialen Stufenleiter, kurz ihre soziale Stellung anzudeuten. Dieser Umstand ist auffallend, schon weil er einzig dasteht. Erwägen wir, daß alle andern Bezeichnungen für bestimmte Schichten sinnvolle, ja (wie bei der Bezeichnung Adel) tiefsinnige Hinweise auf das Wesentliche ihrer Aufgabe sind, so erscheint der Ausdruck Mittelstand schlechthin als ein Verlegenheitsprodukt, das den Mangel an scharfer Ausprägung des Begriffs deutlich zutage treten läßt. Nur ein klarer Begriff findet ein entsprechendes sprachliches Gewand. Der Genius unserer Sprache schafft nicht zufällig, sondern sinnvoll. Sobald der Begriff Mittelstand geklärt sein wird, wird er auch eine klare Wortfassung finden. Vorläufig weist die Bezeichnung Mittelstand, wie schon gesagt, nur auf die soziale Stellung hin. Im Laufe der Untersuchung muß sich herausstellen, ob darin nur ein belangloser Zufall vorliegt, oder ob wirklich bei dem Mittelstande der Stellung auf der sozialen Stufenleiter eine besondere, mit seiner Entstehung wesentlich verknüpfte, also ursächliche Bedeutung zukommt.

Zunächst können wir aus der Bezeichnung Mittelstand nur ableiten, daß er weder der oberste noch der unterste ist. Es muß über ihm und unter ihm eine Schicht geben, mit der er sich berührt, mit der er in Wechselwirkung und Austausch steht. Eine ständische Abgrenzung im öffentlich-rechtlichen Sinne gibt es ja überhaupt nicht mehr, streng genommen können wir nur von Klassen sprechen, von Schichten, die gemeinsame Aufgaben und gemeinsame wirtschaftliche Interessen haben, deren Grenzen aber fließende sind.

Wollen wir nun, um den Mittelstand zu erfassen, die soziale Schichtung aufs Korn nehmen, so liegt es nahe, an der amtlichen Statistik Halt zu suchen, die ja die Stellung im Beruf, die soziale Schichtung im Berufs- und Erwerbsleben, in den großen Berufs- und Gewerbezählungen untersucht. Die Statistik unterscheidet zwischen Selbständigen (den a-Personen), wissenschaftlich technisch, kaufmännisch vorgebildeten, aber nicht leitenden Angestellten (den b-Personen) und den nur mit mechanischen Verrichtungen betrauten Gehilfen (den c-Personen). Diese Einteilung gibt von der Schichtung im Erwerbsleben ein klares Bild, zur sozialen Klassifizierung genügen die Kriterien aber nicht. In der heutigen Wirtschaftsordnung kann an der Selbständigkeit oder Abhängigkeit als einem für die soziale Stellung entscheidenden Merkmal nicht mehr festgehalten werden, der Umstand kann nur als mitbestimmend in Betracht kommen.

Auch der Besitz an mobilem oder fixem Kapital reicht als Kriterium nicht aus, wenn wir zu einer sozialen Abgrenzung der Schichten und damit zu einer Erfassung des Mittelstandes kommen wollen. Ein Bäcker kann an Besitz einem Rechtsanwalt zehnfach überlegen sein und wird sich sozial nicht zu seiner Stufe rechnen. Neben dem Besitz oder dem Einkommen ist Lebenshaltung und Bildungsgrad fraglos in Anschlag zu setzen. Am ehesten kommen wir vermutlich zum Ziel, wenn wir den Mittelstand nicht an sich, von andern Klassen losgelöst, betrachten, sondern ihn in seiner Entstehung verfolgen, in flüchtigem Umriß den Entwicklungsgang der heutigen sozialen Gliederung uns vergegenwärtigen.

Der entscheidende Wendepunkt liegt am Ausgang des 18. Jahrhunderts, das den neuen Staatsbegriff entstehen sah, der vom absoluten zum Verfassungsstaat führte und damit die Möglichkeit einer neuen Gesellschaftsordnung, einer neuen sozialen Schichtung gab. Der absolute Staat hatte die monarchische Spitze, zwei Stände und den breiten (noch rechtlosen) Unterbau, bei dem füglich eine gebildete Oberschicht, dann die zünftigen Handwerker und die (hörigen) Bauern klar unterschieden werden konnten. Aus diesem Unterbau heraus rang sich zunächst die gebildete Oberschicht empor, Juristen, Ärzte, Gelehrte, Schriftsteller, Professoren, Staatsbeamte, soweit letztere nicht dem Grundadel angehörten. Diese Schicht ordnete sich mit selbständiger politischer und wirtschaftlicher Bedeutung als ‚dritter Stand', als Bourgeoisie, dem Staatsganzen ein. Die Bourgeoisie war die Trägerin des neuen Staatsbegriffs, der die neue soziale Schichtung, die Neuordnung des sozialen Gemeinschaftslebens vorbereitete und einleitete. Nun war der Stein im Rollen. Die Bauernbefreiung war eine erste bedeutsame Frucht der neuen Auffassung von Staat und Gesellschaft.

Einen entscheidenden Anstoß erhielt die Weiterentwicklung durch die wirtschaftliche Umwälzung, die zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung führte. Sie bewirkte die Bildung und Verdichtung eines vierten Standes, der Industriearbeiterklasse, der wir als einer vollendeten Tatsache im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gegenüberstehen.

Damit scheint das soziologische Erdbeben, das ausgangs des 18. Jahrhunderts begann, zunächst vorüber zu sein. Von außen gesehen hat die Bewegung der statischen Ruhe Platz gemacht, die Gesellschaft hat ihr Gleichgewicht wieder gefunden. Aber diese Ruhe ist nicht Erstarrung. Im Innern herrscht Bewegung; die Entwicklung schreitet fort, und diese fortschreitende Entwicklung des sozialen Gemeinschaftslebens ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der neuen Zeit. Diese fortschreitende Entwicklung zeitigt neue Gemeinschaftsbildungen, wenn auch nicht mehr unter revolutionären Erschütterungen, denn jetzt ist das wirtschaftliche Zeitbedürfnis der Organisator, der still aber unwiderstehlich atomisierte Menschenmassen zu Schichten verdichtet, zu Klassen oder Gruppen zusammenführt.

So entstand im Herzen der Bourgeoisie in unlöslicher Wechselwirkung mit der zentralisierten Wirtschaftsordnung eine Gruppe von weittragender Bedeutung: das Unternehmertum. Der Unternehmer war anfangs der eigentliche homo novus, der moderne Bourgeois, ein neuer Typ, der, ebenso

unverstanden wie interessant, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung beschäftigte. Der geschäftliche sichtbare Erfolg war der Maßstab, nach dem man ihn wertete (und noch wertet). Der breiten, noch kapitalistisch unberührten Masse abseits der wenigen Industriezentren erschien er dementsprechend jeweils als ein unheimlich scharfsinniger Kopf oder als ein Abenteurer.

In dem Unternehmertum hat sich allmählich eine dünne oberste Schicht abgehoben, die durch die Größe des gewonnenen Besitzes und die sich daraus ergebende Machtsphäre an die Seite der alten Großkaufmannschaft aufgerückt ist und mit dieser den Finanzadel bildet. Andere Schichten des Unternehmertums gehören nach Lebenshaltung und Einkommen zur Bourgeoisie, wieder andre können füglich nur unterhalb dieser Klasse rangieren. Zu einem geschlossenen Stande mit sicherer Einordnung in die soziale Stufenleiter hat sich das Unternehmertum noch nicht verdichtet. Seine Selbständigkeit als ein entscheidendes gesellschaftliches Merkmal anzusehen, ist nicht wohl angängig; denn die Selbständigkeit des Unternehmers ist zwar wirtschaftlich charakteristisch, aber zur sozialen Klassifizierung nicht ausreichend, da mit der Selbständigkeit keineswegs eine ausreichende gesellschaftliche Legitimation gegeben ist. Ein selbständiger Unternehmer ist der vielsprachige Fabrikant, der zehntausend Arbeiter beschäftigt und im Kaiserl. Autoklub eine Rolle spielt, aber auch der Arbeiter, der vor Wochenschluß gekündigt hat, einen Raum mietet, ein paar Arbeiterinnen annimmt, Leder und eine Steppmaschine auf Abzahlung anschafft und eine ‚Handschuhfabrik' eröffnet. Die Überschätzung der Selbständigkeit des Unternehmers als ein wesentliches, ihn schlechthin klassifizierendes Merkmal ist noch ein Erinnerungsrest von der Zunftzeit her. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Selbständigkeit des Handwerkers ganz andrer Natur ist als die des Unternehmers. Der Handwerker, der sich selbständig macht, ist mit seiner Ausbildung fertig, er wird Innungsmitglied, er hat eine feste soziale Staffel erklommen, jetzt gilt es für ihn nur, sich darauf zu halten und in geordneten Verhältnissen sein Brot zu verdienen. Die Selbständigmachung ist für seine Laufbahn der Höhepunkt, beim Unternehmer ist sie der Anfang. Beim Handwerker ist sie der letzte, beim Unternehmer der erste Schritt. Mit der Selbständigmachung gibt der letztere sein bis dahin vielleicht in sicherer Beschränkung abgegrenztes Leben auf und setzt alles aufs Spiel. Er wagt. Ob er gewinnt oder nicht, das ist's, was für seine soziale Klassifizierung ausschlaggebend ist. Der wirtschaftliche Erfolg klassifiziert ihn. Der self made man ist der erfolgreich aufgestiegene Unternehmer. Dem Unternehmer, der nicht gewinnt, nützt seine Selbständigkeit nichts. Kein Privatangestellter würde ihm den Vorrang einräumen.

Andere Schichten dagegen haben die Verdichtung zu einem geschlossenen Stande vollendet und mit der beruflichen auch eine klare soziale Rangordnung geschaffen. So der Offizierstand, insonderheit seitdem das Söldnerwesen durch die allgemeine Dienstpflicht abgelöst worden ist. Er tritt in Erscheinung als ein scharf umrissener Stand mit ausgeprägter Eigenart, die er durch besondere Tracht und besondere Ehrbegriffe bewußt unterstreicht. Nicht minder schnell an Zahl und Bedeutung wuchs der Stand der unmittelbaren Staats-

beamten, auf denen die Verwaltung und Rechtspflege und das Unterrichtswesen der höheren staatlichen Lehranstalten im modernen Staatswesen ruht.

Diese Gruppen besetzen unter der monarchischen Spitze die oberen Stockwerke im sozialen Bau: Grund- und Finanzadel, Geistlichkeit, Offizierstand, Staatsbeamte und die Bourgeoisie mit den Gutsbesitzern und den freien Berufen. Alle diese Gruppen zeigen besondere Merkmale. Gemeinsam ist ihnen, daß Einkommen, Lebenshaltung und Bildungsgrad nach unten nicht unter ein gewisses Maß sinken dürfen, während nach oben keine Schranke gezogen ist. Den Unterbau, der diesen Oberbau trägt, bilden die Landarbeiter und Industriearbeiter, deren Schicht an der unteren Grenze mit den unständigen Gelegenheitsarbeitern in das Proletariat übergeht.

Zwischen dem eben skizzierten Oberbau und dem Unterbau, zwischen der Bourgeoisie und der Arbeiterklasse in der Mitte nun steht diejenige Schicht, die wir hier zu erfassen suchen: der Mittelstand. Wie ist er zusammen gesetzt? Wir erfahren es, wenn wir sehen, wie er geworden.

Als der breite noch rechtlose Unterbau des absolutistischen Staates sich differenziierte, indem oben die Bourgeoisie, unten der Industriearbeiterstand sich loslösten, behauptete eine alte Schicht als fester klar umrissener Stand den angestammten Platz: die Handwerker. Neben ihnen die Mittelbauern und die Kleinhändler. So kamen sie zwischen die beiden selbständig gewordenen Schichten zu stehen. Sie bilden die Mitte zwischen Bourgeoisie und Arbeiterstand und sind das Rückgrat des im Wachstum stehenden und daher in seinen Umrissen noch unfertigen Mittelstandes bis auf die gegenwärtige Stunde.

Die genannten Mittelschichten sind nicht allein geblieben. Sie haben Zuzug bekommen. Die wirtschaftliche Umwälzung, durch die das Unternehmertum und die industrielle Arbeiterschaft ins Leben gerufen wurde, hat weitergewirkt, hat nicht nur umgestaltet, sondern neugestaltet und ausgestaltet. Die Produktionstechnik vervollkommnete sich, und mit der ständig wachsenden Fülle der erzeugten Güter wuchs in enger Wechselwirkung, zunächst im Binnenlande, das Bedürfnis nach regerem Marktaustausch durch erleichterten Verkehr und vervollkommnete Verkehrsmittel. Nach den Caprivischen Handelsverträgen stellte sich aber auch in den internationalen Handelsbeziehungen ein lebhafter Aufschwung ein. Mit diesem Aufblühen des Wirtschaftslebens steht wieder in enger Wechselwirkung die steigende Volksvermehrung und das Anwachsen der Städte, die Produktions- und Verkehrszentren werden. (1880 hatten wir eine Bevölkerung von 45 Millionen, 1910 von 65 Millionen. 1900 hatten wir 33 Großstädte, 1910: 47.) Der Handel in allen seinen Arten und mit allen seinen Nebengewerben entwickelte sich in ungeahnter Weise und mit dem Handel der Verkehr und die Verkehrsmittel: Eisenbahn, Schiffe, Post, Telegraph, Telephon. Alle diese wirtschaftlichen Gebilde entstehen oder — wenn vorhanden — entwickeln sich als Frucht und Verkörperung menschlicher Arbeit. Geleistet wird diese Arbeit in ihrem rein mechanischen Teil von der Arbeiterklasse, darüber hinaus aber zum großen Teile von den Schichten, zu denen wir in vorstehendem den Weg gesucht haben: dem Mittelstande.

Werfen wir einen Blick auf die drei Erwerbsgebiete, die vornehmlich den Mittelstand wachsen sahen und sehen: Industrie, Handel, Verkehr. (In der Landwirtschaft ist eine wesentliche Veränderung oder Umgestaltung nicht zu verzeichnen, nur Zu- oder Abnahme vorhandener Typen.)

In der Industrie hat sich zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft ein ganzes Heer von Zwischenpersonen eingeschoben: Ingenieure, Techniker, Installateure, Zeichner, kaufmännisch geschultes Kontorpersonal, Reisende, Agenten, Inspektoren, Werkmeister usw. Die Zwischenpersonen können wir gliedern in solche mit Universitätsbildung oder technischer oder kaufmännischer Hochschulbildung und in solche mit kurzer Vorbildung. Beide Gruppen bezeichnet man, wofern sie nicht zu staatlichen Betrieben gehören, als Privatbeamte oder Privatangestellte. Die ersteren können in Großbetrieben zum Teil eine verantwortungsreichere und einträglichere Stellung haben als Staatsbeamte, unterscheiden sich von diesen aber in dem Punkte, daß ihr Vertragsverhältnis kündbar ist, daß sie nicht von einer Behörde, sondern von dem Willen eines einzelnen (oder einer Gesellschaft) abhängen. Infolge dieser Abhängigkeit zählt die amtliche Statistik alle Angestellten zu der zweiten Klasse, den sogenannten b-Personen, eine klare aber rein mechanische Aufteilung, die nicht befriedigt, wenn man bedenkt, daß heutzutage in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht nur die Selbständigkeit, sondern auch die Abhängigkeit ein anderes Gesicht zeigt und einer anderen Bewertung unterliegen muß. In der alten patriarchalischen Ordnung war die Abhängigkeit nicht sowohl eine berufliche, mit der Arbeitsgemeinschaft begrenzte, als vielmehr eine persönliche, absolute, deshalb beständig fühlbare. In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist die Abhängigkeit eine sachlich-berufliche, sie findet mit der Arbeitszeit ihr Ende. Als psychologisch erleichterndes Moment kommt hinzu, daß zum selbständigen erfolgreichen Unternehmer heutzutage ein Wagemut, eine Kenntnis der Börse und der Marktlage und ein politischer Weitblick gehören, die durchaus nicht jedermanns Teil sind, noch auch durch Fleiß oder guten Willen ersetzt werden können. Diese Einsicht erleichtert den Verzicht auf Selbständigkeit. Deshalb braucht der zahlenmäßige Rückgang der Selbständigen nach der Zählung von 1907 aber auch nicht als ein Symptom ungünstiger soziologischer Entwicklung gedeutet zu werden. Im Unternehmertum ist die Persönlichkeit alles, und Persönlichkeiten sind jederzeit und überall selten. Nicht der Typus des redlichen Handwerksmeisters, der das Durchschnittskönnen in getretenen Bahnen vertritt, ist der sieghafte Träger unserer industriellen Zukunft, sondern der Typ des Feldherrn, der Schlachten schlägt, des unternehmenden Amerikaners, der kaltblütig alles wagt, um alles zu gewinnen. Daß der Unternehmer großen Stils nicht ebenso häufig sein kann wie der Handwerksmeister, liegt auf der Hand. Wo er aber das Segel hißt, da steigen viele andre mit in seines Glückes Schiff und finden ihre Lebensarbeit an dem Platze, an den er sie stellt: ‚Angestellte'. Sie stehen zu ihm nicht in persönlicher Abhängigkeit, sie dienen nur indirekt seiner Person, direkt lediglich seiner Unternehmung. Persönlich, bürgerlich, politisch sind sie frei. Summa: So wenig wie wir die Selbständigkeit des Unternehmers als gesellschaftlich genügendes Moment anerkennen

konnten, ebenso wenig kann das Anstellungsverhältnis eines Privatbeamten oder Privatangestellten über seine soziale Stellung entscheiden. Sie hängt von Bildung, Einkommen und Lebenshaltung ab. Sind diese Momente genügend vertreten, so weisen sie diese obere Schicht der Angestellten (analog den Beamten gleicher Bildung in Staatsbetrieben) der Bourgeoisie und damit dem sozialen Oberbau zu, trotz der Abhängigkeit.

Wenn wir nun von dieser Gruppe der Angestellten in industriellen Betrieben absehen, so bleiben uns die Angestellten mit kurzer Vorbildung und bescheidenerer Lebenshaltung, die wir mit Fug und Recht dem Mittelstande zuweisen können. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Handwerkerstand das Rückgrat des Mittelstandes bildet, so wird die Harmonie dieser zweiten Schicht mit dem Milieu des Handwerkers uns bekräftigen, daß wir sie an den rechten Platz gesetzt haben.

Die Statistik gliedert die Angestellten nicht in dieser Weise, sondern faßt sie unter b-Personen zusammen. Wir entnehmen ihr die bemerkenswerte Tatsache, daß es die industriellen Angestellten sind, die bei der Zählung von 1907 den bedeutendsten prozentualen Zuwachs zu verzeichnen hatten. Ihre Zahl betrug 1882 nur 99 076; bis 1895 wuchsen sie um 164 669 oder 166 Proz.; in den zwölf Jahren von 1895 bis 1907 wuchsen sie um 422 262 oder 160 Proz., so daß ihre absolute Zahl jetzt 686 007 beträgt (davon weiblich 63 936).

Im Kleinhandel stellen wir entsprechend der Bevölkerungszunahme das Anwachsen der Ladengeschäfte jeder Größe und der kaufmännischen Detaillisten (Krämer) fest. Das offene Geschäft von einigem Umfange bis zum Riesenunternehmen des großstädtischen Warenhauses bedarf zahlreicher Zwischenpersonen. Die Zunahme des Kleinhandels hat dementsprechend nicht nur eine Zunahme der selbständigen kaufmännischen Detaillisten bewirkt, sondern eine ganz unvergleichlich größere Zahl, ein ganzes Heer von Angestellten mit kaufmännischer Voll- oder kurzer Vorbildung auf den Plan gerufen, Korrespondenten, Buchhalter, Kassierer usw. und die Schar der Verkäufer männlichen und weiblichen Geschlechts. Daß die Inhaber offener Geschäfte und das mit Kontorarbeit beschäftigte Personal des Kleinhandels zum Mittelstand zu rechnen sind, wird keinem Zweifel begegnen, ebenso wie im Gegensatz zu beiden die nur zu mechanischen Diensten verwendeten Gehilfen oder Dienstboten nicht als Mittelstandsangehörige angesprochen werden können. Wohl aber könnten Meinungsverschiedenheiten geltend gemacht werden betreffs der Verkäufer. Es ist in diesem Berufszweige eine große Verschiedenheit, eine große Spannweite zwischen der oberen und unteren Grenze festzustellen; da aber der Durchschnitt den Ausschlag geben muß, können wir doch nicht umhin, die Tätigkeit des Verkäufers (der Verkäuferin) als eine zu bezeichnen, in der geistige Werte umgesetzt werden, die mithin keineswegs eine rein mechanische ist. So unterscheiden sich die kaufmännischen Gehilfen und Gehilfinnen denn auch wesentlich durch Gewandtheit des Auftretens, Umgangston und Bildungsgrad von den zu rein mechanischen Diensten verwendeten Personen. Auch dem Herkommen nach gehören die kaufmännischen Angestellten zum Mittelstande, sie stammen vielfach aus Handwerkerfamilien.

Im Verkehrsgewerbe finden wir zum drittenmal ein Heer von Angestellten, bei dem wir dieselbe Scheidung wie in der Industrie vornehmen müssen, indem wir den oberen Teil der Bourgeoisie, den anderen, weit zahlreicheren, dem Mittelstande zuweisen; der weitaus größte Teil der beschäftigten Personen entfällt auf die Arbeiterschaft. Zur Bourgeoisie werden wir zweifelsohne die Beamten mit gymnasialer und fachberuflicher Vorbildung in staatlichen, kommunalen oder privaten Betrieben ebenso rechnen wie die gebildeten selbständigen Inhaber privater Betriebe oder die Aktionäre von Verkehrsgesellschaften mit großem Einkommen und gesteigerter Lebenshaltung. Zur Arbeiterklasse werden wir die zu rein mechanischen Verrichtungen verwendeten Ungelernten oder kurz Angelernten zählen. Zum Mittelstande aber die Unterbeamten männlichen oder weiblichen Geschlechts, z. B. die Gehilfinnen im Post-, Telegraphen- und Telephondienst. Obschon die Tätigkeit dieser letzteren den Eindruck einer rein mechanischen Verrichtung hervorruft, verlangt sie doch eine willkürliche Aufmerksamkeit, Gewandtheit und Geistesgegenwart, die einen bestimmten Grad von geistiger Zucht voraussetzt.

Von den Angestellten im Handel und Verkehr meldet die Statistik eine Mehrung von 244 002, d. i. von 93 Proz. Ihre Zahl beträgt jetzt 505 909 (darunter 79 689 weibliche).

Zusammenfassend sei hervorgehoben, daß die Angestellten (die b-Personen) der drei Berufsabteilungen Landwirtschaft, Industrie und Handel und Verkehr von rund 622 000 bei der vorhergehenden Zählung auf 1,3 Millionen im Jahre 1907, also auf das Doppelte gestiegen sind.

Nach dem Gesagten können wir den Mittelstand dahin charakterisieren: Er steht zwischen Bourgeoisie und Arbeiterstand. Den historischen Kern bildet der Handwerker, der Mittelbauer, der Detaillist. Zu ihnen gesellt sich aus Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr der Angestellte ohne Universitäts- oder Hochschulbildung in staatlichen, städtischen oder privaten Betrieben und offenen Geschäften. Als Merkmal der Mittelstandszugehörigkeit muß ein bestimmter Grad von Fachbildung, Einkommen und Lebenshaltung beansprucht werden.

II.

Welche Klagen erhebt nun der Mittelstand, und welche Forderungen stellt er an die Staatshilfe?

Hören wir die einzelnen Schichten in umgekehrter Reihenfolge, zuerst also die, die zuletzt gekommen sind, die Privatangestellten. Diese klagten über die Unsicherheit ihrer Lebensverhältnisse, besonders ihrer Altersaussichten im Vergleich zu den pensionsberechtigten Beamten. Jeder billig Denkende muß zugeben, daß die Pensionsberechtigung einen großen Vorzug, die Unsicherheit der Altersversorgung für die Privatangestellten einen großen Mangel darstellte. Diesem Mangel hat der Reichstag 1911 aber abgeholfen durch die Versicherung der Privatangestellten, für die ein besonderes Gesetz, eine besondere Behörde, die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, geschaffen worden ist. Damit ist die Forderung einer genügenden Altersfürsorge für die neue große Mittelstandsschicht der Privatangestellten durch staatliche Hilfe erfüllt. Für



F. M. Brown

Fusswaschung

die Erreichung einzelner Teilzwecke, wie Regelung des Urlaubs, Kündigungsfristen darf man die Angestellten billigerweise auf Selbsthilfe durch Organisation verweisen.

Nicht so einfach liegen die Verhältnisse in bezug auf die Klagen und Forderungen der alten angestammten Mittelstandsschichten der kaufmännischen Detaillisten und der Handwerker. (Die Mittelbauern werden durch landwirtschaftliche Vereine vertreten und unterstehen den Landwirtschaftskammern und dem Landwirtschaftsrat. Ihre Interessen liegen auf anderem Felde, von ihnen müssen wir hier absehen.)

Die kaufmännischen Detaillisten sind unzufrieden. Sie klagen über die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die Gewerbefreiheit und die Lasten der Sozialgesetzgebung und ungerechte Steuerverteilung im allgemeinen und über die Großbetriebe und die größeren Ladengeschäfte, sowie über Kaufhäuser und Warenhäuser und Konsumvereine im besonderen, dazu im einzelnen noch über den unlauteren Wettbewerb. In dem letzten Punkte wird ihrer Klage jedermann zustimmen und ihre Forderung strenger Maßnahmen zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs eifrig unterstützen. Stellt es sich heraus, daß das Gesetz von 1896 zu diesem Zwecke nicht genügt, muß es erweitert und verschärft werden. Das unreelle Ausverkaufswesen muß ausgerottet werden. Warennachschübe bei Ausverkäufen sind zwar schon unter Strafe gestellt, aber die Vorschriften erweisen sich als ungenügend, da unter dem Vorwand, der Nachschub käme aus einer Geschäftsfiliale, Waren straffrei eingeschmuggelt werden können*. Diese unreellen Machenschaften zu bekämpfen, sollte jeder billig Denkende sich angelegen sein lassen und — bis die Regierung nicht den unreellen Ausverkäufen ein Ende gemacht hat — in seinen Kreisen dahin wirken, daß die Ausverkäufe kein Publikum finden. Dieselbe Unterstützung verdient die Forderung der Detaillisten, daß leichtsinnige Konkurse schärfer bestraft werden. Wenn wir aber in diesen Punkten den Detaillisten unbedingt recht geben, wenn wir mit ihnen betrügerische Konkurse und den unlauteren Wettbewerb verurteilen, so liegt doch schon in dem Wort *un*lauterer Wettbewerb, daß der *lautere* Wettbewerb, die ehrliche, offene Konkurrenz, nicht in die Verurteilung einbegriffen ist, sondern einer anderen Beurteilung unterliegt. Aber auch über die offene Konkurrenz erheben die Detaillisten Klagen, besonders über die Warenhäuser. Sie sehen in ihnen nur moderne Auswüchse des Ladengeschäfts. Dieser Auffassung ist entgegenzuhalten, daß die Warenhäuser weder als ausschließlich modern, noch an sich als Auswüchse bezeichnet werden können. Der charakteristische Gedanke, der dem Typ Warenhaus das Gepräge gibt, ist der der Sammlung der verschiedensten Artikel. Dieser Gedanke ist uralt. Die Ahnen des Warenhauses sind ländlicher Herkunft. Noch heute treffen wir auf dem Dorfe den Kramladen, in dem die verschiedensten Waren, als Plüschpantoffeln und Seidenbänder, Butter und Petroleum, Häringe und

---

* Auch die Ankündigung ‚Ausverkauf zu Fabrikpreisen‘, während tatsächlich Detailpreise gefordert werden, ist unlauterer Wettbewerb, ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Schreibpapier ohne jede törichte Empfindlichkeit nebeneinander hausen. Neu ist am Warenhaus nur die Ausdehnung und Fülle, die Zahl und Masse der Artikel. Es wächst mit der Großstadt ins Riesenhafte. Als Auswuchs das Warenhaus zu bezeichnen setzt aber voraus, daß man ihm jede Daseinsberechtigung abspricht. Wie kommen wir hier zu einer Stellungnahme und wie begründen wir sie? Als unanfechtbares Prinzip kann wohl gelten, daß die Ladengeschäfte, also auch die Warenhäuser, der Konsumenten wegen da sind, nicht die Konsumenten der Geschäfte wegen. Nach diesem Prinzip wird das Warenhaus als berechtigt anerkannt werden müssen, wenn es ernstlichen Bedürfnissen der Käufer entgegenkommt. Das ist aber unbestreitbar der Fall. Das Warenhaus kommt tatsächlich einem Bedürfnis entgegen: Der Notwendigkeit, Zeit zu sparen. Nur in Großstädten halten sich Warenhäuser. Dort sind die Wege weit, Besorgungen infolgedessen äußerst zeitraubend. Wer im Warenhaus beieinander findet, was er andernfalls in verschiedenen Stadtvierteln suchen müßte, spart Zeit, Geld, Kraft. Zugleich bietet das Warenhaus durch Restaurantbetrieb die Möglichkeit, den Besuch eines Cafés zu umgehen und Bekannte zu treffen. Aus großstädtischen Bedürfnissen heraus ist das Warenhaus für großstädtische Zeitbedürfnisse entstanden, wie der dörfliche Kramladen sich dörflichen Verhältnissen anpaßt. Beide sind typverwandt. Der moderne, fortgeschrittene Typ ist ein wesentlich verschiedener. Er begünstigt nicht das kollektive, sondern im Gegenteil das differenzierte Geschäft, das Spezialgeschäft, das sich auf wenige Artikel beschränkt, in diesen aber auch alles bietet. Es kommt den Bedürfnissen einer hochkultivierten und auch vermöglichen Kundschaft entgegen und ist deshalb ebenso daseinsberechtigt wie der Kramladen. Aus eben diesen Gründen sind das Warenhaus und das Spezialgeschäft aber auch für die Detaillisten keine Konkurrenz, die sie berechtigterweise unter einen andern Gesichtspunkt als die Konkurrenz überhaupt rücken oder zu einem unlauteren Wettbewerb stempeln können. Ist an diesen Geschäften etwas unlauter, muß es aufs nachdrücklichste bekämpft werden, nicht aber die Geschäftsform an sich. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung Betriebsformen zeitigt, die überkommene Formen zu beeinträchtigen drohen und zu Anstrengungen nötigen, so ist damit noch nicht gesagt, daß die neue Form keine Daseinsberechtigung hat. Als die Eisenbahn entstand, bildete sie die schlimmste Konkurrenz der Kärrner — deshalb konnte die Entwicklung doch nicht stillstehen, und schließlich ist durch die Eisen- und Verkehrsindustrie mehr Arbeit geschaffen worden, als alle Kärrner zusammen hätten leisten können. Wenn die kaufmännischen Detaillisten unter der Konkurrenz leiden, steht ihnen der ehrliche Wettbewerb frei, den die Konkurrenz hervorzurufen pflegt, und durch den sie das wirtschaftliche Leben gewaltig fördert. Dieser ehrliche Wettbewerb freilich nötigt die Detaillisten zu Anstrengungen und Geschäftstugenden, zu einer Rührigkeit, Kulanz und Zuverlässigkeit gegenüber der Kundschaft, die nicht jedermanns Vorzug ist. Es kann den Detaillisten auch der Hinweis nicht erspart werden, daß Gemeinschaftsgefühl Großes erreichen könnte. Wer hindert die Detaillisten, da, wo ein Warenhaus blühen könnte, oder da, wo ein Konsumverein gegründet werden soll, sich zusammenzutun, den Gründungen zuvor-

zukommen, eine Gesellschaft m. b. H. zu bilden, die, kapitalkräftig und rührig, für den Detailhandel im Großen einkauft und die Kundschaft im Kleinladen ebenso vorteilhaft bedienen kann wie das Warenhaus? Wo sich tatsächlich eine Schädigung der Detaillisten durch Warenhaus und Konsumverein ergibt oder befürchten läßt, da sollten die bedrohten Detaillisten zusammenstehen und gemeinsame Abwehrmaßregeln nicht gesetzlicher, sondern kaufmännischer Art durch geschäftlichen Fortschritt ins Leben rufen, anstatt auch untereinander sich als Konkurrenten zu betrachten. In einzelnen Städten ist die Zahl der Kleingeschäfte tatsächlich zurückgegangen; diesem Weniger steht aber an anderen Orten ein Mehr gegenüber, besonders auf dem Lande, so daß von einem Rückgang der Gesamtzahl der Detaillisten ebensowenig gesprochen werden kann wie von einer Schädigung des Kleinhandels im großen ganzen. Daß eine Auslese unter den Detaillisten durch verschärfte Konkurrenz bewirkt wird, ist nur heilsam. Es besteht keine Verpflichtung, die Pfuscher, die Untüchtigen und Trägen zu schützen.

Die Gerechtigkeit verlangt auch, daß, eingedenk des Wortes: ‚Eines Mannes Red ist keines Mannes Red, man soll sie hören alle bed‘, neben den Detaillisten auch die an Warenhäusern und Konsumvereinen beteiligten Kreise gehört werden. Die Warenhausinhaber werden sagen, daß sie von ihrem Kapital Gebrauch machen, wie jeder Großindustrielle dies tut, und daß ihnen billig ist, was jenen recht ist. Man mache doch auch z. B. der Großeisenindustrie keinen Vorwurf daraus, daß die kleinen Schmiedehämmer durch sie eingingen. Und die Warenhausbesucher werden sagen, daß sie nicht nur Pflichten gegen die Gesamtheit, sondern auch gegen sich selbst haben, und daß sie auch mit ihrer Zeit und ihren Kräften, nicht nur mit ihrem Gelde wirtschaftlich umgehen müssen. Solange ein Warenhaus ein anständiger Konkurrent sei, könne man dort wohl kaufen, um so mehr, als es viele Angestellte, d. h. Mittelstandsangehörige, beschäftige, den Mittelstand also auch fördere. Und die Mitglieder eines Konsumvereins werden sagen, daß sie in den teuren Zeiten jeden Groschen warmhalten müßten und mehr Verpflichtung hätten, zu sorgen, daß sie selbst ohne Schulden durchkämen, als daß dieser oder jener Detaillist verdiene, der ja ebensogut einen andern Beruf ergreifen könne.

Beiden Parteien gerecht wird die Vorschrift der Besteuerung der Konsumvereine und der Warenhäuser, denn wenn die Konsumvereine einkaufen und verkaufen — was sie zweifellos tun —, so sind sie Gewerbetreibende und müssen Gewerbesteuer zahlen wie jeder andere Gewerbetreibende. Fraglich mindestens erscheint aber, ob die Detaillisten, statt ein Verbot der Konsumvereinsmitgliedschaft von der Regierung für ganze Berufsschichten zu fordern, nicht besser täten, an der Solidarität dieser Schichten sich ein Beispiel zu nehmen und deren Organisation durch Organisation zu beantworten. Die Detaillistenberufsgenossenschaft, die am 4. November 1912 unter Führung des Reichsversicherungsamts gegründet worden ist, stellt einen wackeren Anlauf dar.

Die Forderungen der Detaillisten werden unterstützt durch die Handwerker, die mit ihnen der ‚Zentralvereinigung für Handel

und Gewerbe' und der 'Mittelstandsvereinigung' angehören. Daß für die Handwerker durch die Neuordnung der Gütererzeugung auf kapitalistischer Grundlage Schwierigkeiten entstanden sind, ist eine bekannte Tatsache, über die durch wissenschaftliche Untersuchungen, z. B. vom Verein für Sozialpolitik, genügend Licht verbreitet worden ist. Die letzte Berufszählung hat ergeben, daß tatsächlich zwölf Handwerke zurückgegangen sind (Steinmetzen, Töpfer, Goldschmiede, Kupferschmiede, Zinngießer, Uhrmacher, Seifensieder, Seiler, Gerber, Böttcher, Kammacher, Schuhmacher), sechs einen Stillstand zu verzeichnen haben (Grobschmiede, Buchbinder, Bau- und Möbeltischler, Bürstenmacher, Kürschner, Hutmacher), während einundzwanzig gewachsen sind (Klempner, Messerschmiede, Nadler, Stellmacher, Sattler, Tapezierer, Drechsler, Bäcker und Konditoren, Schlächter, Schneider, Handschuhmacher, Barbiere und Friseure, Maurer und Bauunternehmer, Zimmerer, Glaser, Stubenmaler, Stukkateure, Dachdecker, Brunnenmacher, Ofensetzer, Schornsteinfeger). Wenn nun einerseits die Schwierigkeiten unleugbar sind, die das alte historische Handwerk bedrängen und es zu ungewohnten Schritten auf neuen Bahnen nötigen, so ist andererseits vollgültig der Beweis erbracht, daß ein beträchtlicher Teil des Handwerks sich nicht nur lebensfähig, sondern unentbehrlich erwiesen hat. Auch die ungünstigsten wirtschaftlichen und fachgewerblichen Verhältnisse haben, um ein Beispiel anzuführen, trotz und neben aller Massenkonfektion unser Schneiderhandwerk nicht zu ersticken vermocht. Zu einer neuen Blüte wird es sich entfalten, nun die Handwerkskammern den kleinen Befähigungsnachweis ernstlich fordern und auch die weiblichen Handwerker unter ihre Obhut nehmen. Damit ist dies Handwerk vor dem Pfuschertum in den eigenen Reihen geschützt und kann auf gesetzlicher Basis sich emporentwickeln zu vollwertigen Qualitätsleistungen wie in unsern anspruchsvolleren Nachbarländern. Soll diese Entwicklung auf breiter Basis für viele Gewerbe sich vollziehen, so muß aber der Handwerkerstand zur Selbsthilfe greifen, nachdem der Staat seine Schuldigkeit getan hat. Er muß die Durchführung der Gesetze unterstützen. Vor allen Dingen aber muß der Geist im Innungswesen sich zur Solidarität, zum Gemeinsinn entwickeln. Die besten Gesetze helfen nur von außen, sie bekämpfen die Symptome, gehen nicht an die Wurzel; jeder wirksame Wandel muß von innen herauskommen. Würde der Geist der Innung aus der sumpfigen Niederung kleinlicher Konkurrenzfurcht zur Höhe der Genossenschaftsidee sich erheben, so könnte er nach außen greifbare Erfolge zeitigen. Zwar kann von einer eigentlichen Konkurrenz zwischen Fabrik und Handwerk nicht die Rede sein, denn Handwerk bleibt die Qualitätsleistung, die durch Individualisierung stets der Fabrikware überlegen sein wird, und daneben das nicht zu unterschätzende, einträgliche Gebiet der Reparatur besetzt hält. Aber doch könnte das Handwerk durch qualitativ und quantitativ gesteigerte Leistung sich eine größere Kundschaft sichern und der Fabrik streitig machen. Dazu gehört aber Einsicht, Kraft, Mut, etwas vom Geiste des Unternehmers, der wagt, um zu gewinnen. Diesen Wagemut könnte dem Handwerker die Genossenschaft geben, so daß er versuchte, gerade die neuen Mittel, die die Über-

legenheit der Fabrik bedingen, die neuen Mittel, die sie vor dem Handwerk voraus hat, gerade die auch dem Handwerk nutzbar zu machen, also die Konkurrenz mit denselben Waffen zu schlagen. Zu diesen gehört in erster Linie die Kraftmaschine. Hier liegt aber auch die Schwierigkeit. Im Kleingewerbe kann der Motor rentieren. Das beweist z. B. seine zunehmende Verwendung in der Krefeld-Wuppertaler Hausindustrie bei der Herstellung von Massenartikeln wie Sammet- und Seidenbänder. Hier ist er ununterbrochen in Betrieb. Im Handwerk dagegen kann er nur zu einzelnen Verrichtungen verwandt werden, muß aber jederzeit gebrauchsfertig sein. Der Schlosser z. B. muß ihn beim Bohren eines Loches plötzlich verwenden und dann wieder stundenlang ruhen lassen können. Der Gasmotor erhitzt sich langsam. Deshalb ist für das Handwerk nur der teure elektrische Strom praktisch. Selbst in der Tischlerei rentiert der Motor nur in Betrieben, die den Charakter der alten Handwerkswerkstatt verloren haben. Für den einzelnen Handwerker im alten Sinne ist die Beschaffung einer Kraftmaschine zu kostspielig, so wertvoll sie ihm auch für einzelne Verrichtungen sein würde. Was aber der einzelne nicht kann, das können fünf oder zehn mit vereinten Kräften. Wenn die Genossenschaftsidee die Innungsmitglieder erfaßte, so könnten die Gewerbe in modernisierter, erweiterter Betriebsform leistungsfähiger gestaltet werden. Die einzelnen Genossenschaftler brauchten sich nur dazu zu entschließen, ihre Werkstatt von ihrer Wohnung zu trennen und sie in ein zu diesem Zweck von ihnen errichtetes Gebäude zu verlegen, etwa so wie die Kunstmaler besondere große Gebäude für Ateliers haben. Dies Gebäude für Handwerkerwerkstätten, eine Handwerkermanufaktur, würde an eine Kraftstation angeschlossen sein, mit der die Genossenschaft billiger abschlösse als ein einzelner Unternehmer. Elektrizitätszähler würden angeben, wieviel jedes Mitglied verbraucht, und danach würden die Kosten berechnet. In Großstädten könnten solche Handwerkermanufakturen ermöglichen, daß die Familie draußen wohnt; das Heim würde mit Rad oder Bahn schnell zu erreichen sein. Wenn einzelne Werkstätten z. B. für Schuster oder Tapezierer oder Buchbinder mit einem Laden verbunden würden, so könnte eine solche Handwerkermanufaktur auf genossenschaftlicher Grundlage dem Großladengeschäft oder Kaufhaus die Stirne bieten*. Aber der genossenschaftliche Geist muß da sein, von innen heraus muß das frische, rührige Streben nach Besserstellung kommen. Dann wird auch der Mut kommen, aus eigener Kraft an die Beschaffung billigen Kredits zu gehen. Dann werden die Staatsgesetze als Hilfsmittel, aber nicht als Hauptsache oder Allheilmittel gewertet und gefordert werden. Über die Staatshilfe wird man die Selbsthilfe stellen. An die Stelle kleiner und kleinlichster Abwehrmaßregeln (wie z. B. die Forderung, das Warenhaus dürfe nur in zwei Etagen verkaufen, oder ganze Berufsgruppen, wie Beamte und Offiziere, sollten in der Ausübung ihrer wirtschaftlichen Freiheit

* Nach Abschluß dieser Studie lese ich, daß in Wien ein solches Handwerkergenossenschaftshaus bereits besteht. Ueber seine Rentabilität habe ich nichts erfahren können.

beschränkt werden) werden positive Leistungen treten: Hilf dir selbst, so hilft dir der Staat. Die Staatshilfe soll nicht als Ruhekissen dienen, sie soll nicht der Bequemlichkeit Vorschub leisten, sie soll im Gegenteil zur Selbsthilfe ermutigen und ertüchtigen. Daher sind für die Schichten, die uns hier beschäftigt haben, besonders alle Maßnahmen der Gewerbeförderung zu begrüßen, voran die Regelung einer zweckdienlichen Fortbildung und gründlicher fachlicher Ausbildung der gewerblichen Jugend, der männlichen wie der weiblichen.

Fassen wir die hauptsächlichsten Forderungen des Mittelstandes zusammen, so ergibt sich folgende Aufstellung:

1. Besteuerung der Warenhäuser, Konsumvereine und Großbetriebe.
2. Verbot für Offiziere und Staatsbeamte, Mitglieder eines Konsumvereins zu werden.
3. Verschärfung des Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb.
4. Sicherung der Forderungen der Bauhandwerker.
5. Ausbau des Fortbildungsschulwesens für Gewerbetreibende.
6. Beschaffung billigen Kredits.



Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

V.

Jener Abend aber — wissen Sie noch, Dona Leocadia? — an welchem Herr Guido Fahrenberg in der Akademie das Lob der exotischen Frauen verkündet hatte und dafür einen Veilchenkranz — bloß einen solchen – davontrug, sollte gleichwohl nicht ganz ohne Tugendpreis vorübergehen. Den lyrisch-dramatischen Maëstro Signor Emilio Panstili nämlich hatte das Lob schöner Frauen in Erinnerung an eine ihm wohlbekannt gewesene, unvergleichliche Sängerin, die vor nicht langer Zeit auf einer Kunstfahrt durch Rußland an einer der dort häufigen Epidemien gestorben war, ungemein elegisch gestimmt. Nachdem er mit Hilfe einer kleinen Taschenbürste und eines Spiegelchens die rehfarbenen Butterhörnchen in die gehörige Façon und Lage gebracht, trat er zu den Leuchtern heran, sorgte durch Auslöschen der Kerzen bis auf drei für ein weiches Dämmerlicht, ließ sich mit stilvoll müder Bewegung am Flügel nieder und brachte — natürlich in seiner wohlklingenden italienischen Heimatsprache! — mit unsagbar schmelzenden, zart tremulierenden Tönen zu Gehör das Lassensche Lied: ‚Stell auf den Tisch die duftenden Reseden —'. Nachdem er mit einem Verhauchen geendet hatte, saß er noch in guter Stellung einen Augenblick lyrisch versunken da, gleich als ob er erwartete, die trillerbeschwingte Seele der unvergleichlichen Sängerin zwischen Beethovens und Mozarts Marmorköpfen daherhuschen zu sehen. Und diese dick eingekochte Paste von Rührsamkeit, die Herr Panstili den Zuhörern aufstrich, verfehlte ihre Wirkung nicht. Keine Geringere als Fräulein Brigitte Cyrus, die Institutsvorsteherin, war es, die sich von ihrem Sitze erhob. Sie stellte mit einem unterdrückten Schluchzen den Mops auf die Beine und das Riechfläschchen auf den Tisch, pirschte sich in ihren weichen Schuhen und unter dem Schutze des Dämmerlichtes ebenso zielbewußt als zart von rückwärts an den Sänger heran und setzte dem Unglücklichen neben die rehfarbenen Butterhörnchen einen festen Weihekuß. ‚Dank, — o, heißen Dank, teurer Maëstro!' flötete sie dabei in ihrem angenehmen Bariton. ‚Seien Sie versichert: es waren dies die heiligsten Augenblicke meines Lebens!' Die ganze Akademie betrachtete in stiller Rührung die Fingernägel; nur Herr Livius Meyer aus Berlin klatschte überaus roh in die Hände und rief, allen Duft der Stunde zerreißend: ‚Bravo — bravissimo! Das nenn' ich ein edles Feuer und eine Tat voll schönsten Impulses!' Worauf Professor Reuchlin Buddäus mit einem Bartkämmen und Augenblinzeln meinte, daß schon die alten Römer das ‚bis dat qui cito dat' hochgehalten hätten, und Komtesse Stanislawa, die der Schmetterlinge halber auch ein wenig Latein kannte, in ein silbernes Lachen verfiel. Nur Signor Emilio Panstili schaute ernsthaft, ja verdüstert drein und versäumte nicht,

nach etlicher Zeit einen verstohlenen Blick in sein Spiegelchen zu werfen, wohl um sich zu vergewissern, ob die Rehfarbenen durch den so heimtückisch angetanen Tugendpreis nicht etwa Schaden gelitten hätten.

Übrigens sollte des Sängers Lohn noch einen Zuwachs erhalten. Am andern Morgen, als der Maëstro in seiner braunen Sammetjacke sich gerade recht genial und faul auf Deck räkelte, trat Fräulein Brigitta Cyrus abermals zu ihm heran und legte auf seinen Schoß ein überaus prachtvolles Goldschnittbändchen, betitelt: ‚Wegweiser auf dem Pfade der verschiedenen Tugenden'. Herausgeberin dieses kostbaren Werkes war Fräulein Brigitte Cyrus selbst; wenigstens stammten sowohl Titel als Vorrede aus ihrer durchgeistigten Feder, während der übrige Inhalt, die neunhundertneunundneunzig weisheitschweren Sprüche und Sentenzen, nach Herrn Livius Meyers fachgemäßem Urteil das Ergebnis einer langjährigen, gewissenhaften Benutzung und Sichtung verschiedener Abreißkalender darstellte. Soviel ich bemerken konnte, nahm Signor Panstili Geschenk wie Kritik ohne sichtbare Zeichen von Erregung entgegen. Er blätterte und las sogar in dem Buche, und ich weiß nicht, ob die stets geschäftige Schiffsfama diesmal Recht hatte, als sie kündete: der Sänger sei gesehen worden, wie er eine Stunde später mit einer gewissen Scheu die Waschhäuser in der Nähe des Dampfsteuerapparates umkreist, sich dabei plötzlich umgeschaut und das Goldschnittbändchen ‚Wegweiser usw.' mit einem gräßlichen Schwung seiner Hand in das zornig aufrauschende Meer gesenkt habe.

Ja, boshaft war Herr Livius Meyer und ein schlimmer Charakter. Aber dafür waltete Tante Dona Juaquinas strafende Hand auch über ihm. Denn so eifervoll er sich in der ozeanischen Akademie immer von neuem als Redekünstler betätigte und so exquisite Themata er erwählte — ich erinnere nur an die Vorträge über Hamlet, über die Homerische Odyssee und über Moritz von Schwind, einen von Dona Juaquinas Lieblingsmalern —, es gelang dem Verschlagenen nicht, zu einem längst schon so feurig und heimlich ersehnten Ziele zu kommen: dem prix de vertu von Dona Zaïdas kirschrotem Munde. Zwar lebte der Kunstkritiker nach wie vor mit der männerfeindlichsten und schlagfertigsten Dame an Bord auf Kriegsfuß. So hatte erst letzthin Dona Zaïda, der die Sagen der Griechen und Römer böhmische Dörfer waren, dem Gegner die reichliche Verwendung ihres Familiennamens Ulysses bei Gelegenheit des Homerischen Vortrages gar übel vermerkt und war seither eifrig bestrebt gewesen, ihrem Papagei José ein überaus langgezogenes und spöttisch klingendes ‚Mey—er' beizubringen. Und noch in manch anderer Art tobte der Streit herüber und hinüber. Aber dem Kundigen war es doch leicht zu erkennen, daß die Kampfeshörner, die da der gelehrte Ephorus der ozeanischen

Akademie sich weithin sichtbar aufsteckte, nur eine Scheinrüstung maskierter Verehrung und Liebe bedeuteten, wie ja einstmals auch schon Vater Zeus sich gern mit einem Stiergehörn bewehrt haben soll, wenn ihn gelüstete, die Gefilde der irdischen Minne zu betreten.

◆ ◆ ◆

‚Füer an Backbord!'

Vom Krähennest, wo ein Matrose Auslug hält, schallt der Gesang herunter. Weiße Lichter — Top-Feuer eines Ozeanwanderers, der unsere Straße kreuzt! In der feuchten, dunklen Luft glimmen sie auf — dort backbordwärts! — schwanken — kommen langsam näher. Undeutlich und schattenhaft unterscheiden wir auch bald den schwärzlichen Rumpf des Schiffes. Das Gespensterschiff — der fliegende Holländer? Abenteuerliche Empfindungen durchzucken das Herz. Nicht doch: Freunde sind es — deutsche Landsleute! Freundlich blinkt das grüne Signal von der Steuerbordseite zu uns herüber. Und jetzt: drei Leuchtkugeln — seht! — drei schönfarbene Sterne glänzen empor, ruhen sekundenlang auf dem blauen Grunde der Nacht und verschwinden in dem Augenblick, als — nach hastiger Vorbereitung — auch von unserm Bord drei Grüße an die Heimat aufflammen. Nach einer Weile gesellt sich von der Kommandobrücke Kapitän Sarrazin zu uns und erklärt, daß es ein Schwesterschiff der Guahyba sei, dem wir begegnet sind: die Buenos Aires. Sie fahre gleichfalls im Dienste unserer Linie Hamburg-Süd. Übrigens seien wir, fügt der Kapitän gesprächig hinzu, hier schon ganz nahe dem Äquator, und wer könne es wissen — er lacht geheimnisvoll in seinen salzdürren Bart —, ob wir in dieser Nacht nicht noch einem andern Schiff begegnen werden: nämlich einem, auf dem es weniger geheuer sei?

In der Tat: daß unser Kiel bald den Erdgürtel berühren mußte, fühlten wir. Wir fühlten und litten. Die Sonne, in Weißglut, röstete unsere Scheitel, das Luftmeer schien von Flammen durchzüngelt. Der gelehrte Professor Buddäus äußerte in jenen Tagen: es sei ein satanisches Gestirn und erinnere an die berüchtigten Gastmahle, die der Kaiser Caligula zu Ehren des Heliogabal veranstaltet habe; da seien die schmausenden Gäste durch einen Regen von niederrieselnden Sonnenblütenblättern erstickt worden. Und der Vergleich war nicht schlecht. An Deck war es meist wie ausgestorben; man flüchtete sich in die Salons, wo die elektrischen Ventilatoren surrten. Immer dringender, doch vergeblich lag meine ungekämmte medizinische Kollegin, deren transkaspischen Namen ich glücklich bin vergessen zu haben, unserm wackern Kapitän an, von seiner lukullischen Lebensweise doch nun endlich abzustehen oder sich, um den Blutdruck zu mindern, wenigstens während der mittäglichen Hochglut in Eis packen zu lassen. Der Todesmutige lachte der Warnung, rief nach

einer Sturzwelle Champagner und befahl sich beim Steward Hugo für den andern Tag einen Seeigel, in Butter gedünstet.

Inzwischen hat der nächtliche Himmel sich wieder einmal mit Sternen entzündet, die, wie Millionen geschliffener Diamanten hingesät, ein intensives Feuer niederblitzen. Die charakteristischen Nachtbilder beider Hemisphären liegen spiegelnd und funkelnd auf dem ruhig blaudunkeln Ozean: hier rechts und links über dem Kielwasser des Dampfers, das wie eine Straße aus gestäubtem Silber hinter uns bleibt, das Kreuz des Südens, der Kentaur, der Skorpion; dort nordwärts vor uns die Kassiopeia, der Fuhrmann und die Leier. Zuweilen schwimmt eine fast durchsichtige Wolke oder ein Nebel von phantastischen Formen unter den ewig Leuchtenden hin, und mit diesem vergänglichen Nebel zieht und zerrinnt unten im schimmernden Wasserfeld treulich sein Schattenbild.

Denken Sie wohl zuweilen noch an jene sternklare Nacht, in der wir den Äquator durchschnitten, verehrte Freundin? Darf ich davon reden ohne die Furcht, indiskret zu sein, ohne die Sorge, Sie etwa durch Wiedererweckung längst gestorbener Augenblicke zu beunruhigen oder durch unzarte Offenheit zu verletzen?

Nur indem ich versuche, Ihnen den jungen Dr. Olaf Haddenbrook von damals schrittweise ganz aufzudecken, kann ich ja hoffen, daß Sie ihm Verzeihung gewähren. Verzeihung dafür, daß er sich damals freventlich in Ihr argloses Herz geschlichen hat, obwohl er das seinige Ihnen nicht mehr geben konnte — bei Gott, nicht mehr geben durfte —

Wohl war noch immer kein Wörtlein von Liebe, geschweige denn von Zukunft, zwischen uns zweien gesprochen worden. Aber unsere Augen hatten doch all die Zeit her fast übernatürlich geglänzt, und immer häufiger, wenn der rasch einfallende Tropenabend seine feuchtkühlen Schleier um Fockmast und Takelwerk des rastlosen Schiffes schlug, war es wohl geschehen, daß sich unsere Hände ineinander verstrickten. Aber meine Liebe blieb stumm wie bisher. Wie eine Sünde saß mir das Bekenntnis in der Kehle fest. Und so oft ich Atem holte und die Lippen öffnete, um an dem Schicksalswort zu formen, da wuchs der Arm, den ich kannte und nun schon fürchtete, aus dem Dämmer hervor und legte sich mir um den Hals.

Ach, jene Nacht! In dem Geschmeide von Saphiren, das mir tiefblauglühend aus der Jugendzeit herblitzt, hat sie verführerischen Glanz.

Wir standen im Sternendämmer über die Brüstung hinausgelehnt und schauten an der gebauchten Schiffswand hinunter, um das Meerleuchten, das heut besonders stark war, zu beobachten. So standen wir nun schon geraume Zeit. Einmal war der Weltträumer und Schmetterlingsdoktor Sökeland, wie immer in seinen Mantel gehüllt, neben uns

getreten, hatte eine Weile in das schäumende Feuer gestarrt und dann halb zu sich selber gesagt: ‚Im Golf von Mexiko, gleich hinter Habana, da leuchtet das Meer fast jede Nacht. Es leuchtet nicht — es brennt!‘

Bis zu uns herauf schlug das smaragdene Glitzern. Herr Dr. Sökeland war weiter gegangen, um nach den Vögeln auszuspähen, die sich in unsere Takelage verflattert hatten und während der Nacht nun traumhaft zwitschernd in dem Netzgewirr hockten. Sie aber, Dona Leocadia, plagte der Schalk. Denn so oft ich, an der Relingstange hingleitend, die Entfernung zwischen Ihnen und mir arglistig um ein weniges zu verringern trachtete, so oft auch rückten Sie ebenso unvermerkt und scheinbar zufällig wieder von mir ab, so daß aus dieser Übung bald ein Schelmenspiel von Wanderung, von zärtlichem Suchen und neckisch widerspenstigem Entweichen ward, das uns an dem Geländer entlang nun schon vom ersten zum zweiten, vom zweiten zum dritten Schornstein geführt hatte. Wir gaben uns aber beide den klugen Anschein, als ob wir von unserem Treiben nicht das Mindeste wüßten, und unterhielten mit verständigen Mienen ein gedämpftes Zwiegespräch.

‚Dona Leocadia!‘

‚Senhor Doktor?‘

‚Ah — ich wollte nur eben sehen, ob Sie noch leben, Dona Leocadia. Denn wir haben so lange nichts mehr voneinander gehört —‘

‚Fast zehn Sekunden lang nämlich —‘

‚Wirklich? Mir schien es eine Ewigkeit, daß wir so stumm stehen. — Apropos, haben Sie vorhin den Stern fallen sehen, Dona Leocadia? Einen ganz hellen, glänzenden, mit goldenem Schweif? Ah — da schießt schon wieder einer nieder! — Was haben Sie sich gewünscht?‘

Hätten die Delphine über dem Rauschen des Dampfers Guahyba mich vernehmen können, sie wären vielleicht verwundert gewesen, wie gut der schweigsame Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook auf der Rückreise von Brasilien das Plaudern mit jungen Damen — mit einer gewissen jungen Dame vor allen — erlernt hatte.

Sie lachten: ‚Ei, wie neugierig, Doktor! — Und Sie — was haben Sie sich denn gewünscht?‘

Pause. Dann bekannte ich: ‚Mein Wunsch war ein sehr sonderbarer, Dona Leocadia, nämlich sozusagen ein altbiblischer. Denken Sie, Sonne und Mond habe ich kommandiert, das heißt ganz still für mich, wie einstmals Held Josua es mit lauter Stimme getan hat.‘

Abermals Pause. Dann kam es ungeduldig: ‚Nun, was hat denn, wenn es beliebt, dieser Held Josua mit Sonne und Mond vorgehabt? Oder soll ich mir vielleicht erst aus Lord Hexhams schwarzlackiertem Raritätenkasten das Alte Testament herleihen?‘

‚Nicht nötig, Dona Leocadia. Ich will aus meinem Herzen ja keine Mördergrube machen. Die Worte Josuas, so wie ich sie aus der Knabenzeit im Gedächtnis bewahre, lauten: „Sonne, steh' still bei Gibeon, und Mond im Tale Ajalon!“ Und dementsprechend, nur lyrisch friedvoller und weniger himmelstürmend, war auch, während der Stern vom Himmel fiel, mein Wunsch: „Zeit, steh' still!“ oder um mit Doktor Faust zum Augenblick zu reden: „Verweile doch! du bist so schön!“‘

‚Ein poetischer und kühner Gedanke, mit Sonne und Mond zu unterhandeln, Senhor Doktor. Nun, Sie sehen: die Herrschaften sind abwesend. Die Sonne ist untergegangen, und vom guten Mond erspähe ich, meiner Treu, noch keinen Schimmer. Wir werden uns‘ — täuschte ich mich, oder war es ein Seufzer? — ‚schon darein finden müssen, daß auch diese schönen Tage vergehen. Und ich will es Ihnen vorrechnen: in dieser Nacht oder in der nächsten passieren wir die Linie; in kaum noch einmal soviel Tagen, als wir hinter uns haben, sind wir dann schon über St. Vincente hinaus; und von da ist's doch nur noch ein Husch bis Madeira, wo es, wie man mir gesagt hat, schon ein ganz klein wenig nach Europa riechen soll.‘

So übertrieben Sie scherzhaft und doch mit einem unmerklichen Anflug von Bitterkeit die Eile des Schiffes und hatten, da nun ich seufzte, nur wieder Ihr leises, tieftöniges Lachen.

O, über dieses Lachen! Ich kann es in Ewigkeit nicht vergessen.

‚Steuerbord — hart Steuerbord das Ruder!‘ kommt es von der Kommandobrücke.

Rote Signallampen — geblähte Segel! Eine stolze Brigg kreuzt, im Winkel daherschwimmend, ganz nahe unsern Kurs.

‚Steuerbord!‘ antwortet unser Mann am Ruder und dreht das Rad über, hart Steuerbord.

‚Sprach nicht Kapitän Sarrazin von einem Schiffe, dem wir in dieser Nacht noch begegnen würden?‘ erkundigten Sie sich.

‚Allerdings, Dona Leocadia, und zwar von einem solchen, auf dem es nicht recht geheuer sei,‘ lachte ich wie einer, der um das Geheimnis weiß. ‚Damit kann aber dieser Segler schwerlich gemeint sein. Denn sehen Sie: es sind vollkommen irdische Wesen, die drüben an Backbord stehen und zu uns herüberschauen. Nur über eines von ihnen könnte man vielleicht im Zweifel sein. Bemerken Sie am Bugspriet vorn die weibliche Gestalt, die so unbeweglich in die Ferne späht? Wenn ihr Haar nicht wenigstens lebendig im Winde flatterte, dann würde man sie für das geschnitzte Galion des Schiffes halten können.‘

Es war ein Winken und Grüßen herüber und hinüber. Das doppelte Licht, das Meer und Himmel einander zuwarfen, gestattete fast, die Ge-

sichter der Drübenstehenden zu erkennen. Das Haar der gebannten Frau schien gleich Flachs oder Silber zu schimmern.

‚Es sind Kauffahrer,' fuhr ich fort, ‚und die am Bugspriet — eine echte Nordländerin — mag vielleicht die Gattin des Kapitäns sein.'

‚Stütz das Ruder! — Backbord — Kurs!' kam es abermals von unserer Kommandobrücke.

Gemächlich drehte die Guahyba in die alte Bahn zurück, und nach einer Minute meldete der Mann am Rade sein: ‚Kurs liegt an.'

Alles klar! Vor uns, wie eine geschuppte glitzernde Fischhaut, lag ausgebreitet wieder der leere Ozean. Nur ein rasch zerschmelzender weißer Schnee bezeichnete die Furche, in der der fremde Segler gestrichen war.

‚Adeus! Passa bem!' sagten Sie leise und sannen ein Weilchen dem Entschwundenen nach. ‚Aus der Nacht — in die Nacht! Ist das nicht ganz wie im Menschenleben, Senhor Doktor? Wissen Sie, ich habe immerfort diese starr aufrechte Frau Kapitän betrachten müssen. Sie hatte etwas Geheimnisvolles in ihrer Ruhe, mit dem flatternden Blondhaar. So hab' ich mir immer die Menschen in Ihrem Norden gedacht. Und es macht mir Vergnügen, zu denken, daß sie vielleicht schön war und an einem bedeutenden Schicksal trug. — Sagen Sie: Dona Marte Schlichte—groll — ist die nicht auch blond?'

Ich nickte stumm. Ob es die Aussicht auf das Ende der Seereise, wovon wir eben gesprochen hatten, oder ob es die fremde Brigg war, die da wie ein Gleichnis des Vergänglichen uns in Sicht kam und verschwand, oder vielleicht auch die Nennung des Namens meiner Freundin in der Heimat — wir blicken nachdenklich gestimmt. Sie duldeten jetzt still, ohne an das Spiel der Wanderung weiter zu denken, daß ich meinen Arm neben dem Ihrigen auf die Brüstung stützte. Ganz nahe sah ich nun, wenn Sie mich anblickten, das wunderbare Oval Ihres Antlitzes in der Sternebeleuchtung erschimmern. Es hätte aus gedunkeltem Elfenbein sein können anstatt aus Fleisch und Blut. Und doch schien mir Ihre süße Stimme auf einmal viel ferner als vorher zu tönen, da Sie nach einer Weile des Stillschweigens wie grübelnd sagten: ‚Also Ihr Herr Vater ist, wenn ich Sie gestern recht verstanden habe, frühzeitig gestorben? Sie waren noch ein Knabe?'

‚Zwölf Jahre alt, Senhorita.'

‚Und Ihre Frau Mutter?'

‚Starb zwei Jahre später.'

‚Und seitdem wohnten Sie ganz bei Ihrem Herrn Taufpaten — im roten — Kliff — so nannten Sie doch das Haus?'

‚Im roten Kliff.' Ich nickte und nahm meine Schiffsmütze ab, die mir wie ein Ring die Stirne zu pressen schien. ‚Finden Sie es nicht auch

unglaublich schwül an dieser Stelle, Dona Leocadia? Ich glaube, aus dem Maschinenschacht schlägt ein heißer Dampf hierher.'

Aber unbeirrt forschten Sie weiter: ,Und Ihr Taufpate, der Herr Senator, ließ Sie dann auch studieren?'

,Allerdings. Meine Eltern hatten mir kein Vermögen hinterlassen, und außer meinem Onkel Klodwig — Klodwig Uhlenhut; er hat jetzt in Hamburg ein ziemliches Exportgeschäft, mußte aber damals noch als armer Kontorschreiber sein Leben fristen —, außer Onkel Klodwig besaß ich keine Verwandten.'

,So wurden Sie also ganz wie eigen Kind im Hause Ihres Herrn Taufpaten gehalten?'

,Gewiß, Dona Leocadia. — Aber ich glaube nun doch bestimmt, daß der Heizer ein Esel ist. Ich finde den Kohlen- und Ölgeruch hier nachgerade unerträglich.'

,Des Herrn Senators Sohn, Senhor Magnus, ist demnach gewissermaßen Ihr Bruder — und Dona Marte Schlichte—groll ist wie Ihre — Schwester?'

Täuschte ich mich? Oder hatte wirklich Ihre Stimme einen Moment lang bei dem Worte gezittert?

,Gewiß, wie meine — Schwester,' sagte ich heiser —

◆ ◆ ◆

In diesem Augenblick wandte ich mich, wie durch eine geheimnisvolle Kraft gezogen, um und sah Lord Lionel Hexham kaum einen Schritt weit hinter mir stehen. Er war wie immer in den rötlichgelben Nanking gekleidet; und er hielt, wie er gewöhnlich tat, die Arme verschränkt, und in dem grauledernen Gesicht, das die Zahl der Lebensjahre nicht verriet, schienen die Augen mit stummem Vorwurf auf mich zu brennen. Drei — vier unbehagliche Sekunden lang; dann glitten die Augen zu Ihnen über, und es leuchtete wie ein Schimmer von Zärtlichkeit darin.

Ich zog die Uhr und spielte unbefangen den Arzt. ,Ei, noch nicht zu Bette, Mylord?'

Er lächelte starr. ,Ich passiere in dieser Nacht genau zum fünfzigsten Male die Linie, Mister Doktor,' erwiderte er; ,es ist also eine Art Jubiläum für mich, und da werden Sie mir schon gestatten müssen, aufzubleiben. Übrigens hören Sie doch, wie es schon überall lebendig wird! Heute geht niemand auf dem Schiff vor Mitternacht zu Bette.'

So schien es in der Tat. Das Deck füllte sich, und auf den Ruf: ,Schiff ahoi!', der vom Ausguckkorb niederscholl und abermals die Begegnung mit einem fremden Seefahrer meldete, drängte alles an die Reling. Aber noch war nichts zu sehen — kein Top-Feuer, kein Segel. Die Eingeweihten freilich lachten und gaben sich auch nicht die kleinste

Mühe, auf dem Wasser draußen etwas zu entdecken. Inzwischen ließ unausgesetzt die Dampfpfeife ihr dumpfes Signal ertönen, und während die Guahyba stoppte und ein Kanonengruß über die Meerbreiten der nördlichen Halbkugel hindröhnte, ging mit Gerassel das eiserne Fallreep nieder.

Der Lord stand abermals dicht hinter uns beiden. Seine Haltung hatte jetzt etwas Drohendes, und fast war es, als ob er zwischen Sie und mich treten wollte. Und einmal, als ich mich umwandte, ruhte der Blick des Hellsichtigen wie ein fahles Licht auf mir; die blaßblauen Augen schienen zu bohren. ‚Spüren Sie Heimatluft, Mister Doktor?‘ lächelte er unheimlich. ‚Wir sind nämlich bereits auf der anderen Seite; unser Kiel hat soeben den Erdgürtel durchschnitten.‘

Ich fühlte eine Ungeduld in mir wachsen, und es war vielleicht gut, daß im selben Augenblick sich Kapitän Sarrazin vor den Nanking pflanzte.

‚Alles klar zum Empfange des Gottes Neptun? — Dann bitte Platz, meine Herrschaften!‘

Ist das nicht der Herold Triton, der da, in Schilfblättern und künstlichen Seerosen starrend, die Falltreppe heraufgekeucht kommt, um mit einem gar wunderlich klingenden Stoß in sein Muschelhorn das Erscheinen seines Herrn und Gebieters zu verkünden? Nur entfernt noch könnte das Grinsen des grün geschminkten Gesichtes an den harmlosen Steward Hugo gemahnen. Und dort der Greis im meerfarbenen Gewande, der den Dreizack in der Hand und einen silberweißen Bart und eine sehr irdisch wackelnde goldpapierene Krone trägt — ist es nicht der Beherrscher sämtlicher Ozeane in höchsteigener Person? Neben ihm tänzelt in einer Art Ballrobe einher die göttliche Gemahlin Amphitrite — man erkennt unschwer Fräulein Sauerbiers, der Stewardesse, rundliche Formen —, und dicht auf seinen Fersen stauen sich in wohlgeordneter Rangfolge die Schranzen des ganzen feuchtkühlen Hofstaates: Seine Exzellenz der Herr Minister, dessen Kabeljaugesicht auf feistem Halse aus einem fadenscheinigen Galafrack hervorquillt, — der ernsthafte Herr Geheimschreiber, dünn wie ein ausgenommener Hering, mit Vatermördern, blauer Brille und fuchsroter Perücke, — dann der hurtige Leibbarbier mit Seifenbecken und hölzernem Schermesser, — und endlich die Schergen, ein Getümmel handfester, seeteufelartig dreinschauender Schergen.

Ich stehe neben Ihnen, blicke unbewegt in den lustigen Mummenschanz. In meinen Ohren tönen noch Ihre Worte nach: ‚— und Dona Marte Schlichtegroll ist wie Ihre — Schwester?‘ Und darauf folgen mit heiserem Klang, wie ein Echo, meine eigenen Worte: ‚Ja, wie meine — Schwester.‘ Diese Worte, nur die Worte scheinen mir die Ursache des Gelächters zu sein, das jetzt ringsum an Bord erschallt. Meine Augen verwirren sich, gehen unstet und weitab.

Und unsicher wie durch einen Nebel, aber nach und nach immer klarer, sehe ich Magnus und Eike Blud und Marte und mich selbst als Kinder in der geräumigen Wohnstube im roten Kliff um den großen runden Tisch aus Lindenbohlen herumsitzen. Von oben her wirft die Kupferlampe ihren rötlich warmen Schein auf unsere Schreibhefte; im Kachelofen singt traulich das Feuer. So, wie nur das Feuer der Heimat singen kann! Um das Haus aber fährt der Nordweststurm und treibt dicken, weichen Schnee gegen die Fenster. Weit draußen von den Watten her kommt er durchs Jüdengäßchen wie durch eine Schlucht geschnaubt, rüttelt an den klapperigen Fensterläden des alten Jüdenrathauses, das damals noch nicht abgebrannt war, und dreht drüben über der Apothekentür den blechernen Leviathan, daß er laut in der Angel kreischt.

‚Guter Gott — das Wetter! Hört ihr den stummen Fisch herüberschreien, Kindting?‘ sagt Möddersch Ose Wockenfuß, die auf dem Podest sitzt und mit ihren langen hölzernen Stricknadeln klappert. Sie hat den Rock halb geschürzt, und ihre dünnen Beine ruhen auf Senators alter eiserner Feuerkieke, aus der sich ein dünner, beizender Torfrauch aufkräuselt. Auf dem Saum des dicken Wollrockes haben es sich zwei von den Kätzlein bequem gemacht. Nach einer Weile fügt Möddersch Ose wie warnend hinzu: ‚Wer da jetzt draußen in der Welt fahren muß, weil er seine Heimat und was ihm lieb ist nicht festgehalten hat, Ihr Kindting! Guter Gott — soll denn das Haus einstürzen?‘

Der Sturm ist in die ächzende Akazie und von da auf das Hausdach gesprungen und wirft ein halb Dutzend Ziegel herab, die polternd auf das Pflaster aufschlagen. ‚Ach, Eike,‘ sagt Möddersch Ose, ‚kleine Eike, was hast du heut mal wieder für hitzige Flämmlein auf den Backen? Laß es nur den Herrn Sanitätsrat nicht sehen! — Wenn ich daneben unsere Marte anschaue! Immer blaß und schmal — ich sage: wie ein Gespenstlein! Ei, mach' doch nicht wieder so Augen, Marte, und fahr' nicht immer zwischen Himmel und Erde herum, sondern guck in dein Heft! Nachher, wenn ihr recht fleißig gewesen seid, dann erzähl' ich euch vielleicht die Geschichte von dem Meerweib und dem Hummerfischer. — Schön guten Abend, Herr Senator! Habe die Ehre, Herr Kirchspielvogt!‘

‚All' guten Abend zusammen!‘

Mein Taufpate ist eingetreten und mit ihm ein seltsam verwittertes Männlein in einem Radmantel von spinnwebdünnem blauem Tuch, das in der Mitte der Stube Posto faßt und händereibend einen Ausblick nach der schön gebauchten Flasche Kurfürstlichen Magenguldenwassers tut, die auf dem Anrichteschrank erglänzt. Der Senator aber schüttelt herzhaft den Schnee von der manchestersamtenen Jacke und bückt sich vor dem blauweißen Kachelofen nieder, um, wie es seine Gewohnheit ist, ein wenig mit der

John Everett Millais / Der Böse Unkraut säend



Feuerzange in der Glut zu schüren. Dabei wendet er uns fast den Rücken zu, und nur manchmal sehe ich sein Gesicht in dem hellrot flackernden Schein: die starke, wunderliche Nase — das glasige Weiß der gewölbten Augen — den Stachelbart, darin sich ein Gestrichel von alten roten Narben verliert. Mensurnarben aus der Studentenzeit!

Möbbersch Ose aber führt das Gespräch. ‚Die Feuerkieke gefällig, Herr Kirchspielvogt?‘ sagt sie und stochert umständlich mit einer der hölzernen Stricknadeln in ihrem Scheitel. ‚Ja, Herr Senator, was ich sagen wollte: Den bösen Wind hat Wachtmeister Tettenboom schon vorigen Sonntag während der Predigt in seinem Muskelrheuma vorausgespürt.‘

Mein Taufpate antwortet nicht. Geräuschvoll scharrt er mit der eisernen Schaufel die herausgefallene Asche zusammen und tritt mit dem schweren, geschmierten Stiefelwerk, dem noch etwas halbgeschmolzener Schnee anhängt, hier und dort die Funken aus. Während dieser Beschäftigung ist ihm Misette, eine seiner Lieblingskatzen, auf den Rücken gesprungen und streicht ihm behaglich schnurrend den Schweif um den Bart.

Da zupft mich Marte mit dem zarten Fingerlein am Ärmel, deutet auf ihr Rechenheft und sieht mich bittend wie aus tiefer Not an. Ich schaue nach und sehe, was es gilt. Eine siebenstellige Zahl soll da genau bis zur siebenten Dezimalstelle durch die böse Zahl dreizehn dividiert werden! Kein geringes Werk fürwahr, zu dem ich Beistand leisten muß! Und Marte schmiegt sich, während ihre kleine schmale Hand die zierlichen Fächer der Liniatur emsig mit Ziffern bearbeitet, so nahe zu mir, daß ihre Wange warm und traulich an der meinigen ruht.

In diesem Augenblick kreischt der Leviathan beim Apotheker drüben fast schmerzlich auf. Und Möbbersch Ose, die kraft ihrer biblischen Belesenheit zu dem alttestamentlichen Ungetüm ein besonderes seelisches Verhältnis hat, läßt die Stricknadeln ruhen, setzt die Füße ganz fest auf die Feuerkieke und meint wieder: ‚Hören Sie doch, Herr Senator! Ein Wetter, daß selbst die stummen Fische schreien! Wenn nur Kapitän Truckenbrodt, der jetzt draußen vor Husum kreuzt, kein Malheur —‘

Die weiteren Worte der Möbbersch ersticken in dem prasselnden Gelächter, das soeben wieder an Bord der Guahyba ertönt. Denn gerade schleppen die handfesten Schergen des Meergottes Neptun einen armen Teufel von Mulatten aus dem Zwischendeck herbei, der heute zum erstenmal die Linie passiert und daher gemäß dem drakonischen Gesetz des Ozeans erbarmungslos eingeseift, barbiert und mit Meerwasser geschwemmt werden muß.

Bis tief in die Nacht dauerte die geräuschvolle Fröhlichkeit. Aber mitten in den ausgelassenen Lärm brach plötzlich wie fahler Nordlichtschein

die arme irrsinnige Rheinländerin aus dem Zwischendeck und gab dem grotesken Spaß einen düster grellen Abschluß.

Herr Max Muschkatblatt, von der Firma Muschkatblatt & Söhne, Kammgarn und Buckskin, in Hamburg, sowie der lyrisch-dramatische Maëstro Signor Emilio Panstili waren den ganzen Abend über verschollen geblieben. Sie hatten zwar beide schon wiederholt den Äquator durchkreuzt, und Herr Muschkatblatt kannte ihn nach eigenem beliebtem Ausdruck ‚so gut wie seine Westentasche'. Gleichwohl trauten sie, wie es schien, dem Frieden auf der Linie nicht recht, und wenn der Schiffsfama, die am andern Tag mit einem Lächeln umlief, Glauben beizumessen war, so hatten die zwei Wackeren sich die Zeit, während der Meertyrann an Bord weilte, mit Zigaretten und einer Flasche Burgunder tief in den unterirdischen Regionen des Orlogdecks vertrieben.

VI.

Als der Morgen durch das dicke, grünliche Glas der Luken hereingraute, da erhob sich der junge Dr. Olaf Haddenbrook übernächtig aus seiner Koje. Er kühlte den heißen Kopf mit einem Sturzbad kalten Wassers, fuhr dann mechanisch in seine Kleider und warf einen Blick auf das blasse Gesicht, das ihm der Spiegel zeigte. Unversehens stieß er dabei mit dem Ellenbogen ein zu seinen Effekten gehöriges Kästchen aus Rosenholz um, das seinen Platz auf dem Toilettetisch hatte. Allerlei bunter Junggesellenkram fiel heraus: ein Federmesser, ein Scherchen, Knöpfe, Nadelzeug und verschiedenfarbiger Zwirn. Auch eine Anzahl kleiner Photographien, die nur lose in Seidenpapier gewickelt waren und sich jetzt fächerartig über den Tisch hin zerstreuten.

Ziemlich verblaßt waren die Bilder eines etwas altväterisch und kleinbürgerlich gekleideten Mannes und einer zarten Frau, deren beider Züge unverkennbare Ähnlichkeit mit denen des Schiffsdoktors aufwiesen. Aber auch das Kindesporträt dort begann schon merklich zu bleichen. Es stellte ein kleines, schmal gebautes Mägdlein dar mit sehr lichtem Haar und vor Herbheit fast unschönen Zügen, in einem altmütterlich steifen, schwarzen Kleid, das Gesangbuch zwischen den Fingern. Übergroß und seltsam leer standen die Augen in dem mageren Gesichtlein.

Auf der Herreise — just vor einem Jahr — und während des Aufenthaltes in den brasilianischen Hafenstädten hatte der Schiffsdoktor sämtliche Stücke dieser kleinen Bildersammlung wohl täglich mit Rührung und Zärtlichkeit durch seine Finger gleiten lassen. Um so seltsamer war es jetzt, wie er fast neugierig, als handle es sich um schon Vergessenes, Fremdgewordenes, die kindlich unbeholfenen Schriftzüge der Widmung las:

‚Meinem lieben Freund und Bruder Olaf zur Erinnerung an den Tag meiner Konfirmation.

Brinklage, den 8. April 18..

Marte Schlichtegroll.‘

Dasselbe Antlitz erschien dann noch auf einem zweiten und dritten Bilde. Oder war es doch nicht das gleiche? Zu schmächtig knospenhafter Jungfräulichkeit erblüht, zeigte das eine Züge von stiller, aber aufgehellter und geschmeidigter Schönheit; das dritte bei fast verstummter Leidenssprache der Augen sogar einen deutlich aufblitzenden Schimmer von Lebensfreude. Unwillkürlich ließ die schlanke Gestalt, in einem wohlgefälligen, schmiegsamen Gewande, an gewisse Blumen — etwa an hochgestielte Lilien — denken.

Die beiden Widmungen hatten den Wortlaut:

‚Ihrem lieben Ballherrn Olaf Haddenbrook zum Andenken an die Tanzstunden im Winter 18../18..

Marte S.‘

und:

‚Dem lieben Olaf, damit er im fremden Lande nicht vergißt seine Heimat und seine

Marte.‘

Lange — reichlich lange betrachtete der Schiffsdoktor dieses letzte Bild. Eine weiche Sehnsucht, eine plötzliche Zärtlichkeit überkam ihn, während er im Geiste die Szene vor Augen sah, wie er damals an dem kleinen Bahnhof zu Brinklage von Marte und ihrem Vater, dem Senator, Abschied genommen. Marte trug — war es Absicht? — ihr lavendelblaues Tanzstundenkleid, das ein wenig verwachsen und verblichen war. ‚Auf Wiedersehen, Olaf,‘ sagte sie einfach, und es hätte der zwei großen Tränen in ihren Augen nicht bedurft, um diesen Worten den Nachdruck der Liebe zu geben. Der Senator aber war ein wenig aufgeregt. Während der Zug schon fortprustete, rief er noch, halb von dem weißen Dampf der Maschine eingehüllt, dem Scheidenden nach: ‚Gute Fahrt, mein Junge! Und schreib uns fleißig! Und komm wieder als der du bist! — Was dein Vater selig war —‘

Der Rest verlor sich in dem Stampfen der Räder auf den eisernen Schienen. Aber der aus dem Coupéfenster zurückwinkte, konnte sich unschwer den zerrissenen Satz selber ergänzen: ‚Was dein Vater selig war, der hatte sich so eine Reise in die Sonne hinein immer gewünscht.‘

Einen Augenblick später war die untersetzte Gestalt des Senators noch deutlich zu sehen gewesen, — dann nur noch, wie ein blauer Himmelsschein, das Wehen von Martes Tanzstundenkleid. Jetzt aber machte der Zug eine Biegung. Heide war ringsum — endlos flimmernde Heide.

Der Schiffsdoktor zuckte zusammen. Es war, als ob er eben aus einem Traum erwachte und sich wunderte, daß er noch immer das Bild in seiner Hand hielt. Wie ein Kenner prüfend betrachtete er es jetzt in verschiedenen Abständen von seinem Gesicht, und auf einmal deuchten ihm diese wohlbekannten Augen ganz fremd. Es wollte ihm scheinen, ja er sah es ganz deutlich, daß genau dieselbe Ferne und Leere — jenes gewisse Etwas in den Augen verborgen war, um dessentwillen Dona Juaquina Cintra, dieses Kind des Sonnenlichts, jedesmal wie in heimlichem Grauen zusammenzuckte, wenn Lord Lionel Hexham abends in den kerzenhellen Musiksalon trat und den blaßblauen, scheinbar kalten Blick auf die Protektorin richtete.

Und plötzlich ließ der Schiffsdoktor die kleine Photographie so jählings fallen, als ob sie ihm schmerzhaft in der Hand brennte. Während er dann hastig das Kästchen wieder mit seinem Inhalt füllen wollte, stach er sich in die Spitze einer Nadel, daß sogleich das Blut aus dem Finger quoll. Da fuhr ihm durch den Kopf, wie Marte damals vor seiner Abreise — Gott, war es wirklich erst ein Jahr her? — ihm hausmütterlich sorgend Zwirn und Nadelzeug in das Kästchen getan und dabei halb scherzhaft gewarnt hatte: ‚Hab' auf die Nadeln Acht, Olaf, und stich dich nicht! — Doch, wer mag den Männern trauen? Am besten wohl, ich tu' auch gleich ein Streifchen Heftpflaster dazu. Matten kann es nachher aus der Apotheke mitbringen.'

Richtig — da lag ja auch noch, zierlich zusammengerollt, auf dem Tischchen das Pflaster. Doch unbenutzt wanderte es jetzt ebenfalls in das Kästchen zurück. Den Schiffsdoktor wollte wunderlicherweise bedeuchen, als ob er kein Recht mehr dazu habe, das Ding auf seine Wunde zu kleben.

Leise schlich er hinaus. Als er an Ihrer und Dona Juaquinas Kabinentüren vorüberkam, stand er einen Augenblick wie mit klopfendem Herzen still. Dann klomm er schwerfällig, als hätte er an einer Last zu schleppen, die steile Schiffstreppe hinan.

Kalt und öde sah es auf Deck aus. In diesem ungewissen Lichte zwischen Nacht und Morgen erschienen die Schornsteine wie drei ungeschlachte, schwarze Riesen, die, ein wenig zurückgelehnt, Ruß und stiebende Funken zum Himmel bliesen. Auf der Kommandobrücke stand, sich schattenhaft und unbeweglich gegen den dämmernden Horizont abzeichnend, die Silhouette des Offiziers vom Nachtdienst. Er hatte fröstelnd den Mantelkragen hochgeschlagen und schien ebenfalls in tiefe Gedanken versunken.

Scheu, wie auf verbotenen Wegen, suchte der Schiffsdoktor die Stelle, wo er am Abend zuvor mit Ihnen, Dona Leocadia, gestanden und ge-

plaudert hatte. Jetzt bog er sich weit über die Reling, ließ wie verzweifelt die Arme hinabhängen und sein blondes Haar in dem scharfen Frühwind flattern.

Das Meer toste. Bei dem fahl-gelblichen Himmelsschein kochten dunkelblinkend, phosphoreszierend die Wasser auf wie Eisen im Schmelzzustand. Zuweilen schwoll die starke Brise böartig an und höhlte schwere Wellen auf, die hintereinander folgten wie ein Getümmel schreckhaft sich bäumender, sich überschlagender Rosse mit schaumbespritzten Kämmen.

Aber unentwegt und stet, ein zielsicherer Renner in dem wilden Wettjagen, zog das eiserne Schiff seine Bahn. Unaufhörlich arbeitete die Maschine, unaufhaltsam zerbrach die gewaltige Pflugschar des Kiels die brausende Dünung. Nordwärts — immer nordwärts war die Fahrt gerichtet. In jeder Minute — jeder Sekunde trug sie der Heimat näher.

Der junge Mensch an der Reling starrte mit glücklosen Augen in die erregten Weiten hinaus. Kranke Gedanken, wie Fieberblitze, durchzuckten sein Hirn. Einfälle des Wahnwitzes! Wie, wenn er sich jetzt, scheinbar absichtlos, noch ein wenig weiter vorbeugte — wenn er sich dann plötzlich über die Brüstung hinuntergleiten ließe? Keiner würde es bemerken — niemand würde rufen: Mann über Bord! Und wenn es ja einer sähe, würde er seinen Augen trauen, nicht lieber an eine Halluzination des Zwielichts glauben? Erst viele Stunden später würde man stutzig werden und unten an die stille Kabinentür klopfen. Dann aber trieb den empfindungslos Toten längst eine gefällige Unterströmung wieder südwärts — weit von der Heimat ab, wie er es gewünscht hatte. Ja, wie er es wünschte! Oder war es nicht ein Gefühl weitab von Freude, war es nicht Angst, wobei er sich mehr als einmal schon ertappt hatte, — die Angst, daß er Marte Schlichtegroll und seine Heimat — sein zweites Vaterhaus: das rote Kliff nun bald wiedersehen mußte? Aug' in Aug' stehen mit all den Lieben, an denen er zum Verräter geworden? Ja — zum Verräter! Oder hatte er nicht schon angefangen, seine Kindheit, seine Jugend, ja alles, was ihm einst teuer war, abzutun — lag er nicht ganz schon im Banne dieser fremden, berückenden Zauberwelt?

O, dieses Verräterbewußtsein, wie es an ihm nagte —!

Aber war da nicht noch ein anderes, ach, ein köstlich neues, seliges Bewußtsein? Geschah es nicht, daß er an sich halten mußte, um nicht plötzlich aufzujauchzen, wenn er an zwei wunderbare, tiefdunkle Augen dachte?

◆ ◆ ◆

Wie ein Traumwandler tastete ich mich an der Reling hin. Da sah ich vom Heck des Schiffes her schleppenden Ganges eine lange Gestalt auf mich zugewandelt kommen. Sie trat aus der Dämmerung wie

hinter einem Vorhang hervor. An den Nankingbeinkleidern und dem weiten, schottisch gemusterten Mantel erkannte ich Lord Lionel Herham, den Earl aus Schottland.

Er blieb vor mir stehen, wir sahen uns stumm in die Augen. Eine ganze Weile lang, während deren es war, als ob unsere Seelen wider einander rängen. Dann gefror in dem grauledernen Gesicht ein Lächeln. ‚Well, wir können beide nicht schlafen, Sir. Der Balsam des Schlafes ist nur für die Gesunden! Für die Gesunden und Glücklichen! Wir aber sind beide am Herzen krank, Mister Doktor. Well.‘

Ich sah aus dem Dunkel des Mantels hervor zwei Lichter glimmen und fühlte bei dem Anblick des gespenstigen Katzentiers, das die dürren Finger umspannt hielten, eine Abneigung vor dem Lord in mir keimen — jene selbe Abneigung, die auch Dona Juaquina Cintra gegen die blaßblauen, leeren Augen empfand, darin die Witterung von Zukunft und Ferne lebte. Ja, ich fühlte etwas wie Haß! Warum spionierte er um mich herum, dieser Unheimliche? Was ging ihn mein Inneres — gingen ihn meine Herzensangelegenheiten an? Ja, was wußte er überhaupt davon — und wenn er etwas, wenn er alles wußte kraft dieser fürchterlichen Augen, weshalb nahm er dann einen so offenbaren und persönlichen Anteil daran?

Mich fassend, versuchte ich mit sachlicher Strenge zu sagen: ‚Mylord, wer hat Ihnen erlaubt, in der Nacht das Bett zu verlassen? Wissen Sie nicht, daß für Sie die Aussicht auf Genesung abhängt von —‘

Er machte eine Handbewegung und schien sich dann schwankend an der weißen Katze festzuhalten. ‚Bah, reden wir heut nicht davon, Mister Doktor — oder besser: reden wir einmal offen miteinander. Wie steht es denn mit dieser Aussicht? Wollen Sie es vielleicht unternehmen, dem lahmen Uhrwerk dieses Lebens eine neue Spiralfeder einzusetzen? Nein, Sie wissen recht gut, daß ich, was die Genesung betrifft, schon jenseits der ärztlichen Satzungen und Vorschriften stehe. Indeed, ich werde sterben — bald, das ist gewiß. Aber es interessiert mich doch zu erfahren, ob schon heut oder morgen, denn — können Sie es glauben? — ich habe seit einiger Zeit — lachen Sie nicht, mein Herr! — ich habe eine Lebenslust, einen Lebenshunger in mir‘ — die Augen des Sterbenden flackerten auf einmal, daß mir ein Schauer durch die Glieder ging — ‚und ich möchte, das ist mein Wunsch, diese Seefahrt, diese letzte herrliche Reise noch ganz bis zur Neige auskosten. Nicht, um Miß Mabel O'Danne und ihre schönen Augen wiederzusehen — o nein! Wir haben inzwischen andere Augen kennen gelernt — Sie und ich dieselben anderen Augen! Darum — aus keinem sonstigen Grunde mehr — möchte ich, obwohl abseit stehend, noch ein bißchen mitreisen. Und nun sagen Sie mir offen, Doktor,

wie es um mich bestellt ist! Well, sagen Sie es frei von der Leber weg, nach bestem Wissen, so wie der brutale Kerl — ich meine: der ehrliche Mann in Rio es mir gesagt hat.'

Er schwieg und atmete schwer nach dieser längsten Rede, die der Wortkarge wohl jemals gehalten. Mir aber widerstrebte es, ihm offenen Wein — ihm heute schon den Todestrunk einzuschenken. War dies denn übrigens nötig? Sollte er, der hellsichtig alles spürte und witterte, das Ferne und Nahe, das Gegenwärtige wie das Zukünftige — sollte er durch mich, den natürlich Blinden, wirklich erst über die nahe Erfüllung seines Schicksals belehrt werden müssen? ‚Wir alle teilen das Los des Sterbens, Mylord,' sagte ich ausweichend, ‚und was Sie betrifft, so hoffe ich, daß Sie noch eine gute Weile leben werden. So eine Seereise dauert übrigens ja auch nicht ewig.'

‚Ihre Antwort gleicht diesem Zwielicht, Doktor. Weder Nacht noch Tag! Nehmen wir an, diese Seereise dauert noch drei Wochen. Werde ich noch drei Wochen zu leben haben?' — Die Augen des Schloßherrn von Malcolm-Hall wurden plötzlich weit und gingen irr in die Luft. Dann blieben sie starr auf der Leere der Schiffsbohlen vor uns haften, und während er sich ganz nahe zu mir neigte, sprach Lord Herham mit seltsam fliegender und gedämpfter Redeweise: ‚Ich will selber Ihnen die Antwort geben, my dear. Sie lautet: nein! Dieser Fuß wird nicht mehr auf festes Land treten.' — Der rasche Atem des Lords war fast an meinem Ohr, und jedes der folgenden Worte, hart und hohl, gemahnte mich an den Klang gewisser Hammerschläge auf Tannenbretter. — ‚Es wird nämlich jemand sterben hier auf dem Schiffe, Mister Doktor, noch bevor wir Europa erreichen. Ja, hier auf diesem Fleck' — das Auge des Hellsichtigen haftete unentwegt immer auf derselben Leere der Schiffsbohlen — ‚hierher wird der Sarg zu stehen kommen. Und zwar wird es mein eigener Koffer aus Maulbeerfeigenholz sein — ich hab' ihn genau und deutlich an den Beschlägen erkannt. Gestern am Mittag. Niemand von den Passagieren war an Deck als ich — Doktor Sökeland und ich! Denn wir zwei lieben sie, diese sinnlose Glut — uns haben die Sonnenblütenblätter, von denen Professor Buddäus fabelt, nichts an. Und nun hören Sie! Doktor Sökeland hat, vortragslustig wie immer, das Notizbuch vor der Brille und läßt mir ein kleines Sagengebilde lebendig werden, das er gelegentlich in Mexiko aufgefangen hat. Da bleib' ich stehen — reiß' ihn am Arm — „Dort, Mister Sökeland — dort!" Er rückt an der Brille — er sieht nichts. Nur Sonne, weiße, geisterweiße Sonne auf den Schiffsbohlen! Aber ich sehe es — kaum einen Schritt vor mir — körperlich wie zum Greifen! ‚Mein Koffer!' will ich schreien; doch die Stimme ist verdorrt. Wie damals im Hafen

von Bombay, als ich meinen Vetter Archibald sah, ist mir die Stimme verdorrt, und ich halte nur die Hände vor die Augen und bete, daß das Gesicht zerfließen werde. Aber als ich jetzt wiederum hinblicke, — hinstiere — was ist? Der ungefüge schwarze Kasten steht noch immer auf dem Fleck — und ein Tier hockt darauf! Meine Katze ist mit gesträubtem Fell auf den Sarg gesprungen, macht den Hals lang und schreit! Schreit in den weißen Mittag hinein!'

Der Schottländer schwieg, und es hatte den Anschein, als ob er das geschmeidige Leben unter seinem Mantel zärtlich an sich drückte; dann zog er, mich wie mit unheimlichem Triumph anblickend, den Schluß seiner Rede: ‚Nun, was sagen Sie, Mister Doktor? Meinen Sie auch jetzt noch, daß ich die Seereise überleben werde? Oder sind Sie der Ansicht, daß der providentielle Apparat, der von Schicksals wegen in mir tätig ist, wieder einmal seine Schuldigkeit getan hat?'

Ich war gewiß kein Neuling auf dem Gebiete des Unerforschlichen. Hatte ich doch selber von Kindheit an mit einer Gespielin zusammengelebt, die ihr frühwaches Gesichtlein in dem gleichen Gespensterbrunnen wie Lord Hexham gespiegelt, und die mit Blicken, die über die Natur geschärft waren, das noch am Grunde ruhende Schicksal zu erspähen vermocht. Auch diese seltsam fliegende und gedämpfte Redeweise und im leeren, starren Auge der Geisterblitz waren mir hinlänglich bekannt. So mochte ich aus dem Senatorhause her dem Spukhaften und Übersinnlichen gewissermaßen wohlverschwistert sein. Und niemals hatte ich eine Furcht empfunden, nie diese Abneigung, die aus dem Grausen entspringt, wie jetzt vor dem Manne, mit dem ich als einem Sterbenden über das Weltmeer fuhr, und der mir soeben in der kalten Nacht wie höhnisch erzählt hatte, daß er in einem wachen Phantom die Katze, die er unter dem Mantel trug, auf seinem eigenen Sarge kauern und klagen gesehen.

Meine Bewegung zu meistern, verschanzte ich mich hinter die ärztliche Kunst und ergriff den Puls des Patienten. Ja, es war ein seltsamer Puls: ein dünngesponnener Faden, den die Parze schon ungeduldig und mit wechselnder Hast von der Spule abhaspelte.

‚Sie haben Fieberhitze,' mahnte ich. ‚Kommen Sie, ich werde Ew. Lordschaft zu Ihrer Kabine hinunterbegleiten. Nehmen Sie von den Tropfen und begeben Sie sich alsbald zu Bette. Sie dürfen heute vor Mittag nicht aufstehen.'

‚Fieberhitze?' Er lachte bitter, daß man die breiten Zähne sah. ‚Ich versichere Sie, my old friend: die Gedanken in diesem Kopfe sind eiskalt und klar — klar wie ein Wintertag in meinem schottischen Bergland. Aber schließlich, Sie wollen mich wohl nicht, — auch die schönen Damen wollen mich ja nicht — und darum soll ich zu Bette gehen —

immer zu Bette gehen — und ich möchte doch leben! Wissen Sie: leben, Doktor! All mein Verflossenes war ja nur Traum. Dem Löwen oder dem Grizzli auflauern — sich wie eine Schlange durch den Dschungel winden — die blöde lächelnden Buddhas von Tibet oder Nepal anstarren — sagen Sie selber: hieß das leben? Und dann mit diesem hungrigen Ungetüm aus Maulbeerfeigenholz von Schiff zu Schiff wandern und bei Freund Yü Lu in Frisco die edelste Habe, den Geiz der Völker aufstapeln, ein geschäftiger Welthamster, dessen Schritte nach Breitengraden zählten, — so fort, Jahr um Jahr, ohne Rast, ohne Ruh', bis plötzlich wieder einmal — irgendwo in dem rotgelben Dunst einer Sandwüste, im Urwald vor einem halb erloschenen Lagerfeuer oder zwischen dem schmutzigen Kalkbewurf einer Mongolenkneipe — bis plötzlich wieder einmal mein Blick starr werden und sich in ein kommendes Schicksal verkrampfen mußte — ha, sagen Sie selber: verdiente das überhaupt den Namen Leben? — Und nun ist's vorbei. An dem Glanz aller Ozeane hab' ich mich satt getrunken, ich habe Schätze aus allen Zonen gesammelt und stehe nun doch am Ende mit leeren Händen vor meinem Koffer. Wie weiland Odysseus bin ich gewandert und bin doch nicht müde geworden — nicht müde an Heimweh und Sehnsucht! Immer hab' ich die Herdflamme und das Rauschen der Parkbäume von Malcolm-Hall in der Seele mit mir herumgetragen, immer den Traum von einem Weibe, das dort in den Sälen einmal als Herrin schalten und mir, wenn ich bestäubt von der Jagd heimkäme, den alten Becher der Hexham füllen könnte. Nur eine Wandlung ist inzwischen vor sich gegangen — ja eine! Daß nämlich dieses Weib meines Traumes statt der goldenen Locken schwarze trägt; daß ihre Augen nicht mehr wie Sternelicht kühl, sondern warm und dunkel sind, und daß ihr Name nicht Miß Mabel O'Danne, sondern — th'is clear — Dona Leocadia Brandão ist.'

Bei den Worten ließ er, als werde ihm die Last zu schwer, das Weiße unter seinem Mantel hervor in die Dämmerung huschen. ‚I beg your pardon, Sir — ich phantasiere wohl ein bißchen! Das macht die Fieberhitze. Aber wenn Sie mich nur noch einen Augenblick anhören wollten, Mister Doktor, dann werde ich gehorsam zu Bette gehen.'

Mich faßte eine Angst vor dem Menschen, dessen Zähne in der Morgenkühle klapperten, und ich tat einen Schritt zu entfliehen. Aber so fest waren die hellsichtigen Augen in die meinen verklammert, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte. Sie drangen wie glühe Eisenspitzen auf mich ein, sie schienen mir jedes Geheimnis aus der Seele zehren zu wollen. Mit einem höhnischen, fast bösen Ausdruck sagte der Lord: ‚Auf mich braucht niemand mehr eifersüchtig zu sein; das wissen Sie selber am besten, my dear. Und es ist auch nicht in meinem Interesse,

daß ich von dieser heiklen Sache zu Ihnen rede, sondern es geschieht für die Dame. Oder sagen wir: für beide Damen! O yes — für zwei! Denn daß ich in Betreff des verteufelten Dilemmas, das Sie heute Nacht schlaflos macht, schon geraume Weile Ihr Mitwisser bin, können Sie mir glauben. Oder meinen Sie, ich wäre nicht Zeuge gewesen, wie gestern abend, als Sie mit Dona Leocadia an der Reling lehnten und der fremde Segler vorüberstrich — wie da eine, deren Haar wie Silber schimmerte, plötzlich zwischen Sie beide trat und sich mit stummem Händeringen gegen das Wort „Schwester" wehrte? — Hüten Sie sich, Mister Doktor, vor diesem Spiel mit zwei — was sage ich? — mit drei Menschenherzen! Denn ich rechne das Ihrige mit! Sie schütteln die Heimat nicht ab, so sehr Sie sich mühen, und der Platz am Herde, den ich für eine andere als Miß Mabel frei gehabt hätte, ist in Ihrer Zukunft schon längst nicht mehr leer. Dona Leocadia aber, die wir beide von Herzen lieben, verdient es, glücklich zu werden. Das wollen Sie bedenken und sich hüten vor einer großen Schuld! — Und nun werde ich zu Bette gehen.'

Ich erwiderte nichts. Aber mir schlug das Herz bis zum Halse, da ich den jetzt im Fieber Schwankenden das Fallreep hinuntergeleitete. Wie in einem Zustand dumpfen Traumes schritt ich an den Kabinen vorüber, wo ich Sie und Dona Juaquina in arglos süßem Schlummer wußte.

‚Good night, Sir!'

Eine feierliche und fremde Verbeugung, dann fiel die Tür der Kabine ins Schloß. Aber das ledergraue Gesicht und die zerbrochene Stimme schienen mich noch weiter zu verfolgen. Eifersucht, Qual und Drohung waren darin.

◆ ◆ ◆

Als ich wieder an Deck kam, lag die Dämmerung schon fahl über dem Schiffe. Schwarz wie Kiesel war die See und noch erregt von dem Nachtbrausen. Gegen den Horizont hin hoben sich, neben und hintereinander gereiht, die Tausende von Wasserhügeln gleich flachen, gebuckelten Erzschilden, über die ein kupferiger Schein zuckte.

Dann kam die Sonne herauf. In Feuernebel und Dunst gehüllt, von stahlfarbenen Wolkensimsen getragen, ein Gebild wie aus rotbrennendem Glase.

Die Vögel, die in dem Takelwerk genächtigt hatten, flogen, von der Helle gescheucht, kreischend auf und flatterten, graue Gespenstervögel, um Schornsteine und Masten. Allmählich ließ die Dünung nach; immer schwächer und leiser rollte das Schiff. Ruhig, im Gleichmaß und Takt, arbeitete die Maschine. Nordwärts war die Fahrt gerichtet — stetig nordwärts. Dort wartete, am äußersten Horizont, schon lange ein seltsam ragendes, blauschwärzliches Gewölk. Es hatte beinahe die Form einer ver-

witterten Hauswand — eines mächtigen Giebels. Und siehe, das höher schwebende, jetzt klar aus dem Nebel flammende Tagesgestirn übergoß es mit einem warmroten Schein und malte zitternde Spiegelscheibenfenster in das luftige Mauerwerk.

Der junge Mensch an der Reling schloß unwillkürlich die Augen gegen den Wolkenspuk. Wie geschliffene Dolche kreuzten sich ihm in der Finsternis die Gedanken. Er fühlte sich schuldvoll — verraten — von hundert Späheraugen umgeben.

Woher war dem Gräßlichen diese Wissenschaft gekommen? Hatte ihm vielleicht gelegentlich in der Unterhaltung ein unbedachtes Wort die geheimen Nöte des Schiffsarztes verraten? Oder hatte der Lord selber, des trennenden Raumes spottend, mit seinen bohrenden Augen jene Ärmste entdeckt, die da im roten Kliff zu Brinklage, drüben auf der anderen Seite der Welt, Tag um Tag auf dem Podest am Fenster saß und stickte? War aber dieses möglich, dann liefen, wer wußte es, vielleicht auch geheimnisvolle Fäden zwischen den beiden Adepten der Hellsehergabe herüber und hinüber, — ja, dann war wohl auch Marte Schlichtegroll mit ihren Augen, den wassertiefen, perlmuttergrauen, hier auf dem Schiffe zugegen und sah dem allen zu, was sich begab?

Beide Ellenbogen auf die Relingstange gestemmt, das Gesicht in die Hände vergraben, so grübelte der Einsame dem Unbegreiflichen nach. Und er fuhr erst empor, als ihm das Licht jetzt zwischen den Fingern durch in die Augen zuckte. Voll glutete der Tropenmorgen in blauer Pracht; wie changierte Seide, leicht zerknittert, lag das Meer, und schon gingen wieder die Schauer von Sonnenblütenblättern unablässig rieselnd nieder auf Deck.

Da riß Olaf Haddenbrook sich mit Gewalt aus seinem Nachtbrüten auf. Er eilte in die Kabine hinunter, wusch sich und war ernsthaft bemüht, seine Gedanken dem ruhigen Gleichmaß und dem Takt der Maschine anzupassen. Bald würden ja wieder Stimmen und munteres Lachen ringsum ertönen, und zu den beruflichen Obliegenheiten eines Schiffsmedikus von vierundzwanzig Jahren gehörte unter anderem, daß er sich beim Frühstück stets heiter, liebenswürdig und unterhaltsam zeigte. ‚Immer klar zum Gefecht', wie Kapitän Sarrazin sich auszudrücken beliebte.

(Fortsetzung folgt.)

Homer als Dichter / Von E. Drerup



Daß dieser Dichter Griechenland erzogen hat': dieses bekannte Wort Platos (Politeia X 606 E), das freilich nicht die Herzensmeinung des großen Philosophen wiedergibt, zeigt uns in schärfster Ausprägung, was Homer bis ans Ende der klassischen Zeit den Griechen gewesen ist. Gewiß, Homer galt den Griechen auch als Dichter, als ihr Nationaldichter sogar, als der erste der Tragiker (Plato a. a. O. 607 A). Ja vor der klassischen Zeit war Homer vielen Generationen alles das mitsammen, was man später in den verschiedenen Kunstgattungen der Tragödie und Komödie, der Philosophie, Geschichtschreibung und Kunstrede besessen hat. Aber Homer stand dem Volke zu hoch, um nur als Dichter gewertet zu werden. Er war mehr als dieses, war der große Lehrer, gewissermaßen die Bibel des Volkes, freilich keine religiöse Dichtung, noch weniger ein Erbauungsbuch. Er war das nationale Heldenbuch, war das Schulbuch der Jugend, die Lebensweisheit aus ihm lernte, war die Lieblingsunterhaltung des Alters, das an ihm sich stärkte und ergötzte.

In einem seltsamen Kontraste zu dieser allgemeinen Wertschätzung erheben sich schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. vereinzelte Stimmen, die Homer als Sittenlehrer mit den schärfsten Worten verwerfen, bezeichnenderweise zuerst bei denselben Joniern, bei denen die homerische Dichtung emporgeblüht war. Da erklärt ein Xenophanes von Kolophon, daß ‚Homer und Hesiod alles, was bei den Menschen schimpflich und tadelnswert ist, den Göttern beigelegt haben, Diebstahl, Ehebruch und Betrug' (Fgm. 11/12 D). Und gleichermaßen läßt ein Heraklit von Milet sich vernehmen, Homer verdiene es, aus den Preiswettkämpfen verwiesen und mit Ruten gestrichen zu werden, obwohl doch derselbe Heraklit den Homer für weiser hielt als die Hellenen allesamt (Fgm. 42 und 56 D). In der Tat, bei Licht betrachtet lassen die homerischen Götter von göttlicher Würde oft gar wenig verspüren, und wer sich an ihrem ungöttlichen Treiben skandalisierte, mochte wohl den Dichter darum schelten und der Befürchtung Raum geben, daß eine urteilsunfähige Menge ihr schlechtes Beispiel als ein nachahmenswertes Vorbild für das eigene Handeln betrachte. Aus diesem Grunde hat auch Plato die homerische Poesie aus seinem Idealstaate verweisen wollen, weil er ihren erzieherischen Wert für jung und alt bestritt (a. a. O. II 378 D).

Aber dem Volke war Homer lieb geworden; nicht leicht wollte es sich ihn entreißen lassen. So verstehen wir es, daß in derselben Zeit, in der zuerst die Kritik an Homer sich heranwagte, überzeugte Verteidiger ihm erstanden. Homer soll die Götter geschmäht, soll die Erhabenheit der Himmlischen durch ihr unsittliches Gebahren in den Staub gezogen haben? O nein! Ihr begreift ja den Dichter nicht, der solche Göttergeschichten unmöglich ernst gemeint haben kann! Man muß nach dem tieferen Sinn seiner Worte suchen. Nur wer das Geheimnis des Dichters errät, wird sein hohes Ziel recht erkennen, wird die Gewalt seiner Dichtung in voller Reinheit innerlich erleben. Und die Lösung des Rätsels? Der homerische Götterstaat ist eine Allegorie, seine göttlichen Persönlichkeiten sind die Verkörperungen moralischer oder physischer Kräfte,

deren Widerstreit in den Götterkämpfen, deren loses Spiel in dem oft verwunderlichen Betragen der Himmlischen sich versinnbildlicht. Der erste wissenschaftliche Vertreter dieses Standpunktes, der uns bekannt ist, war Theagenes von Rhegion (zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts), dessen Spuren in der klassischen Zeit u. a. ein Metrodor und Stesimbrotos, ein Empedokles und Anaxagoras folgten. Zu besonderer Blüte gelangte die allegorische Homererklärung bei den Stoikern der Alexandrinerzeit (Krates), die sie den Neuplatonikern (Porphyrios) vererbten. In unseren späten Homerscholien ist es merkwürdigerweise eine gelehrte Dame, die Grammatikerin Demo, die uns die umfangreichsten Bruchstücke dieser abstrusen Weisheit überliefert hat *.

Doch die Kritik war einmal rege geworden. Die homerischen Allegorien, die schon ein Plato verwarf, mochten das ethische Problem verdecken. Die Kritik aber drang schärfer auf den Dichter ein, indem sie Widersprüche und Sonderbarkeiten ans Licht stellte, die beim Vergleiche verschiedener homerischer Epen oder verschiedener Stellen desselben Epos sich zeigten. Das älteste Beispiel dieser — philologischen — Betrachtungsweise bietet uns eine berühmte Stelle des Herodot II 116, wo in Betreff der Rückfahrt des Alexandros (d. i. Paris) von Sparta nach Troja ein Widerspruch zwischen der Ilias und den Kyprien bemerkt und hiernach letzteres Epos dem Homer als Verfasser abgesprochen wird. Hier finden wir bereits jene logisch klügelnde Weise, die vom Dichter in erster Linie logische Konsequenz verlangt und bei Verletzung dieses Grundsatzes ein unnachsichtliches Verdammungsurteil nach der einen oder der andern Richtung ausspricht, ohne auch nur einen ernstlichen Versuch zu machen, in die poetischen Absichten des Dichters einzudringen.

Schon in der Sophistenzeit ist diese gewaltsame Methode, die jeder gesunden Ästhetik Hohn spricht, soweit auf die Spitze getrieben worden, daß ein Zoïlos davon den Spottnamen einer ‚Homergeißel‘ erhalten konnte. Wohl hat es an einer Reaktion nicht gefehlt, die mit empfänglicherem Sinne das dichterische Element bei Homer erfaßte und hieraus die Lösung der vermeintlichen Schwierigkeiten zu geben suchte. Kein geringerer als Aristoteles hat in einem feinsinnigen Kapitel seiner Poetik (c. 25) dieser dichterischen Erklärung Homers die Wege gewiesen, die dann von großen alexandrinischen Philologen, Aristarch voran, weiter verfolgt worden sind. Aber die Reste dieser Erklärung sind spärlich, in den Scholien weit verstreut, so daß sie bis auf die neueste Zeit kaum beachtet worden sind. Überdies erschöpft sie sich, — das vermögen wir mit Bestimmtheit zu erkennen —, in einem unsicheren Fühlen und Tasten, das zwar für die Einzelerklärung des Dichters manchen vortrefflichen Grundsatz gefunden, aber eine volle Erkenntnis der Grundgesetze homerischer Komposition noch nicht erreicht hat. Nicht zu verwundern also, daß weder die Tadler Homers verstummten, noch die Logiker, noch die Allegoristen.

Für die moderne Homerkritik hat das ethische Problem seine Bedeutung verloren. Die alten Götter sind tot. Mag der Dichter sie behandeln wie er will: innerlich berührt es uns nicht mehr. So lächeln wir jetzt über die Torheiten

* Vgl. C. Reinhardt, De Graecorum theologia capita duo. Berlin 1910.

der Allegoristen, denen Homer mehr war als ein Dichter, lächeln über manche Spitzfindigkeit der ästhetischen Erklärung antiker Philologen. Und doch hatte das Altertum etwas Großes vor uns voraus: es empfand den Dichter als eine geistige Macht, während wir uns sein Verständnis erst mühsam erarbeiten müssen und darum allzu leicht am Kleinen und Kleinlichen haften bleiben.

Nach der kritiklosen Bewunderung, die die Renaissance dem klassischen Altertum und nach der Auffindung der aristotelischen Poetik (kurz vor 1500) auch dem Homer entgegenbrachte, noch vor dem großen Streite der Antike und der Moderne in Frankreich (seit 1687: Charles Perrault)* beginnt die moderne Homerkritik mit den ‚Conjectures académiques' des Abbé d'Aubignac (1604 bis 1676)**, der zuerst die geschichtliche Existenz eines Menschen Namens Homer bestritt. Die Methode d'Aubignacs, der später auf die deutsche Wissenschaft, auf Herder, Heyne, Wolf, Zoëga, weittragenden Einfluß ausgeübt hat, war die logisch tiftelnde, nach Widersprüchen spähende der alten Sophisten, wonach er eine planmäßige Anlage der Ilias leugnete und dieses Epos als eine Reihe von ursprünglich selbständigen, erst durch einen Kompilator ungeschickt zusammengestellten Einzelgedichten verschiedener Verfasser erklärte. Die durch ihn hervorgerufene Bewegung verbreitete sich rasch, so daß bald schon (1715) der als Mathematiker bekannte Abbé Terrasson an Homer kein gutes Haar mehr lassen konnte, indem er ihn mit unerbittlicher mathematischer Logik, aber ohne eine Ahnung vom Wesen der Poesie zerzauste.

Die übertriebene Kritik forderte die Reaktion heraus. Man erfand den ‚Naturdichter' Homer, dessen Genie ohne Unterstützung von Kunst und Gelehrsamkeit eine wilde Schönheit entfaltet haben sollte. Ein Addison 1710 f., Blackwell 1735, Robert Wood 1769, Herder 1771 f. sind jetzt die führenden Männer, bei denen gewisse Differenzen hier nicht verfolgt werden sollen. Es entstand die Idee von dem ‚Volksdichter' Homer, der seine Poesie aus dem reinen Borne der Volkssage geschöpft habe. Es erwuchsen daraus schließlich jene mystischen Lehren der Romantiker von dem Epos, das ‚mehr entstanden und gewachsen ist, als entworfen und ausgeführt wird' (Fr. Schlegel), das ‚sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden muß' (J. Grimm). Unbewußt wirkte in solchen Anschauungen die bukolische ‚Natur'-Poesie des 17. und 18. Jahrhunderts nach; bewußt aber zeigte sich darin schon der Einfluß jener philologischen Kritik, die mit ihrer Auflösung der Einheit in den Dichtungen Homers eine perverse Ästhetik geradezu herausgefordert hatte. Pervers ja war es, die Anstöße, die man in den homerischen Epen fand, durch ‚Naivität' des Dichters erklären zu wollen, der als das Kind einer primitiven Zeit zugleich auch ein ‚Günstling der Zeit' gewesen sein sollte. Heute lächeln wir über solche Naivitäten, obwohl gelegentlich auch jetzt noch jene verschwommenen Ideen wieder auftauchen.

Die schulmeisterliche Kritik der Philologen hatte sich durch die Phantastereien

---

* Näheres bei G. Finsler, Homer in der Neuzeit, 1912. S. 180 f.

** Die „Conjectures" wurden schon 1664 geschrieben, aber erst 1715 gedruckt.

der Natur- und Volksschwärmer ebensowenig beirren lassen, wie im Altertum durch die der Allegoristen. Sie wurde übermächtig durch die ‚Prolegomena ad Homerum' F. A. Wolfs (1795), der ‚d'Aubignacs Ketzerei mit strengerer Beweisführung zur seinigen machte', wenn er auch aus Eitelkeit seine Abhängigkeit von d'Aubignac nach Möglichkeit zu verdecken suchte. Dann kamen Lachmann (1837/41), der aus der Ilias ältere Einzellieder herauszuschälen lehrte; Gottfried Hermann (1834 f.), der Vater der Erweiterungstheorie, auf den die neueren Annahmen schichtweiser Erweiterung eines ursprünglichen, höchst vollkommenen Urkerns sich stützen; Fick, der Erfinder des äolischen Urhomer, und wie sie alle heißen. Ob man dabei nun mit F. A. Wolf mehr die äußeren Fragen des Alters der Schreibkunst und der peisistratischen Redaktion in den Vordergrund stellte, ob man mit Lachmann Widersprüche und schlecht verklebte Fugen der Komposition aufspürte, ob man mit Fick eine aprioristische Sprachanalyse zur Führerin einer auflösenden Kritik nahm, ob man nach sprachlichen oder kulturellen, sagen- oder religionsgeschichtlichen Kriterien ältere und jüngere Schichten und danach auch ältere und jüngere Dichter des Epos unterschied: darin waren alle diese Kritiker einander gleich, daß der Dichter selbst und seine poetischen Absichten bei ihnen so gut wie gar nicht zu Worte kamen. ‚Man hat sich gewöhnt, ein Denkmal der Kunst als sprachgeschichtliche, sittengeschichtliche oder seelengeschichtliche Urkunde, kurz als ein Dokument für alles andere, nur nicht als das, was es ist und sein will, nur nicht als künstlerisches Monument für sich zu betrachten. Diese philologische Unsachlichkeit, die am Wesen ihres Gegenstandes hartnäckig vorbeisieht und sich mit krampfhafter Schwächlichkeit an alles Unwesentliche klammert, diese allein läßt man als ernsthafte, „objektive" Wissenschaft gelten.'* Daher dann die unglaubliche Verwirrung der Meinungen, worin kaum noch der eine den anderen verstand; daher bei manchen schließlich müde Resignation und Verzweiflung an der Lösbarkeit des Problems überhaupt; daher neuestens auch die stark absprechenden Urteile über F. A. Wolf, der früher als der Vater der modernen Philologie verherrlicht wurde, in dem ‚immer mehr sich verbreitenden Gefühl, daß er der Führer in eine Sackgasse gewesen ist, aus der es nicht leicht ist herausgekommen, ohne recht klein beizugeben'**.

Wir müssen es rund heraus bekennen: die Bahn, die seit d'Aubignac und F. A. Wolf die Homererklärung gewandelt ist, war ein Irrweg, weil man es versäumt hatte, eine volle künstlerische Erfassung des Dichtwerkes zur Grundlage der Kritik zu machen, weil man über die Entstehung des Dichtwerkes etwas wissen wollte, ehe man es nur recht verstanden hatte, weil man gleichwie die ältere Kunstwissenschaft die eigentümliche Bedeutung eines Literaturwerkes in den ganz äußerlichen Fragen der Entstehungszeit, der Quellen und Vorlagen, der persönlichen Verhältnisse des Dichters usw. beschlossen glaubte. Das aber konnte nur geschehen, weil man in der Methode der rein logischen Untersuchung ein unfehlbares Instrument in Händen zu haben wähnte, ohne zu bedenken,

---

* Karl Voßler, Die Göttliche Komödie. II, 2. Heidelberg 1910, S. 916. Das scharfe Wort Voßlers über die Danteforschung gilt mutatis mutandis auch für Homer.

** D. Mülder in Bursians Jahresberichten 1912, S. 197.

daß das phantastische Element der Dichtung mit dem Seziermesser logischer Kritik nicht bloßgelegt werden kann. So hat man jahrhundertelang mit scharfen Messern das Gewand der homerischen Dichtung zerfetzt, ohne ihre eigenartige Schönheit zu enthüllen. So hat man in der Tat in philologischer Engherzigkeit eine der schwersten Todsünden gegen den Genius der Poesie begangen, die die Weltgeschichte kennt. Oder wie der geistreiche Philologe Erwin Rohde* das ausdrückte: ‚Die Lachmannerei erscheint mir täglich mehr als eine nur bei Schulmeistern mögliche Barbarei.‘

Erst in der allerjüngsten Zeit ist die Erkenntnis allgemeiner geworden, daß nur eine radikale Abkehr von den ausgetretenen Geleisen die Homerforschung wieder auf sichere Bahnen hinführen könne. Man lese nur C. Rothes neuesten Homerbericht,** der in die zuversichtlichen Sätze ausklingt: ‚Die Überzeugung, daß wir es bei der Ilias und Odyssee mit der Schöpfung eines wirklichen Dichters zu tun haben, ist heute die herrschende geworden . . . Die Mittel aber, mit denen damals die Kritik ihre Vermutungen zu beweisen suchte, besonders die Wiederholungen und die Widersprüche, haben sich bei sorgfältiger Prüfung als äußerst hinfällige Stützen erwiesen. Die Wissenschaft schreitet stets fort; wer nicht mitgeht, bleibt zurück.‘ Zwei Jahre zuvor hatte Rothe, der seit mehr als 30 Jahren die Homerliteratur in seinen Jahresberichten verfolgt, der Homerforschung einen unschätzbaren Dienst erwiesen in seiner ‚Ilias als Dichtung‘ (Paderborn 1910), worin er — nach mehreren, weniger bedeutenden Vorgängern — die Einheit der homerischen Dichtung gegen ihre Kritiker zu verteidigen unternahm, indem er vor allem mit einem reichen Material literargeschichtlicher Parallelen den zwingenden Beweis erbrachte: ‚factum esse, quod illi fieri posse negitent.‘ War aber die unitarische Homerbetrachtung bisher in der Defensive, die in der älteren Generation vor allem von dem trefflichen G. W. Nitzsch (gest. 1861) geführt worden ist, so kann heute der Angriff der Kritik als abgeschlagen gelten. Das Feld ist frei für die Offensive, für eine neue künstlerische Würdigung des Dichters.

Natürlich ist es unmöglich, im Rahmen eines kurzen Essays Homer als Dichter restlos zu erfassen. Ich kann hier nur versuchen, von ein paar Seiten ihm nahe zu treten, während ich eine ausführlichere Würdigung vorbehalten muß meinem in Bälde erscheinenden Buche ‚Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik‘ (Paderborn 1913). Ein paar Hauptgedanken dieses Buches also mögen hier herausgegriffen, in eigene Beleuchtung gerückt und weiter verfolgt werden.

I. Die Komposition der Ilias. Wenn wir rein und abstrakt die Grundfrage stellen nach der Form des homerischen Epos — wobei von der für den dichterischen Gehalt fast nebensächlichen Sprachform und Versform hier abgesehen sei —, so müssen wir zunächst als die grundlegenden Tatsachen feststellen, daß das homerische Epos nicht als ein Lesebuch

* Vgl. seine Biographie von O. Crusius, S. 46.

** Der augenblickliche Stand der homerischen Frage. Berlin 1912, 90 S.



Dante Gabriel Rossetti / Dante



für stille Mußestunden verfaßt worden ist, sondern für einen deklamatorischen Vortrag durch Rhapsoden, daß ferner die uns geläufige Einteilung in vierundzwanzig Bücher noch der klassischen Zeit unbekannt war und erst von alexandrinischen Grammatikern geschaffen worden ist. Wo aber und wie, d. h. in welchen Abschnitten, ist in der älteren Zeit Homer rhapsodiert worden? Seltsam genug, daß die ältere Homerforschung diese für die Komposition des Epos scheinbar so selbstverständlichen Fragen kaum ernstlich aufgeworfen, geschweige denn ernstlich erörtert hat!

Selbstverständlich: wenn das homerische Epos im ganzen als eine Kunstschöpfung beabsichtigt worden ist — und dieses a priori zu bestreiten liegt kein Grund vor —, so können seine 15 693 Verse unmöglich zu einer formlosen Einheit aneinandergereiht worden sein. Das erfordert schon die einfachste Rücksichtnahme auf seine künstlerische Wirkung. Jedes Kunstwerk kann vom Beschauer oder Hörer nur dann wirklich genossen werden, wenn es ein *μέγεος εὐσύνοπτον*, eine leicht überschaubare Größe (Aristoteles), besitzt. Daraus ergibt sich für jede umfangreiche Dichtung, die ein Kunstwerk sein will, daß sie in kleinere, übersichtliche Abschnitte zerfallen muß, von denen ein jeder nach Möglichkeit auch Anfang, Mitte und Ende in sich selbst hat. Dies gilt um so mehr bei einer Dichtung, deren Genuß ursprünglich nur durch Deklamation einem Hörer vermittelt werden sollte und konnte. Denn mehr als 15 000 Verse nacheinander zu rezitieren, ist für menschliche Kräfte ebensowenig möglich, als eine Dichtung solchen Umfangs auf einmal geistig in sich aufzunehmen. Es muß in einer solchen Dichtung also Einschnitte geben, bei denen ein Deklamator von neuem beginnen kann; und diese Einschnitte müssen von Anfang an fest bestimmt sein, weil ein beliebiges Anfangen und Aufhören die vom Dichter beabsichtigten Kunstwirkungen unmöglich macht. Ein Dichter zumal, der mit Kontrasten und Steigerungen arbeitet, kann ein beliebiges Zerreißen seines Werkes sicher nicht in Aussicht genommen haben. So kann ein kunstmäßig aufgebautes Epos als eine ungegliederte ‚langreliefartige Komposition' (Jak. Burckhardt) weder gedacht sein, noch genossen werden, sondern nur als eine Folge von geschlossenen Bildern, die durch innere Beziehungen miteinander in Zusammenhang stehen.

Dies wird für das homerische Epos noch einleuchtender, wenn wir uns vergegenwärtigen, wo und wann es rhapsodisch zum Vortrag gebracht worden ist. Man hat da gedacht an die Werkstätten und Plauderhallen des niederen Volkes, an die Gastgelage des Adels, an die Volksversammlungen bei Götterfesten, selbst an den lydischen Königshof. Für uns aber bleibt alles dies nur leere und unfruchtbare Vermutung. Was wir nämlich über den kunstmäßigen Vortrag homerischer Dichtungen sicher wissen, und zwar von der alexandrinischen Epoche bis hinauf nahe an die Zeit Homers, bezieht sich durchweg auf rhapsodische Agone (Wettkämpfe), die noch in der Alexandrinerzeit in den zusammengesetzten musischen Agonen die erste Stelle hatten. An den Panathenäen in Athen hat Hipparch, der Sohn des Peisistratos, oder gar schon Solon den Rhapsodenkampf geordnet. In Sikyon hat im Anfang des sechsten Jahrhunderts der Tyrann Kleisthenes einen Agon homerischer Rhapsoden bereits wieder abgeschafft (Herodot V 67). Weiter hinauf sind Sänger-

wettkämpfe bezeugt bei Hesiod V. 650 f., in den homerischen Hymnen auf Aphrodite (VI 19) und auf Apollon (I 149), ja sogar schon in deutlichen Anspielungen der Ilias selbst A 604 und B 594 f.* Bei dem durchaus agonistisch veranlagten Charakter des griechischen Volkes versteht es sich da von selbst, daß es schon zur Zeit Homers solche rhapsodischen Wettstreite gegeben hat, die aller Wahrscheinlichkeit nach sogar in die Zeit vor Homer, in die Zeit der balladenartigen, vielleicht gar der improvisierten Volksepik** hinaufreichen.

Wenn nun bei späteren deklamatorischen Wettkämpfen Rhapsoden mit Teilen eines feststehenden Epos gegeneinander gestritten haben, so müssen auch diese Teile als künstlerische, dramatisch wirksame Einheiten einen feststehenden Umfang gehabt haben, weil nur in abgeschlossenen Kunstwerken die Entfaltung der vollen Vortragskunst möglich, also auch nur hiermit eine zweckentsprechende Preisbewertung im Agon gegeben war. Bei einem Konkurrenzkampfe können die Rhapsoden nur mit ganzen Dichtungen, nicht mit Fragmenten gegeneinander gestritten haben. Wenn aber Homer selbst Rhapsode war, wie wir aller Wahrscheinlichkeit nach annehmen dürfen, oder wenn er auch nur seine Dichtungen **auch** für rhapsodische Agone verfaßt hat, so konnte es ihm gar nicht in den Sinn kommen, seine Epen anders als in geschlossenen Rhapsodien aufzubauen. Denn nur Rhapsodien konnte er vor seinen lauschenden Hörern zum Vortrag bringen, nur mit Rhapsodien konnte er den Wettkampf mit den Balladen seiner Sangesgenossen bestehen. In der Tat konnten Episoden eines bekannten Sagenstoffes, in geschlossener künstlerischer Form besungen, im Rhapsodenkampfe zum Vortrag gebracht werden, auch wenn diese Rhapsodien zugleich Teile eines größeren Kunstwerkes waren, wie z. B. die Diomedie oder die Dolonie oder Hektors Tod.

Die Schöpfung der neuen Kunstform der Epopöe endlich kann nicht aus äußeren Motiven, sondern nur aus dem **eigensten, innersten Kunstwollen** des Dichters sich erklären: wenn sein Genius ihn trieb, seine schöpferische Kraft in einer neuen, unerhörten Weise zu betätigen. Auch der Gesamtaufbau der Epopöe ist hiernach von Kunstgesetzen bedingt, die in der Dichterpersönlichkeit des Schöpfers ihren Grund haben, von den gleichen Kunstgesetzen, die in den für sich abgeschlossenen Teilen des Epos wirksam sind.

Wenn wir so die natürliche Entstehung der Epopöe ins Auge fassen, bleibt wiederum das Gesetz der Rhapsodienteilung in Geltung. Denn beim Aufbau einer großen **dramatischen** Handlung — und das homerische Epos ist nach der Beobachtung des Aristoteles durchaus dramatisch — kann der Plan der Dichtung nur in übersichtlichen Einzelbildern zur Durchführung gebracht werden. Jedes größere epische Kunstwerk trägt somit die Forderung kunstgemäßer, auch äußerlich erkennbarer Gliederung in sich. Wenn also der Ilias ein kunstvoller Plan zugrunde liegt, wie die Kritik heute zuzugeben geneigt ist, so ist schon nach allgemeinen künstlerischen Gesetzen eine Gliederung der Dichtung in bestimmte, dramatisch geschlossene Einheiten von vornherein vorauszusetzen.

* Man pflegt die ‚Bücher‘ der Ilias mit den großen, die der Odyssee mit den kleinen griechischen Buchstaben zu bezeichnen.

** Hierüber näheres in meinem ‚Homer‘, 1903, S. 33 f.

Die nächste Aufgabe unserer Untersuchung ergibt sich daraus ohne weiteres: jene rhapsodischen Einheiten wiederzugewinnen, in denen Homer sein Epos gedichtet hat, die aber mit der alexandrinischen, von einem äußerlichen Zahlenschematismus — 24 Buchstaben des Alphabets! — bedingten Bucheinteilung sicher nicht identisch sind. Um hier weiter zu kommen, fragen wir zunächst ganz obenhin, in welchen äußeren Grenzen denn diese Rhapsodien sich gehalten haben mögen. Welches war ihr Maximalumfang? Die Grenze bestimmt sich naturgemäß nach der durchschnittlichen physischen Leistungsfähigkeit eines Rhapsoden, die dieser bei fortgesetztem Deklamieren, kleine Kunstpausen in Rechnung gestellt, zu entfalten vermag. Wir müssen dabei bedenken, daß die homerischen Gedichte zum mindesten auch bei großen Volksversammlungen unter freiem Himmel, unter den ungünstigsten Bedingungen der Deklamation, vorgetragen worden sind, daß ferner ein kunstgemäßer, schauspielerisch belebter Vortrag an sich schon außerordentliche Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Rhapsoden stellte, daß endlich der Konkurrenzkampf im Agon, zumal bei großen Volksfesten, die äußerste Anspannung der Stimme vom Flüstertone bis zum Sturmesbrausen erzwang. Ich glaube nun, die Kräfte auch des trainierten Vortragskünstlers eher zu überschätzen als zu unterschätzen, wenn ich als die äußerste Zeitdauer eines Vortrags unter solchen Umständen etwa zwei Stunden in Anschlag bringe. Wer auf der Kanzel einer großen, wenig akustischen Kirche einmal zwei Stunden gepredigt hat, wird mir ganz gewiß nicht widersprechen. Empirische Versuche aber ergaben, daß in einer Stunde im deklamatorischen Tone, sowie er den äußeren Bedingungen eines solchen Vortrags entsprechen müßte, nicht viel mehr als 500 homerische Langverse bewältigt werden können. So würde als das äußerste Maß einer homerischen Rhapsodie ein Umfang von rund 1000 Versen oder wenig mehr angenommen werden dürfen.

Diese Schätzung freilich ist subjektiv, und leicht würde einer einwenden, mit solchen äußerlichen Berechnungen dürfe man an Homer nicht herantreten, von dessen Vortragsweise man nichts Sicheres wisse. Zwei Momente indessen gaben meiner aprioristischen Schätzung eine willkommene Bestätigung. Einmal das Zeugnis Wilhelm Jordans, der sich mit Stolz den ersten ‚modernen Rhapsoden' nannte. In seinem heute ziemlich seltenen Büchlein ‚Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik' (1869), das mir erst nachträglich zu Händen kam, erzählt Jordan von seiner eigenen rhapsodischen Praxis, die ihn Deklamationsabende von anderthalbstündiger Vortragsdauer mit einer eingeschobenen Pause veranstalten ließ (S. 7); für die 12110 Hexameter der Odyssee aber verlangt er, nach den eigenen Tempoerfahrungen geschätzt, ungefähr zwölf zweistündige Sitzungen: eine auf den Vers genaue Übereinstimmung mit meiner eigenen empirischen Schätzung*!

Eine Bestätigung anderer Art brachte die Betrachtung einzelner Gesänge der Ilias, die in ihrer ganzen Anlage unverkennbar die geschlossene Form von Rhapsodien haben. Zunächst der *Διομήδους ἀριστεία* in Buch V der Ilias;

* Auch eine jüngst in Berlin veranstaltete öffentliche Deklamation eines Buches der Odyssee hat sie im wesentlichen bestätigt.

denn die 909 Verse dieses Gesanges nähern sich schon der aprioristisch festgestellten oberen Grenze einer Rhapsodie. Umgekehrt muß ein kurzer Einzelgesang wie die Dolonie (Buch X) mit ihren 579 Versen der unteren Grenze des Umfangs nahe stehen; auch solche kleineren Formen mußten ja im Konkurrenzkampfe mit größeren Typen bestehen können und durften darum unter ein gewisses Minimalmaß nicht heruntergehen.

Damit war nun der äußere kompositionelle Rahmen gefunden, in welchem die Einzelzüge homerischer Kompositionsweise hervortreten mußten. Eine genauere Untersuchung des V. Buches der Ilias, der Diomedie, die als sicheres Beispiel einer rhapsodischen Einheit ausgewählt wurde, ließ in der Tat mit voller Sicherheit die künstlerischen Prinzipien erkennen, nach denen Homer den äußeren Aufbau seiner Rhapsodien geordnet hat. Das allerwichtigste ist hier das Kompositionsprinzip der Dreiteiligkeit, das mit den besonderen poetischen Mitteln des Kontrastes und der Steigerung die Gesamtanlage der Rhapsodie wie ihre Durchführung im einzelnen beherrscht.

So beginnt die Diomedie mit einem kunstvollen dreiteiligen Proömium (V. 1—36), in welchem nach der einleitenden Verklärung des Haupthelden durch seine Schützerin Athene die Exposition des Gesanges durch eine kontrastierende Parallelhandlung gegeben wird. Der dreiteilige Gesamtaufbau der Haupthandlung folgt hiernach einer Zickzacklinie, worin das Auf-Ab-Auf des Kampferfolges mit kunstvoll motivierten Peripetien die Komposition bedingt. Von den drei Hauptabschnitten* bietet wiederum der erste und dritte eine Untergliederung in drei Akte**, während der zweite nach dem natürlichen Fortschritt der Handlung nur in zwei Akte*** zerfallen konnte: eine künstlerisch berechtigte und wohlberechnete Abweichung von einer allzu großen Starrheit der Symmetrie. So geht es dann weiter in der Szenenführung der Einzelakte, ja selbst bis in die Gliederung der Einzelszenen hinein.

Dieses Streben nach Symmetrie in der Dreiteiligkeit wird unterstützt durch das poetische Mittel des Kontrastes, wonach bestimmte Szenen und Figuren, um die Entwicklung der Handlung straffer zusammenzufassen, miteinander in gegensätzliche Parallele gestellt werden. Hiermit gelangt die Komposition in einzelnen Szenen bis zur chiastischen Kreuzung, ja bis zur völligen Umkehrung der Linienführung — die Tlepolemosepisode z. B. ist das volle Gegenbild des Pandaroskampfes —, während die Gegensätze der dichterischen Figuren vor allem in den komischen Kontrasten der menschlichen Helden und ihrer göttlichen Gegenspieler hervortreten. Die Kunst der Steigerung endlich, durch spannende Retardationen in ihrer Wirkung verstärkt, läßt die Handlung im einzelnen wie im ganzen zu immer höherem Aufschwunge sich erheben.

Das auf den ersten Blick vielleicht verwunderliche Gesetz der Symmetrie, das die Komposition der homerischen Rhapsodie in ihrer Dreiteiligkeit zu einer oft fast schematischen, aber durch dichterische Kunst bewegten Gleich-

---

* Vgl. V. 37—470, 471—710, 711—909.

** Vgl. V. 37—165, 166—330, 330—470; 711—777, 778—863, 864—909.

*** Vgl. V. 471—589, 590—710.

förmigkeit zwingt, wurzelt in der künstlerischen Gesamttendenz der Zeit des Dichters. Denn die Gebundenheit der archaischen Kunst Griechenlands, deren Unbehilflichkeit dem Anfange jeder großen Kunst entspricht, hat ja eben in dem Streben nach künstlerischer Überwindung dieser Unbehilflichkeit ihren Grund, was bei technischer Vollendung des Details nicht selten eine schematische, fast leblose Symmetrie der Komposition ergibt. Die symmetrische Gebundenheit der homerischen Rhapsodie aber wird uns um so einleuchtender erscheinen, wenn wir dieselben Prinzipien der Dreiteiligkeit, des Kontrastes und der Steigerung nicht nur in einzelnen Rhapsodien, sondern auch im Gesamtaufbau der Ilias wirksam finden.

Nachdem das Gesetz der Rhapsodienteilung und der Normalumfang der Einzelrhapsodie einmal gefunden waren, drängte sich ja die Aufgabe auf, jenes Gesetz in der Gesamtkomposition der Ilias zur Durchführung zu bringen und dadurch auf seine Richtigkeit zu prüfen. Erst nach dem vollständigen Abschlusse meines Buches, das die Grundlagen der Untersuchung bot, habe ich mich an diese Aufgabe herangemacht, die ich in voller Unbefangenheit nur gemäß den inneren Zusammenhängen der epischen Handlung zu bewältigen suchte. Ich betone hier vor allem, daß mir auch das Gesetz der Symmetrie nur bei der Bestimmung der Einzelrhapsodien Anhaltspunkte bot, daß hingegen für den Gesamtaufbau der Ilias ein Suchen nach Symmetrien zunächst mir völlig fern lag. Wenn also nach dem vorläufigen Abschlusse der Einzeluntersuchung Symmetrien auch der Rhapsodienfolge, und zwar wiederum in der Dreiteiligkeit, ganz ungesucht hervorleuchteten, so dürften auch diese Ergebnisse einer noch in den Anfängen steckenden Untersuchung interessant genug sein, um hier in Kürze mitgeteilt zu werden.

Der Gesamtaufbau der Ilias zerfällt in 18 Rhapsodien, die sich folgendermaßen teilen:

I. *Α–Β* 483	= 1094	Verse:	Exposition der Haupthandlung: Entstehung des ‚Zornes', Götterhandlung, versuchte Heimkehr und Aufbruch zur Schlacht*.
II. *Γ–Δ*	= 1005	„	Vertrag und Vertragsbruch, Beginn der ersten Schlacht.
III. *Ε*	= 909	„	Diomedie.
IV. *Ζ–Η* 312	= 841	„	Kampf ohne die Götter, Hektor und Aias.

* Formeller Abschluß der Rhapsodie durch die Häufung von fünf Gleichnissen (vgl. den Schluß von *P*), in Korrespondenz mit dem Beginne der zweiten Rhapsodie (*Γ*). Ein weiteres Kriterium für die Scheidung der ersten und zweiten Rhapsodie gibt der hier eingeschobene Schiffskatalog. Dieser selbst muß bei der Rhapsodienteilung außer Betracht bleiben, weil er aller dramatischen Qualitäten entbehrt und darum in Zusammenfassung mit dem ersten Teile von *B* ein für den rhapsodischen Vortrag ungeeignetes, im rhapsodischen Agon unmögliches Zwitterwesen ergäbe. Ich halte ihn für eine Art poetisch stilisierten Inhaltsverzeichnisses, das event. noch von Homer selbst eingelegt sein könnte.

V.	*H* 313—*Θ*	= 735	Verse:	Zweite (abgebrochene) Schlacht.
VI.	*I*	= 713	„	Der Versöhnungsversuch (Nachtstück)*.
VII.	*K*	= 579	„	Dolonie (Nachtstück).
VIII.	*Λ*	= 848	„	Dritte Schlacht, Verwundung der griechischen Haupthelden, Vorbereitung der Patroklie.
IX.	*M*—*N* 344	= 814	„	Erstürmung der Mauer (Hektor), Poseidon bei den Griechen.
X.	*N* 345—*Ξ*	= 1015	„	Stehender Kampf (Idomeneus), Täuschung des Zeus und Niederlage der Troer.
XI.	*O*	= 746	„	Zeus mit den Troern.
XII.	*Π*	= 867	„	Patroklie.
XIII.	*P*	= 761	„	Kampf um die Leiche des Patroklos.
XIV.	*Σ*—*T*	= 1041	„	Achilleïs, Absage vom Zorn.
XV.	*Y*—*Φ* 525	= 1028	„	Götterschlacht.
XVI.	*Φ* 526—*X*	= 601	„	Hektors Tod.
XVII.	*Ψ*	= 897	„	Bestattung des Patroklos, Leichenspiele.
XVIII.	*Ω*	= 804	„	Hektors Lösung und Bestattung.

Man braucht nun nur oberflächlich diese Rhapsodienfolge zu überschauen, um die symmetrische Anordnung des Gesamtaufbaues zu erkennen. Denn nach der dreiteiligen Exposition in der ersten Rhapsodie umfaßt eine erste Gruppe von drei Rhapsodien (II—IV) den vergeblichen Versuch einer gütlichen Einigung und die erste Schlacht, die sich unmittelbar aus dem Vertragsbruche — durch Alexandros einerseits, durch Pandaros anderseits — entwickelt. Der Zweikampf des Alexandros und Menelaos steht hier am Anfange, der des Hektor und Aias am Schlusse, in der Mitte die gewaltig gesteigerten Heldentaten des Diomedes. Eine zweite Gruppe von drei Rhapsodien (V—VII), mit dem Nachtstück der Kriegsberatungen und mit der Totenbestattung beginnend**, schildert zunächst den Mauerbau als die für die Weiterentwicklung bedeutungsvollste Veränderung der Szenerie und anschließend daran die zweite, abgebrochene Schlacht, an welche in Parallele miteinander, zugleich auf den Anfang dieser Gruppe zurückweisend, die beiden Nachtstücke der Gesandtschaft (VI) und der Dolonie (VII) sich anreihen. Die hiernach folgende dritte Schlacht, die das Kampfesgewühl zu einem wilden Hin- und Herwogen der feindlichen Heere steigert, ist als Mittelstück der Handlung kompositionell ausgeweitet in zwei Gruppen von je drei Rhapsodien (VIII—X, XI—XIII), deren erstere das entscheidende Kompositionsmotiv der Hybris Hektors (M 238 f.), deren letztere das nicht minder entscheidende Motiv der Tötung des Patroklos durch Hektor zum Kernpunkte hat. Die Täuschung des Zeus und sein Wiedererwachen in X und XI verbindet die beiden Gruppen; denn die Täuschung vermag nur für kurze Zeit die Schlacht entschieden zugunsten der Griechen zu wenden, die hiernach gleich wieder von dem wiedererwachten Zeus und den Troern zu

* Vgl. hierüber neuestens die trefflichen Ausführungen von Ad. Roemer, Homerische Aufsätze. I. Leipzig 1912.

** Vgl. Rothe, Die Ilias als Dichtung, S. 218 unten.

Paaren getrieben werden. Die letzte, gewaltigste Steigerung des Kampfes bringt die Achilleïs in der fünften Rhapsodiengruppe (XIV—XVI), in welcher die Götterschlacht die wirkungsvolle Retardation und zugleich Kontrasthandlung zum Wüten des Achilleus bildet, abgeschlossen durch jene Tat, auf welche die ganze Entwicklung der Ilias hindrängte, Hektors Tod durch Achilleus. Ein doppelter kontrastierender Schluß in zwei Rhapsodien (XVII—XVIII), mit der Bestattung des Patroklos und den Leichenspielen einerseits, der Lösung und Bestattung Hektors anderseits, läßt die wundersame Schlachtsymphonie in eine gewaltige Elegie ausklingen.

In fünf Gruppen zu je drei Rhapsodien also entwickelt sich die eigentliche Kampfhandlung der Ilias, eingeleitet durch die Exposition in der ersten Rhapsodie und abgeschlossen durch den doppelten, elegischen Ausklang, so daß durch die Zusammenfassung von Einleitung und Schluß wiederum eine Dreiheit entsteht*. Endlich läßt sich hieraus auch noch eine dreiteilige Hauptgliederung der Gesamthandlung entnehmen, die in etwa der Kompositionslinie der Diomedie entspricht, da die Exposition mit den beiden ersten Schlachten (I—VII), die kompositionell verbreiterte zweite Schlacht (VIII—XIII) und die Achilleïs mit dem elegischen Abschluß (XIV—XVIII) zu größeren Hauptgruppen sich zusammenordnen. Die Abnahme des Umfanges dieser Hauptteile (7+6+5 Rhapsodien) — wie im ersten Hauptteile auch die Verszahl der einzelnen Rhapsodien fortgesetzt sich vermindert — wird durch die Steigerung des Stimmungsgehaltes und der poetischen Intensität völlig ausgeglichen.

Eine weitere Durchführung dieser Gedanken würde den engen Rahmen dieses Essays zersprengen. Nur eine Verwahrung möchte ich hier noch einlegen, wenn man mich etwa tadeln sollte, daß ich wie ein Köchly, Fick u. a. hier mit Zahlensymmetrien zu arbeiten scheine. Denn es handelt sich hier nicht um einen Zahlenschematismus, der äußerlich an die Komposition des Epos herangebracht worden ist, der gar die Ausscheidung von Erweiterungen oder Interpolationen verlangt, um überhaupt durchgeführt werden zu können. Es handelt sich hier vielmehr um ein einfaches und allgemein gültiges künstlerisches Kompositionsprinzip, die Mischung des Kontrastes mit der Dreiheit oder des Geraden mit dem Ungeraden, das sich mir aus der genauen Untersuchung einer Einzelrhapsodie ergab und wiederum aus der voraussetzungslos gewonnenen Rhapsodienfolge zwanglos hervorging, das also durch seine Allgemeingültigkeit in der Kunst und durch seine Bewährung in der Ilias im einzelnen** und im ganzen die Gewähr seiner Richtigkeit in sich trägt***.

---

* Daß hierdurch, wie durch den Kontrast zum Versöhnungsversuch in VI. auch die Dolonie kompositionell notwendig wird, soll nur nebenbei bemerkt werden.

** Von den 18 Rhapsodien sind nicht weniger als 15 in der Hauptkomposition dreiteilig; zweiteilig sind nur die Rhapsodien IX, X, XV, von denen die beiden ersteren bezeichnenderweise gerade im Mittelpunkte des Epos stehen. Auch in der Untergliederung der einzelnen Rhapsodien, die ich demnächst ausführlicher zu behandeln gedenke, herrscht die Dreiteilung — durch Kontraste verschärft und durchbrochen — als strenges Gesetz.

*** In jüngster Zeit habe ich in gemeinsamer Arbeit mit C. Rothe (Berlin) auch die Komposition der Odyssee untersucht und hier wiederum das Gesetz der dreiteiligen

II. Die Götterszenen der Ilias und die Religion Homers. Mit den kompositionellen Fragen ist enger, als man zunächst meinen könnte, die Frage nach der psychologischen Kunst des Dichters verknüpft. Denn die richtige Einschätzung der homerischen Komposition mit ihren Parallelen und Kontrasten ist nicht unwesentlich bedingt durch eine richtige Erkenntnis der poetischen Stimmung, die über die einzelnen Szenen ausgebreitet ist, vor allem aber der psychologischen Motivierung der einzelnen Charaktere und ihrer Handlungen, wodurch die vielberufenen schweren Widersprüche bei Homer verschwinden. Dafür nur ein Beispiel hier an Stelle vieler. Beim Zweikampfe des Alexandros und Menelaos wird der erstere aus dem für ihn bedrohlichen Kampfe durch Aphrodite gerettet (Γ 381), die ihren Schützling in einem verhüllenden Nebel vom Schlachtfelde entrückt, ‚ganz leicht, wie es ihrer Gottheit entsprach'. In der nächsten Rhapsodie dagegen, der Diomedie E 318 f., eilt Aphrodite ‚wehrlos' in die Schlacht, um ihren von Diomedes verwundeten Sohn Aineias zu schützen; sie breitet den Überfall ihres Gewandes über den Verwundeten aus und sucht ihn in den Armen fortzutragen, wird aber von Diomedes verfolgt, mit dem Speere verwundet und dadurch gezwungen, ihre liebe Last fallen zu lassen. Dieser handgreifliche Widerspruch, mit dem die ältere Kritik nichts Rechtes hat anfangen können, erklärt sich psychologisch leicht mit der Beobachtung, daß an der letzteren Stelle Aphrodite nicht wie eine Göttin, sondern ganz in der Art einer besorgten menschlichen Mutter um ihren Sohn sich annimmt; daraus ergibt sich weiter der Sinn des Dichters in der Voraussetzung, daß Aphrodite in der Umarmung ihres menschlichen Geliebten Anchises, mit dem sie, aus der Sphäre ihrer Göttlichkeit heraustretend, den Aineias erzeugte, ihre göttliche Würde und Kraft aufgegeben hat, daß sie darum ihren Menschensohn auch nur wie eine menschliche Mutter verteidigen kann. Der Dichter betont die Art von Aphrodites Mutterschaft mehrfach ganz ausdrücklich, — natürlich hat man das an der einen oder anderen Stelle gestrichen —, um auf die psychologische Erklärung ihrer ‚Wehrlosigkeit' hinzuführen, die im folgenden dann zu einem der wichtigsten Kompositions- und Kontrastmotive wird.

Die vielgerühmte Kunst der Charakterzeichnung bei Homer, die vor allem in den Dialogen und Reden erfolgt, hier in ihren psychologischen Grundlagen genauer zu verfolgen, muß ich mir versagen*. Wichtiger ist es mir, hier darauf hinzuweisen, daß auch die einzelnen Götterpersönlichkeiten der Ilias markante Charaktertypen bilden, die es dem Dichter ermöglichen, den an Charakteren beschränkten Kreis eines Kriegslagers durch höchst lebensvolle Individualitäten, vor allem nach der weiblichen Seite, zu bereichern. Die menschlichen Helden

---

Symmetrie schlagend bestätigt gefunden. Die Odyssee zerfällt in 15 Rhapsodien von durchschnittlich 800 Versen (gegen ca. 870 Verse in der Ilias), die in 2 Hauptteilen von je 3×2 Rhapsodien mit je 1 Rhapsodie als Einleitung, Ueberleitung und Schluß sich zusammenordnen. Auch in der Komposition der Einzelrhapsodie herrscht hier das gleiche Gesetz wie in der Ilias.

* Hierfür vgl. H. Spieß, Menschenart und Heldentum in Homers Ilias, Paderborn 1913.

Homers sind wirkliche Menschen, klein vor der Macht der Götter, aber zumeist von einem hohen Sinne erfüllt und dennoch nicht fehlerlos. In einer ganzen Stufenleiter von Charaktereigenschaften, von den niedrigsten Instinkten des Plebejers bis zu den edelsten Regungen eines Heldenherzens, entfaltet sich ihr Leben vor uns, indem nach echter Dichterart die Charaktere auch unter der Beeinflussung der Umwelt sich entwickeln. Neben einem Achilleus und Diomedes stehen ein Thersites, der pöbelhafte Frechling, ein Pandaros, der vorlaute, feige Maulheld, ein Tlepolemos, der Prahlhans. Aber auch die göttlichen Personen der Dichtung werden wir in ihrer Art nur dann recht erfassen, wenn wir sie nicht nach der theologischen Überlieferung, sondern ausschließlich nach dem Gedankenkreise eines mit freier Phantasie schaffenden Dichters beurteilen. Für den Dichter bewegen sich auch die Götter, trotz ihres olympischen Wohnsitzes, nicht in einer überweltlichen, übermenschlichen Idealsphäre, sondern unter dem Bilde des Menschen geschaut, haben sie auch Teil an menschlichen Fehlern und Schwächen. Ja trotz ihrer göttlichen Macht und Unsterblichkeit dominiert diese Seite in ihrem Wesen so sehr, daß sie alle miteinander, soweit sie überhaupt greifbar uns entgegentreten, mehr oder minder komische Figuren machen.

Da finden wir in der Diomedie als komische Figur voran den Kriegsgott Ares, den ungeschlachten, blutrünstigen Tölpel, der eine beiden Parteien willfährige Kammerdienernatur zeigt und schließlich dem Vater gegenüber in brutalem Schimpfen sich Luft macht. Sein weibliches Gegenbild ist Aphrodite, die mütterlich um ihren Sohn besorgte, aber auch verführerische und ‚schwache' Frau, die Blut nicht sehen kann und schon durch eine leichte Hautwunde jede Haltung verliert. Da sind ferner Athene, die hinterlistige, spott- und lügensüchtige, verzogene Lieblingstochter des Zeus, der in ihrem Groll gegen Aphrodite etwas altjüngferlich Verbissenes anhaftet; Here, des Himmelsherrn zänkische, aber vor seinem Zorn zitternde Gemahlin, die es an Lügenfertigkeit mit Athene aufnimmt; Dione, einst mit Zeus die Herrschaft des Olymps teilend, jetzt hier nur geduldet als ein altes, schwatzhaftes Mütterchen, das die ganz vernichtete Tochter Aphrodite mit olympischen Skandalgeschichten und leeren Unglücksprophezeiungen gegen den Feind zu trösten sucht; Apollon, der elegante, das plebejische Menschentum verachtende und jede unnötige Berührung mit ihm vermeidende Aristokrat; Zeus selbst endlich, der gespreizte und bequeme, aber auch launenhafte und äußerst schimpffertige Tyrann.

Bei solchen Götterfiguren, die göttlicher Würde und Höhe völlig ermangeln, kann es dem Dichter natürlich nicht darum zu tun gewesen sein, im Hörer seiner Schilderungen irgendwelche religiöse Erhebung zu erwecken. Wenn vielmehr jedes Eingreifen der Götter in die Handlung zu einer kleinen Komödie sich gestaltet, nicht selten sogar zu einer wirklichen Burleske, ja Groteske sich steigert, so kann ein solches poetisches Spiel nur aus dichterischen Absichten sich erklären. Wie nämlich die Götterfiguren der Ilias die komischen Gegenspieler der menschlichen Helden sind, so werden die Götterszenen hier zu komischen Kontrastszenen der blutigen Heldenkämpfe, mit denen die Einförmigkeit einer pathetischen Schlachtschilderung kunstvoll unterbrochen, das Grauen des Mordens aufgelöst

wird in ein befreiendes Lachen. Damit verträgt es sich wohl, daß die Götterkomödie der Ilias nicht überall die gleiche Derbheit der Auffassung zeigt, daß bei einzelnen, zumal den mehr unpersönlichen Handlungen von Gottheiten — man denke an die Verklärung des Diomedes im Anfange von E — das komische Element ganz zurücktritt, daß sogar die affektierte Großartigkeit der Burleske gelegentlich an echte Erhabenheit nahe anstreift. Denn auch in den komischen Kontrasten sind Variationen und Steigerungen geboten, und auch ein Narrenkönig findet gelegentlich die Sprache echter Königswürde.

Man wird eine solche Betrachtung der homerischen Götter, die mit Herman Grimm ausschließlich den poetischen Gehalt dieser Figuren und ihre kompositionelle Stellung im Epos zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt, als kühn, vielleicht gar als vermessen bezeichnen. Aber schreiender noch wird dieser Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung, wenn wir uns die Frage vorlegen: Wie kommt es nun, daß der gleiche Dichter die Welt der Götter mit überlegener Ironie behandelt, nicht selten gar zu grotesken Späßen herabwürdigt, daß der gleiche Dichter aber auch seine Helden als göttergläubig, ja mit wenigen Ausnahmen als fromme Verehrer der Götter schildert und solches religiöses Gefühl seiner Helden geradezu verherrlicht? Für unser heutiges religiöses Empfinden ist ein solcher Gegensatz durchaus unverständlich. Im Lichte einer Simplizissimuskultur müßte die phantastisch-burleske Zeichnung der Götterwelt bei Homer als bewußte Frivolität erscheinen, die mit ernster religiöser Gesinnung in keiner Weise sich vertrüge. Und auch rein menschlich betrachtet ist es in der Tat eine bare Unmöglichkeit, daß die homerischen Helden, daß der Dichter selbst an diese Götter geglaubt habe, die mit den Menschen nicht selten ein geradezu frivoles Spiel treiben. Dennoch wird uns dieser Gegensatz aus der religiösen Grundstimmung der Zeit des Dichters und aus dem Kunstcharakter seiner Dichtung verständlich werden.

Schon von den ältesten Homergelehrten ist das sich erhebende Problem gefühlt worden, indem die einen darum, wie einleitend ausgeführt wurde, die homerische Dichtung als unsittlich verwarfen, die anderen mit künstlichen Allegorien den Homer zu retten versuchten. Die hiermit beginnende Idealisierung der homerischen Götter, die die zum Teil ganz offensichtlichen burlesken Züge des Epos teils ignorierte, teils — wo das nicht anging — durch eine harmlose Umdeutung aus dem Wege räumte, wirkt noch bis zum heutigen Tage nach, indem man hier und da noch von den homerischen Göttern generell als den ‚Göttern Griechenlands' redet. Seit den Anfängen der kritischen Homerbetrachtung in der Neuzeit freilich hat sich jene idealisierende Betrachtung zumeist in eine andere Richtung gewendet. Man glaubte gewisse Unterschiede in der Behandlung der göttlichen Personen an verschiedenen Stellen des Epos zu erkennen. Indem man nun die Götterszenen, soweit man sie als erniedrigend erkannte, von jüngeren ‚Nachdichtern' eingeschoben sein ließ, die den ursprünglichen Plan der Ilias durch Erweiterungen verdorben hätten, so gelangte man dazu, bei Homer eine ältere, reinere Religion der älteren Schichten des Epos von den ‚frivolen' Religionsanschauungen jüngerer ‚Nachdichter' in den Erweiterungen zu unterscheiden, in denen eine freigeistige Spottlust bei der Zeich-

nung der göttlichen Gestalten durch innere Religiosität nicht mehr gezügelt wäre. Als Hörerschaft für diese ‚jüngeren‘ Dichtungen aber dachte man sich eine ‚frivole‘ Adelsgesellschaft, die den dichterischen Erfindungen frivolen Übermutes verständnisvollen Beifall gezollt hätte. Idealisiert ist also auch hier: idealisiert nämlich ist die religiöse Anschauung einer Ur-Ilias oder doch des epischen Grundstockes unserer Ilias, womit das romantische Axiom von der hohen Vollkommenheit primitiver Dichtung, das in der Poetik heute überwunden ist, in Übertragung auf die religiöse Seite des griechischen Epos sich fortsetzt.

Sind wir aber zu einer solchen Annahme wirklich berechtigt, die mit unbeweisbaren, in sich nicht einmal wahrscheinlichen Voraussetzungen operiert? Unter allen Umständen nur dann, wenn sich aus dem Dichter selbst eine andere einleuchtende und zwanglose Erklärung für den sonderbaren Gegensatz der Götter- und Menschenwelt in der Ilias nicht finden ließe.

Hier stellen wir als entscheidend die folgenden Tatsachen hin: Die Gestalten der homerischen Götterkomödie, die zum Teil von göttlicher Würde völlig entblößt sind, — man denke nur an den lasziven Schwank von Ares und Aphrodite in der Odyssee —, können nicht die Götter des griechischen Volksglaubens gewesen sein; sie können nicht einmal die Götter des Dichters gewesen sein, zu denen er aus innerstem Herzen hätte beten können, sondern nur die freien Schöpfungen seiner künstlerischen Phantasie. Dennoch war Homer ein frommer Dichter, der an Götter glaubte, der ihre Existenz, ihre übernatürliche Macht, ihr Walten über den Menschen nicht anders für wahr gehalten hat, wie es jeder Mann seines Volkes nach der religiösen Tradition der Jahrhunderte tat.

Das zeigt sich offenbar in der Art, wie der Dichter im Epos selbst die komödienhaften Zerrbilder seiner Götter behandelt und wie er die Menschen mit ihnen in Verkehr treten läßt. Denn auch in den allzu menschlich sich gebahrenden Göttern der homerischen Burleske schimmert der Wesensgrund ihrer göttlichen Existenz, ihre Unsterblichkeit, göttliche Macht, Erhabenheit und Verehrungswürdigkeit, unverkennbar durch, gelegentlich sogar durch ein ernstgemeintes theologisches Räsonnement wie in E 340 f. unterstützt. Die homerischen Helden aber sind in einem Gefühle absoluter Ohnmacht gegenüber der göttlichen Allmacht, einem Gefühle der Hilfs- und Schutzbedürftigkeit befangen, das auch durch die gelegentlichen Ausbrüche des Unwillens oder des inneren Widerstrebens gegen die lieblose Macht der Gottheit nicht berührt wird. Die homerischen Helden beten viel und gern; höchst selten und nur aus besonderen Gründen wird ihrem Gebete die Erhörung versagt. Wo jedoch der Mensch im Zorne oder in der Kampfeswut zur Hybris (Überhebung) gegen eine Gottheit sich fortreißen läßt, wird der Macht der Gottheit ihr Recht, und nicht dem Trotze des Menschen. Ja die Hybris gegen eine Gottheit, gegen ihren Diener, gegen ihre Zeichen in Orakeln und Wundern bildet für den Dichter immer wieder das stärkste Kompositionsmotiv, das die wichtigsten Peripetien der heroischen Kampfhandlung bedingt. Dieses letztere Moment verdient besondere Beachtung, weil durch solche Motive — ich erinnere an die Hybris des Agamemnon in A 25 f., 106 f., des Diomedes in E 433 f., des Hektor in

M 237 f. — die Gesamthandlung der Ilias unauflöslich miteinander verklammert ist.

Ist nun die homerische Menschheit eine durch und durch fromme, durch religiösen Glauben gebundene Gesellschaft, in der nicht die leiseste Spur eines bewußten Spottes über göttliche Dinge sich regt, so gilt nach allem anderen, was wir darüber wissen, ein gleiches auch von der jonischen Gesellschaft des achten Jahrhunderts, den Zeitgenossen Homers, deren Konterfei wir in den homerischen Dichtungen zu finden erwarten. Freilich erscheint manchem Neueren die jonische Kultur jener Zeit als ‚frivol'. Welchen ernsthaften Beweis aber hat man dafür vorgebracht, als eben die angenommene ‚Frivolität' der ‚jüngeren' homerischen Dichtung, die man künstlerisch zu würdigen kaum versucht hat? In Wirklichkeit weist uns bei aller Lebensfreude, die uns in der glänzenden materiellen und geistigen Kultur des älteren Joniens entgegentritt, nicht ein einziger Zug darauf hin, daß die jonische Adelsgesellschaft jener Zeit in religiösen Dingen irgendwie frivoler gedacht habe als das Mutterland. Waren doch in Jonien die Göttertempel, Götterbilder, Götterfeste nicht weniger glänzend, die Orakel (Branchidai) nicht weniger geehrt, die religiösen Dichter nicht weniger innig, die religiösen Denker (Xenophanes, Pythagoras u. a.) nicht weniger ernst als im Mutterlande.

Wie sollen wir es uns nun denken können, daß eine fromme Hörerschaft einen frivolen Dichter ertragen, ja als einen geistigen Führer bewundert hätte? Bedenken wir doch, daß in jener Zeit der Sänger dem Volke seine Geschichte sang, daß also die Zuhörerschaft auch in ihren tiefsten nationalen Gefühlen getroffen worden wäre, wenn der Dichter es im Ernste gewagt hätte, die Lieblingshelden des Volkes durch eine tölpelhafte Gutmütigkeit gegenüber der ‚himmlischen Bande' (H. Grimm) zu bemitleidenswerten Narren zu stempeln. Vergegenwärtigen wir uns anderseits auch die Geistesverfassung des Dichters selbst, indem wir den Gegensatz in der Behandlung der homerischen Götter und Helden recht scharf ins Auge fassen. Wäre es nicht ein wahres Wunder, wenn bei einem unfrommen Dichter, einem glaubenslosen Rationalisten — man denke an Lukian — ein solcher Gegensatz nicht zu einer schneidenden Satire auf die Dummheit einer bigotten Menge sich gestaltet hätte? Wo aber findet sich bei Homer auch nur eine einzige Stelle, die als ein Ausfluß solcher Herzenskälte, als ein zynisches Behagen an der Verhöhnung des Heiligen gedeutet werden müßte?

Wahrlich, die Götterburleske bei Homer kann keine Satire, kann nicht ernst gemeint sein! So wenig ernst gemeint, wie die groteske Vermummung des attischen Satyrspiels, das im Staatskultus der gewiß nicht unfrommen Athener eine offizielle Stelle erhalten hat. Selbst im Geiste des frömmsten der Tragiker, des Sophokles, konnte die phantastische Erfindung eines solchen Götterulkes gedeihen. Auch wenn ein Aristophanes die Tragodumena der Götter parodierend verspottete, war der konservativ gerichtete Komiker darum nichts weniger als ein Freigeist.

Wie aber vereinigt sich nun ein religiöser Sinn des Dichters mit den grotesken Gestaltungen einer scheinbar ganz unreligiösen Phantasie? Wie erklärt

sich auch die unbekümmerte Teilnahme einer religiös keineswegs indifferenten Hörerschaft, deren religiöses Gefühl offenbar dem vorbehaltlosen Genusse einer burlesken Götterdichtung nicht widerstritt? Zunächst beim Dichter sicher durch rein künstlerische Erwägungen, vor allem durch das bereits festgestellte Kompositionsprinzip des Kontrastes, wonach die Götterwelt zu einem komischen Gegensatze der Heroenwelt degradiert wird: der dichterische Wert des Epos ist hierdurch zum guten Teile mitbedingt. Bei den Hörern anderseits durch die sichere Erkenntnis, daß der Dichter mit seinen spielerischen Phantasieschöpfungen keineswegs eine Verhöhnung des religiösen Glaubens bezweckte, wie für den Hörer allein schon dadurch sichergestellt wurde, daß in der Ilias der gesamte Götterapparat ausschließlich in mehr oder minder komödienhaftem Sinne Verwendung findet. Wir müssen hier vor allem die frühe Zeit des Dichters berücksichtigen, der ein religiöser Rationalismus noch fern lag, die darum auch in naiver Harmlosigkeit eine Götterkomödie noch rein künstlerisch zu nehmen vermochte, indem sie die unantastbare Sphäre des Religiösen von der Sphäre des Künstlerischen scharf unterschied. Als letztes und ausschlaggebendes Moment aber kommt noch hinzu eine künstlerische Idee, die mir von Käte Friedemann in ihrer Dissertation über ‚Die Rolle des Erzählers in der Epik', 1910, nahegelegt worden ist. Aus ihren Darlegungen nämlich über die ‚Erweckung der Wirklichkeitsillusion' hat sich mir ergeben, daß unter Umständen auch Illusionsstörungen eine Steigerung des Wirklichkeitsgehaltes an den kontrastierenden Stellen bewirken, die den normalen Verlauf einer natürlichen Begebenheit aufweisen. So geschieht es bewußter- oder unbewußtermaßen bei Homer, der jedenfalls bewußtermaßen in seinen geschichtlich gedachten Kampfschilderungen, bei aller Freiheit der poetischen Erfindung, auf dem Boden des menschlich Möglichen, d. i. auf dem Boden der realen Wirklichkeit sich bewegt. Durch den beabsichtigten Gegensatz aber einer tollen Künstlerlaune in den Götterszenen einerseits, eines bewußten Realismus in den heroischen Kampfschilderungen, die als Geschichtserzählung gelten wollen, anderseits, wird vom Dichter gerade der geschichtliche Charakter der Heldensage besonders unterstrichen und eindringlich zum Bewußtsein des Hörers gebracht, der die etwa aufsteigenden religiösen Bedenken in der Erregung künstlerischen Miterlebens seiner heroischen Geschichte leicht beschwichtigt. Darum jenes bewußte Spielen mit der Illusion, jene grotesken Steigerungen, jenes fabelhaft Unwirkliche, das mit der Wirklichkeit frommer Gottesverehrung und naiven Gottvertrauens nichts zu tun hat.

So sind wir durch rein ästhetische Betrachtung dazu geführt, den scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz der homerischen Götter und Helden auszugleichen, und die verschiedene Behandlung der beiden Welten als künstlerisch berechtigt, ja notwendig zu erkennen. Verlangt man aber nach einer literarischen Parallele, so erinnere man sich an die spätmittelalterlichen Passionsspiele oder Mysterien, wobei natürlich die künstlerische Art und der künstlerische Wert jener Spiele außer Vergleich steht. Hier finden wir die gleiche Verquickung ernster geschichtlicher Begebenheit, der Erzählung vom Leiden und Sterben unseres Herrn, und phantastischer Komödie, die selbst mit zotenhaften Späßen spielt

und in manchen Figuren in eine derbe Burleske ausartet. Die tiefreligiöse Stimmung des späten Mittelalters, und nur diese, konnte eine solche literarische Mischbildung ertragen, ja hat an ihr sogar ein besonderes Gefallen gefunden. Wie nun in Deutschland die beginnende Reformationszeit, so hat in Griechenland das sechste Jahrhundert v. Chr. mit dem Aufkommen des Rationalismus und der religiösen Bewegung der Orphik jene religiöse Unbefangenheit zerstört, mit der man im mittelalterlichen Deutschland den Mysterien, mit der man im alten Jonien den burlesken Göttererzählungen Homers gelauscht hatte. Die religiöse Kritik beginnt, mit ihr das Mißverständnis der künstlerischen Absichten Homers, mit ihr auch die Verteidigung Homers durch die Allegorie.

Nachdem wir so die Göttergestalten Homers als rein dichterische Fiktionen erwiesen haben, dürfen wir auch die Augen nicht verschließen vor den Konsequenzen dieser Auffassung, vor allem für die religionsgeschichtliche Wertung Homers, die jetzt von der dichterischen Erklärung in völlige Abhängigkeit geraten ist. Bevor die poetische Würdigung Homers, die heute noch in den Anfängen steckt, zu einem gewissen Abschlusse gebracht worden ist, wird die religionsgeschichtliche, wie überhaupt die kulturgeschichtliche Erforschung der griechischen Frühzeit, soweit sie von Homer als Quelle abhängig ist, ihr Urteil an vielen Punkten in der Reserve halten müssen. Was indessen unsere geschichtliche wie religionsgeschichtliche Erkenntnis bei Homer an Sicherheit verloren hat, das hat in vollem Maße unsere Kunsterkenntnis wiedergewonnen. Denn jetzt erst verstehen wir den Dichter ganz, da auch die Behandlung der göttlichen Dinge, die für den ersten Blick so widerspruchsvoll erschien, sich auflöst in der Harmonie einer höheren Einheit, in der reichen künstlerischen Persönlichkeit eines vaterländischen und frommgläubigen, männlich-ernsten und doch zu allen übermütigen Scherzen gestimmten Dichters.

Josef Görres / Eine Charakterschilderung von Robert Saitschick

II. Der Charakter.

1.

In Görres Charakter liegt neben starker Willenskraft und zurückgehaltenem Temperament eine gewisse Milde, und neben äußerer Kaltblütigkeit zeigt sich darin innere Wärme. Seine Willenskraft hat ein starkes Gegengewicht in seinem angeborenen Edelsinn: es ist die Gediegenheit und Treue, die Gründlichkeit des Charakters. Diese Gediegenheit läßt keine Abgeschliffenheit, keine gemachte Höflichkeit, nichts Konventionelles zu. In seinem Antlitz mit der weiten Stirn und den feurigen kleinen Augen, das von einer Fülle gelblicher Haare umrahmt war, die einer Mähne glichen, in dem ganzen Auftreten des festen, breitschultrigen Mannes von mittlerer Größe äußerte sich eine starke Männlichkeit, und aus seinen Gesichtszügen sprach stilles Entgegenkommen und Güte*.

Man mußte von dieser Gestalt den Eindruck körperlicher und geistiger Gesundheit empfangen. Görres hatte eine unerschütterliche Gesundheit. In seinem langen Leben wurde er nur selten von Krankheiten heimgesucht, und er überwand sie leicht. Selbst im Greisenalter behielt er noch die ungebrochene Jugendkraft: er hatte immer noch guten Schlaf, und nie verließ ihn die Arbeitslust. Er lebe wie ein Student in den Ferien, berichtet sein Sohn von dem Fünfundsechzigjährigen. Selbst als Greis nahm er gar keine Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten.

Ebenso unerschütterlich war sein geistiges Gleichgewicht. Durch nichts, was ihm zustieß, konnte er gestört werden. Er schreibt einmal an Jakob Grimm: ‚Man wird gejagt wie eine Wolke von allen Winden. Doch ist's glücklicherweise bei mir nur äußerlich, innen habe ich doch meine Heimat, wo ich ruhig sitze, selbst wenn ich auf Reisen bin.‘ Es sei immer sein Bestreben gewesen, sein Inneres diszipliniert und heiter zu erhalten, bemerkt er, als er die vierzig bereits überschritten hatte, und Creuzer bezeugt von ihm: so leicht könne ihn die gute Laune nicht verlassen.

Sein Leben lang zeichneten ihn ungeschwächter Mut, Seelenfrische und Zuversicht aus. ‚Lieber Einsiedler, laß Dir die Flügel an Kopf und Füßen nicht stutzen,‘ schrieb er ins Stammbuch seinem Freunde Achim von Arnim. Er selbst kannte niemals auch nur den geringsten Kompromiß und ließ sich durch die Übermacht der Verhältnisse die Schwungkraft nie lähmen. Sein starkes Temperament konnte keinem Drucke unterliegen und verlangte oft sogar nach Hindernissen, um daran die Widerstandskraft zu üben. Um sich nicht überraschen zu lassen, zog er es bisweilen vor, selber anzugreifen. Über seinen Kampf gegen Voß und die Heidelberger Rationalisten schreibt er: ‚Mit der aller-

* Die Steinlesche Porträtzeichnung hat die gedrungene Kraft des Charakters gut getroffen. Von dem Settegastschen Porträt des 62jährigen bemerkt Görres selbst, es sei ihm sehr ähnlich, und von dem Hesseschen Porträt schreibt Giovanelli an Görres, es sei zwar auch in der Lithographie ungemein schön, aber das andere habe ihm doch weit größere Freude gemacht, da es zum Reden ähnlich sei.

boshaftesten Kaltblütigkeit aber führe ich den Krieg, da sie mich dazu genotzüchtigt haben, daß sie zum Gespötte der Kinder werden.'

Wenn auch selten, so mußte doch die zurückgehaltene Heftigkeit eines so starken Temperaments hervorbrechen. Über die Ohrfeige, die er in der Jugend einmal Clemens Brentano wegen einer spöttischen Bemerkung versetzt hatte, schreibt Brentano, nachdem er mit Görres in Heidelberg zusammengekommen war, er hätte ihn wegen jener Geschichte um Verzeihung gebeten, und sie seien jetzt einander in Liebe zugetan. Bei aller Ruhe konnte er doch der Aufdringlichkeit leidenschaftlich Gegenwehr entgegenstellen: so damals in Straßburg, wo er einem, der sich von ihm beleidigt fühlte und Genugtuung verlangte, auf den Vorschlag aber, sich vor ein Ehrengericht zu stellen, nicht eingehen wollte und handgreiflich wurde, ‚zwei wohlassortierte Maulschellen' versetzte und ihn ‚mit einem Fußtritte zur Türe hinausgeworfen' hat. Immer handelte er mit vollem Bewußtsein und konnte daher keine Tat bereuen.

Die öffentliche Meinung und das Gerede der Mißgunst berührten ihn nicht im geringsten. Seine glückliche Charakteranlage ließ nie Erbitterung in seine Seele einziehen. Die vielen Anfeindungen, von denen er in allen Abschnitten seines Lebens umgeben war, nahm er als eine einfache Naturtatsache hin. Über die Art, wie er alle böswilligen Mißverständnisse ertrug, bemerkt er einmal selbst: ‚Was haben die Leute mich schon alles gescholten und was werden sie mich noch schelten, und was mache ich mir daraus? Was frage ich danach, ob mich diese aus dem Bauche heraus loben oder jene aus dem Bauche heraus schimpfen! Ich gehe durch das Getiere durch und lasse die Schlangen zischen und die Wölfe heulen und die Katzen fauchen und die Buchmarder schreien und die Kröten spritzen, und wenn mir die Pudel tanzen und apportieren, so laß ich's auch gut sein und werfe ihnen etwa ein Endchen Wurst in den Rachen. Wäre ich mit jedem, der mich in meinem Leben angeblasen hat, vor die Gerichte gelaufen, das hätte Prozesse gegeben! Ich gehe lieber ruhig meines Weges, wo ich bald wieder anderen begegne, die ich erzürnen muß, und über den neuen Zorn wird immer der alte vergessen'. Über die erste Zeit seines Aufenthaltes in München und die Anfeindungen, denen er ausgesetzt war, berichtet er: ‚Ich sitze hier selbst ziemlich mitten in einem der Windschläuche, sie haben mir seither tüchtig um die Ohren herumgeblasen und mich mit seltsamem Hasse angefeindet. Ich habe das wie nichts geachtet, sie kommen zu mir täglich, um sich an mir zu ärgern, und ich sage ihnen die Sachen, die sie nicht hören wollen, so ruhig hin, daß sie endlich daran gewöhnt sind, und meinen, es müsse sich doch wohl von selbst verstehen.' Er hatte stets die Überzeugung, daß wer in allen seinen Handlungen nur der Stimme des guten Gewissens gehorche, vor jedem wirklichen Übel geschützt sei. Schon als junger Mann schrieb er aus Paris an seine Braut: ‚Nichts vermag mich zu erschüttern; für alles, deinen Verlust ausgenommen, habe ich Mittel des Ersatzes und der Abwendung'. Daher der ungetrübte Optimismus in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen, trotz den mannigfachen schlimmen Erfahrungen, die er gemacht hat: es kommt von seinem Bewußtsein, stets sich selbst treu geblieben zu sein, und auch von einer ge-



Edward Burne-Jones/Der Prophet Elias



wissen Leidenschaftslosigkeit und Besonnenheit. Er habe zeitlebens ein außerordentliches Talent gehabt, sich Illusionen zu machen, worunter die schönsten doch die seiner Jugend gewesen seien, die er auch nie hätte aufgeben sollen, sagt sein Neffe Ernst von Lasaulx.

2.

Als junger Mann bemerkt Görres im Anblick der menschlichen Gebrechen, die ihm jetzt unverhüllt entgegentraten, es sei schon ein Verdienst, einen Sumpf, den man nicht austrocknen könne, mit Blumen zu bepflanzen. Schon damals entdeckte er in sich ein Etwas, das ihn über alle Traurigkeit erhob: immer konnte er seine ganze Aufmerksamkeit irgendeinem Gegenstande zuwenden, worin er Vergessenheit und Trost fand. Er selbst erzählt darüber: ‚In meiner ersten Jugend war's eine Blume, die zwei Jahre bei mir aushielt, dann ein Fisch, einmal sogar eine Eidechse, in der Folge meine Pläne. Mein ganzes Leben sei ein Gedicht, sagte einmal jemand, dem ich Fragmente daraus erzählte, und er hatte recht.‘ Nur eine solche Grundstimmung des Charakters konnte ihn im Rheinischen Merkur zum Ausspruch führen, er sei des festen Glaubens, daß, wenn trotz der rechten Anwendung von Kraft und Verstand die Dinge im menschlichen Leben etwas ganz anderes zu ergeben scheinen, in Wirklichkeit doch ‚eine höhere Macht die Angelegenheit zum besseren Ziel‘ leite. Er erinnerte sich, wie diese Grundstimmung ihn schon in seinem Knabenalter beherrschte: wenn schwermütige Empfindungen den frühreifen Knaben beschlichen bei der Befürchtung, er könnte alles, was ihm lieb sei, plötzlich verlieren, und ihm dabei vor Schauer Tränen in die Augen kamen, so stiegen in ihm doch unvermutet wieder freudige Ahnungen auf, daß es ein Wiedersehen gebe, und er malte sich dann die Zukunft in den prächtigsten Farben aus. Wie er als junger Mann nach den schmerzlichsten Erfahrungen, nach dem Zusammenbruch seiner humanitären Hoffnungen mit aller Macht den Gedanken von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur zurückwies, so ließ er auch in seinem spätern Leben den Zweifel und die Hoffnungslosigkeit niemals zu. Sein ganzes Leben lang behielt er mit der Gemütsfrische auch eine gewisse Kindlichkeit. ‚Nie habe ich ein kraftvolleres Lachen als das von Görres gehört‘, erzählt ein Augenzeuge, der Gelegenheit hatte, ihn im Exil zu beobachten. Der Geschichtschreiber Böhmer findet noch den greisen Görres ‚kräftig wie einen Löwen und sanft und heiter wie ein Kind‘.

Die Fähigkeit, allerlei Eindrücke in sich aufzunehmen, ja förmlich darin zu schwelgen, die der Vierundzwanzigjährige in sich entdeckt hat, findet sich auch in seinem Mannesalter und selbst später noch vor: die Außenwelt erregte in ihm eine Fülle von Bildern, deren Frische aus dem Quell seines starken Lebensgefühls kam. Stets blieb das Naturempfinden eine seiner unverfälschten Freuden. In der Jugend empfand er die Ankunft des Frühlings wie ein festliches Ereignis. Die Landschaft seines Heimatgaues war ihm in allen ihren Einzelheiten vertraut: ‚Von der Rheinau bei Mainz bis zur Bremserburg bei Rüdesheim, und wieder von Bacharach und Wesel an der Lorelei und an der Katze und an Koblenz vorüber bis Rolandseck, grüße mir alle Landschaften, die nach und nach an dir vorübergehen, ich

kenne sie alle auswendig: Berge und Wälder und Türme und Mauern und alles', schreibt er an seine Schwiegertochter. In den Eindrücken der Landschaft fand er Beruhigung, und er schildert diese Eindrücke in seinen Briefen mit einer kräftigen Anschaulichkeit: genaue Beobachtung und zugleich Überschwänglichkeit des Empfindens kommen dabei zum Ausdruck. Noch der Sechsundfünfzigjährige streift zehn Tage hintereinander mit den Brüdern Boisserée in der Gegend von Berchtesgaden und Salzburg umher.

Er war durch und durch Rheinländer, so daß Jakob Grimm sogar befürchten konnte, daß die Jugendeindrücke und sein ausgesprochenes Heimatsgefühl ihn zu einer Voreingenommenheit gegen ‚das dumme, unanstellige deutsche Wesen' führen würden, und Görres diese Befürchtung zurückweisen mußte*. Der natürliche Gegensatz des Rheinländers zu dem preußischen und norddeutschen Charakter trat freilich bei ihm hie und da zu stark hervor. ‚Görres weiß gewiß nicht, was er will,' schrieb darüber Perthes. ‚In ihm ist etwas Positives, aber seine Zeit und sein Land und seine Stadt haben ihm eine leidenschaftliche, nicht würdige Opposition eingepflanzt. Von unserm Vaterlande kennt auch er über Frankfurt und Heidelberg hinaus nichts'. Gegen die preußische Bureaukratie hatte er eine tiefe Abneigung und sprach sich den Preußen gegenüber sehr schroff über gewisse Eigenheiten des norddeutschen Wesens aus. ‚Lithauer seid ihr, Lithauer, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt,' wandte er sich in einem Gespräche an seine norddeutschen Bekannten in Koblenz. Diese ganze Art des rheinländischen Empfindens mag auch zum guten Teile dazu beigetragen haben, das Mißfallen des Generals von Clausewitz gegen Görres zu erregen**. Wiewohl er aus seinem tiefen Gefühle für seine engere Heimat niemals ein Hehl machte, so war er sich doch bewußt, nicht nur Rheinländer, sondern auch Deutscher zu sein. Stets stand er für die Erhaltung der deutschen Art ein, für eine rein deutsche Erziehung der Kinder, und fand in sich, wie er selbst einmal schreibt, ‚keine Gewandtheit, mit den Franzosen umzugehen'. Er fühlte sich so von Grund aus deutsch, daß er den Gedanken nicht zuließ, seine Töchter könnten sich mit Franzosen verheiraten. Der Ursprung der deutschen Stämme, ihre allmähliche Gestaltung im Zusammenhange mit dem Boden, auf dem sie sich niederließen, und ihre Mundarten bildeten den Gegenstand seiner liebevollen Beobachtung und seines

* In seiner Einleitung zu den altdeutschen Volks- und Meisterliedern heißt es: ‚Wo aber immer diese Dichter in der Fremde umschweifen mögen, überall gedenken sie, Rheinländer, wie sie zum größten Teile sind, mit rührender Liebe, gleich den heutigen, des heimatlichen Stromes'.

** Daß Clausewitz für Görres Bedeutung volles Verständnis hatte, davon zeugt ein Brief Gneisenaus aus dem Jahre 1818, worin es heißt: ‚Clausewitz hatte über Görres an mich geschrieben, mit gerechter Würdigung seiner Verdienste und seiner Wichtigkeit und mit vorsichtiger Warnung, ihn nicht zu reizen. Diesen Brief teilte ich, da er nun diesen Gegenstand allein enthielt, dem Kriegsminister mit, und dieser, ohne mich davon zu unterrichten, dem König, der ihn mit Aufmerksamkeit und Beifall gelesen haben soll. Clausewitz mochte, ebenso wie ich, in den Verdacht revolutionärer Gesinnung gekommen sein, und an diesem Briefe ward man gewahr, daß man sich geirrt habe'.

Studiums. Sein Sohn erzählt, daß, wenn er auf einer Reise oder sonst wo mit Fremden zusammen kam, er nicht nur auf ihre Sprache aufmerksam hingehorcht, sondern auch ihre ganze Körperbeschaffenheit, ihren Gang, ihr Auftreten und ihre Haltung forschend beobachtet habe, um daraus Schlüsse auf die Gegend, der sie angehörten, zu ziehen. Sein Gerechtigkeitsgefühl nötigte ihn jedoch, zu gestehen, daß die Franzosen, mit denen er weder im guten noch im bösen etwas gemein habe, ‚im einzelnen billiger und neidloser als die Deutschen und gefälliger vor allem' seien.

Aus der besonderen Art seines deutschen Empfindens mag auch seine Liebe zu den Tieren gekommen sein. ‚Meine Familie hat sich übrigens um zwölf Vögel, zwei Distelfinken, zwei Zeisige, zwei Dompfaffen, zwei Kanarienvögel, zwei Stockfinken und zwei Buchfinken, vermehrt, die mir nun zusammen mit den Kindern ein mörderlich Geschrei um den Kopf machen', berichtet er aus Koblenz. Achim von Arnim, der ihn im Herbst 1811 in Koblenz besucht hat, entwirft ein kleines Genrebild der Umgebung seines Freundes: ‚Als ich zu ihm kam, meinte ich, er sei wenigstens wie ein zweiter Savigny möbliert, solch ein großes Haus mit breiter Türe bewohnt er.... Ein Dutzend Vögel nebenbei im Zimmer; es lag die grüne Decke mit den Bleikugeln über dem Tisch, im Schreibschrank lagen die Manuskripte übereinander; kurz, ich kannte alles wieder, und wir waren beisammen, als hätten wir nie Abschied voneinander genommen.' In seinem Hause zu Koblenz wurde ein verstümmeltes Reh gepflegt, und er verlangte, als er sich nach Straßburg flüchten mußte, Nachricht über das Befinden des Rehs und der Vögel. Während seines Aufenthaltes in München erinnert er sich in einem Briefe jenes dreibeinigen Rehbockes, vor dem die Blätter der Birnbäume im Garten nicht sicher gewesen seien. In München hielt er in seinem Hause zwei Papageien. ‚Es hat mich sehr gefreut, als ich vernommen, es sei ein Nationalzug, daß kein Bayer ein Tier mißhandle', schreibt er an Clemens Brentano. In seiner Darstellung des heiligen Franziskus finden sich bezeichnende Worte für die Beziehung des Menschen zu den Tieren: ‚Weil der Mensch die Einheit des ganzen Tierreichs in sich beschließt, darum war ursprünglich ein Zug in ihn gelegt, der alle Tiergeschlechter in vertraulicher Unterwürfigkeit mit ihm verband: als aber das Böse wie ein störender Mißlaut in jene Harmonie eingedrungen, da verließen ihn die meisten Tiere scheu, um die Einsamkeit aufzusuchen: nur die Haustiere harrten aus bei ihm, und vor allem der Hund blieb in wundersamer Treue des Naturinstinktes ihm zugetan'. Es ist, als wenn er die Haustiere sich in engster Verbindung mit der menschlichen Familie dächte.

Seiner Familie hing er mit inniger Liebe an. Friedrich Perthes, der ihn im Jahre 1816 in Koblenz aufsuchte, schreibt von ihm und seiner Häuslichkeit: ‚Er ist ein langer, wohlgebildeter Mann, kräftig und derb, letzteres aber etwas manieriert. Das Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie tritt alsbald hervor ... Ich sprach ihn allein; seine Frau war auf der Bleiche mit großer Wäsche. Sie kam später, eine herzliche, einfache, gar liebe Frau von klarem Verstande; mit ihr kamen die Kinder: ein aufblühendes fünfzehnjähriges Mädchen, sehr hübsch, ein flinker, zutraulicher Knabe von

zwölf Jahren, den ich gerne gleich mitgenommen hätte, und noch ein kleines wildes Mädchen; die ganze Familie gar liebenswürdig, das Hauswesen recht bürgerlich ordentlich, einfach und überall reinlich. Das alles spricht für den moralischen Sinn von Görres; nicht bei allen geistreichen Menschen ist's so.' Seine zeitweilige Trennung von Frau und Kindern kostete ihm die größte Überwindung, und umsonst suchte er sich eine Zeitlang im Exil in wissenschaftlicher Arbeit zu betäuben: um seinen Schmerz wenigstens für kurze Zeit zu vergessen, machte er Wanderungen in die Berge. Aus Zürich schrieb er damals an seine Frau: ‚Haltet Euch nur wohl und gesund, das ist die einzige verwundbare Stelle, die ich habe, das andere verschlägt mir wenig. Wenn Euch etwas widerführe, dann käme ich über Berg und Tal gelaufen, und sie könnten eben mit mir nachher machen, was sie wollten.' Der Geschichtschreiber Böhmer, der ihn im Exil aufsuchte, berichtet über den Eindruck, den er von seinem Familienleben empfangen hat: ‚Das Görressche Haus hat mir vor diesem Manne noch viel größere Achtung hervorgebracht, als ich schon hatte. Sein Haus gefällt mir noch besser als seine Bücher. Aber so sollte es überall sein. Solche häusliche Verhältnisse geben erst den richtigen Standpunkt und die wahre Kraft für Beurteilung und Förderung des Öffentlichen.'

Damals im Exil nahmen seine Frau und seine Tochter Sophie den tätigsten Anteil an allem, was ihn beschäftigte, wodurch auch dem ganzen Familienkreise das Gepräge geistiger Interessen aufgedrückt wurde: die leibliche Seite schien da ganz in den Hintergrund gerückt zu sein. Auf alle, die damals in seinem Hause verkehrten, mußte die dort herrschende Herzlichkeit einen rührenden Eindruck machen. Er war gewohnt, mit seiner Frau geistliche und weltliche Lieder zu singen. In seiner Familie herrschte die größte Offenheit: das Erlebte wurde den Bekannten treuherzig erzählt. — Sophie Görres lernte damals in Aarau ihrer künftigen Gatten, Dr. Steingaß*, kennen, der an der Aarauer Kantonschule Lehrer war, und löste seinetwegen ihre Verlobung mit einem Freunde Wolfgang Menzels auf. Menzel schreibt darüber: ‚Zu meinem Bedauern war damals Sophie meinem Freunde Hammer untreu geworden und hatte sich mit Steingaß verlobt, welcher bei vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens doch mit seiner kleinen Gestalt und seinem kahlen Kopfe mir nicht berechtigt schien, den gleichfalls wackern und heroisch schönen Hammer auszustechen.'

Die jüngere Tochter Marie hatte etwas von der Entschiedenheit und

* An Steingaß fiel seinen Bekannten die Charakterkraft und das Feuer des Temperamentes auf, zugleich die Klarheit des Verstandes und die Gediegenheit der Kenntnisse. Einer seiner Kollegen im Lehramt erzählt: ‚Obgleich hell in seinen Ansichten und wegen liberaler Verbindungen mit Mühlenfels und andern sogar eine Zeitlang des Demagogismus bezichtigt, auch in mehreren Untersuchungen deswegen, wenn gleich nur in zweiter Reihe, figurirend, so hatte doch seine Vorliebe für altdeutsche Literatur, sein Umgang mit Schlegel, Windischmann u. a., sein Lesen der Görresschen Schriften und seine rheinländische Opposition gegen das Preußentum ihn allmählich dahin gebracht, als Anwalt des ‚Katholicismus mit Hildebrandscher Größe' gegenüber den Anmaßungen und Hohlheiten des ‚ledernen Protestantismus', wie er es nannte, aufzutreten'.

Kraft ihres Vaters und vertrat später seine Ansichten mit großer Strenge und mit einer gewissen Unversöhnlichkeit. Ringseis erzählt: ‚Fräulein Marie war, da sie mit den Eltern nach München kam, rosig und frisch wie ein Äpfelchen, zierlich von Gliedmaßen, prickelnd von Geist und Lebhaftigkeit; bedeutend an Verstand und Charakter, nahm sie warmherzig und eifrig Anteil an allen Fragen des Tages, besonders den kirchlichen, ohne darüber die Aufgabe zu versäumen, welche der Kreis der Familie ihr auferlegte, und je länger, desto mehr bewährte sie sich in Pflichttreue und Opferwilligkeit. Wenn sie aber vieles vom geistigen Stoff des Vaters in sich besaß, so war in ihr diesem trefflichen Stoff eine gewisse Herbe und Schroffheit beigemischt, welche teils etwas eigentümlich Würziges hatte, teils auch die Menschen abstieß.‘

Der Ton, der in Görres Familie herrschte, machte auf alle, die ihr näher traten, den Eindruck von Ungezwungenheit und Einfachheit: es war das Gegenteil von aller puritanischen Strenge, die Görres in der Familie seines Freundes von Giovanelli so auffiel, da er in einem Briefe an seine Frau darüber bemerkt: ‚Der alte Ernst und die alte Strenge dauert so ziemlich fort unter ihnen, doch sind sie nun hineingewöhnt, und es möchte vielleicht nicht ratsam sein, etwas daran zu verrücken.‘ Wiewohl seine Frau, mit der er sich erst während seines Straßburger Exils kirchlich trauen ließ, nicht alle seine Ansichten teilte, so tat dies doch ihrem herzlichen Einvernehmen nicht im geringsten Eintrag.

Görres Beziehung zu seinen drei Kindern, zu seinen zwei Töchtern und seinem Sohne Guido, waren mehr die eines Freundes; echt freundschaftlich ist auch der Ton seiner Briefe an seine älteste Tochter und an seinen Sohn, dem er, als dieser in Bonn studierte, von seinen eigenen Erfahrungen wie einem Gleichaltrigen erzählte. Warmen Anteil nahm er an allem, was mit seinen Kindern vorging. Als seiner Tochter Sophie ein Kind gestorben war, schrieb er ihr: ‚Ich gedenke der Sache (und das geschieht wohl hundertmal im Tag) niemals, ohne nicht wieder ebenso wie das erstemal bewegt zu sein. Ich hatte den Beginn meiner Vorlesungen verschoben, und doch war ich genötigt, gestern mit aller Anstrengung die Erinnerung von mir wegzuhalten, um nicht mitten im Vortrag unterbrochen zu werden.‘

Ebenso ungezwungen war auch sein Verhältnis zu seinen Schülern und zu jedem, der seiner bedurfte. Vor seiner Abreise nach Bayern berichtet er, er sei in den Jahren seines Aufenthaltes in Straßburg dort ziemlich einheimisch geworden, Bauersleute und andere hätten schon den Weg zu seinem Hause gefunden wie in Koblenz, und er habe sich gegen allzu großen Andrang wehren müssen. Sein Sohn erzählt, er habe stundenlang unbedeutende, ja langweiligste Menschen aufmerksam anhören können, wenn sie seines Rates bedurften, und ihnen mit größter Geduld allerlei Auskunft erteilt.

3.

Stets hatte er ein gastfreies Haus. In Koblenz lädt er den Maler Otto Runge mit den Worten ein: ‚Ich würde Ihnen auf den Fall Tisch und Bett und Haus und Hof anbieten mit einer Aussicht, die schon allein

einen Maler ausheilen kann, und an Rhein und Mosel mit Ihnen durch die Weinberge ziehen.' Arnim erinnert sich an die Heidelberger Zeit, wo er sich in bedrängten Verhältnissen bei Görres wie zu Hause fühlte. Nach Koblenz lädt Görres einmal Windischmann ein: ‚Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß mein Haus, in dem ich Herr und Meister bin, die ganze Schule von Athen fassen würde. Oben aus den Fenstern haben Sie ein Land vor sich liegen, wie's schöner nicht zwischen hier und Basel ist. Kohl und Kartoffeln hab' ich gepflanzt, um Sie satt zu machen. Weit und breit umher ist die Gegend herrlich, die Mosel hinauf, der Vulkan von Laach, der Wald der heiligen Genoveva, der Herbst am Rhein, der Hundsrücken: überall habe ich Freunde und Bekannte, und es soll Ihnen vier Wochen lang an nichts gebrechen.' Ringseis, der schon als Landshuter Student für Görres begeistert war und später in München, wo er Leibarzt des Königs Ludwig I. wurde, dem engeren Kreise der Görresschen Freunde angehörte, erzählt, er habe während seines längeren Aufenthaltes in Koblenz jeden Tag im Görresschen Hause verkehrt und sei dort immer zum Abendessen geblieben. In München wohnt der Maler Eduard v. Steinle einige Wochen in seinem gastlichen Hause. An Greith, den späteren Bischof von St. Gallen, schreibt Görres aus München: ‚Sie könnten bei mir einkehren, denn ich habe mir unterdessen hier Haus und Garten angekauft, worin ich mich ziemlich breit auseinander tue und worin noch Raum genug für Freunde übrig ist.'

Seinen Freunden war er herzlich zugetan, besonders Arnim und Brentano. An Arnim schreibt er aus Koblenz: ‚Wir wollen uns auch immer einander dedizieren und uns einander immer zu Pathen nehmen, und rezensieren, und der Längstlebende soll den andern im Nekrolog begraben.' Auch gegen Fernstehende bezeigte er wahre Teilnahme. In der Zeit, wo sein Wort in Preußen etwas galt, suchte er am preußischen Hofe eine Pension für den Maler Cornelius auszuwirken und verwandte sich für den bekannten Schulmann Johann Schulze, der so seine einflußreiche Wirksamkeit beginnen konnte.

Nach Kräften suchte er der sozialen Not abzuhelfen. Als im Jahre 1817 in den Rheinlanden eine Hungersnot ausgebrochen war, ging er mit großer Entschiedenheit daran, schnell Hilfe herbeizuschaffen, so daß der General Gneisenau ihn schon im Herbst dazu beglückwünschen konnte, sein Unternehmen, ‚die Hungrigen zu speisen', mit solchem Erfolge durchgeführt zu haben. Görres selbst berichtet an Jakob Grimm: ‚Ich sollte die Einleitung zum Schah Nameh jetzt schreiben, da hat mich aber die große Not im Lande abberufen, und ich habe es für sündlich gehalten, gemächlich am Tisch zu schreiben, während draußen Hunger und Elend alle Menschenhilfe in Anspruch nimmt.' Er erinnerte sich später, wie er es damals dazu gebracht habe, fünf Monate lang 20 000 Menschen zu ernähren und noch 1500 Malter Saatfrucht auf das kommende Jahr zu erübrigen. Das war auch der Antrieb zur Begründung eines Jungfrauenvereins in Koblenz, der eine Armenschule unterhielt, worüber ihm Cl. Brentano acht Jahre darauf schrieb: ‚Dein bestes Werk, das Erbarmen mit den Hungernden, hat doch schöne Früchte getragen, unwillkürlich wachsen geistliche Früchte dadurch im abblühenden Garten der falschen, zeit-

lichen Begeisterung. Wenn Dein politischer Vesuv längst ein unfruchtbarer Krater ist, werden fruchtbare Gärten von Milde an seinem Fuße Dich segnen.' Auch im stillen war er opferwillig, wo seine Hilfe erfordert wurde: So dankt ihm der bayerische Staatsminister Eduard von Schenk in einem offiziellen Schreiben für die schnelle Hilfe, die er zusammen mit seinem Sohne bei dem Einsturz eines im Bau begriffenen Hauses ‚mit der menschenfreundlichsten Anstrengung und Unerschrockenheit' geleistet habe.

Niemals war Görres auf Gelderwerb bedacht: er sei zu sehr Gelehrter, um Kaufmann sein zu können, bemerkt er einmal. In Koblenz hatte er ein eigenes Haus, worin er zwanzig Jahre wohnte und wovon er schreibt: ‚Erst ohne Fenster, dann ohne Türe, dann ohne Treppengeländer; wie aber alles glücklich fertig war, bin ich ausgezogen in die weite Welt hinaus.' Das Gehalt, das er als Professor an der Koblenzer Sekundärschule bekam, war nicht genügend, eine Familie mit drei Kindern zu ernähren, so daß er sich begreiflicherweise nach einer andern Stellung umsehen mußte, wiewohl er nur sehr ungern seine Vaterstadt verlassen wollte. In Heidelberg war er hauptsächlich auf schriftstellerische Arbeit angewiesen, ebenso in der Zeit des Exils. ‚Ich erschrecke ordentlich, wenn ich nur die Schusterrechnungen für die Kinder summiere, während mein Reichtum unter der Hand zu Schaumünzen wird,' schreibt er aus Heidelberg.

In seinem Hause in München konnte er schon weite Geselligkeit üben: oft fanden sich zwanzig und mehr Tischgäste bei ihm zusammen; es herrschte hier eine seltene Ungezwungenheit in der Art, wie sich jeder zu bedienen hatte, so daß in keinem das Gefühl aufkommen konnte, er sei nicht in seinem eigenen Hause. Die Ungezwungenheit ging so weit, daß die Gäste einander auch gar nicht vorgestellt wurden, was freilich bisweilen zu komischen Zwischenfällen führen mußte: So machte einmal Bertram, der Freund der Brüder Boisserée, Witze über ein Buch, das er auf dem Tische liegen sah, ohne auch zu ahnen, daß der Verfasser des Buches in seiner nächsten Nähe saß. Frau Görres kümmerte sich so wenig um die Anwesenden, daß sie sich ganz ungeniert auf das Sopha hinlegte und, wenn sie der Unterhaltung nicht weiter zuhören wollte, einschlummerte. Jeden Sonntag versammelten sich um ihn seine intimeren Freunde. So natürlich einfach und anspruchslos habe er sich die Gesellschaft nicht vorgestellt, schreibt der spätere Bischof Ketteler, die dort versammelten Freunde seien ihm als ‚Muster recht lebendiger Katholiken' erschienen, ihr ganzes Leben, ja jedes ihrer Worte sei von Treue, Redlichkeit und Glauben durchdrungen: ‚Diese Herren leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich täglich zur ungezwungensten heitersten Geselligkeit, wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen.'*

* Noch im Jahre 1835 sieht sich ein Freund Beda Webers genötigt, diesen wegen seines Umgangs mit Görres und seinem Kreise zu verteidigen: ‚Derlei ausgezeichnete Männer können, auch wenn sie einen nicht zum Proselyten machen, nur bildend einwirken und sind unsere Lichterscheinungen in der dunkeln Nacht des Philistertums, das uns allenthalben umgibt'.

In seinem Hause war auch dem Schönen Rechnung getragen. Ein Augenzeuge berichtet darüber: ‚Eigentümliche Lampen von oben herabhängend und in antiken Formen gearbeitet, beleuchteten den Speisesaal; eine sinnige Anordnung und ein schönes Ebenmaß tat dem Auge überall wohl. Dem ganzen Arrangement schien das Siegel eines für sinnige Ordnung empfänglichen und darnach strebenden Geistes aufgedrückt. Man sah, daß man sich bei einem Manne befand, der außer dem Reden und Schreiben sich auch noch auf's Leben versteht.'

4.

Ein Freund schrieb einmal an Görres, in ihm stünden Wort und Leben in Einklang und gingen gleichsam eines aus dem andern hervor. Dies ist auch der Hauptzug seines geistigen Charakters: es ist die Wahrheitsliebe, die mit dem gediegenen Inhalte seines innern Lebens zusammenhing. Schon als junger Mann war er sich der strengen Unparteilichkeit, der entschiedenen Liebe zur Wahrheit, der Furchtlosigkeit und zugleich der damit unzertrennlich verbundenen Freimütigkeit bewußt. ‚Nur physischer Zwang, gegen den ich nicht aufzukommen vermag, wird mir sie entreißen, und dann werde ich meine Überzeugungen in mich selbst verschließen, aber sie um kein Haar breit ändern, wenn mich nicht fortgesetztes Denken und Prüfen eines Bessern belehrt,' schreibt der Dreiundzwanzigjährige, und bald darauf sagt er in seiner Schrift über die Resultate seiner Sendung nach Paris, er werde nur die Sprache seiner Überzeugung reden, denn sein Geist, der in Unabhängigkeit aufgewachsen sei, habe nie eine andere gelernt. Unter der Herrschaft der Franzosen zeigte er seine Unbeugsamkeit und sein Unabhängigkeitsgefühl in der offen zur Schau getragenen Abneigung, im Verzichte auf ein Vorwärtskommen, in der Verachtung aller Titel und Ehren. Die Freiheit und Unabhängigkeit bezeichnet er im Jahre 1812 in einem Briefe an die Brüder Grimm als das ihm angemessenste und zuträglichste. Nach der Begründung der Bonner Universität bemerkt er: ‚Mich haben sie zu groß oder zu klein in Geisteslänge für sie gehalten, dagegen aber ist allerlei mir angetragen, was ich ausgeschlagen, weil ich auf eigenen Füßen stehen und den Winden mich nicht preisgeben will.'

Stets wußte er, daß er bei seinem ‚widerspenstigen' Freiheitsgefühle nicht auf andere, sondern nur auf sich selbst zu bauen habe. Aus seinem Straßburger Exil bemerkt er, als von seiner Berufung nach Bayern die Rede war, er wolle in keines Fürsten Dienst treten, sondern seine Freiheit behalten, selbst wenn er sich des Zutrauens eines Fürsten erfreuen sollte. Allem Etikettenwesen war er tief abgeneigt; an Friedrich v. Dalberg schreibt er: ‚Daß Sie die Exzellenz verbannt wissen wollen aus unserem Briefwechsel, läßt mich eines Zwanges frei, ich handhabe dergleichen mit einiger Unbehilflichkeit. Sonst aber ist alter Adel keineswegs zu verachten.'

Wo es auf Wahrhaftigkeit ankam, da war mit ihm nicht zu spassen, und nur mit Mühe konnte er sich sogar in kirchenpolitischen Fragen in das schicken, was die Verhältnisse und die Menschen als opportun erscheinen lassen. ‚Ich habe eine verdammte Besessenheit, den Leuten unangenehme Wahrheiten zu sagen,' bemerkt er einmal, und Clemens Brentano, dem dieser entschiedene Zug an

ihm gut bekannt war, bittet ihn, er möge sich ja vorsehen, daß nicht der zornmütige Löwe in ihm erwache. In allem wollte er, daß ‚die frische, grüne Wahrheit' furchtlos gesagt werde, da die Bemäntelung niemals zu etwas Ersprießlichem führen könne, selbst wenn es noch so gut gemeint sei. Er wollte, daß die kirchlich Gesinnten auch ein freies Wort über die menschlichen Gebrechen in der Kirche frei anhören möchten, und hielt die Schönfärberei in geschichtlichen Dingen für ‚die allerschlechteste Politik, und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit und ganz unhaltbar überdem'. Diese Ansicht des Vierundfünfzigjährigen hat die gleiche Voraussetzung in seinem Charakter wie die Ansicht, die er elf Jahre zuvor in seiner Schrift über Deutschland und die Revolution vertreten hat, wo er von sich sagt: ‚Nicht kennend Menschenfurcht und jene zage Sorglichkeit, die die Wahrheit nur immer halb zu zeigen wagt, hat er seines Herzens Gedanken immer unverhohlen ausgesprochen. Nur die Wahrheit hat er gesucht, und wenn er nach bestem Wissen sie gefunden, dann die Freiheit sich selbst dazu genommen . . . Wenig gebend auf das, was man gemeinlich Menschenklugheit nennt, aber keineswegs darum jener höhern sich entziehend, die mit jeder Einfalt sich verträgt, ist er gelassen seither nach menschlicher Möglichkeit auf dem Pfad des Rechtes fortgegangen, und hat immer von neuem sich überzeugt, daß diese Weise überall am schnellsten zum Ziele führt.' Niemals konnte er ‚der dummen Weltklugheit' etwas abgewinnen: fremd war ihm Berechnung und Ehrgeiz. Mit vollem Bewußtsein konnte er von sich im Rheinischen Merkur bemerken: ‚Zu keiner Zeit wird man das Zeugnis uns versagen, daß unsere Triebfedern untadelhaft gewesen sind.' Nur die reine Überzeugung leitete ihn in allen seinen Äußerungen, weshalb er auch von sich schreiben durfte: ‚Wer so lange in der Minorität tapfern Mutes steht und sich durch alles Schnödetun des Parteigeistes nicht erzürnen, noch zur Empfindlichkeit reizen läßt, der kann nicht durch Eitelkeit, sondern allein durch eine gute und starke Überzeugung getrieben werden.'

Bei allem Stolze, der bei ihm bisweilen bis zur Herbigkeit ging, war er doch in seinem Innersten sehr bescheiden: kurz nach seiner Flucht bemerkt er, er wolle gegen die preußische Regierung nur das Notwendige unternehmen und sich dabei vor jedem Hochmut hüten. Durchaus fremd war ihm die schriftstellerische Eitelkeit: von seinen eigenen Büchern sprach er wie von denen eines Fremden; über seine Mythengeschichte, die er keineswegs geistreich fand, bemerkt er: ‚Ich weiß nicht, ob, weil ich es selbst nicht bin, was wohl sein möchte, oder ich selbst wenig darin zu Rede komme, da ich zu viele Achtung vor den Dingen selbst gehabt und sie lieber sprechen lassen.' Jede Ansicht, die von einem gediegenen Charakter oder von gründlichem Wissen zeugte, ließ er immer gelten, und es ärgerte ihn, wenn eine gediegene Schrift nicht die verdiente Beachtung fand. Bei gewissenhaften Auseinandersetzungen mit seinen eigenen Ansichten kannte er keine Empfindlichkeit: er gab jedem das Recht, eine eigene Ansicht zu haben, weil er sich auch das Recht zu der seinigen herausnahm, ja, er sah es sogar gerne, wenn seiner Ansicht die der andern scharf gegenübergestellt wurde, denn so trat ihm seine eigene um so lebhafter ins Bewußtsein. Wie er selbst einmal bemerkt, litt er an nichts weniger als an der kränklichen Reizbarkeit der

Gelehrten. Er durfte wohl von sich sagen, er sei nie in seinem Leben mit Wissen ungerecht gewesen, und gegen einzelne nur dann hart, wenn er Bosheit oder Schlechtigkeit abzuwehren hatte. Nur die Not führte ihn zur Polemik, denn er sah schon im frühen Mannesalter ein, wie ‚ganz und gar unnütz jede angreifende Polemik ist'.

Die Offenheit im persönlichen Umgange war für ihn aufs innigste mit der Wahrhaftigkeit verbunden. Bisweilen mußte er freilich, solange er sich in einem Menschen noch nicht zurechtgefunden hatte, eine Schranke um sich ziehen, wie dem Freiherrn Joseph von Laßberg gegenüber während eines Besuches am Bodensee; als aber von Laßberg bald darauf Görres in Aarau besucht hatte, wurde ihm ein so herzlicher Empfang zuteil, daß er Görres schrieb, es sei ihm, als er fortging, zumute gewesen, als wenn er eines lieben Nachbars Haus verlassen hätte, wohin er täglich zurückkehren dürfte.

Seine Gedanken und Empfindungen äußerte Görres immer ohne alle Befürchtung, man könne ihn mißverstehen, nur wenn er sich über eine ernste Angelegenheit auszusprechen hatte, war er zurückhaltend, wie er denn selbst bemerkt, je mehr es ihm ernst sei, um so einsilbiger sei er. Seine Offenheit brachte es mit sich, daß er seine Abneigungen in der persönlichen Unterhaltung nicht zurückdrängen konnte und ihnen, besonders in seinen Mannesjahren, oft einen zu herben Ausdruck gab: wenn er auf den liberalen Zeitgeist und seine Vertreter zu sprechen kam, wurde er ironisch bis zur Verachtung. Charaktere wie Zschokke waren ihm unerträglich, und über Zschokkes Stunden der Andacht konnte er nicht sprechen, ohne höhnisch zu werden. Wiewohl er während seines Aufenthaltes in Aarau jeden Tag an Zschokkes Wohnung vorbeispazierte, so kam ihm doch niemals in den Sinn, auch nur einen Höflichkeitsbesuch dem in Aarau eingebürgerten deutschen Landsmanne zu machen, und wenn die Rede darauf kam, brach er immer in ein lautes Lachen aus. Wenn er sich über die Berliner Regierungskreise unterhielt, nahm er kein Blatt vor den Mund, und wenn er dann in Entrüstung geriet, so schrak er nicht davor zurück, wie einmal einer hohen Persönlichkeit gegenüber, die Herren oben als ‚miserables Gesindel' zu bezeichnen. Stand er doch auch nicht an, zu behaupten, er kenne seine Zeit etwas besser als ‚das flache, liederliche, nichtsnutzige Volk, die sich Staatsmänner nennen und vom Mann so viel wie vom Staate haben'.

5.

Er war sich bewußt, mit einer ‚guten Suade' begabt zu sein. ‚Wahr und witzig' nennt seine Unterhaltungsgabe der junge Eichendorff. Wer von seiner mündlichen Unterhaltung den Bilderreichtum seiner schriftlichen Äußerung erwartete, mußte sich oft enttäuscht fühlen. Aber noch im spätern Alter konnte er, wenn ein Gegenstand ihn packte, mit größter Lebhaftigkeit darüber sprechen und ihn mit einer bilderreichen Anschaulichkeit darstellen, auch aus innerer Teilnahme für den Ernst einer Sache ironisch gegen die Oberflächlichkeit und den Leichtsinn werden.

Schon als Zwanzigjähriger wußte er durch seine Reden eine große Wirkung auf die Massen auszuüben. Die Gabe, durch das gesprochene Wort zu wirken,

mußte auch in seinen Vorlesungen hervortreten. Jos. von Eichendorff, der seine Vorlesungen in Heidelberg hörte, fand zwar anfangs seine Vortragsweise monoton, wurde aber bald, besonders von seinen philosophischen Vorlesungen, so begeistert, daß er sie als ‚göttliches Kollegium' bezeichnet. Auch andere erinnerten sich später mit Begeisterung der erhebenden Eindrücke, die seine Vorlesungen in ihnen zurückgelassen hatten. Noch zwei Jahrzehnte später schreibt an ihn Jos. von Eichendorff: ‚Hier hatte ich das Glück, Ihr Schüler zu werden und bin es mit unwandelbarer Treue geblieben, durch alle Verwandlungen, die seitdem mit mir und mit Ihnen vorgegangen.'

Auch seine Vorlesungen in München übten eine große Wirkung aus; er selbst staunte über die Aufmerksamkeit, mit der bisweilen die Hunderte seiner Zuhörer seinen Darlegungen folgten, selbst wenn er über die allerernstesten Dinge sprach. Unter seinen Zuhörern befanden sich nicht nur Studenten, sondern auch Handwerker, Geistliche, viele reife Männer, auch solche, die im Staatsleben hohe Stellungen bekleideten. Einer seiner Zuhörer meinte auch, Görres halte seine Vorlesungen nur für die gereiften Männer, denn unter den Studenten habe kaum einer den Sinn seiner Darlegungen verstehen können. Auf Ernst von Lasaulx machten seine Vorlesungen über Geschichte einen tiefen Eindruck: ‚Ob seine Gliederung und Nachweisung jener ewigen Gesetze im einzelnen überall richtig und historisch wahr sei, weiß ich nicht, aber selbst wenn das Ganze nur ein großes Gedicht wäre, so ist diese Dichtung doch so ungeheuer und erhaben, daß ich dafür gern einige nackte, sogenannte historisch-materielle Wahrheit hingeben will.' Montalembert, der seine Vorlesungen über christliche Mystik hörte, schreibt, ein ungeahnter Quell von Einsichten und genußreicher Belehrung hätte sich ihm dadurch eröffnet. August Reichensperger fand zwar seine Vortragsweise selbst ‚monoton und apathisch', und es wollte ihm nicht zusagen, daß Görres alle fünf Minuten den Blick aufwärts richtete, aber die Kraft seiner Sprache rief in ihm Bewunderung hervor. Auch aus dem Urteil Heines, worin dem Witze jedenfalls der Löwenanteil gehört, fühlt man den Ernst der Görresschen Vortragsart: ‚Er gleicht wirklich einem ungeheuren Turm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht.' Heine glaubte, ‚die alte demagogische Wildheit' im scharfen Gegensatze zu der christlichen Lebensansicht aus Görres Worten herauszuhören: ‚Wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wütend hin und her sprang, dann glaubte man eine tonsurierte Hyäne zu sehen.' Der Münchener Geschichtsprofessor J. N. Sepp, der längere Zeit sein Zuhörer war, erzählt, seine Vorlesungen hätten dramatische Kraft gehabt, und die Weltgeschichte hätte jedenfalls noch niemand mit einem solchen Ideenreichtum vorgetragen. Ebenso ein anderer Schüler, der Geistliche Herenäus Haid: ‚Täglich hörten wir seine Vorträge der Universalgeschichte, später auch die der deutschen Geschichte, und täglich waren wir hochbegeistert. Wahrheit, Gründlichkeit, Schwung zeichneten jeden seiner Vorträge aus: wir sagen Vorträge, denn er liest nicht, sondern er trägt recht eigentlich vor; er tradiert, er lehrt kraft des lebendigen Wortes und mit einer bewundernswürdigen Erudition und Gewandtheit.' Seine Vortragsweise kannte keine Hemmungen,

niemals verlor er den Faden der Rede, denn sein Gedächtnis blieb ihm auch in den letzten Lebensjahren treu. Sebastian Brunner, der den Siebzigjährigen vortragen hörte, fand zwar die physischen Mittel seiner Rede nicht bedeutend, aber die Rede selbst habe, sagt er, von einem vollendeten Sieg des Geistes über den widerstrebenden Stoff gezeugt. Ein anderer Zuhörer aus dieser Zeit beschreibt den Eindruck mit den Worten: ‚Langsam und halb leise begann er, aber neu und überraschend zugleich, denn er zog gleichsam erst eine Szenerie zusammen wie zu einem Drama und versetzte so den Hörer mitten in die Vergangenheit hinein; indem er vom ersten Konrad sprach, flog er über Raum und Zeit hinweg und gab das damals Geschehene wie eine Gegenwart. Immer mehr schwoll seine Rede an, nicht bloß einen historischen Moment entwickelte er systematisch im Detail, mitten hinein griff er in die gesamte Geschichte, die Völker und ihre Geschicke ließ er in großen Zügen vorüberwallen vor dem Blicke des Geistes, und das Vergangene rollte sich auf vor dem erstaunten Auge wie ein ungeheures Epos. Mit einer wunderbaren Pracht der Sprache, voll des reichsten Farbenschmelzes, in gewaltig gezeichneten Bildern zog die Völkerwanderung in klaren, durchsichtigen Umrissen vorüber, ein Stamm nach dem andern trat auf, als spielte sich vor uns eine mächtige Tragödie ab. So hatte ich freilich noch nie Geschichte gehört; es ist wohl kein streng wissenschaftlicher Vortrag, es ist eine Dichtung, die mit all dem Zauber der Romantik, aber wie mit einem ewigen Wehegefühl gemischt, dahinrauscht . . . Es mag unrichtig und falsch, es mag ein Verkennen der Geschichte sein, doch es liegt ein tiefer Reiz darin, wie Görres es vorträgt, und des Hörers ganze Seele folgt ergriffen seinen Worten . . . Jetzt aber sank seine Stimme immer tiefer, immer düsterer wurde die durchfurchte Stirn, man sah, ein bitterer Schmerz legte sich auf seine Gedanken . . Da brach er plötzlich ab, als ob von Schmerz überwältigt; es war dunkel im Saale geworden und still; die Federn eilten schon lange nicht mehr über die Kollegienhefte hin, denn nur die gespannteste Aufmerksamkeit konnte dem Adlerfluge seiner Gedankenreihe folgen, und die meisten, die ihm zuhörten, hatten längst den Faden des sich rastlos überstürzenden Ideenganges verloren. Langsam verließ der greise Lehrer, das schneeweiße Haupt ganz auf die Brust gesunken, den Saal, und ich schaute ihm tief erschüttert nach, denn ich glaubte das Rätsel seines Innern in seinen Worten gelesen zu haben: der Görres von 1815 ist zum Görres von heute herabverzweifelt.‘

6.

Görres erzählt von der Zeit, wo er als junger Mann im Gefängnis saß, wie er damals, um sich zu betätigen, mit den Füßen gestampft und auf alle Weise gepoltert habe, so daß seine Gefährten ihn für toll gehalten hätten. Und so wie in seiner Jugend sein Tätigkeitstrieb ‚den Schneckengang der Zeit‘ und die Gleichgültigkeit verabscheute, so auch in seinen reiferen Jahren und selbst noch in seinem Greisenalter. Ein untätiges Dasein galt ihm niemals als menschenwürdiger Zustand. Sein Leben lang zeichnete ihn ein staunenswerter Fleiß aus. Während er im Jahre 1811 der Erlernung der persischen Sprache obliegt, findet er noch die Möglichkeit, seine Kenntnis in der höheren Mathematik und

Mechanik aufzufrischen, daneben sich noch mit Studien über die Mythologie der alten Völker und mit Staatswissenschaft zu beschäftigen und seinen großen Garten zu bestellen. Die Arbeit an der Übersetzung von Firdusis Schah Nameh zog ihn so an, daß er den ganzen Tag darüber saß. Ohne jede Anleitung arbeitete er das Manuskript der Göttinger Bibliothek in wenigen Monaten durch und eignete sich die 120000 Verse an. Er schreibt darüber: ‚Es ist gar zu schwer am Anfange, wenn man noch kein Manuskript in der Hand gehabt und auch weiter keine Nachweisung findet, sich fortzuhelfen, und es gehört gerade meine Geduld und meine Gesundheit dazu, um damit fertig zu werden.‘ Fünf Jahre darauf saß er neun Wochen ununterbrochen über alten Büchern, so daß ihm ‚die Augen stumpf wurden, und die alten Worte und Redensarten Tag und Nacht vor den Ohren flimmerten‘. Während seines Exils berichtet er aus Basel, er habe dort in der Umgebung ‚alle Schlösser durchkrochen‘ und die Baseler Bibliothek ‚in zwanzig Foliobogen-Auszüge eingequetscht‘. Sechs Bibliotheken habe er ‚ausgesogen und aufgefressen‘, schreibt er kurz darauf.

Damit er seinen mannigfachen wissenschaftlichen Interessen Genüge tun könne, sollte das menschliche Leben ebenso viele Nebenleben haben wie der Saturn Trabanten, meint er. In Koblenz hatte er vor, in französischer Sprache eine Schrift über das Licht abzufassen auf Grund von Versuchen, die ihn viele Jahre beschäftigt hatten, auch wollte er damals seine physiologischen Studien wieder vornehmen, fand aber in der Provinz die entsprechenden Hilfsmittel nicht. Bald darauf treibt er in Koblenz nordische Studien. Während seines Aufenthaltes in Straßburg erlernte er die spanische Sprache aus der Lektüre einer Sammlung spanischer Chroniken in der dortigen Bibliothek. Er lernte die isländische Sprache und daneben die rhätoromanische, da er der Geschichte und den Liedern der Graubündner ein besonderes Interesse entgegenbrachte. Englisch eignet er sich in sechs Wochen so an, daß er Miltons ‚Verlorenes Paradies‘ mit ziemlicher Geläufigkeit liest und übersetzt. Noch als Vierundsechzigjähriger gibt er sich die Mühe, die italienische Sprache zu erlernen, um nicht nur frei darin zu lesen, sondern sich auch den Italienern verständlich machen zu können. Den rheinländischen Akzent verleugnete er freilich bei keiner Sprache. Mit Frau und Kindern redete er immer den Koblenzer Dialekt, nur in den Vorlesungen war er bestrebt, ein reines Deutsch zu reden. Beim Erlernen der persischen Sprache prägte er sich viertausend Wurzeln ein, so daß er sie auswendig hersagen konnte. Er überzeugte sich aber, daß im spätern Alter die gründliche Erlernung einer fremden Sprache doch mit zu großen Anstrengungen verbunden sei: er sah, daß sogar einer so starken Gesundheit wie der seinen damit zu viel zugemutet werde, weshalb er auch den Gedanken, Sanskrit zu erlernen, aufgeben mußte. Nachdem er das Versprechen, die persische Sprache in zwei Jahren zu erlernen, erfüllt hatte, gedachte er schon, an die Keilinschriften heranzutreten; auch Zendavesta wollte er im Grundtext lesen. Er schreibt einmal an seinen Sohn: ‚Wenn Du über Kopfschmerzen beim Sanskritstudieren klagst, dann kannst Du dich mit mir trösten, da ich die letzten Tage, um mich im egyptischen Werke, das ich auch endlich durchgehen muß, etwas zu orientieren, Champollions Hieroglyphenalphabet auswendig gelernt habe.‘ Selbst

mit der rabbinischen Literatur des Mittelalters befaßte er sich, und besonders wandte er seine Aufmerksamkeit auf alles, was in das Gebiet der Uranfänge der menschlichen Kultur einschlägt. Auch die Naturwissenschaft bildete den Gegenstand seines Nachdenkens, und er glaubte, hier manche Einsichten gewonnen zu haben, die selbst den Fachmännern unzugänglich blieben, und in medizinischen Dingen zu einer klaren Auffassung gelangt zu sein, ‚wie sie nicht bei allzuviel deutschen Ärzten gefunden wird'. Er bemerkt einmal, er könne es nicht über sich bringen, einen Gegenstand nur obenhin zu betrachten. Es ist die Stimmung eines Menschen von vielseitigen wissenschaftlichen Bedürfnissen, der bestrebt ist, über dem Stoffe zu stehen, und sich doch dabei der mannigfachen Schwierigkeiten bei der Verarbeitung des Stoffes bewußt wird, was in einem seiner Briefe aus dem Straßburger Exil zum Ausdruck kommt: ‚Das sind nun wieder so viele Bände; die alle wollen gelesen sein; die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich nur um mich blicke. Was der törichte Mensch nicht alles in das kleine, enge Leben zusammendrängen will . . . Nun hat man, nachdem man sich durch alles durchgefressen hat, immer noch nichts als Schutt und Steine, und selber wieder eine beinahe unbezwingliche Masse, über der man sich mit der äußersten Anstrengung kaum schwebend und schwimmend oben erhalten kann. Das sind die Peinen und die Nöten und die Nebel des historischen Studiums, nicht zu reden von dem Trümmerhaften und Fragmentarischen in allem, was man anfaßt. Wäre das nun noch alles; wie man sich aber hinsetzt zum Werke und in die Vergangenheit hinab will, kömmt die Gegenwart und guckt zu allen Fenstern hinein und klopft an alle Scheiben, poltert und lärmt und ruft . . . Man muß sich vielen Verstand zutrauen, wenn man nicht fürchtet, darüber zum Narren zu werden. Doch hoffe ich, nicht einer zu werden, denn ich lasse mich gar nicht verwirren.' In seiner Arbeitsweise kam ihm sein starkes Gedächtnis zu statten. Sein Sohn erzählt, beim Niederschreiben seiner Sachen sei es gewesen, als hätte er in einem unsichtbaren Buche gelesen, denn durch nichts hätte er sich dabei stören lassen, weder durch Lärm, noch durch lebhafte Gespräche, und er habe nebenbei, während er schrieb, bisweilen sogar noch an den Gesprächen teilnehmen können*.

Auch in seiner Unterhaltung schöpfte er aus dem nie versiegenden Quell seines Wissens und regte jeden an, der dafür empfänglich war. Seinen Schülern kam er als eine ‚wandelnde Universität' vor, denn selbst auf das Gebiet der Theologie erstreckte sich seine Wißbegierde, so daß er auch den Theologen vielfach Anregungen und Winke gab. Professor Sepp bemerkt darüber: ‚Görres Wissen in allen Gebieten war ungeheuer, und wenn Ranke bei der

* Ein französischer Schriftsteller, der in seinem Hause verkehrte, berichtet: ‚Ich fand ihn mehr als einmal in seinem Salon, wo er neben seinem Sohne arbeitete, während seine Frau und seine Tochter auf dem Sopha sich unterhielten und dabei Erbsen aushülsten. Weder ihr Gespräch und das Geschrei eines Papageis, der bisweilen sich auf seinen Tisch setzte, noch der Lärm und die Ungeberdigkeit seines Enkelchens, das ihm bald ein Blatt Papier, bald wieder ein Buch wegnahm, konnten ihn stören oder auch nur ablenken. Ich bewunderte die Seelenruhe eines Menschen, der sich so in Gewalt hat, daß er sich wie in eine unsichtbare Welt zurückziehen und allem Lärm der Außenwelt unzugänglich bleiben kann'.

unermeßlichen Forschung fortan nur mehr Spezialvorlesungen für möglich erklärt, so war Görres der letzte Universalhistoriker auf dem Katheder.' Es gab kein wissenschaftliches Problem, über das er nicht einige Auskunft zu erteilen gewußt hätte. Windischmann kam er als ‚ein Herakles in der Wissenschaft' vor. Der Orientalist und Geschichtschreiber K. Friedr. Neumann soll gesagt haben, wenn er Auskunft wünsche über etwas, worin niemand Bescheid wisse, so habe er sich nur an Görres zu wenden. Auf die Frage, in welche Abteilung der Akademie Görres gehöre, antwortete Schelling: ‚In alle, er ist überall in hohem Grade zu Haus.' (Ein dritter Teil folgt demnächst.)



Die Versuchung des Propheten

(Nach einer muhammedanischen Legende)

Im Kreis der Zeltstadt am Oasensaum
Stumm hielten Hüterherrschaft Schlaf und Traum.
Hoch in den Wipfelbüschen schlanker Palmen
Hing noch ein Klang vertönter Weltlustpsalmen.

Ein gelber Spätschein säumte fahl und schwer
Der Wüste Blachfeld und das ferne Meer.
Voll kam der Mond am lichten Kuppelbogen
Des sternbesäten Himmels hergezogen.

Weitum kein Laut. Nur Moses, der Prophet,
Lag ruhgemieden wach noch im Gebet,
Bekümmert um sein Volk, das danklos schlimme.
Umsonst nach Trost schrie des Verzagten Stimme.

Und wie er sann voll Unmut, plötzlich stand
Vor ihm der Zweifel an des Lagers Rand.
Voll bittern Spotts in tückisch arger Rede
Auf peitscht er der Gedanken grimme Fehde.

Drauf schwand der dunkle Geist. Doch leis und sacht
Fraß fort sein Gift, bis ihm zur Mitternacht
Des Kleinmutkranken schwankendes Gewissen
Schmerzvoll erlag, von heißer Not zerrissen.

Und herb erbittert, trotzhaft scheltend schier,
Sprach Moses: „Jahwe schläft, er schläft wie wir!
Was will ich Kraft von einem Gott erzwingen,
Der, schlummertrunken, taub ist meinem Ringen?

Wie brächte sonst sein Machtgesetz zu Fall
Ein Irrbild aus zerstäubendem Metall?
Ermattete sein Auge nicht, zum Schweigen
Wohl zwängen seine Blitze Tanz und Reigen!“

So haderte des Eifrers harter Groll,
Als lauten Schalls der Ruf ins Ohr ihm scholl:
„Steh auf! Der Ampeln brennend Paar ergreife,
Daß dir aus ihrem Licht die Antwort reife!

Reglos empor sie hebend nimm hinaus
Die beiden vor dein wanderfertig Haus
Und sieh, daß hochgereckt zum neuen Tage
Die Ungelöschten deine Stärke trage!“

Und Moses stand. Nie trug ein Bild von Stein
So unbeweglich einer Leuchte Schein.
Er stand und stand. Der Dämmrung wuchs entgegen
Die träge Zeit. Ihn rührte kein Bewegen.

Gemächlich aber sank in lasser Hand
Der Doppelflamme müder Flackerbrand,
Und klirrend bei des Widerstands Ersterben
Am Boden ging der Lampen Wucht zu Scherben.

Und machtvoll donnerte das Wort: „Zerschellten
Nicht Sonne, Mond und all die tausend Welten,
Jäh niederstürzend so zur finstern Tiefe,
Wenn er, der sichern Arms sie trägt, entschliefe?“

Christian Schmitt.

Edward Burne-Jones/Merlins Bezauberung



Prae-Raphaelitismus in England
Von Johann Ranftl

Vielleicht erscheint es manchem deutschen Leser nicht so ganz berechtigt, daß man in der Monographiensammlung ‚Die Kultur des modernen England in Einzeldarstellungen' einer Kunstschule des Inselreiches ein eigenes kleines Buch widmet*. Wer jedoch die klar disponierte und anregend geschriebene Darstellung des Präraffaelitismus aus der Feder Professor Singers aufmerksam zu Ende liest, wird auch die Berechtigung der Monographie gerne zugeben. Denn Singers Schrift belehrt uns überzeugend, daß jene Kunstbewegung wirklich als ein folgenreiches Ereignis im geistigen Leben des vorigen Jahrhunderts einzuschätzen ist. Die Präraffaeliten sind es, die erst den Begriff einer englischen Kunst schufen und ihm vor der Welt Geltung verschafften. Vorher gab es wohl einzelne bedeutende englische Künstler wie Hogarth, Reynolds, Constable, Turner u. a., aber es gab keine nationale englische Kunst. Das Schaffen der übrigen zahlreichen Maler am Anfang des 19. Jahrhunderts nährte sich zumeist von den Brosamen eines importierten Klassizismus, die sich als akademische Regeln und Rezepte durch die Generationen forterbten. Das sollte um 1850 durch die präraffaelitische Brüderschaft (‚Prae-Raphaelite Brotherhood') anders werden. Vor drei Jahren starb Holman Hunt, der letzte bedeutende Maler aus diesem Kreise. Damit hat die Bewegung einen gewissen äußerlichen Abschluß erreicht und kann somit einer historischen Betrachtung unterworfen werden. Die führenden Persönlichkeiten D. G. Rossetti, Burne Jones, Holman Hunt sowie der gesinnungsverwandte G. Fr. Watts und nicht minder der berühmte literarische Verfechter der Präraffaelitenkunst, John Ruskin, wurden in den letzten Jahrgängen dieser Zeitschrift in eigenen Charakteristiken gewürdigt. Es sollen daher diesmal nur in Form einer kleinen Rückschau Wachstum, Blüte und Weiterwirken der vielgenannten Kunstbewegung skizziert werden.

Die Wurzeln der präraffaelitischen Gedanken verzweigen sich tief in die englische Romantik hinein. Singers Darstellung deutet diesen Sachverhalt auch nebenher an. Es wäre aber noch besser gewesen, der kunsthistorischen Schilderung einen kleinen Prolog darüber vorauszuschicken, wie z. B. Waldschmidt in seinem Rossettibuch tat. Denn schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts regt sich immer aufs neue der romantische Sinn für die heimischen Sagen vom König Artus, das Interesse für Dante und die Poesie des Mittelalters und auch für die Kunst der vorraffaelischen Meister Italiens. Leigh Hunt, Keats und Byron hatten bereits den Zauber der alten primitiven Kunst verspürt. Vereinzelte Anregungen von den deutschen Nazarenern, auch von Belgien und Frankreich her gesellen sich zur einheimischen literarischen Strömung. Nicht zu vergessen der entzückenden Frührenaissancewerke in der Londoner Nationalgalerie, wo das Quattrocento durch Werke von Mantegna, durch Crivelli, Bellini und andere ältere Venezianer, dann durch Piero di Cosimo, Pollajuolo, Piero della Francesca, Botticelli usw. ganz vortrefflich vertreten ist. Doch das erste und

---

* Der Prae-Raphaelitismus in England. Von Prof. Dr. Wolfgang Singer. Mit 12 Vollbildern. München und Berlin. R. Oldenbourg, 1912. M. 3,75.

wichtigste wegbahnende Element bleibt in unserem Falle die Literatur. Sie streut den ersten Samen präraffaelitischer Anschauungen aus. Ich halte darum Waldschmidts Anschauung für durchaus zutreffend, die er in den Worten zusammenfaßt: ‚Die große Umwälzung in Sachen der Kunst vollzog sich auf dem Papier. Nicht eine neue Technik, sondern eine neue Ideenwelt wurde der Malerei zugeführt. Alle Mitglieder der Brotherhood wußten mit der Feder umzugehen, viele von ihnen betrieben die Schriftstellerei fast in größerem Umfange als die Malerei und so kam es, daß mehr Theorien aufgestellt als Bilder gemalt wurden. Es war denn auch die Literatur, und zwar die romantische Poesie, die der bildenden Kunst den Weg wies.‘

Neben den literarischen Vorboten begegnen uns auch schon frühe künstlerische Vorläufer der Präraffaeliten. Blake* und Füßli sind zu nennen, ebenso Sir Noel Paton und William Dyce, der in Rom mit Overbeck und Führich verkehrte und die Formen und Farben der italienischen Primitiven lieben lernte. Auch George Richmond versucht wie Dyce gelegentlich einen archaisierenden Ton zu finden. Bereits 1843 erschien ferner der erste Band von John Ruskins ‚Modern Painters‘, in dem er mit tiefem Enthusiasmus Turners Landschaftskunst preist und den Künstlern ein energisches ‚Zurück zur Natur!‘ zuruft. Ruskin, dessen Kraft und Wirkung sich ähnlich einflußreich wie bei uns etwa Herder und Nietzsche äußerten, sollte bald der Verteidiger der präraffaelitischen Künstler selbst werden und es traf sich auch gut, daß er nicht etwa lange vor deren Auftreten mit romantischen Ideen, Träumen und Wünschen kam wie unsere Romantiker vor den Nazarenern. Er ging vielmehr als streitbarer Kämpe neben den Schaffenden her, als diese bereits vor aller Welt erschienen waren. Darum wurde der Sieg des Präraffaelitismus trotz bescheidenerer Kräfte glänzender und nachhaltiger als der unserer Malerromantiker. Außerdem fiel den englischen Künstlern das Erbe einer ausgebildeten Technik zu, das sich unsere Nazarener erst mühsam erarbeiten mußten.

1844 wurde das kunstfreundliche England aus seiner behaglichen Ruhe und Verflachung durch Ford Madox Brown (1821—1893) aufgeschreckt, als dieser kühne Jüngling nämlich seinen Karton ‚Wilhelm der Eroberer‘ ausstellte. Aus Antwerpen und Paris brachte er allerhand ketzerische Kunstanschauungen mit über den Kanal. Er hatte dort seine Studien bei Wappers, Leys und Meissonier gemacht und sich zum Historienmaler herangebildet. Bibel, Geschichte und Dichtung sind seine Quellen. Er wagt sich aber auch an moderne Stoffe. Ein ‚Lebewohl an England‘ (‚The Last of England‘), an dem er neun Jahre, und das große Bild ‚Die Arbeit‘, an dem er elf Jahre arbeitete, sind Belege dafür. Andere Hauptwerke sind: ‚Elias erweckt den Sohn der Witwe‘, ‚Die Fußwaschung‘, ‚Lears Fluch‘. Brown strebt im Gegensatz zur gleichzeitigen akademischen Tradition und Schablonenhaftigkeit eine persönliche originelle Kunst an, zuvörderst ein energisches, psychologisches Erfassen und Ausschöpfen des fruchtbaren Momentes bis in die letzten

* Eine besondere Würdigung dieses originellen Künstlers, Mystikers und Poeten wird demnächst hier gegeben werden. D. R.

Möglichkeiten und nach der technischen Seite eine Art Freilichtmalerei und ein scharfsichtiges Aufsuchen und Durcharbeiten aller kleinen Details. Seine Neuerungen in Licht und Farbe vertrat er in einem Artikel der Zeitschrift ‚Germ'. Diesen neugewonnenen künstlerischen Grundsätzen folgt er bei seinen historischen und modernen Stoffen. So sollte z. B. die ‚Fußwaschung' nicht eine leere anekdotische Szene im hergebrachten Sinne werden, sondern ‚eine Analyse der Gedanken, die durch die Köpfe der Jünger gehen mußten, als Christus, ihr Herr, der Gottessohn sich plötzlich zu ihrem Sklaven erniedrigte'. Wenn es auch von Holman Hunt bestritten wird, so darf man doch Brown das Verdienst der ersten erfolgreichen Aussaat der neuen künstlerischen Gedanken zuerkennen. Formell gehörte er der präraffaelitischen Vereinigung allerdings niemals an.

Glücklicher und erfolgreicher als Künstler war Browns und H. Hunts Schüler Dante Gabriel Rossetti (1828—1882), der seltsame Fremde aus dem heißen Süden, der hochbegabte leidenschaftliche Maler und Dichter. Er war der glänzendste und hervorragendste unter der Brüderschaft und vor allem der fruchtbarste enthusiastische Anreger für die Mitstrebenden. Der Schöpfer der weltbekannten weiblichen Halbfiguren, der bezaubernde Kolorist, der schwermütige romantische Maler und Poet wurde im Novemberheft des ‚Hochland' 1906 näher charakterisiert. Seine großempfundene Dantegestalt möge nochmals an ein Lieblingsgebiet seiner Malerei erinnern.

In den Vierzigerjahren hatten sich auf der Londoner Akademie noch John Everett Millais (1829—1896) und William Holman Hunt (1827—1909) als Freunde gefunden. Ersterer war und blieb ein Glückskind auf allen Wegen seines Lebens, fleißig und vielgewandt, Hunt dagegen war ein mühebeladener Lebenskämpfer, ein zäher, rastloser Arbeiter, der sich vom Handelslehrling zum geachteten Künstler emporringen mußte. Millais schwor nur kurze Zeit zur präraffaelitischen Fahne. Er schwenkte bald in die Akademie ab, blieb aber zeitlebens ein tüchtiger, vielbegehrter Künstler. Einen Begriff von seiner geistreichen Auffassungsweise und malerischen Gewandtheit gibt das Bild ‚Der Teufel Unkraut säend'. Hunt wurde der gesinnungstreueste und frömmste, der Overbeck unter den Präraffaeliten. Seine Bilder übertreffen an technischer Sorgfalt ziemlich alles, was seine Genossen malten. Er suchte womöglich Dürers minutiöse Art und Naturtreue noch zu überholen. Die Gegenstände sind vorwiegend religiös. ‚Derjenige, den ich mehr als alle Menschen, den ich mit meinem ganzen Herzen liebe, ist unser Herr Jesus Christus.' ‚Das Licht der Welt' wurde auch Hunts populärstes Bild. Dieses, sowie seine ‚Flucht nach Ägypten', brachte das Novemberheft des ‚Hochland' 1910. Sein künstlerisches Können entspricht nicht immer seinem großen Wollen und seiner trefflichen Gesinnung, und sein zweibändiges Werk ‚Präraffaelitism' (1905) biegt manche Tatsachen im subjektiven Sinne zurecht (vgl. ‚Hochland', Dezemberheft 1906).

Die Jünglinge Rossetti, Millais, Hunt waren vor dem Jahre 1848 ihre getrennten Wege gegangen. Ihr Widerwille gegen die herrschende Modekunst und eine mächtige Sehnsucht nach etwas Neuem und Großem führte sie allmählich einander näher, bis sich ihr gemeinsames Streben in einem festen

Bündnis einte. Dieses ward an einem Sommerabend von 1848 in Millais' Atelier geschlossen und glich einigermaßen den enthusiastischen Dichter- und Künstlerbrüderschaften, wie sie auch bei uns des öfteren geschlossen wurden (Göttinger Dichterbund — Klosterbrüder von S. Isidoro). Außer den drei Genannten fanden sich noch vier weitere Gesinnungsgenossen: Collinson und Stephens, zwei unbedeutende Maler, Thomas Woolner, ein Bildhauer von der Akademie, und Rossettis Bruder William Michael, der Kritiker und Dichter. ‚Prae-Raphaelite-Brotherhood' war der feierliche Name. P. R. B. sollte als geheimes Bundeszeichen jeder Bildersignatur beigesetzt werden. Eine kurzlebige Zeitschrift ‚The Germ' (Der Keim) war bestimmt, die künstlerischen Absichten auch theoretisch zu vertreten. Rossettis Bruder, der Sekretär der Brüderschaft, faßt die wichtigsten Grundsätze in den vier Forderungen zusammen: ‚Erstens: Originelle Ideen. Der Künstler müsse genial sein. Zweitens: Fortwährendes genaues Naturstudium, das allein den Künstler befähige, seine malerischen Ideen auszudrücken. Drittens: Liebe für alle ursprüngliche, ernste innige Vergangenheitskunst, tiefe Verachtung für dünkelhafte Schablonenmalerei. Viertens: Es handle sich darum, nur gute Bilder und Statuen zu schaffen.'

Bei der ersten gemeinsamen Ausstellung dieses neuen Künstlerbundes (1849) zeigte die zünftige Kritik ein freundliches Wohlwollen. Ehe jedoch die zweite Ausstellung von 1850 zustande kam, wurde das Geheimnis der drei Buchstaben P. R. B. der journalistischen Kritik bekannt. Man witterte dahinter eine gefährliche Auflehnung gegen die Akademie und ihre herkömmlichen Kunsttraditionen. So erhob sich denn gleich nach Eröffnung dieser zweiten Ausstellung ein lauter Entrüstungssturm gegen die schlechte Perspektive, gegen die ungenügende Malweise, gegen die minutiöse Detailschilderung, auch gegen die realistische, ‚blasphemische' Auffassung biblischer Motive.

Die Sache der Präraffaeliten schien verloren. Da brachte ihnen Ruskin Hilfe mit seinen zwei Briefen an die ‚Times'. Er tadelte zwar ziemlich viel an den neuen Bildern, aber er erklärte zugleich mit Macht und Nachdruck, daß die Fehler daran nicht schlimmer seien als an verschiedenen beliebten akademischen Werken. Die Naturtreue, die Sorgfalt im Detail, das Streben nach persönlicher Eigenart erschienen ihm als das größte Verdienst, und Ruskin bedeutete obendrein der erbgesessenen Kritik: Die Präraffaeliten sind die Begründer der edelsten Kunstrichtung in England seit dreihundert Jahren!

Das Gewitter verzog sich. Die Bilder wurden gekauft, und die jungen Künstler arbeiteten rüstig weiter, wenn auch nicht mehr nach dem strengen Programme von 1850. Auch das persönliche Band lockerte sich rasch, da sich die angesehensten Mitglieder zerstreuten. Am 7. Nov. 1853 konnte Rossetti bereits schreiben: ‚Wie ich höre, ist Millais gestern abend in die Akademie aufgenommen worden; so hat sich nun die ganze Tafelrunde aufgelöst. Woolner in Australien, Collinson im Mönchsorden, Hunt in Palästina, Millais in der Akademie.' —

Nach diesem raschen Verblühen der ersten jugendlichen Künstlerträume beginnt eine zweite Phase der Bewegung, der ‚zweite Präraffaelitismus', wie ihn Singer nennt. Rossettis Kunst, die sich nun auf eigenem Wege voll und

herrlich entfaltet, steht nunmehr im Mittelpunkte. Unter dem Einflusse einer interessanten Frauengestalt, Miß Elisabeth Eleanor Siddal, erwächst ihm jenes eigenartige Frauenideal, dem seine Kunst zeitlebens treu bleibt. In seine Frauenköpfe legt der Künstler all sein Sehnen und Denken hinein wie in lyrische Poesien. Daneben belebt er die Motive der Artussage und die Gestalten Dantes mit seinem inneren, eigenen Wesen. Vom äußeren Künstlerleben, den Ausstellungen und dem lauten Markte zieht er sich vollständig zurück. Seine Werke wandern aus dem Atelier zu den Liebhabern. Allein ein Kreis von Jüngern und Schülern umgab ihn und trug seine Ideen und Anregungen in weite Kreise. Byam Shaw, Ryland, Waterhouse u. a. sind auch bei uns bekannt. Der bedeutendste und populärste unter ihnen wurde Burne-Jones (1833—1898), und seine Werke gelangten auch öfters auf die großen Ausstellungen des Kontinents, während Rossettis Bilder erst nach dessen Tode und durch verschiedene Publikationen weiter bekannt wurden. Auch die Ausstellung von 1911 in Rom enthielt einiges davon. Beim Worte ‚Präraffaeliten' denkt man heute überhaupt am liebsten an Rossetti und Burne-Jones, die jedoch, wie erwähnt, bereits eine neue Form dieser Kunst vertreten. Burne-Jones, der ‚letzte Präraffaelit', wirkte durch seinen unerschöpflichen Phantasiereichtum, durch einen seltenen Sinn für Schönheit und Linienzauber, die obendrein ein Geist kühler Vornehmheit adelt. Von seiner Kunst und Persönlichkeit handelte eine Studie im ‚Hochland' 1907, Februarheft. ‚Merlins Verzauberung', die Szene, wo Viviane ihren Geliebten in der Waldeinsamkeit festbannt, damit er nie mehr an den Königshof gelangte, sondern nur ihr zu eigen blieb, der ‚Prophet Elias' und die ‚Astrologie' zeigen die charakteristischen Merkmale von Burne-Jones zarter, höchst verfeinerter Kunst. Es war dies eine Kunst für wenige. Und doch begab sich das Merkwürdige, daß gerade Rossetti und Burne-Jones die Idee einer Volkskunst faßten und zum Teil verwirklichten. Dies wurde die folgenreichste und fruchtbarste Tat des Präraffaelitismus und bedeutete nicht weniger als die Neubelebung des Kunstgewerbes.

Das Interesse für kunstgewerbliche Probleme hatte sich schon frühzeitig im präraffaelitischen Kreise geregt. Rossetti hatte Entwürfe für gemalte Kirchenfenster geschaffen und sich mit der Buchillustration beschäftigt. Aber erst William Morris (1834—1896) war es, der Rossettis Anregungen und Pläne mit englischer Geschäftsklugheit fruchtbar machte. Er gründete mit mehreren Genossen die Firma ‚Morris, Marshall, Falkner & Co.'. Der Aufruf an das Publikum, der vom Künstlerkonsortium 1861 ausging, könnte heute und gestern verfaßt sein. Die Künstler, die sich hier vereinigten, erstrebten als dekoratives Ideal die Harmonie aller Teile, z. B. in einer Kirche, in einem Haus, in einem Zimmer. Im Aufrufe heißt es: ‚Da sich in ihrer Mitte Männer von dem verschiedentlichsten Können einschließen, so wird es ihnen möglich sein, alle Arten von dekorativen Aufträgen zu übernehmen, sei es Wandschmückung oder etwas anderes, von wirklichen Gemälden bis herab zur kleinsten Arbeit, bei deren Ausführung es sich noch um eine künstlerische Fassung handeln kann. Daraus entsteht die Aussicht auf das größtmögliche Maß von künstlerischer Leistung nebst steter künstlerischer Überwachung bei der möglichsten Beschränkung von

Aufwand an Geldmitteln, während die geleistete Arbeit selbst ganz folgerichtig vollkommener ausfallen muß, als wenn sie einem einzelnen Künstler anvertraut worden wäre, der sich gelegentlich mit solchen Dingen beschäftigt' (Singer S. 101). Die Forderung echten Materiales, einer zweckmäßigen Gestaltung der kunstgewerblichen Objekte, die hohe Wertung der Handarbeit und so manche andere Gedanken, die heute Gemeingut der internationalen Kunstwelt geworden sind, waren bereits im Kreise der Rossetti und Morris bekannt und verwirklicht.

Es ließen sich lange Reihen englischer Künstlernamen aufzählen, Namen von Malern zweiten und dritten Ranges, die noch heute im Sinne der Hauptvertreter des Präraffaelitismus Rossetti, Burne-Jones, Holman Hunt wirken. Es wäre der mächtigen Künstlerpersönlichkeit eines George Frederick Watts (1817—1904) zu gedenken, der in seiner Kunst manche Verwandtschaft mit den präraffaelitischen Tendenzen zeigt, wenn er jenem Künstlerkreise auch niemals angehörte, sondern kühn und einsam seine hohen Wege ging (vgl. ‚Hochland' 1906, Februarheft)*. Das Wirken der kleineren Nachahmer darf man nur vergleichen mit dem glänzenden Nebel, der weit und breit die Fernen des Weltraumes füllt, wenn leuchtende Gestirne in einer kosmischen Katastrophe zertrümmert werden. Vom schönen Erfolge der dekorativen Kunstbestrebungen, in welche die Hauptlinie des Präraffaelitismus auslief, sprechen wir am liebsten mit den Schlußsätzen der Singerschen Darstellung: ‚Das Geheimnis dieses großartigen Erfolges liegt nicht in den wohltönenden Phrasen irgendeines Programms, nicht in sozialen oder auch nur in irgendwelchen besonderen künstlerischen Formeln, sondern einfach darin, daß man dem Künstler seine eingesessene Verachtung für das Kunstgewerbe austrieb. Mit Morris' Unternehmen setzt es wieder ein, daß der schaffende Künstler Aufgaben übernimmt, die viele Jahrhunderte lang dem ‚Musterzeichner', dem wenig gebildeten, geistig nicht hervorragenden und phantasieunbegabten Handwerker überantwortet waren. Sobald in der Innendekoration der Tapezierergeschmack abgelöst wurde von demjenigen einer Gruppe Menschen, die uns mitunter die schönsten Schöpfungen der freien Kunst schenken, mußte es von selbst zu einer wunderbaren Tagung in unserer Innendekoration kommen.'

* Als Ergänzung zu den 1906 gebrachten Bildern von Watts diene der ‚Schlummer der Zeitalter', ein Werk aus der letzten Zeit des Meisters, zugleich ein Beispiel seiner kühn und individuell ersonnenen Allegorien voll mächtigen Lebens. Das Kind auf dem Schoße des riesenhaften Weibes, der Zeit, ist der Vertreter der Menschheit, von dem die Generationen der künftigen Zeitalter ausgehen.



Kleine Bausteine

Der Geburtenrückgang / Von Josef Graßl

Der Geburtenrückgang galt jahrzehntelang als eine französische Spezialerscheinung und erhielt demgemäß seinen Namen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die geringe Fruchtbarkeit nicht dem französischen Volke als solchem anhaftet, sondern unter gleichen Umständen auch bei jedem andern Volke zutage tritt. Zunächst griff der Geburtenrückgang auf die Schweiz und Belgien über, betrat dann englischen Boden und ging in die mit England wirtschaftlich oder politisch verbundenen nordamerikanischen Staaten, Australien und Kanada und warf dann seine Schatten nach Spanien und Italien. In Deutschland feiert der Geburtensturz seit 1875 wahre Orgien; im cis- und transleithanischen Österreich macht er sich deutlich bemerkbar. Von allen Völkern sind die Slawen am wenigsten, die Germanen neben den Franzosen am meisten infiziert. Rußland erfreut sich noch größter Fruchtbarkeit. Der Abfall der Geburtenzahl ist somit staffelförmig von Osten nach Westen. Auf 10 000 Einwohner fielen in Deutschland Lebendgeburten 1871—75: 390; 1891—95: 363; 1909: 319; 1910: 307. Die ‚Nativität' oder ‚Geburtsziffer', so nennt man das Verhältnis der Geburtenzahl zur Einwohnerzahl, ist aber ein rohes Mittel, die Fortpflanzung eines Volkes zu bemessen, denn bei ihr ist die Anzahl der Ehen vollständig außer acht gelassen. Man geht daher gegenwärtig allgemein dazu über, die eheliche Fruchtbarkeit, also die Zahl der Kinder der Einzelehe, als Maßstab zu nehmen. Die Mitte zwischen Nativität und Geburtenzahl der Ehen hält in bezug auf Genauigkeit die Berechnung auf hundert gebärfähige Frauen. Es ist üblich geworden in Deutschland, die Gebärfähigkeit zwischen 15 und 45 Jahre anzunehmen. Für unsere Verhältnisse ist die Annahme des Beginnes und des Endes zu früh. Aber selbst die eheliche Fruchtbarkeit ist noch kein ganz zuverlässiger Maßstab; sie läßt außer acht, ob die Ehepaare jung oder alt in die Ehe treten und ob die Ehe lang oder kurz dauert. Die Ehestatistik hat aber ergeben, daß in Deutschland durchwegs eine Verjüngung der Ehepaare stattfindet. Das mittlere Heiratsalter in Preußen betrug 1867—1887 für die Männer 29,89 Jahre, für die Frauen 27,22; dagegen 1901—1904 für die Männer 28,9, für die Frauen 25,7 Jahre. In Bayern betrug in der Periode 1831—1860 das Alter der Bräutigame unter 30 Jahren 44,99 Prozent aller Ehemänner, das der Frauen unter 30 Jahren 61,7 Prozent; dagegen heiraten gegenwärtig 72 Prozent der Männer unter 30 Jahren und 84 Prozent der Frauen. Zugleich muß man in Betracht ziehen, daß durch die Verbesserung der Umwelt das Absterben und die Erkrankung eines Eheteiles seltener auftritt wie früher, daß somit das fruchtfähige Zusammenleben verlängert wurde. Auch die Zahl der Ehen stieg, und trotzdem der Abfall der Geburtsziffer. Noch viel ernster wird die Erscheinung, wenn wir daran denken, daß durch die Industrialisierung und die Erleichterung der Verehelichung die unteren Volksstände es hauptsächlich sind, die sich in der Gegenwart mehr zur Ehe entschließen, während

der Prozentanteil der oberen Volksschichten an der Ehefähigkeit im Fallen begriffen ist.

Nun wissen wir aber alle, daß die unteren Volksschichten von jeher die fruchtbareren sind; also hätte die Geburtszahl erst recht zunehmen müssen. Unter Berücksichtigung dieser Umstände erscheint der Abfall der Natività und der damit verbundenen ehelichen Fruchtbarkeit um so bedenklicher.

Man ist denn den Gründen der abnehmenden Fruchtbarkeit nachgegangen, namentlich in Frankreich, wo ja die Sache brennend ist. Bei der Erforschung der Ursachen hat man nicht immer die biologischen Grundsätze beobachtet. — Die Erzeugung der Nachkommenschaft ist am letzten Ende stets animalischer, also biologischer Natur. — Zu den Grundsätzen der Biologie gehört es aber, daß fast nie eine Ursache zur Entwicklung maßgebend ist, sondern daß immer ein Bündel von Ursachen zusammenwirkt. Und bei der Zusammenarbeit oft ziemlich weit abstehender Ursachen kann es leicht geschehen, daß die eine Ursache nicht mehr kennbar zutage tritt, daß sie, wie der Mediziner sagt, latent wird.

Am heftigsten umstritten ist die Frage, ob bei der Abnahme der Kinderzahl eine Degeneration des Volkes mitspielt oder nicht. Die einen weisen auf die Besserung der physischen Eigenschaften in der Gegenwart, auf die von niemand mehr bestrittene Verlängerung des Lebens, die Zunahme an Gewicht und Körperlänge der modernen Kulturmenschen; die andern halten die geringe Kinderzahl selbst für ein Verfallssympton und begründen den Verfall durch die übermäßige Geisteskultur. Vor allem ist daran festzuhalten, daß die Eigenschaften eines Menschen und der Völker nicht konstant sind, daß die Qualitäten ab- und zunehmen. Damit, daß das Individuum länger wird und dadurch, daß der Körper größer wird, ist noch nicht bewiesen, daß alle Körpereigenschaften zugenommen haben. Aber immerhin wäre dies anzunehmen. Aber ich möchte auf den grundsätzlichen Unterschied aufmerksam machen, der darin besteht, daß die einen Eigenschaften das Individuum, die andern die Gattung zum Ziel und daß die Besserung der Individualeigenschaften noch nicht die Besserung der Generationseigenschaften bedeutet hat.

Die Degeneration kann man sich entstanden denken durch Verderbnis der Erbmassen, also auf dem gleichen Weg, wie das schlechte Samenkorn schlechte Früchte bringt. Man behauptet, daß die Verschlechterung der Erbmasse entstanden sei durch Wegfall von Krieg, Hunger, Seuchen, durch die Einwirkung der zu weit getriebenen Caritas, wodurch auch schlechte Nachkommen zur Aufzucht und Fortpflanzung kommen. Aber ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß an die Stelle der natürlichen Auslese die intellektuelle tritt, die oft noch schärfer ist als jene. Durch die Einehe, durch die Hinausschiebung der Ehe, bis Körper und Geist mehr gekräftigt sind, durch gesetzliches oder gesellschaftliches Verbot der Ehe für Geisteskranke, in manchen Fällen auch für Arme und körperlich Kranke, durch die Inhaftierung antisozialer Elemente und durch vieles andere tritt in den Kulturstaaten die Auslese bereits vor der Ehe ein. Die These von der Verschlechterung der Rasse kann also nicht so ohne weiteres angenommen werden; sie bedarf einer Hilfsthese, die darin besteht, daß die Lebensenergie, also etwas noch ziemlich Unfaßbares, geringer geworden sei. — Eine viel größere Billigung hat die

Arbeitstheorie gefunden, die zuerst von Leroy-Beaulieu und Pearson aufgestellt wurde und über die die Leser dieser Zeitschrift eine Skizze aus meiner Feder im laufenden Jahrgang 1912/13 Heft 2 und 3 finden. Indem ich darauf verweise, möchte ich hinzufügen, daß der Einfluß der Arbeitsform auf die Zahl der Kinder tatsächlich groß ist.

Mombert war es dann, der die Wohlhabenheitstheorie zu begründen suchte. Je wohlhabender die Eltern sind, desto mehr haben sie das Bestreben, jedes ihrer Kinder einmal in gleiche wirtschaftliche Höhe zu heben und desto mehr trachten sie, daß der Erwerb auf möglichst wenig Teile übergeht. Als einen Index für die Wohlhabenheit einer Bevölkerung hat Mombert die Zahl und die Höhe der Sparkasseneinlagen bezeichnet. Aber mit Recht haben die Gegner Momberts darauf hingewiesen, daß die Sparkasseneinlage von den verschiedensten Umständen abhängig ist, so daß weder das Vorhandensein noch das Fehlen derselben einen sicheren Schluß zuläßt. Indem man aber das Beweismittel Momberts als ungenügend bezeichnet, hat man noch lange nicht den Gegenbeweis erbracht. Bei ruhiger Überlegung macht die Wohlhabenheitstheorie den entschiedenen Eindruck der Wahrheit.

Brentano in München hat die Äquivalenz der Reize als Erklärung herangezogen. Der moderne Mensch hat, so behauptet er, derartig viele und anderweitige Genüsse, daß der Geschlechtsgenuß dadurch in den Hintergrund trete. Julius Wolf in Breslau ist in seinem ausgezeichneten Buche: ‚Der Geburtenrückgang', Jena (Fischer 1912), achselzuckend über diese Behauptung hinweggegangen, und doch wäre sie wert gewesen, daß man sie eingehender gewürdigt hätte. In der Theorie Brentanos ist zweifellos viel Wahres, allerdings nicht so wie Brentano, der ja Nichtbiologe ist, sich dies vorstellt. Die neuere Biologie hat uns die Tatsache gebracht, daß der Geschlechtstrieb und der Fortpflanzungstrieb zwar nahe verwandt sind, daß sie symbiotisch leben, daß aber doch jeder für sich ein selbständiger Trieb ist. Und auf den Fortpflanzungstrieb als solchen haben die modernen anderweitigen Sinnesgenüsse zweifellos schwächend gewirkt.

Wieder andere haben die Teuerung als die Ursache des Geburtenrückganges angesprochen; ja das Merkwürdigste leistete sich der Referent der wissenschaftlichen Deputation in Preußen, der die Unersättlichkeit der deutschen Agrarier beschuldigte und damit den Zolltarif. Es braucht bloß darauf hingewiesen zu werden, daß der Geburtenrückgang in zollfreien Ländern und zu zollfreien Zeiten ebenso zutage tritt als in geschützten Ländern und zu geschützten Zeiten.

Am nächsten aber ist Wolf der Hauptursache gekommen, indem er die Rationalisierung des Sexuellebens als die Ursache des Kinderrückganges bezeichnete. Diese Rationalisierung natürlicher Triebe kann auf verschiedene Weise stattfinden. Der Abfall von der hergebrachten Tradition, der hochgestachelte Individualismus und der damit verbundene Demokratismus in seinen Endformen, die Einwirkung der Umgebung, des Zusammenlebens sind Etappen der Rationalisierung. Die Umwertung traditioneller Begriffe zeigt sich vor allem in dem religiösen Verhältnisse des einzelnen und der Völker. Von den monotheistischen Völkern haben die Katholiken größere Kinderzahl als die Protestanten und Atheisten. Die Inder, Chinesen und Ja-

paner stellen sich in bezug auf Volksvermehrung den Katholiken an die Seite, während die rohen Naturvölker keineswegs so oft, als man glauben sollte, gebären. Bei der Einschätzung des Einflusses der Religion auf die Kinderzahl geht man oft zu weit. So vergleicht man z. B. die kulturell anders gestalteten Russen mit den Engländern; auch Norddeutschland mit Tirol, oder auch, um in Bayern zu bleiben, Franken mit Südbayern. In letzterer Beziehung habe ich an anderer Stelle hingewiesen, daß die Parzellierung des landwirtschaftlich betriebenen Bodens der protestantischen Franken und Pfälzer viel weiter vorgeschritten ist als die Bodenverteilung im katholischen Altbayern. Auch andere Unterschiede, z. B. in bezug auf die Stillhäufigkeit findet man, die dann die Kinderzahl beeinflussen.

Aber selbst nach Ausscheidung unpassender Vergleichsobjekte, haben wir noch Beweis genug, daß tiefe religiöse Überzeugung bei Juden und Katholiken die Kinderzahl fördert. Man möchte hier nur die Beobachtung der Amtsärzte als Beweis anführen, daß bei vollständig gleichen Außenverhältnissen bei der katholischen Bevölkerung die Kinderzahl nach einer Mission stets steigt und einige Zeit anhält. Der Einwurf, daß auch katholische Völker, z. B. die Franzosen, mit sehr geringer Kinderzahl in der Statistik erscheinen, ist mit der Gegeneinwendung zurückzuweisen, daß nicht die zufällige Zugehörigkeit zu einem Glauben, ja nicht einmal die theoretische Anerkennung der Glaubenssätze genügt, sondern, daß die werktätige, tiefreligiöse Überzeugung dazu gehört, um hier zur Geltung zu kommen. In vielen Fällen ist sogar die Zahl der Kinder ein Maßstab für die Kirchlichkeit. Mit dieser moralstatistischen Erscheinung, die immer mehr die Anerkennung der Nationalökonomen findet, hängt auch die Frage des Vordringens des Katholizismus in protestantischen Gegenden zusammen. Ich gebe nach Wolf eine kurze Statistik der Schweizerverhältnisse.

Auf 1000 Einwohner trafen Geburten:

	1889	1910	Ab- oder Zunahme
in vorwiegend protestantischen Kantonen			
Zürich	31	23	— 8
Bern	33	28	— 5
Baselstadt	33	22	— 11
Thurgau	27	26	— 1
Waadt	28	23	— 5
Neuenburg	28	22	— 6
in vorwiegend katholischen Kantonen			
Luzern	30	27	— 3
Freiburg	35	32	— 3
St. Gallen	27	29	+ 2
Tessin	29	28	— 1
Wallis	30	31	+ 1

Auch in Holland ist der Kinderreichtum in Limburg und Nordbrabant, die katholisch sind, größer (33,80 im Jahre 1910) als in den protestantischen Teilen (durchschnittlich 28,10). Allerdings habe ich auch an anderer Stelle nach-

gewiesen, daß die kinderreicheren Katholiken von Limburg und Nordbrabant auch höhere Kindersterblichkeit haben, daß auch die wirtschaftlichen Verhältnisse anders geartet sind. In meinem früheren Amtsbezirke Lindau nahm ich wiederholt Veranlassung, den protestantischen unterfruchtbaren Bevölkerungsteil darauf hinzuweisen, daß trotz erhöhter wirtschaftlicher Verhältnisse der Protestantismus dort der Gefahr der Aufsaugung durch Geburtenrückgang ausgesetzt ist. Überhaupt darf hier wohl eingeschaltet werden, daß nur selten ein Volk und ein Volksteil ausstirbt, daß das Ausgeborenwerden die regelrechte Vernichtungsart ist. — Eng mit der Religion hängt die ebenfalls von Wolf betonte Erscheinung zusammen, daß die sozialdemokratische Bevölkerung geringere Kinderzahl hat als die konservativ wählenden Volksteile. Tatsache ist, daß eine große Anzahl sozialdemokratischer Wahlkreise einen geradezu schrecklichen Absturz in der Kinderhäufigkeit hat, während konservativ wählende Kreise sich halten, sogar in der Kinderzahl (bis zu 15 Prozent) hinaufgehen, wie die altbayerischen Wahlkreise. Dem zu erwartenden Einwurfe, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung eben verschieden ist, möchte ich meine kassenärztliche Erfahrung entgegen halten, daß zentrumwählende Kassenangehörige eine größere Kinderzahl aufweisen, wie die sozialdemokratisch wählenden. Also verschiedene Kinderzahl bei gleichen Außenverhältnissen. Wenigstens war dies in meinen bisherigen Kassenbezirken der Fall.

Der Einfluß der Wohnung auf die Kinderzahl tritt immer mehr in die Erscheinung. Die kleinen Zimmerchen der modernen Wohnung zwingen selbst Wohlhabende zu kleiner Kinderzahl, und ich habe davor gewarnt, diese kleinen Räume an Stelle der alten Bauernstuben zu setzen. Der Ärmere in der Stadt leidet bei großem Kinderreichtum geradezu Wohnungsnot. Man will gar keine Kinder, und einzelne Hausherren schreiben sogar deren Zahl vor. — Wolf betont den Einfluß der Kenntnis des prohibitiven Geschlechtsverkehrs und meint, daß beide eng zusammenhängen. Es ist nicht zweifelhaft, daß die fortgeschrittene Technik darin größere Möglichkeit der Erfüllung des Wunsches gibt und daß Gelegenheit Diebe macht, aber ich habe Veranlassung, anzunehmen, daß der Zusammenhang sich doch nicht so gestaltet. Vielfach ist die Kenntnis der Technik nicht die Ursache, sondern die Folge des Wunsches nach Kinderbeschränkung. — Bekanntlich hat die Stadtbevölkerung die kleinere Kinderzahl gegenüber der Landbevölkerung, namentlich in Deutschland ist die Landbevölkerung durchwegs kinderreicher als die der Stadt. Man hat daher geglaubt, daß die Stadt als solche die Kinderzahl herabdrückt. Ein näheres Eingehen in die Ursache des Abfalls des Kinderreichtums wird jedoch ergeben, daß in der Stadt alle kinderverhindernde Momente in höherem Grade vorhanden sind als auf dem Lande, und daß die einzelnen Momente öfters zusammenwirken, während sie auf dem Lande oft bloß vereinzelt auftreten und durch Konträrwirkung aufgehoben werden. Von größter Bedeutung für ein Volk ist aber die Tatsache, daß die Städter zu zwei Drittel in der ersten Generation in die Stadt gewanderte Landbewohner sind, daß in der zweiten Generation höchstens ein Zehntel Städter sind. Die Schnelligkeit, mit der die vom Lande Abgewanderten ihre hohe Fruchtbarkeit verloren, ist ein sicherer Beweis

dafür, daß nicht konstitutionelle körperliche Abänderung, also die sogenannte Entartung, schuld an der Erscheinung ist, sondern daß die sozialen und ethischen Einflüsse der Umwelt die Erscheinung bedingen. Und wenn ich noch auf die Tatsache hinweise, daß die Wanderer selbst eine ähnliche Kinderzahl haben wie ihre daheim sitzen gebliebenen Stammesgenossen, so wird dadurch der Einfluß der Rationalisierung des Sexuallebens noch unterstrichen. In diese Kategorie der Ursachen des Geburtenabganges fällt auch der Einfluß der Umgebung. Es ist heutzutage Mode geworden, daß selbst Frauen der ‚besseren‘ Gesellschaftsklassen eine kinderreiche Mutter als sittlich defekt, mindestens als dumm bezeichnen. Gar manche Frau verträgt aber nicht die Mißachtung ihrer Kaffee- und Teeschwestern, wenn diese noch so unbegründet ist. Auch die politische Bedeutung der kinderreichen Familien spielt eine Rolle. Sie müssen die meisten Abgaben an die Allgemeinschaft zahlen, denn die indirekten Steuern sind Kopfsteuern; sie müssen aber auch die Blutsteuer entrichten, die schwerste aller Steuern. Viele Soziologen glaubten deshalb, die Besserung der Verhältnisse durch Gewährung finanzieller Vorteile zu erreichen. Diese Vorteile sind in der Regel sehr geringwertig und trotzdem kann man sie nicht durchsetzen, denn die Gesetzgebung und die Ausführung der Gesetze ist schon längst in die Hände der kinderarmen Familien gekommen. Wer hier reformierend wirken will, muß zuerst die politischen bestehenden Parteien, die noch dem Kinderreichtum nahestehen, hiefür interessieren. Der Schutz der kinderreichen Familien muß Parteiprogramm werden. Aber noch mehr. Die gesellschaftlichen Beziehungen müssen auf die Mutter eingestellt werden. Dazu gehört, daß die Frau, welche Vollmutter ist, auch den Mut hat, der Mondaine ihre Minderwertigkeit vorzuhalten, es gehört der Mut des Bekennertums auch hier dazu, wie in dem Säuglingsstillgeschäfte. In pädagogischer Beziehung müssen wir uns in der Anbetung des goldenen Kalbes, des Erfolges geistiger Tätigkeit mehr beschränken, wir müssen auch die Körperfähigkeit und die sogenannten höheren ethischen Eigenschaften pflegen. Wir müssen von Grund aus uns umändern. Ja ich halte nicht einmal viel von der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Auch diese ist nur eine vorübergehend wirksame Maßregel. Ob wir zur Anwendung der großen Mittel noch fähig sind, muß die Zukunft lehren*.

Der Subjektivismus in der Musik
Von Eugen Schmitz

Die vielbeklagte Unklarheit im musikalischen Urteil der Gegenwartsästhetik hat ihren Grund nicht zuletzt in der Vorliebe für das Arbeiten mit Schlagworten, zu denen, mit Goethes Mephisto zu reden, nur zu oft die ‚Begriffe‘ fehlen, d. h. von deren Bedeutung wohl eine vage allgemeine Vorstellung, keineswegs aber

* Der Verfasser wird in Bälde diesen Gegenstand in der ‚Sammlung Kösel‘ eingehend behandeln.

eine präzise Definition besteht. So begegnet z. B. in der musikalischen Literatur auf Schritt und Tritt der Ausdruck ‚Subjektivismus'; man kann da hören, daß dieser ‚Subjektivismus' ein Hauptmerkmal des modernen Musikstils sei, man charakterisiert gewisse Künstlererscheinungen, wie etwa Liszt, als spezielle ‚Subjektivisten', man führt das Wort in die historische Terminologie ein, indem man etwa das Madrigal als die am meisten ‚subjektivistische' Tonform des sechzehnten Jahrhunderts bezeichnet oder die ‚subjektivistische' Natur der Romantik gegenüber dem Klassikertum betont u. dgl. Sucht man nun aber nach einer genauen Fixierung dieses so viel benützten Begriffes ‚Subjektivismus', so kann man einige Dutzend Bände ästhetischer Literatur durchblättern, ohne irgendwie befriedigende Auskunft zu finden; wohl aber merkt man bei näherer Prüfung bald, daß gar manche, die das Wort ganz besonders gern im Munde führen, sich selbst wohl überhaupt nie Rechenschaft über seine eigentliche Bedeutung gegeben haben. —

Um sich über diese Bedeutung klar zu werden, ist, wie bei allen ästhetischen Begriffen, von allgemeinen psychologischen Voraussetzungen auszugehen. Bei unserer Wahrnehmung der Dinge stehen sich zwei Faktoren gegenüber, das ‚Ich', das Subjekt, das wahrnimmt, und das ‚Ding', das Objekt, das wahrgenommen wird. Beide wirken zum Zustandekommen der Wahrnehmung mit: das Objekt, indem es — wie der psychologische Fachausdruck lautet — ‚Forderungen' stellt, das Subjekt, indem es diese Forderungen anerkennt, oder — nicht anerkennt. Dabei versteht man unter den ‚Forderungen' des Objekts seine ‚qualitativen Bestimmtheiten' — vulgo ‚Eigenschaften' —, deren Summe sein Wesen ausmacht. Z. B. die Einbanddecke des vorliegenden ‚Hochland'heftes stellt als Wahrnehmungsobjekt folgende ‚Forderungen': daß sie erkannt werde als ein Rechteck, von brauner Farbe, mit roten und schwarzen Lettern bedruckt usw. Das Gegebensein dieser Forderungen seitens des Einbandes ist der objektive Faktor seiner Wahrnehmung. Der subjektive Faktor ist nun m e i n e ‚Anerkennung dieser Forderungen', d. h. meine ‚Apperzeption' (bewußte Beachtung) dieser ‚Eigenschaften' des Einbandes. Bei dieser Apperzeption kann ich aber willkürlich verfahren: ich kann alle ‚Forderungen anerkennen', d. h. alle ‚Eigenschaften' bewußt beachten, oder nur einige, oder eine besonders stark u. dgl. Ich kann z. B. nur die rechteckige Form des Einbandes ins Auge fassen, oder ich kann meine Aufmerksamkeit auf das Verhältnis des Farbentons der roten Überschrift zum braunen Untergrund beschränken. Überwiegen nun beim Zustandekommen einer Wahrnehmung solche nicht in den allgemeinen ‚Forderungen' des Gegenstandes, sondern in meiner Willkür begründete Arten und Richtungen der Apperzeption, so wird die Wahrnehmung eine mehr oder weniger subjektive sein, weil sie sich eben in der Hauptsache auf den subjektiven Faktor des Wahrnehmungsvorgangs (das ‚Ich') und nicht auf den objektiven (den Gegenstand) stützt. Dabei wird die ‚Willkür' der Apperzeption, die das Wesen der subjektivistischen Wahrnehmung ausmacht, sich in der Regel auf gewisse persönliche Bestimmtheiten des Subjekts gründen, auf seine speziellen ‚Neigungen', ‚Interessen' u. dgl., so daß sich mithin im Subjektivismus stets ein gewisser Persönlichkeitscharakter ausprägt.

Wenden wir nun den somit seinen psychologischen Voraussetzungen nach erkannten Begriff des Subjektivismus in musikästhetischem Sinne an, so ist zunächst zu bemerken, daß er hier von seinem primären Entstehungsgebiet, der ‚Wahrnehmung‘, auf das Sekundäre der ‚Darstellung‘ übertragen werden muß. Daß dies ohne weiteres möglich ist, ist klar: denn ‚darstellen‘, d. h. der Außenwelt vermitteln, kann das Subjekt immer nur etwas zuvor für sich selbst ‚Wahrgenommenes‘, die Darstellung ist also durch eine entsprechende Wahrnehmung bedingt und wird darum auch den jeweiligen objektiven oder subjektiven Charakter dieser in sich ausprägen.

Das künstlerische Schaffen ist nun ‚Darstellung‘, d. h. der Künstler stellt mit den Mitteln seiner Kunst seine Ideen dar: der Musiker also z. B. bringt durch Tongestalten gewisse Empfindungen, Gefühle, Affekte zum Ausdruck. Diese ‚Idee‘, d. h. die Empfindungen, Gefühle, Affekte — kurz der ‚Inhalt‘ des Kunstwerks — ist der ‚Gegenstand‘, den der Künstler nun mehr oder minder objektiv oder subjektiv darstellen kann. Am greifbarsten läßt sich musikästhetisch der subjektive oder objektive Charakter bei der Vokalmusik fassen, weil hier der ‚Gegenstand‘ und seine ‚Forderungen‘ in dem zu komponierenden Text und seinem Ausdrucksgehalt klar und prägnant gegeben sind. Wenn der Komponist bei der musikalischen Auffassung seines Textes sich mehr von seinerseits ‚hineinverlegten‘ als objektiv ‚darinliegenden‘ Empfindungen leiten läßt, wird seine Musik ‚subjektivistisch‘ wirken. Einige Beispiele können dies rascher als alle Worte zeigen. Man sehe hier nebeneinander den Anfang von Goethes Mignonlied in Beethovens und in Liszts Vertonung:





Beethoven bringt in schlicht volkstümlicher Deklamation und Harmonik jene wehmütig verklärte Sehnsuchtsstimmung zum Ausdruck, die den Grundton von Goethes Dichtung ausmacht. Bei Liszt dagegen kommt durch die Tonsprache mit den komplizierten dissonanten Bildungen und dem ‚überspannten‘ Tritonusschritt gis-d des Hauptmotivs ein gewisses hysterisches Moment herein, das, zum mindesten in dieser Schärfe, vom Text nicht gefordert, sondern vom Komponisten seinerseits herausinterpretiert wurde, d. h. Beethoven steht dem

Text als Objektivist, Liszt als Subjektivist gegenüber. Ganz das gleiche Verhältnis besteht zwischen den nachstehenden musikalischen Auffassungen des Passionschorals ‚O Haupt voll Blut und Wunden' von J. Crüger (1640) und Joh. Seb. Bach:

Crüger.

O Haupt voll Blut und Wun - - den, voll Schmerz u. vol - ler Hohn.

Bach.

Crüger hält sich streng objektiv an die ernste wehmütige Grundstimmung des Textes, ohne schärfere Akzente zu bringen. Bach dagegen legt durch herbes Kolorit des Ganzen und namentlich durch die schneidenden Dissonanzen im zweiten Absatz (Takt 3 des Beispiels) ein der liturgischen Auffassung ferner stehendes persönliches Schmerzgefühl in seine Töne: *er schafft als Subjektivist.*

Nach den an diesen Beispielen gemachten Beobachtungen ist nun der musikalische Subjektivismus noch etwas näher dahin zu erklären, daß er in der Regel zur *Detaillierung* und *Spezialisierung* des Ausdrucks führt. Denn wenn wir — um vorerst immer noch bei der Vokalmusik zu bleiben — vorhin bemerkten, daß der Subjektivist bei seiner musikalischen Textauffassung sich von seinerseits ‚hineinverlegten' Empfindungen leiten lasse, so ist nun zu ergänzen, daß dieses ‚Hineinverlegen' natürlich immer an objektiv bereits Vorhandenes anknüpfen muß, und daß es im wesentlichen darin bestehen wird, irgendeinen dem objektiven Gesamtbild eigenen speziellen Zug besonders hervorzuheben und tonangebend zu gestalten. So wird z. B. in der Lisztschen Vertonung des Mignonliedes das der Grundstimmung des Gedichtes eigene Moment schwärmerischer Sehnsucht herausgegriffen und, bis zum Hysterischen gesteigert, in den Mittelpunkt gerückt. So knüpft Bach bei seiner Auffassung des Passionschorals an die *eine* Stelle: ‚voll *Schmerz* und voller Hohn' an und gestaltet von diesem Gesichtspunkt aus die ganze musikalische Einkleidung des Textes. Wie bereits bei den allgemeinen Erörterungen angedeutet, sind diese den Subjektivismus ausmachenden ‚Spezialapperzeptionen' einzelner ‚Forderungen' des Gegenstandes nicht ‚willkürlich' im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern viel-

mehr im Wesen, in der Natur, in der Person des Künstlers begründet. Deshalb ist das subjektivistische Kunstwerk ‚persönlicherer' Natur als das objektivistische.

Im übrigen hat die Erkenntnis, daß der Subjektivismus letzten Endes auf eine gewisse Detaillierung und Spezialisierung des Ausdrucks hinausläuft, auch den Schlüssel zu seiner Definierung im Gebiet der keinen speziellen Vorwurf als ‚Gegenstand' besitzenden Instrumentalmusik gegeben. Mit welchem Recht empfindet und bezeichnet man hier z. B. Werke wie die Mozartsche g-moll-Sinfonie oder Beethovens letzte Streichquartette als ‚subjektiv'? Eben wegen ihrer Zuspitzung auf e i n e ganz spezielle Ausdrucksnuance. Die reine Instrumentalmusik hat zum Gegenstand die Darstellung wechselnder Empfindungen, Gefühle, Affekte, wobei eine gewisse den tatsächlichen Verhältnissen seelischen Lebens entsprechende Vielseitigkeit naturgemäß ist. Verbohrt sich nun statt dessen der Komponist jeweils ganz einseitig in eine einzige, wenig differenzierte Stimmung und strebt diese mit intensivster Vertiefung zu verlebendigen, so weicht er damit von der Allgemeinforderung seines Gegenstandes ab und setzt an ihre Stelle ein ganz persönlichem Empfinden entsprungenes Spezielles, und dies verleiht seinem Kunstwerk subjektivistischen Charakter. Häufig wird übrigens in diesem Falle der Instrumentalmusiker noch eine Schwesterkunst zu Hilfe rufen, um sein subjektives künstlerisches Wollen ganz unzweideutig zu fixieren; er wird nämlich seinem Tonstück eine bestimmte p o e t i s c h e D e u t u n g geben, d. h. ‚P r o g r a m m u s i k' schaffen.

Nun hat man in der ästhetischen Terminologie aber gerade die Programmmusik, die es unternimmt, gewisse (durch das ‚Programm') ausdrücklich fixierte Vorgänge, Situationen, Stimmungen usw. musikalisch zu schildern, als ‚objektivierende' Kunst bezeichnet. Man glaubte dies tun zu sollen im Hinblick darauf, daß sie im Ausdruck an bestimmte Gegenstände (‚Objekte') anknüpft. Aber das ist nichts der Programmusik allein Charakteristisches, denn jede (künstlerisch gehaltvolle) Musik hat als Ausdruck von Affekten in diesen solche — wenn auch nicht genau ‚wörtlich' fixierte — ‚Gegenstände' zugrunde liegen. Der Ausdruck ‚objektivierende' Kunst für Programmusik ist daher als unbegründet und mißverständlich abzulehnen. Vielmehr muß die Programmusik schon als Gattung an sich als hervorragend subjektivistisch bezeichnet werden; denn hier zwingt der Komponist durch das erklärende Programm den Hörer, die allgemeinen Eindrücke seiner Musik in einer bestimmt begrifflichen Weise zu verstehen, wie sie die Musik an sich nicht fordern würde und könnte. Z. B. der Komponist schreibt ein Tonstück mit dem Hauptthema:



dann vermittelt diese Musik dem Hörer allgemeine Eindrücke eines leidenschaftlich aufstrebenden verzweifelten Sehnens und ähnliches, aber ohne irgendwelche begriffliche Bestimmtheit. Wird aber nun durch die Beischrift ‚Faustsinfonie'

Edward Burne-Jones/Astrologie



die spezielle Beziehung dieser allgemeinen Affekte auf die Persönlichkeit und das Seelenleben Fausts nahegelegt, so stellt damit der Komponist an den Hörer eine Forderung, die nicht dem Objekt (d. h. der gehörten Musik) eigen, sondern nur im subjektiven künstlerischen Wollen des Komponisten begründet ist. Von diesem Gesichtspunkt aus trägt also, wie erwähnt, das programmatische Kunstwerk schon als Gattung subjektivistischen Charakter. Bezüglich der mehr oder minder subjektiven ‚inhaltlichen' Ausführung gelten dann für die Programmusik die gleichen Gesichtspunkte wie für die Vokalmusik, d. h. wenn die musikalische Behandlung des gewählten Sujets weniger in dessen qualitativen ‚Forderungen' als vielmehr in der ‚willkürlichen' Auffassung des Künstlers begründet ist, wird das programmatische Kunstwerk auch inhaltlich subjektivistisch sein. Als Beispiel halte man irgendeine der bekannten älteren ‚Schlachtenkompositionen', etwa von Bachs Zeitgenossen Johann Kuhnau neben Liszts sinfonische Dichtung ‚Die Hunnenschlacht'. In Kuhnaus musikalischen Schlachtenbildern ist der Hergang einer Schlacht nach all seinen objektiven Merkmalen: Trompetenschall, Kampfgeschrei, Waffenlärm usw. mit naiver Deutlichkeit geschildert; Liszt dagegen hat von alledem fast gar nichts, sondern greift lediglich das psychische Moment — Trotz, Wut, frenetische Begeisterung und Energie der Kämpfenden — heraus, also etwas, was man sich objektiv unter dem Begriff ‚Schlacht' zunächst nicht vorstellt. Er erscheint mithin im Gegensatz zu dem alten Meister wieder als Subjektivist. —

Bisher war von Subjektivismus vorwiegend im Hinblick auf den Inhalt des Kunstwerks die Rede; selbstverständlich kann er sich aber auch in der Form ausprägen Ja, stark subjektivistische Kunstwerke werden sogar in der Regel diesen ihren Charakter schon durch ihre formale Anlage kundtun, wie denn z. B. die Programmkompositionen sehr oft eine freie, von den herkömmlichen ‚Forderungen' musikalischer Formgebung abweichende Gestaltung zeigen. Doch ist das nur eine nebensächliche Seitenerscheinung zu dem das Wesen des Problems ausmachenden inhaltlichen Subjektivismus.

Müßig ist die letzten Endes naheliegende Frage, ob dem subjektivistischen oder dem objektivistischen Kunstwerk der Vorzug gebührt. Zum mindesten wäre es voreilig, diese Frage etwa rückhaltlos zugunsten des ersteren beantworten zu wollen. Denn so gewiß es ist, daß ohne wenigstens einen gewissen Grad von Subjektivismus ein tiefer schürfendes künstlerisches Schaffen überhaupt nicht denkbar wäre, so sicher verleiht daneben doch auch entsprechend gewahrter Objektivismus dem Kunstwerk etwas Abgeklärtes, Überlegenes, ‚Allgemeingültiges'. Im übrigen haben so ziemlich alle großen Meister der Musikgeschichte in beiden Gattungen Unvergängliches geschaffen.

Kritik

Alessandro Manzoni nach neuen Briefen

Von Paolo Arcari

Der Briefwechsel Alessandro Manzonis war schon zum großen Teil bekannt. Giovanni Sforza hatte 1882 in zwei Bänden wertvolle Proben in geordneter Folge und mit Erläuterungen herausgegeben, während Angelo de Gubernatis und Ercole Gnecchi Ergänzungen dazu lieferten. Zwanzig Jahre ununterbrochener Forschung widmete der bejahrte Gelehrte Sforza der Erweiterung und Vervollständigung des Briefwechsels, wie er aus den Händen der Erben Manzonis überliefert war. Inzwischen hatte er die Brani inediti dei Promessi Sposi veröffentlicht, die uns bereits in 2. Auflage vorliegen. Dank seiner rastlosen Tätigkeit und dem Entgegenkommen der Erben Fauriel und der Marquise Condorcet und dank den Vergünstigungen des Institut de France konnte die Briefsammlung Manzonis mit vielem neuen handschriftlichem Material, das sich in privaten und öffentlichen Archiven des In- und Auslandes vorfand, bereichert und ergänzt werden.

Bei dieser neuen Veröffentlichung* gesellte sich als Mitarbeiter zu Giovanni Sforza der gefeierte Kenner der napoleonischen Zeit Giuseppe Gallavresi, der sich durch die sorgfältige Herausgabe des Briefwechsels des Grafen Federico Confalonieri einen klangvollen Namen verschafft hatte.

So besitzen wir in dem ersten Teile der Briefsammlung eine wissenschaftliche ernste Leistung, die uns hoffen läßt, daß die beiden ersehnten Teile bald nachfolgen werden. Gewissenhafte Nachprüfung der Autographen und der getreuesten Nachschriften, ängstlich genaue und scharfsinnig durchgeführte chronologische Verteilung, eine reiche Beigabe gedrängter Anmerkungen, die, ohne sich in moralische oder ästhetische Erörterungen zu verlieren, mit weisem Maßhalten sich auf die Beleuchtung von Personen und Ereignissen beschränken, sind offenkundige Vorzüge dieser Sammlung.

Verdient dieser Band die Beachtung aller, welche auf ernste wissenschaftliche Methode Gewicht legen, so steigert sich das Interesse bei der Lesung dieser 285 Briefe, worin sich so offene und schöne Seelen spiegeln.

Alessandro Manzoni bildet da gleichsam den Mittelpunkt der italienischen Gesellschaft, besonders der Mailänder, während der Revolutions- und Kaiserzeit. Er ist der Vertreter der Geschmacks- und Kunstentwicklung der Zeit, ihrer politischen Kämpfe zwischen dem alten und neuen Regime; in ihm konzentrieren sich die Religions- und Gewissensfragen mit ihren Krisen, die bei anderen Menschen sich mehr im verborgenen oder unbewußt vollziehen.

Die italienischen Literaten des 18. Jahrhunderts traten mit der neuen Geistesrichtung Europas in Fühlung, indem sie bei den Franzosen, auch bei Engländern und Deutschen, in die Schule gingen. Sie brachten aus der Fremde in das Künstlerleben der Heimat viele disparate Elemente, neue Ideen und mit ihnen fremde Wörter und ein Abflauen der Liebe zur heimatlichen Klassizität. Indessen kündigte sich um das Ende des Jahrhunderts eine Reaktion an durch Rückkehr zur Reinheit der Sprache und zum Studium der überlieferten Meisterwerke. Vier Dichter vertraten in führender Stel-

---

* Opere di Alessandro Manzoni. Edizione Hoepli Vol. IV Parte prima: Carteggio di Alessandro Manzoni a cura di Giovanni Sforza e Giuseppe Gallavresi con 12 ritratti e 2 facsimili 1803–1821. Milano, Ulrico Hoepli, Editore, 1912, in 16° pp XX–612; L 6,50.

lung diese neue Bewegung: Giuseppe Parini, Vittorio Alfieri, Vincenzo Monti und Ugo Foscolo. Manzoni, der mit siebzehn Jahren in der Briefsammlung auftritt, steht bereits unter dem Einfluß dieser Meister, mit seinem Gedicht ‚Del Trionfo della Liberta' und mit der Idylle ‚L'Adda', die er 1803 an Monti einsandte. Monti ist ihm der ‚Göttliche'. Manzoni verehrt in ihm ‚das Herz Dantes', und er verkostet in seiner Poesie ‚Die Süßigkeit Virgils'. Diese ‚erste Liebe' des Dichters, diese jauchzende Bewunderung des jugendlichen Schülers gegenüber dem begabten Verskünstler und dem beglückten Schriftführer der herrschenden Meinung dauert fort, ohne sich je zu mindern. Aber es sollte eine Verehrung ohne Folgen sein. Gegen Ugo Foscolo, der ihm so ergeben war und sich rühmte, ‚das schönste Genie am eigenen Busen erwärmt zu haben', zeigte Manzoni Dankbarkeit, während unter allen vier Dichtern es Giuseppe Parini war, der auf den angehenden Dichter einen dauernden tiefgehenden Einfluß ausübte.

Giuseppe Parini, der Erzieher und höfische Dichter, der besonders die Moral beim Studium der Klassiker hervorhob und entwickelte, ‚sein unsterblicher Parini' schien ihm nicht bloß ‚schöne Bilder' erfunden, sondern auch ‚Wahrheiten' gesagt, ‚das Volk für das Schöne und Nützliche begeistert' zu haben. Wir stehen vor dem Übergang von einer Dichterrichtung zu einer anderen, von der jugendlichen Begeisterung für den Klassizismus zum Romantizismus. Parini bildet das geistige Bindeglied der beiden Schulen und in der dichterischen Entwicklung Manzonis den leitenden Faden, denn der Name und die Schöpfungen Parinis bedeuten in der Kunstauffassung: die Kunst ist Werkzeug der Erziehung. Indem er sich von der rein formellen Literatur loswand, ward er empfänglich für die Einflüsse des nordischen Geistes. Zunächst ist es der dänische und deutsche Dichter Jens Baggesen, der ihn beschäftigt und dessen idyllisches Epos ‚Parthenais' oder die ‚Alpenreise' ihn begeisterte. Dann ist es Schiller, dessen Wallenstein er gegen die Oberflächlichkeit des französischen Publikums verteidigt, ferner August Wilhelm v. Schlegel, dessen dreibändige ‚Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur' er sich in Paris kaufen läßt.

Weiter ist es dann Goethe, der dieses entschiedene Einlenken in die neue Dichtungsrichtung bestätigt und beschützt. Haben die französischen Freunde viel für Manzoni gewirkt, so läßt sich dennoch behaupten, daß Goethe es war, der mit dem größten Nachdruck den Dichter in Europa bekannt gemacht hat durch Übersetzung, Kritik und Verteidigung gegen die Nörgler in Zeitschriften Italiens und Englands (Biblioteca Italiana und Quaterly Review) und gegen alle Anciennistes — ein Wort, das Goethe selbst im Verkehr mit Cousin schuf. Letzterer wollte ihm nicht erlauben, von den herkömmlichen Kunstregeln sich loszusagen.

Manzoni, der ob ‚der Überlast und der erfolglosen Beschäftigung mit der Literatur' verärgert war, erfährt einen ‚Trost' in seinen Beziehungen zu einem Mann, der ‚höher steht ob seiner Nachsicht sowohl als wegen seines Genius'. ‚Was mich wirklich gefreut hat,' schreibt er an Fauriel, ‚in den Blättern Goethes ist ein allgemeiner Ton ... eines Wohlwollens . . . den ich fast väterlich nennen möchte.' Und Goethe seinerseits am Husten leidend und geschwächt, bemühte sich in der genannten Unterredung mit Cousin ‚mit dem Blick und der Gebärde', seine besondere Neigung zu dem ‚lieben und würdigen jungen Mann, voll Talent und Tugend' auszudrücken. Der ‚liebe, würdige junge Mann' schreibt weder Idyllen mit mythologischen Reminiszenzen, noch Terzinen, so klangvoll wie die des Monti, noch Lieder unter Foscolos Einfluß, noch Lehrreden nach Art des Parini. Er schaute weiter aus, er schaute auf Shakespeare — von Goethe so geliebt — er verfaßte Adelchi und Carmagnola, wobei er unbekümmert um die Ortseinheit die Zeiteinheit erweiterte. Er hatte die mittelalterliche und neuere

Geschichte zu Rate gezogen, und wollte sie in der Kunst getreuer wiedergeben, als dies Walter Scott getan hatte. Sein unsterblicher Freund in Deutschland, der von seinen tiefen Studien über Mailand im 17. Jahrhundert hörte, hegte große Erwartungen. Aus diesen Studien gingen bekanntlich die ‚Promessi Sposi' hervor. Der Romantizismus war schon ganz da: das Preisgeben der Mythologie, das Studium der Geschichte, die Liebe zum volkstümlichen Ausdruck, eine stärkere Annäherung an die Wirklichkeit. Um Manzoni, der von den bedeutendsten Männern Europas gestützt und begrüßt wurde, sehen wir bereits die kleineren Geister des Romantizismus in Italien sich scharen: Giovanni Berchet, Ludovico di Breme, Tommaso Grossi; wir sehen aufblühen das historische Drama, den Geschichtsroman, die Novelle in Versen; wir vernehmen die Polemiken, welche über Italien die Lehren der Mad. de Staël verbreiten.

Die Entwicklung der politischen Ideen ist weniger durch Äußerungen und Anklänge ersichtlich, entbehrt aber nicht des Interesses. Manzoni ist zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr, wie De Sanctis sagt, ‚von Alfieri ganz erfüllt'; seine vielfach revolutionäre Haltung entstammt seiner Vorliebe für die Träger der Tragödien Alfieris. In Paris mußte er, wie viele Franzosenfreunde seiner Zeit, wenigstens einen Teil des Alfierigeistes drangeben und auf den Misogallo verzichten, in welchem Alfieri, der Tragöde von Asti, mit weniger Gerechtigkeit als Heftigkeit das Mißvergnügen und die Enttäuschungen der Italiener ob der Wirkungen der Revolution und der französischen Eroberung zum Ausdruck gebracht hatte. Vor allem muß er der politischen Welt Alfieris den Rücken kehren, der politischen Kinderei, die ‚das Volk' dem ‚Tyrannen' entgegenstellte; von der tragischen Formel mit ihrer Armut und Leerheit geht er über zum politischen ‚Mysterium'. Er beginnt, wie er später im Cinque Maggio sagt, ‚seine Stirn zu neigen' vor der Bedeutung Napoleons in der Geschichte Zeitlauf.

Zu Paris lernte er im vertrauten Freundeskreise, wie z. B. mit Fauriel, der ein treuer Republikaner war und sich vom napoleonischen Regime fernhielt, sich nicht mit den herrschenden Meinungen zu befassen, vielmehr, wie er in den bekannten Versen ‚vergin di servo encomio e di codardo oltraggio' sich ausdrückt, das Gegenteil seines Urideals des Monti zu sein, der auf jeden beliebigen Sieger in Jubel ausbrach, kurz Manzoni lernte, selbst zu denken. Und seine Naturanlage brachte ihn dahin, höher als die andern zu denken, sie drängte ihn neben den kleinen Fehden über die Literaturgesetze und politischen Grundsätze, sich mit dem schwerwiegenden Problem der religiösen Anschauung zu befassen.

Manzoni bekundete bei seinem ersten Auftreten in der Kunst eine entschiedene Abneigung gegen den Katholizismus, verbunden mit einem Anflug von satyrischem Antiklerikalismus. Noch sechs Jahre nach seiner ersten Dichtung beklagte er sich im Jahre 1806 in einem Briefe an Pagani in Brescia, daß die Freunde keinen Zugang zum Krankenlager des Arese gefunden hätten, während ‚dieser hingegen die schreckliche Gestalt des Priesters vor seinen Augen hätte haben müssen'. 1806!

Im Jahre 1812 hatte Manzoni bereits den ersten seiner ‚Inni Sacri', nämlich ‚die Auferstehung' niedergeschrieben. Was war in den sechs Jahren mit ihm vor sich gegangen? Das ist die schwerwiegendste und tiefeinschneidende Frage, welche wir an die Briefsammlung stellen. Die Briefe geben eine dreifache Antwort, indem sie drei Tatsachen enthüllen, welche die Bekehrung Manzonis erklären.

Zuerst müssen wir, wie ich gelegentlich seiner literarischen Umkehr bemerkt habe, die Tatsache feststellen, daß Manzoni, der Enkel des Cesare Beccaria, sich als Jüngling im Strahlenglanz seines in Europa gefeierten Großvaters sonnte, und den Geist des Settecento, wenn auch nicht in seiner zynischen und zersetzenden Gestalt, doch in seinem positiven Gehalt sich angeeignet hatte. Er glaubte damals an die Naturmoral und

bekämpfte daher jene politischen, sozialen und religiösen Formen, welche nach seiner Ansicht die Natur entstellten. Es handelt sich demnach nicht zunächst um eine sittliche Umkehr, um Gewissenseinkehr und Reue, sondern um eine Umkehr in der Weltanschauung, um die Annahme des Kredo.

Die zweite Tatsache besteht darin, daß Manzoni, der sich gern mit moralischen Fragen abgab, während seines Pariser Aufenthaltes nicht mit den leichtfertigen Heiden verkehrte, sondern mit Stoikern, jenen geistigen Erben der ersten Generation der Enzyklopädisten, welche den philosophischen Standpunkt stark betonten und ihn beinahe zu einem religiösen zuspitzten. Fauriel befaßte sich mit der Geschichte des Stoizismus; Pierre Cabanis brütete über seinen ‚Briefen über die ersten Ursachen‘, um den krassen Materialismus, den er in seinem Hauptwerk Rapports du physique et du moral de l'homme gelehrt hatte, zu mildern; Graf Claude Destutt de Tracy bildete den Sensualismus Condillacs um und gab ihm den Namen ‚Ideologie‘, eine Art sublimierten Sensualismus.

Die dritte Tatsache, welche Manzoni zur Verbindung seiner moralischen Ideen mit der religiösen Anschauung führt, seine Unruhe bewirkt, metaphysische Bedenken keimen läßt und zu einer wahren, eigentlichen Bekehrung und zum endgültigen Bruch mit den Stoikern treibt, ist die Familienkrise.

Zwei Frauen, Mutter und Gattin, spielen da die Hauptrolle.

Giulia, die Tochter Beccarias und Mutter Alessandro Manzonis, hatte, von den Revolutionsideen erfaßt, ihren Gatten verlassen, um in London und Paris mit dem Grafen Carlo Imbronati, ähnlich wie Fauriel mit der Marquise Sophie Condorcet, zusammenzuleben. Nach dem Tode Imbronatis lebte sie mit ihrem Sohn Alessandro und dessen Familie. Hier erwachte in ihr wieder der alte Glaube und sie kehrte alsbald zu den Übungen des christlichen Lebens zurück.

Interessanter, anziehender, frischer und sympathischer ist die Gestalt der Kalvinistin Henriette Blondel aus Genf, die Manzoni nach dem Ritus der reformierten Kirche am 6. Februar 1808 geheiratet hatte. Schon im Februar 1810 sehen wir beide vor dem Pfarrer der Madeleine nach vorausgegangener Dispens vom Ehehindernisse der gemischten Religion, ihre Heirat nach katholischem Ritus feiern. Bereits am 22. Mai desselben Jahres schwor Henriette in die Hände des Eustacchio Degola den Kalvinismus ab.

Alles, was sich an Zartem und Innigem im Familienleben, in den Prüfungen des Lebens, im Verkehr mit dem Gewissensführer (zuerst mit Degola, dann mit dem Kanonikus Luigi Tosi) abspielt, findet sich in den Briefen Henriettes, die in allweg sympatisch erscheint. Wir sehen hier das Drama des Kampfes mit ihrer kalvinischen Mutter, die der Tochter ob ihrer Konversion grollt, wir empfinden die wohltuende liebende Besorgnis der Gattin, die bei den Leiden Alessandros mitleidet und mitweint. Was waren das aber für Leiden? Die Gattin, wie auch andere, schildern sie als eine Störung des Nervensystems. Dem verständigen Leser erscheinen diese Leiden als eine hehre Mitgift des Genies und wecken das Verlangen, etwas tiefer in die geheime Kümmernis Manzonis hineinzublicken, der, umgeben von heranstürmenden Ideen und den Zeichen der Anhänglichkeit, sich wie der Napoleon seiner Ode ‚zwischen zwei Jahrhunderten, das eine gegen das andere bewaffnet‘, vorkam; denn er mußte das Settecento preisgeben und für die neue Geisteswelt die neuen Formen der italienischen Lyrik schaffen.

Neue Romane / Von Franz Herwig

An die historische Dichtung sind verschiedenartige Forderungen gestellt worden. Man hat verlangt, die historische Dichtung müsse Beziehungen zur Gegenwart haben, dergestalt, daß die aufgerollten Probleme auch unsere Zeit noch bewegten. Man hat verlangt, daß der Dichter die Menschen vergangener Zeiten modern erfassen müsse. Aber schließlich kommt es, wie bei jeder Dichtung, auch bei der historischen lediglich darauf an, daß der Dichter seine Menschen und die ferne Zeit mit Blut und Leben zu erfüllen vermag. Auf die dichterische Potenz kommt es an und keine komplizierte Psychologie, keine noch so getreu imitierte Zeitsprache, keine noch so modernen Probleme verhelfen der historischen Dichtung zum Leben. Die Wucht des Schöpferwillens allein schafft Kunstwerke.

Wenn man neuerdings sich dem historischen Roman mehr zuwendet, so ist das für Dichter natürlich, die ihre Fabulierungskunst, ihre Fähigkeit zur Farbe im Zeitalter des psychologischen Romans schlecht anbringen können. Jenseits unserer ernüchterten, ergrauten Zweckwelt schafft der Dichter die farbigere Welt der geschichtlichen Dichtung, und man hat auch dafür schon ein Schlagwort bereit, dieses: romantisch. Was freilich nur auf jene Art Literatur zutrifft, die nach Schlagworten zu richten sich gewöhnt hat, während die echte Dichterpersönlichkeit eben immer nur eins sucht: das Leben.

In diesem Sinne steht die Handel-Mazzetti immerhin vereinzelt da. Und wenn in ihren Büchern die Historie restlos in dichterisches Leben aufgegangen ist, so wurde ihr schon im letzten Hochlandheft Ricarda Huch entgegengestellt, deren letzte Geschichtsromane Stoff blieben. Sie scheint das selbst empfunden zu haben. Denn die mittlerweile erschienenen zwei Bände ‚D e r g r o ß e K r i e g i n D e u t s c h l a n d' nennt sie nicht mehr Roman, sondern sie sagt einfach: dargestellt von R i c a r d a H u c h. Nun sehe ich freilich auch keine Möglichkeit, die dreißig Jahre des großen Krieges (samt ebensoviel Jahren Vorgeschichte) in einem Roman zu bewältigen, wogegen eine zusammenhängende G e s c h i c h t e zweifellos ihre Berechtigung hat, da es, so seltsam es klingt, eine solche noch nicht gibt. (Schillers dilettantischen Versuch kann man nicht gut rechnen.) Aber Ricarda Huch ist doch zuviel Dichterin, als daß sie eine schlechthin wissenschaftliche Darstellung gereizt hätte. So bot sie Geschichte und bot Dichtung. Geschichte im Gerüst, Dichtung in Einzelheiten, wobei naturgemäß nichts anderes herauskommen konnte als ein Zwitterding. Zudem durfte sie ja, wollte sie ihr Werk (von dem der dritte Band noch erscheinen soll) nicht auf das Zehnfache des Umfangs anschwellen lassen, nur knappe Einzelszenen gestalten und diese zusammenhanglos (in poetischem Sinne) aneinanderreihen. So gibt sie eine Bilderfolge a u s dem großen Kriege und überläßt es dem Leser, den Zusammenhang zu finden. Sie hätte sich helfen können, indem sie einen Menschen durch die Begebenheiten gehen ließ. Und wenn sie z. B. Maximilian von Bayern genommen hätte, brauchte sie nicht einmal eine romanhafte Figur und Handlung (was sie anscheinend haßt) in ihre Darstellung zu bringen, die trotzdem Geschichte, d. h. etwas Erwiesenes oder klar zu Folgendes geblieben wäre. Ohne die Hauptfigur (sagen wir einmal Maximilian, der, wie Frau Huch weiß, ja auch Schöpfer der Haupthandlung war) fällt alles in Stücke und Stückchen auseinander.

Geschichtlich ist die Darstellung durchaus objektiv. Einige wichtige Momente beachtete sie nicht genug, so z. B. die eigentümliche Tatsache, daß Tilly Maximilian als obersten Kriegsherrn hatte, daß er aber Ferdinand gehorchen mußte und gehalten war, den Weisungen des Hofkriegsrats in Wien zu folgen. Dieses am Gängel-

bande leiten hat nicht zum wenigsten die Feldherrn an zielbewußten Aktionen gehindert, und das eben hatte Wallenstein klar erkannt, wenn er für sich völlige Freiheit beanspruchte. Überhaupt fehlen bei der Huch im Bilde Wallensteins einige Glanzlichter: er war der einzige, der allgemeinen Krieg oder allgemeinen Frieden wollte und dem Partikularismus der deutschen Fürsten daher stets ein Stein im Wege war. An ihrer Spitze Max von Bayern, dessen Handlungen immer und ewig von der kleinlichen Sorge um sich und Bayern und von der Eifersucht auf andere bestimmt waren. Deutsch fühlte er nie. Ich erinnere da nur an seine schmählichen Verhandlungen mit Frankreich, von denen Ricarda Huch ebenfalls nichts sagt. Dagegen erfordert es die Gerechtigkeit, Maximilian von dem Vorwurf der Verfasserin zu reinigen, als wäre er in seiner Jugend ein sinnlicher und leichtfertiger Mensch gewesen. Das Gegenteil ist richtig. Der alte Wilhelm V. hatte sogar ein gewisses Grauen vor seinem korrekten Sohne, der sich z. B. entrüstet abwendete, als beim Besuche am Lothringer Hofe die Damen ihm die Lippen zum Kuß boten.

Deutlich aber (und das ist das Wesentliche) kommt die Enge und der Neid und der verruchte Partikularismus der Fürsten, insonderheit der geistlichen, zur Darstellung, dieser Partikularismus, der allein und einzig an dem dreißigjährigen Greuel die Schuld trägt.

Freilich gehen uns diese Dinge, sobald wir ein Dichtwerk vor uns haben, nicht allzu viel an. Aber wir haben es ja nur mit einer poetischen Geschichtsdarstellung zu tun. Und das Poetische belebt, wie gesagt, nur Einzelheiten, es ist eine Poesie in Tropfen, der volle rauschende Blutstrom fehlt. Es ist ein eigentümliches Bild: so leidenschaftliche Helden wie Garibaldi, so opferfreudige Zeiten wie das Risorgimento, so gewitternde wie der große Krieg — alles wird unter den Händen der Huch zu etwas Schwermütigem und Traurigem. Es ist, als stellte sie den Tod hinter all das Geschehen: ein Gefühl, letzten Endes ist alles zwecklos, drängt sich dem Leser auf. Ein Gemeinsames, eigentlich Tragisches haben ja freilich alle diese Stoffe: ihre aufwärtssteigende Kurve bricht jäh ab oder beugt sich tief zum Elend. Vielleicht wählte sie deshalb diese Stoffe? Waren sie deshalb ihrem Pessimismus gerade recht? Auffällig ist es, daß auch im ‚Großen Krieg‘ die Huch allem aus dem Wege geht, was wie Betätigung des Willens aussieht. Sie schildert nie einen Kampf, in dem die entfesselten Willen zusammenprallen mußten. Sie übergeht das.

Durch all diese Umstände kommt in ihre Darstellung etwas Fernes, Dämmeriges, ja Märchenhaftes. Ein Zug von Schatten gleitet vor uns vorbei und je endloser der Zug wird, desto trauriger und beklommener wird man. Alle diese Schatten begehrten vom Blute der Dichterin zu trinken, aber wie Odysseus in der Unterwelt wehrt sie ihnen und sie gleiten weiter, verdämmernd, mit geneigtem Haupt und leeren Augen.

* * *

Wenn Ricarda Huch, wie man annehmen darf, ihren Stoff nur deshalb wählte, weil er ihrer pessimistischen Lebensansicht recht zu geben versprach, so ist Emil Strauß in seinem Roman ‚Der nackte Mann‘ die Historie gänzlich gleichgültig. Er gibt sich nicht einmal Mühe, seine mit Großstadtwendungen gespickte Sprache auch nur um ein weniges zu modeln. Er gibt einfach irgendeine Geschichte, der er flüchtig das Gewand des siebzehnten Jahrhunderts überwirft. Ihm liegt gar nichts daran, daß ein Markgraf eine lutherische Stadt kalvinisch machen will. Nicht Überzeugung ist beiden Teilen ihr Glauben, sondern nur die Dickköpfigkeit bestimmt sie zu handeln. Da Strauß also nicht zwei entgegengesetzte Willen aufeinander losläßt, sondern nur zwei Launen, bemächtigt sich des Lesers sehr bald ein humoristisches

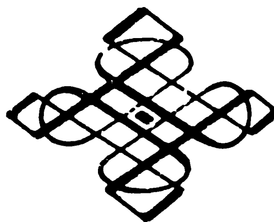
Darüberstehen. Keine innere Spannung tritt ein, sondern nur ein gewisses lächelndes Interessiertsein: wie geht die Sache eigentlich noch aus? Und der Witz ist der, daß die Sache überhaupt nicht ausgeht, sondern im Sande verläuft. Den Markgrafen rührt der Schlag und die Bürger bleiben lutherisch.

Selbstverständlich ist dies kein historischer Roman, sondern ein Schulbeispiel dafür, wie er nicht sein soll. Wenn, wie oben gesagt, immer die Dichterkraft die historische wie jede Dichtung macht, so darf das Historische selbstredend auch nicht, wie hier, als Bagatelle behandelt werden. Die Geschichte muß eben lebendig werden, sonst wird sie ein Mäntelchen, das man umnehmen oder abwerfen kann.

Im Gegensatz zu Strauß nimmt Walter Bloem in seinem ‚Volk wider Volk' die Geschichte sehr wichtig. Die Personen treten zurück, das Ringen der französischen Republik gegen die deutschen Heere zu schildern ist ihm Selbstzweck, und so gut ein geschickter Schriftsteller es vermag, erreicht Bloem diesen Zweck. Aber letzten Endes, so schwungvoll und feurig die Darstellung auch ist, bleibt das ganze ein Stück Geschichte. Die Menschen, durch deren Vermittlung die Geschichte Dichtung werden soll, sind, wie immer bei Bloem, konventionell und oberflächlich gesehen. In der Führung ihrer Geschicke geht er so unbekümmert zu Werk, daß sich alle immer im rechten Augenblick merkwürdig sicher zusammenfinden, so daß der gute Georg von Barneker mitten im Feindesland einmal selbst sagen muß: ‚Findest du nicht Marianna, schon mehr der reinste Familientag.' Etwas billige Begeisterung hüben und drüben und man preist einer ‚neuen Zola'.

Wenn man all diese Versuche, in vergangenen Zeiten sich zu ergehen, sieht, steigt Enrica von Handel immer höher, denn in ihren Werken ist alles das, wovon allen andern Büchern immer eins fehlt: Zeitgeist, historische und menschliche Konflikte, Menschen, die unsere Brüder und Schwestern sind, und warmes Blut, das alles belebt*.

* ‚Der große Krieg' von Ricarda Huch, 2 Bände (Insel-Verlag, Leipzig. M. 7.—). ‚Der nackte Mann' von Emil Strauß (S. Fischer, Berlin. M. 5.—). ‚Volk wider Volk' von Walter Bloem (Goethlein, Leipzig. M. 6.—).



Hochland-Echo

Gegen die Trennung von Kirche und Staat

Die mehr oder minder schmerzvolle Trennung von Kirche und Staat hat sich während der letzten Jahrzehnte in einer ganzen Reihe von Kulturländern bereits vollzogen und auch in Deutschland beginnt man an vielen Stellen, dieser künftigen Möglichkeit immer unverhohlener ins Auge zu blicken. Da ist es nun sehr bemerkenswert, wie in dem Grade, als man vom bloßen Schlagwort, das alle Schwierigkeiten so leicht zu lösen scheint, zur ernsthaften Erörterung der praktischen Ausführungsweise schreitet, die leichtherzige Zuversicht in sorgenschwere Bedenken umschlägt. Selbst bei solchen, die mit der künftigen Trennung als einer ‚unabweisbaren Forderung der historischen Entwicklung' rechnen zu müssen glauben, zeigt sich immer wieder, daß ihnen eigentlich doch keine der bisherigen Lösungen des Problems nachahmenswert erscheint, und daß sie beim Suchen eines besseren Wegs erst recht in Unsicherheit und Bedenklichkeit hineingeraten. Der bekannte liberal-protestantische Kirchenhistoriker Walter Köhler ist vom ‚Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst' offenbar deshalb aufgefordert worden, über Trennung von Kirche und Staat zu schreiben*, weil sich dieser Prozeß ja erst in jüngster Zeit in einigen schweizerischen Kantonen vollzogen hat und man sich in anderen mit dem gleichen Gedanken trägt. Da ist es nun bemerkenswert, wie der Kirchenhistoriker diesen Schlußakt als notwendigen Abschluß der ‚ungeheuren Verweltlichung' ansieht, die sich aus der reformatorischen Sprengung der religiösen Einheit notwendig ergeben hat, wie aber zugleich der Protestant gerade vor der viel schwereren Beeinträchtigung wieder zurückschreckt, die seiner eigenen Glaubensgemeinschaft, und zwar gerade deren freiergerichtetem Flügel, aus der Trennung zu erwachsen droht:

> ‚Es sollte stutzig machen, daß gemeinhin auf kirchlicher Seite die energischste Vorkämpferin der Trennung die — Orthodoxie ist. Sie erhofft etwas von der Trennung von Staat und Kirche, Stärkung der eigenen Position. In dem Gegensatz der theologischen Richtungen ist der Staat ein wohltätiger Puffer, der Missetäter schützt, Bekenntnisverpflichtungen hindert (!), überhaupt seiner Aufgabe als paritätischer Staat entsprechend den Ausgleich sucht, mag ihm das auch nicht immer gelingen. Mit der Trennung von Staat und Kirche wird diese schützende Hand zurückgezogen, die Richtungen haben ungehemmt freies Spiel und — „wehe, wenn sie losgelassen"! . . . Ich habe speziell die deutschen, insbesondere die preußischen Verhältnisse im Auge; man erwarte ja nicht von dem Zauberworte: Trennung von Staat und Kirche das goldene Zeitalter der „alten Zeiten, da es gab weder Zank noch Streiten". Im Gegenteil, es wird noch viel schlimmer werden als es jetzt schon ist . . . Nichts aber ist schlimmer für das kirchliche Leben als Parteiregiment.'

---

* Jahrgang 1912, S. 115 ff. Herausg. von Konrad Falke, Verlag Rascher Co., Zürich und Leipzig. Geb. M. 5.50.

Hat Köhler bei diesen Worten in erster Linie die aus der Trennung drohenden Schäden für den deutschen Protestantismus im Auge, so befürchtet er auf der anderen Seite für den modernen Kulturstaat, wie er ihn versteht, dann die um so stärkere Gegnerschaft der katholischen Kirche. Gerade darum lehnt er die romanisch-liberale Formel von der ‚freien Kirche im freien Staat' mit Entnüchterung ab; denn sie bedeute in Wahrheit nur den ‚freien Hecht im freien Karpfenteich'. Aber auch mit der modernen, die Kirche auf das private Vereinsrecht herabdrückenden Trennung, wie sie von Frankreich seit 1905 inauguriert worden ist, kann sich Köhler bei näherem Zusehen nicht befreunden. Denn diese völlige Ignorierung der Religion durch den Staat erscheint ihm noch deutlicher als ein Verstoß gegen alle ‚politische Weisheit', die doch auch mit den religiösen Bedürfnissen und Gesinnungen im Volk als einer gegebenen, keineswegs gering einzuschätzenden Macht rechnen müsse. Und so wird aus der Erörterung der Trennung von Kirche und Staat eigentlich immer mehr eine Fürsprache des Gegenteils:

‚Die Religion, wenn anders sie gesund ist, ergreift den ganzen Menschen im Denken, Empfinden und Handeln; sie ist nicht ein Sonntagskleid für festliche Stunden, sondern begleitet als Kraft das ganze tägliche Leben. Darum kann die Trennung von Staat und Kirche das öffentliche Leben nicht gleichgültig lassen, weil die Religion in diesem, bald mehr, bald minder deutlich, eine Rolle gespielt hat. Und die Geschichte lehrt, daß diese Rolle für das öffentliche Leben im großen und ganzen eine glückliche und segensreiche gewesen ist. Die religiösen und mehr noch die sittlichen Kräfte des Christentums sind in die Gesellschaft eingeströmt und haben dort ihre Wirkung getan, nicht laut auf den Gassen, aber in stiller, fleißiger Arbeit; das weiß und sieht jeder, dem die Kulturgeschichte der Menschheit einigermaßen bekannt ist. Das Christentum hat völkererziehende Mission ausgeübt, unablässig, auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, in Wirtschaft, Recht, Pädagogik usw.; mag auch oft genug unter dem Humanitätsstempel die christliche Grundlage nicht mehr scharf zu entdecken sein, vorhanden ist sie darum doch. Nun sollte man meinen, die Trennung von Staat und Kirche hindere das Christentum in keiner Weise an der Fortführung dieser Wirksamkeit, im Gegenteil, sie schenke ihm nur die volle Kraftentfaltung! Gewiß verbietet die Trennung in keiner Weise sozial-christliche Tätigkeit, aber trotzdem ist die ganze Position verändert. Man muß sich nur klarmachen, daß der Staat als öffentlicher Gesellschaftsrepräsentant kein rein theoretisches Gebilde ist, vielmehr Menschen umfaßt, deren Interessenvertreter er ist. So lange nun Staat und Kirche verbunden sind, hat jene Interessenvertretung unmittelbare Fühlung mit der Organisationsform des Christentums, nimmt gern von ihr an und hält ihr eigenes Leben in einem gewissen, im einzelnen sehr verschiedenen, bald lockeren, bald engen Freundschaftsverhältnis zu ihr; sie respektiert die Kirche und läßt bei aller Kulturfreiheit niemals eine unheilbare Spannung zwischen den beiderseitigen Forderungen zu. In der Trennung löst sich das Band auf, es entsteht nicht der Kampf des Staates gegen die Kirche, sondern die Gleichgültigkeit, und das ist etwas viel Schlimmeres! Es bildet sich — immer von dem Gesichtspunkte aus, daß der Staat Menschen vertritt — eine Gesellschaftsschicht heraus, denen die Kirche und die in ihr repräsentierten christlichen Interessen gleichgültig sind, die jede Einwirkung von hier aus ablehnen mit der Begründung: wir haben Trennung der Gebiete. Jedem das Seine! Nehmt ihr Christentum und Kirche und laßt uns den Staat und die Kultur! — Damit aber schneidet der so denkende Staat die ganze segensreiche,

kulturelle Wirksamkeit des Christentums von sich ab, und alle noch so große Intensität christlicher Tätigkeit prallt hier ab, sie bleibt beschränkt auf die bewußt christlichen Kreise.

Beispiele mögen das klarmachen: Das moderne Frankreich zerfällt gesellschaftlich in zwei Klassen: die Ultramontanen und die Freidenker. Jene, die bewußt Klerikalen, diese die bewußten Religionsverächter. Was fehlt, ist die gesunde Mittelschicht, die eine Anerkennung des Kulturstaates mit Respektierung und Förderung der ethischen und religiösen Kräfte des Christentums zu vereinen weiß. Das sittliche Niveau (im weitesten Sinne genommen) des offiziellen Frankreich ist infolgedessen nicht gerade hoch: es fehlen wertvolle Kräfte, die es haben könnte. Hier hat man mit der Trennung von Staat und Kirche Verluste zu buchen. In Genf, der Stadt Calvins, die allerengste Liierung von Staat und Kirche gesehen hat, haben wir vor kurzem folgendes erlebt: Kraft bundesstaatlichen Befehls wurde der ‚Cercle des Etrangers', ein Spielklub, geschlossen, aus einem ausgesprochen ethischen Motiv heraus. Darob große Erregung, man befürchtet finanzielle Verluste, da die Fremden ausbleiben werden, wenn nicht mehr gespielt werden darf. In Genf ist Trennung von Kirche und Staat; wie kann überhaupt in finanzielle Staatsinteressen die Ethik dreinzureden wagen?! Staatsrat Henry Fazy prägt das klassische Wort: Nous respectons la religion, mais qu'on nous laisse en repos! — Mit anderen Worten: Der von der Kirche getrennte Staat verbittet sich jegliche Geltendmachung nichtstaatlicher Interessen, sogar in der verdünnten Form humaner Ethik, ohne ausdrücklich christlichen Einschlag! Die Staatsinteressen aber sind von nacktem Egoismus diktiert, eine schnöde Finanzspekulation! Deutlicher kann die furchtbare Gefahr einer Trennung von Staat und Kirche für das öffentliche Leben nicht illustriert werden. ‚Nous respectons la religion' — ja freilich, indem sie aufs Altenteil gesetzt wird!

Die Hauptquelle für die Speisung des öffentlichen Lebens mit den Bildungselementen des Christentums ist die Schule, d. h. der Religionsunterricht in ihr. Darum ist dieses Problem gegenwärtig so brennend. Bei der Trennung von Staat und Kirche, wenn sie wirklich konsequent durchgeführt wird, ist der Knoten zerhauen, die staatliche Schule kennt keinen Religionsunterricht, auch nicht in der jetzt schon vielfach üblichen Form der historischen Unterweisung; die hohe Schule kennt keine theologischen Fakultäten mehr, sondern nur solche für allgemeine Religionswissenschaft, in der das Christentum jegliches Privilegium verloren hat und mit den nichtchristlichen Religionen auf einer Stufe steht. Das sind logische Folgerungen, wie sie z. B. Frankreich gezogen hat. Es liegt aber auf der Hand, daß durch sie jene Gefahr der ethischen Verflachung der Gesellschaft gesteigert wird; denn in der Schule liegen nun einmal die Bildungsgrundlagen, und das hier Versäumte kann schwerlich kaum je wieder eingebracht werden. Wenn der ‚getrennte' Staat den Moralunterricht einführt, — das kann er ja als religionsloser Staat — so lauten die Erfahrungen darüber nicht allzu günstig; es wird nur zu leicht mit der Religion auch die Moral über Bord geworfen, und der religionslosen Moral fehlt die absolute Verpflichtungskraft der religiösen. Die in den Schulen gezüchtete religionslose Ethik führt in praxi gar oft zu einer Anstands- und Polizeimoral, d. h. man wahrt das Dekorum und hütet sich vor Konflikten mit der Polizei. Und die Erklärung: für den Unterricht im Christentum ist eben die Kirche da, ihr ist jetzt die beste Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was sie leisten kann, löst die Schwierigkeiten nicht. Mag sie die größte Intensität entwickeln, die Tatsache kann sie nicht beseitigen, daß sie bei der Trennung an Kredit verloren hat

und gewisse Kreise — und es werden lange nicht die schlechtesten sein — überhaupt nicht mehr erreicht. Und wird nicht mit der Aufhebung der theologischen Fakultäten und dem, was drum und dran ist, ihr Niveau bedenklich sinken? Staatlichen Universitätszwang für die Kirchendiener gibt es nicht mehr nach der Trennung, und wird die Kirche ihn fordern? Wird sie sich nicht mit Surrogaten wie Missionsanstalten oder ähnliche Pressen begnügen? Und wo sie es nicht tut, kann da die Fakultät für Religionswissenschaft die theologische ersetzen? Schwerlich. Jene bleibt doch lediglich theoretische Wissenschaft, während diese, so wie sie gegenwärtig betrieben wird, auf die Pfarrerpraxis zugeschnitten ist. Wer gibt künftig die wissenschaftlich fundierte Praxis? Doch wohl wieder Surrogate zweifelhafter Art.

So türmen sich die Schwierigkeiten, je tiefer man das Problem Trennung von Staat und Kirche durchdenkt. ‚Hart im Raume stoßen sich die Sachen.' Aber was tun? Auf der einen Seite ist die Trennung eine unabweisbare Forderung der historischen Entwicklung, auf der anderen Seite ruft sie die allerstärksten Bedenken für eine gesunde Volksentwicklung hervor. Wie aus dem Dilemma herauskommen?

Eine in allen Einzelheiten befriedigende Theorie läßt sich nicht aufstellen, der praktische Griff muß entscheiden; der aber ist in jedem Einzelfalle individuell bedingt durch die besonderen Verhältnisse, historische Tradition und dergl. Es wird der sorgsamsten Erwägung aller in Betracht kommenden Faktoren bedürfen. Als allgemeine Grundlinien aber kann die Theorie, gestützt auf historische Einsicht, feststellen: Bei einer künftigen Trennung von Staat und Kirche muß für den Staat die ethische Maxime gelten: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben, d. h. es darf die Trennung nicht eine Verflachung des ethisch-religiösen Niveaus nach sich ziehen.'

Damit ist Köhler eigentlich bereits am Schluß, und die wenigen Sätze, in denen er sich noch die praktische Verwirklichungsweise dieser Art von ‚Trennung', die doch eigentlich keine ist und der Kirche ihren erzieherischen Einfluß beläßt, weiter ausmalt, sind so belanglos und leerprogrammatisch, daß sie hier übergangen werden können. Es genügt, die allgemeinen Schlußworte anzuführen, denen gewiß jedermann wieder zustimmt, und bei denen man sich nur fragt, warum sie nicht auch beim heutigen Zustand vollkommen sollen gelten können:

‚Die beiden Königskinder (d. i. Staat und Kirche) sind zu stark aneinandergekettet, „haben einander zu lieb", als daß sie ganz voneinander getrennt werden könnten. Auf der Brücke des Kompromisses finden sie sich zusammen, reichen einander die Hand und arbeiten dann, jedes in seinem Reiche, an einem Ziele: kulturelle, nationale Wohlfahrt!' E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Konfessioneller Friede und Jesuitengesetz. Für das werktätige Zusammenarbeiten und positive Wetteifern der katholischen mit den protestantischen Christen ist ‚Hochland‘ allezeit eingetreten und darin wird es sich durch keinerlei Schwierigkeiten von hüben und drüben irre machen lassen, weil wir uns bewußt sind, daß von der Wahrung und Festigung dieses Gottesfriedens die Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes abhängt. Manches Mißverständnis und manche Verdächtigung versuchten sich gerade diesem Bestreben hemmend in den Weg zu stellen. Und neben jenen Stimmen des Auslandes, denen es die deutschen Katholiken — eben weil sie Deutsche sind — niemals werden ganz rechtmachen können, waren es auch schon vereinzelte deutsche Jesuiten, deren ungerechtfertigte oder doch weit übers Ziel hinausschießende Anfechtungen unserer ‚Hochland‘-arbeit wir mit ruhiger Bestimmtheit zurückweisen mußten. Wir entschuldigten damals gerade diese Mißverständnisse aus der Tatsache, daß die betreffenden Kritiker infolge ihrer langjährigen Verbannung aus dem Vaterlande oder wenigstens infolge ihrer allenthalben behemmten Wirksamkeit innerhalb desselben den deutschen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade entfremdet worden sind und manche Notwendigkeiten, die allein aus der praktischen Arbeit ganz klar und zwingend begriffen werden können, aus bloßen theoretischen Deduktionen nicht einzusehen vermochten. Selbstverständlich haben aber auch wir aus dieser und jeder anderen Kritik, soweit sie nur sachlich blieb, gelernt, und das gleiche ist auf der andren Seite nach dem Scheitern manches heißspornigen Übereifers geschehen. Gerade die scharfsichtigsten und freimütigsten Geister im Jesuitenorden sind sich über diese Gefahr, welche mit dem ausgesprochenen Aktivitätscharakter ihres Ordensideals naturgemäß verbunden ist, keineswegs im unklaren geblieben; und einer von ihnen, P. Peter Lippert, schrieb noch jüngst in seinen höchst lesenswerten Studien ‚Zur Psychologie des Jesuitenordens‘*:

> ‚Die Scheidelinie zwischen einem heiligen, charaktervollen Ungestüm und einem törichten Voranstürmen ist überaus fein und verhängnisvoll zugleich. Die unermüdlichste Wachsamkeit der Offiziere ist nicht imstande, alle Fehlgriffe einzelner Draufgänger und Übereifrigen zu verhüten.‘

In den allerletzten Jahren, seit sich durch die Aufhebung des zweiten Paragraphen des Ausnahmegesetzes den reichsdeutschen Jesuiten wenigstens einige nähere Fühlung mit ihren vaterländischen Verhältnissen eröffnete, war ihr Zurückweichen von gewissen extremen Standpunkten und ihre Bereitwilligkeit zum positiven Zusammenarbeiten immer deutlicher zutage getreten. So betont auch P. Lippert, sicherlich nicht ohne Fühlung mit den maßgebenden Instanzen seines Ordens:

> ‚Die Jesuiten von heute sehen in den christlich gesinnten Protestanten ihre Brüder und Waffengenossen in dem großen Geisteskampf gegen die antichristliche Bewegung der Neuzeit. Darum soll auch kein Mißtrauen und kein bitterer Gedanke mehr zwischen ihnen stehen, und einzelne übereifrige oder unduldsame Geister, wie sie immer auf beiden Seiten sich finden werden, sollen dieses Verhältnis christlicher Duldung und Milde nicht stören dürfen. Wohl sollen die Ideen miteinander ringen, ein frischer Kampf der Geister, mit geistigen Waffen und Kräften geführt, soll herrschen; denn die freie Konkurrenz ist noch lange keine In-

---

* Kösel'scher Verlag, Kempten und München. Brosch. M. 1.80. Eine sachlich und schriftstellerisch gleich gewinnende Arbeit.

toleranz und keine Verfolgung. Aber über die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man beiderseits mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen und hinweggehen.'

Man kann solche Worte nach dem neuesten Bundesratsbeschluß, der für viele Landesteile eine verschärfte Einschränkung der Jesuitenwirksamkeit gerade nach der religiösen Seite hin gebracht hat, als Deutscher nur mit Beschämung lesen. Traut man bei uns dem weitüberwiegenden protestantischen Volksteil wirklich nicht das Selbstvertrauen und die ritterliche Duldsamkeit zu, mit der in England oder Nordamerika die notwendigen geistigen Auseinandersetzungen auch gegenüber den Jesuiten durchgeführt werden und mit der dortzulande in vielen wichtigen Bestrebungen, vor allem im Schulwesen, die gemeinsamen, positiven Kräfte auch aus der Mitte dieses Ordens geschätzt und genützt werden? Oder mißtraut man etwa der Gesamtheit der deutschen Katholiken und meint, sie könnten durch eine Handvoll Jesuiten, selbst wenn diese es wollten, zum Aufgeben ihrer bisherigen konfessionellen Friedfertigkeit und vaterländischen Opferwilligkeit verleitet werden und wüßten sich nicht ebensogut als die englischen Katholiken einer etwaigen Überhandnahme einseitiger Tendenzen zu erwehren? Eins ist so schwer zu verstehen wie das andre. Auch der Rechtfertigungsversuch des letzten in sich widerspruchsvollen Restes einer unglückseligen Kulturkampfgesetzgebung, wie ihn der derzeitige Reichskanzler durch den Hinweis auf die im Volke vielverbreiteten Vorurteile gegen die Jesuiten unternahm, erscheint gänzlich mißglückt; denn mit populären Vorurteilen, mögen sie noch so verbreitet und eingewurzelt sein, läßt sich eine so offenkundige Verletzung der **Gerechtigkeit**, dieses ‚Fundamentes der Königreiche', keineswegs entschuldigen. Oder würde man etwa mit der im Volke noch viel weiter verbreiteten Abneigung gegen die Juden gesetzgeberische Ausnahmebestimmungen gegen diesen Volksteil begründen zu können glauben? Dem besonderen Mißtrauen vieler Protestanten gegen die Jesuiten steht bei den Katholiken eine durch ungerechte Verfolgung um so mehr gesteigerte, besondere Wertschätzung des Ordens gegenüber. Wenn sich schon gesetzgeberische Maßnahmen mit solchen Gefühlen der Zuneigung oder Abneigung rechtfertigen ließen, müßten auch diese besonderen Sympathien in die Wagschale fallen. Aber nicht um Sympathien oder Antipathien handelt es sich hier, sondern um die Herstellung voller staatsbürgerlicher Freiheit und Gerechtigkeit und um die endliche, restlose Sicherung und Festigung des konfessionellen Friedens, um hohe nationale Güter also, über denen das deutsche Volk gerade in den jetzigen ernsten Zeiten eifersüchtiger wachen sollte denn je! **

Von der Entwicklung der katholischen Presse Italiens. Um ‚mißverständlichen Auffassungen' entgegenzutreten, brachten die ‚Acta Apostolicae Sedis', die Monatsschrift für die offiziellen Mitteilungen des Vatikans, anfangs Dezember die Nachricht, daß der Heilige Stuhl die Zeitungen: ‚Avvenire d'Italia', ‚Momento', ‚Corriere d'Italia', ‚Corriere di Sicilia', ‚L'Italia' und andere der gleichen Art nicht als in Übereinstimmung mit den päpstlichen Direktiven stehend anerkennen könne. Über die Intentionen einzelner hervorragender Persönlichkeiten, denen die Leitung und Unterstützung dieser Zeitungen am Herzen liegt, will der Heilige Stuhl damit nicht aburteilen. Diese Stellungnahme, die mit der angeblich zu geringen Energie der Zeitungen in der Verteidigung der Rechte des Heiligen Stuhles in Verbindung gebracht wird, hat das zweifellos hoffnungsvollste katholische Zeitungsunternehmen Italiens in eine schwierige Lage versetzt. Die genannten fünf Zeitungen sind Eigentum der ‚Società Editrice Romana', die es sich zum Ziele gesetzt hat, die katholische Presse Italiens in ihrer Organisation dadurch zu stärken, daß sie dem Geschmack des heutigen Lesers durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, ausgedehnten Nachrichtendienst, gefällige Ausstattung und jedwede Art der Ausnutzung zeitungstechnischer Errungenschaften

entgegenzukommen sucht. Auf dem Grunde dieses Strebens steht der Wunsch, den italienischen Katholiken die umfassende Anteilnahme am Kulturleben ihrer Nation zu erleichtern und auch unter ihnen das namentlich in den letzten Jahren schnell gestiegene nationale Empfinden in vernünftiger Weise zu pflegen. Das Unternehmen steht finanziell auf solider Basis, unterhält durch seinen Verwaltungsrat mit den hervorragendsten katholischen Kreisen gute Verbindung und bemüht sich unter Matteo Gentilis Leitung um die Heranziehung eines geschulten und durchgebildeten Redaktionsstabes. An äußeren Erfolgen hat es dem vereinten Wirken nicht gefehlt. Dagegen wird der Kräftekonzentration von manchen Seiten die Befürchtung entgegengehalten, es könne daraus nach und nach der Versuch zu einer gewissen geistigen Diktatur hervorwachsen. Diese und die weitere Befürchtung einer allmählichen Säkularisation des italienischen Kulturlebens im Gegensatz zum Katholizismus, sowie ferner die Anschuldigung, die unveräußerlichen Rechte des Heiligen Stuhles in Italien zu vernachlässigen, sind die Gründe, mit denen das nunmehr etwa ein Jahrfünft alte Unternehmen durch die sogenannte intransigente katholische Presse Italiens unter Führung der ‚Unità Cattolica‘ andauernd heftig bekämpft wird.

Marquis Filippo Crispolti, zu dem bis vor kurzem infolge seiner Unabhängigkeit beide Richtungen Beziehungen unterhielten, und der erst im November, nach dem Übergang des ‚Momento‘ an das Unternehmen, offen auf die Seite der Società Editrice getreten ist, hat vor Monaten in vermittelndem Sinne versucht, in seinem Schriftchen: ‚Die beiden Typen des katholischen Journalismus‘ (Bologna 1912) die Berechtigung des Nebeneinanderbestehens beider Arten der heutigen katholischen Zeitungen darzutun, und zwar, indem er die Streitfrage von dem Boden prinzipieller Erörterung auf das Gebiet praktischer und taktischer Erwägung stellte, weil nur hier eine Diskussion Erfolg verspreche. Die Stellung des früheren Zeitungstyps ergab sich nach Crispolti daraus, daß die Zeitung das einzige Mittel der Annäherung unter den wenig oder gar nicht organisierten Katholiken war. So war es namentlich zu der Zeit, in welcher sich die Revolution vorbereitete. Das Bestreben, die katholischen Zeitungen zumindest auf der Höhe derjenigen des Gegners zu halten, führte deren Entwicklung von selbst auf einen verhältnismäßig hohen Stand. Modern und ‚aktuell‘ sein bedeutete damals für sie in der Hauptsache, den feindlichen Angriffen auf die Lehren der Kirche in geschickter Polemik die Wahrheit und Schönheit dieser Lehren entgegenzustellen. Die Politik trat dagegen zurück. Als aber der Sieg der Revolution alle Hoffnungen der Katholiken zuschanden machte und eine geistige Depression unter diesen zur Folge hatte, war das Interesse an den früheren doktrinären Auseinandersetzungen verflogen. Die zunehmende Enttäuschung der Katholiken, die gehofft hatten, wenigstens das Schlimmste verhütet zu sehen, verminderte ihren Willen, ‚das Einzelschicksal der noch zu schlagenden Schlachten Stunde um Stunde zu verfolgen; das Gezwungensein, die politische Konstellation immer nur als eine Sache anderer anzusehen, hatte zur Folge, daß sie sich um ein genaues und eingehendes Bild derselben wenig bekümmerten.‘

Inzwischen drängte die Entwicklung die Katholiken zur Beschäftigung mit sozialen Dingen und rückte das Bedürfnis zur Vereinigung, zur Organisation, an die erste Stelle. Dieser Umstand schob die traditionelle Presse etwas in den Hintergrund. Um so mehr, als auch die Presse des Gegners einen gewissen Wandlungsprozeß durchgemacht hatte. Wie überall in den letzten Jahrzehnten, erforderte auch hier die Anpassung an die moderne Zeitungstechnik kostspielige Umänderungen, deren Ausgleich in einer möglichst großen Erhöhung des Abonnentenstandes gesucht werden mußte. Dieses Streben brachte aber, wenigstens vorübergehend, eine Mäßigung in der Sprache gegenüber den Katholiken mit sich. Interessant in dieser Beziehung

ist namentlich die fast freundschaftlich zu nennende Auseinandersetzung der ‚Unità Cattolica' mit den Organen der ‚moderati' in den neunziger Jahren, die Goyau in einer seiner Schriften über den sozialen Katholizismus mit seinem Meistergriffel festgehalten hat. Jedenfalls bot zumindest ein Teil der nichtkatholischen Presse weniger direkte Angriffsflächen und verursachte dadurch innerhalb der katholischen Kampfpresse den allmählichen Übergang von der klar umschriebenen Einzelbetrachtung zu mehr allgemein gehaltenen prinzipiellen Erörterungen. Als neues Tätigkeitsfeld erschloß sich dieser Presse dasjenige der Wachsamkeit über die theoretische und praktische Orthodoxie der Katholiken selbst.

Die Überzeugung, daß der Inhalt der Zeitung nicht bloß erbaulicher Natur zu sein, sondern die praktische Wirksamkeit führend zu beeinflussen hat, schuf den neuen Zeitungstyp, der sich den neuen Notwendigkeiten anpaßte, d. h. sich nicht in der ausschließlichen Darlegung der Prinzipien und dem Kampf um dieselben erschöpfte, sondern auch das wirtschaftliche, soziale und allgemeine Kulturleben, Verwaltungs- und politische Fragen usw. in den Kreis der Erörterungen zog, ohne doch das bonum certamen zu vernachlässigen. Denn in den Zielen blieb man sich ja gleich. Es gelang, diesem neuen Journalismus die Freigebigkeit der am öffentlichen Leben interessierten Katholiken in geradezu glänzendem Maße zu erschließen. Das gleichgerichtete Bestreben der Vertreter des alten Systems hatte, nach Crispoltis Ansicht, deswegen keinen Erfolg, weil sie ‚die technische Erneuerung zu mechanisch auffassen'. Ihre nach wie vor überwiegend theoretische Grundrichtung stände dem organischen Ausbau zur Anlehnung an die praktischen Tagesbedürfnisse im Wege.

Die in der Entwicklung zum neuen Journalismus liegenden Gefahren verkennt Crispolti durchaus nicht. Er prüft diese Gefahren insbesondere an drei Vorwürfen, die immer wieder gegen den neuen Journalismus erhoben werden. Vor allem handelt es sich um den Vorwurf, die Zeitung neuen Stils halte in der Angelegenheit der Rechte der Kirche und des Heiligen Stuhles ihr Banner zu sehr verhüllt. Da nun erinnert Crispolti an seine eigene freimütige Kritik des früheren Verhaltens der ‚intransigenten' Richtung, die zwar ‚das Recht des Heiligen Stuhles auf eine souveräne und wirkliche Unabhängigkeit kräftig hervorhob, ohne sich aber um jedwede, selbst platonische Erforschung konkreter Methoden, mit deren Hilfe dieses Recht in patriotischer Weise hätte durchgeführt und geltend gemacht werden können, zu bemühen'. Er selbst habe darauf hingewiesen, ‚daß man mit diesem System der großen Frage nicht nur den gewünschten Beistand vieler Intelligenzen entziehe, daß man die Liberalen der Notwendigkeit enthebe, die Frage immer als eine offene zu behandeln, wie sie es selbst zeitweise getan hatten, sondern daß man auch die Katholiken selbst ihrer Vorbehalte und Proteste entwöhne, weil keine menschliche Gemeinschaft auf die Dauer das Interesse rege erhält für ein Problem, um dessen Lösung man sich *praktisch* zu bemühen aufhört. . . . Die hauptsächlichste Folge war, daß die Liberalen, mehr als zufrieden über unsere Vernachlässigung positiven Studiums, auch ihre Nachforschungen aufgegeben haben . . ., so daß, wenn heute an die Notwendigkeit erinnert wird, die Stellung des Heiligen Stuhles in Italien als eine noch ungelöste und Lösung heischende Frage zu erörtern und wenn dies nicht mehr bloß von den Zeitungen alten Stils geschieht, denen die Liberalen alles gestatten, weil sie sie nicht fürchten, sondern auch von unseren Vertretern in öffentlichen Stellungen und unseren modernen Zeitungen . . ., die Liberalen mit gefährlichen Reaktionen drohen. . . . Unsere modernen Zeitungen folgern daraus die Notwendigkeit, gewisse Tasten nur selten und mit Mäßigung zu greifen', natürlich ohne von ihrer grundsätzlichen Stellung auch nur ein Titelchen preiszugeben. Allerdings ist Crispolti der Ansicht, daß man in der Mäßigung zuweilen zu weit gehe; er regt die ausgiebige Diskussion über die Stellung des Heiligen Stuhles in

Italien als ein nützliches Werk, sowohl der Kirche als dem Vaterland gegenüber, lebhaft an.'

Sodann wird den Vertretern des neuen Journalismus eine zu uneingeschränkte Wertschätzung der Gegner nachgesagt. Diesem Vorwurf verschließt sich Crispolti nicht ganz, führt ihn aber zurück auf die noch zu geringe Erziehung mancher Redakteure, die sich durch die überlaute Anpreisung der Wirksamkeit der Gegner blenden ließen. Zugleich jedoch warnt Crispolti mit der größten Entschiedenheit vor dem anderen Extrem, indem er hervorhebt, daß man zeitweise die Leute im eigenen Lager allzusehr auf Kosten der Gegner belobigt habe. So sei beispielsweise Carducci öffentlich als ein Ignorant behandelt worden. Eine dritte Gefahr endlich sieht Crispolti darin, daß man, und zwar nicht immer bloß unbewußt, sondern zum Teil aus falschem Raisonnement heraus, zwischen der Kunst und der Moral eine Scheidung vollziehe. Hier komme es darauf an, scharf auseinanderzuhalten: ,Niemand behauptet, daß ein Werk aufhöre, künstlerisch zu sein, weil es unmoralisch sei; wäre es anders, so würde Boccaccio kein Künstler sein. Niemand behauptet aber auch, daß ein Werk künstlerisch werde, bloß weil es moralisch sei, denn sonst müßten wir Tausenden gutgemeinter Schriften einen Kunstwert beimessen, die Gott weiß wie geschrieben sind.... Wir müssen uns jedoch immer daran erinnern, daß das Gute stets einen höheren Wert hat als das Schöne.' Crispolti rät den Schriftstellern eine fortgesetzte Übung auf diesem Gebiete an, die davon ausgehen müsse, daß nicht immer Gelegenheit geboten sei, einer sofort erkennbaren Unmoralität eine klare Moralvorschrift entgegenzuhalten. Vielmehr sei es meist geboten, den Nachweis zu führen, wie Gefühle oder Urteile, die in ihrem Ursprung vielleicht gut seien, angefangen hätten, abwegig zu werden. Wie sich der Rechtsanwalt nicht mit bloßer Kenntnis der Gesetzesvorschriften begnüge, sondern durch möglichst klare und zutreffende Anpassung derselben im Einzelfall zu überzeugen trachte, so müsse der ,journalistische Richter' von Fall zu Fall überzeugend aus dem höchsten Gesetz deduzieren, sich aber stets klar darüber sein, daß er nicht die Interessen eines einzelnen Klienten, sondern die Interessen der Wahrheit und der Gesellschaft wahrzunehmen habe.

Der Verfasser untersucht sodann, welcher Wert auch unter den gegebenen Verhältnissen dem alten Zeitungstyp verbleibe, und er findet da vor allem dessen genaue und sichere Kenntnis des gesamten religiösen Gebietes und eine echt italienische Klarheit des Gedankens und der Ausdrucksweise als Gründe für die fernere Wertschätzung des alten Journalismus. Allerdings unter dem Vorbehalt, daß die Kenntnis des religiösen Gebietes nicht in die Anmaßung ausarte, Urteile zu fällen, die über die Kompetenz hinausgehen, und daß die Leichtigkeit der Ausdrucksweise nicht zur Haarspalterei führe. Ebenso warnt er dringend vor der Verdächtigung des neuen Journalismus, wo dieser eine gute Meinung in vielleicht ungeschickter Weise wiedergebe. ,Wer nicht geht, kann auch nicht fehlgehen, und oftmals ist das Fehlgehen verdienstvoller als bloßes Stehenbleiben und Zusehen.'

Das Schriftchen Crispoltis klingt in die Forderung an beide Teile aus, sich über die strittigen Fragen in sachlicher und gemäßigter Diskussion auszusprechen und zwar fortlaufend, nicht aber bloß stoßweise, bei Gelegenheit, wo man dem anderen eins ,auswischen' zu müssen glaube. Von der katholischen Presse neuen Stils ist das Schriftchen dankbar aufgenommen worden. Nicht so von den Vertretern des alten Zeitungswesens, die den Vermittlungsversuch des Verfassers zurückwiesen, weil er dem neuen Journalismus prinzipielle Irrtümer als bloße taktische Fehler ausgelegt habe. —

In einer Erklärung vom 6. Dezember zu der päpstlichen Note berufen sich die Blätter der Società Editrice in aller Ehrerbietung auf ihren notwendigerweise nationalen Charakter, im Gegensatz zur Universalität der Kirche. Sie beanspruchen

nicht, katholische Blätter schlechthin, oder gar offizielle oder offiziöse Organe des Heiligen Stuhles zu sein, glauben aber gerade durch ihre Eigenart die freie Entfaltung der Mission der Kirche in Italien zu fördern, indem sie zeigen, wie neben der Sorge für die religiöse und moralische Erziehung eine Rücksichtnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse der großen Masse des italienischen Volkes sehr wohl möglich ist. Für die autoritative Unterweisung der Katholiken in den vom Heiligen Stuhl zur Beachtung bei der öffentlichen und sozialen Betätigung vorgezeichneten Normen verweisen sie ihre Leser auf die anderen mit doktrinärem Charakter versehenen oder ausdrücklich autorisierten katholischen Organe. Sie selbst werden ihr Programm weiter verfolgen unter peinlichster Beachtung jedweder Möglichkeit, in all ihren Veröffentlichungen die Ehrfurcht vor der Moral zum Leitstern zu nehmen. Der ‚Osservatore Romano' vom 7. Dezember hält diese Erklärung nicht für ausreichend zur Ausräumung allen Mißverständnisses, weil darin nicht der feste Entschluß zum Ausdruck komme, sich in allem und durch alles den vom Papste vorgezeichneten Normen und seinen Direktiven anzupassen. Im übrigen scheint aber der ‚Osservatore' eher eine Brücke zur Verständigung schlagen, als weitere Schwierigkeiten aufwerfen zu wollen. Th. Brauer.

Literatur

Francis Jammes, Les Géorgiques chrétiennes.' Die lyrische Bewegung im heutigen Frankreich ist noch immer ein Nachklang des Symbolismus und der musikalischen Stimmungspoesie Verlaines. Neben den klassischen Formen, deren sich der konservative französische Geist nie ganz begeben konnte noch kann, hat man mit allen Hilfsmitteln versucht, den ‚Freivers' in den verschiedensten Spielarten, vom stürmischen Wellenrhythmus bis zum lallenden Kinderlaut, auszubilden. Noch ist die moderne Lyrik immer nicht mit sich selbst fertig, und während einerseits die klassisch-geschulte zünftige Kritik den ‚vers libre' und dessen Wortträger als vorübergehende Erscheinungsformen gelten läßt, suchen die Jüngsten auf Grund der modernen Phonetik nach neuen Klängen, die in Verschwisterung mit der sogenannten ‚Synästhesie' weit über Arthure Rimbaud hinaus in verständnisdunkle Fernen tragen*. Sind dies charakteristische Merkmale der neueren französischen Lyrik nach der formalen Seite hin, so machen sich dem Inhalte nach starke spiritualistische Einflüsse geltend, die oft aus einem unklaren Mystizismus heraus in einen weihevollen, lebendigen Katholizismus münden. Dieser katholische Stimmungsgehalt bei einem modernen Dichter wirkt heute sogar eher fördernd als hemmend, wie es ‚Les Géorgiques chrétiennes', das neueste dichterische Werk von Francis Jammes, beweisen. Sein Name droht sogar die anderer, eines Verhaeren, eines de Régnier zu verdunkeln. Der große Erfolg, den seine Dichtkunst soeben davonträgt, ist ein Beweis, daß auch im Trubel der neueren lyrischen Bewegung die Etikette der Schulnamen nichts, die Kunst alles gilt. Francis Jammes ist nun gleichsam als literarischer Freischärler groß geworden, obwohl er der lyrischen Gärung der Jahrhundertwende nicht ferne gestanden hat. Von Anfang an suchte er auf eigenen Füßen zu stehen und brachte auch eine eigene Note in das große moderne Dichterkonzert mit. Sein Dichten sollte und wollte kein Grübeln und Klügeln sein, sondern natürliche Stimmung und Herzenseinfalt. Er lebte ja auch kaum in der Großstadt, sondern immer in nächster, innigster Berührung mit dem Lande und der Natur, die ihm ihr Wesen und ihren poetischen Zauber offenbarten.

Francis Jammes wurde am 2. Dezember 1868 zu Tournay (Hautes-Pyrénées) geboren. Nach dem Tode seines Vaters, der Rentamtmann war, ließ er sich mit seiner Mutter in dem Landstädtchen Orthez, in

---

* Wer diese Bewegung an einzelnen Dichterpersönlichkeiten studieren will, greife zu dem feinsinnigen, enthusiastisch geschriebenen Buch: ‚Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich'. Eine Auswahl von Otto und Erna Grautoff (Diederichs, Jena 1911) mit oft vorzüglichen Übersetzungen; brosch. 4,50 M., geb. 7,50 M.

der Nähe von Lourdes, nieder. In der Notariatsstube, wo er eine zeitlang als Schreiber wirkte, entfaltete sich zum ersten Male sein poetisches Gemüt. Als dann 1891 seine schlichten Erstlingsverse an die Öffentlichkeit kamen, staunte die Pariser Poetenzunft über die Quellfrische dieses jugendlichen Talentes. 1898 sammelte er unter dem bedeutungsvollen Titel ‚De l'Angelus de l'Aube à l'Angelus du Soir' seine bis dahin geschriebenen Verse und begründete hiermit seinen Dichterruhm. In die krankhafte, zerfaserte Gefühlswelt der damaligen Sturm- und Drangperiode ließ er die natürliche, empfindsame Einfachheit seiner gesunden Seele sprechen und sang von dem kleinen, unscheinbaren Leben, das sich in seiner ländlichen Abgeschlossenheit vom Frühgeläute bis zum Klange der Abendglocke abspielt. Es war eine Verklärung des Alltags, ein naturgetreues Herausheben scheinbar gewöhnlicher Ereignisse in das Licht der Poesie. Ein kurzes Vorwort zeigte den Weg an, den der Dichter beschreiten wollte. ‚Mein Gott, du hast mich unter die Menschen gerufen. Hier bin ich! Ich leide und liebe. Ich habe mit der Stimme geredet, die du mir gegeben. Ich habe mit den Worten geschrieben, die du meiner Mutter und meinem Vater gelehrt hast und die sie mir übermittelt haben. Ich gehe des Weges wie ein beladener, kopfhängerischer Esel, den die Kinder verspotten. Ich will hingehen, wohin du willst und wann du willst. Der Angelus läutet.' So schildert er uns in dieser gewollten Einfalt, welcher der Vorwurf einer gewissen Übertriebenheit nicht erspart blieb, was um ihn lebt und webt, das alte Dorf, sein Heim, das Eßzimmer, wo der Schrank, die Kuckucksuhr und das alte Büffet als ‚kleine Seelen' mit ihm leben. Doch was wissen die Menschen draußen von den stillen Geistern, die in der ländlichen Einsamkeit hausen! Mit leiser Ironie singt er:

J'ai lu des romans
Et des vers faits à Paris par des hommes de talent.
Ah! Ils n'habitent pas auprès des sources douces
Où vont se baigner les bécasses en feuilles mortes.
Qu'ils viennent avec moi voir les petites portes
Des maisons des bois abandonnées et crevées.
Je leur montrerai les grives, les paysans doux,
Les bécassines en argent, les luisants houx.
(1894. L'eau coule . . .)

Ein geheimnisvoller Stimmungszauber quillt aus der feinen, weichen Schilderung dieses von der Natur umrahmten Menschenlebens, und als ein neuer Virgil wurde Fr. Jammes von seinen Zeitgenossen gefeiert. 1897 sprach man von seiner Dichtungsart schon als ‚Jammisme', und keiner der geringsten Zeitgenossen, Henri de Régnier, der bedeutendste Symbolist, macht sich zum Dolmetscher dieser neuen Kunst, die ‚das Einfachste, Alltäglichste, Niedrigste mit köstlicher Anmut, naiver Stimmung und Genauigkeit sicht- und greifbar macht.'

Nun folgten abwechselnd poetische und prosaische Werke, von denen ‚Le deuil des Primevères' (1898—1900), ‚Les Clairières dans le Ciel' (1902—1906) und ‚Ma fille Bernadette' die bekanntesten sind*. Sein Name wird nun in neueren Literaturgeschichten gebucht, sein Naturgefühl zum Studium eingehender Untersuchung gemacht. Der Dichter war unterdessen bestrebt, seine Kunst immer mehr zu vervollkommnen, und wir erinnern nur an das naive Gebet Prière pour aller au paradis avec les ânes' in der Sammlung ‚Le deuil des Primevères', worin des Dichters Seeleneinfalt und geistige Demut poetischen Ausdruck findet. So begrüßte denn auch gemeinsame, begeisterte Anerkennung sein neuestes Werk ‚Les Géorgiques chrétiennes', das ihn in seiner vollen Reife zeigt**. Der Titel selbst verrät schon Vorbild

---

* Die Werke von Francis Jammes sind im Verlage Mercure de France, 26, rue de Condé, Paris erschienen.

** Der Titel ist nur im Beiworte neu. Schon Abbé Delille, ein nicht unbekannter Dichter des ausgehenden 18. Jahrhunderts, hat in Anlehnung an Vergils Georgica eines seiner Lehrgedichte, „Les Géorgiques françoises" genannt.

und Vorwurf. Der naturfreudige Dichter, der Beobachter und Freund alles Kleinen und Einfachen will ein Vergil des christlichen, des katholischen Landlebens sein. Darum hat er dieses idyllische Epos lyrisch-didaktischer Färbung geschaffen, das in seiner erhabenen Einfachheit einen Markstein in der gegenwärtigen französischen Lyrik bildet. Kaum in einer Zeitschrift gedruckt, erscheinen schon Ausgaben einzelner Gesänge, und vier Auflagen in kürzester Frist zeugen von der Verbreitung des Werkes. Dem Dichter wird zudem außer dem buchhändlerischen Erfolg von der französischen Akademie ein Preis von dreitausend Franken zuteil.

Eine seltene Anziehungskraft liegt in dieser Dichtung. Das poetische Empfinden des Dichters hat sich vertieft und geklärt. Sein inneres Wesen, das ja von Anfang auf einen religiösen Grundton gestimmt war, hat im katholischen Glauben neuen Halt gefunden, und in der Weihe dieser gottinnigen Gefühlswelt hebt der Dichter mit gewohnter, aber strafferer und plastischer gewordener Kunst den Alltag schlichten Bauernlebens in das Licht epischer Verklärung. Da ist keine mystische Künstelei, keine zerfahrene Schwärmerei, sondern echter, starker Glaube. Man glaubt dem Dichter auch ohne das der Kirche und dem Papst huldigende Vorwort. Francis Jammes entrollt vor unseren Augen in sieben Gesängen das tägliche Leben und die Umwelt eines Bauernhofes und seiner Insassen. Er schildert Saat und Ernte, den Wechsel der Jahreszeiten und das Auf und Nieder menschlichen Daseins in diesem Rahmen. Das Kirchenjahr mit seinen Hauptfesten dient ihm dazu, den Gang dieser Ereignisse, die in kinematographischer Buntfarbigkeit an uns vorüberziehen, zwanglos zu gliedern. Wie eine biblische, gleichsam heroische Figur waltet der alte Bauer inmitten seiner Söhne und Töchter und Untergebenen, die in liebevoller Eintracht ihr Tagewerk verrichten, ein Werk, das unbewußt zum Gebete wird. So ist die Dichtung ein wortgewaltiger Hymnus der Arbeit und des Gebetes, der bäuerlichen Bescheidenheit in ihrer klaren und doch so mystischen Beziehung zu Gott, wie sie die gebildete Welt kaum noch kennt. Und welchen heiligen Zauber geben nicht die kirchlichen Feste diesem Alltagsleben, das selbst in seinen Höhepunkten, der Verlobung und Heirat des Matrosen, dem Tode des Bauers, dem Eintritte seiner Tochter ins Kloster, dem Hinscheiden des alten Bettlers, doch nur die Wiederkehr und das Hingehen alles menschlichen Lebens ist! Sie spannen immer wieder goldene Fäden vom Himmel zur Erde, auf denen die ‚Engel Jesses statt der verlassenen Bacchanten und Silenen‘ auf und nieder steigen. Mit seltener Ergriffenheit liest man dieses Bauernleben, und wo der Dichter am Ende einzelner Gesänge oft selbstbeschaulich innehält oder mit seinen Bauern betet, faltet man unwillkürlich die Hände mit.

In der ganzen Dichtung macht sich eine meisterhafte Kleinmalerei, die auch das geheimnisvolle Grillenzirpen nicht vergißt, geltend, und sein verstorbener Freund Ch. Guérin, Dichter wie er, konnte ihn in seinem ergreifenden Gedichte ‚A Francis Jammes‘ mit Recht als ‚fils de Virgile‘ begrüßen. Doch noch eine andere Bedeutung hat dieses neueste Werk von Jammes: er nimmt darin abschließende Stellung zu der modernen lyrischen Bewegung. Er lehnt den Freivers in seiner Schrankenlosigkeit ab, wünscht gleichmäßige Verse, ohne Assonanz, aber etwas freiheitlicher gestaltet, wie die Distichen seines Werkes, die in ihrer monotonen Strenge doch eine schöne Klangwirkung erzielen. Wenn wir auch nicht mit Fortunat Strowski, der in seiner neuen, sehr übersichtlichen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts* die ‚Géorgiques chrétiennes‘ noch vor ihrer Vollendung buchte, Francis Jammes als den ‚vollkommensten Vertreter des neuen Verlainismus‘ anerkennen, weil er zu selbständig ist, so glauben wir doch, daß er gleichsam als Wegweiser der neuen Dichtergeneration dastehe, der mit erneuten Kunstmitteln der französischen Dichtkunst herrliche verlorene Ideale wiedergegeben hat.

Pierre Paulin.

(* Tableau de la litt. française au XIX. siècle Paris, Delaplane) 3,50 Fr.

Theater

Berliner Theater. Reinhardt hat im ‚Deutschen Theater' zwei Erfolge zu verzeichnen; einmal mit der Aufführung von Strindbergs ‚Totentanz', dann mit ‚Heinrich IV.', zwei Stücken so grundverschiedener Art, daß man an ihnen den Gegensatz der erkrankten modernen Lebensanschauung aufdecken könnte zu einer gesunden, echten, d. h. hier den zwischen einer symbolisch-monotonen oder monomanen Zeichnung eines Zuges des Lebens, der nicht das Leben selbst ist, der im gesunden Dasein der Organismen, der Individuen durch eine weise Anlage der Natur immer wieder auswächst, ausheilt — (unfruchtbare und zersetzend-schnuppernde Pessimisten, die sehr häufig Nihilisten sind, reden da gern von Heuchel, während ihre fanatische Bloßstellungssucht nur die noch vorhandenen Lebenskeime erfrieren macht) — und einer übersprudelnden, köstlichen Darstellung des Lebens selbst mit seinen Tiefen und spaßhaften Untiefen, in denen Hanswürste wie Helden waten. Dieser Unterschied der Auffassung erstreckt sich natürlich bis tief formbildend in den Aufbau der beiden Dichtungen. Bei Strindberg gibt es weite, ermüdende, leere Strecken; zwei Menschen sitzen auf der Bühne und reden, reden, reden; aber diese Rede formt kein Schicksal, sie rekapituliert es. Man sieht nicht, warum das Schicksal diese Menschen so formte. Die Etappen fehlen, selbst die wichtigste, das Zusammenleben mit den Kindern. Ihre Existenz greift nicht ein. Das Treibende des Innern dieser Menschen schürzt den Konflikt nicht. Wir sehen nicht, wie sie geworden sind, was sie zusammen führte, wie sie waren, als sie einander begegneten. Das alles sehen wir nicht, und darum sehen wir das Leben nicht. Zwei Menschen sitzen am Abend ihrer Tage auf der Bühne einander gegenüber und speien sich den durch 25 Jahre gesammelten Haß ins Gesicht. Daß es so sein muß und nicht anders sein konnte — auch nach der Richtung, daß sie trotz allem nicht auseinandergehen — wird uns nur dadurch glaubwürdig gemacht, daß sie eben ganz allein auf der Welt stehen, aneinander geschmiedet, in einem Turmzimmer in der Strand-Einsamkeit sich zur Qual; so einsam, daß sie, ohne jeden Verkehr, ihres Wesens wegen von ihren Mitmenschen gemieden, in all ihrer Bitterkeit und ihrem Lebensekel einander noch eine morsche Stütze sind, darauf sie nicht verzichten mögen. Sie reden über ihre Qual, ihren Abscheu vor einander, aber es geschieht nichts. Zumal die Figur des Mannes bleibt dadurch bis fast zum Schluß unklar: der Besuch eines Vetters der Frau wird zur Zündschnur, ein wenig Handlung setzt ein und aus der Unterhaltung der Frau mit diesem Vetter erfahren wir Äußerungen über den Charakter des Mannes, als welchen wir ihn gern im Leben und dem Leben gegenüber schaffend und wirkend sähen, als Urheber dieses Unglücks, im Verein mit widrigen Umständen oder solchen, die er aus seiner Anlage heraus falsch nutzt; so würde die Spannung sich zusammenziehen, Sym- und Antipathie sich auf den Schuldigen wie Gerechten entladen und die Reinigung, die Erhebung nicht ausbleiben. Davon nichts bei Strindberg; die zwei Menschen stehen da als die Verkörperung des Übels; er noch ein wenig sympathischer denn sie, die einen wahren Katechismus der Ehe-Galligkeit sich herunterleiern. Neben diesen beiden mehr symbolischen Gestalten, die in ihrer Art aus der Konzentration von Einzelzügen immerhin einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen in dem, was unter Umständen in einer Ehe zum Ausbruch kommt, wirkt die dritte Figur, der Vetter, vollends erkünstelt und charakterlos (das Wort nicht im moralischen sondern persönlichen Sinne gedacht), in welcher Anlage freilich eine notwendige Folge dieser Art von Lebensanschauung und dichterischer Gestaltung ausklingt: nur in das Schicksal wirklicher mit dem Leben ringender Menschen könnte ein Dritter als Persönlichkeit eingreifen: diese dichterischen Präparate des monomanen Schweden bedürfen der rein mechanischen Einwirkung, um in Reagenz zu geraten und

so ist denn dieser Dritte die Verkörperung eines Nichts, — das bald nach dieser, bald nach jener Richtung den Anstoß gibt, — wie jene die des Bösen sind. Seltsamer und doch natürlicherweise läßt dieser Zusammenstoß der Drei das Erkünstelte der Situation sogleich erhellen, indem das, was nun als Leben pulsen und strömen soll, sich in seiner einseitig-doktrinären Dürftigkeit darstellt: die beiden, Mann und Frau sind symbolische Träger von Möglichkeiten, der Dritte ist Nichts. Und doch hat das Drama zwei erschütternde Momente, die die Hand des großen Dichters verraten, die uns die teils kompositionelle Ödigkeit, teils psychologische Ärmlichkeit, Einseitigkeit und Traurigkeit der Lebensanschauung vergessen machen; es sind jene, in denen sich das Wesen dieser Dichtung zum äußersten zusammenzieht und in Handlung entlädt: der erste, da das vergiftete Beieinander des Paars, die wie Tarantel und Skorpion in einem verschlossenen Glase sich umkreisen, unter der Wirkung des Alkohols in jenen grotesk-schauerlichen Bojarentanz ausartet, der ihn als das brutalere Tier offenbart, wie sie das heimlich und tückisch immerzu Stechende ist, und der mit seiner Katalepsis endet; der zweite der, da durch das Hinzutreten des Vetters dem Dichter die Möglichkeit gegeben wird, aus der, wenn auch gänzlich unglaubwürdig und nebensächlich, plötzlich im 25. Jahre dieser Ehe von der Stelle gebrachten und in Handlung umgesetzten Situation die moralpsychologische Konsequenz zu ziehen: erschüttert und aufgerührt bis ins Innerste, stehen wir, nicht durch das tragische Schicksal zweier Menschen — diese bleiben uns so durchaus gleichgültig — sondern durch die vom Dichter mit Meisterschaft aus einer widerwärtigen Verwicklung in zwingender Wirkung gefolgerte Erkenntnis, daß es nichts gibt, das uns berechtigte, einen Menschen zu verdammen, daß in keinem der leuchtende Kern gänzlich erlischt, daß der Anblick der Vernichtung ihn in manchem erst wieder ins Glimmen setzt, daß dieses Höhere es ist, das uns im Tiefsten eint: wir stehen wie an einem offenen Grabe, nur daß es dort zu spät ist, während diese beiden — vielleicht nur vorübergehend — geläutert durch die Ahnung des Ewigen, sich noch einmal die Hand reichen. Der Dichter rührt hier ans Tiefste, an den ethischen Grundzug des Daseins, der über alles individuelle Heldenschicksal hinaus im Menschen die Menschheit zeigt; das Gift, das er durch Akte hindurch braute, verwandelt sich noch einmal in nährende Milch, ohne jede religiöse Deklination fällt es wie ein lichter Strahl aus dunkler Wolke in diese irdische Finsternis, in die Seelen zweier Menschen, die in krankem Körper stecken, und wir ahnen den späteren Bußprediger. Man könnte aus den Mitteln dieser Wirkung vielleicht auf ein weiteres Entwicklungsstadium auf dem Wege des Dramas, in dem wir heute leben, schließen: an Stelle des Helden, dem heute die Wirksamkeit versagt ist, tritt die Idee der Menschheit.

Ich könnte mir keinen grelleren Gegensatz zu Strindbergs ‚Totentanz', inhaltlich wie formal, denken als Shakespeares Heinrich IV. Dort das Menschenpaar, das in der Kellerluft des Daseins hinwelkt, sich aufreibt, selbst vernichtet, ohne daß man seine eigentliche Beziehung zum Leben, sein tätiges Eingreifen in dieses auch nur sähe; hier der sonnbeschienene Königssohn, der in die schlammigen Untiefen hinabsteigt, als verloren gilt, während er nur als heiterer und gefestigter Beobachter sie aufsucht, die Kehrseite seiner gravitätischen Physiognomie, seiner würdevollen Miene, hinter der sich häufig nur zu viel Leere, Nüchternheit und Konvention verbirgt, kennen zu lernen; dort, wo das äußerste Gegenteil, die Zügellosigkeit, sich auf der Grenze bewegt, da man ihr nahen, sich mit ihr einlassen, ja vorübergehend von ihr profitieren kann, ohne angesteckt zu werden, weil sie in ihrer Mischung von Bewußtsein, Selbsterkenntnis und Ironie — dahinter aus einem Bedürfnis nach Haltung und Fassung ein reinigender und versöhnender Blick für beide Teile in den tiefen Ernst des Hintergrundes sich auftut und zu dem zusammenfließt, was wir Humor nennen — sich selbst noch nicht vergiftet

und Herr der Situation bleibt: bis der ernste Schluß des zweiten Teiles den Träger des Leichtsinns an die Grenze der Bitterkeit führt und zur Einkehr zwingt. Könnte man sich daher einen köstlicheren Gegensatz denken, als den Königssohn Heinz und Falstaff! Ließe sich das grausame Widerspiel des Lebens in einer schelmischern, gütigern und schließlich doch so ernsten Verbindung fassen als im Gegenüberstellen des jungen Stürmers, der für verloren gilt, um nur zu bald den Lorbeer an sein Schwert zu heften und des alten pfiffigen, im Grunde nicht bösartigen Schlemmers? Zu allen Zeiten hat es, zum Gram allzu strenger Väter, die Jugend gelüstet, jene Seite des Lebens sich einmal anzuschauen; aber zu keiner Zeit war sie für die Jugend von solchen Fährnissen umdräut wie in unseren Tagen, deren Zuschnitt dazu angetan ist, aus einem Mangel an Licht und Luft, alles, was nicht auf dem desinfizierten Wege wächst, in Gift zu verwandeln. So ist denn auch keine Zeit weniger geeignet, eine Figur wie die Falstaffs hervorzubringen, ihr Lebensmöglichkeit zu gewähren und sie dichterisch zu gestalten, so daß wir sagen müssen: hat denn der große Brite, dessen Gehirn unerschöpflich und geheimnisvoll in seinem Bau ist, wie der Kosmos selbst, geradezu jeden Lebenszug, jede Äußerungsmöglichkeit, ins Monumentale steigend, vorweggenommen, indem von Prinz Heinz und Falstaff, diesem verwegenen und lustigen Brautpaar, der Gedanke sinnend zum Dänenprinzen Hamlet schweift.

Die Aufführungen waren gut, und Diegelmann in dieser als Falstaff, Bassermann-Percy wie Wegner in jener taten sich hervor.

Als Gerhardt Hauptmann im vergangenen Sommer im Goethe-Theater zu Lauchstädt sein lang in der Schreibtischlade bewahrtes Drama ‚Gabriel Schillings Flucht' vor einem kleinen Kreise angeblich 1—2 mal spielen lassen wollte, da er es für einen größeren Bühnenapparat, wie verlautete, nicht für geeignet hielt, mochte man leicht an eine Koketterie glauben, an einen Vorwand, eine Verbindungsparallele zu Leben, Zeit und Gepflogenheit des Olympiers zu knüpfen, um einen Lichtstrahl auf die eigene Gestalt zu lenken — Geist und Stimmung der großen Zeit möglichst lebendig heraufzubeschwören, hatten sich denn auch die Berlin-W.-Freunde des Dichters von Walter Rathenau bis herab zu Alfred Holzbock vollzählig eingefunden —; nun wir es schon im Herbst des gleichen Jahres als Zugstück bei Brahm wieder finden, scheint es, daß jene sich in ihrer Annahme nicht getäuscht haben. Die Kritik begegnete dem Stück nicht allzu freundlich. Selbst solche, die jeden Einwand wider Hauptmann für eine Äußerung des Unverstandes und der Feindschaft halten, erklärten das Stück für schlecht; ein Urteil, dem ich diesmal nicht zustimmen kann: Ich halte das Stück für nicht schlechter als das meiste, das Hauptmann geschrieben hat, ja muß gestehen, daß ich mich in der Berliner Aufführung weniger gelangweilt habe als an manchem anderen Hauptmann-Abend dort, und zwar weil die gute Absicht des Dichters hier mehr auf das seelische Problem im ganzen geht und es an einer flotten Entwicklung aufrollt, als auf Milieu-Tiftelei, seine ältere Routine. Der Wegfall dieser, die immer mehr nur als geschickte Garderobe und nicht als Kern großer Dichtung, zumal des Dramas, anzusehen wäre, läßt nun selbst die obstinatesten Verehrer von einer empfindlichen Schwäche reden. Das Ganze ein höchst konventioneller, aber nicht ungeschickt behandelter Novellenstoff, weshalb der Dichter es auch einsichtsvoll zuerst als Revuen-Lektüre publizierte. Als Lektüre fesselt es gewiß, wie es selbst auf dem Theater die Spannung bis zuletzt wach hielt. Trotzdem: die Typen in Hauptmanns matter Zeichnung, das abgenutzteste Material, das sich denken läßt; der bekannte Maler, der in der Ehe beim Broterwerb zugrunde geht — Spuren von etwas, das zugrunde gehen kann, merkt man ihm nirgends an — das leerste Klischee einer sogenannten deutschen Hausfrau, die ihn quält; die bekannte Russin, die ihn aber nicht, wie Anna Mahr den ‚Einsamen

Menschen', inspiriert, sondern mit deutlichem Hinweis des Dichters auf ihren jüdischen Charakter, sie heißt Hanna Elias und kommt aus Odessa, noch mehr herabzieht. Diese Gestalt ist übrigens die einzige nicht unbedingt hergebrachte im ganzen Stück; wenn ich mich recht erinnere, das erstemal, daß Hauptmann einen Juden zeichnete: vielleicht lenkte ihn ein besonderes Interesse. Darum dann eine Reihe von Nebenfiguren. Ein Bildhauer-Radierer, für den Klinger als Modell sich bedanken sollte; dessen Freundin, eine große offene Seele, die in punkto Liebe heute schon recht antiquiert anmutende ‚freie Ansichten' hegt, denen dann — bei allem angeblichen Edelsinn — die Oberflächlichkeit der Gefühle entspricht, mit der sie einen Abstecher ihres großen Freundes hinnimmt, den dieser in den ersten fünf Minuten ausführt, als ihm ein kleines russisches Gänschen zwischen die Beine läuft, wie wir sie an der Table d'hote in internationalen Fremdenpensionaten plauschen hören. Doch der jähe Untergang des Schilling — er flieht vor den beiden ihm folgenden Frauen ins Meer — führt auch diesen reuigen Sünder heim und das Ganze endigt mit einer ebenso billigen Grabesstimmung, wie Strindberg uns mit genialer Wucht für einen Augenblick die Pforten der Hölle öffnete.

Dem Stück Hauptmanns ist an einigen Stellen eine dünne Symbolik aufgeklebt; ich betone dieses Wort, da sie nicht von innen wächst, und zwar in Gestalt eines, eine Seejungfrau darstellenden Schiffsschnabels, eines Zimmermanns, der Särge fabriziert, und dann in der Begräbnis-Vision des Schilling selbst; man glaubt sie ihm nicht, ist der Empfindung, daß der Dichter einmal in der Zeitung gelesen hat, daß so etwas möglich, und daß er den Augenblick für günstig hielt, die Pointe anzubringen.

Am 15. November beging Gerhardt Hauptmann seinen 50sten Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß er ein vom Glück selten begünstigter Mensch ist; obgleich die gesamte Kritik seit zehn Jahren einstimmig feststellt, ‚daß diesmal das Stück leider nicht gut ist', ist sein Ruhm in diesem Jahrzehnt gewaltig gewachsen. Sämtliche Theater bereiten Feiern. Ehrendoktor zweier Universitäten wurde er, obgleich er noch keinen gutgefügten Gedanken zuwege brachte, und steht als der erste Dramatiker da. Daraus mag jeder nach Belieben sein Urteil über die Zeit und den Dichter — der nicht etwa der Dichter dieser Zeit und ihrer Probleme ist — fällen.

Hauptmanns Dichtung ist wie sein Kopf: ein charaktervoller Umriß, darinnen leer; das Auge eines Durchschnittsmenschen deutet in seinem Ausdruck auf nichts weniger als hervorragende Intelligenz; selbst die Stirn, die Schläfen sind nicht fein gebaut und verlaufen ein wenig plump in das cranium. Man könnte Hauptmann beinahe den Hausdichter der Berliner Judenschaft nennen: der seichte Liberalismus, den er in seinen frühesten Werken als sogenannte ‚Weltanschauung' zu Markte trug, war diesen Leuten wie vom Munde gesprochen, und ohne das Tamtam ihrer Presse führte er wohl ein bescheidenes Dasein in seiner schlesischen Heimat. Denn weniges schuf er, das dem Volke Nahrung sein könnte, weil sein Fühlen weder ins Innerste drang, noch sein Denken die Gipfel erstieg. Vielleicht ist er, wie mancher, ein Opfer unserer in vielen Zügen so oberflächlichen Zeit, deren Schaum er faßte, und der mit ihr im Winde zerstiebt.

Rudolf Klein.

Moralität und Mysterium. Das Zugstück oder sagen wir das Schaustück unseres Hoftheaters den stillen Sommer durch bildete eine mittelalterliche Moralität: ‚Jedermann', auch das ‚Spiel vom Sterben des reichen Mannes' zubenannt, das Hugo von Hofmannsthal* sprachlich im Knüttelvers Hans Sachsens erneuert hat. Es ist viel literaturgeschichtlich Gelehrtes darüber geschrieben worden, schon damals, da Reinhardt zuerst diesen Akt im Zirkus mysterienmäßig aufrüstete: daß die zugrunde liegende Parabel sich auf die buddhistische Weisheit Innerasiens zu-

* Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes erneuert von Hugo v. Hofmannsthal. (Berlin. S. Fischer.)

rückleite, daß sie ins Griechische und Christliche übertragen wurde, daß sie um die Wende des 15. Jahrhunderts in England als moral play szenisch auflebte, ebenso in den Niederlanden, dann in Deutschland, wo sie nach gelehrten Humanisten und Magistern Hans Sachs anpackte. Wer sich über Moralitäten und Mysterien im allgemeinen belehren will, lese den klaren und frisch gehaltenen Aufsatz des P. Expeditus Schmidt in dem Büchlein*, das von dem Münchener ‚Jedermann' handelt. Dort gewinnt er auch durch Gerhard Amundsen ungefähr Einblick in die Inszenierung des Spieles, wenn es etwa heißt, daß dreißig Scheinwerfer im Zuschauerraum und auf der Maschinengalerie die Gestalten und Gruppen in Farben, Licht und Schatten tauchten.

Die Bühne selbst war nach dem Vorbild der mittelalterlichen Kirchenkreuzschiffbühne gezimmert. In drei Teilen steigt sie über dem verdeckten Orchester auf, von der Erde zum Himmel wie der Lebenswandel Jedermanns. Jedermann, der reich, glücklich und umworben war und hart und nicht an Gott dachte, bis ihn der Herr durch den Tod laden ließ. Wie dann, da er Fürsprach und Geleite braucht, die Buhle, die Freundschaft, die Vetternschaft Stück für Stück von seinem Leben abfällt, und wie er schließlich doch Gnade findet, da ihm die guten Werke und der Glaube erstehen, so daß zum Ende der Teufel um das Unsterbliche Jedermanns geprellt ist, das ist die Fabel. Schlank und schön aufgewachsen, doch mehr erzählendes Gleichnis denn Drama, wenn auch nicht ohne ergreifende Spannungen. In der gütigen Lösung hingegen allzuleicht, was am treffendsten die Bemerkung eines Berliner Kritikers dartut, der von den ‚Werken' spricht, die Jedermann nicht getan, und von dem ‚Glauben', den Jedermann nicht gehabt hat. Fehlt eben das spezifisch Katholische des Gewissensaufruhrs in der Beichte.

Zwei Zeitalter sind darinnen. Das zu erspüren bedarf man gar nicht der philologisch kritischen Nachhilfe. Das geht einem blank von den Figuren her zu. Sobald sich diese mit Sonderheiten füllen, und seien es auch nur die Sonderheiten eines Typus, einer Stellung in Familie und Gesellschaft, sobald aus ihnen der mitfühlende Anteil eines nachbarlichen Menschen oder die Eigensorge und Verängstigung des Ich eindringlicher ruft, sobald gewahren wir den Einschlag der neueren Läufte. Wo aber die Allegorien aufspringen, der grinsende Mammon in der Truhe, die wimmernden guten Werke, der Glaube, da ist das Mittelalter mit seinen großen Gedankenaufrissen und Abstraktionen. Es wäre töricht, wenn wir uns über seine geistigen Wirklichkeiten erhaben dünkten. Nicht den Umsturz dieser sittlich immer bindenden Wahrheiten durfte das nachfolgende Geschlecht bringen, sondern ihre Begründung, ihren Durchbau von der Einzelseele aus. Nicht jedermann, sondern gerade der und jener Mann, die Persönlichkeit, lernt sich nun in Beziehung setzen zu den ewigen Wahrheiten, zu dem Schicksal, das ihm nach seiner Kraft und Innerlichkeit und nur nach der zugemessen wird. Lernt sich in Beziehung setzen, verwirrt, verliert oder findet sich. Das ist der Weg über die Renaissance, von den Moralitäten zu Shakespeare.

Dem moralischen Akt Hofmannsthals ließ der Volksfestspielverein in dem gleichen Hause ein Mysterium folgen, zu dem Georg Fuchs* die comedia Calderons vom standhaften Prinzen umgearbeitet hatte. Georg Fuchs, der Begründer der Reliefbühne, ist einer der regsten Theaterreformer der Gegenwart, federgewandt als Werber für seine künstlerischen Pläne. Er hat feste, vorgefaßte, in Weltanschauungen ausmündende Begriffe und legt sich diese in Theorien zurecht. Das würde ihn von dem ganz untheoretischen, spontan wirkenden Reinhardt scheiden, hielte er sich nur selber an seine Lehrsätze. Aber da tritt die vielfarbige, vielköpfige, einschlingende Wirklichkeit an ihn heran in den Trieben der Masse, als Sinnengier, als Neuerungsgier, als Schaulust, schließlich die rauhe Wirklich-

* Jedermann am Münchener Hof- und Nationaltheater mit Beiträgen von Arthur Kutscher und P. Expeditus Schmidt, herausgeg. v. Gerhard Amundsen. (Delphinverlag München.)

* ‚Der standhafte Prinz.' Misterium in drei Aufzügen nach Calderon von Georg Fuchs. München, Georg Müller 1912.

keit als Markt- und Kassenfrage, und er, der vordem Dogmen setzte, lockert sie nun, vermengt dem neuen Stil der Vereinfachung den alten der Ausstattung, und wird so spürsam und geschäftskundig, daß er darin dem freizügigen Reinhardt, dem ‚Regisseur Europas‘, kaum etwas nachgibt.

Wenn Fuchs das Mysterium aufleben läßt, so geschieht das ebenfalls, damit seine dramaturgischen und szenischen Gedanken darüber herrschen. In seiner umfangreichsten Reformschrift, in der ‚Revolution des Theaters‘ hatte er es bereits verkündigt, daß die dramatische Kunst ihrem Wesen nach Tanz sei, rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers im Raume, ausgeübt in dem schöpferischen Drange nach einem in sich harmonischen Erleben des Weltgeschehens, wodurch dieses als eine vollkommene Ordnung berauschend empfunden wird. So will er denn auch das Mysterium verstanden haben als eine gottesdienstliche Handlung (darum schreibt er misterium = ministerium), als eine dramatische Kultform mit schön bewegten Gruppen und feierlichen Volksaufzügen, mit Choralgesang und gedämpfter Orgel. Oberammergau hatte ihn unterdessen noch bestärkt, wie ja schon Reinhardts Massenentfaltung im antiken Gewande, sein Theater der ‚Fünftausend‘ in Hallen und Zirkus auf jenes zurückgeht. Fuchs entlehnt nur zu der großen, äußeren Form auch noch die innere: die Passionsidee, die sich ohne Zwang in die Leidensgeschichte des portugiesischen Prinzen einfügen läßt.

Fernando, der mit den Seinen in die Gefangenschaft des Sultans von Fez geraten ist, bekäme die Freiheit, sobald die Stadt Ceuta von den Christen, die sie erobert haben, wieder an die Mauren zurückgegeben würde. Portugals König willigt in die Übergabe. Aber Fernando, der Katholische, zerreißt das Pergament. Er will eher alles tragen, als das an Afrikas Nordrand aufgepflanzte Kreuz entsinken lassen. Der Sultan verhärtet sich hierauf. Die Qualen des in Ketten Geschlagenen steigen mit den Tagen, und er siecht hin in Moder und Unrat.

‚Doch im Glauben fest verharr' ich,
Weil er Sonn' ist, die mir funkelt,
Weil er Licht ist, das mich leitet,
Lorbeer, der mir dient zum Ruhme.‘

Calderon-Schlegel.

Als endlich sein Geist dem zermürbten Leibe entflohen ist, da zieht er verklärt, mit brennender Fackel dem gelandeten Christenheere voran gen Fez. Eine danteske Vision, die bekanntlich den vorlesenden Goethe durchschütterte.

Georg Fuchs hat in diesem heldischen Schicksal die Parallelen zu dem heiligen Erlösergang von Gethsemane nach Golgatha sichtbar gemacht: die Blutangst, die Geißelung, die Kreuzeslast, die Auferstehung im Licht. Alles das ist schön, weil unaufdringlich geraten. (Unter den katholischen Dichtern hat Leo Tepe jüngst in seiner Rosenkranztrilogie ähnliches an anderem Stoffe versucht.)

Nun hat aber der Bearbeiter noch allerlei Farben und geistige Linien dicker oder völlig neu aufgetragen. Er rechtfertigt sich im Vorwort, indem er auf die griechischen Tragiker, auf die Spanier selbst zwischen Lope und Calderon, auf die Zeit der Elisabethaner deutet, wo die Fabeln von Hand zu Hand, von Dichtergeschlecht zu -geschlecht umgeknetet wurden. Wir billigen ihm gewiß alle Befugnisse, umzuändern, zu. Aber gerade die Art, wie er sich historisch rechtfertigt, birgt einen Stachel, der sich wider ihn strecken könnte. Er darf nämlich nicht vergessen, daß es der erhabenen Gewalt eines Aischylos bedurfte, um die wirrfreie Vorwelt des Epos nach Gesetz und sittlicher Ordnung zu binden, und daß Meister William, wenn er das Gut der Vorstürmer und Wegbereiter an sich riß, ihre Fabeln und Szenen mit dem reifsten Geiste der Menschheit sättigte und sie so erst zum vollkommensten Sinnbild des Lebens erhöhte. Auf die schöpferische Entwicklungskraft kommt es also bei der Umwandlung an, darauf, daß sich der neue Gehalt der Zeiten wie ein eigenes Leben von dem älteren Gewebe loshebt, daß er freiwerdend seinen Stoff umwirkt.

Ich habe früher schon einmal darauf hin-

gewiesen, daß ein besonderes Merkmal unserer Gegenwart und sonderlich der Gegenwart, wie sie sich in ihren besten tragischen Dichtungen spiegelt, der starke Aktivitätsdrang bildet, der bewußte Wille zur Tat, zur verantwortlichen Selbstbestimmung. Auch Fuchs ist von dieser Strömung ergriffen. Deshalb sucht er im Leiden das Aktive auf, wobei er zu der Einsicht gelangt, daß ‚das tragische Phänomen der Passion das Ungeheuerste an tragischer Aktivität darstelle, das sich überhaupt denken ließe'. Unerhört ist ja diese Erkenntnis nicht. Fuchs hat sie nur neuerdings (theoretisch!) schärfer betont. Hat doch schon Hebbel darauf gezielt, als er es in der Vorrede zu ‚Maria Magdalena' aussprach, daß alles Leiden im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln ist. Und ein anderer, der dem Dithmarschen in dem Höhenfelde des dramatischen und tragischen Denkens so nahekommt, Friedrich Nietzsche, hat mit dem Finger auf den Ödipus von Kolonos dargelegt, daß der Held in seinem rein passiven Verhalten seine höchste Aktivität erreicht. Übrigens hatte schon Calderon den Prinzen so angelegt: mit unbeugsamem Willen, mit brausendem Fechtergeblüt. Es ist darum nahezu ein Widerspruch, es ist sicher ein Fehler, daß der Dramatiker Fuchs zugunsten einer technischen Kürzung eben die Szenen der Urdichtung streicht, die der Philosoph und Theoretiker Fuchs mit Nachdruck fordern müßte: die Szenen der Vorgeschichte, wo der Prinz voll Tatendrang den Fuß in den Sand der heidnischen Küste setzt, wo er siegt und als freier Sieger in Herzensgröße schaltet. Diese Situationen wären mit den späteren der äußeren Knechtschaft und inneren Stärke nicht bloß zusammengeflossen, sie hätten sie auch psychologisch durchklärt, sie wären ihre Ouvertüre, ihr Untergrund gewesen.

Einen unversöhnlichen Riß erhält aber die Dichtung vom standhaften Prinzen durch eine andere Idee, die Fuchs völlig neu in sie hineinträgt. Er nennt sie mystische Tragik und versteht darunter jenes seelische Wachstum, worin der Held unter Kämpfen und Qualen des ‚kosmischen, göttlichen Bewußtseins teilhaftig wird und dann das Ende will, ja selber erzwingt'. Die mystische Tragik seines Prinzen ist aber unbefangen angeschaut nichts anderes als eine aus flagellantischer Wollust gehauchte feminine Mystik. Fernando seufzt: ‚Kann ich's noch tragen, dieses Übermaß der Lust? O süße Qual, o unermeßne Seligkeit, die ich schon schmecken darf. O trunkner Brand der Minne, der mich zerschmilzt! . . . O helle Engelstimmen, ertötet mich im Wonneschwall des ewigen Lebens . . . Sie führen mich zur Jungfrauen-Göttin: Maria!' (Diese heidnisch-christliche Begriffsbindung kommt wohl von Eduard Stucken.) Er hört dann den Engelchor: ‚Komm', ruhe süß an meinen flaumenzarten Jungfrauen-Brüsten.'

Es ist bezeichnend, daß an diesem Gipfelpunkt des Empfindens kein einziges Sprachbild aus Calderon genommen werden konnte; denn diese weichliche, vom individuellen Dasein losdrängende, ausschwärmende Mystik wurzelt ebensowenig in dem tüchtigen, erdstarken, positiven Wollen der kastilischen Schwertkolonisatoren wie in der rein bewahrten Vorstellungswelt der katholischen Lehre. Es ist doch nur zerfließender Panpsychismus, in den dieses durch Leiden sublimierte, religiöse Erlebnis ausflutet: ‚All ihr im All, du Sonne, du Mond, du Sterngewölk, du Ätherblau, du Erde, Meer und Wind und Berg, du Kreatur: seid meine Brüder in der Liebe und in Gott!' Im tiefsten Grunde ruht doch nur der Wunsch zum Wunschlosen: ‚Ich habe getan die Reise. Rasten will ich nun.' Und wenn wir auf den Kern seines Gotterfassens treffen wollten, so bliebe uns schließlich nur ein Abstraktum, die Liebe im Kosmos, die alle Wesen aneinanderschmiegt. Aus der Minne, die ‚liebt und liebt und liebt', kommen ihm alle Wunder, alle Seelenläuterungen.

Daß nun Fuchs trotz der müden Entrücktheit und Sterbensseligkeit seines Prinzen hinterher nicht auf jenen anderen Fernando verzichtet, der noch als Abgeschiedener seinen Fahnen voranleuchtet, das macht den Riß am fühlbarsten; denn wir verstehen

wohl, warum der Held und Heilige des spanischen Tragikers als Geist und Stern über dem umstrittenen Boden schwebt, und wir verstehen, daß er seinen irdischen Resten die geweihte Stätte sucht, aber wir verstehen nicht, was einer, dem das ersehnte Geschick im All erfüllt ist, der, mit Fuchs zu reden, das kosmische (!) Welt(!)gesetz an sich selbst vollstreckt hat, noch mit Trommelschall, Stampfschritt und Schwerterschlag schaffen will. Da sind zwei Lebens-, zwei Weltanschauungen. Fuchs hat die katholisch-ritterliche-romantische hervorgeholt und von seiner modernen hinzugetan. Geeint hat er sie nicht. Nach dem Künstlerischen und Dichterischen gewendet, heißt das: Er ist des Stoffes nicht mächtig geworden. Er hat die innere Form nicht gefunden. Ihm eignet nicht die neuschöpferische Entwicklungskraft.

Fuchs möchte sein Auffrischen, sein Vergegenwärtigen Calderons wohl als die aktive Pietät gefaßt wissen im Gegensatz zur passiven, die am ursprünglichen Plan, Szenen- und Wortgefüge festhält. Ob aber das philologische Treugefühl wirklich so untätig zu sein brauchte! Vermöchte uns nur einer den standhaften Prinzen im deutschen Sprachkleid syntaktisch so wiederzuschaffen, daß nichts von dem nachhängenden Bedenken des Lebenssinnes verloren geht, kaum etwas von der dialektischen Lust, kaum etwas von den schönsten lyrischen Bildern aus Landschaft und See. Fuchs hat da nur zu vieles fallen lassen, wie er überhaupt um das Poetische Calderons am wenigsten bemüht war. Es ist eigentlich noch immer August Wilhelm Schlegel, der mit seinem reichen Wortschatz sprachkünstlerisch das meiste aus der Fernandodichtung erlangte. Seine Übertragung ist gewiß nicht immer mundgerecht, nicht immer begrifflich klar, aber vielleicht hat sie gerade wegen des letzteren den weiten, suggestiven Klang der Romantik. Sein Gegenspiel unter den Verdeutschern wäre der Domherr Franz Lorinser*, ein emsiger, gewissenhafter Philologe, fast immer mit dem deckenden Ausdruck zur Stelle, aber ohne das dichterische Fluidum.

Ich möchte nicht von Calderons comedia gehen und das Edelste darin unbesprochen lassen, zumal es bei Fuchs zurücktritt oder erst als persönliche Auswirkung des Prinzen erscheint. Ich meine die Duldsamkeit, die da die Region der Weißen und der Mauren, der Christen und der Heiden aneinanderknüpft, die Achtung des Menschlichen im Menschen, des Mannes im Manne. Was nämlich hier mitleidlos schürt und zwingt, das sind die Notwendigkeiten, die Schicksale. Die Kämpfenden selber aber werden sich nicht zum Feind. Man könnte zuweilen an Lessings ‚Nathan‘ denken. Nur daß Calderon nicht eine Lehrfabel vorträgt, sondern die Handlungsart seiner Zeit, dieses in allen Abenteuern wahrhaft ritterliche Wesen gestaltet hat. Joseph Sprengler.

Musik

Caruso. Es liegt im Wesen der Musik begründet, daß sie, die aus der Hand des Schaffenden in toten Zeichen hervorgeht, des Nachschaffenden bedarf, der diese toten Zeichen erst wirklich zum tönenden Leben erweckt. Darum haben in allen Epochen der Musikgeschichte neben den produzierenden auch die reproduzierenden Künstler eine große Rolle gespielt. Ist in unseren Tagen der Kult, den die letzteren früher in oft überschwenglichem Maße fanden, auch entschieden etwas zurückgedämmt worden, so gibt es doch auch gegenwärtig noch genug Persönlichkeiten ausübender Kunst, die kraft ihrer hervorstechenden Bedeutung vom musikalischen Kulturbild der Moderne untrennbar sind. So wird der zukünftige Historiograph unserer musikalischen Gegenwart neben Richard Strauß, Puccini und Kollegen, z. B. auch — Enrico Caruso zu nennen und zu würdigen haben.

Dieser berühmteste ‚Star‘ der modernen internationalen Opernbühne hat vor den meisten seiner Kollegen, Sängern wie In-

* Calderons Größte Dramen religiösen Inhalts übersetzt von Dr. F. Lorinser. 7 Bände. 2te Aufl. von Engelbert Günthner. (Herder, Freiburg.) Günthner selbst, in Deutschland der gründlichste Kenner der Calderonliteratur, hat ebenda zwei Bände von zusammen 800 Seiten erscheinen lassen: ‚Calderon und seine Werke.‘ Darauf hinzuweisen, ist eine Ehrenpflicht.

strumentalkünstlern, eine gewisse, sehr weit reichende Popularität voraus. Der Name Caruso ist wohl jedem, auch dem allem Musikleben Fernstehenden bekannt. Wie aber sehr oft so beruht auch im Falle Caruso diese Popularität auf teilweise ganz falschen Voraussetzungen. Für die meisten verbindet sich mit dem Namen Caruso der Begriff eines noch nie dagewesenen Stimmwunders, eines als einzigartiges Klangphänomen erscheinenden ‚Tenors‘, den man lediglich bestaunen kann und darf, wie irgend eine andere Abnormität etwa des — Spezialitätentheaters. Aus diesen falschen Meinungen erklären sich auch die Schattenseiten der modernen Carusobegeisterung, die gelegentlich wohl schon eher als pathologischer Carusotaumel zu bezeichnen ist. Denn sie entspringt nicht verständnisvollem Erwarten und Genießen eines seltenen künstlerischen Erlebnisses, sondern nackter, ungeschminkter Sensationslust. Nicht bedeutsame musikalisch-dramatische Kunst genießen, sondern ein seltsames stimmliches Naturphänomen, das zudem auch noch Modesensation ist, bestaunen: das will die große Masse der ‚Carusoschwärmer‘; dafür zahlt man sechzig und hundert Mark und darüber für einen Abend, kommt — und sieht sich enttäuscht. Freilich diese Enttäuschung merken zu lassen — davor hütet man sich wohl, denn damit könnte man sich doch zu leicht blamieren. Aber daß die ‚Begeisterung‘ tatsächlich von einem erkältenden Hauch berührt wurde, das kann man doch nicht ganz verbergen. Zum dritten Male hat heuer Caruso auf den Gastspielreisen, die ihn jeden Herbst auf die bedeutendsten deutschen Bühnen führen, auch München berührt. Es gab wieder trotz der bekannten Monstrepreise lauter ausverkaufte Häuser und die herkömmlichen stürmischen Beifallsovationen: allein über dem ganzen Ereignis lag doch ein wesentlich ruhigeres, minder nervös erhitztes Air als in früheren Jahren. Und ein Gleiches wird von anderen Gastspielorten Carusos, z. B. aus Wien, berichtet. Ist das ein Zeichen, daß Carusos Stern im Sinken ist? Sicher nicht. Ja, der Nimbus der Sensation, der ja überhaupt das kurzlebigste Ding der Welt ist, der beginnt vom Namen Caruso zu weichen. Das ist aber nur erfreulich: denn dafür tritt nun immer klarer und leuchtender die wahre außerordentliche Persönlichkeit des Künstlers ins Licht, die erst dann, wenn sie auch vom letzten Rest spezialitätenhaften Modegeists geläutert ist, sich in ihrer vollen Bedeutung wird auswirken können, und der es dann an aufrichtigen und verständnisvollen Bewunderern — die sogar auch die teuren Plätze bezahlen werden — nie fehlen kann.

Caruso ist kein ungewöhnlich stimmdonnernder Opernsänger; wer, wie die oben geschilderten Carusosensationalisten, einen solchen in ihm erwartet, wird nie auf seine Rechnung kommen, denn Caruso ist viel viel mehr: — er ist ein großer dramatischer Künstler. Freilich ist Vorbedingung seines dramatischen Wirkens eine eminente Sangeskunst. Aber diese ist einmal nur Bedingung, nicht Haupterscheinung und sodann auch als Bedingung ist sie nicht das, was das Durchschnittspublikum sich vielfach darunter vorstellt, nicht, wie man gemeinhin sagt, ‚Stimmprotzerei‘. Wenn es auf diese allein ankäme, dann wären Caruso gar manche unter seinen tenorsingenden Landsleuten ebenbürtig, wo nicht überlegen. Was Carusos Ausnahmsstellung verbürgt, ist die eminent intensive Ausdrucksfähigkeit seines mit überlegenster Gesangstechnik gemeisterten Organs, die eine bis ins kleinste Detail gehende dramatische Nuancierung ermöglicht und von dem Künstler mit überlegener Intelligenz und echt südländisch impulsivem Empfinden dem dramatischen Gesamtausdruck dienstbar gemacht wird.

Als eines der schönsten und berühmtesten Musterbeispiele für diese Art von Carusos künstlerischem Wirken sei hier sein Don José in Bizets ‚Carmen‘ analysiert. Er läßt die Tragödie des armen Soldaten, der um der unseligen Leidenschaft zu einer dämonisches Spiel mit ihm treibenden Dirne willen als Verbrecher und Mörder endet, im Rahmen einer gewaltigen Steigerung zum Leben erstehen. Auf einen leichten nonchalanten Konversationston sind die Einleitungsszenen des ersten Akts gestimmt. Das Duett mit

Micaela bringt bei dem empfindsamen ‚Ma mère je la vois' (‚Ich seh' die Mutter dort') die erste wärmere lyrische Entfaltung und mit der ruhigen, in edler Schönheit ausgeglichenen Führung der sehr exponiert am Stimmbruch liegenden melodischen Linie auch die erste gesangliche Meisterprobe. In der Schlußszene mit Carmen gewinnt dann der ganze Ausdruck mehr und mehr an intensiver Beseelung, und bei dem mit einem glänzenden hohen ais gekrönten ‚Si je t'aime tu m' aimeras' (‚Wenn ich dich liebe, liebst du auch mich?') leuchtet jäh jene elementare Leidenschaft auf, die die Grundlage für die ganze künftige Entwicklung bildet. Aufs reichste psychisch schattiert gibt sich dann die Weiterführung im zweiten Akt. Nach schlicht empfundener Exposition zuckt es da wie drohendes Wetterleuchten auf: ‚Tu m'entendras, Carmen, tu m'entendras!' (‚Du hörst mich an, Carmen, ich will's!') — ein Vorbote der Katastrophe, auf den aber als nochmaliger lyrischer Ruhepunkt die ‚Blumenarie' folgt (‚Hier an dem Herzen treu geborgen'), eine der berühmtesten Piecen von Carusos Repertoire und auch durch das — Gramophon reichlich popularisiert. Sie bedeutet in der Tat an idealer Klangschönheit und Wärme des Ausdrucks eine Kabinettleistung und ist gesangstechnisch besonders durch die — nur einem Italiener mögliche — breitlinige Ruhe der Atemführung bewundernswert. Im Schlußensemble beschränkt sich der Sänger auf Markierung einiger Hauptakzente. Dagegen geht er mit voller Verve wieder im dritten Akt ins Zeug, wo namentlich der Abschied von Carmen ‚Non, je ne partirais pas' (‚Ach, du bist mein') zu einem erschütternden Höhepunkt atemraubender dramatischer Wucht und realistischer Leidenschaft führt. Alle seelischen Regungen des ganzen Dramas in einen Brennpunkt vereinigt, zeigt dann noch einmal die in düsterer Größe erstehende Schlußszene des letzten Aktes, in gewaltiger Steigerung von stammelndem Schmachten zur katastrophalen Raserei führend; eigenartig und dramatisch wahr empfunden ist hier das jähe Schwanken zwischen den Extremen von Liebe und Rachsucht. Auf diese Weise klingt die eminente Leistung mit Momenten mächtigster psychischer Spannung aus. — So ‚arbeitet' also Caruso! Dabei ist natürlich mit den gemachten Andeutungen nur beiläufig der elementare Grundriß seiner Leistung umschrieben. Caruso müßte nicht der lebensvolle Künstler sein, der er ist, um diesen Grundriß nicht bei jeder neuen Aufführung wieder durch zahlreiche neue Details, momentane Regungen und Eingebungen neu zu bereichern. Im allgemeinen aber ist gerade der José typisch für Carusos Auffassungsart moderner, musikdramatischer Partien; sein Canio in ‚Bajazzo', Cararadossi in ‚Tosca', Radames in ‚Aïda' zeigen beiläufig dieselbe ‚Methode', natürlich jeweils dem verschiedenen Stil und Charakter der Kunstwerke angepaßt. Doch auch der älteren italienischen Oper weiß der Künstler auf ihre Art mächtige Wirkungen abzugewinnen. So ist z. B. eine seiner Glanzrollen der Herzog in Verdis ‚Rigoletto'. Diese Partie nun, an der der Dramatiker Verdi nur wenig Anteil hat, die vielmehr fast ganz im Charakter virtuosenhaften Salonstils gehalten ist, bietet jener inneren Durchgeistigung und Vertiefung, die sonst den Schwerpunkt von Carusos Leistungen ausmacht, nur wenig Anhaltspunkte. Trotzdem weiß der Künstler dem flitterhaften Opernhelden in manchen Momenten Züge menschlicher Beseelung einzuhauchen: ernste im Duett mit Gilda und in der Arie am Anfang des zweiten Aktes ‚Parmi veder le lagrime' (— nebenbei wieder ein Kabinettstück ideal ausgeglichener Tongebung und Atemführung —), heitere bei den Koserien mit der koketten Maddalena und ihrem brutal plumpen Bruder Sparafucile. Im ganzen genommen steht aber natürlich bei solchen Aufgaben mehr als sonst Caruso der Sänger im Vordergrund, und z. B. das berühmte Lied ‚La donna è mobile' im Schlußakt des ‚Rigoletto' bringt mit seiner faszinierenden, klanglichen Steigerung, die in der mit einem glänzenden hohen h gekrönten eleganten Kadenz gipfelt, auch denen, die von einem berühmten Tenor vor allem extravagante Stimmevolutionen fordern, die Erfüllung ihres Carusoideals.

Hie und da tauchten schon Gerüchte auf, Caruso wolle sich nun auch noch als Wagnersänger betätigen, er habe vor, den Tannhäuser oder gar den Tristan zu studieren. Dann kamen aber gleich wieder Dementis, teilweise mit der törichten Begründung, der Künstler denke gar nicht daran, sich an solchen Aufgaben ‚die Stimme zu verschreien'. Das ist natürlich Unsinn; wer singen kann, braucht vor keiner Wagnerpartie Angst zu haben, und wer es nicht kann, der kann sein Organ am Radames oder Cavaradossi ebensowohl ruinieren wie am Tannhäuser oder Tristan. Freilich glauben auch wir, daß es mit der Wagnersingerei Carusos nicht so leicht Ernst werden wird, aber nicht aus stimmlichen Rücksichten, sondern aus Gründen der Auffassung. Caruso als Italiener lebt und webt in der romanischen Oper; die tiefe, innere Fühlung mit deren Aufgaben verleiht seiner Kunst die einzigartige, intensive Wirkung. Ob er diese innere Fühlung auch zu Wagner zu gewinnen vermöchte, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Es ist auch gar nicht nötig; denn ausgezeichnete Wagnersänger gibt es hinreichend; die echte Dramatik der romanischen Oper aber hat vorläufig kaum einen zweiten Interpreten, der für Caruso vollen Ersatz bieten könnte. Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Bildende Kunst

Zu den als wissenschaftliche Sammelresultate wertvollen und allgemein brauchbaren Kunstveröffentlichungen gehören schon seit Jahren die ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben' (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), deren Reihe sich wieder um drei Bände: **‚Hans Holbein d. J.'** herausgegeben von Paul Ganz mit 252 Abb. (9 Mk.), **‚Antoine Watteau'** herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann mit 182 Abbild. (8 Mk.) und **‚Murillo'** herausgegeben von August L. Mayer mit 287 Abb. (12 Mk.) vermehrt hat. Der nur das malerische Werk, darunter aber auch die untergegangenen Monumentalmalereien in überlieferten Kopien enthaltende Holbeinband gewährt mit seinem Material aus Privatsammlungen einen äußerst schätzbaren Überblick über diese wie örtlich zerstreute, so auch stofflich und stilistisch verschiedenartige Kunst, die besonders mit ihren Porträten als Kulturdokumenten in der deutschen Kunstgeschichte einzig dasteht, aber auch in ihren religiösen Bildkompositionen, nicht zuletzt den früheren, die bedeutsamsten Stilauflösungen des deutschen Charakters im italienischen Renaissancegeiste widerspiegelt. Der Watteauband kommt einer heutigen Vorliebe für das Rokoko entgegen, die einer bloßen dilettantischen Stimmungsangleichung, einem kunsthistorischen Interesse für die fließenden Grenzen zur neuzeitlichen Kunst hin und dem Bestreben der stilpsychologischen Analyse einer besonders artistisch pointierten Formenwelt bald mehr bald weniger entspringt. Dazu kommt noch die wichtige Stellung Watteaus in der bisher vielfach von außen geleiteten, jetzt in eine innerlich charakteristische Phase übergehenden französischen Kunstentwicklung, so daß der Band, der wie noch mehr der Holbeinband die üblichen Einzelerläuterungen und Notizen am Schlusse bringt, die durch zahlreiche Ausschnitte verdeutlichten Hauptwerke einer wichtigen Kunstperiode vorführt, der allerdings immer etwas Geschmäcklerisches anhaften bleibt. Ganz zurück tritt das Geschmäcklerische hinter dem stofflichen Wohlgefallen, wodurch Murillo die Gunst der weitesten Kreise für sich gewonnen hat, weshalb ihm aber auch die Mode des modernen Kunstgeschmacks ungünstig gesinnt wurde. Das Ansehen des großen andalusischen Madonnenmalers ist zu der Zeit, da Greco unter die spanischen Kunstheroen aufgenommen wurde, gesunken. Ob und inwiefern etwas an dem Umschwung des Urteils berechtigt ist, das hat der Herausgeber des Bandes nicht tiefer ergründet, der im übrigen als näherer Kenner der spanischen Kunstgeschichte die biographischen und künstlerischen Daten gewandt umreißt.

Auf seine vor mehreren Jahren erschienenen zwei Bände ‚Gemäldestudien' hat Karl Voll nun einen Band **‚Altniederländische und altdeutsche Meister'** folgen lassen, der, mit 29 Bildertafeln versehen, sich von dem Verfahren in den früheren Büchern darin unterscheidet, daß nicht mehr zwei Bilder miteinander verglichen und auf diese Weise kunstgeschichtliche Erkenntnisse gefunden wer-

den, sondern daß diese Erkenntnisse aus den einzelnen Bildern selbständig entwickelt werden, wobei bald dieses, bald jenes künstlerische Problem in den Vordergrund tritt. Voll gewinnt dadurch die Möglichkeit, einen gewissen fortlaufenden Zusammenhang festhalten und die innere notwendige Gesetzmäßigkeit der Entwicklung stärker betonen zu können, weshalb er dieses neue Buch, in dem die deutsche Kunst bevorzugt wird, als 1. Band einer **‚Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen'** bezeichnet. Durch eingehende Besprechung einzelner charakteristischer Gemälde will Voll vor allem dem wirklichen Kunstverständnis dienen, das bei den üblichen Kunstgeschichten zu kurz kommt. Gemeinsam hat das neue Werk mit den früheren die Gediegenheit der Lehrmethode und die Sachlichkeit der Erkenntnisfindung. Voll lehrt nicht das dilettantische ‚Sehen', wie es etwa durch den ‚Kunstwart' in Mode gekommen ist, er geht auch nicht von dem einseitigen klassizistischen Sehbegriff Hildebrands aus, dem andere Universitätsdozenten heute ihre Unfruchtbarkeit verdanken; schon seine Vorliebe für Niederländer und Deutsche bewahrt ihn davor. Er stellt einfach die tatsächliche Gesetzmäßigkeit des historischen Formenverlaufs fest, er lehrt wirklich Unterschiede sehen. Freilich bleibt er bei seiner bloß empirischen Methode von einer absoluten Formerkenntnis und Wertung weit entfernt, die in dem rhythmischen Organismus der Kunstwerke eine über der Geschichte stehende ideelle Gesetzlichkeit, die auch den historischen Formen erst den eigentlichen Sinn gibt, erkennen will. Nichtsdestoweniger verdienen seine Bücher weiteste Verbreitung, da sie wirklich für das Kunstverständnis nützlich sind, was man von den meisten lehrhaften Kunstbüchern nicht gerade sagen kann. (München, Süddeutsche Monatshefte. 8 u. 10 M.)

Die von Zeit zu Zeit erscheinenden kleinen kunstgeschichtlichen Kompendien, so das mit 160 Abbildungen ausgestattete **‚Die bildenden Künste'** eine Einführung in das Verständnis ihrer Werke' von Alwin Schultz, neu bearbeitet von Rud. Bernoulli, müssen unter dem Gesichtspunkt des elementaren Belehrungszwecks gewürdigt werden, da sie bei ihrer Kürze dem höheren Kunstsinn sich kaum anders als durch Begriffe und Konventionen nähern können. Nützlich macht sich das vorliegende, in der Ausstattung verunglückte Buch wie neuerdings auch andere dadurch, daß es bei seiner getrennten Behandlung der Kunstgebiete unter den ästhetischen Voraussetzungen besonders Eigenart und Wirkungsweise der Technik hervorhebt und die Vielseitigkeit der künstlerischen Fragen sehen läßt. (Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 6 M.)

Bloß dem Zwecke der äußeren Stilkenntnis nach den schematischen Stilmerkmalen und der praktischen Nutzanwendung dient das zweibändige Buch **‚Vom Romanischen bis zum Empire'**, eine Wanderung durch die Kunstformen dieser Stile von Anton Genewein. Dementsprechend ist der Text ebenso wie die 947 schematisch sauberen Abbildungen, denen ihre historische Patina genommen ist, ganz auf den Lernstoff zugeschnitten. (Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn, 9.— M.) Auch die kleinere Schrift, **‚Die Baustile** mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kirchenbaues' von Nikolaus Spiegel dient in erster Linie Unterrichtszwecken, ist aber zeitlich-räumlich umfassender, nicht schematisch von der Geschichte abgetrennt und also ein Stück durchlaufende Kunstgeschichte. (Paderborn, F. Schöningh, 1.80 M.)

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder dieses Heftes sind sämtlich in dem Artikel über ‚Prae-Raphaelitismus' von Dr. Joh. Ranftl gewürdigt. Original-Photographien der Kunstbeilagen bei Fr. Hollyer, Pembroke Square 9, London.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöppel in Wien IV, Schönburgstraße 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Humbert/Die Idee Gottes





Zehnter Jahrgang Februar 1913

Die sozialkatholische Bewegung in Frankreich

Von Theodor Brauer

I.

Abbé Calippe leitet eine mehrbändige Studie über die soziale Stellungnahme der französischen Katholiken im 19. Jahrhundert mit dem geistvollen Nachweise ein, wie eindringlich im 19. Jahrhundert, von Saint-Simon angefangen, der Ruf an die französischen Katholiken erfolgt sei, ihre Weltanschauung in den Dienst der sozialen Betätigung zu stellen. ‚Vom Anfange bis zum Ende des Jahrhunderts und in Kreisen von merkwürdiger Verschiedenheit der Auffassung wird ihr Eingreifen mit einer augenscheinlichen Sympathie sehnlichst herbeigewünscht.‘ Im Katholizismus scheint den Saint-Simonisten, Comte nicht ausgenommen, jenes Bindemittel sozialer Organisation gegeben zu sein, um das man sich in jahrzehntelanger theoretischer und praktischer Arbeit immer wieder vergeblich bemüht hatte. Und nun stellt Goyau an der Jahrhundertwende in einer seiner beliebten sozialen Monographien fest: Wenn die Kirche langsam und an leitender Stelle ihren Platz einnimmt inmitten des breiten Stromes des heutigen Gesellschaftslebens, ‚so scheint es, als ob diese Entwicklung dem Ideenflug, der den (der Kirche) entfliehenden Lamennais mit den ketzerischen Saint-Simonisten verband, eine nachträgliche Erfüllung verheiße.‘ Waren die Katholiken selbst so zögernd dem an sie ergehenden Rufe nach sozialer Betätigung gefolgt? Ist das gar der Grund, weshalb wir in diesem nach sozialem Ausgleich strebenden 19. Jahrhundert das Ansehen der Kirche in Frankreich in ständigem Abnehmen begriffen sehen?

Die französische Revolution, das unerreichte Beispiel für die Unterschätzung

der historischen Bedingtheit aller sozialen Entwickelung, erfuhr als Faktum schon bald unter den entsetzlichsten Wehen ihre Korrektur durch die Weltgeschichte. Viel weniger schnell aber vollzog sich die Gegenbewegung auf dem Gebiete der Ideen. Es bedurfte der geistigen Arbeit fast des ganzen 19. Jahrhunderts, im Verein mit einer Fülle herber Enttäuschungen, um dem Liberalismus, dem Individualismus, als dem von der Revolution übernommenen Erbe dreier Jahrhunderte, sein Gift zu nehmen und ihn so geläutert in die soziale Synthese einzuführen. Was war in der Entwicklung dreier Jahrhunderte vor der Revolution aus dem Menschen geworden? Fonsegrive faßt das Resultat in seiner Konferenz über die Krisis des Liberalismus (Paris 1901) so zusammen: ‚Der Mensch, im 15. Jahrhundert noch ein dem Papste wie seinem Bischof und seinem Pfarrer gehorchender Christ, als Philosoph und Gelehrter voll von Respekt vor den Autoritäten, seinem König ein ergebener Untertan, und, ob Ritter oder Soldat, ob Magistratsherr, Kaufmann oder Arbeiter, voll ehrfürchtigen Gehorsams gegen seine Standes- oder Korporationsregeln — dieser Mensch erscheint an der Schwelle des 19. Jahrhunderts als der freie Denker auf dem Gebiete der Religion und der Philosophie, als politisch freier Bürger, als Individuum ohne jedwede Verpflichtung gegenüber seiner Familie, seinen Genossen oder seinen Lehensherren.‘ In der Tat ‚blieb der Liberalismus bis etwa gegen das Jahr 1870 die herrschende Auffassung unter den edelsten Geistesgrößen aller zivilisierten Länder.‘ Und doch war in Frankreich zunächst selbst jene wohltätige Reaktion im eigenen Schoße ausgeblieben, wie wir sie in anderen Ländern beobachten konnten. Hier behauptete sich einstweilen der Individualismus in seiner starren Form, ungemildert durch den sozial-ethischen Imperativ, zu dem sich Kant in Deutschland gezwungen sah. Viel weniger noch machte sich hier das Streben der Humboldt und Schleiermacher geltend, das, wenn auch gegen den eigenen Willen dieser Denker, die Richtung eines Ausgleichs individuellen und sozialen Daseins einschlug.

Als dann die Reaktion sich doch einstellte, kam sie von außen her und trat sie in der Form des schroffsten Gegensatzes zu dem durch die Revolution Geschaffenen auf. Zwei katholische Denker waren es, die der Haß gegen die Ideen des 18. Jahrhunderts in die Schranken führte gegen das ganze System des individualistischen Liberalismus: Joseph de Maistre und Bonald. Während, wie Fonsegrive dartut, Rousseau und die Mitglieder der Constituante aus der Souveränität des Volkswillens die Möglichkeit folgerten, der Gesellschaft alle abstrakten Gesetze aufzuzwingen, die die Vernunft erfassen und rechtfertigen könnte, stellten die beiden katholischen Denker mit bis dahin unerreichter Klarheit fest, daß der Mensch ein soziales Wesen und notwendigerweise Gesetzen unterworfen ist, die er nicht selbst geschaffen hat. In ihren Gedankengängen wurde Pascals Auffassung wieder lebendig, daß die gesamte Menschheit einem einzigen Menschen gleiche, der immer existiert und fortgesetzt weiter lernt, der daher nicht immer wieder vergißt, was er im Augenblick vorher in sich aufgenommen hat, der dies vielmehr behält und sich darauf stützt, um auf neue Entdeckungen auszugehen. Das waren die ersten Anklänge an den Positivismus, den Saint-Simons Schule im Geiste des Sozialismus auszu-

nutzen sich bestrebte, bis ihn Auguste Comte zum System zu erheben suchte. Bei de Maistre und Bonald versagte indes die Wirkung dieser Ideen auf die Zeitgenossen hauptsächlich deshalb, weil sie mit den heftigsten Ausfällen auf die ‚satanische' Revolution und mit einer leidenschaftlichen Aufforderung zur Gegenrevolution in dem ‚geographisch-monarchischen' Frankreich vorgebracht wurden. Insbesondere machte es sich Bonald mehr und mehr zur Gewohnheit, alles, was ihm gut erschien, mit dem System einer monarchischen Regierung zu identifizieren, dagegen die Demokratie als die Wurzel alles Schlechten hinzustellen. So schlugen auch namentlich die Versuche dieser Vorläufer der Soziologie gänzlich fehl, die Gesellschaft auf der Grundlage der Familie wieder zu erneuern. ‚Die politische Demokratie', rief Bonald aus, ‚die dem Volke, diesem schwachen Teil der politischen Gesellschaft, gestattet, sich gegen die Regierung zu erheben, ist die notwendige Begleiterin der Auflösbarkeit der Ehe, jener wahrhaften häuslichen Demokratie, die ebenso dem schwachen Teile erlaubt, sich gegen die Autorität des Mannes zu erheben und damit die väterliche Autorität zu schwächen; um den Staat aus den Händen des Volkes zu reißen, ist es nach Montesquieu erforderlich, die Familie den Händen der Weiber und Kinder zu entreißen.' In der Wut, die sich in der Öffentlichkeit ob solcher Übertreibungen erhob, gingen dann auch manche vernünftigen Gedanken verloren, die wiederum namentlich von Bonald über die Bande der Abhängigkeit ausgesprochen wurden, in welche der zunehmende Kapitalismus die unter der neuen Ordnung der Dinge rasch anwachsenden Massen der industriellen Arbeiter schlug. So kam es, daß die größtenteils aus dem Katholizismus entwickelten Gedanken und Anregungen der beiden Denker allgemein einen durchaus steinigen Boden antrafen, obwohl die Menschen an sich vielfach dafür empfänglich gewesen wären. Denn das äußere Fehlschlagen der Revolution hatte nicht völlig den damaligen, auf Menschenbeglückung gerichteten inneren Enthusiasmus zu erschüttern vermocht, der zu sozialpolitischen Reformversuchen geradezu antrieb.

Verfolgen wir die hier anklingende Richtung auf den Positivismus noch etwas weiter, so begegnet uns Saint-Simon mit seinen vielen, oft recht seltsamen Sozialreformern, die ein ‚neues Christentum' schaffen wollten, um bei einem utopischen Sozialismus zu landen. Vornehmlich beginnt das Individuum immer mehr hinter die Gesamtheit zurückzutreten. Allerdings, auch schon bei de Maistre und Bonald beruht der Aufbau der Gesellschaft nicht auf dem Einzelnen, sondern auf der Familie. Im Zusammenleben in der Familie entwickelt sich das Verständnis des Einzelnen für das immerwährende Aufeinanderangewiesensein der Menschen. In schärfster Ausprägung begegnet uns dieselbe Auffassung, erst rein intellektuell aufgefaßt, später aber von starken Gefühlsmomenten begleitet, bei Aug. Comte, dessen Einwirkung im französischen Geistesleben auch heute noch so stark verspürt werden kann. Comtes Philosophie ist die stärkste Reaktion auf den Individualismus der französischen Revolution. Sie ist das Extrem, das einem anderen entgegengesetzt wurde, und darin liegt ihre Schwäche. Comte hoffte, sich, wie schon Saint-Simon vor ihm versucht hatte, die Synthese einer Weltanschauung dadurch zu verschaffen, daß er die letzten Erkenntnisse aller Erfahrungswissenschaft in einen

organischen Zusammenhang bringen wollte. Sein Material sollte ausschließlich aus den Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften bestehen. Dadurch sollte seiner ‚Soziologie' ein unmittelbar praktischer Zweck gesichert werden. Als Unterbau der Sozialwissenschaft erscheint die Biologie; doch geht Comte, abweichend von den späteren Soziologen und namentlich Spenzer, nicht weit über die bloße Anwendung des Begriffes vom Organismus auf die Gesellschaft hinaus. Für die soziale Entwicklung selbst stellt er das Wort auf: ‚Die Ordnung als Grundlage, der Fortschritt als Ziel.' Das wesentliche Agens aller gesellschaftlichen Entwicklung aber ist die menschliche Intelligenz. Zwischen 1832 und 1842, als Comtes positive Philosophie erschien, erhielt sie ihre Wichtigkeit nicht zuletzt durch die Anwendung auf das in rascher Entwicklung befindliche Wirtschaftsleben. Die Ausbildung des Intellekts zugleich mit einem ausgedehnten System der Zentralisation ergaben nach Comte alle die erforderlichen Voraussetzungen für die schwieriger werdende Bedürfnisbefriedigung. Aus der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung folgert der Philosoph die wachsende Abhängigkeit der Menschen untereinander und die Notwendigkeit höchster Solidarität, in der das Individuum fast verschwindet.

Bei dieser extremen Fassung seiner Theorie verrammelt sich Comte selbst den Zugang zu einer befriedigenden Synthese. Er hatte es übrigens, rein wissenschaftlich betrachtet, auch dadurch bereits getan, daß er eine Universalität des Geistes voraussetzte, die bei dem ins Ungemessene steigenden Umfange der Erfahrungswissenschaften geradezu ein Genie voraussetzt. Dazu schaltete er nicht nur die Psychologie vollständig aus, sondern auch die Philosophie des Christentums mit ihrer überschauenden Weltansicht, und zwar zu derselben Zeit, wo er für seinen eigenen Positivismus die Anhänglichkeit wie an eine Religion forderte. Schließlich warf ihn die von ihm proklamierte Notwendigkeit der rein intellektuellen Kultur, die als solche immer aristokratisch ist und die soziale Verständigung erschwert, in die Ausgänge der Revolution zurück. Denn auch einer der feinsten Geister der Revolution, Condorcet, hatte die Entfaltung der menschlichen Intelligenz zum Prinzip der geschichtlichen Entwicklung gemacht, allerdings zum einzig ausschlaggebenden Prinzip, während der spätere Comte auch der Einwirkung des Gefühls mehr und mehr Rechnung getragen hatte. — So sollte denn wenigstens zunächst auf diesem Wege eine befriedigende Synthese anscheinend nicht erreicht werden. Der Zugang mußte wohl erst von der anderen Seite aus geebnet werden. Und dazu hatten bis zu dem Zeitpunkte, wo Comte selbst von der Bühne wegtrat, eine Reihe der sympathischsten Geister des französischen Katholizismus wesentlich beigetragen.

Es ist zuzugeben, daß, angesichts der in der Masse des französischen Volkes damals herrschenden Ideenrichtung, zu dem Auftreten der de Maistre und Bonald ein ordentliches Stück moralischen Mutes gehörte. Indes war es kaum weniger mutvoll, als Katholik den Gedankengang, der sich, allerdings vorzeitig und in Begleitung roher Gewalt, in der Revolution entfaltet hatte, zu vertreten. Denn hier bestand die Gefahr, es mit den höchsten kirchlichen Würdenträgern zu verderben, die, abweichend von einem Teil des niederen Klerus, die Sache der ausgestoßenen Monarchie zu der ihrigen zu machen bereit

waren. Goyau hat in ergreifender Weise beschrieben, wie die in der Revolutionszeit verbannt gewesenen apostolischen Hirten nach ihrer Rückkehr ihr Volk, das sich allmählich mit der neuen Ordnung der Dinge auszusöhnen sehnte, nicht verstanden, wie dann diese geistige Entfremdung die Hirten nur um so fester an die Vertreter des ancien régime kettete, wie sie insbesondere auch dem der Volksstimmung immerhin entgegenkommenden napoleonischen Konkordat gegenüber sich reserviert oder ablehnend verhielten. Die Restauration fand sie auf seiten der Monarchie, und aus dieser bedingungslosen Stellungnahme sind nicht zuletzt manche Ereignisse von 1830 zu verstehen. Unter solchen Umständen schien es geboten, weniger die Prinzipien der Revolution in den Vordergrund zu rücken, als vielmehr die Demokratie als eine folgerichtige Erscheinung der Geschichte hinzustellen, deren grausige Vollzieherin die Revolution gewesen. Es ist bekannt, wie Condorcet noch unmittelbar vor seinem Tode sich in feierlichster Weise zu dem Gedanken der Revolution, deren Opfer er selbst ward, bekannte. So auch kam es für die Katholiken darauf an, zwischen dem geschichtlichen Faktum und seinen entsetzlichen Begleiterscheinungen zu unterscheiden. Chateaubriand landete nach langen Irrfahrten bei diesem Punkte, indem er darzutun sich bemühte, daß die Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein natürlicher Ausfluß des Evangeliums seien, so daß die aus dem gleichen Evangelium geflossene Religion die beste Vollstreckerin dieser Grundsätze sein müßte. Ihm schloß sich, Dichter wie er, Ballanche an, während de Tocqueville, der Historiograph und Staatsmann, den Fortschrittsgedanken in mehr philosophischer Prägung aufnahm und die Demokratie beschrieb als die stetigste, beharrlichste und älteste Tatsache, welche die Geschichte kennt. Entschiedener noch wie er, freilich auch viel robuster und ohne allzuzarte Rücksichtnahme auf die Orthodoxie, faßte Buchez die Sache an, er, dessen grandiose Visionen, mit einer Art von Übermensch als Ziel, an Nietzsches Darstellungen erinnern.

Inzwischen hatte die Revolution von 1830 eine kleine Gruppe von katholischen Männern auf den Plan gerufen, deren Namen mit den Freiheitsbestrebungen der französischen Katholiken für immer verbunden sind. Die Männer des ‚Avenir', von denen bei uns namentlich Lamennais, Lacordaire, Gerbet und Montalembert klangvolle Namen haben, verlangten resolut die Aufhebung des durch die Restauration wiederhergestellten Bündnisses zwischen Thron und Altar, weil sie sehr wohl erkannten, daß daraus der Antiklerikalismus der Julirevolution seine beste Nahrung zog. Nur so würde die Kirche dereinst jene intellektuelle, moralische und soziale Suprematie erlangen, die ihnen als Ideal vorschwebte. In den dreizehn Monaten des Bestehens (erste Nummer 16. Oktober 1830, letzte Nummer 16. November 1831) hat der ‚Avenir' die soziale Stellungnahme der französischen Katholiken in entschiedenster Weise beeinflußt. Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens tritt er der ausschließlichen Sorge der politischen Ökonomie um die Güter*produktion* entgegen und empfiehlt das Prinzip der Arbeitervereinigung. Politisch bekennt er sich, durch Lamennais, zur Demokratie und zum allgemeinen Wahlrecht. Insbesondere aber verteidigt der ‚Avenir' die Preß-, Vereins- und Organisations-

freiheit, und als ihre notwendige Konsequenz bezw. Voraussetzung die Lehrfreiheit. Schließlich wird eine weitgehende Dezentralisation verlangt, die den Provinzen und Gemeinden mehr Unabhängigkeit gewährleistet. Man weiß, unter welchen dramatischen Umständen der ‚Avenir' zugrunde ging, wie die ablehnende Haltung der Kurie und Lamennais' Weigerung zur Unterwerfung unter ihre Entscheidungen eine Scheidewand zwischen ihm und seinen Freunden aufrichtete. Die Freiheitsenthusiasten sahen sich eingeschüchtert und wagten nicht an die Bildung einer sozialen Doktrin heranzutreten. So vollzog sich die zu gleicher Zeit anhebende wirtschaftliche Revolution unter der Einwirkung solcher sozialen Lehren, die dem Katholizismus in den meisten Fällen feindlich gegenüberstanden. Es kam der Sozialismus auf, der namentlich unter Fourier und Proudhon viel Einfluß auf die Arbeiterwelt gewann und diese mehr und mehr von der Kirche abkehrte, welcher sich unter dem Einfluß der Beredsamkeit Lacordaires die Bürgerschaft in einer Stimmung religiöser Begeisterung zuwandte. Die älteren Vertreter des liberalen Katholizismus, unter welchem Namen die Männer des ‚Avenir' auch nach der Trennung von Lamennais fortleben, waren keine eigentlichen Sozialpolitiker. Wohl tauchte bei ihnen der Gedanke der Berufsvereine mit mehr oder minder großer Entschiedenheit auf, aber kaum anders wie etwa in der Auffassung der W. v. Humboldt und Schleiermacher in Deutschland, nämlich als Gewähr für eine größtmögliche Freiheit des Einzelnen. Immerhin ist im Auge zu behalten, daß damit dem individualistischen Liberalismus die ersten Schläge versetzt wurden. Die Forderung einer größeren distributiven Gerechtigkeit mußte notwendigerweise diese Richtung auf Beschneidung des Individualismus bestärken, weil sie dem Wirtschaftsliberalismus in der damaligen Auffassung entgegentrat. Noch schärfer äußerte sich dieses in der Annahme des Gedankens von der Notwendigkeit eines staatlichen Eingreifens gegen die Auswüchse des Kapitalismus durch die Forderung der Sonntagsheiligung und insbesondere des Kinderschutzes.

Als die Revolution von 1848 hereinbrach, deren sozialer Charakter unverkennbar ist, konnte sich der Katholizismus einen Moment an den Erfolgen berauschen, welche ihm diese freiheitstrunkenen Vorkämpfer, die liberalen Katholiken, in der Volksstimmung verschafft hatten. Überall richteten sich Freiheitsbäume auf, über die der Klerus seinen Segen gesprochen hatte. Und als Lacordaire von der Kanzel in Notre-Dame ausrief: ‚Wir leben in einer jener Stunden, in denen Gott sich offenbart; gestern ist er durch unsere Straßen geschritten, und die ganze Erde hat ihn gesehen,' spendete ihm ein gewaltiges Auditorium in der Kirche lauten Beifall. Die Begeisterung wuchs, als Pius IX. sich, nach dem Worte von Ozanam, auf die Seite der Demokratie stellte, auf die Seite der Barbaren der neuen Zeit — ein Ausdruck, der Montalembert geradezu entsetzte. Unter dem Eindruck der neuen Stimmung, der eine der schönsten Blüten französischer sozialer Betätigung, die Organisation der Caritas unter Ozanam und dem Vicomte de Melun, entsproß, gab Lacordaire seine Einwilligung zu der Gründung einer neuen Zeitschrift, der ‚Ere nouvelle', die in geläuterter Auffassung, unter besonderer Mitwirkung von Ozanam, die besten Traditionen des ‚Avenir' zu pflegen sich bemühte. Aber die von der

neuen Volksregierung unternommenen Versuche der einzigartigen Organisation der Arbeit durch die ateliers sociaux erwiesen sich gar bald als undurchführbar. Die Wut der enttäuschten Massen wandte sich gegen alle Sozialreformer. Unter dem Eindrucke der dann folgenden blutigen Ereignisse, von denen namentlich der Mord des mit Friedensworten vor die Aufrührer hintretenden Erzbischofs von Paris die Katholiken aufs äußerste bestürzte, bereitete sich jene Stimmung der Reaktion vor, unter der nach einigen Jahren Louis Napoleon den Staatsstreich ausführen konnte. Inzwischen war auch in Rom die Stimmung wieder umgeschlagen, und so finden wir die Katholiken wieder, diesmal sogar unter Führung von Montalembert, der seinen Fehlgriff erst später einsah, auf der Seite der Reaktion.

Die nun folgende Periode der französischen Geschichte zeigt uns die Katholiken als die eifrigen Verteidiger einer konservativen Politik, nicht bloß im Hinblick auf die Entwicklung des Staates, sondern auch auf dem Gebiete sozialer Wirksamkeit. Sie bohren sich in ein steigendes Mißtrauen hinein gegen alle soziale Tätigkeit, die nicht unmittelbar kirchlicher Aufsicht untersteht. Und zwar geschah dies unter Berufung auf das Scheitern so vieler verheißungsvoller Projekte, deren Erfüllung meist deswegen nicht hatte reifen können, weil die Durchführung unter Schauern von Begeisterung, zugleich jedoch auch unter weitgehender Verkennung der natürlichen Hemmnisse und Schwierigkeiten in Angriff genommen worden war. Der tiefere Beobachter findet denn auch auf dem Hintergrunde der Stellungnahme der offiziellen katholischen Kreise eine Abneigung gegen den freiheitlich-demokratischen Zug der Zeit, woran freilich der bei dessen Vertretern vielfach übliche Überschwang nicht ganz unschuldig gewesen sein mag. Der Liller Universitätsprofessor Gay sagt in seinem etwas gallig geschriebenen Schriftchen ‚Die demokratische Bewegung und die französischen Katholiken' (Paris 1911) von der auf die Ereignisse des Jahres 1848 folgenden Zeit: ‚Die Krisis von 1848 bezeichnet das Ende eines Zeitabschnittes: das Scheitern der Republik zieht die Niederlage des optimistischen Idealismus nach sich, der die Seelen der Franzosen über sich selbst hinaus zu heben schien Man hüllt sich in Gleichgültigkeit, ist aller Begeisterung überdrüssig, man wird realistisch, positiv, utilitaristisch. Man urteilt ohne Nachsicht und Gerechtigkeit über jene edlen und aufrichtig denkenden Männer ab, die durch die Brutalität der Ereignisse und die Leidenschaft ihrer Gegner mindestens so sehr niedergeworfen waren wie durch ihre eigenen Fehler. Und es ist ein Unglück, daß die kleine Gruppe der ‚Ere nouvelle' sich niemals voll entfalten konnte, weil sie zu früh zerrieben wurde zwischen der triumphierenden Rechten und der enttäuschten, schmerzverzerrten Linken, die bereit war, sich mit der ganzen Gewalt ihrer Rache gegen die den konservativen Parteien solidarisch gewordene Kirche zu werfen.'

Montalembert hatte, anfänglich wohl im Interesse seiner auf die Unterrichtsfreiheit gerichteten Bestrebungen — diese wurden durch die loi Falloux vom 15. März 1850 teilweise, soweit nicht der höhere Unterricht in Frage stand, verwirklicht —, der gewaltsamen Unterdrückung der Konstitution und der Unterstützung des neuen Regimes zugestimmt. Die hart an Servilität

grenzende Art aber, mit der der offizielle Katholizismus der neuen Ordnung zujubelte, stieß ihn gar bald in die Opposition zurück. Indem er später in seiner Gedächtnisschrift auf Lacordaire dessen Stimmung diesen Ereignissen gegenüber beschrieb, redete er sich auch wohl selbst die Entrüstung vom Herzen, die ihn nach und nach gepackt hatte: ‚Was bedeutete diese rein politische Wunde gegenüber jener anderen, die sein Priesterherz durchbohrte beim Anblick der Haltung der Katholiken und eines so großen Teiles des Klerus! . . . Sie gaben vor, der Wiederherstellung dessen, was sie die christliche Monarchie nannten, zu Hilfe zu eilen oder ihr wenigstens beiwohnen zu wollen, und von diesem Standpunkte aus sah man sie mit einem Schlage das römische Kaiserreich und das erste französische Kaiserreich rehabilitieren, alle Rechte der politischen Freiheit verleugnen, mit lauter Stimme die Gewalt zur Unterstützung des Glaubens anrufen, behaupten, daß allen das Joch des göttlichen Gesetzes aufgezwungen werden müsse, die Inquisition rühmen und ihre Abschaffung bedauern, die Behauptung aufstellen, daß das ideale Prinzip der Freiheit antichristlich und die Toleranz, selbst die bürgerliche, ein Verbrechen sei, schließlich sogar mit eiserner Stirn auseinandersetzen, daß, als sie die allgemeine Freiheit reklamierten, sie nur von ihrer eigenen hätten reden wollen, und (zitiert nach dem „Univers") „daß die Freiheit des Gewissens eingeschränkt werden müsse in dem Maße, wie die Wahrheit bekannt wird".‘

Mit zwei, drei Strichen sei noch an der Hand des Gayschen Schriftchens in aller Kürze skizziert, was dann weiter folgte. Die Haltung des ‚Univers‘ und einer großen Anzahl Vertreter des Episkopats schien der Auffassung Recht zu geben, daß das neue Regime sich auf die Kirche stütze. Daraus sogen die des Landes verwiesenen Republikaner einen geradezu leidenschaftlichen Haß gegen die Kirche, wodurch die spätere Politik dieser seit 1880 definitiv am Ruder befindlichen Partei nicht zuletzt ihren unerbittlich antiklerikalen Einschlag erhielt. Der Antiklerikalismus eines Edgar Quinet, der 1848 noch fast allein gestanden hatte, schien in den Ereignissen eine erneute Berechtigung zu finden; in seinen historischen Werken, in seinen Broschüren und Briefen häuft er einen Angriff auf den andern gegen die katholische Kirche, während seine hohe Bildung und seine unbestreitbare moralische Qualifikation ihm in den republikanischen Kreisen eine steigende Autorität sichern, deren Einfluß auf Männer wie Jules Ferry und Ferdinand Buisson unverkennbar ist. In den Jahren vor dem großen Kriege zieht sodann der Positivismus, wenn nicht gar der bloße Materialismus diese Kreise mehr und mehr in seinen Bann. Vor allen Dingen treten auch die sozialen Probleme in auffälliger Weise in den Hintergrund, obwohl die um ihr Prestige bemühte kaiserliche Regierung sich der Arbeiterinteressen, wie es namentlich die Aufhebung der schlimmsten Koalitionsverbote dartut, unter vielfach erkennbarem Einfluß von Le Play, mit Wohlwollen annimmt. Vorübergehend waren die Katholiken durch die Ereignisse in Italien in die Opposition zurückgedrängt worden. Ihre soziale Begeisterung hatte das allerdings, allgemein gesprochen, kaum erhöht: die Führer der katholischen öffentlichen Meinung hatten sich zu sehr daran gewöhnt, in der Arbeiterbewegung nur wilde Umsturzgelüste zu erblicken. Nach dem Kriege brachten die Wahlen

vom Februar 1871 eine schwache monarchistische Majorität, gegen die sich der Aufstand vom 18. März richtete, aus dem die Kommune hervorging. 1873, nach dem Falle von Thiers, setzte dann eine engherzige konservative Politik ein, die an diejenige von 1849/50 erinnert. Unfähig, die Monarchie wieder herzustellen, versuchte sie vergeblich den allmählichen Fortschritt der republikanischen Propaganda aufzuhalten, welcher dann 1875 ein erster bescheidener Sieg zufällt, der diese Richtung langsam befestigt bis zu dem Augenblick, wo die republikanische Partei nacheinander die Kammer, den Senat und die Präsidentschaft erobert (1876—1879). —

Versuchen wir, die soziale Einwirkung des sogenannten liberalen Katholizismus, wie er durch die Gruppen des ‚Avenir' und der ‚Ere nouvelle' vertreten wurde, rückschauend zusammenzufassen. Durch ihn setzte sich der Katholizismus mit den neuzeitlichen Ideen in einer Weise auseinander, die in ihrem Abschluß, namentlich aber in dem persönlichen Geschick einzelner der Hauptträger der Idee, etwas eigenartig Tragisches an sich hat, der Entwickelung des katholisch-sozialen Bewußtseins aber durchaus förderlich war. Letzteres ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die liberalen Katholiken nicht bloß die überzeugtesten Vertreter des Prinzips einer harmonischen Freiheit, sondern auch von einem überaus großen sozialen Verantwortungsgefühl durchströmt waren. Dadurch und infolge der sich daraus ergebenden engen Berührung mit dem praktischen Leben erhielt der Individualismus, soweit er nach Durchsetzung im katholisch-sozialen Leben drängte, seine ersten wuchtigen Schläge. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß es zu einem einheitlichen System nicht kam. Insbesondere konnte von dieser Seite dem konsequent ausgebauten allgemeinen Entwicklungsgesetz, wie es Comte aufgestellt hatte, nichts Ebenbürtiges entgegengesetzt werden. Es handelte sich bei den katholisch-sozialen Schriften jener Zeit, wie der an der ‚Ere nouvelle' beteiligt gewesene Maret später zugab, um Schriften, in denen ‚ein großer Teil edelmütiger Illusionen und liberaler Übertreibungen' niedergelegt waren. Dessenungeachtet war die Einwirkung einzelner Züge von verhältnismäßig nicht geringer Bedeutung.

Auf wirtschaftlichem Gebiete stand damals der sogenannte Manchesterliberalismus, der sich mit nur scheinbarem Recht auf Adam Smith, den durchaus sozial gesinnten Altmeister der Nationalökonomik, berief, in voller Blüte. Die politische Ökonomie Frankreichs litt unter der Einseitigkeit des wissenschaftlich hochstehenden J. B. Say, der in der politischen Ökonomie lediglich reine Wissenschaft sehen wollte und daher, unter wissenschaftlicher Ausprägung Rousseauscher Auffassungen, den Menschen in der Hauptsache als Abstraktum behandelte. Die Tatsachen der damals sich rasch vollziehenden wirtschaftlichen Entwicklung Frankreichs zwangen dazu, im Gegensatz zu diesen Abstraktionen in starkem Maße den Ergebnissen der Erfahrung Rechnung zu tragen, um so mehr, als der Sozialismus mit aller Gewalt die Schattenseiten der Entwicklung in den Vordergrund schob. Der ‚Avenir' wie auch die ‚Ere nouvelle' hatten in dem nationalökonomisch vorgebildeten de Coux einen Sachverständigen, der mit Nachdruck den Gedanken der distributiven Gerechtigkeit immer wieder hervorhob. Später versuchte sich Ozanam sogar an der Aufstellung einer Art Lohntheorie. Der

Lohn muß nach ihm den Arbeiter bezahlen, d. h. alles das, was er der Industrie zur Verfügung stellt. Nun gibt es aber im Arbeiter drei Dinge: den Willen, die Erziehung, die Kraft. ‚Daher müssen auch im Lohn drei Teile vorhanden sein: 1. für den verdienstlichen Willen ist die geringste der Belohnungen, nicht sterben zu müssen: die Kosten der Existenz, das Notwendige; 2. für die Erziehung ist erforderlich der Zins und die Amortisation: die Erziehung der Kinder des Arbeiters; 3. für die Lebenskraft endlich, die eines Tages vergehen muß, die Altersversorgung: ohne sie würde der Arbeiter sein Leben verkaufen, nicht bloß vermieten; er würde es à fonds perdus aussetzen.'

Besonders interessant ist, wie sich die liberalen Katholiken mit dem Eingreifen des Staates auseinandersetzen, dessen übermäßige Zentralisation schon damals sich in unangenehmer Weise bemerkbar machte. Als Mittelglied zwischen dem Einzelmenschen und dem Staate dachten sie sich, unter Wiederaufnahme Pascalscher Gedankengänge, die Assoziation, um, wie Montalembert sagt, ‚zu verhindern, daß die einfachen Bürger zu Staub zerrieben würden'. Um das Problem der Gerechtigkeit zu lösen, ist nach Ozanam erforderlich: ‚a) Versöhnung der Prinzipien der Autorität und der Freiheit. b) Offiziöses Eingreifen der Regierung unter außergewöhnlichen Umständen. c) Vereinigung der Arbeiter.' Diesen Geist der Vereinigung begünstigt, wiederum nach Ozanam, die Kirche aber nur unter der Bedingung, daß es sich um freie Vereinigungen handele. Sie würde niemals ihre Zustimmung geben zu jener ‚gewaltsamen Gemeinschaft, die, indem sie den Menschen bei seiner Geburt erfaßt und ihn von der nationalen Schule in die nationalen Werkstätten stößt, aus ihm nur einen Soldaten ohne Willen in der industriellen Armee, ein Rädchen ohne Verstand in der Staatsmaschine machen würde'. Zwischen dem Individualismus und dem Sozialismus hat nur sie einen breiten und sicheren Weg zu finden gewußt, indem sie das Prinzip der freien Vereinigung predigte. Goyau glaubt sich berechtigt, insbesondere Montalembert als einen Vorläufer des sozialen Katholizismus deswegen feiern zu können, weil er von dem sonst so mißtrauisch betrachteten Staate ein Eingreifen zur Herbeiführung eines gesetzlichen Kinderschutzes und der Sonntagsheiligung forderte, da die ‚industrielle Barbarei' weder das geheiligte Alter des Kindes noch den in Natur und Glauben begründeten Anspruch des Arbeiters auf den Sonntag respektiere.

Für das allmähliche Abrücken vom liberalen Individualismus ist namentlich die folgende Stelle aus Ozanams Schrift bezeichnend: ‚Der Fortschritt des bürgerlichen Lebens ist die Entwicklung der Gesellschaft. Die Gesellschaft aber besteht nur infolge der Hintansetzung der Persönlichkeit, durch die Liebe, welche die gemeinsamen Angelegenheiten regelt. So daß, je mehr die Summe der persönlichen Interessen sich vermindern würde, um so stärker die Güter und Vorteile für eine gemeinsame Nutznießung anwachsen könnten, ebenso wie das Maß der Zivilisation bis zu dem Punkte, wo sie ihre höchste Macht in der vollkommenen Gemeinschaft erreichen würde, wenn es den gefallenen Menschen möglich wäre, zu jener Vollkommenheit zu gelangen, von der sie immer träumen.'

Politisch bemerkenswert ist eine gewisse Analogie in der Auffassung von dem Werte des allgemeinen Wahlrechts und seiner Einwirkung auf die Hebung

des hilfsbedürftiger werdenden Arbeiterstandes, die zwischen der Lehre mancher liberalen Katholiken und der des gleichzeitigen englischen Chartismus bestand. Erhoffte dieser durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts die allmähliche Rückkehr der Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter, so einige liberale Katholiken ‚die Möglichkeit eines Druckes der Arbeiter auf ihre Unternehmer im Sinne der Besserung ihrer Arbeitsbedingungen‘. Im übrigen galt als wahrhaft politische Ökonomie, nach dem Worte Gerbets, ‚die Inkarnation der Caritas in dem weiten Körper der materiellen Wissenschaften‘. Es ist bekannt, wie gerade aus der Zeit des liberalen Katholizismus die ersten Versuche einer caritativen Betätigung, die nichts von der Demütigung des Almosennehmens mit sich führte, herstammen, jener Betätigung, die in Frankreich eine sonst wohl nirgendwo erreichte Blüte zu verzeichnen hatte. In dieser Beziehung brauchen nur die Namen Ozanam, der zugleich auch der Begründer der Vinzenzvereine war, de Melun und Gratry genannt zu werden. De Melun, der eine Société d'Economie charitable und ein Comité des oeuvres begründete, war unermüdlich in der Organisierung echt caritativer Bestrebungen.

Wie sehr sich die liberalen Katholiken allmählich der Notwendigkeit der Errichtung von Schutzwehren gegen den absoluten Liberalismus bewußt wurden, mag die Tatsache beweisen, daß Gerbet, der spätere Bischof von Perpignan, am 23. Juli 1860 einen Hirtenbrief über verschiedene Irrtümer der gegenwärtigen Zeit veröffentlichte, dem er einen Katalog von 45 Irrtümern über die Religion, die Gesellschaft, die Familie und das Eigentum anfügte — eine Idee, die bekanntlich vier Jahre später Pius IX. in seinem Syllabus wieder aufgriff. Durch diesen Syllabus erhielt dann der Liberalismus auf religiösem Gebiete seine Korrektur von höchster Stelle aus, nachdem er sich auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete unter den Händen seiner edelsten Anhänger allgemach der nüchternen Wirklichkeit mehr angepaßt hatte. Damit war nun auch dem Bestreben der Boden entzogen, Christentum und Demokratie zu identifizieren, wozu der Übereifer wohl dann und wann eine gewisse Neigung gezeigt hatte. So hatte der Liberalismus seine Krisis gehabt, aus der aber, wie Fonsegrive schreibt, der gute Wille mit seinem vollen Werte, ‚und dieser Wert ist unendlich‘, hervorging. ‚Die Autonomie des Menschen ist eine Bedingung seiner Moralität und seiner Tugend, sie ist relativ, aber sie besitzt eine Wirklichkeit und einen Wert, die man nicht herabzusetzen berechtigt ist, weil nur sie die menschliche Moralität herstellt. Das ist von der sozialen Analyse übrig geblieben, der sich unser Zeitalter unterworfen hat. Der Mensch hat soziale Pflichten, aber er hat auch Rechte, die respektiert werden wollen. Er ist nicht nur ein Teil eines Ganzen, ein Mittel zu einem Zweck, er ist auch Zweck, weil ein Gott für ihn gestorben ist, er hat einen unermeßlichen Wert, der unendlich ist, weil er die Unendlichkeit des Himmelsgewölbes in seinen Augen widerspiegeln kann, wie die Unendlichkeit des Wirklichen in seinen Gedanken und die Unendlichkeit des Gesetzes der Moral in seinem Herzen. So muß in allem, was nicht unbedingt zum sozialen Leben, seiner unerläßlichen Harmonie und seiner Entwicklung notwendig ist, die Freiheit des Geistes respektiert werden. Aber diese Freiheit kann nur insofern vollständig sein, als sie ganz innerlich bleibt; so wie sie sich

in der Wirklichkeit ausdrückt und nach außen einwirkt, hat sie soziale Konsequenzen und muß sie sich daher mit den Gesetzen der Soziologie auseinandersetzen.' Auf diese Weise hat sich in der Tat dasjenige erhalten, was gerecht und wahrheitsgemäß war an der liberalen Doktrin. Der Individualismus hatte sich in starkem Maße der geläuterten Form genähert, in der er in die soziale Synthese eingehen konnte.

Indessen trat zunächst noch eine Periode von besonderer Eigenart für das katholisch-soziale Leben Frankreichs, soweit es sich auf geistigem Gebiete äußerte, ein. Diese Periode stand unter dem Einflusse von Le Play und hatte als besonderes Kennzeichen die Vereinigung je einer der hervorragendsten Merkmale der beiden bisher besprochenen Richtungen aufzuweisen: die Vereinigung nämlich positiver Forschung mit extrem liberaler Geistesrichtung. Schon zur Zeit der Februarrevolution (1848) hatte unter anderem Montalembert Le Play aufgefordert, das von ihm in langjähriger Beobachtung und durch Vergleich der Verhältnisse der verschiedensten Länder gewonnene Tatsachenmaterial an die Öffentlichkeit zu bringen, um der Überspannung sozialistischer Weltverbesserer, wie sie damals namentlich in Louis Blanc zum Ausdruck kam, wirksam entgegenzutreten. Aber erst 1855 veröffentlichte Le Play sein Werk ‚ouvriers européens', das Resultat zwanzigjähriger Beobachtungen, das ‚wegen seiner streng sachlichen Methode' von der Akademie der Wissenschaften preisgekrönt wurde. Von da an war der überaus fleißige Gelehrte dauernd für die soziale Betätigung gewonnen und veröffentlichte nacheinander eine Reihe von wissenschaftlichen Werken, die, aus dem Gesichtswinkel der damaligen Zeitverhältnisse betrachtet, den Anspruch auf entschiedene Beachtung verdienen. Die wesentlichsten Anschauungen Le Plays über die Sozialreform finden sich im 6. Buch seiner ‚Réforme sociale en France' niedergelegt. Dieses Buch führt den Titel: ‚Von den privaten Beziehungen, oder die Hierarchie in Arbeit und Tugend'. Beim Erscheinen des Gesamtwerkes hatte Montalembert an Augustin Cochin geschrieben, dieses Werk müsse zum sozialen Programm des liberalen Katholizismus gemacht werden. Was ihn dazu veranlaßte, war nicht nur, daß Le Play die Bibel zur Grundlage der sozialen Wissenschaft zu machen suchte, sondern wohl auch, daß er sich durchaus in den Anschauungen des liberalen Katholizismus bewegte, und zwar insofern noch weitgehender wie die Montalembert, Ozanam usw., als er sich ausschließlich auf die private Initiative stützte. Eine wesentliche Abweichung von den hervorragendsten Vertretern des liberalen Katholizismus ist aber darin zu erblicken, daß Le Play nur dem induktiven Verfahren die Berechtigung zuerkennt.

Weil der Forscher auf seinen ausgedehnten Reisen den verhältnismäßig größeren Glückszustand dort fand, wo sich die Leute in den alten bodenständigen Verhältnissen bewegten, knüpft er bei seinen Reformvorschlägen hier an. Daraus erklärt sich insbesondere seine Begeisterung für die Anerbenfamilie (‚famille souche'), die er zum Mittelpunkte der ganzen Sozialreform zu machen suchte. Indessen war er sich darüber klar, daß außerhalb des Bauernstandes an eine Verwirklichung in größerem Maßstabe kaum noch zu denken sei, insbesondere nicht unter dem an Bedeutung schnell zunehmenden Stande der Industrie-

arbeiter. Die Erblehre setzte eine Eigentumslehre voraus; was aber den Industriearbeiter kennzeichnete, war gerade seine Armut. Es kam darauf an, für ihn ein soziales Heilmittel zu finden, und zwar in engster Verbindung mit der Institution, an die der Arbeiter mehr und mehr gefesselt zu werden begann: dem Fabrikbetrieb. Auf dieser Grundlage entsproß der originellste der Le Playschen Reformvorschläge, die Theorie des Patronats (‚patronage libre'), mit dem Zweck der sozialreformerischen Bevormundung der Arbeiter seitens des ‚Patrons', als des Vertreters der sogenannten ‚classes dirigeantes'. Auch hier wieder ließ sich der Forscher von der Erfahrung leiten, indem eine in Frankreich im Jahre 1858 vorgenommene Enquète die auf der Grundlage eines Patronats beruhenden Betriebe als die für die Arbeiter günstigsten nachwies. Aus der Patronatsidee entwickelte Le Play ein ganzes System von Wohlfahrtseinrichtungen, und nur für die Unterstützung ähnlich gerichteter privater Initiative kann für ihn eine Mitwirkung des Staates in Betracht kommen.

Das dem Patronat zugrunde liegende Prinzip ist das der Hierarchie, welche von dem moralischen Einfluß des Betriebsleiters getragen wird und darauf hinausläuft, durch den nach Art der Familie gepflogenen Verkehr mit dem Arbeiter und durch die Ständigkeit des Arbeitsverhältnisses den Sinn für das Familienleben im Arbeiter zu stärken. Eigenheim und Bodenkultur als Stütze für diese Bestrebungen erhalten eine hervorragende Bedeutung; ebenso die Pflege der Hausindustrie zur Hintanhaltung der Arbeitslosigkeit im Falle wirtschaftlicher Depressionen. Die Hierarchie soll aber keineswegs zu einer willenlosen Unterordnung der Arbeiter führen. Vielmehr ist dem Arbeiterausschuß eine weitgehende Mitwirkung bei sämtlichen, den Arbeiter berührenden Fragen des Betriebes einzuräumen. Der Idee einer auf dem Familientypus beruhenden Betriebsorganisation entspricht in originellster Weise das sogenannte ‚salaire familial'. Der Lohn muß nach Le Play aus zwei Hälften bestehen. ‚Die eine wird bestimmt von der Arbeitsleistung, die andere durch die jeweilige Familienlast.' Stellenweise, wie in dem ganz nach Le Playschen Grundsätzen eingerichteten weltberühmten Harmelschen Betriebe (Val-des-Bois), geht die Durchführung der zur Stärkung der Familientradition vorgesehenen Maßnahmen so weit, daß sogar alten Eltern von im Betrieb beschäftigten Arbeitern, die selbst nie im Betriebe tätig waren, im Bedarfsfalle Unterstützung gewährt wird. In allen Dingen muß dem Arbeitgeber der Gedanke an seine religiöse Verpflichtung seinen Arbeitern gegenüber lebendig sein.

Le Play hat durch seine Theorien zu seiner Zeit ohne jeden Zweifel außerordentlich viel Gutes gewirkt. Sie waren aber, wie das dem praktischen Sinne ihres Urhebers entsprach, den in der damaligen Gegenwart bestehenden Verhältnissen gewissermaßen auf den Leib zugeschnitten. Allein die Verhältnisse entwickelten sich schnell: die Industrie setzte die Betriebe mit 100 und 1000 Arbeitern an die Stelle der kleinen und Mittelbetriebe und schuf so Verhältnisse, denen das Gewand der Le Playschen Reform nicht mehr angepaßt war. So gab es Risse an allen Ecken und Enden. Viel einschneidender noch wirkte die Tatsache, daß die Arbeitgeber sich gewöhnten, die vornehmste Triebkraft ihrer

sozialen Betätigung zu ignorieren, indem sie an die Stelle religiöser Verpflichtung mehr und mehr das eigene Interesse setzten. So beobachten wir denn, daß nach des Meisters Tode die Le Playsche Schule, die sich in der ‚Ecole de la paix sociale' eine feste Institution und in der ‚Réforme sociale' ein geachtetes Organ gab, im Hinblick auf die neuen Verhältnisse des Meisters Programm in sehr wesentlichen Punkten abänderte, weil das alte System tatsächlich vor dem Bankrott stand. Der Harmelsche Betrieb ist ohne bedeutende Nachfolger geblieben und wäre ohne das hohe Verantwortungsgefühl seiner Leiter, die zu den entschiedensten Vorkämpfern der christlichen Sozialreform auf demokratischer Grundlage gehören, wohl kaum zu seiner einzig dastehenden Organisation gekommen. Le Plays Nachfolger setzten, durch die Wucht der Tatsachen gezwungen, an die Stelle der freien Initiative immer mehr die Forderung nach dem Eingreifen der Staatsgewalt und der Korporation, denen der Meister kein Vertrauen entgegenzubringen vermochte. ‚Der Staat', so sagte er, ‚hat durch seine revolutionären Maßregeln dereinst dazu beigetragen, die Klassengegensätze zu verschärfen. Heute würde das Übel durch das Eingreifen desselben in die privaten Beziehungen nur vergrößert werden.' Die freie Initiative des Arbeitgebers in der Form des Patronats endete nicht, wie Le Play erhofft hatte, mit einer Erhebung der arbeitenden Bevölkerung zur Unabhängigkeit, sondern in so schnell steigender Abhängigkeit derselben, daß deren Übermaß heute anscheinend nur noch durch den Schutz des Gesetzes und korporativer Bestrebungen eingeschränkt werden kann.

Für die spätere soziale Betätigung der Katholiken war Le Plays Wirken von nachhaltigster Wirkung, insbesondere dadurch, daß er die soziale Bedeutung der Religion in das rechte Licht rückte, und zwar auf dem Wege induktiver Beweisführung. Man mag Le Play Überschätzung des induktiven Verfahrens vorwerfen; in der damaligen Zeit der sozialpolitischen Versuche ohne solide Grundlage bildete Le Plays Vorgehen eine notwendige Reaktion. Erst am Ende seines langen Lebens vermochte Le Play die Bedeutung der Kirche für die soziale Friedenstätigkeit in vollem Maße zu erfassen. Vielleicht war aber gerade die Apologie des greisen Denkers um so eindrucksvoller.

Inzwischen hatte der Kern des Le Playschen Gedankenganges zwei Anhänger gefunden, die ihn in eine neue Zeit mit neuen Anforderungen zu verpflanzen gewillt und geeignet waren. Von den beiden jungen Offizieren, die, eben aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, sich angesichts der Greuel der Kommune das Gelöbnis sozialer Betätigung im Sinne der Kirche gaben, suchte der eine, de la Tour du Pin, die Bedeutung der Le Playschen Ideen in systematischem Studium zu erfassen, während der andere, de Mun, die angehende Macht seines hinreißenden Wortes in den Dienst der Verbreitung dieser Ideen zu stellen sich bereit machte. Zunächst aber noch mußte er eine, wenn auch noch so kleine, aufnahmefähige Gemeinde finden. Eine solche hatte zu derselben Zeit, in der Le Play wirkte, ein Praktiker des Organisationsgedankens vorbereitet, Abbé Meignen, der im Jahre 1848, angeregt durch die Vinzenzvereine, einen Lehrlingsverein geschaffen hatte und von diesem ausgehend 1858 den ersten Arbeiterzirkel (cercle ouvrier) schuf. Dieser Abbé

Meignen hatte im Revolutionsjahr ausgerufen: ‚Es war Zeit, daß die Revolution kam; wäre sie später gekommen, so hätte es zum Schaden der Kirche ausschlagen müssen, die der Unpopularität entgegenging ... Seit Vinzenz v. Paul hat die Kirche dem Volke nicht genügend die Sprache der Brüderlichkeit und der Liebe gesprochen.' Hier fanden die jungen Apostel des sozialen Gedankens ihr erstes Betätigungsfeld, durch dessen Ausbreitung sie die soziale Tätigkeit der französischen Katholiken einer ungeahnten Blüte entgegenführen sollten.

Wie die moderne sozialkatholische Bewegung sich ausbildete, voranschreitend in dem Doppelstrom einer allmählich sich befestigenden Theorie und einer liebedurchglühten Praxis, wie der Gedanke der christlichen Demokratie diese Bewegung unter Zustimmung und eifrigster Mitwirkung von höchster kirchlicher Seite befruchtete, hat Dr. Platz im 8. Jahrgang dieser Zeitschrift bei Gelegenheit seiner meisterhaften Schilderung des Sillon beschrieben. Diese Schilderung gab ihm auch Anlaß, den heutigen Stand der Bewegung von einem bestimmten, klar umrissenen Standpunkte aus darzustellen, so daß unsere Schilderung der geschichtlichen Entwicklung mit dem Hinweis auf die glänzende Arbeit von Dr. Platz abschließen kann. Was sich aber empfiehlt, ist eine Stellungnahme zu den Ergebnissen der Bewegung unter dem Gesichtspunkte sozialer Synthese. Die Möglichkeit dazu ist dadurch gegeben, daß der Versuch einer Konzentration der vornehmsten Arten sozialer Bestrebungen im französischen Katholizismus in der Studienvereinigung der sozialen Katholiken und in den Sozialen Wochen gewissermaßen eine lebendige Synthese geschaffen hat, indem hier jede Richtung, ohne ihre Eigenart aufzugeben, dasjenige beiträgt, was einer positiv gerichteten, edlen Zusammenarbeit förderlich ist.

II.

Bei der sozialen Stellungnahme der französischen Katholiken lassen sich drei Richtungen unterscheiden: eine Rechte, die Mitte und eine Linke, wobei allerdings zu bemerken ist, daß keine scharfen Grenzlinien bestehen, sondern sich überall und in sehr wesentlichen Fragen Berührungspunkte ergeben. Ebenso ist es selbstverständlich, daß es sich nicht um eine Verschiedenheit der Doktrin, sondern nur um eine solche in dem System handelt. Es sei versucht, unter Zuhilfenahme einer Schrift von Eblé, die drei Richtungen mit kurzen Strichen einander gegenüber zu stellen.

Auf der Rechten stehen die konservative und die katholische liberale Schule. Diese letztere hinwiederum teilt sich nochmals in zwei Gruppen, und zwar einerseits in die konservativ-liberale Gruppe, als deren Hauptvertreter Jannet, Valleroux, Rambaud, Théry genannt seien, andererseits in die Gruppe der Science Sociale, vertreten durch Demolins, Bureau, de Tourville. Nach der Auffassung der ersten Gruppe muß das soziale System darauf abzielen, die freie Entwicklung der Rechte des Individuums zu sichern. Dem Staate obliegt es, die Rechte wahrzunehmen und die Mißstände zu unterdrücken, gleichzeitig aber auch die Entwicklung und die Vervollkommnung des Individuums zu begünstigen. Die Gruppe der Science Sociale schränkt die Rechte des Staates wesent-

lich ein, um zu verhüten, daß er die Privatinitiative unterbinde. Das gesamte praktische Bemühen muß individuelle Bildungen erstreben, die bestimmt sind, den Menschen in solider Weise für den Kampf auszustatten.

Die konservative Schule, mit der ‚Réforme sociale' als Organ, fällt fast mit der Le Playschen Schule zusammen. Nach ihr besteht die Gesellschaft aus einer Reihe lebender Organismen, von denen jeder eine ihm eigentümliche Funktion hat und verhältnismäßig autonom ist. Die Revolution hat die individuellen Rechte anerkannt, die sozialen Organismen dagegen zerstört; die durch sie eingeführte soziale Ordnung ist zu erhalten, jedoch unter Wiederherstellung der sozialen Organe. Die vernünftige Ausübung der individuellen Rechte läßt die moralische Reform zu; dieser muß sich anschließen die Reform der Institutionen, damit sie befähigt werden, durch ihre bloße Existenz den ungeregelten Willen des immer im Banne der Erbsünde stehenden Menschen einzudämmen. Die konservative Schule will die Rechte des Staates einschränken. Dieser soll nicht die Privatinitiative ersticken, sondern sich befleißen, sie zu entwickeln, um später selbst überflüssig zu werden. Wir nennen als Vertreter dieser Schule Delaire, Béchaux, Urban Guérin, Joly, Brants, Blondel.

In der Mitte steht die katholisch-soziale Schule, kurz die sozialen Katholiken genannt. Die bekanntesten ihrer Vertreter sind: de la Tour du Pin-Chambly, de Mun, P. de Pascal, P. Antoine, Henri Lorin, Bazin usw. Ein Teil ihrer Vertreter, wie Goyau und die Freiburger Professoren Brunhes und Max Turmann, bilden gewissermaßen die Brücke von dieser Gruppe zur Linken. Die sozialen Katholiken haben ihrem Programm die auf die berufsständische Vertretung hinauslaufende Berufsvereinigung, den gesetzlichen Schutz der Familie wie auch des Volkssparwesens usw. zugrunde gelegt. Auf der Linken endlich steht die Schule der christlichen Demokraten mit Fonsegrive, Raoul Jay, den Abbés Lemire, Gayraud, Naudet, Garnier, dann Léon Harmel, Marc Sangnier als namhaftesten Vertretern. Die Schule geht von den unerschütterlichen Rechten des Individuums aus. Diese Rechte sind die gleichen für alle Menschen, und so ist es der Zweck der Demokratie, die allumfassende Entwicklung jedes einzelnen zu fördern, indem sie sich auf die Gesamtheit stützt (Abbé Naudet), oder, nach dem Ausdruck von Marc Sangnier, ‚die Gewissenhaftigkeit und das Verantwortungsgefühl jedes einzelnen auf dem Gebiete der bürgerlichen und sozialen Pflichten ihrem Maximum zuzuführen'. Für das Volk, durch das Volk: so lautet die Losung der christlichen Demokraten. ‚Für': was die demokratische Erziehung (moralische Reform) bedingt; ‚durch': was dem Staate zur Pflicht macht: 1. die Einrichtungen, die aus der Demokratie eine wohlorganisierte Gesellschaft zu machen geeignet sind, wiederherzustellen oder ihre Wiederherstellung zu autorisieren; 2. unmittelbar zum Schutze der Schwachen in Tätigkeit zu treten (was die Notwendigkeit einer Arbeitergesetzgebung bedingt).

Im Prinzip stellen die sozialen Katholiken die wirtschaftlichen Fragen außerhalb des Gebietes der Politik. Es vereinigen sich da Männer von den verschiedensten politischen Bekenntnissen. P. de Pascal und de la Tour du Pin, deren Zugehörigkeit zur royalistischen Action Française bekannt ist, beraten

Humbert/Die Humanität



in dieser Vereinigung zusammen mit Männern von der äußersten Linken wie Marc Sangnier, Abbé Lemire und anderen. Man stützt sich auf die Linke, um dem Staat die Notwendigkeit eines Arbeiterschutzes darzutun, und man hält sich den Zugang weit offen nach der Seite der Rechten, um mit ihr die berufliche Organisation zu verlangen. Es ist, wie gesagt, eine originell gegliederte Synthese, die durch die katholische Doktrin vermittelt wird, und die Henri Lorin bei der Eröffnung der dritten Sozialen Woche in Dijon in folgender Weise prägnant beschrieb:

‚Es obliegt jedem Regime der Aneignung, Herstellung und Verteilung der materiellen Güter, die Achtung der, der menschlichen Arbeit als dem Ausdruck einer bewußten und freiwilligen Betätigung innewohnenden Würde zu sichern. Es obliegt ihm ferner, der providentiellen Begabung ihr wesentliches und unmittelbares Ziel zu gewährleisten, wie auch den Unterhalt und die Entwicklung des Lebens aller; es obliegt ihm, dem Privateigentum seinen relativen Charakter und seine soziale Rolle zu erhalten, die ihm zur Daseinsberechtigung auferlegt sind, wie auch endlich jede Vertragsklausel hintanzuhalten, die in irgendwelcher Weise darauf gerichtet sein könnte, den Menschen zum Werkzeug eines anderen zu machen.

Der Katholizismus ist somit der lebendige Widerspruch gegen den Individualismus und gegen jene sich liberal oder revolutionär nennenden Theorien, die, indem sie sich auf den Individualismus berufen, alle sozialen Bande als das Resultat eines ‚Vertrages‘, als willkürliche Schöpfungen des menschlichen Ermessens betrachten. Somit ist er der Gegner par excellence der Anarchie, die sich logisch daraus ergibt. Denn der Anspruch der Individuen, sich eine absolute Autonomie anzumaßen, und nur sich selbst verantwortlich zu sein, schließt ihrerseits die Verwerfung jeder Bindung durch Familie, Heimat und Beruf in sich — ein verwegenes Lügenstrafen der Wirklichkeit, wofür diese sich rächt: unter den Äußerungen des Egoismus, von denen sich die eine gegen die andere richtet, wird die menschliche Brüderlichkeit zum bloßen Köder, und eine niemals endende Rastlosigkeit macht allen Fortschritt zur Unmöglichkeit. So ergibt sich als praktische Folgerung der Anarchie der Despotismus.

Der Katholizismus ist ebenso die Antithese jeden Systems, welches, unter Voraussetzung bestimmter sozialer Bande, die dem Einzelwillen überlassen sind, das Individuum zu einer bloßen Zelle eines sozialen Organismus macht, die als solche einer schicksalsmäßig vorherbestimmten Funktion gewidmet ist kraft sogenannter natürlicher und wissenschaftlicher Gesetze, welche durch das Studium der sichtbaren Welt und ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf die geoffenbarte Wahrheit festgestellt worden sind; ein solches System verstößt gegen die Anerkennung des freien Willens und der Würde des Menschen, es verleugnet die Erlösung und ihre Bedeutung für das Gleichheitsprinzip wie auch ihre fortschrittliche Tragweite, es nimmt dem Worte Brüderlichkeit jeden Sinn, führt zugunsten bestimmter Gruppen von Menschen zur Feststellung eines absoluten Rechts, anderen zu gebieten und endet dadurch in einer Apotheose des Individualismus.

Fürchte Gott, auf daß dein Bruder neben dir leben könne. Diese Vor-

schrift der Schrift, die in drei Worten den Grundstein zu der katholischen Soziologie legt, ist zugleich der Hinweis, warum alle anderen Doktrinen des inneren Zusammenhanges und der logischen Konsequenz entbehren, sobald sie sich bemühen, nicht mit den Tatsachen in Konflikt zu kommen, und sich nicht zum Träger der Bestrebungen zu machen, welche 20 Jahrhunderte unter dem Einfluß des Christentums in den Herzen haben emporwachsen lassen.

Der Katholizismus ist die lebende und logische Synthese, in welcher alle Bewegungen menschlichen Handelns und Denkens, losgelöst von den Fiktionen abstrakter Spekulation, sich zu einer vollen Harmonie zusammenfügen.' ‚Bestätigen wir unser Christentum durch die Hingebung an die Idee der Familie und die Sorge um ihre Verwirklichung, durch den Geist und die Praxis des bürgerlichen Loyalismus, durch das ständige Bemühen, die Anarchie auf allen Gebieten zu bekämpfen, um in der Welt der Arbeit die Herstellung einer gesetzlichen Ordnung und beruflicher Organe zu fördern, damit die Allmacht des Geldes durch die Herrschaft der Gerechtigkeit ersetzt und der Zuhilfenahme der „direkten Aktion" vorgebeugt werde.'

Natürlich ist Lorin sich über den Relativismus des Ausdrucks ‚katholische Soziologie' klar, erklärte er doch auf der Sozialen Woche von Marseille ausdrücklich, daß es ‚kein ökonomisches und soziales System gibt, welches in der Gesamtheit seiner Einzelerscheinungen und seiner Entwicklung aus den Dogmen deduziert, oder ein Teil oder Anhängsel der Theologie wäre und so im wirklichen Sinne des Wortes das katholische System darstellte'. ‚Die sozialen Katholiken wollen ihre Beobachtungen, Forderungen und Deduktionen in einem Geiste moralischen und sozialen Wiederaufbaues durchführen: durch die religiöse Betätigung, durch die Organisation und die Stärkung natürlicher Gruppierungen, und zwar entgegen dem Individualismus, der staatlichen Zentralisation, der revolutionären Ideologie und den falschen Systemen einer abtrünnigen Philosophie.' Das ist der Geist der Tradition sowohl wie der des Fortschrittes. ‚Außerhalb der Fragen aber, bezüglich deren die Kirche gesprochen hat, wenn es sich namentlich um Fragen menschlicher Interessen handelt, für die Diskussionsfreiheit besteht, nehmen wir zum Geleit das Pauluswort: Alles versuchen und das Beste bewahren' (Duthoit). Bei den sozialreformerischen Bemühungen handelt es sich eben überall um, wenn auch unbewußte, Äußerungen der anima naturaliter christiana. Wie G o y a u einmal sagt: ‚Das Gemurmel der Entrüstung, der Aufschrei der Empörung, die uns auf die Lippen kommen in Gegenwart gewisser sozialer Ungerechtigkeiten, was sind sie anders als ein mehr oder weniger entferntes Echo jener unsterblichen evangelischen Klagen, die in unserem Innern noch forttönen?' Wenn die katholische Soziologie unter Leo XIII. sich in ein theologisches Gewand kleidete, so war das mehr als ein bloßer Wechsel der Toilette: ‚jenen griechischen Tuniken gleich, welche die Linien des Körpers diskret enthüllten, indem sie zugleich dieselben schamhaft verhüllten, zeichnet das theologische Gewand die Konturen der Idee und eröffnet den Blick auf ihren Hintergrund.' ‚Leo XIII. hat seine Väter wiedergefunden, die Lehrer des Mittelalters; er hat in der dogmatischen und moralischen Theologie dem sozialen Christentum das Bürgerrecht gesichert.' Insbesondere ist die christliche Auf-

fassung vom Eigentum nach der Summa des hl. Thomas wieder zu Ehren gekommen, wodurch, nach Goyau, die Katholiken davor behütet wurden, den Deduktionen der Eklektiker zu folgen, welche das Eigentum als die Entfaltung der menschlichen Freiheit darzutun sich bemühten.

Über die Einwirkung der energischen sozialen Stellungnahme der Kirche heißt es bei Goyau: ‚Welches immerhin der mystische Charakter des Reiches Gottes sei, die Kirche erlaubt nicht, daß wir daraus die Rechtfertigung für einen trägen Quietismus herleiten. Welches auch der positive Charakter des menschlichen Fortschrittes sei, sie erlaubt nicht, daß zwischen dieser Idee und den übernatürlichen Wahrheiten jeder Zusammenhang unterbrochen werde. Dadurch leistet die Kirche dem Fortschritt einen doppelten Dienst: sie sichert ihm die Festigkeit der Orientierung und die Fortdauer; sie zeichnet dem Fortschritt sein Ziel vor und hält ihn ständig in Atem. Nur im Kampfe gegen die Konsequenzen der Erbsünde vervollkommnet sich das Individuum, und mit der Gesellschaft ist es nicht anders. Die natürlichen Ungleichheiten sind eine Tatsache, eine grausame Tatsache: der Geist der Brüderlichkeit befiehlt und leitet den Kampf, an dessen Endpunkt diese, durch die Natur gegebene Tatsache bis zu einem gewissen Grade durch den sozialen Willen korrigiert werden wird. Im Namen der Gerechtigkeit wird ein erster Sieg davongetragen: Jene Ungleichheiten schienen als notwendige Folge aus einem Menschen das Instrument eines anderen zu machen; das Christentum aber, welches den gleichen Wesenswert, die gleiche Würde aller Menschen gewährleistet, bestätigte dadurch die erste Voraussetzung jeder Entwicklung der Menschheit und zeichnete die Richtung vor, welche diese Entwicklung einzuschlagen hat. Von da an ist der Fortschritt allen Abweichungen zum Trotz gewährleistet. Müssen wir denn weit in der Geschichte zurückgehen, um zu hören, wie die denkende Elite ohne Einschränkung als einen unleugbaren Fortschritt die Reibungen der industriellen Konkurrenz und unter der Maske der „Freiheit der Arbeit“ die ungezügelte Freiheit des Kapitals bejubelte?‘ ‚Die Enttäuschungen sind dieser Begeisterung zur Strafe geworden: die menschliche Karawane schien von ihrem Wege abgeirrt zu sein.‘ ‚Die Masse täuschte sich nicht darüber, jene Masse, welche ein solcher Fortschritt niederdrückt, anstatt sie emporzuheben; mag sie gleich manchmal Gott lästern — die revolutionären Ergüsse, denen sie sich hingibt, sind eine unbewußte und unfreiwillige Ehrenbezeigung gegenüber dem verkannten christlichen Ideal.‘ Allerdings: ‚Das Gros der Masse, die sich nach der Heilung dessen sehnt, was Leo XIII. ihr „unverdientes Elend“ nennt, hat noch nicht den Gedanken erfaßt, daß die Kirche ihr eine Helferin sein könne. Was ihren Irrtum nährt, das ist die notorische Feindschaft der meisten sozialistischen Führer gegen die Kirche, die deren Verteidiger oft zu einem Kampf bis aufs äußerste zwingt, und durch eine Art akustischer Illusion hört die Menge nur den Widerhall ihrer antisozialistischen Kriegsrufe, während sie dem Echo des sozialen Katholizismus gegenüber taub ist.‘

Ihre Stellungnahme zu den Problemen der politischen Ökonomie brachte die sozialen Katholiken in Konflikt mit hervorragenden Vertretern dieser Disziplin im eigenen Lager. In Frankreich gilt die liberale Auffassung in der poli-

tischen Ökonomie noch heute als die ‚orthodoxe'. Auf diesem Gebiete war der Einfluß Comtes auf die sozial-theoretische Forschung in seinem Heimatlande vielleicht schwächer wie anderswo. Zwar akzeptiert Le Play seine Methode und wenigstens den Grundgedanken seines Entwicklungsgesetzes, wonach aus der Erkenntnis der bisherigen fundamentalen Evolution der Menschheit die exakte Voraussicht der künftigen Entwicklung abgeleitet werden könnte, wenn auch Le Play die Zukunft möglichst nahe an die Gegenwart herangerückt wissen wollte. Andererseits aber stand Le Play bei seinen Schlußfolgerungen unter dem Einflusse des liberalen Dogmas von der angeborenen Güte des Menschen. Und so hat wenigstens auf diesem Gebiete seine Wirksamkeit dazu beigetragen, innerhalb der katholischen Auffassung von der Wirtschaftstheorie und -politik den liberalen Dogmatismus zu erhalten, ohne daß dessen Anhänger sich so entschieden wie er auf die Religion stützten. Infolgedessen oblag es den sozialen Katholiken, die scharfe Orientierung an den unabänderlichen Grundsätzen des Sittengesetzes in die politische Ökonomie hineinzutragen. Sie haben sich dabei nicht von Einseitigkeiten ferngehalten, indem sie, wie beispielsweise aus der Formulierung des beredten und auf den Sozialen Wochen gerne gehörten Professors der katholischen Universität zu Lille, Duthoit, hervorgeht, ihre Verurteilung des ökonomischen Amoralismus auch auf die rein isolierend verfahrende Theorie übertrugen, obwohl diese unbedingt von der Stellungnahme von einem von vornherein festgelegten Standpunkte aus absehen muß. (Wie diese Einseitigkeit aus der Mitte der sozialen Katholiken heraus eine Korrektur erfährt, darüber weiter unten bei Fonsegrive.) Unterstützung findet das Bestreben der sozialen Katholiken in der hier in Rede stehenden Frage durch die Vertreter der von Comte vernachlässigten Psychologie, wie sie namentlich durch Tarde gepflegt wird. In diesem Sinne heißt es bei Duthoit, der seinem Werk ‚Der Berufsorganisation entgegen!' einige Seiten methodischen und prinzipiellen Charakters vorausschickt: ‚Es ist offenbar, daß die Art und Weise, wie die Güter hervorgebracht, verteilt und konsumiert werden, sehr verschieden ist je nach den Regeln moralischer und rechtlicher Ordnung, wie sie in der Gesellschaft in Anwendung sind. Daher müßte man, wenn man sich selbst auf den Standpunkt der Anhänger der psychologischen Schule stellt, der Idee der Gerechtigkeit in höchstem Maße Rechnung tragen, insofern, als sie den Geist der Menschen beeinflußt und deswegen eine Menge ökonomischer Tatsachen erklärt. Man wird sich daher nicht besonders wundern über das große Interesse, welches hervorragende Psychologen, wie Tarde, den Begriffen vom gerechten Werte, vom gerechten Preise, vom gerechten Zinse, vom gerechten Lohne beigemessen haben — alles Begriffe, welche keinerlei Bedeutung haben für jene Vertreter der politischen Ökonomie, die sich einfach an das Spiel der „natürlichen ökonomischen Gesetze" halten, so, wie die orthodoxe Schule sie aufstellte.'

Im übrigen definiert Duthoit: ‚Da die ökonomische Disziplin diejenigen Beziehungen der Menschen zum Gegenstand hat, welche sich herausbilden im Hinblick auf die materielle Verwertung des irdischen Reiches, so muß der Wirtschaftspolitiker diese Beziehungen in Betracht ziehen unter dem dreifachen Gesichtspunkte ihres moralischen Wertes, der verschiedenen Einflüsse, welche sie in

der Praxis berühren und bedingen, und endlich der gesteigerten Produktivität sowohl in Hinsicht auf das, was Tarde das optimum nennt, wie auch auf das maximum der Güter. Dieser dritte Gesichtspunkt aber bleibt dem ersten untergeordnet, und die Tendenz auf die gesteigerte Produktivität müßte in der Praxis verschwinden vor der Tendenz auf die gesteigerte Moralität, wenn irgend ein Konflikt entstehen sollte. Ob jedoch der Wirtschaftspolitiker die moralische oder die psychologische Seite in Betracht zieht, oder ob er sich mit der eigentlichen ökonomischen Seite der ihn beschäftigenden Erscheinungen befaßt, niemals darf er nach einer exklusiven Methode verfahren: er muß vielmehr, sie kombinierend, die Induktion und die Deduktion zu Hilfe ziehen.' Wie er insbesondere die Deduktion zu verstehen hat, darüber heißt es bei Duthoit: ,Ob es sich handelt um Praktiken, welche die Moral vorschreibt, oder um solche, die sie nur anempfiehlt, immer sind sie auf logischem Wege zu deduzieren aus den Begriffen über die Natur des Menschen, seine moralische Freiheit, seine Bestimmung, Begriffe, die bestätigt und ergänzt werden durch das, was die Offenbarung über unser wahres Ziel, über die göttliche Vaterschaft und die menschliche Brüderschaft sagt. Die aus den erfaßbaren Tatsachen gewonnene Induktion kommt insofern zu Hilfe, als sie den Ergebnissen des deduktiven Prozesses eine gewisse Bestätigung angedeihen läßt.' ,Die historische Wissenschaft ist es, die, durch ihr Eindringen in die Details der zugleich so verschiedenartigen und so beständigen Tätigkeit der Kirche, dem Wirtschaftspolitiker offenbaren wird, wie die Kirche diese oder jene Institution, dieses oder jenes Regime vorgezogen, wie sie oft entscheidend eingegriffen, wenn nicht in erster Linie die Anregung gegeben hat zugunsten der Einführung wohltätiger Organisationen, die sich lange Zeit zum Schutze der ökonomischen Tätigkeit der Völker erhoben. So wird der Wirtschaftspolitiker durch die Geschichte sich besser jenen katholischen Sinn aneignen, der ihm nach dem Wunsche der Vereinigung der sozialen Katholiken Frankreichs erlauben wird, „alle Privatinitiative zu dirigieren und allen öffentlichen Forderungen die Orientierung zu geben in der Richtung auf eine grundlegende Reform der modernen Gesellschaft nach den christlichen Grundsätzen".'

Diese Neuorientierung hat zunächst, wie Goyau einmal schreibt, den Einfluß gehabt, daß die politische Ökonomie aufgehört hat, ,nach der Art eines Morphins zu wirken, welches in dem Herzen des Reichen gewisse Skrupeln einschläfert und in dem Herzen des Armen gewisse Bitterkeiten. Das Interesse ist erwacht, aber auch das Gewissen, und das Morphin hat seinen Reiz verloren'. Insbesondere hat diese Stellungnahme der sozialen Katholiken sie in eine scharfe Frontstellung gegen den Kapitalismus gebracht, der man manchmal den Vorwurf der Übertreibung nicht ersparen kann. Es erinnert fast an die epigrammatische Ausdrucksweise des Kommunistischen Manifests, wenn man z. B. in der grundlegenden Erklärung der ,Union de Fribourg' liest: ,Die durch die Verteilung der Gewinne geschädigten und infolgedessen oft in eine an Sklaverei grenzende Abhängigkeit geschlagenen Arbeiter erheben sich energisch gegen den Kapitalismus, der sie unterdrückt. Dieser befindet sich auf dem Gipfel. Jedermann erkennt, daß ein unvermeidlicher Zusammenbruch sich vorbereitet.

Das Suchen nach einem Vorwand, um ihn herbeizuführen, ist vielleicht der Bestimmungsgrund demnächstiger Kriege.'

Scharfen Geißelhieben sah sich auch der namentlich von Léon Bourgeois vertretene sogenannte Solidarismus ausgesetzt. Goyau macht sich einmal die Formel zu eigen, die Paul Bourget in einer Rede in der Akademie aufstellte: 'Im Namen der Solidarität hat der Mensch auf seinesgleichen nur Anspruch für solche Leistungen, die den von ihm selbst geleisteten entsprechen. Was wird alsdann aus jenem ungeheuren Manko, welches selbst die bestgeregelten Zivilisationen in der Gestalt der Schwachen, Unglücklichen und Schuldigen nach sich schleppen? Dieses Manko ist es, welches den eigentlichen Gegenstand der Caritas bildet.' Die Caritas! Die Vielverkannte findet durch die sozialen Katholiken wieder Eingang in die politische Ökonomie. Und es wird schon eine Zeit kommen, wo man ihnen dafür Dank wissen wird. Die Nächstenliebe ist es, auf deren Hintergrund erst der Begriff der sozialen Gerechtigkeit seine volle Bedeutung erhält. Es klingt zwar heute ketzerisch, stützt sich aber auf den festen Glauben, daß der Schöpfer nicht umsonst eine so starke Herzensbefriedigung gerade mit der Ausübung dieser vornehmsten der drei göttlichen Tugenden verbunden hat: Ist erst einmal die Zeit vorbei, daß in der Caritas die Ursache einer 'seelischen Leibeigenschaft' erblickt wird, dann wird die entschiedene Stellungnahme der französischen sozialen Katholiken für die Caritas als Mittel zur Linderung sozialer Not und zugleich als soziales Erziehungsmittel ohne Zweifel gerechte Würdigung finden!

Einen Grundpfeiler des Systems der sozialen Katholiken bildet die Berufsorganisation. In welchem Sinne sie gedacht ist, geht am besten hervor aus einem Artikel von Henri Lorin, in dem es heißt: 'Die gewerkschaftliche Bewegung ist ein praktischer Faktor von hauptsächlichster Bedeutung für die Errichtung und Inbetriebsetzung der obligatorischen Organisation der Berufe, welche unser Ziel ist. . . . Ihre Unzulänglichkeiten und Mißbräuche, weit entfernt davon, ihr wesenseigentümlich zu sein, sind die Konsequenzen des Regimes, in dessen Busen sie geboren wird, dieses modernen Regimes, das sowohl die gewerkschaftliche wie die individuelle Anarchie verursacht, weil es sich gründet auf Auffassungen, die im Gegensatz stehen zu jenen sozialen Grundsätzen, welche logisch aus den drei Grundtatsachen in der Lehre der Kirche fließen: der freie Wille, die Erbsünde, die brüderliche Gleichwertigkeit der Menschen.' Die erste Beschäftigung mit dieser Idee zog den rückschauenden Beobachter in den Bann einer verklärten Epoche, wo das korporative System gleichzeitig die Blüte des Gewerbes und die Würde des Arbeiters gewährleistet hatte. 'Dann korrigierte man noch etwas in das Bild hinein, wie man eine Photographie korrigiert, der man schmeicheln möchte, in der Hoffnung, so dem Blicke eine demnächstige Zukunft vorzuführen; und es gab Frauen in Frankreich, die, bereit, mit ihren eigenen Händen die Banner der zukünftigen Bruderschaften zu sticken, mit der Ungeduld von Arbeitslosen frugen, wie lange noch die Untätigkeit dauern müßte' (Goyau). Die Wirklichkeit sah sich viel nüchterner an, so nüchtern, daß anfänglich die Katholiken auch auf diesem Gebiete wie auf jenem der Politik vor einer Sezession standen, die auch hier wieder die Kirche als eine

‚boudeuse‘ hätte erscheinen lassen. Die kräftige Initiative de Muns wendete diese Gefahr ab und führte die sozialen Katholiken in den Vordergrund der Verteidigung des Prinzips der beruflichen Organisation und ihrer freien Entfaltung. An dem Gesetze von 1884, welches die Koalitionsverbote endgültig begrub, hatten sie eifrigst mitgewirkt. Heute ist es gerade die Idee der beruflichen Organisation, welche den Zusammenhalt unter den verschiedenen Gruppen der sozial tätigen Katholiken garantiert, und kaum eine Idee hat einen liebevolleren Ausbau erfahren wie sie. Die besten unter den Vertretern des sozialen Katholizismus in der Öffentlichkeit haben auf dieser Grundlage ein bis ins kleinste ausgebautes System berufsständischer Gliederung des wirtschaftlichen und auch staatlichen Lebens zum Ideal erhoben. Allmählich brechen sich auch in der Praxis die ersten erfolgverheißenden Ansätze berufsständischer Gliederung des Wirtschaftslebens Bahn, mit einem fröhlichen Optimismus begrüßt. (Der kritisch veranlagte deutsche Beobachter sollte bei der Beurteilung dieser Dinge im Auge behalten, daß die demokratische Staatsform der berufsständischen Idee eine viel realere Grundlage bietet, wie das etwa in unserem heutigen Verfassungsleben der Fall sein kann.) Vom Standpunkte der französischen Katholiken aus kann diese Wendung der Dinge nur begrüßt werden, weil sie mehr wie alles andere geeignet ist, ihre Tätigkeit innerhalb einer Ordnung zu befruchten, die ihnen in anderer Beziehung so wenig Lichtseiten bietet.

So reichen sich Theorie und Praxis die Hand, damit aus der gemeinsamen Betätigung aller die befriedigende und erfolgversprechende Synthese erstehe. Gewiß ist die sozialkatholische Bewegung Frankreichs wesentlich eine Ideenbewegung, aber ‚das ist eine Notwendigkeit und zugleich ein Zeichen ihrer Macht, weil es immer wieder die Ideen sind, die letzten Endes die Welt regieren. Wer beschreibt die Macht des revolutionären Individualismus und des Kollektivismus, der daraus entsprungen ist, ein rebellischer Sohn, wie ihn de Mun in seiner bewunderungswürdigen Sprache nennt, der, durch die Belehrung seines Vaters verdorben, dessen Züchtigung geworden ist? Ganz gewiß sind das Ideenbewegungen. Ist es nicht notwendig und der historischen Mission des Katholizismus entsprechend, daß die sozialen Katholiken, aktive Mitglieder der unterrichteten Kirche, gehorsame Söhne der lehrenden Kirche, diesen niederreißenden Bewegungen eine aufbauende und wiederherstellende Bewegung entgegensetzen‘? Niemand hat so meisterhaft die Eigentümlichkeit der sozialkatholischen Bewegung in Frankreich als den Ausfluß der zur Erkenntnis ihrer selbst gekommenen christlichen Seele beschrieben, wie Fonsegrive in seiner Schrift: ‚Fils de l'esprit‘. Auf die Regeneration der geistigen Bewegung viel mehr als auf die Entfaltung gewaltiger organisatorischer Kräfte ist die ganze Bewegung eingestellt. ‚Das öffentliche Leben der Kirche Frankreichs‘, schrieb erst in den letzten Tagen Goyau, ‚hat seit jenem Tage, wo der Staat durch eine brutale Ehescheidung sie zurückwies, bewunderungswürdige Schauspiele geboten. Aber auf dem Hintergrunde dieses öffentlichen Lebens entfaltet sich und erblüht, wenn ich so sagen darf, ein verborgenes Leben, dessen Ausläufer früher oder später an das Tageslicht treten werden. Ein Leben

diskreter Arbeit, langsamer Vorbereitung, ernsten und sicheren Heranreifens; ein verborgenes Leben — ich wiederhole das Wort —, das nicht nach dem Beifall der Menschen strebt und nicht einmal nach ihrer Beachtung, sondern in diesem Augenblick einzig und allein nach der stillen und heiteren Leitung Gottes.'

Wahrscheinlich wird man es dieser Eigentümlichkeit der sozialkatholischen Bewegung Frankreichs zuschreiben dürfen, wenn ihre vornehmsten Erfolge auf dem Gebiete der Versöhnung der Klassen liegen. Organisationen nach Art der Vereinigung der katholischen Jugend Frankreichs und des ehemaligen Sillon, welche die Elite der katholischen Jugend aller Stände, nicht zuletzt des arbeitenden Standes, umfassen, sind eine Eigentümlichkeit des sozialen Lebens der französischen Katholiken, der wir in Deutschland kaum etwas Gleichwertiges entgegenzustellen haben. Auch ist der Anteil der gebildeten Katholiken an den sozialen Bestrebungen so groß wie wohl in keinem anderen Lande. Wer die Probe aufs Exempel machen will, braucht nur den Kreis der sozial interessierten Mitarbeiter katholischer Richtung an der Presse, von der kleinsten angefangen bis zur vornehmsten, in den verschiedenen Kulturländern zu vergleichen. Wenn irgend etwas, so ist es die soziale Betätigung der französischen Katholiken, welche die führenden Geister auf einem gemeinsamen Boden nach und nach zusammenzuführen geeignet ist. Schon macht sich selbst auf so heißumstrittenen Gebieten wie demjenigen des gesetzlichen Eingreifens in das soziale Leben wenigstens im Prinzip eine Abkehr von den Extremen bemerkbar. Das gemeinsame Arbeiten auf den Sozialen Wochen führt zu einer von unserem Standpunkte aus beneidenswerten Achtung vor der Überzeugung Andersdenkender. In der sozialkatholischen Bewegung Frankreichs ist die Saat ausgestreut, aus der das katholische Leben allgemein stärker und gefestigter wieder erblühen wird. Auf sie richten sich die zuversichtlichen Blicke aller, die auf eine bessere Zukunft vertrauen.

(Schluß folgt.)

Im Wunderlande der sozialen Reformen

Streifzüge durch Australien und Neuseeland

Von Hans Rost

Das Deutsche Reich erfreut sich unter den Ländern Europas ohne Zweifel der fortgeschrittensten Sozialgesetzgebung. Es bleibt ein unbestrittener Ruhmestitel des deutschen Volkes, wenn infolge seiner staatlichen Arbeiterversicherung in den 25 Jahren 1885 bis 1909 für den Fall der Krankheit, des Unfalls und der Invalidität über 7,7 Milliarden Mark an seine Arbeiter ausbezahlt worden sind. Heute gelangen bekanntlich im Durchschnitt täglich 1,9 Millionen Mark für die genannten drei Versicherungszweige zur Ausbezahlung. Auf allen Gebieten hat die soziale und hygienische Gesetzgebung kräftig eingesetzt. Unsere Kindersterblichkeit ist im Sinken begriffen, die Lungentuberkulose und sonstige Infektionskrankheiten sind erklecklich eingedämmt worden, unsere Großstädte haben teilweise ihre Typhusherde niedergerissen; Schwemmkanalisationen sorgen für größere Gesundheit und Reinlichkeit, gutes Trinkwasser steht allerorten jedermann zu Gebote. Diese durchgreifenden Maßnahmen haben es im Zusammenhalt mit der steigenden Lebenshaltung aller Volksschichten so weit gebracht, daß der Bewohner Deutschlands heute gegenüber den Verhältnissen der 70er Jahre durchschnittlich um fünf Jahre länger lebt.

Wenn nun auch auf fast allen Gebieten des äußeren Lebens erhebliche Fortschritte erzielt wurden, so ist doch damit das Maß des Wünschenswerten noch in keiner Weise erreicht. Am Monumentalbau unserer Sozialgesetzgebung fehlt noch mancher Stein; die Versorgung der Witwen und Waisen ist eben erst in die Wege geleitet; der Gedanke der allgemeinen Altersversicherung hat noch keine Wurzeln gefaßt. Die Kriminalität namentlich der jugendlichen Personen zeigt immer noch aufsteigende Kurven. Noch nehmen sich alljährlich in Deutschland, mitten in unserer vielgepriesenen Kultur, gegen 14 000 Menschen freiwillig das Leben. Noch fordert der Würgengel Tuberkulose zu viele Opfer und der Alkoholteufel schickt viele Zehntausende von Menschen alljährlich in die Zuchthäuser, Irrenhäuser und Trinkerheilstätten. Von einer Antialkoholgesetzgebung noch kaum eine Spur. Die Politik ist bis jetzt ein Monopol des Mannes, aber schon klopfen unsere Frauen an die Tore der Parlamente und begehren das aktive und passive Wahlrecht. Andere wieder träumen mit offenen Augen den großen Traum eines großen Weltfriedens, und manche glauben an die Idee des allgemeinen Güteraustausches im sozialistischen Zukunftsstaate.

Eine Fülle von sozialen Wünschen und Forderungen liegt in der Luft. Alles schreit nach Fortschritt, nach sozialen Neuerungen, die Zahl der sozialreformerischen Vorschläge in der Öffentlichkeit, in den Zeitungen ist alltäglich Legion. Jede Partei hat die besten Allheilmittel in ihrem Programm, und während die einen die Politik des Erreichbaren und des Vorwärtsdrängens verfolgen, will die Sozialdemokratie ein soziales Paradies der Gleichheit und Brüderlichkeit mit einem Schlage hervorzaubern. So ringen die Politik des praktischen Erfolges und die Politik der Phantasie miteinander. Alle politischen Richtungen aber beanspruchen für sich die allein echte und ersprießliche

Wahrung des Volkswohles und Volksglückes und blicken einer ereignisschwangeren Zukunft entgegen.

Es läßt sich nun gar nicht bestreiten, daß von den vielen Träumen des sozialistischen Zukunftsstaates doch wenigstens einige einer einigermaßen befriedigenden Erfüllung entgegengeführt werden können. Die fortschreitende Sozialisierung mancher gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Daseinsformen ist möglich und sogar erwünscht. Das geglückte Experiment des bekannten Jesuitenstaates in Paraguay wird ja in seiner kommunistischen Form nicht wiederholt werden. Auch ist der Grundgedanke des sozialistischen Zukunftsstaates, die Ausgleichung des Besitzes und die Verteilung der Produktion unter alle Volksgenossen, von vornherein eine Utopie, weil die Propheten des völkerbeglückenden Zukunftsstaates leider nicht in der Lage sind, das Gehirn und die Intelligenz der Menschen auch in gleiche Teile zu verteilen. Und der intelligente Mensch wird sich auch im sozialdemokratischen Paradies seine Überlegenheit und damit seinen materiellen und geistigen Besitz als sein Eigentum sichern.

Allein die sozialen, hygienischen, materiellen und geistigen Daseinsbedingungen der Menschen lassen sich ohne Zweifel noch auf eine viel höhere Stufe bringen, als dies heute in den alten und neuen Kulturstaaten der Fall ist. Zum Beweise hiefür brauchen wir nur eine Seereise anzutreten ins Land der sozialen Wunder. Weit drunten im stillen Ozean, im fünften Erdteil, in Australien, Tasmanien und Neuseeland, wo vor wenigen Generationen noch Menschenfresser ein behagliches Dasein fristeten, da haben die modernen sozialreformerischen Ideen ihren bisher höchsten Triumph erreicht. Bevor wir den Stand der austral-asischen Sozialgesetzgebung und der sozialistisch-utopistischen Bestrebungen kennen lernen wollen, liegt es nahe, erst einen Blick auf die Geschichte und den wirtschaftlichen Charakter dieser Länder zu werfen.

I.

Um nach Australien oder Neuseeland zu kommen, brauchen die schnellsten Postdampfer von London ab fünf bis sechs Wochen. Australien und Tasmanien zusammen sind etwa so groß wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika ohne Alaska. Neuseeland kommt an Größe Italien gleich. Die Durchforschung des Landes hat in früheren Jahrhunderten große Schwierigkeiten geboten und große Menschenopfer gefordert. Kriegerische, menschenfressende Eingeborene, undurchdringliche Urwälder, vor allem aber der Mangel an Wasser brachten viele Expeditionen zu Fall. Australien hat nur einen einzigen großen Strom, den Murray; die übrigen Flüsse haben nur kurze Läufe. Das Klima und namentlich die Niederschläge sind sehr extrem. Das Innere des Landes gleicht einer großen Sandwüste mit verschiedenen salzigen Seen. Diese kahlen Sandböden bieten ertragreiche Weiden, wenn es zum Regnen kommt. Doch dauert es oft jahrelang, bis ein Tropfen Regen fällt und Millionen von Schafen erliegen der Trockenheit. Andrerseits wird das Land in manchen Gegenden oft von urplötzlichen Überschwemmungen heimgesucht, welche mitunter gräßliche Verwüstungen anrichten. Australien liegt teilweise in der tropischen, teilweise in der gemäßigten Zone. Sehr fruchtbar ist der Osten Australiens; der tropische Norden hat

Palmen, Ananasfelder, Zuckerplantagen; das tasmanische Bergland hat Schweizerklima und weite Obstgärten. Die heißen Winde aus dem Wüsteninnern verbreiten sich oft über das ganze Land, vertrocknen die Pflanzen und beklemmen den Atem der Menschen. Neuseeland hat ein gesünderes und gleichmäßigeres Klima. Es hat im Westen mächtige Gletscher und schöne Fjorde an den Küsten, wohin vor wenigen Jahren Kaiser Franz Joseph Gemsen gesandt hat, welche sich bereits gut eingelebt haben. Die flache Ostküste hat vortreffliche Häfenplätze. ‚Die leidenschaftliche Liebe zu seinen Schönheiten und die Erkenntnis seiner Fruchtbarkeit hat dem Lande bei den Neuseeländern die Bezeichnung „Gottes eigenes Land", „Gods own country" verschafft.' Die Eigenart der wirtschaftlichen Struktur Australiens faßt Schachner in die Worte zusammen: ‚Man weiß heute, Australien hat Land, das an Fruchtbarkeit mit dem Boden aller Länder wetteifert, und solches, wo in menschlicher Sehweite kaum ein Schaf Nahrung finden kann, es hat Jahre, wo die Saaten sich schwer beugen, ja wo doppelte Saaten reifen, die Bäume unter den Früchten brechen, und Jahre, wo jeder Grashalm verdorrt und die Zweige keine Blätter treiben.' Der Schrecken Australiens ist die periodisch wiederkehrende Dürre, die oft mehrere Jahre anhält. Es gibt Gebiete, in welchen zwischen 1892 und 1904 sieben Jahre lang kein Tropfen Regen fiel und wo die in dieser Zeit geborenen Kinder erschrocken in ihre Häuser flohen, als sie zum ersten Male kräftigen Regen herabplatzen sahen. Die Wasserwirtschaft ist in diesen Gegenden auf artesische Brunnen angewiesen, außerdem werden in Westaustralien von der Meeresküste her durch einen 387 Meilen langen Kanal 5 Millionen Gallonen Wasser täglich nach den westlichen Goldfeldern 1200 Fuß hoch künstlich emporgeführt. Diese Anlage hat drei Millionen Pfd. Sterling gekostet. Die Wasserregulierung stellt sich sonach als das wichtigste wirtschaftliche Problem des Landes heraus. Als weitere feindliche Elemente der Landeskultur sind zu nennen die mitunter schrecklich wütenden Waldbrände, dicht verschlungene Eukalyptus- und Kakteensorten und Farnkräuter. Sehr schlimm haust in manchen Gegenden das zur Jagd und zur Nahrung eingeführte Kaninchen, das sich so schnell vermehrte, daß ganze Landstriche von den Bewohnern verlassen werden mußten. Den europäischen Sperling hat man zur Bekämpfung der Insektenplage eingeführt, die Spatzen fressen aber aus alter Gewohnheit auch in Australien lieber Körner.

Trotz der Ungunst der Verhältnisse hat Australien aber doch eine bedeutsame Landwirtschaft. Es ist mit 87 Millionen und mit 22 Millionen in Neuseeland das schafreichste Land der Welt. Daneben gab es 1908 noch 12 363 928 Rinder und 2 291 509 Pferde. Die Weizenernte Australiens und Neuseelands macht in der Regel drei Prozent der Welternte aus. Die Wollerzeugung belief sich 1909 auf nahezu 900 Millionen Pfund, die Ausfuhr gefrorenen Fleisches auf 435 Millionen Pfund. Dieser ganze Reichtum an Schafwolle, Fleisch und anderen Erzeugnissen der Viehzucht, welche heute in riesengroßen Mengen exportiert werden, rührt nach Manes her von 6 Rindern, 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Fohlen, 29 Schafen, 12 Schweinen und 6 Ziegen, welche im Jahre 1788 von Kapitän Philipp gleichzeitig mit einem Sträflingstransport in den fünften Erdteil gebracht wurden. Denn Australien war vor seiner Er-

schließung durch die Europäer an Nutztieren und -pflanzen überaus arm. Die Anspruchslosigkeit des Schafes ist das Glück der Bewohner Australiens. Es werden die größten Mengen feinster Schafwollsorten namentlich von den Merinoschafen produziert. Das Schaf lebt von den dürren Weiden und läuft Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch in Millionen im Freien umher, wobei nur ein berittener Hirte für 10 bis 20 000 Schafe notwendig ist. Das Fleisch der Schafe wird in gefrorenem Zustande in einer Temperatur von 7 Grad Kälte in den Gefrierräumen großer Dampfschiffe nach London verladen, wo man dieses Fleisch gerne und in großer Menge verzehrt. Ein solcher Dampfer nimmt 20 bis 30 000 solche Hammelkörper auf.

Sehr geringfügig ist der Ackerbau, indem nur 0,56 Proz. von ganz Australien sich in Kultur befinden. Gut gedeihen die eingeführten Obstsorten; die Qualität des Tabaks ist derart, daß er vornehmlich zum Waschen der Schafe gegen die Räude benutzt werden soll. Die Forstwirtschaft ist in gutem Gedeihen begriffen; man hat aus Europa und Amerika elf Millionen Eichen, Fichten, Lärchen, Tannen und Eukalypten angepflanzt.

Außerdem birgt Australien große Reichtümer an Mineralien, vor allem an Gold. In den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts wurden zuerst Goldspuren entdeckt. Am 11. Juni 1857 wurde der Welcome-Goldklumpen mit 185 Troy Pfund gefunden, der nach Schachner seinen Findern den Kuriositätspreis von 10 500 Pfd. Sterling brachte, während er nur für 9325 Pfd. Sterling Gold enthielt. Doch bringt Gold auch nicht zugleich Glück, denn der Finder dieses Klumpens wurde eines Tages tot im Alkoholrausche in einer Gosse gefunden, nachdem er im Alkohol seine Verarmung betäuben wollte. Fortwährend wurden in Viktoria, Neusüdwales, Queensland und Neuseeland bedeutende Goldfelder entdeckt. Bei Tarnapulla wurde im November 1906 der elfgrößte Goldklumpen der Welt mit einem Wert von 4000 Pfd. Sterling entdeckt. Bis 1909 wurden in Australasien für 575 Millionen Pfd. Sterling Gold gewonnen und nach Ansicht von Geologen ruhen noch unschätzbare Mengen in den Tiefen des Landes. Andere Mineralien haben zusammen einen Wert von 244 Millionen Pfd. Sterling ergeben, darunter Kohle mit 78, Silber und Blei mit 59 und Kupfer mit 52 Millionen Pfd. Sterling. Der Bergbau ist für Australien von großer Bedeutung, indem etwa ein Zehntel seiner Bevölkerung in ihm seine wirtschaftliche Existenz findet.

Gewerbe, Industrie und Handel zeigen eine schwache Entwicklungstendenz. Wandert doch fast die Hälfte der australischen Rohprodukte zur Weiterverarbeitung ins Ausland. Im ganzen exportierten die Staaten des australischen Bundes im Jahres 1908 für 1,29 und importierten für 1,01 Milliarden Mark. Das sind im Verhältnis zu der geringen Bevölkerung sehr hohe Ziffern.

II.

Der kurzen Beschreibung des Landes soll nun die Schilderung der Bewohner folgen. Australien zählte Ende 1908 erst 5 296 019 Einwohner, also weniger als das Königreich Bayern. Eine eigentliche bedeutendere Urbevölkerung hat es nicht. In der Hauptsache ist das Land von Briten und Irländern

als Kern der Bevölkerung bewohnt, denen sich noch Deutsche und Skandinavier in kleiner Zahl hinzugesellen.

Infolge brutaler Roheiten durch die Kolonisten sind die Ureinwohner in Tasmanien, Australien und Neuseeland fast gänzlich ausgerottet worden. Die noch vorhandenen Splitter leben überall in kleinen Stämmen und in kommunistischen Formen. Sie stehen auf einer tiefen Kulturstufe. Die Frau ist Arbeitssklavin und muß sich mit dem begnügen, was Eltern oder Gatte ihr an Nahrung zuwerfen. Menschenfresserei ist heute bei einigen Stämmen auf das strengste verboten, so bei den Tasmaniern; ‚bei anderen geschieht sie zur Beschwichtigung des Schmerzgefühls an den Leichen Verwandter, bei manchen ist sie für Weiber die Strafe für Untreue, öfters erfolgt sie aus Mangel an Nahrung, am häufigsten wird sie an der Beute einer erfolgreichen Fehde vollzogen'. Zur Erhaltung dieser Ureinwohner haben die Kolonisten nicht das geringste beigetragen, im Gegenteil man behandelte sie wie vogelfreie Schießobjekte. Den Segen der Kultur hat man ihnen verweigert; hoffnungslos verfolgt sind sie vernichtenden Lastern, wie Opium und Alkohol, ergeben. Ihre Zahl kann heute noch auf etwa 60 000 geschätzt werden. Und doch könnten diese Uraustralier sehr gut zu den tropischen Kulturen von Baumwolle, Kokosnuß, Gummi im australischen Norden verwendet werden, wofür weiße Arbeiter sich weniger eignen, allein die Kurzsichtigkeit der Kolonisten hat für dieses Bevölkerungsproblem kein Verständnis. Die Ureinwohner Neuseelands sind die Maori, ein intellektuell und kulturell höherstehender Stamm. Herz beschreibt sie also: ‚Untersetzte, kräftige, muskulöse Gestalten mit schokoladenfarbigem Teint, die Lippen aufgeworfen, gewulstet, die Nase gebogen, oft in semitischer Art. Die Haare schwarz und glänzend, gerade und glatt oder groß gelockt, das Auge groß und ausdrucksvoll mit tiefbrauner Iris — seine Sklera mit einem Stich ins Gelbliche.' An ihnen haben die weißen Kolonisten früherer Zeiten unglaublich gesündigt. In den Dreißigerjahren wurde ein schwunghafter Handel mit tätowierten Maoriköpfen getrieben, die in die europäischen Museen verkauft wurden. Das führte dazu, daß viele Sklaven vorher tätowiert und dann getötet wurden, um ihre Köpfe gegen Gewehre einzutauschen. Von 100 000 Maoris im Jahre 1840 sind heute noch 43 000 Vollblutmaori übrig geblieben. ‚Auch von ihnen,' sagt Schachner, ‚wird bald nichts mehr übrig sein als ihre wundervollen Gesänge in der klangvollen Sprache, die zeugen, daß in ihnen eine hohe Kulturkraft wohnte, für die das 19. Jahrhundert kein Verständnis besaß, noch sie in die Bahnen gleicher Mitarbeit an der wirtschaftlichen Entwicklung der Insel, die für alle reichlich Platz bot, zu lenken.' Es scheint, daß diese Schilderung zu pessimistisch ist. Die Maoris sind jetzt gleichberechtigte englische Staatsbürger, haben vier Abgeordnete im Parlament und einen Minister in der Regierung, der ihre besonderen Interessen vertritt. Von ihnen gilt also buchstäblich die Tatsache, daß ihre Väter noch Menschen fraßen, während ihre Söhne Parlamentarier geworden sind. Verblüffend schnell haben Tausende von Maori die ganze moderne Bildung sich angeeignet, was am besten aus dem Umstande erhellt, daß der stellvertretende Ministerpräsident Carroll ein Halbblutmaori, der Minister für die Angelegenheiten der Eingeborenen,

Ngatha, ein Vollblutmaori ist. Freilich verharrt der größte Teil der Maori noch in Halb- und Unkultur.

Die große Masse der australischen Bevölkerung besteht aus Angehörigen der weißen Rasse, vorwiegend germanischer Herkunft. Als die Engländer von diesem neuen Erdteil 1770 Besitz nahmen, wußten sie ursprünglich nicht, was sie damit anfangen sollten und machten eine Strafkolonie daraus. 137 000 Gefangene wurden hieher transportiert. Als dann der Ruf großer Fruchtbarkeit in der Welt bekannt wurde, mehrte sich die Einwanderung. Nach Beendigung der napoleonischen Kriege begann dann die Einwanderung freier Ansiedler. Die Bedrückungen der Irländer, fehlgeschlagene Hoffnungen der 48er Revolution brachten dem Lande den von den Gouverneuren damals geförderten Zuzug von Fremdlingen. Heute bilden die verschiedenen Staaten, mit Ausnahme von Neuseeland, zusammen seit 1. Januar 1901 einen engeren Bundesstaat zum australischen Gemeinwohle — commonwealth of Australia. Das Land hat jetzt eine eigene zoll- und sozialpolitische, sowie eine selbständige Bundesgesetzgebung. Der australische Bundesstaat besitzt sehr große Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit. Die Regierung ist aus zwei Kammern gebildet, an ihrer Spitze steht zugleich als Vertreter des englischen Monarchen ein Generalgouverneur mit dem Sitze in Melbourne.

Ein kleiner Teil der Bevölkerung setzt sich also aus Abkömmlingen ehemaliger Verbrecher zusammen, welche übrigens zu Tausenden wegen unbedeutender oder politischer Vergehen verbannt wurden. Ein anderer Teil waren und sind die Goldsucher. Kühne, waghalsige, durchweg jüngere Leute waren es nach Manes, welche in den Vierziger- und Fünfzigerjahren vom Golde gelockt nach Australien gingen und hier zum großen Teil seßhaft wurden. Dem Goldtaumel verdankt Australien rund eine Million Einwanderer. Das wichtigste und für die sozialpolitische Gestaltung Australiens bedeutendste Element der Bevölkerung sind die religiös-human veranlagten brittischen, irischen und deutschen Kolonisten, welche als Ackerbauer und Viehzüchter sich hier eine neue Heimat schufen, die Fesseln der heimatlichen manchesterlichen Wirtschaftsanschauungen bald abstreiften und zu begeisterten Anhängern des staatssozialistischen Evangeliums wurden. Ein anderer, kleinerer Teil der Bevölkerung besteht aus farbigen Elementen, insbesondere Chinesen und Afghanen. Zur Zeit der Goldfunde wanderten viele Tausende von Chinesen ein. Die Zuckerindustrie Queenslands wurde früher sehr stark von chinesischen Kontraktkulis besorgt. Die Regierung suchte sich der Chinesen durch ein Kopfgeld sowie durch Extrajahressteuern zu erwehren. Besondere Gesetze erschweren die Chinesenzufuhr. Es ist nicht Rassenabneigung allein, sondern Spiel, Opium, Prostitution, Widerstand gegen die Gewerbegesetzgebung und Bedürfnislosigkeit der Chinesen sind Eigenschaften, welche für die übrigen Bewohner von größtem Nachteil sind.

Während in früheren Jahrzehnten die Einwanderung gefördert wurde, ist die jetzige Einwanderungspolitik teilweise ins Gegenteil umgeschlagen. Heute huldigt man dem Grundsatz Lord Jerseys gegen farbige Einwanderer: ‚Es ist besser, Australien entwickelt sich langsam und günstig, als daß es sich rasch mit Völkern fremder Rasse füllt.‘ Die gegenwärtige Regierung hält fest an dem

Prinzip eines weißen Australasiens. Die Arbeiterparteien, welche auf die Regierung den größten Einfluß haben, gestatten nur ein Einwanderungsminimum, um die Nachfrage nach Arbeit, die Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen möglichst günstig für die Arbeiter zu gestalten. Wer heute in Australien einwandern will, muß in der Lage sein, ein aus 50 Worten bestehendes Diktat in einer bestimmten Sprache schreiben zu können. Da die Wahl der Sprache dem australischen Beamten überlassen bleibt, ist der Chikane Tür und Tor geöffnet. Hohe Geldstrafen treffen den Zuwiderhandelnden, auch den Schiffskapitän mit fremden Einwanderern. Man ist sogar dazu übergegangen, die farbigen Arbeiter aus den Queensländer Zuckerplantagen auf kostspielige Weise zu expatriieren, und die Regierung des Commonwealth hat mit dieser Weißaustralienpolitik ihre erste sozialpolitische Tat begonnen. Man ist nach Manes fest entschlossen, eher die Zuckerindustrie Queenslands untergehen zu lassen, als farbige Arbeiter im Lande zu dulden. Doch dürfte dieses Prinzip der Rassenreinheit und -einheit sich nur als ein vorübergehendes Ideal verwirklichen lassen. China und Japan mit ihren überschüssigen Volkskräften brennen vor Verlangen, aus dem weißen Australasien ein gelbes zu machen, und da das Land an den Küsten sogut wie ohne Verteidigung ist, kann jedwede Seemacht Australasien als Ventil für seine Volksüberfüllung betrachten. Die gelbe Gefahr ist sonach größer, als man glaubt. Doch sind die gegenwärtigen regierenden Kreise der Ansicht, das Ideal einer Rasse, eines Volkes, einer Sprache, einer Flagge und eines ökonomisch zusammengefügten Staates auch in Zukunft aufrecht erhalten zu können.

Die Vorbedingungen für eine solche Weißaustralienpolitik mit Ausschluß fremdfarbiger Rassen wären gegeben, wenn das Land eine stark wachsende eigene Bevölkerung hätte. Allein der Wille der australasischen Bevölkerung geht dahin, nicht nur Land und Arbeit für sich fast ausschließlich in Anspruch zu nehmen, sondern auch den behaglichen Wohlstand, in welchem fast alle Bevölkerungsschichten leben, nicht durch großen Kinderreichtum aufzuheben. Der Arbeiter Australasiens hat aufreibende Kämpfe um eine Verbesserung seiner Lebenshaltung nicht zu führen, die Arbeitsverhältnisse sind durchgehends günstig, die Nahrungsverhältnisse völlig ausreichend. Die Gunst der materiellen Verhältnisse hat nun bewirkt, daß die australasische Bevölkerung eine niedrige Fruchtbarkeitsziffer aufzuweisen hat, eine Erscheinung, wie sie auch das reiche Frankreich mit seinem Ein-bis-Zweikindersystem seit Jahrzehnten zur Schau trägt. In allen Staaten wird der Lebensstrom von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächer, indem z. B. auf 1000 Einwohner von 1861—1865 in den Staaten Australiens 42,43, dagegen von 1905—1909 nur 26,26 Geburten entfielen. In Neuseeland lauten diese Ziffern 38,22 bezw. 27,27, in ganz Australasien 42,01 bezw. 27,00 Geburten. Wenn man die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer zugrunde legt, so treffen auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren Geburten in Frankreich 85, in Neuseeland 104, in Australien 110, in Großbritannien 111 und in Deutschland 145. Die Anschauungen des neomalthusianistischen Systems sind sonach in Australasien tief in das Volksbewußtsein eingedrungen. In einem offiziellen Regierungsbericht wurde bereits die Befürch-

tung ausgesprochen, die Schulkinder würden bald kaum mehr hinreichen, um die vorhandenen Schulen auszufüllen. Bei uns ist es umgekehrt. Weder das Klima noch die wachsende Industrialisierung sind schuld an diesem Rückgang der Kinderzahl. Den Hauptgrund hat eine kgl. Kommission von Neusüdwales in den Worten ausgesprochen: ‚Der Hauptfaktor in der Verringerung der Geburtsziffer liegt im Willen der Beteiligten.‘ Konzeptionsverhütung und Abortivgeburten vergiften den Lebensquell der australasischen Bevölkerung. Das Glück eines reichen Kindersegens wurde durch nüchternes Rechnen ersetzt.

Sehr günstig ist dagegen die Sterblichkeitsziffer, welche infolge der geringeren Geburtenzahl und des kleinen Prozentsatzes alter Leute sich andauernd vermindert. Während in Deutschland auf 1000 Einwohner im Jahre 1900 23,2, im Jahre 1908 dagegen 19 Sterbefälle treffen, lauten diese Ziffern in Neusüdwales 11,16 bezw. 10,16, in Queensland 11,73 bezw. 10,34, in Tasmanien 11,05 bezw. 11,71, in Neuseeland 9,43 bezw. 9,57 Sterbefälle. Infolge der guten Lebenslage der Arbeiterbevölkerung beträgt die Gesamtsterblichkeit Australasiens die Hälfte derjenigen Deutschlands. Mit Stolz hat die Zeitschrift ‚Lone Hand‘ in Sydney in einem Artikel geschrieben: ‚Unsere Lebensstatistik vergleicht sich günstig mit Europa, aber ist der Vergleich ein entsprechender? Wir haben nichts, das sich vergliche mit der schrecklichen Qual der Armut, der Frauenfabrikarbeit, der mittelalterlich zusammengedrängten Städte mit ihren klassendünkelhaften Bewohnern, die durch die vernichtende Wucht der Konkurrenz zum Hungertod verurteilt sind und durch Steuern, die durch die Erhaltung umfangreicher Armeen und Flotten notwendig sind, zu Boden gedrückt werden. Das australische Volk ist wahrscheinlich das reichste Volk der Welt und es hat die Gelegenheit zu einem gesunden, naturgemäßen und krafterhaltenden Leben.‘ Namentlich der Lungentuberkulose ist man mit großem Erfolg durch Wasserversorgung, Kanalisation, Nahrungsmittelgesetze, Gesetze über Milchkontrolle, durch behördliche Unterweisung der Kranken und ihrer Angehörigen auf Grund der gesetzlichen Anzeigepflicht zu Leib gerückt. So entfallen auf 1000 Köpfe der Bevölkerung 1896—1905 in Viktoria 11,5, in Queensland 8,4, in Neuseeland 7,4, in Tasmanien 6,7, in England und Wales 12,7, in Belgien 13,0 und in Deutschland 19,7 Todesfälle an Lungenschwindsucht. Die eigenartige günstige Lage der Lebensverhältnisse der australasischen Bevölkerung in ihren zahlreichen, uns Europäern größtenteils unbekannten Erscheinungsformen hat das Bevölkerungsproblem einer wünschenswerten Lösung entgegengeführt, und der einzige trübe Schatten ist die Geringfügigkeit des eigenen Bevölkerungszuwachses.

III.

Nachdem wir die wichtigsten Tatsachen von Land und Leuten in Australasien kennen gelernt haben, sei noch ein kurzes Bild von dem Volkscharakter und den Lebensgewohnheiten dieser Bevölkerung gezeichnet. Da unten in dem so merkwürdigen Lande stoßen wir Zug um Zug auf tausenderlei Abweichungen von unseren Lebenssitten und Lebenseinrichtungen. Man muß sich zunächst vor Augen halten, daß Australasien keine Geschichte hat. Keine historischen Fesseln und Machtverhältnisse binden die Bevölkerung. Ein unbändiger Freiheits-

Humbert/Die Familie



und Unabhängigkeitsdurst hat Hunderttausende ins Land getrieben, wo sie Freiheit und Gleichheit suchten, fanden und heute noch in weitgehendstem Maße aufrecht erhalten. Dieses Freiheitsgefühl hat auch die zahlreichen Strafgefangenen beherrscht, welche diesen Trieb auch auf ihre Nachkommen vererbt haben. Die Menschen haben in Australasien europäische Vorurteile und Eigenarten abgestreift. ‚Auch die Pionierarbeit im rauhen Busch und das gedankenernste Leben dort, der harte Daseinskampf in den Zeltlagern der Goldfelder oder in den Holzbaracken der Schurstätten machte die Leute selbständig und wetterhart, kraftvollen und starren Sinnes. So entstand ein neues Volk auf dem neuen Boden.' Dieses Selbständigkeits- und Freiheitsgefühl belebt heute noch die Massen. ‚Hier fühlt sich jeder so gut als der andere', sagte ein australischer Premierminister zu dem Australienforscher Schachner, ‚die individuelle Freiheit darf nicht verletzt werden. Sie wacht ängstlich über die Erhaltung ihrer Individualität.' Vor der Polizei, den Behörden und Beamten hat der australische Arbeiter wenig Achtung. Von patriarchalischem Wesen nirgends eine Spur. Die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind daher ganz unpersönlich. Es fällt einem Arbeiter selten ein, seine Direktoren zu grüßen. Selbst der Dienstbotenberuf entbehrt stark des persönlichen Einschlags. Die Herrschaft hält sich von jeder Einmischung in das Privatleben des Mädchens, soweit es sich in der freien Zeit außerhalb des Hauses abspielt, fern, . . . es hat für Überstunden und Ausnahmefälle wenig Verständnis. Für Ausnahmsleistungen muß man in Australasien sich nach eigens bezahlten Personen umsehen. Dem Unternehmertum gegenüber herrscht eine gewisse Feindschaft, und das Streben der Arbeiter ist darauf gerichtet, die politische Maschine unter ihren Einfluß zu bringen. Ein starkes Freundschafts- und Solidaritätsgefühl verbindet die Arbeiter gegenseitig.

Als einen wunderbaren Zug der Einwohner bezeichnet Schachner die Achtung vor der Frau. Das gegenseitige Verhältnis der Geschlechter steht auf hoher Stufe. Höfliche Aufmerksamkeiten und wohlgesittetes Betragen dem weiblichen Geschlechte gegenüber könne man tagtäglich und an allen Orten beobachten. Die Sucht nach schönen Kleidern haben jedoch die Mädchen mit ihren eitlen europäischen Schwestern gemeinsam, und ein junger Arbeiter klagte einmal, daß seine Frau nur noch Lackschuhe und seidene Schürzen trage, und daß ihm daher das Verdienen schwer falle.

Mit großer Vorliebe huldigen die Einwohner dem Sport, der durch das warme und trockene Klima das ganze Jahr hindurch im Freien betrieben wird. Die Musik wird sehr gepflegt, und kein Land der Welt hat pro Kopf der Bevölkerung eine so große Anzahl von Klavieren aufzuweisen wie Australien. ‚Eine gute Presse, der man als Nachteil nur ihre Deutschfeindlichkeit vorwerfen kann, und ein reiches Bibliothekswesen gibt dem Arbeiter geistige Nahrung . . . Den hohen Stand dieses Volkes vermag aber vielleicht nichts mehr zu bestätigen als die große Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, die diesem jungen Volke entstiegen. Sie mögen wohl nicht zu ersten Vertretern englischer Literatur gehören, aber es ist eine Volksliteratur, die sich mit den Losungen des Tages, nicht zum mindesten mit der sozialen Frage beschäftigt oder in

der Verherrlichung des heißgeliebten Erdteils, seiner Natur wie seiner Frauen begeisterte Worte findet. Australische Gesänge, die im Busche sich in Reime schlugen, gehen von Mund zu Mund, niemand weiß von ihnen, woher sie kamen, eine Volkspoesie! ‚Es wohnt jenes Glück in Australasien,‘ sagt Schachner, ‚das Zeit und Lust zu Liedern findet.‘

Unter den Lastern, denen weite Volksschichten frönen, stehen das Wetten bei Pferderennen und das sinnlose Wetten mit zwei Geldstücken, die in die Höhe geworfen werden und entweder mit dem Wappen oder mit dem Kopfe auf den Tisch fallen müssen, obenan. Ein weiteres Laster ist die Trunksucht. Seltsamerweise wird während der Arbeit jedem Alkoholgenuß völlig entsagt, sowie oft während der ganzen Woche, dafür aber wird am Sonnabend und Sonntag um so sinnloser gezecht. Sehr rege ist in Arbeiterkreisen das Interesse an der Politik, deren Hauptziel der Einfluß auf die Regierung darstellt. Die Arbeiterfrauen interessieren sich sehr für die Gesetzgebung gegen Trunk und Spiel. Die Arbeiterschaft ist gut organisiert, was auch aus dem Grunde erleichtert ist, weil nahezu die Hälfte der australischen Bevölkerung Stadtbewohner sind. ‚Obwohl man annehmen sollte,‘ schreibt Manes, ‚daß in einem so dünn bevölkerten Lande mit so reichen Bodenschätzen, wie sie Australasien aufweist, ungeheurer Reichtum in den Händen einzelner sich ansammeln müßte, sehen wir, daß der amerikanische Milliardär im fünften Erdteil überhaupt nicht vorhanden ist, daß man hier amerikanischen Luxus so wenig kennt wie amerikanischen Geschäftsgeist oder amerikanische Arbeitsfreudigkeit. An Stelle dessen sehen wir eine durchweg einfache Lebenshaltung, aber dafür das Fehlen jeder Massenarmut in europäischem oder amerikanischem Sinne. Das Tempo der australischen Arbeit hält keinen Vergleich mit der Intensität der Arbeit aus, wie sie in Nordeuropa oder in Amerika zu Hause ist. Aber die politische Macht des australischen Arbeiters ist unvergleichlich größer als die seiner Genossen in andern Erdteilen. Was für die Herrschaft über die Vereinigten Staaten ein Pierpont Morgan, ein Rockefeller und andere Milliardäre bedeuten, das bedeuten für die Herrschaft über Australasien die Gewerkvereine und politischen Organisationen der Arbeiter. Sie sind die Regisseure der ganzen Politik.‘

Das gesellschaftliche Leben in Australien zeigt auf allen Gebieten Extreme. Der Australier beansprucht für sich ein freies, ungezwungenes Leben und hat die Steifheiten des Engländers von sich geworfen; trotzdem sind in keinem Lande auch nur annähernd so viele Dinge gesetzlich geregelt wie in Australien. Das australische Gesellschaftsleben besteht aus einer ‚ganz eigenartigen Mischung von altüberkommenem konservativem Engländertum und neuentstandenem ultrademokratischem Kolonialleben‘. Von englischen Sitten hat man das Klubwesen für die Männer, den Fünfuhrtee für die Frauen beibehalten, aber, wie Manes humorvoll bemerkt, die typische englische Langeweile abgestreift. Ein gesunder Demokratismus durchdringt alles. Man kennt in Australien keine Aristokratie weder der Geburt, noch des Geistes, noch der Finanzen. Wer überflüssiges Geld hat, geht nach England, weshalb im Lande auch die jeunesse dorèe fehlt. Ferner muß man sich aus Australasien fast

alle Einrichtungen, wie Heer, Flotte, Kasernen, Mietskasernen, großindustrielle Etablissements, einfach hinwegdenken. Da unten gibt es keine säbelrasselnden Leutnants, keine Infanteristen und Schwalangeres. Keine schmucken Dörfchen zieren das Landschaftsbild, nur Einzelhöfe sind über das Land zerstreut. Die Städte selber sind auf einen großen Flächen- und Gartenraum ausgedehnt, das Einfamilienhaus mit Garten herrscht überall vor, und wie in England gilt auch hier der Grundsatz im Wohnungswesen: My house is my castle. Die Straßenzeilen sind infolgedessen lang hingestreckt. Die Sonntagsruhe ist in ziemlich strengem schottländischem Maße durchgeführt. Die meisten Städte Australasiens, wie z. B. die Stadt Auckland in Neuseeland, haben zwei Sonntage: den Samstag und den Sonntag; am Samstag wird nur von 10 bis 12 Uhr gearbeitet, dann wird gefeiert. An den übrigen Wochentagen sind die Städte von 5 Uhr ab meist menschenleer, indem die Massen der Bevölkerung in die Vororte mit ihren Einfamilienhäusern abströmen. Wir leben ja in dem glücklichen Lande der kurzen Arbeitszeit mit dem Achtstundentage.

Der Vorortsverkehr ist gut eingerichtet, ebenso zufriedenstellend sind die Eisenbahnen. Die Fahrpreise sind billig, die Einrichtungen bequem und vornehm, die Fahrt langsam, ‚Expreßzüge von amerikanischer Geschwindigkeit würden in das behagliche, phlegmatische Leben der Neuseeländer z. B. gar nicht hineinpassen'. Vortreffliche Speisewagen mit billigen guten Mahlzeiten zeichnen die Bahnen aus. In den Städten selbst finden sich zwar keine Palasthotels, aber doch sehr saubere Gasthöfe mit auffallend niedrigen Hotelpreisen. Kalte und warme Bäder sind in beliebiger Zahl völlig kostenfrei. Das Trinkgelderwesen ist nahezu unbekannt. ‚Die Angestellten', sagt Manes, ‚sind durchweg so gut bezahlt und so von demokratischem Geiste beseelt, daß ihnen das Annehmen von Trinkgeldern widerstrebt.'

In hohem Grade ist die gesellschaftliche Gleichheit durchgeführt. Sogenannte offizielle Persönlichkeiten sind eigentlich nur der Generalgouverneur und die Gouverneure der Einzelstaaten. Gesellschaftliche Verpflichtungen liegen diesen und den Ministern nicht ob. Sie wären auch nebst manchen Ministersfrauen etwas schlecht zum Repräsentieren geeignet, da sie nicht selten alle beide einfachen Arbeiterkreisen entstammen. Die Kluft zwischen den Gesellschaftsklassen in kapitalistisch organisierten Ländern ist in Australasien stark überbrückt. ‚Während ich diese Worte schreibe,' so äußert sich ein hervorragender Neuseeländer, ‚liegen der Fächer und die Handschuhe unseres Dienstmädchens auf dem Küchentisch. Sie ist ein tadelloses Mädchen und der Küchentisch ist glänzend weiß. Heute abend soll sie zu einem Ball im Ruderverein der Arbeiter, von einem bekannten Advokaten eingeladen, der sie einer Menge seiner Kollegen, alle im Ballstaat, vorstellen wird. Ich glaube, daß ihre Ballkarte schnell ausgefüllt werden wird. Sie wird da auch mit der Tochter des Premierministers und anderen hochstehenden Personen zusammentreffen — —.'

Wenn wir uns die Lebenshaltung der australasischen Arbeiter vor Augen führen, mögen wir vielleicht ungläubig den Kopf schütteln, allein damit wird die Tatsache einer sehr differenzierten Lebensführung nicht aus der Welt geräumt. Der verheiratete Arbeiter verlangt und besitzt infolge des Ein-

familienhaussystems sein eigenes Heim und Haus. In seinem Hause hat er auch seine Badeeinrichtung, eine Forderung, die auf allen Gewerkschaftskongressen Annahme gefunden hat. Die Kleidung der Arbeiter ist so vorzüglich beschaffen, daß sie keinerlei Klassenunterschiede erkennen lassen soll. Der ‚bessere‘ Arbeiter hat sogar für den Besuch des Theaters seinen ‚smocking‘. Was die Nahrungsverhältnisse anlangt, so ist infolge des Teegenusses und der vielen Konditoreien der Zuckerkonsum sehr bedeutend. Ebenso gilt dies vom Fleischkonsum, indem auf den Kopf der Bevölkerung etwa das Vierfache des Konsums in Deutschland verzehrt wird. Der Tabakverbrauch ist so stark wie in Deutschland. Hinsichtlich des Biertrinkens überlassen die Australasier das Renommee des trunkfestesten Volkes freilich immer noch den Deutschen und Engländern. Der Alkoholmißbrauch spielt eine große Rolle, indem 1908 in Australien nicht weniger als 50 590 oder 12‰ Personen, in Neuseeland 1907 10 186 oder 11‰ Personen in Strafe genommen wurden. Ob nun die Arbeiter den primitiveren Bedingungen des Landlebens sich anpassen, schreibt Schachner, oder ob sie vom Komfort der Städte profitieren, immer steht die Lebenshaltung erheblich über der unserer deutschen Arbeiter. Dabei sind die Lebensmittelpreise billiger als in Deutschland und in Amerika. Direkte Steuern drücken den australischen Arbeiter auch nicht, wenn er nicht Hausbesitzer ist. Die Einkommensteuergesetze haben sehr hohe steuerfreie Einkommenminima. Alkohol und Tabak liefern dem Staate seitens der Arbeiter die größten Abgaben.

Inmitten all dieser Momente einer glücklichen äußeren Kultur wirft sich die Frage auf, welche Bedeutung in Australasien die Kirche als Vertreterin der idealen Güter aufzuweisen hat. Zunächst einige Zahlenangaben über das Stärkeverhältnis der einzelnen Konfessionen. In ganz Australien zählten um die Jahrhundertwende die protestantische englische Kirche 1 811 603, die katholische Kirche 965 621, die presbyterianische 602 608, die methodistische Kirche 587 928 Bekenner. Dann gibt es noch die unausbleibliche Heilsarmee mit 39 099 Anhängern und 16 851 Juden. Australasien hat ein üppig wucherndes Sektenwesen, insbesondere die lärmenden Umzüge und die marktschreierischen Anpreisungen der Heilsarmee haben dieser Religion und Geschäft glücklich verbindenden Sekte viele Nachläufer und Anhänger verschafft. Die Australier zeichnen sich durch weitgehende Toleranz in religiöser Beziehung aus; die Sonntagsheiligung ist streng durchgeführt und der Besuch der Kirche gilt überall auch bei den Arbeitern als eine gesellschaftliche Pflicht. Die katholische Kirche genoß ursprünglich nicht die gleichen Rechte wie die englische Kirche. Seit 1820 aber ist die Unterdrückung derselben beseitigt. Der Rechtszustand ist der der Trennung von Staat und Kirche. Obwohl ganz auf freiwillige Beiträge angewiesen, ist die katholische Kirche heute doch bis zu 32 Bistümern emporgeschritten, und stolze Kathedralen ragen überall empor. Naturgemäß muß die katholische Kirche sich im Lande sozialistisch-kollektivistischer Anwandlungen auch mit diesen Ideen auseinandersetzen. Es fehlt nicht an Stimmen, welche den revolutionären Sozialismus anerkennen und auf dem Standpunkte stehen, daß die Kirche keinen Grund habe, sich der Aufhebung des Eigentums

zu widersetzen, wenn die Erziehung aller Bewohner so gelenkt werden könne, daß sie ihr Eigentumsrecht freiwillig an die Allgemeinheit übertragen. Die traditionelle Politik der Kirche richte sich nur gegen revolutionäre Änderungen. Dieser Standpunkt wird jedoch z. B. von dem katholischen Bischof von Wellington, Redwood, nicht geteilt, indem er den Kollektivismus verurteilt und dafür einer strammen modernen Sozialpolitik mit Fabrikgesetzen, Staatsschiedsgerichten, Gewerkschaften usw. das Wort spricht und die bessere Verteilung des Eigentums als Beseitigungsmittel gegen den Sozialismus betont.

Auch Kardinal Moran steht auf diesem Standpunkte der Zweckmäßigkeit des revisionistischen Sozialismus und hat nach dem Siege der Arbeiterpartei bei den letzten Wahlen offen erklärt, daß der gesunde Menschenverstand diesen Erfolg gebracht habe. Die anglikanische Kirche dagegen hält an dem altenglischen Konservatismus fest und steht den Strömungen des Arbeiterwillens teilweise entgegen. Die katholische Kirche arbeitet sehr praktisch, um den ihr gebührenden Einfluß in der Öffentlichkeit zu haben. Sie besitzt katholische Zeitungen und beeinflußt namentlich durch die Pfennigpublikationen der ‚Australian Catholic Truth Society‘, die in der Kirche zum Kaufe aufliegen, die öffentliche Meinung. Diese Schriften der katholischen Wahrheitsgesellschaft sind von einem überraschend modernen Geiste durchdrungen. Der praktische Sinn der Katholiken äußert sich auch darin, daß man auf dem Katholikentag zu Sydney die Gründung einer dem Zentrum ähnlichen Partei besprach, was aber bis jetzt nicht ausgeführt werden konnte. Während die Protestanten für eine rigorose Sonntagsheiligung, d. i. Verbot jeglicher Vergnügungen und Eisenbahnfahrten scharf Propaganda machen, nimmt die katholische Kirche einen freieren Standpunkt ein, und gestattet Vergnügungen wie Tanz, Theaterbesuch, die athletischen Sports, selbst das Boxen, ‚solange es sich in den Rahmen der Sittlichkeit und fern von Roheit bewegt‘. So extreme Verurteilungen, wie sie z. B. ein Prophet der Heilsarmee mit den Worten äußert: ‚Wie kann der Heilige Geist in einer Brust wohnen, die mit Tabakrauch gefüllt ist‘, hat die katholische Kirche stets mit Entschiedenheit abgelehnt. Auch in der Trinkerbewegung steht die katholische Kirche auf dem Standpunkt, daß der Kampf gegen den übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke sich richten müsse und wenn P. Hays seine Mäßigkeitspredigten hält, ist die Kathedrale von Melbourne bis auf den letzten Platz gefüllt. Die katholische Kirche steht in Australien überall im vollsten Einklang mit den Ideen des Volkes, und der Umstand, daß der Staat keinerlei finanzielle Selbständigkeit und Unterstützung gewährt, hat Volk und Priester eng verbunden und die in anderen Ländern mitunter zu beobachtende Unnahbarkeit namentlich des höheren Klerus verhütet. So darf alles in allem genommen die Lage der katholischen Kirche in Australien, insbesondere ihre Fühlungnahme mit den Interessen des arbeitenden Volkes, als günstig bezeichnet werden.

Das ist in einigen Pinselstrichen die Charakterisierung des gesellschaftlichen Lebens in Australien, die Schilderung der Tendenzen und Zukunftsziele im sozialen Wunderlande im allgemeinen. Der Mittelpunkt des sozial am weitesten fortgeschrittenen Staates von Neuseeland bildet die Hauptstadt Wel-

lington. ‚Hier sieht man die Maschinerie arbeiten, welche die Kolonie zum Lande ohne Streiks, zum Paradies der Arbeiter machen soll. Hier trifft man die Männer, die als Sozialingenieure der Gesetzgebung und Rechtsprechung tätig sind. Und wie es in einem ultrademokratischen Staatswesen nicht anders möglich ist, erlangt man leicht und ohne Förmlichkeit Zutritt zu dem Laboratorium für Sozialexperimente, lernt die leitenden Denker und die ausführenden Praktiker kennen, welche ein Land ohne soziale Extreme schaffen wollen, ohne die Ärmsten und ohne die Reichsten, wie die alten Länder sie kennen; ein Land des behaglichen stillen Wohlbefindens, ohne nervöse Hast nach Geld, ohne schweißtriefende, fieberhaft tätige Arbeiter.‘ (Manes.) In welcher Weise nun die sozialreformerische Gesetzgebung ein Stückchen vom Schlaraffenlande, von sozialistischen Utopien zum Leben hervorgezaubert hat und die Ideen eines sozialen Glückes für Land und Leute noch weiter verwirklichen will, davon soll im weiteren die Rede sein.

Abendsonne

Brütend war der Tag und traurig,
Doch der Abend bringt den Segen,
Atmend neigen sich die Bäume,
Windgetragen fällt ein Regen.

Hell wie Silber stäubt er nieder,
Lichter tanzen auf dem Pfade,
Tief im Westen steht die Sonne,
Leuchtend wie ein Blick der Gnade.

In dem warmen, tiefen Glanze
Ruhn die goldnen Ährenfelder,
Das geheimnisvolle Leuchten
Wandert durch die dunklen Wälder.

Sophie Steinwarz.

Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

VII.

Ich entnehme die folgende Stelle dem besagten alten Krankenjournal, das mir damals zugleich als Schiffstagebuch dienen mußte:

‚Um eine Seereise ist es etwas Eigenes, und man kann wohl behaupten, daß Menschen, die fünf Wochen hindurch nur Himmel und Wasser und nichts weiter sehen, besonderen Gesetzen des gesellschaftlichen und seelischen Lebens unterliegen; Gesetzen, die von den allgemeinen Normen sich freilich nicht im Wesen, sondern nur durch die gesteigerte Kraft und Promptheit ihrer Wirkungen unterscheiden. Dies mag besonders von dem wichtigen Gebiet der Freundschaften und der Versicherungen des Herzens auf Gegenseitigkeit gelten. Und kein Wunder! Da schwimmt, in einer rußig überwölkten, immer stoßenden, schwankenden Nußschale aus Eisen zusammengeschachtelt, durch die Wüsten des Ozeans eine schon durch ihre Buntheit interessante Menschenfracht: eine wahre Mosaik von verschiedenfarbigen Menschenhäuten, dunklen, lichten oder matt abgetönten Schicksalen, krummen, geraden, zierlich gerundeten oder zackigen Lebensläufen. All die Leutchen aber haben denselben unheimlichen Appetit, den die zehrende Seeluft erzeugt, und den zu befriedigen der Meister Küchenchef unermüdlich am Werke ist. Alle trachten sie ihr Haupt vor derselben scheitelrecht lohenden Sonne zu schützen, und alle drängen sich erschreckt wie Lämmer zusammen, wenn die hungrige Wölfin See den Rücken sträubt und durch die Nüstern bläst, daß die Schaumflocken über Deck fliegen. So kann es kommen, daß zwei, die sich vor wenigen Tagen noch nicht einmal dem Namen nach gekannt haben, bald einträchtig wie langjährige Freunde oder Verliebte an der Reling entlang wandeln, sich ohne Federlesen ihre Leiden und Freuden erzählen und schließlich vom Steward Hugo eine Flasche Mercier kalt stellen lassen, um ewige Brüderschaft und Treue zu trinken. Da verwandelt sich der Geschäftsonkel mit der weißen Weste, der nie an etwas anderes als an Zahlenkolonnen geglaubt hat, urplötzlich in eine schöne Seele und zeigt sich geneigt, seinen überquellenden Empfindungen eine Hekatombe zu opfern; derbe Witwen in den besten Jahren finden auf einmal den Vollmond, der groß über dem Meer heraufschwebt, entzückend und himmlisch; und ältlichen Jungfrauen, die unlängst das Schiff mit heruntergezogenen Mundwinkeln, im Vollgefühl ihrer Unanfechtbarkeit, bestiegen haben, fährt es jählings wie ein Sonnenfeuer ins Blut, daß sie auf Meter hin hörbar zu säuseln und zu seufzen beginnen.‘

Wenn es aber so um das dürre Holz bestellt war, wie sollte es dann erst am grünen geschehen?

Herrn Guido Fahrenbergs bewegliches Künstlerherz schwankte, ohne festen Anker zu werfen, zwischen Dona Juaquinas sommerreifer, exotisch reizvoller Erscheinung und Komtesse Stanislawas gletscherkühler, blonder

Bildnisschönheit hin und wieder. Immer von neuem studierte er die zarten, einander so ungleichen Linien, hier den südlich kräftigen, dort den nordisch matten Schmelz der Farben, dort den klaren Frühling, hier die leuchtende Ernte des Lebens, und er wurde nicht müde, die Schwankungen des Schiffes zu bedauern, die ihm nicht gestatten wollten, all die Herrlichkeit in wünschenswerter Weise mit Stift und Pinsel festzuhalten. Die Komtesse aber war eigentlich mehr Herrn Guidos Freunde, dem Schmetterlingsdoktor, zugeneigt, weniger freilich um seines Sapeurbartes oder sonstiger männlicher Vorzüge willen, als weil sie beide die gleiche Leidenschaft für die schimmernden Falter verband. Mister Wintle, der erste Ingenieur auf der Guahyba, der in seinem Sprachschatz, wie es schien, nur die Worte ‚Yes' und ‚No' auf Lager hatte und nach Herrn Livius Meyers Zeugnis ‚der hölzernste Mensch seit der Entdeckung Amerikas' war, — Mister Wintle empfand aus irgendwelcher geheimnisvollen Wahlverwandtschaft heraus so etwas wie eine schwachtemperierte, stumme Laubfroschliebe zu der transkaspischen Ärztin, deren Name in den Schacht der Vergessenheit gefallen ist. Fräulein Brigitte Cyrus aber hatte es seither immer empfindlicher auf den störrischen lyrisch-dramatischen Maëstro abgesehen und suchte sich, da ihre Hoffnung in bezug auf dauernde Lebensgemeinschaft bei dem Künstler auf Unmut stieß, wenigstens einer Anzahl zärtlicher kleiner Souvenirs an seine geweihte Person zu bemächtigen. So entwendete sie und brachte, teils heimlich, teils offenkundig, nach und nach in ihrer Ledertasche zusammen folgende Gegenstände: ein geblümeltes Battisttaschentuch und ein Schuhband; etliche Notenblätter; ein Teerestchen, aus der Teeschale zierlich und verstohlen in ein bereitgehaltenes Flacon gegossen; ein Autogramm und eine Visitenkarte mit Signor Panstilis genauer Adresse. Als nun aber eines Tages die ungestüme Anbeterin dem einsam in die Symphonie des Meeres versunkenen Meister mit einem Scherchen nahen und sich aus seinem Lockenwald eines rehfarbenen Zweigleins als Reliquie versichern wollte, da riß dem Langmütigen die Geduld, er wurde ganz ehrlich grob und schimpfte auf gut Crimmitschauisch los: ob sie denn glaube, daß er keine Augen im Kopfe habe — sie alte Morchel?! Und ob sie sich nun endlich zum Teufel scheren und ihn in Ruhe lassen wolle! Worauf Fräulein Brigitte Cyrus allerdings, wie es der Situation angemessen war, etwas hastig den Rückzug antrat, aber sich gleichwohl bewußt blieb, welche Beurteilung sie dem heiligen Aufwallen einer großen Künstlerseele schuldig war. Am selben Abend noch erzählte sie mit schluchzender Stimme in der Akademie: es sei ein wahrhaft göttlicher Anblick gewesen; nie zuvor habe sie den Maëstro so herrlich entflammt gesehen, nie sein Antlitz so voll dramatischen und edlen Feuers.

Daß übrigens Monsieur Maurice Chapelain auf seinem schwimmenden

Sanatorium festere Bande anzuknüpfen vermied, erklärte sich vielleicht aus einer unbändigen Leidenschaft, die er kurz vor seiner Abreise von Paris zu Mademoiselle Artémise Casque d'or, ‚der schönen und berühmten Tragödin des théâtre français', gefaßt haben wollte. Ihr und keiner anderen gedachte er auch den Roman ‚Irrwische' zu widmen, wenn — ja wenn sie Wort hielte! Wollte man dem Dichter glauben, so hatte die schöne Artémise Casque d'or bei den neun Musen und dem Liebesgotte geschworen, wenn der Dampfer in Boulogne s. m. an französische Küste stieße, mit einer erlesenen Schar am Landungsplatze harren und dem Heimkehrenden einen festlichen Empfang bereiten zu wollen. Aber Monsieur Chapelain schien weder den Musen noch dem Liebesgotte zu trauen und hielt drei Monate Abwesenheit für eine lange Zeit.

Da hatten die ehrenfesten Herren Birgi und Schläfli aus Zürich ihr Augenmerk auf Solideres gerichtet. Wie schon vorher ihres Geldbeutels, so nunmehr die Interessen auch ihrer Herzen zusammenschließend, plauderten die Geschäftsfreunde, soweit das Elektrizitätswerk am jungen Rhein ihren Gedanken Spielraum ließ, heiter und ohne Eifersucht mit Fräulein Thekla Sauerbier, der nudeldicken, mutterwitzigen Stewardesse. All die Zeit hindurch aber lag hoffnungslos darnieder das Verhältnis zwischen Herrn Livius Meyer aus Berlin und Dona Zaïda Ulysses aus Pernambuco. Es war dafür freilich auch das einzige auf der Guahyba, das mit einer Heirat endigen sollte.

Übrigens konnte, wer aufmerksam hinsah, noch eine Reihe weiterer kleiner Bündnisse und Freundschaften beobachten, bei denen Eros nicht im Spiel war und die sich doch zum Teil aus bemerkenswerten Motiven herleiteten. So hatte die jungfräuliche Stewardesse eine gar empfindsame Zärtlichkeit für das braune Sumatragewächs: für Herrn Dr. Sökelands malaiischen Boy Freitag gefaßt. Indem sie nämlich behauptete, daß dessen Schiefheit und ausgetrocknetes Haar lediglich von Blutarmut herkomme — was auf den ersten Blick zu erkennen nur die vertrackte Hautfarbe verhindere —, war sie unermüdlich daran, den kleinen, affenartigen Kerl zu bemuttern und ihm aus der Kombüse allerlei Leckerbissen zuzustecken, die er grinsend und gierig mit seinen weißen Zähnen hinunterschlang. Ein recht eigenartiges Verhältnis bestand auch zwischen einem gewissen Mister Dudley — Samuel Dudley aus Brooklin — und Lord Lionel Hexham. Fast beständig hielt sich, beide Hände in den Hosentaschen, der Yankee in der Nähe des sterbenden Schloßherrn von Malcolm-Hall. Und es war beinah' offensichtlich, daß er dessen wechselnden Zustand mit einer seltsam nachdenklichen Gespanntheit belauerte, wie auch die Beflissenheit auffiel, womit er bei jeder Gelegenheit bemüht war, dem Kranken einen Dienst zu erweisen oder irgendwelche Bequemlichkeit zu verschaffen. Wer nun in den hell-

scheinenden Yankeeaugen nicht zu lesen verstand oder von der besonders gearteten Faserung der nordamerikanischen Menschenseele nicht den rechten Begriff hatte, der lief vielleicht Gefahr, den ehrenwerten Mister Samuel Dudley aus Brooklin für einen verkappten Samaritan zu halten. Nun hatte zwar Mister Dudley an dem gesundheitlichen Befinden des Mannes im Nankinganzug in der Tat ein erhebliches Interesse; aber dieses war lediglich ein Geldbeutelinteresse und gründete sich darauf, daß Mister Dudley und sein Freund und Reisegefährte Mister Edmondson bei der Einbootung in Rio fast in demselben Augenblick, als Lord Hexham mit seinem Sykomorenholz das Schiff betrat, wie auf Verabredung die Notizbücher gezogen und darin mit geschäftlich nüchternen Mienen eine Wette — a wager — des Inhalts eingetragen hatten, ob dieser hagernasige Mann Europa noch lebend erreichen werde oder nicht. Und Mister Samuel Dudley, der von der Kraft und Zuverlässigkeit des menschlichen Herzmuskels zufällig eine bessere Meinung hegte, hatte fast dreihundert Dollar auf dieses verlöschende Lebenslicht gewagt. Eine Kalkulation, die sich in der Folge als gut und richtig erweisen sollte.

Während wir den Äquator durchschnitten, erreichte auch die ozeanische Akademie den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Derselbe wurde — wissen Sie noch, verehrte Senhora? — durch den Augenblick bezeichnet, als die reisende Schauspielertruppe ‚Thalia' sich unter ihrem Häuptling und Regisseur Friedrich Essig im Musiksalon mit Deklamationen und mimischen Darbietungen zur Verfügung stellte. Der große Mime Friedrich Essig, der sich als Künstler natürlich Essek nannte, nebenher auch wegen seines nicht selten natterartig aufzüngelnden Temperamentes unter der Spitzmarke ‚Friedrich der Reizbare' ging, — Herr Essek hatte mit seinen Leuten die Zone bereist, wo, wie ihnen vorgegaukelt worden, die dicken Goldklumpen herrenlos herumliegen und der Lorbeer immergrün zum Fenster hereinwächst. Und er wäre gewiß auch mit reich erfüllten Hoffnungen zu den heimischen Kunsttempeln zurückgekehrt, wenn ihn nicht in Buenos Aires — der ‚Stadt der lieblichen Lüfte' — eine Sturmwolke von unbezahlten Rechnungen überschüttet und in den Abgrund des Konkurses gefegt hätte. Wenn Herr Essek, dessen Fach die Charakterrolle und Intrigue war, auf diese dunkelsten Stunden der Schauspielertruppe ‚Thalia' zu sprechen kam, dann drückte er den Schlapphut tiefer in das faltige Mimengesicht, faßte, als ob er den Dolch suchte, an einen unsichtbaren Gürtel und ließ, wie ein ungenügend aufgedrehtes Dampfventil, ein dämonisches Zischen zwischen den Zähnen hervor hören. Verwünscht diese Republik der Moskitos und Sandflöhe! Fluch auch dem verräterischen Nikodemus Goldammer, Heldenvater und Schuldenmajor, der durch sein unbesonnenes Wirtschaften die Schauspielertruppe ‚Thalia' draußen, als sie das harte Brot der Fremde

aß, an den Bettelstab gebracht hatte! Und Dank nur den Göttern, daß sie in der höchsten Not einige begüterte und wohlmeinende Landsleute geschickt, die sich der arg zerzausten Truppe hilfreich annahmen, ihr die Mittel für eine standesgemäße Heimreise vorschossen, ja sogar zum Abschied noch mit den Taschentüchern winkten, als die fahrenden Komödianten im Besitz ihrer unpfändbaren Garderobe- und Requisitenstücke, ihres noch unpfändbareren Durstes und Hungers sowie eines für die Verhältnisse immerhin noch ansehnlichen Bestandes von Künstlerhumor den Hafen verließen, um sich nach dem kalten und doch so heimlichen Nest Europa zurückzufinden.

Wenn ein Bienenschwarm in einen fremden Staat einbräche und über den Honig geriete, so würde das verworrene, freudige und unwirsche Summen nicht lebhafter sein als der Tumult, den das leichtfertige Thaliavölkchen nun nach so langer Entbehrung geselliger und künstlerischer Genüsse in der ozeanischen Akademie anstiftete. Mit Besorgnis und zornigem Protest sahen die altverdienten Veteranen des schöngeistigen Bundes das keck eingedrungene schauspielerische Element um ihre verehrten Damen schwärmen, und Herr Livius Meyer erhob mehr als einmal warnend die Stimme: wenn der berufene und unberufene Zudrang in die Akademie so fortdauere, so ergebe das eine Mitgliederzahl, aus der man verschiedene Kubikwurzeln ziehen könnte, und ihm als Ephorus werde es alsdann nicht mehr möglich sein, den Bund auf der bisher bewährten wissenschaftlichen und ästhetischen Höhe zu halten. Übrigens nehme die Schauspielkunst unter den Künsten einen verhältnismäßig niederen Rang ein, sintemalen sie sich zur Darstellung so gröblicher Mittel wie der menschlichen Grimasse und Gliedmaßen bediene, und es könne als zweifelsfrei festgestellt angesehen werden, daß der Komödiant der Affe unter den Künstlern sei. Auch müsse er — Livius Meyer — gegen das neuerdings in der Akademie beliebte Überwiegen der Musik auf Kosten der Literatur im Namen der letzteren energisch protestieren. Denn sintemalen der Musiksinn, anatomisch gesprochen, seinen Sitz nicht sowohl im menschlichen Zentralapparat als vielmehr in den animalischen Regionen des Lendenmarkes habe — bitte, meine Herrschaften, keine Ereiferung! Die Sache ist wissenschaftlich festgestellt: Vögel, Pferde, Katzen und hauptsächlich Mäuse sind musikalisch! — so sei allerdings Herr Max Muschkatblatt, Kammgarn und Buckskin, aus Hamburg, gestern abend wieder in der Lage gewesen, mit Löweschen und Schubertschen Balladen ganz leidlich aufzuwarten. Welche Anspielung auf seinen Zentralapparat natürlich Herr Muschkatblatt wiederum nicht ohne geharnischte Replik ließ; ja, er ging sogar so weit, zu behaupten, daß gerade Herrn Meyer kein Recht zustünde, antisemitischen Tendenzen in der Akademie zu huldigen; denn von einem Herrn Meyer zu einem Herrn Korngold oder Liebstöckl sei auch nur ein Schritt. Worauf Herr

Meyer wieder Gelegenheit nahm, in einer ebenso kühnen als glänzenden Duplik vor versammelter Akademie seinen Stammbaum mitten in die besonnten Rebenhügel der Provence zu pflanzen, indem er zugleich feierlich versprach, jedem Mitglied des Bundes, das ihn demnächst in seiner Wohnung in Berlin W besuchen werde, durch Pergament und Sigill nachweisen zu wollen, daß er unverfälschtes altes Hugenottenblut in den Adern trage.

Inzwischen lenkte eine lebhafte Debatte, die sich in der ozeanischen Akademie über den Vorrang der verschiedenen Künste erhob, die Aufmerksamkeit glücklich von den Theaterleuten ab. Nicht bloß Signor Emilio Panstili, kraft seiner Würde als lyrisch-dramatischer Maëstro, nicht bloß Graf Haddik im Namen seiner Flöte und Komtesse Stanislawa als Meisterin auf der Bratsche, sondern auch Tante Dona Juaquina Cintra und Sie selbst, verehrte Senhora, als stimmbegabte Gelegenheitssängerinnen und Virtuosinnen auf dem Flügel legten Verwahrung ein gegen die unglimpfliche Art, wie der verstandeskühle ‚Hugenotte‘ eine so ausdrucksfähige, heitere und nur dem nüchternen Begriff unzulängliche Kunst wie die Musik soeben abzutun versucht hatte. Man einigte sich zunächst dahin, daß Herrn Meyers Musikverstand über den Brummkreisel nicht hinausgehe. Aber die Gemüter erhitzten sich weiter, und da immer mehr der Rufer und Ruferinnen im Streit gegen den kampflustigen Ephorus erstanden, so hätte dieser mit seiner Meinung zuletzt ganz allein in frierender Einsamkeit stehen müssen, wenn ihm nicht unvermutet eine Sekundantin erschienen wäre. Dona Zaïda Ulysses, des Berliner Kunstschriftstellers holde Widersacherin, war es, die sich zu aller Überraschung plötzlich mit einem energischen Fußstampfen auf die Seite des Feindes schlug und das scharf aufsprühende Kienholz ihrer Rede so mutig zu seinen Gunsten in den allgemeinen Brand warf, daß Dona Juaquina den Moment für gekommen hielt, ein kluges und versöhnliches Wort zu sprechen. Sie wies also darauf hin, wie es ebenso zwecklos und müßig sei, über die Rangordnung unter den Künsten zu streiten, als etwa darüber, ob ein eisgezacktes Gebirge oder das donnernde Meer, ob das gestirnte Firmament oder die blühende Erde, ein lauschig dämmernder Waldeswinkel oder eine lieblich helle Waldwiese mit Glockenblumen und Schmetterlingen den Vorzug verdienten. Gewiß zwar sei die edle Dichtkunst die Königin, auf deren klarer Stirn sich die bunte Welt der Erscheinungen allzeit am beziehungsreichsten und sinnvollsten spiegele. Aber wohin der Ruf der Königin nicht dringe — in kaum geahnte luftleere Regionen trage Frau Musika die Seele des Menschen, weit hinaus in die mystischen Dämmerbezirke, wo jedes Dichterwort längst erstorben sei. Wie bleich und kalt erscheine zunächst des Bildhauers Marmor gegenüber den lebendurchglühten Farben des Malers! Und doch könne wiederum dieser nur ärmlich vortäuschen, was

der Meisel so spielend und vollkommen erreiche: das allseitig geschlossene Rund der körperlichen Form. So habe wohl weiser himmlischer Ratschluß die verschiedenen Künste zu ihrer wechselseitigen Ergänzung bestimmt und gesorgt, daß keine zu sehr das Haupt erhebe, sondern daß sie zusammen erst die große Symphonie ausmachen, aus der die Fülle des Weltalls allstimmig widertönt.

Damit gaben sich denn die meisten zufrieden, sogar Herr Livius Meyer, der an diesem Abend in geradezu rührender Weise bestrebt war, sich Dona Zaïda und ihrem Papagei angenehm zu zeigen. Es hatte sich aber wieder einmal erwiesen, wie umsichtig Dona Juaquina Cintra das veilchenbekränzte Schifflein der ozeanischen Akademie durch alle Klippen und Fährnisse zu steuern verstand, und wie sie allein immer wußte, die Blasen, so die Geister aufwarfen, durch das Öl kluger Worte zu glätten, alle der Eintracht schädlichen Funken mit ihrem zierlichen Fuße auszutreten.

Eine sanfte Brise wehte von Afrika herüber. Ihren meergrünen Schleier, der das goldene Haarband durchschimmern ließ, dem Spiel des Windes preisgebend, am Arm das Täschchen aus Silberbrokat, das bei jeder raschen Bewegung in der Sonne glitzerte, so promenierte Dona Juaquina in ihrer merkwürdig rhythmischen und graziösen Gangart unter dem Schattendach an Deck auf und nieder. Als sie ‚des lichtäugigen Doktorchens aus Brinklage‘ ansichtig wurde, rief mich ein Wink an ihre Seite.

‚Lassen Sie uns ein wenig zusammen plaudern, Senhor Doktor! Wie hat Ihnen denn gestern abend unseres lieben Professors Buddäus Vortrag über die versunkene Insel Atlantis gefallen? Hat der Gedanke, daß hier einstmals, so mitten im Weltmeer, ein großes und liebliches Eiland geblüht haben soll, von dem nun keine Spur mehr zu sehen ist — hat der Gedanke nicht einen eigenen bestrickenden Reiz? Denken Sie: Ich habe gestern abend noch lange wach liegen und mir ausmalen müssen, wie der Kiel unseres Dampfers vielleicht gerade dicht über einem prächtig-goldenen Kuppeldach hinstreiche, das bei all dem Wassersturz und der Verwüstung, der die Insel einst zum Opfer gefallen sein muß, zufällig unversehrt geblieben ist.‘

‚Mit Verlaub, Dona Juaquina,‘ lachte ich, ‚wenn das möglich wäre, so müßten wir das goldene Kuppeldach doch wenigstens um fünfundzwanzig Breitengrade weiter nordwärts suchen. Wir haben jetzt kaum die Linie passiert und —‘

‚Eh bien — richtig! Bis zu den kanarischen Inseln, die ja Überbleibsel des schönen Atlantis sein sollen, ist noch ein ganzes Stück. Was halten Sie übrigens von der Sache, Senhor Doktor?‘

Ich machte mein bedenklichstes und gelehrtestes Gesicht. Zu Dona

Juaquinas merklicher Enttäuschung; denn sie gab etwas auf meine Meinung. ‚Wahrscheinlich handelt es sich da um einen bloßen Mythus, Senhorita, zu dem Plato sich durch ägyptische Einflüsse und durch die Sage von den Inseln der Seligen hat anregen lassen.‘

Aber meine schöne Begleiterin schüttelte so eigensinnig den Kopf, daß das Haarband hell durch den Schleier blitzte. Ihre Phantasie war nicht gewillt, eine so holde, kaum errungene Beute wie die versunkene Insel Atlantis mir ohne Schwertstreich wieder preiszugeben. ‚Ich bitte Sie, Senhor Doktor — unser Graf Haddik ist gewiß auch ein Abgrund von Wissen und Gescheitheit, und doch hat er geglaubt, als Geologe von Fach für die vormalige Existenz der Insel Atlantis eine Lanze einlegen zu müssen. Gewisse naturwissenschaftliche Fakta nämlich sollen sich nur erklären lassen, wenn man annimmt, daß zwischen Amerika und Europa in alten Zeiten tatsächlich einmal eine große Landmasse gewesen ist.‘

‚Hypothese!‘ wollte ich einwerfen, zog es indessen vor, dem Urteil über die Angelegenheit mit einem Kompliment an die gelehrten Männer und holden Frauen auszuweichen, deren Meinung man sich in allen Fällen beugen müsse. Wofür ich von Dona Juaquina Cintra zunächst einen verwunderten Blick, dann einen leichten Schlag mit dem Elfenbeinfächer erhielt.

‚Spötter! — Oder — was schlimmer wäre — Schmeichler?‘

Ich war keines von beiden. Aber ich glaube, der Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook aus Brinklage, der vor einem Jahr so ungelenk und schweigsam in die Welt hinausgefahren war, hatte seither doch ein wenig gelernt, glatte Worte und Konversation zu machen.

Am Horizont quoll weiß durchsonntes Gewölk herauf, das, spitz und gezackt, ferne Schneefirnen vortäuschte. Noch dauerte von der vergangenen Nacht her die hohle See unsichtbar fort und ließ das wandernde Schiff leise schlingern. So zittern Schmerz und Zweifel aus durchwachten Stunden noch oft bei Tage unter einem angenommenen Lächeln nach. Gedankenlos träumerisch haftete der Blick auf den majestätischen Breiten des Wassers, das wie das Wundertier Chamäleon ewig die Farben wechselte: dort dehnte sich grau, rissig und zart schimmernd wie Marienglas eine gewaltige Fläche; sie verschwand, während der Dampfer glitt, in einem weißfeurigen Sonnendunst, und an ihrer Stelle blühten Veilchenbeete auf; aber auch sie dauerten nicht, das Blau ging in das des Lapislazuli über und wurde grünlich wie der Kristall Aquamarin. Ein paar Stunden später, wenn der Abend leuchtete, dann kamen wohl Topas, Hyazinth und Blutjaspis an die Reihe.

Es war die vorgerückte Nachmittagszeit, da das Promenadedeck sich wie gewöhnlich mit Spaziergängern belebte. Der Urheber unseres

Streites, Professor Reuchlin Buddäus, schritt, mit einer karrierten englischen Mütze und einer schwarzen Sonnenbrille angetan, würdig grüßend an uns vorüber. Der Seewind bog ihm den goldgrauen Zitterbart weit von der Brust weg; aber er erhaschte ihn geschickt mit der Hand wieder in der Luft und kämmte ihn. Hinter dem Professor wandelte, sein Brevier auf den Lippen betend, der junge flamländische Abbé Mynheer Hippoliet van Hoste. Während er im Vorübergehen uns mit seinen sanften, klugen Augen streifte, begab er sich nach dem Achterdeck, wo er eine Weile unbeweglich am Geländer stand und sich in seiner schwarzen Soutane, die ihn fadenschlank erscheinen ließ, seltsam fremd von dem schimmernden Gewölk am Horizont abhob.

Mynheer van Hoste war brustkrank. In meinem ärztlichen Journal von damals steht sein Name wiederholt verzeichnet; aber ich glaube nicht, daß ihm meine Medikamente sonderlich geholfen haben. Er gehörte zu jenen seraphischen Priesternaturen, deren Leiblichkeit sich schon auf Erden immer mehr in Geist auflöst. Im Rahmen der bunten Schiffsgesellschaft gab er in gewissem Sinne das Gegenstück ab zu Comtesse Stanislawa, ‚der moskowitischen Heiligen', und Herr Guido Fahrenberg hatte wohl recht, wenn er meinte, daß ein berufener Meister des Cinquecento die beiden, am Rande eines Marmorsarkophages sitzend, als Modelle für ein Gemälde hätte benutzen können, dem etwa in Anklang an den berühmten Tizian der Titel: ‚Himmlische und irdische Reinheit' bestimmt gewesen wäre.

Inzwischen plauderte Dona Juaquina gar munter weiter und ließ ihre Phantasie gleich der Glasmalerei des Meeres draußen in wechselnden Farbentönen erschillern. Sie kam auf Lenaus ‚Schilflieder', auf ‚Die drei Zigeuner' und den ‚Postillon' zu reden, welche Gedichte am Abend zuvor Herr Nikodemus Göldammer, unser unermüdlicher Heldenvater, in der Akademie rezitiert hatte. Auch war die Leseeifrige am selben Vormittag gerade mit der Lektüre von Eichendorffs ‚Taugenichts' fertig geworden und nannte nun die deutschen Romantiker ein wundersam närrisches Völkchen, zu dessen Wiegenfeste sich Gevatter Mondstrahl, Freund Nachtwind und Nachbar Rosenduft sowie die Basen Sommerwiese, Efeumauer, Violinsaite und Zypresse als Gäste geladen und eingefunden hätten. Wohl sei auch der grimme Schnitter Tod beim Freudenmahl erschienen, aber nicht in seinem offiziellen Ornat, sondern — Dona Juaquina lachte hinter ihrem Fächer wie eine vergnügte Fee — als distinguierter Herr im blauen Leibrock und silbergrauen Zylinder, mit einem Gehstock zum Auseinanderschrauben und einem Sträußchen Rosmarin und Gelbveigelein in der Hand.

Bei all dem erstrahlte das Spirituelle und der Frohsinn in der

Physiognomie des kreolischen Jungfräuleins so hell wie kaum zuvor. Ich begriff plötzlich, warum sie unsern Mozart und Schubert so liebte. Und jetzt im grellen weißen Sonnenlicht, das all die feinsten Fältchen und Runenschriften der Haut unerbittlich aufzeigte, kam es mir erst recht deutlich zum Bewußtsein, daß es der lebendige Geist war, der den Hauptanteil hatte an dieser nie verblühenden Jugend.

Einmal bückte Dona Juaquina im Gehen sich nieder, um Lord Herhams weiße Katze zu streicheln, die ihr Fell wählig schnurrend an einem eisernen Träger rieb. Sie habe Katzen zwar nie gemocht, meinte sie, und das schnurrhaarige Geschlecht sogar, gerade wie Dona Leocadia, ein bißchen gehaßt; seitdem sie aber des deutschen Poeten Gottfried Kellers kluges Kätzchen Spiegel kennen gelernt, da sei ihr ein kleines Licht über diese erzphilosophischen Tiere aufgegangen.

Die Kätzin machte entgegenkommend einen Buckel und ließ sich die Liebkosung eine Weile wohlgefallen. Dann aber schlug sie spielend mit ihrer Sammetpfote nach Dona Juaquinas Hand und trollte gemächlich hinter ihrem Herrn und Gebieter, Lord Lionel Herham, her, der just in diesem Augenblick — meine Begleiterin zuckte unmerklich zusammen, neigte aber dann freundlich grüßend das Haupt — an Dr. Manfred Sökelands Arm schleppenden Ganges nach seinem Liegestuhl schritt. Hinter dem Patienten brachte, gefällig und besorgt wie immer, Mister Dudley aus Brooklyn die Kamelhaardecke dreingeschleppt. Als Monsieur ‚Alamode' die drei, die er nicht besonders schätzte, daherkommen sah, drehte er sich mit seinem steamer-chair so, daß er den Augen der Mißliebigen statt der Fliege à la Louis treize, die auf seinem Kinn wohl ausgespart wie ein Glückspfennig blinkte, nur ein ansehnliches Glätzchen gönnte, das die himmlische Stichflamme täglich zu bräunen geschäftig war. Von Zeit zu Zeit aber fuhr er hoch und suchte mit einem kleinen perlmutternen Damenopernguсker, der vielleicht dem Boudoir der goldgelockten Mademoiselle Artémise Casque d'or in Paris entliehen war, rundum den Ozean ab, gewiß in der Hoffnung, die Seeschlange, an deren Existenz er fest glaubte, nun endlich einmal zu entdecken. Oder aber er zog, nachdem er eine Weile gestarrt und geblinzelt hatte, hastig das Notizbuch heraus und fing mit gezücktem Crayon und gerunzelter Stirn für den noch immer unvollendeten Roman ‚Irrwische' einen schillernden Gedanken ein. In der Nähe des Dichters stand, wie Orpheus schön, der lyrisch-dramatische Maestro Signor Emilio Panstili und trieb Lungengymnastik. Die Arme mit rhythmischem Schwunge weit ausbreitend, hob er sich nach dem wiegenden Tempo einer verborgenen Sphärenmusik auf die Zehen, öffnete und schloß den Mund abwechselnd wie ein Karpfen und ließ auf diese Weise seine kostbaren Stimmbänder von der heilsamen Meerluft streicheln. Wo

Humbert/Pro Patria



Nach einem Kohledruck von Braun & Co., Dornach i. Els.

Orpheus weilt, da ist Eurydike nicht weit. Sie nahte, in einen schwarzweiß gewürfelten Baumwollschal gewickelt, soeben in Gestalt der Institutsvorsteherin Fräulein Brigitte Cyrus, machte aber auffallenderweise einen beträchtlichen Bogen um den Sänger. Was weder des Angebeteten Sprödigkeit noch Zornesausbruch, das hatte ein gelinder Fußtritt zuwege gebracht, den Signor Panstili unlängst dem Mops der Dame versetzen zu müssen geglaubt, diesem Hundetier, das auf seinen viel zu kurzen Beinen beständig wie eine Raupe hinter der Herrin dreinkroch und dabei mit stummer Anklage einen Schwanz hängen ließ, den man ihm in seiner Jugend zu kupieren vergessen hatte. Der feinnervige Sänger haßte das Tier und konnte sich nicht genug tun, zu schildern, wie es durch seinen bloßen Anblick schon zerstörend auf die künstlerische Stimmung und Imagination wirke! Fräulein Brigitte Cyrus aber stand hier an der Grenze ihrer Liebe. Nachdem sie in schlafloser Nacht ein halbes Riechfläschchen verbraucht, begrub sie die hohen Ideale und trug mit fliegender Feder und leidenschaftlicher Anklage den krassen Vorfall in das Beschwerdebuch ein.

‚Hören Sie mal, lieber Senhor Doktor,' nahm nach der Begegnung mit dem schottischen Earl ziemlich unvermittelt Dona Juaquina das Gespräch wieder auf, ‚ich muß Sie da wegen Dona Leocadia einmal ins Vertrauen ziehen. Was fehlt dem Kinde nur? Sie saßen doch neben ihr gestern abend, — warum war Dona Leocadia während des Vortrages so abwesend und zerstreut? Unser Professor Buddäus konnte sich fast beleidigt fühlen. Und nun liegt sie stundenlang unten in ihrer Hängematte, klagt über Kopfweh und hat keinen Appetit, läßt ihre Schokolade kalt werden und mag eingemachte Artischocken nicht, die sie sonst für ihr Leben gern aß. Und die Augen kommen mir seit einigen Tagen ganz unnatürlich groß und glänzend vor, ja, manchmal ist es darin wie Tränen. Und erst diese Stimmungen! Bald hell wie ein Vöglein, bald dunkel wie das Grab — bald eine zärtliche Julia, bald kühl wie ein Nonnenschleier — ich hab' das an meiner Dona Leocadia doch nie gekannt! — Was meinen Sie nun, Herr Schiffsarzt? Ist da vielleicht etwas Schlimmes — sagen wir ein Fieber, eine schwere Krankheit im Anzug? Vielleicht muß man vorbeugen? — Reden Sie offen heraus!'

Das alles sprach Dona Juaquina aber mit einer so eigenen, fast ironischen Betonung, und sie schaute mich dabei mehr heiter als bekümmert, ja sogar ein wenig schalkhaft mitleidvoll an, just als wollte sie sagen: Nun sollst du helfen — und scheinst mir doch selber ein armer Patient!

Ich wurde erst blutrot, dann blaß; ich senkte verwirrt die Augen und schwieg. Wir gingen bis zur Treppe, kehrten um, sahen aufs Meer hinaus. Und ich schwieg noch immer. Endlich faßte ich allen Mut zu-

sammen und stotterte etwas jammervoll Laienhaftes hervor über gewisse unbedeutende, für den Arzt nicht immer kontrollierbare Störungen im menschlichen Organismus und Nervenapparat.

Da wandte Dona Juaquina Cintra mir voll ihr schönes Antlitz zu und blickte mich fest und gütig an. Eine ganze Weile. Dann promenierten wir weiter, und meine Dame brachte das Gespräch unbefangen auf andere Dinge. Auf Europa, das sie begierig sei, nun bald kennen zu lernen. Zum Beispiel Paris und Rom, die Lagunenstadt, die Schweizerberge. Auch müsse es ein Vergnügen sein, durch wirbelnde Schneeflocken zu wandern, Handschuhe aus Renntierleder und eine Pelzjacke aus Silberfuchs oder Edelmarder zu tragen. Am meisten aber freue sie sich auf Deutschland, auf den tiefen, grünen Rhein, in dem nach dem Lied eine Krone und eine Leier versunken lägen, auf den Loreleifelsen, den Kölner Dom und das Straßburger Münster, auf all die wundervoll ehrwürdigen und verschnörkelten Reichsstädte und -städtlein, wo im Schatten alter Torwinkel oder auch mitten im weißen Mondschein wohl noch immer die Nachtwächter mit Horn und Spieß stünden und es gar nicht merkten, daß ihnen von hinten her Frau Ballade mit heißen Augen über die Schulter schaue. Wie auf vergilbtes Büttenpapier gestochen, so denke sie sich das alles. In ihrer brasilianischen Heimat, da sei die Welt so ganz anders: so hell und blank und neu wie frisch aus der Fabrik; da lagere kein Staub der Jahrhunderte auf Pergament und Schweinsleder, da gebe es keine gotischen Studiergewölbe, darin nachts bei flackerndem Lampenschein ein gelehrter Doktor Faust Monolog halte. Denn worüber auch sollte man wohl grübeln in einem Lande, wo die Lichter so hell und die Schlagschatten so sauber seien, wo alles, was man Rätsel des Daseins nenne, sich in der Sonne so klar und einfach auflöse wie ein Regeldetriexempel?

‚Und doch — oder gerade deshalb‘ — die Dame betrachtete nachdenklich ihren Fächer aus Elfenbein und malvenfarbener Seide — ‚möchte ich für immer nicht in Ihrem Norden hausen, Senhor Doktor! Waren Sie dabei, als Lord Hexham unlängst von seinem Väterschloß Malcolm-Hall erzählte, das ich mir seitdem beständig wie einen grauen, verwunschenen Felsen hinter leise brausenden ossianischen Eichbäumen versteckt vorstellen muß? Ei, da soll gleich im Torgang, schwer und ungefüg wie ein Wagenrad, ein metallener Leuchter herunterhängen, den kostbare Patina umhüllt. Bei Tage ist weiter nichts Besonderes daran. Aber wenn die Nacht in das Gemäuer kriecht und man ihn anzündet, dann werden in dem Grünspan drei, vier geheimnisvolle Flecke wach, die dunkelfeurig zu glühen scheinen — Blutflecke? Die Schloßchronik berichtet aus der Stuartzeit von dem Leuchter eine unheimliche Geschichte. Und so spinnt dort aus Väter- und Urtagen her das Grauen seine Fäden

um alle Dinge, und wie gern ich auch mit der Phantasie von jeglichem Spuk einmal nasche, ich möchte um Lebens und Sterbens willen niemals in so einem wurmzerstochenen Himmelbett schlafen, dessen Seidenvorhänge womöglich um Mitternacht sich plötzlich über mir in einem gespenstigen Zugwind hochbauschen. Ganz gewiß, ich würde auf die Dauer in Ihrem Europa drüben unsere Sonne vermissen. Und es würde mich zuletzt eine Furcht beschleichen vor den Nebeln, die dort um die alten Giebel hängen, vor den Gespenstern, die durch die engen, krummen Gassen huschen. Denn Gespenster — bitte: Gespenster gibt es in Ihrem Norden! Da brauche ich nur in Lord Herhams Augen zu blicken. Und was Sie selber mir da kürzlich haben verlauten lassen: von Ihrer Heimat, der kleinen, grauen Stadt, die zwischen Meer und Heide trauert — von dem merkwürdigen Hause, dem roten Kliff, darin Sie Ihre Kindheit und Jugend verlebt haben — von der Katzenwirtschaft und von Ihrem Taufpaten, dem Herrn Senator, der in früheren Zeiten die Gewohnheit besaß, jeden Abend sein Haus bis in den letzten Winkel hinein mit besonderen Lämpchen aus Opalglas zu erleuchten, nur damit sein krankes Kind, das die Leute die Nachtmarte nannten, keine Schatten — sagen wir lieber: keine Gespenster — sehen sollte, — nehmen Sie mir's nicht übel, Senhor Doktor: Ihre Heimat kommt mir arm vor, arm und eng, dunkel und sonderbar. Kaum möchte man es glauben, daß Sie, den Kapitän Sarrazin „unsern Sonnenanbeter" nennt, dorther stammen. Und dorthin wollen Sie jetzt wieder zurückkehren? Armer Senhor Doktor! Sie haben mir von Ihrem Herrn Vater erzählt, der in Brink—la—ge — der Name schon schmeckt wie Nebel auf der Zunge — seine Tage bei mühseligem Schreibwerk hat verkümmern müssen. Wie ich mir ihn vorstelle, ein Mann von rastloser Phantasie, an dem, solange er atmete, die Sehnsucht nach einem helleren Leben, nach Licht und Sonne genagt. Dieselbe Sehnsucht, die jetzt auch Sie auf diese Reise zu uns getrieben hat. — Aber — meu Deus! O que tem? — Was ist Ihnen? Habe ich Sie gekränkt — verletzt?'

Ob mich der seelische Kampf der verflossenen Nächte so empfindlich gegen jeden Anstoß gemacht? Ich verspürte einen unbestimmten, würgenden Schmerz im Halse; die Augen brannten mir, als lauerten Tränen dahinter. Mit harter Betonung jeder Silbe sagte ich: ‚Seine Heimat muß der Mensch hochhalten, Dona Juaquina, auch wenn — ja wenn sie arm, eng, dunkel und sonderbar wäre.'

Herr Livius Meyer, der Spötter und Kunstschriftsteller, kam mit Dona Zaïda Ulysses an uns vorüber. ‚Mais vous n'êtes pas philosophe, monsieur, vous êtes sophistiqueur,' hörte ich letztere eifern. Sie waren wieder einmal mitten im schönsten Diskurs begriffen, und ihre Zungen wetzten sich aneinander wie zwei klirrende Messerlein.

‚Bom céo! Ich habe Sie gekränkt,‘ seufzte Dona Juaquina und sah mich halb bittend, halb prüfend an. Dann mahnte sie leise: ‚Aber verstehen Sie doch: Tenho affeiçao com o senhor! Ich meine es sehr gut mit Ihnen!‘

Und als habe das heraufbeschworene Bild der kleinen, grauen Stadt und der Gestalten am Nebelmeer in ihr die Sehnsucht wachgerufen, nun zur Abwechslung ein wenig an dem lichten Heimatgestade lustwandeln zu gehen, so kam meine Dame und Gönnerin jetzt bald unvermerkt auf Rio de Janeiro und ihren Schwager Senhor João Luiz Brandão zu sprechen. Dieser Schwager — Ihr Herr Vater, Senhora — gehörte, wie ich wohl wußte, zu den Alchimisten, die zu Santos, Rio, Bahia und Pernambuco in ihren unscheinbaren Rechenstuben sitzen und die kleinen grünen Kaffeekörner zu purem Gold ummünzen. Er war einer von den Krämern im fürstlich großen Stil, deren es nicht allzu viele gibt in den gesegnetsten Meerbuchten der Erde, zugleich berühmt unter dem Namen des ‚südamerikanischen Holzkönigs‘, dem unermeßliche kostbare Tropenwaldungen zu eigen gehörten. Dona Juaquina war eine Künstlerin der Geste wie des gesprochenen Wortes, und so sah ich Senhor João Luiz Brandãos Bild fast körperlich greifbar vor meinen Augen erstehen: den kleinen, trockenen, händereibenden Mann mit dem gelben Gesicht und den lebhaft klugen, nicht unfreundlichen Portugiesenaugen, mit den unvermeidlichen Lackstiefeletten, der blütweißen Leibwäsche und dem untadeligen dunklen Rockanzug des brasilianischen Grandseigneurs.

‚Ja, so ist er,‘ sagte Dona Juaquina Cintra, und ihr bauschiges Seidekleid folgte dem Rhythmus ihrer Schritte und machte fast stolz und freudig frou-frou; ‚ein Philosoph des Hauptbuches, ein Spekulant von fast übersinnlichem Witterungsvermögen, dessen Gedankenblitze täglich auf dem Kabel nach London und Paris laufen, der die Schwankungen in der geschäftlichen Atmosphäre auf Monate und Jahre vorausspürt. Und dabei doch eigentlich kein Zahlenmensch, keine hölzerne Rechenmaschine, sondern ein herzensguter Mann, ein prächtiger Vater.‘

Und Dona Juaquina erzählte von ihres Schwagers Töchtern. ‚Da ist die Älteste, Dona Dolores Lacerda. Seit drei Jahren verheiratet mit Senhor Dr. Lacerda, einem angesehenen Advokaten in Porto Alegre. Glücklich, recht glücklich! Manche sagen wohl, sie sei weitaus die schönste und strahlendste unter meinen Nichten. Aber andere — und, im Vertrauen, auch ich — geben Dona Leocadia den Vorzug. Denn wissen Sie, lieber Senhor Haddenbrook, Dona Dolores' Schönheit ist die kühle, steinerne mancher Kunstwerke der Plastik; man staunt wohl und bewundert, aber das Herz wird nicht recht warm dabei. Unsere Dona Leocadia dagegen — sagen Sie selbst! — ist sie nicht eine hold glühende Malerei, ein Blüten-

geriesel, ein Tropenfrühling? Alles Farbe und Sonne. Oder übertreibe ich etwa? — Da haben Sie den Unterschied. Ich hege freilich noch ein Geheimnis, ein ganz privates: vielleicht ist Dona Godiva, meine kleine Nichte Godiva, von den dreien die allerschönste. O Gott, ein süßes, krankes Ding, das meiner Schwester Dona Ines bei der Geburt das Leben gekostet hat! Denken Sie, lieber Senhor Doktor, das arme Kind ist an beiden Füßen gelähmt.'

Dona Juaquina wischte sich hinter dem Fächer eine schnell versiegende Träne; dann redete sie gefaßt und hell weiter: ‚Gold ist Macht, besonders wenn es sich mit Klugheit verbündet, und es gibt Leute, die in meinem Schwager Senhor Brandão schon jetzt den zukünftigen Präsidenten der Republik sehen wollen. Mehr als einmal ist bereits in den Zeitungen darüber geschrieben worden. Aber vielleicht macht man die Rechnung ohne den Wirt und bedenkt nicht, daß Senhor Brandão altert und geneigt sein mag, ein behagliches Familienleben im Kreise seiner Kinder den aufregenden Geschäften der Politik vorzuziehen. Weilt er doch schon jetzt oft und gern als Gast bei seinem Schwiegersohn Senhor Dr. Lacerda in Porto Alegre, wie er den Wunsch hegt, daß auch Dona Leocadia sich bald einen waderen Lebensgefährten erwähle, nicht nach äußerem Ansehen, Rang oder Reichtum, sondern in Besonnenheit frei nach der Stimme des Herzens. Sie kennen Porto Alegre nicht, Senhor Dr. Haddenbrook? Eine angenehme Stadt mit ganz wundervollem Klima, kein Fiebernest wie die Buchten der nördlichen Provinzen. Porto Alegre heißt „fröhlicher Hafen", und ich glaube, ein junger deutscher Arzt, der die Sonne, einen blauen Himmel und das Glück liebt, täte klug daran, sich dort niederzulassen. Ich wette, daß er rasch Ansehen und Praxis und, wer weiß, vielleicht einen „fröhlichen Hafen" fände.'

So plauderte Dona Juaquina wie leichthin und absichtlos und schien es nicht zu merken, daß mir von ihrer Rede die heiße Glut in die Wangen stieg und daß ich nur schwer atmen konnte vor Herzklopfen. Nun horchte sie belustigt auf; denn gerade traf Herrn Livius Meyers Stimme wieder an unser Ohr, und wir sahen ihn mit Dona Zaïda unsern Weg kreuzen. Er hatte jetzt ein ungemein spitzfindiges Lächeln aufgesteckt und schlug seiner Dame allen Ernstes vor, sie solle ihm doch einmal dartun, inwiefern ein Philosoph etwas Besseres sei als ein Sophist.

‚Senhor Meyer gefällt sich in Paradoxen,' lachte meine Begleiterin, ‚natürlich nur um Dona Zaïdas Schlagfertigkeit, an der er seine helle Freude hat, noch mehr herauszufordern. Ein wenig Sophist aber ist er schon, denn ich glaube ihn imstande, Dona Zaïda eines Tages klipp und klar zu beweisen, daß ihr Haß gegen ihn im Grunde nur Vorliebe für ihn sei. Das wäre freilich noch nicht die schlimmste Sophistik. Ge-

fährlicher ist der Taschenspieler, der die Begriffe gut und böse beliebig vertauscht wie ein Gaukler seine Bälle; der, zwischen Verlangen und Pflicht gestellt, ruhig das Angenehmere wählen kann, weil er Spitzfindigkeit genug besitzt, um auch die schwärzeste Tat am Ende weiß zu waschen. Solche Menschen sind glücklicherweise selten, und Sie, Senhor Doktor, wären nach meiner Meinung wohl ganz das Gegenteil davon.'

Vergebens protestierte ich gegen Dona Juaquinas gute Meinung. Sie fuhr unbeirrt fort: ‚Ja, ich habe alle Hochachtung vor Ihrem Charakter, mein lieber Senhor Haddenbrook. Ich glaube sogar, selten einen so ehrenfesten jungen Mann kennen gelernt zu haben. Daß Sie zum Beispiel mit den Gefühlen eines vertrauenden Mädchenherzens spielen könnten, ist mir undenkbar. — Nein — keinen Widerspruch! Lassen Sie mir meinen Optimismus und sehen Sie sich zum Exempel einmal dort unsern Senhor Dr. Ulysses an! Gilt er nicht als gerissener Advokat, und ist er nicht ganz gewiß ein böser Sophist, der den Richtern in Pernambuco mehr als einmal ein X für ein U vorgemacht hat? Aber in diesem Augenblick, da er so schwiegerväterlich vergnügt hinter seiner streitbaren Tochter dreinlächelt, ist er, ich wette, ein wahrhaft ehrlicher und guter Mensch! — Gar nicht zu reden von Mynheer van Hoste, unserm frommen Abbé dort! Wissen Sie noch, wie die Matrosen gewettert haben, als er auf das Schiff kam? Es ist ein alter Seemannsaberglaube, daß es Windhose und Havarie gebe, sobald sich ein Pfäfflein an Bord befinde. Und nun? Wie kurze Zeit hat Seine Hochwürden gebraucht, um sich alle Herzen zu erobern, mehr noch, deucht mir, durch die Güte und das stille Licht seiner Augen als durch das, was er etwa tut oder sagt! Jetzt eben, sehen Sie, sitzt er schon wieder bei meiner alten Zenobia und liest ihr Geschichten vor!'

Lauschend blickte mit großen, toten Augensternen, die milchtrübem Opalglas glichen, die Negerin in das flimmernde Sonnenmeer hinaus. Zuweilen weiteten sich und bebten ihre Nüstern und schienen wie gierig einen geheimnisvollen Duft einzusaugen, den, nur ihren Sinnen wahrnehmbar, ein glühender Wind von den fernen gelben Sandtriften Afrikas herübertrug.

‚Zenobia!' rief Dona Juaquina die Hochbetagte an. ‚Besinne dich, was haben wir heute für einen besonderen Tag?'

Da kam Bewegung in die großen goldenen Ohrgehänge der Afrikanerin. Mit der zitternden Hand nach dem Kleidsaum ihrer Herrin tastend und ihn an die welken Lippen führend, sprach oder sang sie wehmütig in einem guttural gefärbten Portugiesisch: ‚Heut vor dreizehn Jahren starb die gute Dona Ines!'

Und wieder blickte sie, ohne einen Schimmer von Licht zu erhaschen,

nur wie ein Tier witternd und spürend, auf den Seespiegel hinaus, über dem unbewegt die blaufeurige Kuppel des Himmels strahlte. Plötzlich aber entstand, von Monsieur Maurice Chapelain verursacht, ein Tumult. Alles glaubte, der Dichter habe jetzt die Seeschlange oder vielleicht eine Wasserhose entdeckt. Man lief zusammen, man holte Ferngläser, man starrte aufs Meer hinaus. Ein unbestimmtes, seltsam geformtes Etwas war dort am Horizont erschienen. Genau aus Norden kam es langsam und unheimlich, wie ein graues, lichtumzittertes Mittagsgespenst, durch die grelle Sonne dahergezogen.

‚Ein treibendes Wrack,' klärte Kapitän Sarrazin auf, nachdem er durch sein Rohr die Erscheinung eine Weile lang beobachtet hatte. ‚Können Sie es erkennen, meine Herrschaften? Das Achterteil ist zersplissen und der Rumpf mitten durchgeborsten; nur Bugspriet und Klüverbaum halten noch.'

Aber alles blieb in Aufregung wie bei einem unerhörten Ereignis. Komtesse Stanislawa machte ihre weitesten Mirakelaugen, — warum hab' ich als Arzt den Moment nicht benutzt, um ihr geschwind einmal den Puls zu fühlen? Die ehrenhaften Herren Birgi und Schläfli ließen ihre Notizbücher verschwinden und entzweiten sich schier um des gemeinschaftlichen Krimstechers willen. Und sogar Mister Wintle brach ungestüm aus dem Gehege seiner Schweigsamkeit aus und erging sich mit einem wiederholten: ‚O yes — a very interesting phenomenon!' in den Gefilden einer für seine Verhältnisse überreich blühenden Phraseologie. Inzwischen ergriff Kapitän Sarrazin, seinen Salzbart streichend, abermals das Wort und erläuterte, wie solcher spukhaften Vagabunden des Ozeans, von denen Mann und Maus längst verschwunden seien, und die sich nur aus irgendwelcher zufälligen Ursache noch über Wasser hielten, eine beträchtliche Anzahl jahraus jahrein die Weltmeere von Ost nach West, von Süd nach Nord durchkreuzten. Man erinnerte sich unter den Passagieren, dies und das schon gehört oder gelesen zu haben, und stellte, bis das gespenstige Wrack am Horizont von dem zehrenden Licht gleichsam wieder aufgesogen wurde, die abenteuerlichsten Vermutungen darüber an, welcher Art von Unglück wohl vor Zeiten jene Schiffsbesatzung erlegen sein mochte: ob vielleicht die indische Pest oder der matrosenwürgende gelbe Tod verheerend in den Kojen umgeschritten, — ob etwa ein kalter Blitzstrahl den Hauptmast gekappt und dann eine Folge schwerer Sturzseen die Leute einen um den andern über Bord gespült, — oder ob endlich das Deck die nächtlich mondhelle Schaubühne eines grausigen Kampfes mit Meuterern oder Piraten geworden war —

‚Wer kann das wissen?' sagte Dona Juaquina, während wir schon wieder weiter wandelten, zu mir. ‚Nur eines steht fest: das Steuer

ist gebrochen und der stolze Segler, der zielbewußt einst Leben und Hoffnungen trug, treibt jetzt als ein armes totes Gehäuse, wohl gar als ein schwimmender Riesensarg, im Spiel der Strömungen und Winde. — Doch von was sprachen wir vorhin? Ah so — vielleicht bin ich heute etwas deutlich gewesen und habe, was ich denke und wünsche, nicht geziemend verschleiert. Nehmen Sie mir's nicht übel, Senhor Doktor! Sehen Sie, ich bin nun bald eine alte Frau — oder richtiger: ein einsames altes Fräulein, dem die Stunde des eigenen Glückes einst ungenutzt vorübergegangen ist, und das nun immer zittern möchte, wenn es sieht, wie junge Leute ihr Glück zu schmieden verabsäumen. Ja, mein lieber Senhor Olaf, ich will ganz offen, wie mir ums Herz ist, reden: Sie packen, mein' ich, das Steuer des Schicksals noch nicht keck genug an — Sie dürften schon dreist ein bißchen weniger schwerfällig sein — ein bißchen — wie soll ich mich ausdrücken? — nun, ein bißchen weniger deutscher Bär! — Und jetzt entschuldigen Sie mich — ich habe mit dem Kapitän zu reden.'

Sie reichte mir die schmale Hand hin, daß ich sie küßte.

(Fortsetzung folgt.)



Genie und Zufall / Ein Beitrag zur Psychologie der Naturforschung von Franz Bosch

◆◆◆

Man spricht im täglichen Leben oft vom Zufall und schreibt ihm vielfach kritiklos große Bedeutung zu. Dem gemeinen Bewußtsein ist — nach der Definition Wundts — der Zufall eine Macht, die sich jeder Schätzung entzieht und die, wo sie in den Verlauf der Naturgesetze eindringt, den Erfolg der letzteren unsicher macht. Gleichwohl spielt der Zufall seit Darwin in der Wissenschaft sogar als Erklärungsprinzip eine nicht berechtigte Rolle. Der Darwinismus lehrt ein spontanes Auftreten kleiner Variationen an Tieren und Pflanzen und deren Erhaltung und Steigerung durch die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein. Indem so die Entstehung der Rassen und Arten erklärt wird, tritt der richtungslose Zufall an die Stelle eines nach Zwecken tätigen Prinzips und wird zum Beherrscher und regierenden Faktor in der Geschichte der Entwicklung der lebendigen Welt. Auch beim Werdegang der naturwissenschaftlichen Entdeckungen durch das Genie hat der Zufall eine vielbenannte Tätigkeit entfaltet. Wenn wir aber auf die einzelnen Fälle die vergleichende induktive Methode der Naturwissenschaft selbst anwenden, so offenbart sich allenthalben in diesen Fällen eine gewisse innere Übereinstimmung und Regelmäßigkeit, und es zeigt sich, daß in Wirklichkeit nicht der Zufall, sondern psychologische Gesetzmäßigkeit im Leben des Individuums und der Gesamtheit der Entdeckungsgeschichte zugrunde liegt. Der zu diesem Nachweis im folgenden herangezogene Tatbestand ist durchweg durch die Mitteilungen des genialen Entdeckers selbst verbürgt; in einzelnen Fällen gilt vielleicht das Wort: Si non è vero, è ben trovato.

Wir beginnen mit der Entdeckung des Massenanziehungsgesetzes durch Newton. An der Erdoberfläche fallen alle Körper, und zwar in der Richtung gegen den Mittelpunkt der Erde hin. Galilei untersucht die Gesetze ihres Fallens. Kopernikus und Kepler stellen ein neues Weltsystem auf: die Planeten bewegen sich um die Sonne, die Monde um ihren Zentralkörper. Nach dem Prinzip der Trägheit sollte man eigentlich erwarten, daß die Himmelskörper, einmal in Bewegung, sich dauernd von ihrem Zentrum entfernen. Es muß also eine Kraft vorhanden sein, ebenso wie beim freien Fall, welche sie immer wieder zum Zentrum hinzieht. Dieser Gedanke drängte sich ahnungsweise bereits Kopernikus, Galilei, Kepler, Descartes auf. Aber welcher Art ist diese Kraft, und nach welchen Gesetzen wirkt sie? Auf diese Fragen gibt Newton die Antwort. Über den Erkenntnisweg, den er dabei einschlägt, berichtet Voltaire in den ‚Elementen der Philosophie Newtons', einer Schrift aus dem Jahre 1745, die er der Marquise de Châtelet widmete (Dannemann): ‚Eines Tages, es war im Jahre 1666, beobachtete Newton während eines Landaufenthaltes, wie die Früchte von einem Baume fielen*. Infolgedessen versank

* Diese Erzählung von dem fallenden Apfel Newtons ist sagenhaft, sie ist aber auch, wie aus dem Folgenden hervorgeht, unwesentlich für Newtons Gedankengang, der ebenso gut an den Fall irgend eines Körpers sich anschließen kann.

er, wie seine Nichte erzählt hat, in Nachdenken über die Ursache, welche alle Körper zwingt, sich gegen den Mittelpunkt der Erde zu bewegen. Welches ist, so fragte er sich, diese Kraft? Sie würde auf die Frucht, die soeben vom Baume fiel, auch wirken, wenn sie sich in einer Höhe von 3000, selbst 10 000 Toisen* befände. Wenn dem so ist, so muß sie auch von dem Orte, wo sich die Mondkugel befindet, bis zum Zentrum der Erde wirken. Und weiter muß diese Kraft, worin sie auch bestehen möge, dieselbe sein, welche die Planeten gegen die Sonne treibt und die Monde des Jupiter sich um diesen bewegen läßt. . . . Um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob dieselbe Ursache die Planeten in ihre Bahnen zwingt, die auf der Erde den freien Fall bewirkt, bedarf es nur der Messung. Man hat nur nötig, zu untersuchen, welchen Raum ein Körper auf der Erde und ein solcher in der Entfernung des Mondes von der Erde in einer gegebenen Zeit durchfällt. Der Mond selbst ist ein Körper, den man als gegen die Erde fallend betrachten kann, und zwar durchfällt er in jedem Augenblick das Stück, um das er sich von der Tangente seiner Bahn entfernt. Man muß also genau die Entfernung des Mondes von der Erde kennen, und dazu ist wieder nötig, daß die Größe unserer Erdkugel bekannt ist.'

Erst 16 Jahre später erhielt Newton die hier geforderten Angaben aus genauen Messungen, die man inzwischen in Frankreich angestellt hatte. Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde beträgt rund 60 Erdradien. Aus jenen Messungen ergibt sich, daß der Mond in einer Minute nahezu 15 Fuß von der geraden Richtung seiner Bewegung abgelenkt wird, d. h. in Newtons Ausdrucksweise gegen die Erde hin fällt. An der Erdoberfläche, also in der Entfernung eines Erdradius vom Erdmittelpunkt, legt ein freifallender Körper in der Minute 54 000 Fuß zurück. Diese Strecke ist 3600mal so groß als die, welche der Mond durchfällt. Nun ist aber 3600 gerade auch das Quadrat von 60, also der Entfernung des Mondes von der Erde. Das heißt also: in der Entfernung des Mondes ist die Kraft der Erdanziehung im Verhältnis des Quadrates seiner Entfernung von der Erde vermindert. Vom Einzelfall schreitet Newton zum allgemeinen Prinzip fort: alle Körper ziehen sich an, die Anziehungskraft vermindert sich mit der Entfernung, und zwar nicht im einfachen Verhältnis, sondern im quadratischen.

In jahrelanger mühsamer Rechnung legt er die Gültigkeit dieses Ansatzes für alle astronomischen Erscheinungen dar. Er erweist sich als der gesetzmäßige Ausdruck für das Wirken ‚der Ursachen des Weltsystems', die Newton später in den Prinzipien der Naturlehre entwickelt. Da das gleiche Gesetz den Fall der Körper wie die Anziehung der Planeten und Monde beherrscht, so läßt sich daraus auch rückwärts die anfänglich aufgeworfene Frage beantworten: dieselbe Kraft zieht die Körper auf der Erde beim Fall an und hält Monde und Planeten in ihren Bahnen. Über diese Erkenntnis ist die Menschheit in der vorliegenden Frage seit Newton nicht hinausgekommen.

Vor Watt wird der Dampf des siedenden Wassers nur indirekt zur Erzeugung von Arbeit in Maschinen verwendet. Das Prinzip, ihn durch Ab-

* Altes französisches Längenmaß im Werte von 6 Fuß oder nahezu 2 Metern.

kühlung zu verdichten und dadurch einen luftverdünnten Raum zu erzielen, rührt von Papin her. Bei der Maschine, welche Newcomen (1705) konstruierte und zum Betrieb der Wasserhaltungspumpen in Bergwerken verwendete, wird der Kolben vom Luftdruck in einen solchen luftverdünnten Raum hineingepreßt. Auf den Gedanken, die Spannkraft des Dampfes selbst zur Bewegung zu verwenden, soll bekanntlich Watt durch die Beobachtung am Deckel eines Teekessels gekommen sein, der durch den ausströmenden Dampf gehoben wurde. Selbstverständlich stand nicht im gleichen Augenblick die neue Dampfmaschine fix und fertig vor seiner Seele. Die Mittel und Wege zur Verwirklichung des Grundgedankens, seine zahlreichen Verbesserungen und Neueinrichtungen, die im Wesen auf die modernen Maschinen überkommen sind, waren ‚die Frucht planmäßiger geistiger Tätigkeit und wissenschaftlich-technischer Forschung'.

In einer Rede gelegentlich seines Jubiläums als Universitätslehrer hat Theodor Schwann, der Schöpfer der allgemeinen Zellentheorie, selbst erzählt, wie er zu seiner Lehre gelangt ist*. Voraus ging die Entdeckung der Pflanzenzelle durch Matthias Schleiden und vereinzelte Beobachtungen über das Vorkommen von Zellen in tierischen Geweben. Gelegentlich eines Mittagsmahles in Berlin — wahrscheinlich im Jahre 1836 — macht Schleiden seinen Freund Schwann auf die Rolle aufmerksam, die der Zellkern in den Pflanzenzellen spielt. Nach seiner Ansicht ist er das Bildungszentrum der neuen Zelle. Wie ein Kristall schlägt er sich nieder aus einer gleichartigen Grundsubstanz. Die übrigen Teile der Zelle entstehen nachträglich um den Kern herum. Da erinnert sich Schwann, ein ähnliches Gebilde in den Zellen eines tierischen Organes, der Rückensaite von Wirbeltieren, wiederholt gesehen zu haben, und es durchzuckt ihn der Gedanke, daß Schleidens Ansicht auch von den Zellen dieses Organes gelte. Bisher hatte man geglaubt, daß eine gemeinsame Kraft das Tier nach Art eines Baumeisters aufbaue. Wurde aber Schwanns Idee sicher bewiesen, so verlor jene Lehre zunächst für die Rückensaite alle Gültigkeit. Denn dann war in ihr ein Organ gefunden, aus Elementen zusammengesetzt, die sich selbständig entwickeln und von einer Kraft, die dem Organismus gemeinsam ist, nicht abhängen. Wenn aber die Theorie der Vitalisten — so schließt Schwann weiter — in diesem speziellen Falle versagt, so werden auch die anderen Gewebe aus solchen selbständigen Elementen, den Zellen, zusammengesetzt sein. ‚Diese Erkenntnis des Prinzips, das alsbald durch die Beobachtung bewahrheitet wurde, bildet die Entdeckung, die ich zu machen die Ehre hatte.' Der Gedanke, das Kind des Augenblicks und die Frucht momentaner Eingebung, wird jetzt der Gedanke seines Lebens. Dem Nachweis seiner Richtigkeit sind fortan alle seine Bemühungen geweiht.

Robert Julius Mayer erkannte den Zusammenhang, der zwischen den verschiedenen Formen der Energie besteht, und stellte zuerst eine zahlenmäßige Beziehung zwischen Wärme und Arbeit auf, die ein Grundpfeiler aller physikalischen, psysiologischen und technischen Forschung geworden ist.

* Vgl. die Schrift des Verfassers ‚Aus der Geschichte der Zellenlehre' Düsseldorf 1910 und Hochland VIII, 1. S. 334 ff.

Den Anstoß gab eine sehr einfache Tatsache*: ‚Im Sommer 1840 machte ich bei Aderlässen, die ich auf Java an neuangekommenen Europäern vornahm, die Beobachtung, daß das aus der Armvene genommene Blut fast ohne Ausnahme eine überraschend hellrote Färbung zeigte. Diese Erscheinung fesselte meine volle Aufmerksamkeit. Von der Theorie Lavoisiers' ausgehend, nach welcher die animalische Wärme das Resultat eines Verbrennungsprozesses ist, betrachtete ich die doppelte Farbenveränderung, welche das Blut erleidet, als ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen, als den sichtbaren Reflex einer mit dem Blute vor sich gehenden Verbrennung. Zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des menschlichen Körpers muß die Wärme**entwicklung** in demselben mit seinem Wärme**verluste**, also auch mit der Temperatur des umgebenden Mediums, in einer Größenbeziehung stehen, und es muß daher sowohl die Wärmeproduktion und der Oxydationsprozeß als auch der Farbenunterschied beider Blutarten im ganzen in der heißen Zone geringer sein als in kälteren Gegenden.‘ Der Verbrauch besteht also in dem verbrannten Material, die Leistung ist die Wärmeentwicklung. Diese geht aber auf zwei Wegen vor sich. Einerseits produziert der Körper sie direkt in seinem Inneren und setzt sie nach außen wieder ab, anderseits vermag er sie auch indirekt durch seine Bewegungsapparate, auf mechanischem Wege, z. B. durch Reiben der Handflächen, zu erzeugen. Die gesamte mittelbare und unmittelbare Wärmeproduktion ist aber gleich dem Wärmewert der verbrannten Nahrung, da eine Erzeugung von Wärme aus nichts auch beim Lebensprozeß nicht stattfindet. Das letztere Axiom findet seine Stütze in den Lehren der Chemie (Gesetz von Heß). Daran schließt sich Mayers fundamentale Schlußfolgerung: die vom Körper mechanisch erzeugte Wärme steht mit der dazu aufgewendeten Wärme in unabänderlichem Größenverhältnis. Denn wenn durch die gleiche Arbeit verschiedene Wärmemengen erzeugt werden könnten, so würden bei demselben Materialverbrauch sich verschiedene Produktionswerte ergeben. Das aber widerspricht der Voraussetzung, daß Verbrauch und Leistung gleich sind. Zwischen mechanischer Tierarbeit und den anderen Möglichkeiten, Wärme durch Arbeit zu erzeugen — z. B. Reibung des Rades im Achsenlager — besteht kein qualitativer Unterschied. Der Satz gilt also allgemein, daß zwischen Arbeit und Wärme eine unveränderliche Relation besteht. Mayer findet diese aus den Angaben der Physik durch Berechnung und verfolgt die Konsequenzen seiner Idee durch alle Reiche der Natur.

Charles Darwin kannte den Abstammungsgedanken aus den Schriften seines Großvaters Erasmus Darwin und des französischen Naturphilosophen Lamarck. Er hatte sie während seiner Universitätsstudien — ohne sonderlichen Geschmack daran zu finden — gelesen. Auf seiner Reise um die Welt lernt er eine Fülle Tatsachen dafür kennen, daß die Arten der Pflanzen und Tiere nach Zeit und Ort verschiedene Charaktere aufweisen. Wir lesen einiges über die Richtung seiner Gedanken in der Einleitung zu der ‚Entstehung der Arten‘: ‚Als

* Die Mechanik der Wärme in den gesammelten Schriften von R. Mayer, herausgegeben von J. Weyrauch, Stuttgart 1893, S. 243 ff.

ich an Bord des Schiffes „Beagle“ als Naturforscher mich befand, wurde ich höchst überrascht von der Beobachtung gewisser Tatsachen in der Verteilung der organischen Wesen Südamerikas und in den geologischen Beziehungen der gegenwärtigen und früheren Bewohner dieses Weltteils. . . . Diese Tatsachen schienen mir einiges Licht über die Entstehung der Arten zu verbreiten. . . . Nach meiner 1837 erfolgten Heimkehr dünkte mich, es ließe sich vielleicht durch geduldiges Sammeln und Nachdenken über alle Umstände, die damit in Verbindung stehen, etwas zur Lösung dieser Frage tun.‘ Da lernte er 1838 die Schrift des Nationalökonomen Malthus kennen, der kurz vorher gestorben war, wahrscheinlich durch einen Nachruf, den er zufällig irgendwo gelesen hatte (de Cyon). Nach Malthus findet beim Menschengeschlecht eine jedesmalige Verdopplung der Bevölkerungsziffer in 25 Jahren statt. Damit hält das Anwachsen der Produktion an Unterhaltsmitteln nicht Schritt. Die natürliche Vermehrung der Menschheit kann also nur durch die beständige Wirkung des Gesetzes der Not, das hemmend wirkt, auf das Niveau des Nahrungsmittelvorrates herabgedrückt werden. Darwin überträgt diese Lehre auf die ganze Welt der Organismen. In jenem Kampf ums Dasein können nur die am besten Ausgerüsteten überleben. Qualitative Unterschiede von geringem Betrage bedingen Vorzüge des einen Individuums vor dem anderen. Durch die Steigerung und Anhäufung solcher geringfügigen Abweichungen im Lauf der Generationen haben sich die Arten zu der jetzigen Höhe vervollkommnet. Diese Grundidee stand bereits 1839 bei Darwin fest. Aber erst nach fünfjähriger Vorarbeit verdichtete sie sich zu einer Skizze, die er 1844 im engsten Freundeskreis vorlas. ‚Von dieser Zeit an bis zum heutigen Tage — 1859 — habe ich eifrig denselben Gegenstand verfolgt.‘ Alles empirisch gesammelte Material ordnete er dem Leitmotiv unter. Bemerkenswert ist, daß ein Freund Darwins, der englische Naturforscher Alfred Russel Wallace, aus gleichem Anlaß zu derselben Lösung gelangte. Er hatte, wie de Cyon mitteilt, gleichfalls Malthus’ Buch gelesen und kannte dessen Theorie vom Kampf ums Dasein.

Die Geschichte der Spektralanalyse* ist ebenfalls geeignet, Licht auf unser Problem zu werfen. Man wußte schon seit Newton, daß im Sonnenlicht eine Anzahl bunter Strahlen gemischt sind, und daß das weiße Licht durch ein Glasprisma in ein buntes Farbenband, das Spektrum, zerlegt werden kann. Später war man auch dazu übergegangen, die Spektren solcher Flammen zu untersuchen, welche durch Verbrennung gewisser Stoffe buntfarbig geworden sind, und sah dann statt des ganzen ununterbrochenen Farbenbandes nur einzelne Linien auftreten.

Bunsen und Kirchhoff erweiterten diese Beobachtungen zu einer Methode; sie brachten das Auftreten jener Linien mit der Verbrennung von Stoffen in kausalen Zusammenhang und lehrten aus der merkwürdigen Erscheinung auf die Beschaffenheit der Ursache zu schließen. Im Verlauf ihrer Arbeiten gesellte sich eine wichtige neue Erscheinung hinzu. Als man in den Gang der Sonnenstrahlen eine gelbe Natriumflamme brachte, erschien die Stelle, an der sonst die

* Vgl. den Aufsatz des Verfassers in Hochland VIII, 1. S. 684 ff.

Linie des Natriums zu sehen ist, dunkel und schwarz. Zunächst ganz unerwartet und unerklärlich, wurde diese Beobachtung für Kirchhoff der Gegenstand eifrigen Nachdenkens. Dieses führte ihn zu der Aufstellung des berühmten nach ihm benannten Prinzips: ein Körper — im vorliegenden Fall die Natriumflamme — absorbiert gerade die Strahlen besonders stark, die er selbst aussendet. Die schwarzen Linien im Spektrum stimmten genau überein mit den Streifen, die Fraunhofer im Sonnenspektrum gesehen hatte. Daraus ergab sich der weitere Schluß: die betreffende Linie des Sonnenspektrums wird von einem Natriumgehalt der Sonnenatmosphäre hervorgerufen. Durch eine einfache, in irdischen Verhältnissen gemachte Beobachtung war hiermit ein Weg gefunden, der die Untersuchung der Himmelskörper ermöglichte. Um die Natur der Körper in der Umgebung der Sonne, der Fixsterne usw. kennen zu lernen, mußte man diejenigen irdischen Stoffe aufsuchen, welche im Spektrum einer Flamme die gleichen Fraunhoferschen Linien hervorrufen. Dieser Aufgabe unterzog sich Kirchhoff als erster mit glänzendem Erfolg.

Listers Entdeckung der antiseptischen Wundbehandlung*, welche die Wunden vor Eiterung und Fäulnis dadurch schützt, daß sie die Erreger dieser Prozesse abtötet, erfolgte auf dem Boden der Arbeiten Pasteurs. Dieser hatte in seiner berühmten Untersuchung über die Urzeugung als Ursache derartiger Prozesse die Keime der Luft mit aller Sicherheit ermittelt. Lister wendet Pasteurs Ergebnisse auf einen allgemein bekannten Spezialfall an, den der einfachen und komplizierten Knochenbrüche. Bei ersteren ist die Haut an der Bruchstelle unversehrt, sie heilen schnell und einfach. Dagegen ist bei den komplizierten Brüchen die Haut durch Splitter des Knochens durchstoßen; sie heilen schwer und führten früher oft zu gefährlichen Eiterungen, Wundfieber, Starrkrampf, nicht selten sogar zum Tode. Die äußere Ursache des gänzlich veränderten Heilungsverlaufes liegt offenbar in der Öffnung der Haut an der Bruchstelle. Die wirkliche Ursache aber klärte Lister auf, indem er diesen Fall mit Pasteurs Arbeiten in glücklichster Weise kombinierte. ‚Die unversehrte Haut schützt die darunterliegenden Gewebe vor dem Eindringen der Infektionskeime, wie ein Wattepfropf oder ein anderer Verschluß den Inhalt der Pasteurschen Gefäße. Durch die Hautöffnung dagegen können jene in die Gewebe gelangen und verursachen dann die bekannten Krankheitsbilder.' Lister erweitert diese Idee und überträgt sie auf alle ähnlichen Krankheitsbilder, die durch künstliche oder natürliche Wunden verursacht sind. Die Bekämpfung der schädlichen Lebewesen erfolgt zunächst durch Gifte, die sie abtöten.

Lister veröffentlichte seine neue Methode zuerst 1867 in der englischen Zeitschrift ‚Lancet'. Wie sehr er sich dem großen französischen Forscher zu Dank verpflichtet fühlte, zeigt der folgende Brief vom 18. Februar 1874, mit dem er die Übersendung einer neuen Schrift an Pasteur begleitete: ‚Gestatten Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen herzlichsten Dank zu sagen dafür, daß Sie durch Ihre trefflichen Untersuchungen die Richtigkeit der Lehre von den Fäulniskeimen dargetan und so mir das Prinzip an die Hand gegeben haben, das

* Vgl. den Aufsatz des Verfassers in Hochland IX, 2. S. 369 ff.

allein das System der Antisepsis zu einem guten Ende führen konnte. Sollten Sie jemals nach Edinburgh kommen, so wäre es — glaube ich — für Sie ein wahrhafter Lohn, in unserem Hospital zu sehen, wie sehr die Menschheit aus Ihren Arbeiten Nutzen gezogen hat. Brauch' ich hinzuzufügen, welche große Genugtuung es für mich wäre, Ihnen hier zu zeigen, was die Chirurgie Ihnen alles verdankt? Entschuldigen Sie meinen Freimut, den mir unsere gemeinsame Liebe zur Forschung eingab. In tiefster Verehrung Joseph Lister.'

Das Leben Pasteurs selbst liefert für unsere Beweisführung einen besonders hervorstechenden Fall. Auf der sicheren Grundlage seiner früheren Arbeiten in der Biologie der mikroskopischen Lebewelt wendete er sich dem Problem zu, Mittel zur Bekämpfung verheerender Seuchen aufzufinden. Der Milzbrand und die Tollwut erregten seine besondere Aufmerksamkeit. Es gelang ihm, ihnen durch die Schutzimpfung erfolgreich entgegenzutreten, also durch die Methode, die bereits seit Jenners Entdeckung der Schutzkraft der Kuhpocken dem Gespenst des schwarzen Todes seine Schrecken genommen hatte. Aber erst Pasteur erkannte das Prinzip der Immunisierung und beschenkte in ihm die Heilkunde mit einem Rüstzeug, das sich der Listerschen Antisepsis vollwertig zur Seite stellt. Er selbst fand das Heilserum für die genannten Krankheiten bei Mensch und Tier, Tollwut und Milzbrand, und bereitete den Boden, auf dem seine Schüler und die Deutschen Behring und Koch weiter goldene Früchte ernten konnten. Liebevoll und eingehend hat Pasteurs Biograph und Schwiegersohn René Vallery-Radot* die Etappen des gewaltigen Erkenntnisproezsses geschildert.

Unter dem Geflügel, besonders den Hühnern, richtet die Hühnercholera oder Geflügelpest großen Schaden an. Die Krankheit äußert sich in schweren Verdauungsstörungen und allgemeiner Mattigkeit des befallenen Tieres. Sie wird durch einen seit 1870 bekannten Spaltpilz verursacht, ist in hohem Maße ansteckend und verläuft in neunzig bis hundert Prozent aller Fälle tödlich. Pasteur wurde 1880 durch die Studien eines französischen Tierarztes auf diese Krankheit hingewiesen. Es gelang ihm zunächst, ihren Erreger in einer Bouillon von Hühnerfleisch zu züchten. Einige Tropfen dieser Flüssigkeit mit ihren Keimen genügten, den schnellen Tod eines Huhnes nach sich zu ziehen. Ein Zufall, berichtet Vallery-Radot, sollte alsbald einen gewaltigen Fortschritt und eine große Entdeckung herbeiführen. Wenn man ununterbrochen alle 24 Stunden die Kulturgefäße neu mit Bazillen beschickte, so blieb die Giftwirkung der Flüssigkeit stets die gleiche. Als man aber gelegentlich eine alte, vergessene Kultur nahm, die einige Wochen gestanden, und damit impfte, wurden die Tiere zwar noch krank, aber die Krankheit verlief ungefährlich, ohne tödlichen Erfolg. Aber noch mehr! Wenn man nun solche Hühner mit ganz frischen Kulturen, die unter anderen Umständen sicher zum Tode führten, impfte, so blieben sie auch dann am Leben: sie waren widerstandsfähig geworden, sie besaßen infolge der Impfung mit dem infolge seines Alters abgeschwächten Giftstoff die Eigenschaft

* René Vallery-Radot, La vie de Pasteur. Paris, Librairie Hachette 1900. Diesem Buche ist auch der oben mitgeteilte Brief Listers an Pasteur entnommen.

der ‚Immunität'. Die Abschwächung der Giftwirkung der alten Kultur rührte, wie sich leicht nachweisen ließ, her von der Einwirkung des Luftsauerstoffes auf die Cholerabazillen, die ‚anaërob' (luftfeindlich) sind und sich nur unter Luftabschluß entwickeln.

Pasteur fühlte in diesen Tagen, im Gefühl überströmender Begeisterung, daß nunmehr nichts mehr die Fortschritte seiner neuen Erkenntnis aufzuhalten imstande sein würde: ‚Une souffle de verité l'emporte vers les champs féconds de l'avenir.' Dieser Ausruf wohlbegründeter Freude erhielt alsbald noch tieferen Wahrheitsgehalt. Robert Koch hatte einige Jahre vorher den Erreger des Milzbrandes im Bacillus anthracis gefunden. Die wirtschaftlichen Schäden dieser Seuche unter den Haustieren sind enorm. Die Abschwächung des Giftstoffes erreichte Pasteur hier nach mühsamen Vorbereitungen dadurch, daß die Kulturen einer hohen Temperatur (42 Grad) ausgesetzt wurden. Rinder und Hämmel, damit geimpft, erwiesen sich als giftfest, der Milzbrand konnte ihnen nichts mehr anhaben. Pasteur machte das berühmte Experiment von Pouilly le Fort, einem Landgut bei Melun: 50 Versuchstiere wurden mit Milzbrandgift geimpft. Die Hälfte war nach Pasteurs Verfahren mit dem abgeschwächten Giftstoff vorbehandelt, die andere Hälfte nicht. Der Erfolg des Experimentes überzeugte jeden Zweifler: nach zwei bis drei Tagen waren die 25 nicht behandelten Tiere sämtlich erlegen, die anderen im Zustand voller Gesundheit.

Noch einen Schritt weiter verfolgt Pasteur sein Prinzip bei der Bekämpfung der Tollwut. Auch hier wieder viel Mühe und zeitraubende Arbeit in Vorversuchen! Das Heilmittel liefert Rückenmark eines Tieres, das selbst an Tollwut zugrunde gegangen ist. Bringt man etwas von diesem Stoff in frischem Zustand in den Körper des gesunden Tieres, so verfällt er sicher alsbald den furchtbaren Symptomen der Tollwut. Läßt man es aber 14 Tage an der Luft liegen und austrocknen und impft dann damit, so schadet es zunächst selbst nicht mehr. Hunde, mit ihm geimpft, sind gegen die Impfung mit Tollwutgift und auch gegen den Biß tollwütiger Artgenossen gefeit und vor allem: es verhindert den Ausbruch der Krankheit bei gebissenen Tieren, wenn es diesen noch nachträglich eingespritzt wird. Wie Pasteur diese Resultate auch auf den Menschen anwendete, wie er — zunächst schwankend und unschlüssig ob der Größe seines Unterfangens — den neunjährigen, von einem tollen Hunde gebissenen Joseph Meister aus Meisengott im Elsaß, dann den Schäfer Jean Baptist Jupille aus Villers-Farlay, weiter 19 russische Landleute aus Smolensk und einige aus Amerika zu ihm gereiste Personen vor dem sicheren, qualvollsten Tode bewahrte und gesund und geheilt in die Heimat entließ, — der Jubel der Geretteten, der Jubel Frankreichs und der ganzen Kulturwelt, die unaussprechliche Freude des edlen Menschenfreundes selber, die Gründung des Institut Pasteur durch eine Nationalspende von zweieinhalb Millionen Franks — das alles vereinigt sich zu einem lebenswarmen Schauspiel der Geistesarbeit, zu einem Drama von innerer Bewegung und Steigerung, wie es kaum je in der Entdeckungsgeschichte erlebt worden, und bedeutet eine Riesenleistung von überragender Tragweite, eine Leistung, die gleichwohl die Wurzel und die Quelle ihres Segens herleitet aus der so einfachen Zufallsbeobachtung des Genies eines Louis Pasteur.

Puvis de Chavannes/Der Winter (Ausschnitt)



Der weitere Ausbau der Listerschen Methode der Antisepsis knüpft sich an die Fortschritte der Bakterienforschung, und diese wieder gehen zurück auf die Verbesserung der technischen Hilfsmittel durch Robert Koch und sein neues Verfahren der Reinkultur. Das Problem war vorgezeichnet, die Aufgabe die, die einzelnen Arten der Bakterien zu isolieren und rein zu züchten, um ihre Wirkungsweise genau studieren zu können. Vor Koch wurde diese Isolierung durch allmählich fortschreitende Verdünnung der Lösung erzielt, in der die Keime gedeihen. Dieses Verfahren mit flüssigen Nährböden war aber sehr zeitraubend, mühsam und oft dazu noch erfolglos. ‚Ich bin', so erzählt Koch*, ‚von dem bisher befolgten Prinzip der Reinkultur vollständig abgewichen und habe einen neuen Weg eingeschlagen. Eine einfache Beobachtung, die jeder leicht wiederholen kann, brachte mich auf denselben. Wenn man eine gekochte Kartoffel halbiert und mit der Schnittfläche nach oben einige Stunden an der Luft liegen läßt und sie darauf in einen feuchten Raum bringt, z. B. unter eine feucht gehaltene Glasglocke, um sie vor dem Eintrocknen zu bewahren, dann wird man . . . am folgenden, zweiten oder dritten Tage bemerken, daß mancherlei verschiedene, sehr kleine Tröpfchen auf der Kartoffel entstehen, die fast alle untereinander verschieden zu sein scheinen. . . . Werden nun diese Tröpfchen, solange sie noch isoliert bestehen, mikroskopisch untersucht, . . . dann stellt sich heraus, daß jedes einzelne derselben aus einer bestimmten Art von Mikroorganismen besteht. In dem einen zeigen sich beispielsweise große Mikrokokken, in einem andern sehr kleine, in einem dritten kettenförmig angeordnete. Andere Kolonien . . . werden von Bazillen der verschiedensten Größe und Anordnung gebildet.' Der Ursprung aller dieser Keime wird durch einen einfachen Versuch ermittelt: sie stammen von zufälligen Verunreinigungen der Schale oder aus der Luft. ‚Was läßt sich nun der auf der Kartoffel heranwachsenden Kolonie entnehmen? Am auffallendsten ist die Tatsache, daß mit wenigen (leicht zu erklärenden) Ausnahmen jedes Tröpfchen oder jede Kolonie eine Reinkultur ist. . . . Wenn an Stelle der Kartoffel die gleich große Fläche einer Nährflüssigkeit dem Einflusse der Luft ausgesetzt worden wäre, dann hätten sich unzweifelhaft auch Keime aus der Luft auf die Oberfläche derselben gesenkt, und zwar annähernd dieselbe Zahl und dieselben Arten, wie es bei der Kartoffel der Fall war, aber die Entwicklung dieser Keime würde in einer von der vorher beschriebenen ganz verschiedenen Weise vor sich gegangen sein. Die beweglichen Bakterien hätten sich schleunigst in der Flüssigkeit verteilt, würden sich unter die anfangs noch in kleinen schwimmenden Kolonien zusammengehaltenen unbeweglichen gemischt und diese ebenfalls durch ihre lebhaften Bewegungen durcheinandergewirbelt und überallhin verschleppt haben. . . . Kurz, die ganze Flüssigkeit würde von Anfang an das Bild eines wirren Gemisches von Formen und Gestalten geboten, aber niemals auch nur im entferntesten an eine Reinkultur erinnert haben. Worin liegt denn aber dieser tiefgreifende Unterschied zwischen dem Nährboden, den die Kartoffel den Mikroorganismen bietet, und demjenigen, den ihnen die Nährflüssigkeit bietet? Doch nur darin, daß der eine fest ist und ver-

* Mitteilungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes Bd. I. 1881.

hindert, daß die verschiedenen Arten . . . durcheinandergemengt werden, während in dem anderen flüssigen Nährsubstrat von einem Getrenntbleiben der Arten nicht die Rede sein kann.‘

Damit war das Prinzip gefunden. Es mußte ihm nur noch für verschiedene Fälle die passende Gestalt gegeben werden. Auf der Kartoffel gedeihen nur einzelne Bakterien gut, andere bevorzugen eine bestimmte, von Fall zu Fall wechselnde Zusammensetzung des Nährbodens. Man mußte also alle solchen — bereits bekannten oder neu auszuprobierenden — Nährflüssigkeiten in die feste Form bringen. Als das geeignetste Mittel hiezu wählt Koch die Gelatine.

Um den Beweis zu führen, daß eine Bakterienart die Ursache einer Krankheit ist, genügt es nicht allein, zu zeigen, daß sie im kranken, z. B. tuberkulösen Gewebe vorkommt, sondern es muß auch umgekehrt dargetan werden, daß jene Bakterienart wirklich diese Krankheit hervorzurufen imstande ist. Dazu muß sie aber ganz rein gezüchtet werden. Kochs Methode ermöglichte das in so sicherer und einwandfreier Weise, daß die Entdeckungen jetzt Schlag auf Schlag folgten. Er selbst klärte bereits im folgenden Jahre die ‚Ätiologie der Tuberkulose‘ durch den Tuberkelbazillus auf dem bezeichneten Wege auf.

August Kekulé ist der Begründer der Benzolchemie. In der organischen Chemie spielen die Verbindungen mit ringförmig geschlossenen Kohlenstoffketten eine große Rolle. In ihnen ist das zweite Kohlenstoffatom an das erste, das dritte an das zweite und schließlich wieder das letzte an das erste gebunden. Die noch freien Wertigkeiten werden durch andere Atome oder Gruppen besetzt. Bei der Gasbereitung gewinnt man aus den Teerrückständen das Benzol, eine klare, dünne Flüssigkeit, welche den Ausgangspunkt für eine große Menge wichtiger anderer Stoffe bildet, so z. B. der Karbolsäure, der Anilinfarben usw. Ein Verständnis der letzteren ist ohne Aufklärung der Struktur des Benzols nicht denkbar. Wir verdanken sie Kekulé (1865), und man kann mit Recht sagen, daß erst durch sie ‚die moderne chemische Industrie zur Verwertung des Steinkohlenteers ermöglicht wurde, und daß sie in erster Linie dazu beigetragen hat, daß Deutschland die höchstentwickelte chemische Industrie der Welt besitzt‘. Die Zusammensetzung des Benzols aus je 6 Kohlenstoff- und Wasserstoffatomen ($C_6 H_6$) war vor Kekulé bekannt, aber die Benzoltheorie, d. h. die Erkenntnis, daß die 6 Kohlenstoffatome im Benzol einen geschlossener Ring* der oben gekennzeichneten Art bilden, ging von ihm aus. Über den Ursprung seiner Idee berichtet Kekulé**: ‚Ich saß eines Abends auf einem Omnibus in London und sann darüber nach, wie es möglich sei, eine



* Der Benzolring wird symbolisch durch ein Sechseck dargestellt. An jeder Ecke ist ein C Atom stehend zu denken. Je drei Wertigkeiten desselben werden durch die Bindung an die 2 benachbarten Atome befriedigt, so daß z. B. 1 an 2 mit 2, an 6 mit 1 Wertigkeit gebunden ist. Die vierte noch freie Wertigkeit wird durch ein außerhalb des Ringes stehendes Wasserstoffatom gesättigt, im ganzen 6, so daß die Formel $C_6 H_6$ herauskommt. Diese ursprüngliche Konstruktion Kekulés ist später mehrfach modifiziert worden, der Grundgedanke aber ist der gleiche geblieben.

** Nach Bavink, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe, Natur und Geisteswelt, Band 187.

Formel $C_6 H_6$ in ein Strukturbild unterzubringen, welches die Eigenschaften des Benzols widerspiegelt. Da sah ich in einem Käfig eine Anzahl Affen, die sich haschten und festhielten und wieder losließen, und mit einem Male hatten sie einen Ring gebildet. Mit einer Hinterhand hielt sich jeder Affe an dem Käfig, die andere Hinterhand hielt mit beiden Vorderhänden der Nachbar, während der Schwanz lustig in der Luft schwenkte. Sechs solcher Affen hatten sich zum Kreise gefaßt, und blitzartig schoß es mir durch den Kopf: Das ist das Bild des Benzols!' In dieser Darstellung Kekulés entsprechen den vier Gliedmaßen die vier Wertigkeiten, der Käfig, an dem eine Hinterhand festhält, den außerhalb des Ringes stehenden Wasserstoffatomen, die beiden Vorderhände den beiden Wertigkeiten, die durch das benachbarte Kohlenstoffatom ‚festgehalten' werden. Eine kleine Skizze macht Kekulés Bild ohne weiteres verständlich.

Als letztes Beispiel diene die Entdeckung des Augenspiegels durch Helmholtz (1850). Der Augenspiegel ermöglicht die genaue Betrachtung der inneren Sehorgane, besonders der Netzhaut, und ist in der Augenheilkunde zur sicheren Erkennung von Krankheiten unentbehrlich geworden. Die folgende Darstellung ist der Helmholtzbiographie von Leo Königsberger entnommen. Bekanntlich leuchten die Augen einiger Tiere im Dunkeln. Das Auge verhält sich dabei aber nicht selbstleuchtend, vielmehr wirft es Strahlen zurück, die von außen hineingelangt sind. Diese Erklärung hatte bereits Johannes Müller gegeben, und der Berliner Physiolog Brücke, ein Freund Helmholtz', hatte, Müllers Erklärung verfolgend, auch das menschliche Auge zum Leuchten bringen können dadurch, daß er im dunklen Zimmer eine Blendlaterne auf das Auge seines Mitarbeiters Du Bois Reymond richtete. Hier setzt Helmholtz' Gedankengang ein: ‚Bei der Vorbereitung zur Vorlesung stieß ich zunächst auf die Möglichkeit des Augenspiegels. . . . Ich hatte (als Professor der Physiologie in Königsberg) die Theorie des Augenleuchtens, die von Brücke herrührte, meinen Schülern auseinanderzusetzen. Brücke war hierbei eigentlich nur noch um eines Haares Breite von der Erfindung des Augenspiegels entfernt gewesen. Er hatte nur versäumt, sich die Frage zu stellen, welchem optischen Bilde die aus dem leuchtenden Auge zurückkommenden Strahlen angehörten.' Helmholtz beantwortet diese Frage auf Grund experimenteller und mathematischer Untersuchungen dahin, daß die zurückkehrenden Strahlen mit den einfallenden sich genau decken, daß alle wieder zur Lichtquelle zurückkehren und also auch dem Bilde der Lichtquelle auf der Netzhaut angehören. Wir sehen dieses Bild im allgemeinen deshalb nicht, ‚weil wir unser Auge nicht in die Richtung des zurückkommenden Lichtes bringen können, ohne gleichzeitig das einfallende gänzlich abzuschneiden' (Königsberger). Es ist also ein Verfahren nötig, welches ermöglicht, genau in die Richtung der Strahlen hineinzusehen, ohne die Lichtquelle zu verdecken. Das erreicht Helmholtz, indem er das Licht seitwärts des Auges aufstellt und zwischen das zu betrachtende Auge und das Auge des Beobachters eine Anzahl von Glasplatten bringt. Von diesen werden zunächst die Strahlen in das Untersuchungsobjekt hineingeworfen. Die dann aus dem Auge zurückkehrenden Strahlen gehen zum Teil zur Lichtquelle zurück, zum Teil aber — und das

ist die Hauptsache — durch die Platten hindurch und gelangen in das Auge des Beobachters, für den dadurch der fremde Augenhintergrund hell beleuchtet wird. Die Anordnung der Glasplatten, die das ermöglicht, beruhte auch wieder auf mathematisch-physikalischen Überlegungen. Die wohlberechtigte Freude Helmholtz', ‚der Erste zu sein, der eine lebende menschliche Netzhaut klar vor sich liegen sah', war also nicht allein dem Glückszufall zu verdanken, sondern einer sorgfältigen, bewußten Frage- und Zielstellung und angestrengter, systematischer Geistesarbeit.

Mit dieser Kritik des Falles Helmholtz gehen wir über zum zweiten Teile der Untersuchung, dessen Zweck es ist, aus der Fülle der Einzeltatsachen das Übereinstimmende und eine Anzahl gleichmäßig wiederkehrender Züge herauszuheben.

Wir sehen zunächst: das Genie baut auf früheren, vor ihm liegenden Entdeckungen, auf den Ideen und Erfahrungen seiner Vorgänger auf. Newton ist mit den Schöpfungen Keplers und Galileis vertraut. Als Universitätsmechanikus in Glasgow hat Watt eine alte Newcomensche Maschine zu reparieren. Die Schleidensche Zellenlehre ist Schwann geläufig. Bunsen und Kirchhoff bedienen sich der Spektralzerlegung und der Flammenfärbung; die Fraunhoferschen Linien sind längst bekannt. Lister schließt an Pasteur an, Helmholtz an Müller und Brücke. Zur induktiven Forschung gehört — wie Liebig in einem Vortrag über Induktion und Deduktion bemerkt — selbstverständlich, wenn sie Erfolg haben soll, ein gewisser Umfang von Kenntnissen von der Natur und dem Verhalten der Dinge. Ja noch mehr, das Genie lebt in innigster Verbindung mit dem betreffenden Wissensgebiet und geht gleichsam darin auf. Wir haben aus Darwins Worten gehört, daß ihn der Gedanke von der Entstehung der Arten jahrelang nicht verläßt. Schon als Student war Newton mit dem Problem der Massenanziehung beschäftigt. Er kommt wiederholt darauf zurück, und als schließlich bei Zugrundelegung neuer Messungsergebnisse seine Voraussetzung sich bestätigt, ist er außerstande, selbst die Rechnungen zu Ende zu führen; er überläßt sie einem Freunde, so groß ist die innere Aufregung, die ihn erfaßt und nur dadurch erklärt wird, daß er mit ganzer Seele sich in jenes Problem versenkt hat. Als Pasteur zum erstenmal sein Tollwutheilmittel beim Menschen versucht, steigert sich seine Erregung von Tag zu Tag, und in den Nächten findet er keinen Schlaf mehr.

Zu der Kenntnis des früher Geleisteten gesellen sich meistenteils eigene Arbeiten und Untersuchungen des Genies, die bereits die Tendenz zu der großen zukünftigen Tat haben und zu ihr in Beziehung stehen, eine auf der persönlichen Anschauung ‚beruhende Bekanntschaft mit den sinnlichen Erscheinungen', sei es, daß diese im Laboratorium oder durch die Beobachtung in der Natur selbst erworben wird. Als Beispiel für letztere Möglichkeit dient Darwin, der auf seiner Weltreise umfangreiches Material über variierende Pflanzen und Tiere aus der Gegenwart und geologischen Vergangenheit zusammenträgt. Im Institut Johannes Müllers bot sich Schwann Gelegenheit, die Gewebe und ihren Aufbau zu studieren und den Kern in den Zellen zu sehen. Bunsen hatte sich bereits einige Zeit mit Flammenfärbungen zum Zweck

der Analyse in seinem Heidelberger Laboratorium beschäftigt, als seine Arbeit durch ein Gespräch mit seinem jungen Kollegen Kirchhoff die entscheidende Wendung nahm. Als Kreisphysikus in Wollstein war es Koch geglückt, die Ursache des Milzbrandes durch Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte des Bacillus Anthracis aufzuklären, ehe er durch die neue Methode der Reinkultur die Erreger anderer Krankheiten auffinden konnte. Vor der Entdeckung des Benzolrings tat Kekulé die Vierwertigkeit des Kohlenstoffatoms dar und stellte die Strukturtheorie auf, in welcher nicht nur die Zahl, sondern vielmehr die Anordnung und gegenseitige Bindung der Elemente berücksichtigt wird und die sonst unerklärlichen Erscheinungen der Isomerie — verschiedene Eigenschaften von Stoffen bei gleicher Zahl und gleichen Gewichtsverhältnissen der Elemente — Unterkunft finden. Pasteur hatte reiche Erfahrung in der Kultur der Kleinlebewesen. Er verfügte bereits über eine brauchbare Methode, sie rein zu züchten. Schon seit 20 Jahren war er mit ihrem Studium beschäftigt, als er die Bekämpfung der Krankheitserreger begann, und ‚hatte von ihren Bedürfnissen, ihrer Morphologie und Physiologie vollständigere Kenntnisse als irgend ein Gelehrter seiner Zeit' (Duclaux).

Die eigenen Untersuchungen kombiniert das Genie in glücklicher Weise mit den vorher und gleichzeitig erfolgten. Aber auch nur auf diesem Boden ist die fruchtbare Fortentwicklung und das Erwachen des alten Gedankens zu neuem Leben in anderer Form möglich. Die theoretische Aneignung bleibt steril und rafft sich niemals auf zu großer Tat. Viele Fachgenossen eines Newton, Darwin, Lister sind sicher ebenso vertraut gewesen mit den Lehren Keplers, Lamarcks, Pasteurs. Aber es fehlt ihnen die Resonanz im Selbstgedachten, die Belebung und Gestaltung im Selbstgeschauten und die persönliche Wiedergeburt im Selbsterlebten. Dem Genie genügt nicht die bloße Kenntnis, in ihm wohnt der Wille zur Tat.

In den Gedanken- und Ideenkreis tritt jetzt der ‚Zufall' ein. Eine gelegentlich gemachte Beobachtung oder Bemerkung meist recht einfacher Natur bringt das Denken des Genius in lebhaften Fluß und versetzt seine Seele in gewaltige Erregung. Wir erinnern uns, was die Einfachheit des Tatbestandes angeht, an den fallenden Apfel, an den siedenden Teekessel, an die Farbe des Blutes in den Tropen, an die faulende Kartoffel bei Koch, an Kekulés Erzählung vom Affentanz usw. Welche Rolle spielt der Zufall bei der Entdeckung durch das Genie? Vor ihm haben schon Tausende und Abertausende den gleichen Vorgang, der sich ja in der Natur und im Alltagsleben in — man könnte sagen — trivialer Selbstverständlichkeit abspielt, gesehen. Den Ärzten in den Tropen ist, wie Mayer hervorhebt, die geringe Farbendifferenz zwischen Arterien- und Venenblut bei Aderlässen längst aufgefallen. Auch der ungleiche Heilungsverlauf bei den Knochenbrüchen war den Ärzten vor Lister nicht entgangen. Aber zwischen Sehen und Sehen liegt ein weiter Zwischenraum. Viele gehen ihr Leben lang mit verbundenen Augen durch die ereignis- und formenfrohe Welt. Oculos habent et non videbunt. Das richtige Schauen der Schönheiten in Natur und Leben ist die Ausnahme. Das Kind zerzupft achtlos die Blüte, das Kunstwerk in den Augen des Wissenden. Verständnislos steht mancher der zweckmäßigen

Harmonie in Pflanzen- und Tierwelt gegenüber. Die Werke der Poesie, Malerei und Musik sind nur für den Objekte, Objekte des Genusses, der Geschmack und Sinn für das Schöne mitbringt. Der Barbar vernichtet in ihnen Werte, die für andere ewig unersetzlich sind. Sehen und Beobachten ist eine Kunst, die durch Erziehung und Bildung geweckt und gesteigert wird. Das Genie besitzt eine feine Gabe der Beobachtung. Die anscheinend so unbedeutende Tatsache hinterläßt in ihm einen tiefen Eindruck und regt sein Nachdenken an zu Untersuchungen über die Ursache. Hierbei kommen ihm seine Kenntnisse zu Hilfe und weiter wieder das Geschick der Kombination, vermöge deren es den Gegenstand in Beziehung setzt zu anderen, zunächst weit entfernt liegenden Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten, die Licht darauf zu werfen geeignet sind. Newton vergleicht den freien Fall auf der Erde mit dem ‚Fall' des Mondes, d. h., wie wir wissen, der Ablenkung von der geraden Bewegungsrichtung. Was hat, so könnte man im ersten Augenblick fragen, der komplizierte Knochenbruch mit der Lehre Pasteurs von den Keimen in der Luft gemeinsam oder die hellrote Farbe des Venenblutes bei Menschen, die in den Tropen leben, mit der Theorie Lavoisiers von der tierischen Wärme? Das Talent des Genies, die Zusammenhänge aufzuspüren, wird besonders deutlich in den Fällen, wo das Problem bereits vorliegt, und wo dann die zufällig gemachte Beobachtung dem Bemühen, es aufzuhellen, untergeordnet wird. Man denke an Affentanz und Benzolring, an Daseinskampf im Menschenleben und Entstehung der Arten, an die Kartoffel Kochs und die Reinzüchtung der Bakterien.

Für die Deutung ist aber auch weiter wichtig die geeignete Fragestellung. Nur auf eine richtige Frage ist eine Antwort möglich. An der Art des Fragestellens wird der Geist des Fragenden erkannt. Öffentliche Diskussionen verlaufen, wie man bei Gelegenheit von Vorträgen ‚mit anschließender Diskussion' oft sehen und hören kann, deshalb vielfach ergebnislos, weil das Problem nicht erfaßt wird, und die Fragestellung, statt zum Kern vorzudringen, sich in oberflächlichen Bemerkungen und Nebensächlichkeiten ergeht. Wir hören von Helmholtz, daß sein Fachgenosse Brücke nur deshalb nicht zur Erfindung des Augenspiegels vordrang, weil er sich nicht die Frage vorlegte: welchem Bilde gehören die Strahlen an, die das Auge leuchtend erscheinen lassen?

Wie oben bemerkt, findet das Genie oft die kritische Frage in Gestalt eines Problems bereits vor. In anderen Fällen wächst sie aber erst aus dem Verlauf seiner Untersuchungen und Überlegungen heraus. Mayer denkt über die Farbe des Venenblutes nach. Hierbei begegnet ihm die fundamentale Frage nach dem Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen der Energie. Auch Schwann legt sich als erster die Frage vor, ob die Kerne im tierischen Zellenleben das Primäre sind. Im Gang der Untersuchung über die Knochenbrüche taucht erst die Anwendung auf alle eitrigen Wunden, das Problem der Antisepsis, bei Lister auf. Ist das Problem bereits vorhanden, so sind gleichwohl noch Unter- oder Teilfragen zu stellen. Newton stellt vor der Aufstellung des Gravitationsgesetzes die Untersuchung darüber an, ob Erdanziehung und Zentripetalkraft identisch sind. Für Helmholtz und den Augenspiegel ist die Wichtigkeit seiner Frage nach der Herkunft der reflektierten Strahlen bereits gekennzeichnet.

Kenntnisse, eigene Untersuchungen, Beobachtungsgabe, Kombinationstalent, Geschick in präziser Fragestellung sind Vorbedingungen des genialen Neuschaffens. Der Zufall ist nicht nur an sich unbedeutend, er ist auch für das Ergebnis unwesentlich. Logisch läßt er sich am besten der Auslösung vergleichen. Die wirkliche Ursache einer Wirkung ist in der Sprache Mills fast stets ein Komplex von mehreren notwendigen Bedingungen, und diejenige, welche in der Sprache des täglichen Lebens die Ursache genannt wird, macht gewöhnlich nur die Summe voll, so daß die Wirkung jetzt eintreten kann. Diese letzte steht denn auch hinsichtlich ihres Wertes zu der Wirkung in keinem Verhältnis der Größe. Man denke an die Reizerscheinungen bei Tieren und Pflanzen: der gewichtlose Sonnenstrahl bewegt die Pflanze zum Licht, und diese Bewegung schwerer Masse stellt immerhin eine meßbare Arbeit dar. Ein Muskel, der eine Last hebt, leistet gleichfalls eine Arbeit, die unendlich die Kraft übertrifft, die bei der Reizung die Muskelkraft hervorrief (Hertwig). Der Funke, der Dynamit oder andere brisante Stoffe explodieren läßt, ist winzig im Vergleich zu der ungeheuren Entfesselung zerstörender Kraft. Derartige letzte Ursachen, die für das Zustandekommen einer Wirkung notwendig sind, aber nur den geringsten Bruchteil der Gesamtursache ausmachen, bezeichnet man als Auslösungen. Wenn wir diese Betrachtung auf die Entdeckungsgeschichte anwenden, so sehen wir, daß auch hier zwischen der zufälligen Beobachtung und dem schließlichen Effekt quantitativ die größtmögliche Differenz vorwaltet, daß jene jedoch ähnlich der Auslösung als letzte zu der Reihe der kausalen Faktoren, die der Wirkung vorangehen, hinzutritt.

Um die Bedeutung des ‚Zufalles' bei der naturwissenschaftlichen Entdeckung völlig würdigen zu können, müssen wir uns noch den Werdegang des zu ihr führenden geistigen Prozesses vergegenwärtigen. Aus dem Einzelfall schließt das Genie auf eine allgemeine Gesetzmäßigkeit. Das Anziehungsgesetz, das für Mond und Erde erkannt ist, erweitert Newton zum allgemeinen Gesetz für die Anziehung aller Massen. Das Vorkommen der Zellen in einem Organ ist für Schwann der Fingerzeig zum universalen Bauprinzip der Tiere. Mayer schreitet von dem Zahlengesetz zwischen Wärme und Arbeit fort zu der grandiosen Aussage über die Weltherrin Kraft: Es gibt in Wahrheit nur eine einzige Kraft. In ewigem Wechsel kreist dieselbe in der toten wie in der lebenden Natur. Dort und hier kein Vorgang ohne Formveränderung der Kraft. Aber bei allen physikalischen und chemischen Vorgängen bleibt die gegebene Kraft eine konstante Größe.

Ein derartiges Verfahren des Genies ist ein Spezialfall der induktiven Methode. Die Induktion ist ‚eine Verstandesverrichtung, durch die wir das, was wir im einzelnen Falle oder in besonderen Fällen als wahr erkannt haben, auch als wahr erschließen in allen Fällen, die dem ersteren in gewissen bestimmbaren Beziehungen gleichen' (Mill). Worin ist dieses Verfahren des menschlichen Verstandes begründet? Warum — fragt Mill — ist in manchen Fällen eine einzige Instanz zu einem vollständigen Induktionsschluß ausreichend, in anderen Fällen nicht? ‚Wer diese Frage zu beantworten weiß, der weiß mehr von den Grundwahrheiten der Logik als die Weisesten der Alten, und er hat das Problem der Induktion gelöst.'

Auch beim Genie können wir zunächst für die Richtigkeit des allgemeinen Induktionsschlusses keinen Grund angeben, und doch liegt gerade in der Kühnheit desselben das Große und Erhabene seines Denkens. Außer den oben gewürdigten Gaben der Beobachtung, der Kombination und der geistigen Schärfe und Klarheit kommt bei ihm noch ein weiteres Moment hinzu, ein Moment mehr künstlerischer als streng wissenschaftlicher Art, und das ist die Gabe der seherischen Intuition, der Einbildungskraft, der Phantasie. Das Genie erlebt die Natur, und als ein Teil der Schöpferkraft gestaltet es, sie erlebend und nachschaffend, ihre Gesetze. ‚Die naturwissenschaftliche Arbeit geht, wie alle wissenschaftliche Arbeit, ähnlich wie die Arbeit an einem Kunstwerk vor sich. Ohne daß zunächst bestimmte Regeln vorliegen, wird dasselbe geschaffen. Das Genie schafft unmittelbar, intuitiv, halb unbewußt, auf Grund einer inneren Anschauung. Nachher kommt der Kritiker und sucht dem Werke des Genius gewisse Gesetze und Regeln abzulauschen, nach denen es geschaffen ist' (Volkmann) Ähnliche Gedanken äußert Liebig in dem bereits zitierten Vortrag: ‚In der Wissenschaft sowohl als im gewöhnlichen Leben vollziehen sich die Geistesoperationen nicht nach den Regeln der Logik, sondern die Vorstellung von einer Wahrheit, die Ansicht von einem Vorgang oder der Ursache der Erscheinung geht in der Regel der Beweisführung voraus.' Liebig, selbst eines der größten schöpferisch tätigen Genies, spricht hier aus der Erfahrung, er fügt auch noch aus der Unterhaltung mit einem der berühmtesten Mathematiker dessen Ansicht hinzu, ‚daß bei weitem die Mehrzahl der mathematischen Wahrheiten durch die Einbildungskraft oder auf empirischen Wege erworben worden seien'. Derartige Ansichten decken sich im wesentlichen mit denen Schopenhauers. Bei ihm erfolgt die Erlösung aus dem Widerspruch, in den der ‚Wille', schwankend zwischen Freiheit und Notwendigkeit, gerät, durch die ‚Vorstellung', durch ‚das kontemplative Verhalten zur Welt' (Eucken). Das Genie bildet in seiner Theorie ein wichtiges Glied der Beweisführung, da bei ihm ‚die befreiende Kraft künstlerischer Kontemplation am sichtbarsten ist'. Dementsprechend hat sich Schopenhauer wiederholt mit dem Genie beschäftigt. Er sagt an verschiedenen Stellen in ‚Welt als Wille und Vorstellung': ‚Weisheit und Genie, diese zwei Gipfel des Parnasses menschlicher Erkenntnis, wurzeln nicht im abstrakten, diskursiven, sondern im anschauenden Vermögen. Die eigentliche Weisheit ist etwas Intuitives, nicht Abstraktes.' ‚Die eigentümliche Erkenntnisweise des Genies ist die anschauende.' Die Phantasie ist ‚ein dem Genie unentbehrliches Werkzeug', denn nur vermöge der Phantasie kann dieses ‚sich jeden Gegenstand oder Vorgang in einem lebhaften Bilde vergegenwärtigen und so stets frische Nahrung aus der Urquelle aller Erkenntnis, der Anschauung, schöpfen'*. In dem Gebrauch dieser Gabe der Anschauung

* Es sei hier dem möglichen Mißverständnis vorgebeugt, als ob die Anschauung, wie Schopenhauer und vor ihm Kant meinen, den einzigen Boden für die Gewinnung neuer Erkenntnisse und Wahrheiten darböte. ‚Auch das analytische Denken, das aus reinen Begriffen Folgerungen zieht, bewegt sich nicht ziellos im Kreise.' (Mausbach in ‚Religion, Christentum, Kirche', Kösel 1912) Um das einzusehen, genügt die Erinnerung an die Methoden der sogenannten analytischen Geometrie,

ist also das Genie, schaffend aus innerem Reichtum, Künstler. Auch beim Künstler ist ja die Technik, die Beherrschung von Methode und Regel, die Handhabung von Pinsel, Meißel, Stimmenführung und Versmaß und sprachlichem Wohllaut das Sekundäre. Das Können des gewiegtesten Kontrapunktikers wächst sich darum noch nicht zu einer Eroïca aus. Lessings Stärke liegt in der Kritik; im Laokoon und der Dramaturgie hinterläßt er eine klassische Gesetzessammlung der bildenden und poetischen Kunst. Die vollendete Fertigkeit in der Anwendung der Gesetze ist für das Genie nur Mittel zum Zweck. Es kommt sogar vor, daß es sich diese erst nachträglich aneignet. Mayers Bekanntschaft mit Mathematik und Physik war im Augenblick seiner Entdeckung eine sehr mittelmäßige; erst durch anhaltendes Studium nach der Rückkehr in die Heimat unter Anleitung seiner Tübinger und Heilbronner Freunde kam er soweit, daß er seine Erkenntnis zahlenmäßig fassen konnte. Darwin betrachtete sich selbst beim Antritt seiner Weltreise als Dilettanten auf dem Gebiet der Naturforschung. Schon 1839 steht der Grundgedanke der natürlichen Zuchtwahl bei ihm fest. Aber erst viel später, als er in der ‚Monographie über die Cirripedien' (1851—54) sich eingehend mit der Systematik und Klassifizierung einer Unterordnung der Krebstiere befaßt und dadurch die Lücken und Mängel seiner biologischen Bildung beseitigt hat, betrachtet er sich selbst als geschulten Naturforscher (Ettlinger).

Mit der genialen Intuition ist die Bedeutung des Genies nicht erschöpft, die Entdeckung noch nicht vollendet. Hierzu gehört die nachträgliche Rechtfertigung durch die Methode der Deduktion, durch Prozesse des Denkens, deren Charakter im wesentlichen schlußfolgernd und bewahrheitend ist. Sie verhalten sich zur Idee etwa wie der Text des Homer zum Kommentar des Philologen. Die geniale Intuition ist das Werk des Augenblicks, die Bestätigung erfordert jahrelange mühselige Kleinarbeit, der sich auch ein Newton, ein Schwann und Mayer nicht entziehen konnten. Für den Erfolg und die fruchtbare Verwertung der Idee selbst ist sie unentbehrlich. Die Idee vom Kampf ums Dasein hat bereits Darwins Großvater, aber sie bleibt unbeachtet ebenso wie der allgemeine Entwicklungsgedanke des Philosophen Lamarck, bis Charles Darwin beiden durch ein ungeheures empirisches Material Stütze und Halt gibt.

Derartige nachträgliche deduktive Bestätigungen können auch von anderen Forschern erbracht werden, und daß dieser Fall in der Geschichte so oft eingetreten ist, bestätigt die Auffassung von der nur sekundären Bedeutung dieser Verrichtungen. Beispiele solcher Art sind viel genannt worden: die Bahn des 1781 entdeckten Uranus zeigt Abweichungen von der der anderen Planeten. Entweder gilt Newtons Gesetz nicht oder man muß rückwärts auf die Existenz eines noch unbekannten Weltkörpers schließen, der die Ursache der Störung ist. Auf Grund der letzteren Annahme berechnet der Franzose Leverrier genau Ort, Masse und Bahn desselben, und unmittelbar darauf gelingt es dem Berliner Astronomen Galle, den Neptun unweit der berechneten Stelle aufzu-

---

welche die sämtlichen Eigenschaften der geometrischen Gebilde lediglich aus der geschickten Kombination von Zahlengrößen ohne Zuhilfenahme der Anschauung herleitet.

finden. Erst ein halbes Jahrhundert nach Mayers Entdeckung kann Rubner den Nachweis führen, daß das Erhaltungsgesetz der Energie auch für den lebendigen Organismus, speziell den Menschen, gilt: ‚Die Lehre von der Erhaltung der Kraft, welche Mayer und Helmholtz erbracht haben, kann sich nach dem in meinen Versuchen erbrachten Beweis (daß die Energievorräte unvermindert in ihrer Größe durch den Tierkörper hindurchgehen) den vielen anderen Beobachtungen auf rein physikalischem Gebiet anreihen.‘ Radium und radioaktive Stoffe kannte Mayer nicht. Die Entdeckung der von ihnen ausgehenden Energiemengen schien zunächst mit dem Erhaltungsgesetz der Energie in Widerspruch zu stehen, bis die Elektronentheorie Licht brachte und erklärte, daß die Atome dieser und aller Stoffe aus Elektronen zusammengesetzt sind und in diesen inaktive elektrische Energie aufgespeichert ist, die bei der Abspaltung von Elektronen und dem Übergang des Atoms in ein anderes von geringerem Atomgewicht frei wird. Schwann baute sein ‚glückliches und leicht faßbares Schema‘ der Natur zunächst auf falschen Voraussetzungen auf. Die Idee, die ihm mit aller Deutlichkeit vorschwebte, die Idee von der Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Pflanzen findet ihre Krönung und endgültige Sicherstellung erst in den vereinten Bemühungen hervorragender Biologen: Virchow, Brücke, Boveri, Hertwig, Strasburger u. a., und in deren zahlreichen Arbeiten, die sich über ein halbes Jahrhundert rastloser Forschung erstrecken.

Das naturwissenschaftliche Genie ist seinem Wesen nach nicht anders geartet als das künstlerische. Die Wurzel des Schaffens entspringt hier wie dort der unmittelbaren Anschauung, der bewegenden Phantasie, dem inneren Erleben. Die Verwandtschaft aber erstreckt sich noch auf einen weiteren Punkt, und das ist die Notwendigkeit und zeitliche Bedingtheit hier wie dort. Für das Werk des naturwissenschaftlichen Genies ist das Wissen seiner Zeit unerläßliche Voraussetzung; ein Newton ist undenkbar zur Zeit des Aristoteles oder Ptolemäus. Aber umgekehrt erfährt das Wissen des Zeitalters durch das Genie doch nur die Ausschöpfung, die über kurz oder lang erfolgen muß. Die Triebfeder des Genies ist — wieder nach einem Worte Schopenhauers in den Parerga und Paralipomena — weder Geld noch Ruhm noch eigenes Ergötzen, es ist ‚dieselbe Notwendigkeit, mit der der Baum seine Früchte trägt‘. Dieser treibt Knospen und Blüten im Lenz, das Genie gestaltet seine Werke, wenn seine und ihre Zeit gekommen ist. Beweis dafür ist auch das folgende: Wir haben Beispiele, daß die geniale Konsequenz gleichzeitig von mehreren Seiten gezogen wird: Wallace teilt seine Entwicklungstheorie Darwin mit, als sie bei diesem fix und fertig vorliegt. Unabhängig von dem Deutschen Mayer kommt der englische Bierbrauer Joule und wahrscheinlich auch Helmholtz auf denselben Gedanken von der Erhaltung der Kraft. Der Abstammungsgedanke tritt um die Wende des 19. Jahrhunderts auf bei Goethe, Erasmus Darwin und Lamarck. Das Genie hat das Glück, in einer Zeit zu leben, die reif ist, aus der Summe des Vorhandenen das Fazit zu ziehen. Dadurch wird sein Verdienst, es gezogen zu haben, nicht vermindert. Man wirft dem Genie — so z. B. Koch — vor, daß es weiter nichts geleistet habe, als die reife Frucht zu pflücken. Das ist

unrichtig und undankbar zugleich. Denn bei solcher Betrachtungsweise verlöre jeder Fortschritt seinen Wert, da die ganze Geschichte von Wissenschaft und Kultur einen einzigen großen Zusammenhang bildet, in der jeder auf den Schultern seiner Vordermänner steht. Daß das Genie wirklich neue Werte schafft, beweist noch eine andere Tatsache, die ihm so oft entgegengebrachte, fast sprichwörtliche Verkennung und Mißachtung. So ist z. B. Mayers Leben ein ununterbrochener Kampf gegen Übelwollen und Unverstand, die ihn sogar hinter die Tore des Irrenhauses führen. Die Höhe, zu der das Genie sich aufschwingt, bleibt vorerst dem gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar (Schopenhauer), das Neue, welches es freigebig zu spenden bereit ist, ist so groß, daß es vom Durchschnittsverstand nicht mal angenommen wird.

‚Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wenn sie nicht mehr sind, von uns erkannt zu werden.‘

Mit Bezug auf die innere Konsequenz des genialen Schaffens aus dem Zeitalter heraus gelten vom naturwissenschaftlichen Genie die Worte, die Konrad Weiß im ‚Hochland‘ neulich vom romantischen Genie gebraucht: ‚Es kommt in der Fülle seiner Zeit, aber es kommt nicht aus Freiheit, sondern aus Verhängnis . . . Es ist die zeitmögliche Bewußtheit, zu der die Menschengeschichte sich immer wieder verdichten muß.‘

Die geniale Schöpfung ist also das Gegenteil vom Erfolge des Zufalls. Sie ist gegründet in zeitlicher Notwendigkeit und gewirkt in psychologischer und logischer Gesetzmäßigkeit, durch innere Faktoren im Geistesleben der Menschheit und ihres großen Individuums.



Der Kampf gegen die Tuberkulose
Von Max Kesselring

Die Tuberkulose ist die verheerendste aller Infektionskrankheiten. Scharlach, Masern, Typhus, Diphtherie zusammen fordern nicht so viele Opfer wie sie. Fast eine Million Menschen leiden heute in Deutschland an dieser Krankheit, wovon ungefähr ein Viertel arbeitsunfähig sind. Nationalökonomen berechnen den Schaden, der infolgedessen durch Verdienstlosigkeit, Spitalpflege usw. entsteht, für Deutschland auf etwa 300 Millionen Mark jährlich, wobei natürlich der Verlust wertvoller Menschenleben nicht berücksichtigt ist. Der zehnte Teil aller Todesfälle ist durch die Tuberkulose verschuldet; noch trauriger aber stimmt die Tatsache, daß die Krankheit ihre Opfer mit Vorliebe im besten Alter dahinrafft: Von den Menschen, die im Alter von 15 bis 29 Jahren sterben, erliegen mehr als die Hälfte der Tuberkulose!

Seit Jahrtausenden hat diese bösartige Seuche die Menschheit heimgesucht. Schon in den Schriften des Hippokrates (400 Jahre vor Christus) wird die Lungenschwindsucht (Phthisis) beschrieben und seit jener Zeit hat sie unaufhörlich ihre ungeheuern Opfer gefordert. Ist es denn möglich, daß nun plötzlich der Kampf gegen dieses uralte Übel Aussicht auf Erfolg hat, nachdem alle früheren Geschlechter sich machtlos unter dieser Geißel beugten? Die medizinische Wissenschaft sagt mit aller Entschiedenheit: Ja! Endlich ist es gelungen, die Entstehungsbedingungen der Tuberkulose so genau zu erkennen, daß der Kampf aufgenommen werden kann mit der Überzeugung, sicher zum Ziele zu gelangen. Wie die Pest, die Cholera, die Pocken, der Aussatz durch die wissenschaftliche Erkenntnis aus den zivilisierten Gegenden der Erde vertrieben wurden, so wird es in einigen Jahrzehnten der Tuberkulose ergehen, wenn einmal die Gleichgültigkeit des Volkes gewichen und die Einsicht in die Ursachen der Krankheit überall durchgedrungen ist.

Im Jahre 1882 wurde von Robert Koch der Tuberkelbazillus entdeckt, nachdem schon früher Klencke und Villemin durch Versuche gezeigt hatten, daß die Tuberkulose auf Tiere übertragbar ist. Das war der Beginn einer neuen Zeit, denn jetzt konnte niemand mehr daran zweifeln, daß die Bekämpfung dieser Krankheit in ähnlicher Weise zu geschehen habe wie die der andern ansteckenden Volkskrankheiten, d. h. durch Verhütung der Ansteckung. Auch ließ sich nun nachweisen, daß nicht nur die Lungenschwindsucht, sondern auch manche Formen von Knochenleiden, Gehirnhautentzündungen, Drüsenschwellungen und andere Krankheiten, besonders auch die Skrophulose der Kinder, zur Tuberkulose gehören.

Dreißig Jahre sind seit der Entdeckung Kochs vergangen und bereits läßt sich durch die Statistik mit aller Deutlichkeit nachweisen, wie segensreich diese Erkenntnis gewirkt hat: Während bis zum Jahr 1882 in Deutschland jährlich etwas mehr als 30 Menschen auf je 10 000 Einwohner an Lungenschwindsucht starben, ist diese Zahl seither beständig gesunken, und seit einigen Jahren beträgt sie nicht einmal mehr die Hälfte von damals. Das bedeutet, daß heute jedes Jahr in Deutschland allein etwa 100 000 Menschen weniger

an dieser Krankheit sterben, das ergibt auf jeden Tag 274 Menschen! Und trotzdem forderte in Deutschland die Tuberkulose im Jahre 1907 noch immer 96 000 Opfer. Das ist eine wirklich erschreckende Zahl, wenn man bedenkt, daß ein gänzliches Ausrotten dieser Volksseuche möglich ist.

Leider ist auch heute noch die falsche Ansicht weit verbreitet, daß die Anlage zur Tuberkulose fast immer von den Eltern direkt ererbt werde, daß es Familien gebe, die dem Tode an dieser Krankheit infolge einer besonderen angeborenen Schwächlichkeit ihrer Glieder zum voraus verfallen seien. Nicht genug kann man vor dieser Anschauung warnen, die viel zu lange schon die Menschen zur Gleichgültigkeit und Trägheit gegen die Seuche verführt hat. Eine direkte Vererbung der Tuberkulose von der Mutter auf das Kind kommt nur äußerst selten vor; das ist heute sicher nachgewiesen. Der Tuberkelbazillus gerät vielmehr erst nach der Geburt in den Körper des Kindes. Die Ansteckungsgefahr für den Säugling ist, wenn die Mutter an Tuberkulose leidet, infolge der nahen Berührung bei der Pflege und Ernährung allerdings so groß, daß der Arzt die spätere Erkrankung des Kindes fast mit Sicherheit voraussagen kann. Nur die sofortige Trennung des Kindes von der Mutter sogleich nach der Geburt und die Erziehung in fremder Umgebung vermag die drohende Gefahr abzuwenden. Um diese Tatsache zu beweisen, hat ein Arzt in Paris den Versuch gemacht, bei drei an Tuberkulose erkrankten Müttern, die Zwillinge geboren hatten, je das eine Kind bei der Mutter zu lassen, das andere aber sofort nach der Geburt zu entfernen und im Säuglingsheim aufzuziehen. Nach kurzer Zeit schon waren die drei zu Hause gebliebenen Kinder an Tuberkulose gestorben, während die drei andern völlig gesund blieben. Hoffentlich genügt dieser eine grausame Versuch, um all denen die Augen zu öffnen, die aus Gleichgültigkeit oder Besserwissen sichere Ergebnisse der Wissenschaft durch einige Phrasen glauben abtun zu können.

Die Möglichkeit, tuberkulös zu werden, ist sehr groß an Orten, wo man trotz der Gegenwart von ansteckenden Schwindsüchtigen aus Gleichgültigkeit die Gefahr mißachtet oder wo man aus Not gezwungen ist, in ungünstigen Wohnungsverhältnissen und dadurch in enger Berührung mit diesen Kranken zu leben. Solche Verhältnisse finden sich z. B. in schlecht eingerichteten Gefängnissen, in den Chinesenvierteln und Negerquartieren nordamerikanischer Städte, ferner in Grönland, wo man eng in Hütten zusammengedrängt lebt. An solchen Orten kann die Zahl der jährlichen Todesfälle an Lungenschwindsucht, auf 10 000 Einwohner berechnet, auf 50 bis 100 steigen. Aber selbst in einigen deutschen Städten gab es noch vor wenigen Jahrzehnten auffallend hohe Zahlen; so hatten früher Düsseldorf, Köln und München noch 50 Todesfälle auf 10 000 Einwohner. Wien brachte es sogar auf 72. Solche Zahlen beweisen, daß es damals an Aufklärung und richtiger Fürsorge fehlte; denn wenn auch das Leben in einer größeren Stadt notwendig für die ärmeren Klassen schlechte Wohnungsverhältnisse mit sich bringt, so genügt dieser Umstand allein keineswegs, um so hohe Zahlen zu rechtfertigen. Seither sind die Verhältnisse glücklicherweise überall viel besser geworden. In Hamburg ist die Zahl der Tuberkulosetodesfälle von 33,5 ‰₀ im Jahre 1880 auf 13,7 ‰₀

im Jahre 1907 gefallen dank der Anstrengungen, die dort zur Besserung der hygienischen Verhältnisse gemacht wurden. In Boston sank in den Jahren 1886 bis 1907 die Zahl von 40 auf 18,5.

Es gibt aber auch Orte, wo die Tuberkulosekrankheit gar nicht vorkommt, z. B. im Innern Afrikas. Nicht, weil etwa die dortigen Neger nicht für die Ansteckung empfänglich wären oder weil das Klima sie vor Erkrankung schützte, sondern nur deshalb, weil es an der Möglichkeit fehlt, sich anzustecken. Wenn jemals einer der dort lebenden Neger an Tuberkulose erkrankt, so läßt sich stets nachweisen, daß er sich die Krankheit irgendwo an der Küste geholt hat; denn die zahlreichen Europäer an den Küsten haben natürlich auch dahin die Tuberkulose mitgebracht. Die Neger Zentralafrikas sind für Tuberkulose nicht minder empfänglich als andere Menschen. Das zeigt sich an denen, die seinerzeit als Sklaven nach Amerika versetzt worden sind: sie fallen dort der Krankheit ebenso leicht zum Opfer wie alle andern Bewohner dieses Landes.

Wie lauten nun die Bedingungen, unter denen eine Ansteckung an Tuberkulose zustande kommt, und wie läßt sich die Krankheit vermeiden? Nicht nur die Ärzte, sondern auch die Behörden und selbst die weitesten Kreise des Volkes müssen darüber Bescheid wissen, soll der Kampf gegen die Seuche zweckmäßig und mit Entschiedenheit aufgenommen werden.

Viele Jahre lang hielt man die Milch tuberkulosekranker (perlsüchtiger) Kühe für die Hauptquelle der menschlichen Tuberkulose. Das Rindergeschlecht leidet bei uns in hohem Grade an dieser Krankheit. 15 bis 20 Prozent der Kühe, an manchen Orten selbst bis zu 50 Prozent, sind tuberkulös; davon liefert etwa der dritte Teil eine Milch, in der Tuberkelbazillen nachweisbar sind. Wir können also annehmen, daß gewöhnliche, in den Städten zum Verkauf gelangende Milch, die ja aus den verschiedensten Ställen zusammengeschüttet wird, stets durch Tuberkelbazillen verunreinigt ist. Die Gefahr der Ansteckung kann bekanntlich vermieden werden: Man kocht die Milch und tötet dadurch alle Bazillen. Es sollte aus diesem Grunde auch zur unumstößlichen Regel werden, Milch nie anders als in gekochtem Zustande zu trinken. Neuere Untersuchungen haben nun aber gezeigt, daß die Ansteckung an Tuberkulose doch nicht vorwiegend von der Milch ausgeht, wenn diese auch ohne Zweifel, besonders für kleine Kinder, im ungekochten Zustand gefährlich ist. Wie besondere Versuche zeigen, wird die Menschen- und Rindviehtuberkulose nicht durch die ganz gleichen Bazillen verursacht: Die Bazillen der Menschentuberkulose vermögen, wenn man sie einem Rinde einspritzt, nicht ebenso starke Wirkungen zu erzeugen wie die Bazillen der Rindertuberkulose. Folglich bestehen gewisse Unterschiede, und es ist nur noch die Frage zu entscheiden, ob es sich wirklich um zwei ganz verschiedene Bazillenarten handelt, wie Robert Koch behauptete, oder ob, wie v. Behring meint, die Menschentuberkulosebazillen durch ihren Aufenthalt im menschlichen Körper nur einen Teil ihrer Gefährlichkeit (Virulenz) für das Rind verloren haben.

Durchaus einig sind die Tuberkuloseforscher über die Hauptquelle der Tuberkulose: Die Ansteckung erfolgt meist nicht von der Milch, sondern direkt vom kranken Menschen. Kann doch ein an Lungenschwindsucht leidender Mensch,

wenn er reichlichen Auswurf hat, an einem Tag fünf bis sechs Milliarden Tuberkelbazillen ausscheiden. Gewöhnlich geht dann die Ansteckung in folgender Weise vor sich: Der bazillenhaltige Auswurf trocknet ein, fliegt als Staub im ganzen Zimmer umher und setzt sich auf alle Gegenstände. Die im gleichen Raume lebenden Menschen atmen dann die Tuberkelbazillen ein, oder der Staub setzt sich an ihre Hände und an alle Gegenstände, so daß mit der Nahrung die Bazillen in den menschlichen Körper gelangen. Noch leichter ist die Ansteckung natürlich dann möglich, wenn nicht nur das Zimmer des Kranken, sondern auch noch das Bett, das Eßgeschirr usw. von den Angehörigen geteilt werden muß. Besonders Kinder verfallen unter solchen Umständen fast mit Sicherheit dem Schicksal der Ansteckung, und es ist keine seltene Erscheinung, daß in einer solchen Familie sämtliche Kinder tuberkulös oder, wie man meist sagt, ‚skrophulös‘ sind. Skrophulose, die sich als Schwellung der Halsdrüsen, als Neigung zu Hautausschlägen, langwierigem Husten, Knochenerkrankungen und Augenentzündungen äußert, ist nämlich nichts anderes als eine beginnende Tuberkulose. Die Ansteckung erzeugt bei ganz jungen Kindern nicht selten Komplikationen, die rasch zum Tode führen. Vor allem ist es die tuberkulöse Hirnhautentzündung, der die Kinder erliegen. Erfolgt die Ansteckung erst nach dem Säuglingsalter, so widersteht das Kind viel eher der Krankheit; aber der beständige Kampf mit den heimtückischen Tuberkulosebazillen hindert sehr oft den kindlichen Körper an seiner natürlichen Entwicklung: Die Brust bleibt eng und schmal, die Organe werden dauernd geschädigt, und das ganze Wachstum des Körpers bleibt zurück. Durch eine in der Jugend erfolgte Ansteckung wird also eine dauernde Schwächlichkeit geschaffen, die erfahrungsgemäß eine spätere Wiedererkrankung an Tuberkulose außerordentlich begünstigt. Solche von der Skrophulose geschwächten Menschen fallen später nicht selten der Lungenschwindsucht zum Opfer. Aber nicht eine ererbte Anlage ist daran schuld, sondern eine Ansteckung in der Kindheit, die bei genügender Vorsicht in zahllosen Fällen wohl hätte vermieden werden können. Eine Million tuberkulosekranker Menschen in Deutschland erzählen uns deutlich genug, wieviel menschliches Leid und Elend sich auf diese Weise von Geschlecht zu Geschlecht weiterpflanzt.

Können wir die Ansteckung durch Tuberkulose verhüten? Das ist nicht nur möglich, sondern sogar verhältnismäßig leicht. Braucht man doch nur einige Regeln zu kennen und genau durchzuführen, um fast mit Sicherheit die Quelle zu verstopfen, aus der all dieses Elend fließt.

Die tuberkulosekranken Menschen sind für ihre Umgebung nur dann gefährlich, wenn sie durch Auswurf aus der Lunge oder durch Drüsen- oder Knocheneiterungen Bazillen ausscheiden. Man nennt diese ansteckende Form eine ‚offene‘ Tuberkulose, im Gegensatz zur ‚geschlossenen‘ Form, wo keine Bazillen ausgeschieden werden. Am ansteckendsten sind meist die Endstadien der Schwindsucht, wenn die Kranken vor Schwäche das Gebot peinlicher Reinlichkeit nicht mehr befolgen können, während sie doch mit dem Auswurf Millionen von Bazillen aushusten.

Den sichersten Schutz gegen eine weitere Verbreitung der Tuberkulose bietet

die Versetzung des Kranken in ein Spital oder eine Heilstätte. Eine genügende Zahl von Krankenhausbetten ist daher ein Hauptmittel, um die Krankheit einzudämmen. In Krankenhäusern, besonders in speziell eingerichteten und von Spezialärzten geleiteten Anstalten kann man nicht nur die Anfangsstadien der Lungenschwindsucht am raschesten heilen, sondern, was zur Ausrottung der Tuberkulose vielleicht noch wichtiger ist, auch die ansteckenden, fortgeschrittenen Krankheitsfälle können hier am ehesten ohne Gefahr für die Umgebung verpflegt werden. Selbst ein kurzer Aufenthalt in einer solchen Anstalt macht ferner jedem Kranken jene hygienischen Regeln zur Gewohnheit, die zur Vermeidung weiterer Ansteckung so überaus wichtig sind.

Auch die Tuberkulosestatistik zeigt ganz unzweifelhaft die Notwendigkeit genügender Krankenhäuser. In Irland und Norwegen, wo in den letzten Jahren die Tuberkulosesterblichkeit wieder zugenommen hat, konnte die Statistik als Ursache den Mangel einer zweckmäßigen Spitalbehandlung nachweisen. In Norwegen wurde deshalb sofort mit dem Bau von Heilstätten begonnen. In Irland ergab sich eine Verschlechterung gegenüber England und Schottland aus dem Umstande, daß von den irischen Behörden die Unterstützungen an arme Tuberkulosekranke ohne besondere Vorschriften abgegeben wurden, während in England und Schottland mit solchen Unterstützungen die Verpflichtung zum Eintritt in ein Krankenhaus verbunden war. Auch in Paris und Newyork, wo in den letzten Jahren die Tuberkulosestatistik keine Besserung mehr aufwies, fand man die Ursache in der ungenügenden Zahl von Krankenbetten.

Robert Koch, der geniale, bahnbrechende Führer im Kampfe gegen die Volksseuchen, hat noch kurz vor seinem Tode in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten (Jahrgang 1910, S. 1) seine Ansichten über ‚Die Epidemiologie der Tuberkulose‘ zusammengefaßt. Er hebt hervor, ‚daß eine möglichst ausgiebige und langdauernde Überweisung der Schwindsüchtigen an die Krankenanstalten das wirksamste Mittel ist, um die Ansteckung und damit die Ausbreitung der Schwindsucht zu verhüten‘. Und er fährt fort: ‚Auch nach meinen Erfahrungen hat überall da, wo für die Unterbringung der Schwindsüchtigen in Krankenhäusern in ausreichendem Maße gesorgt ist, die Schwindsucht am meisten abgenommen und umgekehrt.‘

An Orten, wo die Krankenhäuser zur Aufnahme Tuberkulosekranker nicht ausreichen, sollte daher nachdrücklich der Bau neuer Spitäler gefordert werden.

Von großer Bedeutung sowohl für den Erkrankten als auch für die Angehörigen ist es, die Krankheit möglichst frühzeitig zu erkennen. Das ist oft sehr schwer, weil wenig empfindliche Leute jahrelang daran leiden können, ohne es zu ahnen. Im ersten Stadium der Krankheit besteht bei richtiger Behandlung noch eine große Wahrscheinlichkeit für eine völlige Heilung, während bei Vernachlässigung aus jedem solchen Kranken ein neuer Seuchenherd entstehen kann.

Im Anfange äußert sich die Krankheit meist nur als leichtes Unwohlsein, als ‚verschleppter Katarrh‘ mit wenig Husten, wozu dann meist Mangel an Eßlust, Abnahme des Körpergewichts, verminderte Leistungsfähigkeit, Magen-

beschwerden, Stechen auf der Brust, öfteres Ansteigen der Körpertemperatur über 37,3 Grad, Nachtschweiße hinzutreten. In jedem Falle, wo mehrere solcher Erscheinungen zusammentreffen, sollte ein gewissenhafter Arzt um Rat gefragt werden. Ist beginnende Tuberkulose, z. B. die Erkrankung einer Lungenspitze, festgestellt, so verlasse man sich ja nicht einfach auf eines der in den Zeitungen angepriesenen Heilmittel, sondern befolge aufs genaueste alle hygienischen Verordnungen des Arztes. In der Regel vermag der menschliche Körper durch seine eigenen Kräfte die Krankheit zu besiegen, indem er Stoffe erzeugt, welche die weitere Vermehrung der Bazillen verhindern und die bereits vorhandenen vernichten. Dazu braucht der Körper aber gute Lebensbedingungen: kräftige Ernährung, frische Luft, Wegfall ermüdender Arbeit, Anregung der Körperfunktionen durch belebende hygienische Verordnungen. In unübertrefflicher Weise finden sich diese Bedingungen meist in gut geleiteten Lungenheilstätten vereinigt, da hier nicht nur ein besonders günstiges Klima und vortreffliche Wohngelegenheit dem Kranken zur Verfügung stehen, sondern auch ein erfahrener Spezialarzt, der, je nach Eigenart jedes Kranken, die vorhandenen Heilmittel in zweckmäßigster Weise ausnützen kann.

Leider haben lange nicht alle Kranken eine so ideale Isolierung und Pflege, wie die Lungenheilstätte sie bietet. Nicht selten wird das Wesen der Krankheit lange Zeit gar nicht erkannt; da fehlt das Geld zur Bezahlung der Kosten, dort der nötige Platz in der Heilstätte, und gar oft mangelt es an der nötigen Geduld des Kranken, fern von der gewohnten Arbeit und in fremder Umgebung monatelang nur seiner Gesundheit zu leben. So mußte man auf Mittel sinnen, auch unter den gewöhnlichen Lebensverhältnissen in der Familie die Verbreitung und Verschlimmerung der Krankheit möglichst zu bekämpfen.

Bei Kranken der begüterten Kreise, denen ärztlicher Rat, Dienerschaft und Wohnung in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, bereitet die Hausverpflegung keine besonderen Schwierigkeiten. Ganz anders aber verhält es sich bei der armen Bevölkerung. Für diese wurde zuerst in Frankreich, seit einiger Zeit auch an vielen Orten Deutschlands, eine Einrichtung getroffen, die sich in vortrefflicher Weise bewährt hat: die Tuberkulose-Auskunfts- und Fürsorgestellen. Ihre Aufgabe besteht zunächst darin, durch einen tüchtigen Arzt unentgeltlich jedermann untersuchen zu lassen, der Anzeichen beginnender Tuberkulose bietet, um so die Krankheit so oft als möglich schon im Beginne zu entdecken. Mit jedem Tuberkulosekranken, der sich an die Fürsorgestelle wendet oder der von dritter Seite ihr empfohlen wird, muß sie dauernd in Beziehung bleiben. Kann ein Kranker nicht in eine Heilstätte gebracht werden, so wird ihm eine Krankenpflegerin zugewiesen, die nach ärztlicher Anordnung für richtige Wohnung, Ernährung und Körperpflege sorgt und dafür, wenn nötig, die Hilfe der Behörde in Anspruch nimmt. Wenn es sich um eine ‚offene', also ansteckende Tuberkulose handelt, wird die Pflegerin den Kranken und seine Umgebung nachdrücklich darüber belehren, wie eine Ansteckung Gesunder zu verhindern ist, und sie wird alle dazu notwendigen Maßregeln durch häufige Kontrollbesuche überwachen.

Um den bazillenhaltigen Auswurf unschädlich zu machen, muß er sofort in einem mit Wasser oder mit desinfizierender Flüssigkeit halbgefüllten Spucknapf aufgefangen werden, damit er nicht eintrocknen und als Staub sich verbreiten kann. Weil beim Husten und Nießen der Auswurf leicht verspritzt wird und dann in Form von feinsten, in der Luft schwebenden Schleimtröpfchen längere Zeit herumfliegt, soll der Kranke durch Vorhalten des Taschentuches dies zu verhindern suchen. Es ist ferner auf peinlichste Reinlichkeit in der ganzen Wohnung zu achten. Die Wäsche ist häufig zu wechseln, die gebrauchte gesondert aufzubewahren und vor dem Waschen durch Auskochen unschädlich zu machen. Natürlich ist jede allzu nahe Berührung mit den Angehörigen, besonders das Küssen, verboten. Das Eßgeschirr und andere zum persönlichen Gebrauch des Kranken bestimmte Gegenstände dürfen nicht von Gesunden gebraucht werden. Die pflegenden Personen sollen auch für sich selbst sorgsam auf Sauberkeit achten und sich vor jeder Mahlzeit die Hände mit Seife waschen.

Jeder Kranke muß, auch wenn er der ärmsten Klasse angehört, unbedingt für sich ein eigenes Bett und ein eigenes Zimmer haben, damit die Angehörigen sich vor der Ansteckung leichter schützen können. Eine Behörde, die sich um das öffentliche Wohl wahrhaft bekümmert, wird niemals das Geld dafür verweigern. Das Zimmer des Kranken soll nach Süden gelegen sein und die Sonne soll dazu freien Zutritt haben. Zahlreiche Beobachtungen haben nämlich die merkwürdige und wichtige Tatsache ergeben, daß das direkte Sonnenlicht sowohl als auch das gewöhnliche helle Tageslicht die Tuberkelbazillen in wenigen Stunden oder Tagen abzutöten vermag, während sie an dunkeln Orten sich monatelang lebensfähig erhalten können. Die Kranken müssen daher helle, sonnige Zimmer bewohnen, sollen nicht ihre Wohnungen allmählig wahre Brutstätten der gefährlichen Krankheitserreger werden. Die Durchführung all dieser Maßregeln ist die Pflicht der Tuberkulosefürsorgestelle; eine solche sollte daher in keiner gut geleiteten Gemeinde fehlen, und es sollte überhaupt nirgends mehr einen armen Schwindsüchtigen geben, der mit einer solchen Fürsorgestelle nicht in Verbindung stünde.

Sind alle diese Vorsichtsmaßregeln erfüllt, so dürfen die erwachsenen Angehörigen sich wegen der Ansteckungsgefahr völlig beruhigen. Es ist eine überflüssige Grausamkeit, Tuberkulosekranke gänzlich aus der Gesellschaft auszuschließen, wie manche überängstliche, selbstsüchtige Hypochonder es möchten. Das Pflegepersonal gut geleiteter Tuberkulosespitäler wird, wenn die nötige Vorsicht beobachtet wird, von der Tuberkulose keineswegs mehr befallen als andere Leute; das ist doch Beweis genug, daß eine übertriebene Furcht nicht gerechtfertigt ist.

Einzig kleinere Kinder, die ja für eine Ansteckung weit mehr empfänglich sind als Erwachsene, brauchen noch einen vermehrten Schutz. Ihre Gewohnheit, auf dem staubigen Boden zu kriechen und alle Gegenstände in den Mund zu stecken, erhöht die Gefahr. Sie sollten das Krankenzimmer nie betreten; noch besser wäre es, wenn man sie während der ganzen Dauer der Krankheit bei gesunden Verwandten oder sonst irgendwo auf dem Lande erziehen ließe. Ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die meisten Schwindsüchtigen in frühester

Jugend den Keim für ihre Krankheit sich geholt haben durch unvorsichtigen Verkehr mit erwachsenen Kranken.

Auch die Schule hat deshalb eine wichtige Rolle in diesem Kampfe zu übernehmen. Sie soll nicht nur die Kenntnisse über das Wesen der Tuberkulose verbreiten, sondern auch bei kranken Kindern gleich selbst die Fürsorge übernehmen. Wie oft sieht man skrophulöse Kinder, um die niemand sich kümmert. Einem tüchtigen Schularzt wäre es meist leicht, die Quelle der Krankheit in jedem Falle festzustellen und für die Zukunft unschädlich zu machen. Auch die skrophulösen Kinder selbst bedürfen einer sorgfältigen und dauernden Aufsicht; ihnen vor allen anderen sollen jene segensreichen Hilfsanstalten zugute kommen, die jetzt in Form von Kinderheimen, Ferienkolonien und Waldschulen sich so vortrefflich bewähren.

Der Kampf gegen die Tuberkulose wurde bisher zum größten Teil von privater Seite geführt. Die Tuberkulosefürsorgestellen wurden meist von außerhalb der Behörden stehenden Menschenfreunden ins Leben gerufen, und ihre Mittel bestehen meist aus wohltätigen Gaben; an manchen Orten leisten die Behörden mäßige Beiträge. Denkende Ärzte haben schon oft ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, daß in einer für das öffentliche Wohl so ungeheuer wichtigen Frage die staatlichen Organisationen, vor allem die Gemeinden, nicht selbständiger und tatkräftiger vorgehen. Belastet doch keine andere Krankheit so wie die Tuberkulose die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Verhältnisse der gesamten Bevölkerung. Ruhig sieht man zu, wie in Tausenden von Familien die Seuche ein Kind nach dem andern befällt, wie das Elend langsam und sicher in solche Seuchenherde einzieht, indem eine Arbeitskraft nach der andern versagt, und man seufzt zu spät über die schweren Armenlasten, die diese Gleichgültigkeit notwendig im Gefolge hat. Hunderte von Familien, deren Mitglieder jetzt sämtlich an Tuberkulose dahinsiechen, hätten vor diesem Geschick bewahrt werden können, wenn beim ersten Auftreten der Krankheit eine ihrer Pflicht sich bewußte Behörde sofort tatkräftig eingeschritten wäre.

Die Tüchtigkeit einer Gemeindebehörde sollte gemessen werden an der Zahl der Tuberkulosetodesfälle ihres Bezirkes, und es sollte einer Behörde als größte Pflichtvergessenheit angerechnet werden, wenn unter ihren Schutzbefohlenen arme Tuberkulosekranke leben ohne eigenes Bett und Zimmer, ohne Aufsicht und Pflege.

Denn wer ist berufen, in diesem Kampfe als Führer und Leiter voranzugehen, wenn nicht die Gemeinden? Sie allein sind imstande, für jeden Fall die nötigen Mittel aufzubringen und nachdrücklich, wenn nötig sogar mit Gewalt, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Die Behörden sollen die Ärzte, wie diese es ja schon längst selber wünschen, verpflichten, jeden Fall einer ansteckenden Tuberkulose anzuzeigen, und jeder angezeigte Kranke soll sofort die staatliche Fürsorge erfahren mit gleicher Sicherheit und mit gleichem Ernst, wie dies bei einem Pocken- oder Cholerakranken geschehen müßte. Das ist ein Verlangen, das gewiß zu erfüllen ist, und fast unermeßlich wäre der Segen, der aus einer solchen energischen und zweckmäßigen Fürsorge unserem ganzen Volke erwachsen würde.

Das völlige Ausrotten der Tuberkulose sollte in zivilisierten Staaten heute gerade so gut möglich sein, wie es früher möglich war, den Aussatz, die Pocken und andere Seuchen auszurotten, die bei uns ja auch einmal ebenso verbreitet waren und ebenso viele Opfer forderten wie heute die Tuberkulose. Das wird aber nur erreicht werden, wenn in jeder Gemeinde einige Menschen sich finden, die in richtiger Erkenntnis dieser Tatsachen sich verantwortlich fühlen für das Elend, das diese Volksseuche ihren Mitmenschen auferlegt und die tatkräftig und ausdauernd die daraus sich ergebenden Pflichten auf sich nehmen. Ist es doch beim heutigen Stande unseres Wissens eine schwere Anklage für jeden fühlenden Menschen, einem Tuberkulosekranken die Hilfe zu versagen, die eine Weiterverbreitung der Krankheit verhindert und den Kranken selbst unter Umständen noch rettet.

Tun wir alle, jeder an seinem Orte, unsere Pflicht! Dann wird mit Sicherheit jedes Jahr die Zahl der Opfer noch weiter sich vermindern und in einigen Jahrzehnten wird die Tuberkulose aufgehört haben, eine Volkskrankheit von Bedeutung zu sein.



Kleine Bausteine

Hugo Wolf und die moderne Musik
Von Eugen Schmitz

Im Februar 1913 werden es zehn Jahre, daß Hugo Wolf sein tragisches Ende in der niederösterreichischen Irrenanstalt zu Wien gefunden hat. Zehn Jahre — unter Umständen eine lange Zeit — und doch recht kurz und kaum ausreichend, wo es Fixierung der ‚historischen Distanz‘ einer künstlerischen Erscheinung gegenüber gilt. Wenn man trotzdem heute schon mit ziemlicher Sicherheit die geschichtliche Stellung Hugo Wolfs im Werdegang der modernen Musik erkennen kann, so liegt der Grund dafür im verhältnismäßig wenig problematischen Wesen von des Meisters Kunst. Ist doch Wolf die klarste, kräftigste und reichste Erscheinung aus Wagners unmittelbarer Umwelt und vielleicht derjenige unter den modernen Künstlern, dessen Schaffen die geringsten inneren Widersprüche bei eminent positiver Potenz aufweist. Darum ist er auch einer der wenigen Modernen, die schon jetzt so ziemlich widerspruchslos anerkannt werden. Freilich hat sich aber im Lauf des Dezenniums seit seinem Tod auch bereits eine gewisse Auslese unter seinen Werken vollzogen, durch die das Dauernde dem Ephemeren gegenüber mit starker Betonung unterstrichen wurde.

Demzufolge erscheint uns heute Wolf als der Liederkomponist der Wagnerschule. Wolfs Lieder sind es, die seinen Namen populär gemacht haben und populär erhalten: ein gemischtes Liederprogramm ohne Hugo Wolfs Namen kommt kaum noch vor, und wenn von den führenden Liedermeistern des 19. Jahrhunderts die Rede ist, so ist es ziemlich selbstverständlich geworden, neben Schubert und Schumann als dritten Hugo Wolf zu nennen. Demgegenüber spielt für die lebendige Kunstübung des Meisters Betätigung in anderen Kompositionsgattungen eine kaum nennenswerte Rolle. Als endgültig gescheitert muß der Versuch betrachtet werden, Wolf für die Opernbühne zu gewinnen. Ästhetisch und historisch genommen sind freilich des Künstlers Versuche auf musikdramatischem Gebiete von hohem Interesse. Denn Wolf zeigt sich auch hier, zum mindesten in seinen künstlerischen Absichten, als starke Eigennatur inmitten farblosen Epigonentums. Seine immer wiederholte Betonung der Forderung, durch Wechsel in der Stoffwahl und spezielle Pflege des heiteren Genres Unabhängigkeit vom Wagnerschen Vorbild zu erstreben, war ein nicht hoch genug einzuschätzender Fingerzeig in einer Zeit, die auf musikdramatischem Gebiet alles Heil von stabreimenden mystischen Wagnernachahmern à la ‚Parsifal‘ und ‚Ring‘ erhoffte. Allein die praktische Durchführung seiner Idee, wie sie seine einzige vollendete Oper ‚Der Corregidor‘ — über einer zweiten, ‚Manuel Venegas‘, ist der arme Meister bekanntlich hingestorben — aufweist, hat sich im künstlerischen Leben nicht bewährt. Denn trotz aller Gegenbemühungen seinerseits konnte sich Wolf tatsächlich doch noch zu wenig vom Wagnerschen Bannkreis losmachen, wie man denn den ‚Corregidor‘ nicht übel als ‚ins Hispanische übersetzte „Meistersinger“‘ bezeichnet hat; vor allem aber ist der Meister gleich seinem großen

Kunstgenossen Schubert beim Opernkomponieren zu sehr seiner lyrischen Musikernatur erlegen, als daß sich eine dramatische Gesamtwirkung hätte ergeben können. So wurde der ‚Corregidor‘ eine Sammelstätte prächtiger musikalischer Einzelheiten, aber kein lebensfähiges Bühnenstück. In der Geschichte der nachwagnerschen Oper wird er stets einen Ehrenplatz behaupten, für die künstlerische Praxis dürfte er trotz gelegentlicher ‚Ausgrabung‘ erledigt sein.

Nicht viel anders steht es um Wolfs Instrumentalmusik. Von ihr kommen ernstlich überhaupt nur drei Werke in Frage: Das Streichquartett in d-moll, die sinfonische Dichtung ‚Penthesilea‘ und die ‚Italienische Serenade‘. Davon hätte die letztere, eine ganz entzückende orchestrale Miniatur, wohl begründete Aussicht auf Dauerwirkung gehabt: allein die Partitur blieb Fragment und vermag sich als solches naturgemäß nicht im Repertoire zu behaupten. Öfters begegnet man noch der ‚Penthesilea‘. Sie ist von Interesse für Wolfs Verhältnis zu Liszt, als dessen gelehriger Schüler er sich hier zeigt, sowie als Dokument seiner schwärmerischen Begeisterung für Kleist. Objektiv genommen erscheint aber die Partitur technisch noch ziemlich unreif und geistig dem genialen dichterischen Vorbild keineswegs gewachsen. Nur im lyrischen Mittelteil: ‚Der Traum Penthesileas vom Rosenfest‘, offenbart sich in wundersamer Melodik Wolfs volles Genie. Der lange erste Satz dagegen haftet stark an Äußerlichem, der Schluß mit seiner fast jeden Lichtpunkt verschmähenden wilden Raserei entbehrt logischer thematischer Entwicklung und Kontrastierung. Wolf hatte die ‚Penthesilea‘ 1883 als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben; zu seinen Lebzeiten kam sie nur einmal am 15. Oktober 1886 in einer Probe der Philharmoniker zu verunglückter Aufführung. Ein Jahr später beginnt aber bereits Richard Strauß mit der sinfonischen Phantasie ‚Aus Italien‘ seine Siegeslaufbahn als nicht nur der Lisztschen Gefolgschaft, sondern diesem Meister selbst an Können weit überlegener Vertreter moderner Programmusik. In solcher Nachbarschaft konnte natürlich das nachträglich ausgegrabene Jugendwerk Wolfs höchstens die Rolle einer um ihres Schöpfers willen, nicht aber durch ihre eigenen künstlerischen und entwicklungsgeschichtlichen Werte bedeutsamen Rarität spielen. In noch höherem Maße gilt dies endlich für das ebenfalls dem frühesten Stadium des Künstlers angehörende d-moll-Quartett. An tiefem inneren Empfinden steht es entschieden über der ‚Penthesilea‘, aber in der technischen Verwirklichung des Gewollten bleibt es hinter dieser noch zurück. Allerdings ist es historisch von Interesse, dem jungen Wolf hier überhaupt auf dem Feld der Kammermusik zu begegnen, das von den Anhängern der Wagnerschule sonst, im Einklang mit dem Dogma des Bayreuthers vom ‚Ende der absoluten Instrumentalmusik‘ fast prinzipiell gemieden wurde. Aber im Grunde genommen zeigt eben doch gerade auch Wolfs vereinzelter, später nie wiederholter Versuch, daß die Wagnerianer nicht nur äußerlich diesem Genre fernstanden, sondern auch innerlich keine wirkliche Fühlung zu ihm gewinnen konnten. Von kammermusikalischem Geist lebt denn tatsächlich in Wolfs Quartettpartitur so gut wie nichts: sie ist eine verkappte, für die vier Streichinstrumente gewissermaßen ‚arrangierte‘ orchestrale Tondichtung. Alles in allem erscheint somit Wolfs Stellung als Instrumentalkomponist noch weit minder prominent in der modernen Musik als

sein dramatisches Wirken. Kommt diesem wenigstens prinzipielle ästhetische Bedeutung zu, so können des Meisters Instrumentalwerke nur gewissermaßen biographisches Interesse beanspruchen.

Auf eine höhere Stufe erscheinen dagegen bereits Wolfs Chorkompositionen gerückt. Zwar die größte davon, das Weihnachtsoratorium ‚Christnacht‘ nach dem Platenschen Hymnus ist ähnlich wie die ‚Penthesilea‘ technisch und geistig noch zu wenig ausgereift, um den hohen Intentionen seines Schöpfers wirklich auch Ausdruck verleihen zu können. Auch dieses Werk kam zu Wolfs Lebzeiten nur ein einziges Mal (in einem Abonnementskonzert zu Mannheim) zur Aufführung, und der Meister selbst sah damals die Schwächen der orchestral stark überladenen Partitur gut genug ein, um den Plan einer Überarbeitung des Ganzen zu fassen. Dazu ist es aber nie gekommen. Erst nach Wolfs Tod hat Kapellmeister Ferdinand Löwe in Wien die Instrumentation etwas revidiert und dadurch das Werk erfolgreicherer Aufführung zugänglich gemacht. Festen Fuß vermochte es aber auch so nicht zu fassen. Sechs der Jugendzeit angehörige und ebenfalls posthum veröffentlichte geistliche Lieder (nach Eichendorff) für gemischten Chor haben ebenfalls nur persönlich bedingtes Interesse, ebenso der patriotische Männerchor ‚Dem Vaterland‘; dagegen hat Wolf mit zwei kleineren Chorwerken sehr anregend gewirkt, mit dem ‚Elfenlied‘ und dem ‚Feuerreiter‘. Das ‚Elfenlied‘ aus Shakespeares ‚Sommernachtstraum‘ für Sopransolo, Frauenchor und Orchester ist mit seiner meisterlich gearbeiteten, klangzarten Feenmusik eines der seltenen Dokumente jener modernen Romantik reinsten Stils, die dann in Hans Pfitzner ihren berufensten Vertreter gefunden hat, der Wolf aber im allgemeinen ferne steht. Noch stärkeren Nachhall hat der ‚Feuerreiter‘ geweckt. Wolf betrat mit diesem Werk ein Gebiet, das vor ihm namentlich Schumann mit seinen Orchesterballaden nach Uhland'scher Dichtungen (‚Des Sängers Fluch‘, ‚Page und Königstochter‘ u. a.) bebaut hatte. Die dramatisch eminent lebensvolle, plastische Vertonung der Mörikeschen Gespensterballade für Chor und Orchester hat die Kunstgattung des kleineren balladesken Chorwerks bei den modernen Komponisten wieder speziell beliebt gemacht. Einschlägige Werke von jüngeren Künstlern wie Anton Urspruch, Fritz Volbach, Richard Strauß, Fritz Neff, Theodor Streicher, Oskar Fried — um nur diese zu nennen — zeigen dies zur Genüge. Im übrigen erscheint Wolfs ‚Feuerreiter‘ nicht nur dieser entwicklungsgeschichtlichen Auswirkung wegen, sondern auch durch seine künstlerische Bedeutung mit an erste Stelle in des Meisters Schaffen gerückt. Doch ist dabei zu erinnern, daß diese Orchesterballade ja nichts weiter ist als eine ganz leichte Überarbeitung der gleichnamigen Nummer aus den Mörike-Liedern. Mithin sind wir in dem Moment, wo wir zum erstenmal dem Künstler Wolf auf seiner vollen Höhe begegnen, richtig beim Liederkomponisten angelangt.

Die Bedeutung, die Wolf als Liederkomponist für die Moderne zukommt, glaubte man mit einem Schlagwort dahin kennzeichnen zu können, daß man den Meister den ‚Richard Wagner des Liedes‘ nannte. Die Bezeichnung ist in dieser Allgemeinheit nicht frei von Mißverständlichkeit, hat aber doch einen richtigen Kern. Insofern nämlich, als Wolf tatsächlich die

Grundlagen seiner lyrischen Kunst dem Vorbilde Wagners dankt. Von den großen musikalischen Lyrikern des 19. Jahrhunderts fallen Schumann und Schubert noch in die vorwagnersche Zeit; Robert Franz ist zwar Zeitgenosse des Bayreuthers, aber künstlerisch gänzlich unabhängig von ihm. Bei Jensen zeigen sich wohl bereits Einflüsse Wagners, aber nur so sporadisch, daß sie höchstens als charakteristisches Detail, nicht aber als allgemeines Stilmerkmal in Frage kommen. Das gleiche gilt von Peter Cornelius; Brahms verschloß sich schroff den Neuerungen des großen Musikdramatikers, und Liszt's lyrisches Schaffen ist im Vergleich zu der sonstigen Bedeutung des Künstlers schon quantitativ zu gering, um mit seinen allerdings stark Wagnerschen Tendenzen gewichtig in Rechnung gezogen werden zu können. Wolf dagegen ist der erste Liederspezialist, der zu Beginn seines Schaffens das Wagnersche Lebenswerk bereits so gut wie vollendet vorfand und als künstlerische Grundlage wählen konnte. Indem er dies wirklich tat, reihte er sich in die Gefolgschaft der Wagnerschen Richtung ein und ist mithin historisch nur richtig zu verstehen, wenn man ihn als ‚Wagnerepigonen' nimmt. Freilich ist dabei nun sofort berichtigend zu bemerken, daß das Wort ‚Epigone' hier nur als entwicklungsgeschichtlicher Tatsachenbegriff, nicht als ästhetisches Werturteil zu verstehen ist; denn gerade das läßt ja Wolf so entschieden aus der Wagnerschule hervorragen, daß er eben nicht Epigone im landläufigen Sinn, d. h. ein im Banne seines Vorbildes jede persönliche Regung erstickender Nachbeter, sondern ein selbstschöpferischer Nachbildner war, der wohl Bausteine der Wagnerschen Kunst entlehnte, damit aber doch ein eigenes neues Gebäude — das moderne Lied — errichtete. Eine solche Ausnahmestellung unter den Epigonen zu erringen, vermochte er einmal kraft seiner starken individuellen Schöpfergabe, außerdem aber, weil er, wie R. Louis einmal sehr richtig bemerkt hat, eine ‚seinem Meister wirklich innerlich verwandte Natur' gewesen ist. Diese ‚innerliche Verwandtschaft' ist aber nicht auf musikalischem Gebiete zu suchen, sondern im Verhältnis der beiden Meister zur D i c h t k u n s t.

Diese einfache und klare Tatsache hat man früher oft übersehen und den Begriff ‚Wagner des Liedes' von musikalischen Gesichtspunkten aus erklären wollen. Dadurch mußte er natürlich als mißverständlich in Mißkredit geraten. Gewiß ist Wolfs Tonsprache, wie die jedes Nachwagnerianers, im Detail, was Rhythmik, Deklamation, Harmonik anlangt, an Wagners Vorbild geschult. Allein im ganzen genommen kann man jedenfalls nicht sagen, daß, wie Wagner die Oper, so Wolf das Lied formell musikalisch reformiert habe, denn Wolfs Lied ist technisch seinen Vorgängern gegenüber nicht im entferntesten von solch einschneidender Verschiedenheit wie Wagners Musikdrama gegenüber der alten Oper. Zwar glaubte man in der motivischen Arbeit des Instrumentalparts der Wolfschen Lieder eine spezielle Wagnerparallele gefunden zu haben. Man wies darauf hin, daß für viele der reifsten Lieder Wolfs die durchgängige Festhaltung eines Motivs im Klavierpart charakteristisch sei (— vgl. ‚Nachtzauber' [Eichendorff], ‚In der Frühe' [Mörike] oder ‚Wandl' ich in dem Morgentau' [Keller] —) und sprach dabei von einer erstmaligen Übertragung der Wagnerschen ‚Szene' auf das Gebiet des Liedes.

Allein man übersah, daß diese Gestaltungsform längst vor Wagner, z. B. in Schuberts ‚Schwager Kronos' und ‚Jäger ruhe von der Jagd' vorkommt. Auch sonstige angebliche Wagnerismen bei Wolf, z. B. der scharfe, prägnante Sprachgesang, bilden nicht den Kern der Sache. Sondern dieser liegt in der ausschlaggebenden Bedeutung, die im Wolfschen Lied wie im Wagnerschen Musikdrama der Dichtung zukommt. ‚Zum ersten Male in der Geschichte des Liedes' — um noch einmal R. Louis das Wort zu geben — ‚ist es bei Wolf geschehen, daß der Musiker ganz im Dichter aufging und seinen höchsten Ehrgeiz darein setzte, nicht sowohl etwas aus eigenem zu geben, als vielmehr nur das zur Entwicklung und Gestaltung zu bringen, was er an keimfähiger Saat vom Dichter empfangen hatte. Das von Richard Wagner so gerne gebrauchte Gleichnis vom Verhältnis des Dichters zum Musiker — daß dieser als das weibliche Element von jenem als dem männlichen befruchtet werden müsse — paßt ganz ausgezeichnet auf die Art, wie Hugo Wolf zu seinem Dichter steht. Eben seine höchste Eigenart offenbart er damit, daß er sich selbst im Dichter ganz vergißt und verliert.' Diese innige Vermählung zwischen Poesie und Musik führt dazu, daß in Wolfs Lied wie Wagners Musikdrama trotz allen Reichtums der musikalischen Ausarbeitung letzten Endes doch die poetische Idee als die Hauptsache erscheint. Keine Note in Wolfs Liedern hat lediglich musikalische Bedeutung, alles dient dem dichterischen Gedanken. Diese Absicht tritt sogar in Äußerlichkeiten zutage, so in den ‚Bandausgaben' der Lieder nach einzelnen Dichtern: Mörikelieder, Goethelieder, Spanisches Liederbuch usw., oder darin, daß Wolf dem Mörikeband das Bild des Dichters vorangestellt hat. In diesem Hinweis auf die Betonung des poetischen Elements also liegt die wichtigste Einwirkung Wagners auf Wolf, insoferne ist Wolf tatsächlich der ‚Wagner des Liedes', und das ist auch das Moment, das unserm Künstler in erster Linie den Charakter des ‚modernen Musikers' aufprägt, denn er zeigt sich damit als Vertreter einer der Wesenseigentümlichkeiten der musikalischen Moderne: ihrer Neigung zur Verschwisterung der Künste, zur gegenseitigen untrennbaren Durchdringung ihrer Wirkungen, wie sie am vollkommensten Wagners ‚Gesamtkunstwerk' darstellt, wie sie aber bis zu einem gewissen Grade nicht minder intensiv durch Liszt der modernen Programmusik und durch Wolf dem modernen Lied eigentümlich ward.

Mit dem Hinweis auf diese entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Liederkomponisten Wolf als lyrische Ergänzung zu Richard Wagner ist aber nun noch kein Urteil über des Meisters künstlerische Stellung fixiert. Mehr als einmal ist es schon in der Musikgeschichte vorgekommen, daß sich in Talenten zweiten und dritten Ranges äußerst wichtige und fruchtbare Anregungen verkörperten, ohne daß darum deren Urheber selbst sie schöpferisch hätten ausbauen können. Bei Wolf, dem Lyriker, aber eint sich nun die entwicklungsgeschichtliche Wirkung auch mit starker musikalischer Erfindungsgabe, und das erst ist es, was ihm unter den schöpferischen Begründern und Förderern der Moderne einen ersten Platz anweist. — Zwei Momente treten dabei in für die Kraft von Wolfs musikalischer Schöpfergabe charakteristischer Weise hervor: seine große Fruchtbarkeit und seine Vielseitigkeit, die ihn als echte künstlerische

Proteusnatur den verschiedenartigsten dichterischen Vorwürfen sich anpassen läßt. Gerade auch in letzterer Hinsicht bietet ein Überblick über sein lyrisches Schaffen ein imponierendes Bild.

Mit zwei Liederheften nach verschiedenen Dichtern zu je sechs Nummern trat Wolf 1888 erstmals vor die Öffentlichkeit. Vorahnungen künftiger Herrlichkeit, zeigen sie noch nicht die vollendete Reife. Die erlangte der Meister kurz darauf mit seinen dreiundfünfzig Mörikeliedern, mit denen er übrigens auch eine literargeschichtliche Tat vollbrachte, indem er wieder mit Nachdruck auf den herrlichen schwäbischen Lyriker hinwies. Hier fand Wolf zum ersten Male reichlich Gelegenheit, seine Vielseitigkeit zu zeigen: Da gibt es religiöse Gesänge wie das allbekannte ‚Gebet' oder ‚Schlafendes Jesuskind' oder ‚Wo find' ich Trost?'; da gibt es tiefernste weltliche Gesänge wie ‚Denk' es, o Seele', erotische Lieder, Wanderlieder, Stücke mit mystischem Grundzug wie ‚Äolsharfe', ‚Gesang Weylas', Balladen wie das köstliche ‚Elfenlied' oder den dämonischen ‚Feuerreiter', endlich humoristische Gesänge aller Stufen und Gattungen — und für alles hat Wolf gleich charakteristische Töne gefunden. Als nächster großer Zyklus reihen sich die einundfünfzig Nummern des Goethe-Bandes an. Als echter literarischer Feinschmecker hat Wolf auf die sinnfälligsten und populärsten Dichtungen des Altmeisters verzichtet und sich dafür in die reservierte Lyrik des weströstlichen Diwans, des Schenkenbuchs und in die pathologischen Gesänge aus Wilhelm Meister vertieft. Nur einige der bekannteren Dichtungen wie ‚Prometheus' haben daneben Platz gefunden. Bei den Goetheliedern ist der musikalische Formenreichtum besonders groß: alle Phasen der Entwicklung, vom einfachsten Strophenlied bis zur lyrisch dramatischen Szene sind hier durchlaufen, daneben herrscht die gleiche Mannigfaltigkeit der Stimmungen und des Ausdrucks wie im Mörikeband. Vielleicht zum Tiefsten aber, was Wolf geschaffen hat, gehören die geistlichen Gesänge des ersten Teils des ‚Spanischen Liederbuchs' (nach Geibel und Paul Heyse; 2 Teile, 44 Nummern), die an überquellender Inbrunst der Lisztschen Kirchenmusik gleichkommen, an prägnanter Ausdrucksgewalt sie überragen. ‚Es ist der Heimatboden Torquemadas und Loyolas', sagt der Wolfbiograph Paul Müller, ‚auf dem diese Blumen erblüht sind; und so offenbaren auch Wolfs Kompositionen eine Glut der Leidenschaft, neben der die geistlichen Gesänge nach Mörike wie in sanftes Mondlicht gebadet erscheinen.' Ernsteste Bußstimmung gibt den Grundton ab. Die Harmonik schwelgt in den herbsten Dissonanzen, ist dabei aber doch von hinreißender Schönheit. Die Rhythmik hat etwas Schweres, Lastendes; dabei sind die technischen Schwierigkeiten für den Sänger enorm. Unter den weltlichen Liedern des zweiten Teils finden sich einige der populärsten Stücke Wolfs; zwei davon, ‚Klinge, klinge, mein Pandero' und ‚In dem Schatten meiner Locken', haben auch in den ‚Corregidor' Aufnahme gefunden. Im übrigen ist Wolf in diesem Zyklus namentlich die Zeichnung der Liebesleidenschaft in allen ihren Phasen wunderbar gelungen. Auch im ‚Italienischen Liederbuch' (2 Teile, 46 Gesänge) steht das erotische Element im Vordergrund; musikalisch macht sich dabei ein Streben nach größerer Einfachheit des Stils und möglichst klarer und durchsichtiger Form-

gebung geltend. Als kleinere Zyklen sind noch die in Auffassung der Romantik allerdings etwas äußerlichen Eichendorfflieder (20 Nummern) und die sechs Lieder nach Gottfried Keller, ferner eine Anzahl Lieder nach verschiedenen Dichtern (— darunter drei im Ausdruck besonders kräftige von Robert Reinick —) zu nennen. Einen würdigen Abschluß von Wolfs Liederschaffen bilden die drei Gesänge nach Michelangelo, die 1897 entstanden, kurz bevor die Nacht des Wahnsinns über ihren Schöpfer hereinbrach. Sie zeigen mit ihrer erhabenen Weihe und Größe des Ausdrucks den Künstler noch einmal auf höchster Höhe des Genies.

Ein überreicher Schatz künstlerischer Werte ward also mit Wolfs Liederschaffen der Mit- und Nachwelt beschert. Wie Wagners Tondramen, Liszts sinfonische Dichtungen und Kirchenkompositionen oder Bruckners Sinfonien gehören Wolfs Lieder zu den elementaren Grundlagen der musikalischen Moderne. Und was dabei Selbständigkeit, Klarheit und Prägnanz des Schaffens anlangt, steht dem ja hierin allerdings unerreichbar hoch thronenden Bayreuther keiner näher als Wolf.

Wie hat nun die Moderne dieses Erbe Wolfs verwaltet? Bei Beantwortung dieser Frage ist zu unterscheiden zwischen der Stellung von Wolfs Werken im praktischen Musikleben und zwischen dem Einwirken des Meisters auf den jüngeren Komponistennachwuchs. Was erstere anlangt, so wurde bereits oben darauf hingewiesen, daß hier heute bereits eine gewisse Auslese Platz gegriffen hat. Sofern diese das Liederschaffen des Meisters seiner sonstigen kompositorischen Betätigung gegenüber als wesentlich und ausschlaggebend in den Vordergrund rückte, hat sie zweifellos das Richtige getroffen und damit einen Akt historischer Urteilsentscheidung vollzogen. Weniger begründet ist dagegen die Auslese, die nun weitergehend auch innerhalb der Wolfschen Lyrik Platz griff. Sie, derzufolge einige zwanzig oder dreißig Nummern als ständig wiederholte Favoritstücke mit Vernachlässigung des übrigen aus den reichlich zweieinhalbhundert Liedern Wolfs herausgegriffen werden, entbehrt jeder historischen und künstlerischen Begründung, ist vielmehr nur ein Dokument jener sich mit einigen Stichproben an Stelle des Ganzen begnügenden Bequemlichkeit des ästhetischen Genießens, die im Musikbetrieb auch gegenüber den Liedern Schuberts und Schumanns, den Löweschen Balladen, den Haydnschen und Mozartschen Streichquartetten, den Bachschen Kantaten, Händelschen Oratorien, Palestrinaschen Messen usw. beobachtet wird. Es ist wohl keine Hoffnung vorhanden, daß gerade im Falle Wolf von dieser kunstwidrigen Gewohnheit wird abgegangen werden, aber trotzdem oder vielmehr gerade deshalb ist zu betonen, daß dadurch bedeutsame Werte modernen Musikschaffens brachgelegt sind.

Auch Wolfs Einfluß auf die gegenwärtige Komponistengeneration ist nicht so stark, als man vermuten sollte. Während Liszt in Richard Strauß und Bruckner in Gustav Mahler auf ihren Gebieten führende Schüler hinterlassen haben, gibt es einen ähnlichen speziellen Nachfolger Wolfs in der modernen Musik nicht. Zwar sind wohl einige kleinere Talente aufgetreten, die in bewußt gewollter Weise innerlich wie äußerlich dem Vorbild Wolfs nacheifern, also

gewissermaßen seine ‚Schule' vertreten: — Brieslander, Theodor Streicher und Kurt v. Wolff sind als die hauptsächlichsten davon zu nennen — allein ihnen fehlt vorläufig noch die Wirkung auf weitere Kreise. Von bekannteren modernen Komponisten dagegen stehen manche, die nicht wie Reger zur Richtung Brahms gehören, wohl in Einzelheiten in Beziehungen zu Wolf, so namentlich jüngere Künstler wie S. v. Hausegger, Walter Courvoisier, Hermann Bischoff, aber doch nicht so sehr, daß das Wolfsche Vorbild als für sie stilbestimmend angesehen werden könnte; gerade die Tonangebenden aber, Richard Strauß und Hans Pfitzner, erscheinen in dem, was ihre Lieder bedeutend macht, überhaupt so gut wie ganz isoliert von Wolf: Strauß als musikalischer Vertreter moderner, speziell moderner sozialer Lyrik (Dehmel, Liliencron, Mackay, Hart, Henckell, Bierbaum usw.), die Wolf seinerseits prinzipiell beiseite gelassen hatte, Pfitzner als, fast könnte man sagen reaktionärer, mit Übergehung Wolfs auf Schumann zurückgreifender naiver Romantiker. Merkwürdig aber ist, daß im Schaffen aller bedeutenderen Modernen das Lied überhaupt eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt. Zwar ist die Literatur des modernen Liedes eine enorme, weil so ziemlich jeder Komponist sich zum mindesten vorübergehend in musikalischer Lyrik versucht, aber von den ‚Großen' läßt sich nicht ein einziger nennen, der der Lyrik eine auch nur bevorzugte Stellung eingeräumt, geschweige denn spezialistische Pflege gewidmet hätte. — Auch in diesem Sinne — als ‚Spezialist' — ist darum Hugo Wolf ‚der' Liederkomponist der Nachwagnerschen Zeit und ein Eckstein im imponierenden Bau moderner Tonkunst.

Droste-Hülshoff, ‚Der spiritus familiaris des Roßtäuschers' / Von M. Kraß

Vor einiger Zeit wies ich einen Freund, der sich sehr viel mit dem ‚Faust' von Goethe beschäftigt hatte, auf das einen ähnlichen Grundgedanken enthaltende Gedicht ‚Der spiritus familiaris des Roßtäuschers' von Annette hin und bat ihn, es recht aufmerksam zu lesen, wenn man auch bei einem Vergleiche mit dem Goetheschen Drama sagen müßte: ‚si parva licet componere magnis' (falls es gestattet ist, Kleines mit Großem vergleichend zusammenzustellen). Als ich ihn nach mehreren Wochen fragte, wie ihm die Gesänge der Dichterin gefallen hätten, wurde er unwirsch und beklagte sich, daß er zu wenig verstanden habe; mit solch dunkeln Gedichten könne er sich nicht weiter beschäftigen.

So hat es manchen gegeben, der an Annette herantritt; er weist sie an der Schwelle zurück. Es ist richtig, an vielen Stellen muß man sie ernstlich studieren und kommt erst allmählich zum Verständnis. Dann aber gehen dem Leser die Schönheiten ihrer Dichtungen immer mehr auf. Je öfter man sie liest, desto mehr zieht sie an, packt und begeistert; das ist ein Zeichen ihres wahren Dichtergenius. Solche Werke dürften sein ‚Die Krähen', ‚Der Sommertagstraum', ‚Die Vendetta' u. a. ‚Sie gehört durchaus zu den Schriftstellerinnen,'

sagt H. Hüffer von ihr*, ‚die eine dauernde Teilnahme in Anspruch nehmen, aber auch lohnen. Je länger man sich mit ihr beschäftigt, um so weniger wird man von ihren Gedichten sich etwas nehmen lassen und um so weiter den Kreis der Dichterinnen ausdehnen, unter welchen man den Ehrenplatz ihr zugestehen möchte. Für Westfalen, für Deutschland kann kein Zweifel sein; aber ich glaube, man darf mit ruhiger Überlegung auch die Worte der begabten österreichischen Dichterin wiederholen, welche jenes beschränkte Lob in ein absolutes verwandeln und Annette für die größte Dichterin aller Zeiten und Länder erklären möchte.‘ Es würde hier zu weit führen, die Gründe zu erörtern, welche ihr Verständnis an vielen Stellen erschweren.

Was nun den ‚spiritus familiaris des Roßtäuschers (Pferdehändlers)‘ angeht, so zeigt das Gedicht manche Dunkelheiten. Es ist der Kreitenschen Ausgabe (2. Bd. 2. Aufl. von G. Gietmann**) eine Erklärung beigegeben, über welche es dort heißt (S. 364): ‚Wir können uns in den Erklärungen zu diesem Gedichte auf die eine oder andere kurze Deutung beschränken, da wir in dem unten abgedruckten Kommentar alles übrige gesagt finden. Wir schulden ihn der Güte des 1884 verstorbenen Herrn Prof. Ch. B. Schlüter, der uns diese Arbeit über das Gedicht seiner verewigten Freundin bereitwilligst zur freiesten Benützung überließ. Der Aufsatz erschien zuerst unter der Chiffre F. R. (Franz Richter) im Feuilleton des ‚Westf. Merkur‘ (April 1880); er wurde von Schlüter nur veranlaßt, von dem genannten Vorleser aber geschrieben.‘

Wenngleich die Richtersche Erklärung im ganzen wohl genügen mag, so ist doch die Erläuterung zum vierten Gesange des spiritus, soweit die zwei ersten Strophen, die dunkelsten im ganzen Gedichte, in Betracht kommen, gänzlich mißlungen. Der Herausgeber der zweiten Auflage hat das für einige Stellen wohl gefühlt und Verbesserungen angedeutet, aber die falsche Grundauffassung stehen lassen, obwohl Riehemann diese nach meiner Angabe im zweiten Teile seiner ‚Erläuternden Bemerkungen‘*** schon als solche bezeichnet hat. Doch auch dieser verdiente Annettenforscher hat meiner Ansicht nach noch unhaltbare Auffassungen (siehe unten).

Zunächst sei für diejenigen Leser, welche den ‚spiritus familiaris‘, nach Johannes Scherr die beste poetische Erzählung unserer Literatur †, nicht kennen, der Inhalt der drei ersten Gesänge kurz zusammengefaßt.

Im ersten Gesange wird geschildert, wie der Roßtäuscher ins Unglück kommt; alle seine Pferde sind ihm gefallen, nun auch das letzte. Da hört er von dem mitleidigen Stallknechte, daß ‚die Gesellschaft‘ ihn retten könne. Von ihr erhalte er gegen seine Unterschrift ein geheimnisvolles Mittel, reich zu werden. Aber er dürfe auf dem Wege dorthin sich durch nichts aufhalten lassen. Weiter erfährt er von ihm, wann und wo er die Gesellschaft antreffen werde.

Der zweite Gesang zeigt uns den Täuscher auf dem Wege zur Gesellschaft. In der bitterkalten Silvesternacht sieht er einen Greis, einen ‚Mann im dünnen

* Hüffer-Cardauns, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. 3. Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes, 1911. S. 330.

** Paderborn bei Ferd. Schöningh, 1906.

*** Osnabrück, Buchdruckerei von A. Liesecke, 1898.

† Schwering, A. v. D. Sämtliche Werke. 4. Teil. S. 19. (Goldene Klassikerbibliothek.)

Zwillichrocke', im Schnee schon erfrierend. Er eilt weiter. Ein Priester mit dem Sakrament, der zum Kranken will, begegnet ihm; er beugt kein Knie und weiter — weiter. Da findet er das Haus der Gesellschaft — ‚ein düstrer Bau' — und tritt hinein. Auf dem Friedhofe (dritter Gesang) rastet er, das von der Gesellschaft ihm überreichte Gläschen mit dem spiritus familiaris, einem spinnenartigen Wesen, das ihn reich machen, aber auch quälen wird, wenn er sich zum Guten wendet, in seinem Gurte. Denn durch die mit seinem Blute geführte Unterschrift hat er sich dem Bösen anheimgegeben. Sein Gewissen rührt sich — er möchte gern zurück. Da schlägt es zwölf zur Mitternacht. Er kann nicht mehr. Es ist zu spät.

Die zwei ersten Strophen des vierten Gesanges lauten*:

1.

Ho! Gläserklang und Jubelsang
und ‚Hurra hoch!' fährt's durch die Scheiben,
Getroffen schwankt der goldne Leu.
die Buben auseinanderstäuben
Und drängen sich und balgen sich,
das fliegende Konfekt zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börse gar,
die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und schreiend nach der Stange sticht
Das kleine, gierige Gezücht.

2.

Da klirrt aus des Balkones Tür
ein Mann mit Gert' und Eisensporen,
Ihm nach ein andrer, Flasch' im Arm,
in Rausches Seligkeit verloren.
‚Gesindel!' — ruft der eine — ‚halt!
ich will euch lehren Börsen stechen!'
‚Frisch, Jungens, frisch!' der andre drauf;
‚die Birn ist mein, wer kann sie brechen?
Ihn schlag' ich heut, ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia.' —

Zu diesen Strophen hat Richter nachstehende Erklärung hinzugefügt**: „. . . Um seiner Marter zu entrinnen, umgibt er sich mit wilden Gesellen und sucht in ihrem Kreise mit Zechen und Lärmen sich zu betäuben. Doch nichts hilft ihm; mag alles um ihn lustig sich freuen, sein finsteres Wesen, seine Traurigkeit und Angst, sein böser Geist weicht nicht von ihm.

1. (Strophe.) So auch heute! Es gibt ein lustiges Fest, vielleicht Kirmeß oder Schützenfest im Städtchen. Alles jubelt und ist fröhlich. Im Wirtshaus Gläserklang und Jubelsang; draußen wird geschossen; gerade fällt der Löwe

* Wir geben ihnen die Form wie Kreiten. Vgl. hierzu Kreiten-Gietmann. 2. Bd. S. 364. Anmerkung.

** Kreiten. 2. Bd. 1. Aufl. S. 412.

von der Stange. Zur Belustigung hat man kleine Preise, blinkendes Glas, Früchte, eine (leere) Börse an eine Stange gehängt, damit die Jugend danach schnappe und hasche, so daß ein lustiges, fröhliches Getümmel entsteht.

2. Da treten aus der Tür des Wirtshauses zwei Männer, der Roßtäuscher und mit ihm ein Mann, den er ins Unglück gestürzt — er hat ihm Pferde verkauft, die dem neuen Besitzer bald zugrunde gingen — und der nun seinen Verlust im Trunke zu vergessen sucht. Der Roßtäuscher setzt Börsen zum Stechen aus — diesmal sollen es volle sein —; sein trunkener Begleiter schreit tolles, halb unverständliches Zeug dazwischen.‘

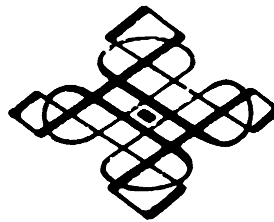
Das Wort, welches Richter wohl zur falschen Auffassung des Schauplatzes gebracht hat, steht im Anfange der ersten Strophe. Er nimmt ‚die Scheiben‘ als Schießscheiben, nach denen etwa bei einer Kirmeß oder einem Schützenfeste geschossen wird. Hier sind aber die Scheiben nichts anderes als die offenen Fenster an dem Gastzimmer des Wirtshauses ‚zum goldenen Löwen‘*. In diesem findet ein Gelage fröhlicher Gäste statt, woran auch der Roßtäuscher teilgenommen hat. Die Annahme, daß er sich mit wilden Gesellen umgeben hat, ist durch nichts begründet. Am Ende des Mahles werfen die singenden und lärmenden Zecher Konfekt usw. auf die Straße unter die dort spielenden Buben, die sich nun darum balgen und möglichst viel zu erhaschen suchen. Daß die Fenster offen stehen, ist erklärlich, da die Szene ja im Sommer spielt (Str. 7, Z. 1). Nach Richter fällt der von einem Schützen getroffene Löwe von der Stange. Sein Bild steht aber auf dem Wirtshausschilde, dessen Stange von Annette ‚Speer‘ genannt wird. Der Löwe, das Schild, ‚schwankt‘, getroffen von dem Konfekt oder dem Glase und der Frucht, die von den Gästen hinausgeworfen werden. Riehemann schreibt**: ‚Beim Mahle wirft einer der Gäste, „Hans von Spaa“... durch die Fensterscheiben des Saales‘ usw. Hiernach scheint es fast, als wenn nach seiner Auffassung Hans von Spaa die Sachen durch die davon zertrümmerten Scheiben geworfen habe. Das ist doch wohl nicht gut annehmbar. Mehrere Gäste beteiligen sich am Werfen, und jener Zecher wirft seine leere Börse auch hinaus, und sie bleibt an der Stange des Schildes hangen. Als leerer Beutel hängt sie um so besser dort. Weiterhin heißt es bei Riehemann: ‚Vielleicht gehört übrigens die Börse dem Täuscher selbst und birgt die 300 Kronen, die er für die von ihm verkauften, aber bald gefallenen Pferde erhalten hat.‘ Es ist gar nicht einzusehen, warum der Roßtäuscher eine gefüllte Börse hinausgeworfen habe. Da nun die Jungen vermuten, in der Börse sei noch Geld, so stechen sie gierig nach der Stange. — Zur zweiten Strophe hat schon der zweite Band von Kreiten-Gietmann mit Recht hinter ‚aus der Tür des Wirtshauses‘ eingeklammert: ‚aus dem Saal auf den Balkon‘ und die völlig unhaltbare Stelle: ‚Der Roßtäuscher setzt Börsen zum Stechen aus, — diesmal sollen es volle sein — und sein trunkener Begleiter schreit tolles, halb unverständliches Zeug dazwischen‘ unterdrückt und dafür gesetzt: ‚(Der Roßtäuscher schilt, der andere aber ermuntert die Burschen, die von ihm ausgesetzte Birne zu brechen.)‘ In den in ironischer Weise den nach der Stange

* Vgl. „So sprach .... zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.“ Goethe, Hermann und Dorothea.
** a. a. O. S. 11.

stechenden Buben drohend zugerufenen Worten: ‚ich will euch lehren Börsen stechen!‘ hat Richter das ‚lehren‘ falsch im eigentlichen Sinne gedeutet. Wer ist Hans von Spaa? Ich denke mir, der Mann, der in Rausches Seligkeit verloren ist, wie Annette sagt, nennt sich so, weil er beim Kaufe der Pferde des Täuschers sein Geld eingebüßt hat, wie ein leichtsinniger Spieler, der an der Spielbank in Spaa alles verloren hat und so zum Lump geworden ist. Daß er seine Börse als Birne bezeichnet, welche die Jungen brechen sollen, entspricht dem in der ersten Strophe Zeile 7 gebrauchten ‚'ne Frucht (Birne)‘. Er schreit kein tolles, halb unverständliches Zeug, sondern ganz verständlich dem Täuscher zu, daß er durch ihn zum Lump geworden sei. Daher in der dritten Strophe die Worte des Täuschers: ‚Besinnt Euch‘ (ehe Ihr so etwas sagt).

Zum Schlusse wollen wir den Inhalt der ersten beiden Strophen des vierten Gesanges in unserer Auffassung kurz angeben:

Der Roßtäuscher sitzt in dem Wirtshaus zum goldenen Löwen mit andern Gästen beim Mahle. Unter diesen befindet sich auch einer, der von dem Täuscher Pferde gekauft hat, welche bald verendet sind, so daß er einen großen Verlust gehabt hat. Am Ende des Gelages werden mehrere Zecher sehr lustig und singen und jubeln. Auch werfen sie nun den auf der Straße spielenden Buben durch die offenen Fenster Konfekt und andere Sachen zu, worum sich diese balgen. Aus Ärger über seinen Verlust wirft der zweite, schon berauschte Händler seine leere Börse nach, aber die Börse bleibt an der Stange des Wirtshausschildes hangen, und die Buben stechen danach, um sie herabzuholen. — Da treten zwei Männer aus der Saaltüre auf den Balkon: der Täuscher und der Berauschte. Der erstere sucht die Jungen zu verjagen, der Trunkene dagegen spornt sie an, seine Börse gewissermaßen als Frucht von dem Baume abzubrechen, und will den Sieger zum Ritter der Lumpenschaft schlagen. Über dieses Wort wird der Täuscher unwillig und fordert ihn auf, sich zu besinnen (Anfang der dritten Strophe).



Kritik

Aus Wissenschaft und Leben / Von F. X. Kiefl

Unter obigem Titel hat Harnack im letzten Jahre bei Töpelmann in Gießen siebzehn Reden und neunundvierzig Aufsätze aus den letzten sieben Jahren in zwei stattlichen Bänden erscheinen lassen. Das Werk verdient lebhaftes Interesse, weil hier der erste unter den lebenden protestantischen Theologen zu den brennendsten Zeit- und Tagesfragen auf wissenschaftlichem Gebiete Stellung nimmt und auch auf das soziale und politische Gebiet sowie auf die katholische Kirche seine Erörterungen ausdehnt. Es kann hier nur eine solche Auswahl aus dem reichen Inhalte des Werkes zur Kritik gestellt werden, welche geeignet erscheint, Harnacks Stellung im Kulturleben der Gegenwart zu charakterisieren.

Prächtige Gedanken bietet uns Harnack über das Titelwort. Wissenschaft und Leben müssen in innigstem Kontakt bleiben. Die moderne Wissenschaft ist dadurch groß geworden, daß sie durch induktive Vergleichung den bunten, trügerischen Schein auf einfache Kräfte und Gesetze, auf die Grundstruktur des Lebens zurückführen lernte. Aber das Gesetzmäßige ist nicht das innerste Geheimnis des Lebens. Überall, wo die Persönlichkeit zur Geltung kommt, lebt sie ein eigenes Leben, das nicht aus elementaren Notwendigkeiten durch Vergleichung sich erklären läßt. Hier muß eine Psychologie einsetzen, welche nicht auf Verallgemeinerungen bedacht ist, sondern mit feinen Linsen und Spiegeln arbeitet, die Kunst zu Hilfe ruft und den einzelnen Menschen in seinen lebendigen Zügen wiedergibt. Diese Wissenschaft ist die höchste, weil sie uns inneres Leben erkennen läßt; alle übrige Erkenntnis läßt uns trotz der Stringenz der Gesetze nur die Bewegung der Objekte als regelmäßig erfassen, während letztere selbst im Dunkel bleiben. Nur die Erkenntnis des einzelnen ist bildend. Die schlimmste Barbarei ist jener ‚Aufstieg zum Einen', — Monismus — welcher außer dem Gesetzmäßigen nichts anerkennen will, nur bei der Konstanz aller wägbaren Kräfte und ihrer Einheit als dem Letzten stehen bleiben möchte. Ein wahrer und folgenschwerer Gedanke! Zu seiner Bildung ist der Mensch darauf angewiesen, den Kreis der Menschen um sich zu erweitern, zu studieren und seinem eigenen Leben einzufügen. Jedes Volk stellt das Menschliche in einer besonderen Form dar. Nur das internationale Leben bietet eine unerschöpfliche Fülle persönlichen Lebens. Dies erkannten Leibniz und Goethe, die schon in ihrer ursprünglichen Anlage das Größte hatten, aber durch Streben nach internationaler Menschenkenntnis sich bildeten. Diese tiefe Idee, so fügen wir bei, ist die natürliche Grundlage für den übernatürlichen Gnadenorganismus der katholischen Kirche, der größten Institution der Geschichte, deren Studium nach Harnack der erste Bildungsfaktor ist.

Großbetrieb der Wissenschaft — ein Wort, über das man von Harnack gerne etwas hört. Der Austausch zwischen deutschen und amerikanischen Gelehrten, wie er seit 1903 vom Deutschen Kaiser, von Althoff und dem Präsidenten der Harvard-Universität ins Auge gefaßt war, gibt Harnack Anlaß, über den modernen Wissenschaftsbetrieb sich zu äußern. Es gibt Aufgaben der Wissenschaft, deren Bewältigung ein Menschenleben weit übersteigt. Und doch ist Wissenschaft wesentlich Sache des einzelnen, kann nicht als Fabrikbetrieb auftreten. Es gilt hier, die einzelnen Arbeiter in gegenseitige Fühlung zu bringen und so den Gesamtbetrieb auf Grund des Prinzips der Freiheit des einzelnen zu organisieren. Es hat mich gefreut,

daß Harnack hier den Namen nennt, von dem dieser gewaltige Gedanke für ewige Zeiten untrennbar ist — Leibniz. Er ist der Vater aller europäischen Akademien. Wenn Harnack davon spricht, daß die Berliner Akademie heute gegen vierzig gemeinsame Unternehmungen leitet, daß sämtliche Akademien der Welt sich zu einem Riesenkartell vereinigt haben, welche internationale Aufgaben betätigen, daß die Bildung dieser Kartelle unendliche Schwierigkeiten bot, so hätte er auch hiefür auf Leibniz sich beziehen können, bei dem nicht nur der Gedanke eines solchen Kartells der Akademien schon klar ausgesprochen, sondern auch eine große Zahl der Aufgaben, an denen die heutigen Akademien arbeiten, schon bezeichnet ist. Eine solche Aufgabe, an der bisher alle Einzelkräfte sich gebrochen haben, ist die Herausgabe der hinterlassenen Geistesschätze des Leibniz selbst, an der meines Wissens die Akademien von Berlin und Paris zusammenarbeiten wollen, was aber noch nicht ausreichen dürfte, da der Schauplatz der Wirksamkeit des Leibniz europäisch war.

Harnack ist gerecht genug, anzuerkennen, daß der große Gedanke des Gelehrtenaustausches in der letzten Wurzel nicht modern, sondern mittelalterlich ist und direkt katholischen Charakter trägt: Damals war der berühmte Lehrer nicht an ein Land gebunden, sondern las in Neapel, in Bologna, in Paris, Köln, Oxford und zog Scharen von Schülern nach sich, wie wir bei Duns sehen. Bereichert kehrten die Schüler in die Heimat zurück. Mit der Reformation hörte dieser internationale geistige Güteraustausch auf. So gesteht Harnack selbst. Erst im letzten Menschenalter regt sich wieder der Austausch der Studierenden. Freuen sollten wir uns, sagt Harnack, über jeden ausländischen Studenten, der wissensdurstig unsere hohen Schulen aufsucht. Wie würde Leibniz frohlocken, wenn er das erlebt hätte! Willst du haben, so gib! Die Bilanz wird uns nicht ungünstig sein. — Nun hat zwar Cecil Rhodes an der Oxforder Universität Stipendien für Ausländer gestiftet. Allein zunächst scheint es noch, als ob Harnacks Ruf nach Rückkehr zur mittelalterlichen katholischen Weitherzigkeit und Freizügigkeit ein Kassandraruf bleiben soll wie zu Zeiten des Leibniz. Man denke an die neuesten akademischen Bewegungen gegenüber den Ausländern. Und wenn auch noch so unbestreitbar ist, daß unsere großen Gelehrten wie Liebig ihre Schätze vom Auslande geholt haben und die Wanderprofessoren in den letzten Jahrzehnten bei uns und umgekehrt die unseren im Auslande keine schlechten Geschäfte gemacht haben; wenn auch noch so wahr ist, daß die intimen Eigentümlichkeiten eines großen Volkes am tiefsten und ergreifendsten aus der Seele eines Bürgers dieses Volkes zu uns sprechen, so gehört doch ein flammender Idealismus dazu, wenn Harnack es für möglich hält, daß der Professorenaustausch nicht bloß für Berlin und die Harvarduniversität, sondern auch sonst ein allgemeiner werde. Jeder Kenner des akademischen Lebens weiß von den Schwierigkeiten, die hier obwalten. Die moderne Zeit hat im Gegensatz zum freien Mittelalter aus den Professuren Monopole geschaffen. Die geringste einheimische Konkurrenz kann infolge dieser Verfassung zu Bewegungen führen, welche den ganzen Organismus der Universität erschüttern. Deshalb ist auf ein Wiederaufleben des, ich wiederhole es, mittelalterlichen Ideals der akademischen Freiheit nicht im Traume zu hoffen. Auch die übrigen äußeren Verhältnisse haben sich eben zu sehr geändert. Ich erinnere nur an den Ausbau des Beamtenstaates, dessen Ausbildung der Universität obliegt.

Interessant ist die Rede Harnacks in der Akademie bei der ‚Jubelfeier' 1910. Damals wurde die eigentliche Aktivität der Akademie, um den alten, häßlichen Undank dieser heute so glänzenden Korporation gegen ihren wirklichen Stifter nicht ganz vergessen zu lassen, wenigstens von dem Sekretär der Akademie nicht nach dem wirklichen Stiftungsjahre (1700) gerechnet, sondern nach jenem Jahre (1710), an

welchem man Leibniz, der unter unendlichen Mühen die Sozietät gegründet und gefördert, aus derselben hinausgeworfen hat, indem man ohne sein Wissen die Oberleitung, die er durch königliches Dekret vom 12. Juli 1700 erhalten und zehn Jahre geführt hatte, ihm abnahm und einem Minister (von Printzen) übertrug und Leibniz zu den Festen der Klassenteilung und Hauseinweihung gar nicht einlud. Von diesem Jahre datiert in Wirklichkeit nicht das heutige Leben, sondern der Niedergang der Akademie, von der Harnack selbst gestehen muß, sie sei in der klassischen Zeit dagestanden wie ein peinlicher Anachronismus, bis Humboldt sie zum Leben erweckte. Harnack durfte mit der nackten Darlegung dieses Tatbestandes die Jubelfeier nicht desavouieren. Man konnte deshalb auch nicht erwarten, daß er etwa bei dieser Gelegenheit die Frage beantwortete, welche 1878 Onno Klopp in einem offenen Briefe an die Berliner Akademie stellte, ob sie in der Lage sei, den Vorwurf zu entkräften, daß im 18. Jahrhundert der Sekretär und Geschichtschreiber der Akademie, Formey, die Urkunde der Bestallung des Leibniz zum Präsidenten der Akademie zuungunsten des Leibniz gefälscht habe. Die Akademie hat damals diese Frage nicht beantwortet. Es wird aber für sie eine unabweisbare Ehrenpflicht sein, in künftigen Jahrhunderten ihre Geburtstagsfeier nur nach dem Jahre 1700 zu normieren, in welchem der umfassendste Geist der deutschen Geschichte diese Institution ganz aus eigenem geistigem Eigentum ins Leben rief, nicht nach dem Jahre 1710, wo einige kleinliche Geister den genialen Mann aus seinem eigenen Hause hinausärgerten, Geister, von denen kein Stäubchen in den heutigen Besitz der Akademie oder der Menschheit übergegangen ist.

Harnack war natürlich dieser Tatbestand nicht unbekannt. Er rechtfertigt das Jubiläum nun in geistvoller Weise damit, daß 1710 der erste Band der ‚Miscellanea Berolinensia', d. h. der schriftlichen Arbeiten der Akademie, erschien. In diesem Bande ist alles, was von Bedeutung ist, von Leibniz. Europa bewunderte damals dieses Werk, wie aus der Trauerrede, die Fontenelle beim Tode des Leibniz in der Pariser Akademie hielt, hervorgeht. Das Journal des Savants erkannte in der Kritik dieses Werkes, wie Leibniz an Friedrich I. schrieb, zum ersten Male die preußische Königswürde an. Es ist bemerkenswert, daß diesem ausländischen Lobe endlich 200 Jahre nachher eine so warme deutsche Anerkennung gefolgt ist, wie sie in Harnacks Rede geleistet wird. Lange genug hat es gedauert. Vielleicht wird im Jahre 2000 am wirklichen dritten Säkulartag der Akademie ein würdiger Nachfolger Harnacks die Frage beantworten, ob das geistige Kapital, das Leibniz in seinen Denkschriften der Akademie in die Wiege gelegt, alsdann schon ausgemünzt sein wird, ob z. B. die in bezug auf Reform und internationale Organisation der medizinischen Wissenschaft den Akademien von Leibniz zugedachten Aufgaben noch ebenso weit von ihrer Verwirklichung sein werden, wie sie es heute sind, während die Wichtigkeit dieser Aufgaben seit 200 Jahren nicht geringer geworden ist.

Geradezu überrascht hat mich bei dem sonstigen scharfen Blick Harnacks für die Verdienste des Leibniz die Tatsache, daß er in der wichtigen Denkschrift, die gelegentlich des Berliner Universitätsjubiläums (1910) zur Kaiser-Wilhelmsstiftung geführt hat, seine kostbaren Gedanken nicht an Leibniz, sondern an Humboldt anknüpft. Der Gedanke, daß die Universitäten nicht ausreichen zur Bewältigung der modernen Forschungsaufgaben, weil durch die Unterrichtsaufgaben ihr notwendige Beschränkungen erwachsen, ist zum ersten Male in der Geschichte von Leibniz ausgesprochen. Er hatte persönlich die Erfahrung machen müssen, daß die erste deutsche Universität seiner Zeit, Leipzig, nicht zur vollen Aufnahme des wissenschaftlichen Zeitstrebens ausreicht. Die zahllosen Pläne und Denkschriften, die er für den Ausbau von Akademien entwarf, enthalten derart detaillierte Projekte zur Schaffung unabhängiger Forschungsinstitute,

speziell auch für naturwissenschaftliche Beobachtungen und Experimente, und derartig fein ausgedachte Vorschläge zur Lieferung der finanziellen Mittel für solche Institute, daß Humboldt hier neben Leibniz gar nicht in Betracht kommen kann. Ich erinnere nur an die dem Herzog Johann Friedrich, dem Kurfürsten Ernst August, dem König Ludwig XIV., dem Zaren Peter d. Gr., den Kaisern Leopold I., Joseph I., Karl VI., den beiden ersten preußischen Königen und der ersten Königin Sophie Charlotte vorgelegten Denkschriften. Es gibt auch heute noch keine wissenschaftliche Disziplin, deren in diesen Denkschriften nicht wenigstens im Prinzip gedacht wäre. Es genüge als Beispiel der Plan zu einem Institut für Beobachtung der Deklination der Magnetnadel, welchen Leibniz lange hegte und von welchem er sich wunderbare Wirkungen für die Schiffahrt versprach. Noch merkwürdiger ist aber der riesenhafte Gedanke des Leibniz, nicht bloß die Beobachtungen der Gelehrten, sondern überhaupt alle menschlichen Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, zu organisieren und für die Hebung der Völkergesundheit fruchtbar zu machen, da auf diesem Gebiete ein ungeheuerer Schatz der Menschheit täglich und stündlich aus den Händen gleite. Wenn Harnack darauf hinweist, daß andere Länder in der Naturforschung uns überflügelt haben, so hätte er auch hier auf Leibniz sich beziehen können, welcher nicht oft genug den Ruf erheben zu können glaubt, Deutschland, das in der Naturwissenschaft (im weitesten Sinne) bisher die Führung habe, solle diese nicht an andere Länder abgeben, sondern durch Stiftungen für naturwissenschaftliche Institute diese Führung behaupten, zumal die Erforschung der Wunder des Schöpfers zugleich der reinste Gottesdienst sei. Sogar für die modernen Riesenstiftungen zur Ausbreitung z. B. der französischen Nationalkultur in den Kolonien hätte Harnack in dem so sehr vernachlässigten Stiftungsbrief der Berliner Akademie, welchen Leibniz verfaßte, den Grundgedanken finden können. Die Veranstaltung von Missionen nennt dieser Brief als ersten Zweck der Berliner Akademie, und Leibniz wird in der Interpretation dieses von den Spätern geringschätzig behandelten Gedankens nicht müde, den brandenburgischen Herrschern den Weg zu den Kulturschätzen Chinas zu zeigen und auf den vorteilhaften materiellen und geistigen Güteraustausch hinzuweisen.

Ohne näher diese Vorschläge des Leibniz zu kennen, hat Harnack dieselben in seiner Denkschrift an den Deutschen Kaiser in ihrem wesentlichen Kern in modernem Gewande wiederholt. Die Leibnizsche Hoffnung auf milde Mäzene für Forschungsinstitute hat sich erfüllt in den modernen Staaten, z. B. in Amerika, wo Rockefeller 100 Millionen Mark für medizinische Forschungszwecke gestiftet hat. Seine Sorge, daß Deutschland durch die anderen Länder auf wissenschaftlichem Gebiete überflügelt werde und dadurch ungeheueren Schaden leide, ist die Sorge Harnacks. Sein oftmaliger Appell an die deutschen Herrscher zur Hebung findet Widerhall in dem kräftigen Appell des bedeutendsten protestantischen Theologen unserer Zeit an den Deutschen Kaiser. Gewiß verlieren durch diese Parallele die weitausschauenden Ideen Harnacks nicht an Wert. Aber die Geschichte darf nicht an dieser Tatsache vorbeigehen, daß von der Hochwarte moderner Wissenschaft aus heute das als notwendig erklärt wird, was vor 200 Jahren Leibniz tauben Ohren zu predigen nicht müde wurde. Ähnlich war es ja mit dem ägyptischen Feldzugsplan, den Leibniz vergeblich Ludwig XIV. vorlegte, und der dann 100 Jahre später in dem größten strategischen Genie der Neuzeit, in Napoleon, aufblitzte. Man hat die hochbegabten Geister, deren Blick hinausreicht über ihre Zeit, verglichen mit den Schneegipfeln der Alpen, welche im ersten Strahl der aufsteigenden Sonne leuchten und glühen und den Tag ankünden, während die Täler noch im Schatten liegen. Leibniz aber kann den Ruhm beanspruchen, daß aus der von ihm

gestifteten Akademie heraus sein oberstes Ideal, dem er sein Leben geopfert hat, verkündet wird, und daß ein moderner Kaiser auf den Ruf hört, den die ersten Könige von Preußen nicht hören wollten.

Unter den übrigen Aufsätzen Harnacks möchten wir hervorheben jenen über die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Unübertrefflich ist hier die Bemerkung des Verfassers, er verstehe Griechisch nur teilweise. Die für die alten Sprachen geltenden Gründe sind kaum irgendwo anders so treffend zusammengefaßt wie von Harnack. Daß die Grammatik des Lateinischen und Griechischen in ihrer Kraftwirkung und ihrem Bildungswerte, besonders in der logischen Gliederung, von keiner modernen Sprache erreicht wird; daß auf diesem Gebiet die Quellen unserer Bildung liegen; daß ein junger Mann nirgends tiefer berührt werden kann von freier Individualität, genialer Naivität und persönlichem Leben, als an den Gestalten der Antike, besonders an der unerhörten Genialität der Griechen mit ihrer unerreichten Psychologie des rein Menschlichen, haben schon oft auch die Philologen gesagt. Allein es klingt anders, wenn ein Meister der modernen Historie wie Harnack es sagt und daraus folgert, daß in dem Gewebe unserer vaterländischen Kultur der Strang, der durch die humanistische Bildung bezeichnet ist, schlechthin unentbehrlich und notwendig ist. Bemerkenswert ist dabei das Zugeständnis, daß ein Teil der Mediziner und Juristen Oberrealschulbildung genießen kann, wenn die Mehrzahl des Standes den Weg zu den tiefsten Grundlagen unserer Bildung sich offen hält.

Wir übergehen andere an trefflichen Einzelausführungen reiche Abhandlungen, wie jene über das Verhältnis von Universität und Schule in bezug auf den Unterricht in Geschichte und Religion, über höheres Mädchenschulwesen, ferner die interessanten Darlegungen über die Königliche Bibliothek von Berlin mit ihren 2 Millionen Schrifteinheiten, deren Vorstand Harnack mit einem Beamtenstab von 170 Personen ist, und über die theologische Fakultät in Berlin. Auch die geistvollen sozialen und politischen Aufsätze können wir hier nicht berühren, obwohl auch sie weit vom Alltäglichen abführen. Nicht vorbeigehen können wir dagegen an den Abhandlungen, in denen Harnack zur katholischen Kirche Stellung nimmt. Die prinzipielle Stellung Harnacks in religiösen Fragen ist ja bekannt. Als Schüler Albrecht Ritschls steht er trotz seines Rationalismus Luther weit näher als der größte Teil der liberalen Theologen. Aber keiner von ihnen hat so viel Objektivität für die Beurteilung katholischer Dinge sich bewahrt wie Harnack. So absurd die Ansicht über die Entstehung des Papsttums ist, daß nämlich dieselbe ins fünfte Jahrhundert falle und daß die katholische Kirche seit den Tagen der Völkerwanderung das ins Religiöse transponierte weströmische Reich, ihr Bischof der heimliche weströmische Kaiser sei, so wertvoll sind andererseits Harnacks Zugeständnisse, daß der Aufenthalt und Tod des hl. Petrus in Rom gut beglaubigt ist, daß gewaltsame Usurpationen, kühne Eroberungen und gefälschte Rechtstitel nicht im Sinne der protestantischen Geschichtschreibung ausschlaggebend für die Entwicklung des Papsttums waren, daß die römische Kirche schon im ersten Jahrhundert einen tatsächlichen Primat der Größe und der erfüllten Pflicht genoß, daß diese Kirche die Kultur und alles Humane geschützt, und daß sie allein diese Güter über die Brandung der Völkerwanderung hinweggetragen hat.

Aufsehen erregte seinerzeit der (1907) an des Kaisers Geburtstag in der Aula der Berliner Universität gehaltene Vortrag über Katholizismus und Protestantismus in Deutschland. Hier muß auch der beste Freund Harnacks zugestehen, daß bestechende Form und geistvolle Darstellung über nüchterne Logik den Sieg davongetragen haben. Harnack spricht es einerseits scharf aus, daß eine Annäherung und Gemeinschaft der Konfessionen nicht ein Zusammenschieben von

Dogmen und Formeln sein könne, und dann sucht er doch diese Formeln zusammenzuschieben. Z. B. soll der Lutherische Satz ‚Rechtfertigung aus dem Glauben allein' nur eine Kampfesformel des sechzehnten Jahrhunderts sein, gerichtet gegen eine laxe Praxis in der Kirche. Das ist nun ganz und gar nicht der Fall. Dieser Satz Luthers ist rein theoretisch und von ungeheueren Konsequenzen. Er beruht auf einer falschen Auffassung des Urstandes. Die Erbsünde hat nach ihm die Seele für alle Ewigkeit ausgebrannt wie ein totes Meer. Die Seele ist aus sich selbst keiner göttlichen Regung mehr fähig. Auch die göttliche Allmacht kann sie nicht mehr dazu fähig machen, sondern Gottes Liebe kann nur von außen ihren Schatten auf die Seele werfen. Die Seele ist rein passiv, kann nur im Glauben Gottes Tätigkeit anerkennen. Eine innere Heiligung liegt im Begriff der Rechtfertigung nicht. Daher bedarf es keiner Kirche, welche durch ihre Sakramente heiligende Kräfte in die Seele leitet. Diesen Grundgedanken hat Luther mit eiserner Konsequenz durchgeführt und mußte deshalb die ganze katholische Auffassung vom Wesen der Religion verwerfen. Gewiß erkennt der moderne Protestantismus diese Auffassung nicht mehr an. Allein er ist eben damit von Luther abgefallen. Der moderne Protestantismus könnte hier mit der katholischen Kirche sich einigen, wenn letztere die Gottheit Christi verleugnen würde. So anerkennenswert deshalb Harnacks Lob für die Leistungen der katholischen Geschichtschreibung ist, so darf doch der klaffende dogmatische Gegensatz nicht übersehen werden. Merkwürdig ist, daß Harnack behauptet, der Protestantismus sei frei von jeder Verquickung von Religion und Politik. Sind denn nicht bis heute 10 000 Personen von dem Recht der englischen Thronfolge prinzipiell ausgeschlossen worden, bloß weil sie katholisch waren? Von der Gegenwart spreche ich nicht. Dabei bleibt anzuerkennen, daß seit Leibniz keine so warmen, patriotischen Worte von protestantischer Seite an die Katholiken gerichtet worden sind wie diese Rede Harnacks. Und ein gemeinsames Feld bleibt den Konfessionen selbst auf religiösem Gebiete: die Verteidigung des Gottesglaubens gegen den jede Religion bedrohenden, modernen Monismus.

Der Erinnerung wert ist auch Harnacks Schlußwort zu der Enquete der Internationalen Wochenschrift über die Enzyklika Pascendi. Harnack spricht hier das harte Wort, die Enzyklika sei der Ausfluß eines Geistes, der sich gegen das intellektuelle und sittliche Gewissen, welches wir erworben haben, verhärtet hat. Die Enzyklika sei sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen suche. Diese Urteile sind ungerecht und wurzeln darin, daß auch Harnack das Vorurteil teilt, als wolle die Enzyklika unter Modernismus irgend eine moderne wissenschaftliche Erkenntnis oder Methode als solche treffen. Die Enzyklika definiert aber den Modernismus so eingehend, daß kein Zweifel darüber sein kann, was sie meint. Modernismus nennt sie jene Auffassung, welche Kants Erkenntnistheorie und Hegels Evolutionismus mit dem Christentum vereinen will. Die klassischen Systeme des Modernismus in diesem Sinn sind die Dogmatikwerke der protestantischen Theologen Lipsius und Biedermann, jenes in neukantischem, dieses in neuhegelianischem Sinn. Daß diese Systeme unhaltbar seien, hat Kant selbst erklärt, der seine Philosophie in ausschließenden Gegensatz zum Christentum stellte, besonders aber Eduard von Hartmann, der diesem System in Deutschland den Todesstoß versetzte. Ich wiederhole, was ich in meinem Gutachten für das bayerische Kultusministerium gesagt habe: Die erste Modernistenenzyklika ist von philosophischer Seite und von Berlin aus erlassen worden. Modernismus ist also ein unglücklicher und unwissenschaftlicher Verschmelzungsversuch gegenüber zwei unvereinbaren Weltanschauungen. Es gibt heute keinen Philosophen der Welt, welcher ein solches Verschmelzungssystem für wissenschaftlich erklärte,

wie es der rechte Flügel der Hegelschen Schule tat. Mit einer wissenschaftlichen Erkenntnis oder einer wissenschaftlichen Methode als solcher hat der Modernismus der Enzyklika nichts zu tun. Es entfällt daher die Frage nach dem ‚Wahrheitssinn‘, es müßte denn sein, daß man überhaupt nur relative Positionen der Wahrheit und gar keine absolute Wahrheit annehmen wollte, eine Annahme, welche philosophischer Dogmatismus der Neukantianer, aber keineswegs ein Bestandteil der wissenschaftlichen Methode wäre. Weit ab vom Richtigen liegt Harnacks Behauptung, von der Geschichtsphilosophie der Hegelschen Rechten bis zu einer katholischen Geschichtsphilosophie sei nur ein Schritt. Das Gegenteil ist der Fall. Es gibt heute so wenige tüchtige Kenner der neuesten deutschen Philosophie sowohl im katholischen wie im protestantischen Lager, daß die Enzyklika, welche in der Sache ganz die richtigen Definitionen zugrunde legte, so viel Verwirrung anstiftete, und daß man noch heute Gefahr läuft, dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und Gesinnungslosigkeit sich auszusetzen, wenn man auf das wirkliche Verhältnis der päpstlichen Aktenstücke zu den nackten Tatsachen der philosophischen Entwicklung hinweist.

Wenn übrigens Harnack unter dem Einfluß der Dränger zu dem Ausdruck sich verleiten läßt, die katholischen Fakultäten seien Fremdkörper in den Universitäten, so mag er sich die Frage stellen: Wie lange werden die protestantischen Fakultäten ihre katholischen Schwestern überleben? Philologen wie Reitzenstein behandeln auch die theologische Methode eines Harnack als rückständig. In Holland hat man an Stelle der protestantischen Fakultäten noch Institute für vergleichende Religionsgeschichte gesetzt. Die neuen bürgerlichen Universitäten zu Frankfurt und Hamburg, welche mit Hilfe des Großkapitals die staatlichen Anstalten bald überflügeln werden, sehen nichts mehr vor, was an die Religion und ihre Geschichte erinnert.

Auf einem viel erfreulicheren Felde treffen wir mit Harnack zusammen, wo er die Frage behandelt: Was verdankt unsere Kultur den Kirchenvätern? Jene 400 Folianten, so sagt Harnack, obwohl eine Kette von Plagiaten, sind die Brunnenstuben der Kultur, der wir direkt entstammen. Die Kirchenväter haben das Testament der Antike, welches aus Griechenland stammt, mit dem Testament des Judentums und mit dem Urchristentum zu einer Einheit verbunden. Palästina und Hellas, ursprünglich so verschieden, näherten sich seit Alexander dem Großen immer mehr nicht bloß durch die gleiche Zielstrebigkeit der Völker, sondern durch die Gleichartigkeit der inneren Entwicklung, indem die jüdische Lebens- und Geschichtserfahrung den Monotheismus immer reiner ausgestaltet hat, andererseits aber von Plato her der Monotheismus immer lebendiger, souveräner wurde, so daß der niemals hoch genug zu schätzende Philo die Verbindung beider Gottesgedanken erstmals vollziehen konnte. Erst mit dem Monotheismus war der Gedanke der Einheit der Natur und der Einheit des Menschengeschlechtes zu gewinnen. Ebenso siegte in beiden Ländern, beim Neuplatonismus wie bei den jüngeren Psalmisten, eine ausschließliche Wertschätzung des Innenlebens gegenüber der Sinnenwelt: ‚Wenn ich dich nur habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde.‘ Dort wie hier wurden die nationalen und staatsbürgerlichen Ordnungen gesprengt, durch Philosophenschulen in Hellas, durch religiöse Sekten in Palästina. Was die tiefsten Geister und die zartesten Seelen suchten, worauf der Zeiger der Zeit stand, brachte Jesus Christus. An ihn knüpfte die Zeitbewegung so an, daß der volle Strom des Hellenismus aufzunehmen gesucht wurde. Die Vollziehung dieser Tat ist das Werk der Kirchenväter. Die ungeheuere Aufgabe, begonnen von Paulus, grundlegend gelöst von Clemens und Origenes, wurde relativ abgeschlossen vom unvergleichlichen Augustinus. Diese Geister haben das umfassendste, kräftigste und dauerndste

Institut gebaut, das wir kennen, **die katholische Kirche**. Dieses Gebilde trat bald an Stelle des römischen Reiches. Jeder Stein, der im Bau des Reiches niedergerissen wurde, ist in den Bau der Kirche eingesenkt worden. Etwas Ähnliches kennt die Geschichte nicht. Die Kirchenväter haben uns die klassischen Schriften aller Gebiete durch Abschreiben erhalten. Wie arm wären wir sonst!

Hier beginnt freilich wieder der protestantische Standpunkt Harnacks seine herrlichen Gedanken zu trüben. Er verweist darauf, daß die Kirchenväter fast alle westeuropäischen Nationalliteraturen begründet hätten. Die Syrer, Kopten, Armenier, Georgier, Goten, Iren, Angelsachsen, Slaven, sie alle erhielten ihre Schrift und Literatur auf der Grundlage von Übersetzungen der Kirchenväter. Aber, so meint Harnack, teuer hätten die Völker diesen Preis bezahlt. Die Klassik der Antike und der Evangelien sei durch die Verquickung verschüttet worden. Und in der katholischen Kirche sei ein zwingendes und hartes Gebäude, ein großes Gefängnis, aufgerichtet worden. Eine Zensur über die Gedanken und die inneren Empfindungen des Herzens begann, welche sich als drückende Last auf die westeuropäische Menschheit legte. Wir stellen hier an Harnack nur eine Frage: Hat Augustinus wirklich weder die Klassik der Antike noch die der Evangelien gekannt? War dieser freieste Geist der Weltgeschichte eingeschlossen in eine Kinderstube?

Harnack lenkt selbst wieder ein: die Meinung der Philosophen Wolf, Niebuhr usw., man müsse über die Kirchenväter weg zur Antike schreiten, um dort eine Weltreligion für sublime Geister zu schöpfen, verwirft er. Man könne, so hält er ihnen entgegen, aus der Klassik, diesem herrlichen Gebilde von Erkenntnis und Kunst, keine Religion machen. Der Mensch muß aus den Händen der erhabensten Geister aller Zeiten sein Brot empfangen. Wir müssen auch heute noch die hellenischen Höhepunkte aufsuchen, aber auch den hohen Ertrag der griechischen Arbeit am Evangelium messen. Nicht eine einzige Epoche der Kirchenväter können wir deshalb entbehren. Harnack erinnert daran, daß es Schriften der Kirchenväter gibt, welche sich dem Schönsten, Tiefsten und Anregendsten zur Seite stellen lassen, was die Weltliteratur jemals hervorgebracht hat. Humboldt hat im ‚Kosmos' Naturschilderungen aus Gregor von Nazianz aufgenommen. Harnack zitiert eine klassische Stelle aus Tertullian de resurrectione 12 über die Wiederkehr aller Dinge als das Geheimnis der Schöpfung. Mich wundert, daß Harnack hier keinen Vergleich mit Nietzsche angestellt hat, der in einer Verzerrung dieses Gedankens mit gewaltigem Pomp die höchste seiner Ideen verkündet hat. Zum Schluß verweist er darauf, daß die tiefsten Seelenschilderungen in allen westeuropäischen Literaturen und die herrlichsten Gesänge von Augustin beeinflußt sind, von dem auch Verbindungslinien zu Goethe führen.

Abermals müssen wir eine Reihe interessanter Abhandlungen übergehen, aus denen wir hervorheben möchten jene über das Verhältnis der Kirchengeschichte zur Universalgeschichte, sowie jene über das Urchristentum und die sozialen Fragen. Nicht unerwähnt möchte ich auch die Gedächtnisreden und Nachrufe lassen, welche der Kaiserin Friedrich und dem Andenken von Mommsen, Althoff, Gebhardt, Schürer und Paulsen gewidmet sind. Wir haben hier fein geschliffene Medaillons psychologischer Charakteristik vor uns, die aber zugleich die interessantesten Streiflichter auf die wichtigsten Gebiete der Wissenschaft und des Lebens werfen. Selbst die kurzen, geistvollen Festbetrachtungen, welche Harnack mit Recht der Sammlung einverleibt hat, liefern nicht wenige, auch für uns wertvolle Gedanken. Als Beispiel möchte ich anführen, wie Harnack selbst dem heute in akatholischen Kreisen so viel verkannten vierten Evangelium Ehre erweist mit der Bemerkung, unter den Millionen Büchern unserer Bibliotheken habe keines einen Eingang mit der Kraft und Erhabenheit des vierten Evangeliums, und unsere modernen Erkenntnisse hätten diese Weihnachtsbetrachtung so wenig überflügelt, daß auch heute noch

jeder Idealismus ihr nahekommen muß, daß ihre Gedanken noch heute die Grundpfeiler unserer höheren Erkenntnisse sind und die Ziele, nach denen die Menschheit strebt und ringt. Sehr beachtenswert ist auch der Gedanke einer anderen Festbetrachtung, es solle eine Sammlung von Weihnachtsliedern von Jahrhundert zu Jahrhundert veranstaltet und das Beste zusammengestellt werden, was wir besitzen, vielleicht zugleich mit den Krippenbildern, um zu zeigen, welch eine Fülle und Mannigfaltigkeit aus der Freude geboren ist. Nicht bloß alle Töne der Frömmigkeit von den gewaltigsten bis zu den zartesten seien auf diesem Gebiete lebendig geworden, sondern auch eine Geschichte des Volksgeistes und der Poesie lasse sich von den Weihnachtsliedern ablesen.

Mit dieser Auswahl aus dem nicht alltäglichen Werke müssen wir uns bescheiden. Sie genügt, um zu zeigen, daß wir, so sehr Harnacks Gedankenwelt auf Schritt und Tritt unseren lebhaftesten, prinzipiellen Widerspruch herausfordert, nicht bloß an der glänzenden ästhetischen und künstlerischen Form der Darstellung uns erfreuen können, welche auf dem heutigen literarischen Markte nur wenig ihresgleichen findet. Viel wichtiger noch ist, daß Harnack von der Hochwarte moderner Geschichtschreibung aus über Jahrhunderte alte Vorurteile des Protestantismus gegen die katholische Kirche hinwegschreitet. Stellt man die Lichtseiten, die er in unserer Kirche findet, zusammen, so ist zu bedauern, daß das schöne Bild doch wieder durch inkonsequente, protestantische Vorurteile vielfach getrübt wird.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Wie im Leben immer neue Bedürfnisse geschaffen werden, nach denen die Menschen sich drängen, so irrt auch in der Literatur der Mensch mit seinen komplizierten und künstlichen Wünschen herum. Das Leben wuchert wie ein Rosenstrauch, den man nicht zur rechten Zeit beschneidet; es trägt zwar viele Blüten, aber es ist kein Duft und keine Farbe an ihnen. Die Lebenskraft wird nicht mehr gebändigt, sondern vergeudet. In der Literatur ist es nicht anders: sie bringt prunkhafte und abenteuerliche Gebilde hervor, Kern und Mark hat sie nicht mehr.

Der alte Zirkeltanz. Aber indessen aus Mangel an Geist und Blut das Künstliche üppig wuchert, beginnt an einer andern Stelle das Gesunde und Ehrliche wieder sich zu erheben. Alles unterliegt dem Gesetz: die reine Fertigkeit wird sterben und die Kunst wieder blühen, man braucht nicht zu verzagen. Und indessen in einem Dutzend Büchern der eiskalte Wahnsinn einer nur auf die Mache gestellten Fähigkeit vergebens eine nieerhörte Kunst vorzutäuschen sucht, kommen frisch und rotwangig ein paar Bücher daher, die von einfachen Menschen und einfachen Verhältnissen erfüllt sind, und die dem Krampf das Leben gegenüberstellen. Das soll nicht so klingen, als wenn wir nun von Bauerngeschichten das Heil zu erwarten hätten, auch in der Darstellung höchster Menschen und tiefster Dinge soll die Einfachheit herrschen; nur die hypertrophen Bedürfnisse, die wurzellose Kunst, die im Sinnlosen sich vertuenden Menschen, all das beginnt abzuwirtschaften. Das fiebernde Schweifen nach immer unerhörteren Erregungen beginnt sich zu legen.

Die uralt-einfachen Schicksale der Menschen tauchen in der Literatur wieder auf.

* Alfred Huggenberger, ‚Die Bauern von Steig‘ (L. Staackmann, Leipzig. M. 3,50). Sophus Bonde, ‚Im Scheine des Nordlichts‘ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. M. 4.—). Paul Keller, ‚Stille Straßen‘ (Allgemeine Verlagsgesellschaft, Berlin. M. 3.—). Johannes Jegerlehner, ‚Petronella‘ (G. Grote, Berlin. M. 5.—). Jakob Boßhart, ‚Erdschollen‘ (H. Haessel, Leipzig. M. 4.—).

Geburt, Hochzeit, Grab. Das Gute strebt ehrlich und unverdrossen. Ein bescheidenes Glück ist das Ziel. Mit der Natur und mit Gott lebt man wieder. Das sind lang vermißte Klänge, wie sie so aus dem Buch des Bauern Alfred Huggenberger ertönen. Seine Hand, die an Werktagen Pflug und Sense führt, hat da ein Buch geschrieben, ‚Die Bauern von Steig‘, bei dem einem das Herz aufgeht. Es ist nichts wie eine einfache Lebensgeschichte, seine eigene Lebensgeschichte, die Huggenberger da schreibt, aber ich gebe für dieses einfache Buch gern ein paar Dutzend formalistischer ‚Meisterwerke‘ hin, über die die Kritik vor Entzücken die Hände zusammenschlägt. Dieser Gideon Reich, hinter dem Huggenberger sich verbirgt, hat es nicht leicht gehabt. Vater und Mutter sterben, der Bub wird auf Kosten der Gemeinde erzogen. Das Knechtlein kennt sein Ziel: das Haus seines Vaters wieder zu erwerben und mit hartnäckiger Sparsamkeit legt er Franken zu Franken, bis er, zusammen mit seiner Jugendliebe, wieder als Besitzer in den altgewohnten Stuben steht. Aber die Lebensgeschichte Gideon Reichs ist dem Erzähler nicht eigentlich das Wichtigste, sondern das Leben der Nachbarn und Dorfgenossen ist es. Von den Buben und Mädchen angefangen bis zu den Erwachsenen, ist jeder ein Original. Jedes trägt sein eigenes und bedeutsames Schicksal, und man sieht, wie nicht weniger reich und mannigfach das Leben in diesem Thurgauer Dorfwinkel schafft als in der Weltstadt. Das Leben ist immer unerschöpflich. Mit einer unaufdringlichen, aber in ihrer Art musterhaften Technik bringt Huggenberger das Dorf und seine Menschen zu sich in Beziehung. Jeder Mensch hat ihm etwas zu geben, und sei es nur die Lehre, es nicht so zu machen wie der andere. Ein feiner Humor geht von diesem Bauerndichter aus, ein Humor, der sogar seinen Helden und damit sich selbst noch erleuchtet. Er nimmt einen so hohen Standpunkt ein, daß er sich selbst ironisieren darf. Jeder aus dem ‚Oberdorf‘ hat seine ‚Idee‘, die er vor den reichen Selbstzufriedenen des Unterdorfes voraus hat. Irgend eine Marotte wächst aus dem Kopf jedes Oberdorfers — und auch aus Gideon Reich. Gideon dichtet. Nicht gerade wie ein frühreifer Großstadtjüngling, nächtlicherweile und von sich selbst überzeugt, sondern nach Feierabend, wie ein anderer Bauernbursch wohl die Geige spielt, als Feier und Dank nach getaner Arbeit. So ist denn auch aus seinem Buche etwas sehr Gesundes und Bodenständiges geworden, im Stil von bemerkenswerter Tiefe, wenn auch Einfachheit. Der Duft gepflügter Äcker, der Mond überm Kirchbach, der erste Frühling, das Mittagbrot im Schatten blühender Schlehen — die Erde umwittert alle Menschen dieses Buches. Eine Dichtung voll Gesundheit, Ehrlichkeit, gutem Streben und treuer Zuversicht. Ein Buch des Mutmachens.

Ein anderes Buch, auch von einem Bauern geschrieben, Sophus Bonde (Bonde heißt Bauer), zeigt die Merkmale des Volksschlages, dem der Erzähler angehört. Der Deutschschweizer ist karger, verschlossener, wenn man will: hölzerner. Im Jütländer spukt der Abenteurergeist des nordischen Küstenbewohners ein wenig, dazu der dicke, derbe Humor der Waterkante. Sophus Bonde ist ein unruhigerer Geselle als Gideon Reich. Zur Scholle kehrt man zurück, aber erst nachdem man sich draußen den Wind hat um die Nase wehen lassen. Gideon Reich ist kaum über die Heimat hinausgekommen, der Jütländer ist als Matrose gefahren, ehe er seßhaft wurde. Von diesem Matrosenleben erzählt Bonde in seinem Buche ‚Im Scheine des Nordlichts‘. Oben an der Lappenküste, eines Sonntags, verläßt der Matrose Walter die deutsche Schonerbrigg, um sich die Küste zu besehen, gerät in ein Lappenlager, rettet zwei Mädchen aus dem Meere, holt sich dabei eine gefährliche Krankheit, und als er gesund wird, ist sein Schiff längst davon. Da oben ist Einöde. Es gibt keine Häfen und Städte mit Schiffen und Eisenbahnen. Also bleibt Walter einen Winter bei den Lappen und von

diesem Winter erzählt er nun. Er bringt zur Psychologie der Lappen nichts gerade Neues. Ein wenig selbstgefällig stellt er sich durchaus in den Vordergrund, und wenn man sich die Erzählung näher besieht, so ist's eine Kette von Schnurren und Schwänken, die mit der Liebe und mit der Jagd zusammenhängen. Man merkt wohl, der gute Walter spinnt ganz gehörig, und seine Menschen in Norwegen sprechen zuweilen sogar ein richtiges waschechtes Schifferplatt. Aber die Frische und Unbekümmertheit, mit der es geschieht, bringt einem so viel Wohlbehagen, daß man belustigt zuhört. Dabei steckt der Bursche voll lebhafter und inniger Naturliebe und die geheimnisvolle Welt des Nordlichtes, des Eises, der schwarzen Wälder hat an ihm einen glühenden Bewunderer. Und so paßt auch auf dieses Buch das Prädikat ‚gesund', wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß die Gesundheit Huggenbergers eine tiefere und ansteckendere ist. Es ist viel Spiel in jenem Matrosen, Spiel mit dem Leben, dem Weibe, mit sich selbst, indessen der Schweizer voller ethischer Tüchtigkeit steckt. Das wirkt auch auf den Stil weiter; der des Jütländers ist unbekümmert, nicht immer original, während der des Schweizers von einer monumentalen Gradlinigkeit ist, die eben ein Resultat des Charakters ist, der ihn schuf. Bei beiden aber muß erst die Zukunft erweisen, was sie vermögen, wenn sie vom Boden des eigenen Erlebnisses und der eigenen Erfahrung den Flug in das Reich der schaffenden Phantasie wagen.

Wie ja überhaupt die moderne Literatur schon deshalb das unerfreuliche und verworrene Bild bietet, weil das Talent zumeist seine Grenzen nicht erkennt. Leute, die ganz treffliche Lyriker abgeben, schreiben Dramen, andere, die einen Band Märchen oder kleine volkstümliche Erzählungen gut zusammenbringen, schreiben Romane. Falscher Ehrgeiz, oder die Notwendigkeit, von der Kunst, der man sich nun einmal ergeben hat, Geld und Gut zu erlangen, treiben die Talente über die ihnen gesteckte Grenze hinaus und so kommt's, daß es so wenige naturnotwendig gewordene Bücher gibt, die für das Berufensein vollgültig Zeugnis ablegen. Gerade kein krasses Beispiel, aber immerhin ein Beispiel für das Talent, dem zu viel zugemutet wurde, ist Paul Keller. Seine mit so vielem Beifall aufgenommenen Romane waren durchaus nicht immer ausgefüllt, und als seine ‚Fünf Waldstädte' erschienen, konnte ich an dieser Stelle sagen, das ist sozusagen der echte Keller, an dem ich ein Gefallen habe. Und wenn er nun jetzt wieder mit einem ‚Buch von kleinen Leuten und großen Dingen' kommt, dem er den Titel ‚Stille Straßen' gibt, so darf man von vornherein gewiß sein, daß es etwas Echtes und Gewachsenes ist. Freilich, ‚große Dinge' findet man nicht in dem Buch, wie Keller es prophezeit. ‚Groß' hat doch schließlich eine andere Bedeutung als schlicht und still. Aber wenn die eigentliche ‚Größe' der Empfindungen, Menschen, Schicksale auch fehlt, so hat man dafür das Ergötzliche, Träumerische, Feine und Reine. Aber indem ich Kellers pathetischen Ruf im Vorworte nach dem ‚großen Befreier vom Himmel' noch einmal lese, jenem Befreier, der ‚unsere großstädtische und alle andere Hyperkultur zertrümmern müsse, auslöschen müsse die funkelnde, giftige Lüge der Zeit' — ja, da faßt mich die Angst, daß man aus den einleitenden Worten dieses Referates auch so einen Aufruf zur Flucht aufs Land herauslesen könnte. Nur ein innigeres Hinneigen zur Natur habe ich ersehnt — auch für die Literatur, womit nicht gesagt sein soll, daß die menschlichen Kräfte, die sich im Industrialismus unserer Zeit betätigt haben, nicht meiner Bewunderung sicher seien. Und ebenso wie Güte und Tiefe auch im brausenden Lärme der Großstädte sich herrlich manifestieren können, so kann, wie es geschehen ist, auch der taumelvolle Drang seine bedeutsamen Dichter finden. Nein, wer die einfachen, starken, gütigen und reinen Kräfte der Natur und Gottes in sich spürt, möge sie hineintragen und ausgießen in die moderne Erbitterung, nicht aber sich flüchten und abseits sein Liedchen pfeifen. Seien wir geistige Kräfte, die den Hexen-

sabbat beschwören, aber nicht mit pathetischen Worten, sondern indem wir ihn erkennen und aufnehmen und wiedergeben, geläutert und beruhigt. Bauen wir unsere Bergstadt mitten auf dem Potsdamer Platz, so werden wir tiefer und weiter wirken, als bauten wir sie im Lande Nirgendwo.

Ignorieren wir die Kellersche Absicht, so haben wir desto größere Freude an der Kellerschen Kunst. In den letzten der kleinen Skizzen ist viel Unwirkliches, dergestalt, daß hinter der alltäglichen Wirklichkeit das Geheimnisvolle geisternd gezeigt wird. Der mystische Zusammenhang alles Geschehens ergießt seine Schauer über die einfache Geschichte, daß z. B. einem Mädchen ihr Kind von einer Engelmacherin getötet wird. Dahinter läßt Keller dann den bethlehemitischen Kindermord aufsteigen, und das Verbrechen, das auch heute noch tausendfältig an unschuldigen Kindern verübt wird, reckt sich zu lähmender Wucht auf. Oder er umgibt eine einfache Stubenszene wie ‚Später Herbst' mit dem traurigen Zauber des Geheimnisvollen. Fliege, Wachtel, Ofen, Hund und Katze reden nicht nur, sondern sie offenbaren in den wenigen Lauten auch ihr Schicksal, das mit dem des sterbenden Bärbel erschütternd zusammenklingt. Keller sieht und hört mehr als andere und daher sind zuweilen Stücke von drei, vier Seiten überquellend mit Leben angefüllt. Freilich ist auch eine Reihe leichterer Gelegenheitsarbeiten in den Band aufgenommen, von denen die unter dem Titel „Dorfjungengeschichten' vereinigten Erinnerungen aus des Dichters Jugend noch die amüsantesten sind. Ein reizender Humor bricht hier aus allen Fugen, ein klein wenig nur gedämpft von der Wehmut, die im Rückerinnern an die versunkene Kinderzeit liegt. Am wenigsten stark zeigt sich Keller in den Stücken, die er unter dem Titel ‚Von der lebendigen Natur' etwas willkürlich zusammengerafft hat. Harmlosigkeiten wie ‚Der arretierte Frühling' stehen neben poetischen Märchen, aber in keinem ist so die rechte Natur g r ö ß e. Diese Natur ist eben eine spezifische Kellersche Natur, sehr poesievoll, aber auch ein wenig spielerisch. Eine freundliche, märchenhafte Natur, eine biedermeierische Natur.

Etwa läßt man sich dann von J o h a n n e s J e g e r l e h n e r in s e i n e Natur führen. Sein Roman ‚P e t r o n e l l a' führt zwar den Untertitel ‚Aus dem Hochgebirge', und es könnte leicht scheinen, als verwechselte ich die Größe des Modells mit der Größe des künstlerisch Wiedergegebenen. Nein. Jegerlehner läßt durchaus nicht alle Schrecken seiner Hochgebirge los. Er gibt sogar merkwürdig wenig Schilderungen. Aber die Größe der Natur haucht einen zwischen den Zeilen an, sie ist da, ohne daß von ihr viel geredet wird, und indem man das Buch liest, erliegt man sozusagen der Suggestion, wirklich die Luft der Gletscher und der freien Berge zu atmen. Das macht die Bedeutung des Romans aus. Denn die menschliche Handlung, die Jegerlehner erfand, ist nicht frei von gewollter Umbiegung in den guten Ausgang, und eine Glocke, die Petronella heißt, gewissermaßen als Schicksal einzuführen, dergestalt, daß mit dem Verschwinden der Glocke Unheil über das Dorf kommt und mit ihrem Wiederauffinden eitel Glück — das will nicht so recht in unser Empfinden hinein. Jegerlehner hat bei den Sennen gelebt und aus ihrem Munde zwei Bände voller Sagen und Märchen gesammelt. Da mag ihm die Petronellasage aufgestoßen sein. Aber derartige mystische Wirkungen eines klingenden Erzes hätten der analogen Nebenhandlung in einer Menschenseele oder einer Menschengemeinschaft bedurft. Etwa daß dem Menschen der Silberklang der Güte abhandengekommen wäre und damit Freude und Glück entflohen wäre. Oder ähnlich. Jedenfalls hat eine Sage mitten in einer realen Menschenwelt nur dann ihren Platz, wenn man sie symbolisch nehmen kann, was hier unmöglich ist. Denn die Menschen und ihre Geschicke stehen in schöner Plastik da, das Ringen der verwitweten Pia Schwick um Leben und Glück, die wundervolle Gestalt des Pfarrer Imboden, dem

die Abstammung aus einer Lotterfamilie zum Verhängnis wird, das Hirtenidyll der beiden Kinder Moritz und Rosa, Josmaria der Feuerkopf. Ein gesundes, ursprüngliches Können ist hier siegesgewiß am Werk und alle guten Geister sind in das Werk gebannt.

Noch aus einem fünften Buch springt der Quell gesunder Dichtung: aus Jakob Boßharts Novellenband ‚Erdschollen'. Man spürt in diesem Bande mehr als in den oben erwähnten den künstlerischen Willen. Vielleicht ist Boßharts Talent nicht so reich und frisch wie das seiner Landsleute Jegerlehner und Huggenberger. Dafür aber hält er seine Stoffe mit schöner Disziplin zusammen, jeder Satz dient seiner Absicht, kein Gedanke bricht aus und dem Willen gelingt es so, eine Reihe sicher und scharf gemeißelter Geschehnisse darzustellen, die in ihrer Einfachheit monumental wirken. Da ist gleich die erste Novelle ‚Heimat', der Untergang eines Bauern, der seinen Einödhof verkauft und als wohlhabender Mann in den reichen Gefilden des Tals vergeht nach der harten Arbeit auf der alten steinbesäten Scholle. An dieser Sehnsucht geht er zugrunde. Man könnte sagen, diese Novellen alle erinnern ein wenig an Zahn, wenn nicht eine erfrischendere Lebhaftigkeit in ihnen wirkte.

So sind hier nun fünf Bücher, die mit gesundem und natürlichem Sinn geschaffen sind, heilsame Erholungspunkte auf der mühseligen Wanderung durch die moderne Literatur.



Hochland-Echo

Abermals eine „Revolution der Literatur"?

Als vor nun schon dreißig Jahren der damals jüngstdeutsche Naturalismus zu seinen ‚Kritischen Waffengängen' gegen alle bisher geltenden Kunstideale auszog, da trugen mit einer starrsinnigen Begeisterung, die im Grund mehr sozialen und wissenschaftlichen als poetischen ‚Weltanschauungs'gründen entsprang, zwei junge Westfalen, die Brüder Heinrich und Julius Hart, das aufreizende Banner voran. Von ‚naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie' war damals mit Bölsche allenthalben die Rede, und die Dichtung selbst mit ihrer rücksichtslosen ‚Betonung der Wahrheit' sollte nach Zolaschen Ideen zur Wissenschaft von den individuellen menschlichen Seelen umgestaltet, man darf sagen umgestürzt werden. Man wollte damals, und Bleibtreu nannte es ausdrücklich so, eine ‚Revolution der Literatur'.

Den großen Worten sind unterdes keine entsprechenden Taten nachgefolgt, und die literarische Programmacherei ist durch gar manches, was sich in den zwischenliegenden Jahrzehnten zugetragen hat, recht sehr in Mißkredit gekommen. Das gilt nicht etwa nur von den neuen Wendungen, in denen die naturalistische Literaturtheorie wieder aufgefrischt wurde, sondern fast ebensosehr von den tönenden Feldrufen, mit denen man den Naturalismus bereits zu ‚überwinden' glaubte. All diese oft recht glücklich formulierten und darum auf den ersten Blick bestechenden und selbst begeisternden Schlagworte erwiesen sich bei näherem Zusehen fast regelmäßig als Erfindungen unproduktiver Köpfe, denen gerade unter solchem Bannerrauschen die mangelnde Klangfülle ihrer eigenen dichterischen Produktion entging.

In der Literatur wie im Leben entscheiden nicht die Worte, sondern die Werke. Und gerade der kritischer veranlagte unter den Brüdern Hart, Julius, hat kein geringes Verdienst darum, daß dieses sachlichere Werten wieder mehr zu Ehren gekommen ist. Man kann es auch sehr gut verstehen, daß gerade ihm bei seiner vielfältigen Tätigkeit als Kritiker die Unzulänglichkeit der ästhetischen Wertmaßstäbe, wie er sie vorfand, immer wieder peinlich zum Bewußtsein kam, daß er gegenüber der Eindrucksstärke echter Dichtwerke alle geläufigen Literatenschlagworte und Ästhetikerbegriffe immer unverhohlener mißachten lernte.

Schwieriger ist es nach seinen und unseren vorausgegangenen Erfahrungen zu verstehen, daß Julius Hart nun doch wieder selbst ein solches neues Schlagwort ausgegeben und seinem Buche ‚Revolution der Ästhetik als Einleitung zu einer Revolution der Wissenschaft'* als Titel aufgeprägt hat. Dieser neue kritische Waffengang soll nicht wieder irgendein bisheriges Kunstideal, sondern diesmal das vorherrschende Wissenschaftsideal umstürzen; er richtet sich speziell gegen die Art, wie man in rein empirisch-psychologisch orientierter Fach-

* Verlag Concordia, Berlin. Bd. I: Künstler und Ästhetiker. Geh. M. 4.—, Geb. M. 5.—.

ästhetik mit ein paar dürren Wissenschaftsbegriffen das Kunstschaffen zu ergründen und manchmal sogar zu kommandieren sich anmaßt. Aber Hart geht noch weiter. Weil er die in Geltung stehende Art von Begriffswissenschaft für verständnisvolle Kunstanschauung ungenügend, und weil er sie auch für das bei ihm immer wieder durchbrechende Bedürfnis nach tieferer Weltanschauung untauglich befindet, darum erklärt er schließlich jedweder abstrakten Begriffswissenschaft, jedwedem panlogistischen ‚Vernunftwahn' den Krieg:

‚Aufatmen sollen die Religionen, die Wissenschaften und die Künste wie von einem Albdruck befreit, indem sie den Vernunftglauben von sich abschütteln, der sie unablässig nur mit Schatten und Gespenstern, lauter unlöslichen Problemen und Welträtseln genarrt hat, und den großen Verwirrer in sich erschlagen, die Paradiesesschlange, den Erkenntnismenschen. Der als Theologe stets aufs tiefste die Religionen geschädigt hat, als Ästhetiker der gefährlichste Feind der Künstler war, als Naturgesetzlehrer jedem Erfinder und Entdecker sich widersetzte und als Bureaukrat die politisch-schöpferischen Geister lähmte oder ins Gefängnis warf.'

Die scharf antiintellektualistische Reaktion, die wir auch sonst allenthalben in unserem wissenschaftsübersättigten Zeitalter zum Durchbruch kommen sehen, spricht sich in Harts Buch mit besonderer Erbitterung aus, mit jenem Grade wegwerfender Enttäuschung, wie er gerade aus dem gänzlichen Versagen einstiger eigener Ideale naturgemäß entspringen kann. Nur der grimmig desillusionierte Monist kann also sprechen:

‚Die Funktion der Vernunft besteht ausschließlich darin, die Vielheiten auf eine Einheit zurückzuführen. Und von jeher haben die Wissenschaften ihre Aufgabe darin erblickt, eben dieser Vernunft zu leben und ihr Prinzip zur Geltung zu bringen. Gegen diese Vernunft selber nun will dieses Buch seine Stimme erheben. Indem der Kulturmensch eine Vernunftlehre sich bildete, legte er sich damit selber eine Binde vor die Augen, daß er in Wirklichkeit blind an den Bildern und Erscheinungen der Natur vorüberging und in ein Labyrinth von Irrtümern sich verstrickte, aus dem es dann kein Entrinnen mehr gab. . . . Dies Buch setzt es sich zur Aufgabe, die Vernunftidee der Kulturmenschheit als eine bloße Fiktion, als eine Fata Morgana zu entlarven und sie als den größten Wahn zu enthüllen, der uns genarrt hat. . . . Die Erkenntnisziele, von denen sie spricht, sind keineswegs die Ideale, auf die notwendig alles menschheitliche Streben gerichtet war und gerichtet bleiben muß, sondern notwendig ist heute nur, daß sie als wertlos durchschaut werden. Das, was unsere Vernunft- und Wissenschaftslehre als Zweck und Aufgabe unserer künstlerisch-wissenschaftlichen Betätigung aufstellen und behaupten, steht, wie dieses Buch zeigen will, nicht in Übereinstimmung mit dem, worauf wirklich deren Absichten gerichtet sind. Erlöst und befreit von den Vernunftideen und Vernunftidealen der alten Weltanschauung strahlen aber Leben und Natur, Künste und Wissenschaften in neuer Herrlichkeit vor uns auf, und durch jene nicht mehr beirrt, in ewige Zweifel verstrickt, wird der Mensch in der Erfüllung seiner eigentlichen Bestimmungen, in der Ausübung seiner künstlerisch-schöpferischen Gestaltungskräfte, lebendig sich betätigen. . . .

Das, was uns die Ästhetik, die Kunstvernunft, die kunstvernünftige Betrachtung der künstlerischen Erscheinungen und Prozesse, die Kunsttheorie von der künstlerisch-wirklichen Betätigung, der Kunstnatur und Kunstpraxis aussagt, alles das, was sie uns über die Aufgaben und Ziele der Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze usw. aufstellt, — ist das auch tatsächlich etwas Kunstwirkliches, Deutung und Erklärung

der künstlerischen Dinge, oder sogar eine Du sollst-Bestimmung? Oder tritt sie mit allerhand Vorstellungen und Fiktionen an die Kunst heran, die von dieser nur gar nicht bestätigt werden, so daß sie notwendig allein nur deshalb unfruchtbar bleiben muß, weil die ästhetischen Ideen und die künstlerischen Wirklichkeiten einander nicht entsprechen? Das Kind der Erkenntnis und der schaffende, sich betätigende Mensch stoßen im Reiche der Kunst als Ästhetiker und Künstler besonders hart und scharf aufeinander, und die Untersuchung ihrer gegenseitigen Beziehungen zueinander kann deshalb besonders fruchtbar werden.'

Es bedarf keiner weiteren Zitate, um zu zeigen, worauf Hart eigentlich hinaus will, und es bedarf wohl nur weniger Worte, um darzutun, wieweit hier eine an sich gesunde Reaktion übers Ziel hinausschießt:

Das monistische Allvernünftigkeits- und Allbegrifflichkeitsideal, welches er aller bisherigen Wissenschaft vorwirft, ist in Wahrheit nur die Parteiparole ganz bestimmter Schulen; in unserer Zeit namentlich jener monistisch oder sonstwie drapierten Neuhegelianer, die alle Wirklichkeit aus bloßen Verstandesbegriffen deduzieren zu können vermeinen. Und die Art wissenschaftlicher Ästhetik, welche Hart so schroff ablehnt, — Th. Lipps und J. Cohn dienen ihm dabei als öfters mißverstandene Opferlämmer — kann ebenfalls nicht als schlechthin typisch und vorbildlich für alle bisherige und künftige Ästhetik anerkannt werden. Gerade die größten Leistungen ästhetischen Verständnisses sind keineswegs aus dürren Vernunftdeduktionen hervorgezaubert worden, sondern standen im engsten Zusammenhang und lernten mit wahrer Hingebung aus dem Kunstschaffen eigener und vergangener Zeiten: so Aristoteles aus den Werken der griechischen Tragiker, so Herder an Shakespeare und dem Volkslied, so die Brüder Schlegel und Wilhelm von Humboldt an klassischen und romantischen Meisterwerken, so Heinrich von Stein an Wagner und so noch manche andere.

Wenn darum Hart ernstlich eine tiefgreifende und allgemeine Revolution der Ästhetik notwendig befindet, dann muß er vor allem wieder eine grundstürzende Erneuerung des Kunst*schaffens*, eine abermalige ‚Revolution der Literatur' fordern. Denn im großen betrachtet, sind die neuen ästhetischen Theorien immer erst der neuen künstlerischen Praxis nachgefolgt oder haben sie wenigstens nur begleitet. Wie wollte sich auch in aller Welt eine neue Kunsttheorie irgendwo behaupten und durchsetzen, wenn sie nicht auf Werke hinweisen kann, in denen sie sich einleuchtender verkörpert als in allen abstrakten Formeln?

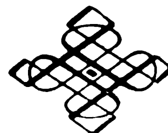
Wenn sich trotzdem zugestandenermaßen heute gar manche ästhetischen Theoretiker durch einen vorlauten Befehlston auszeichnen, so ist daran niemand mehr mitschuldig als gerade jene naturalistische Ästhetik, welche sich selbst seinerzeit auf ihr ‚naturwissenschaftliches' und ‚analytisch-psychologisches' Kunstideal so viel zugute tat und sich damit freiwillig in die Abhängigkeit von im Grunde wesensfremden Denkweisen begab. Um aber davon wieder frei zu kommen, — und auch Harts Buch ist ja nur der weitausgesponnene Ausdruck dieses Emanzipationsbestrebens, — bedarf es weder einer neuen Revolution der Literatur noch der Ästhetik, noch gar der Wissenschaft. Dazu bedarf es zunächst nur, daß statt zerstörender oder leerdeklamierender Raisonnements ein

jeder auf dem Gebiet produktiv arbeitet, auf dem ihm die zureichenden Kräfte gegeben sind und damit die Zeitbedingungen schaffen hilft für kommende größere Synthesen, wie sie uns gewiß auch in Zukunft durch allseitige und geniale Geister immer wieder geschenkt werden. Das Bedürfnis nach einem harmonischen Ausgleich der naturnotwendig stets wiederkehrenden Zwiespältigkeiten zwischen Intellekt und Lebensunmittelbarkeit wächst in dem Maße, als die Spannung lebhaft empfunden wird, und als gerade auch das gegenseitige Nichtmehrverstehenkönnen zwischen einseitig wissenschaftlicher und einseitig ästhetischer Weltansicht offenkundig wird. Es fehlt aus dem Kreise der dichterisch Schaffenden nicht an Stimmen, die den Zwiespalt in ähnlichem Sinne wie Hart betonen und beklagen. Aber nicht alle werden dabei so unversöhnlich gegen jedweden Intellektualismus wie der ehemalige Naturalist. Selbst ein so stark die künstlerisch-formalen Gesichtspunkte betonender Autor wie Richard Schaukal gesteht doch zu*:

‚Die Vernunft ist sicherlich eine sehr schöne Sache. Sie hat, so lang sie sich auf ihr Gebiet, die Verarbeitung von Sinnesempfindungen zu Verstandeserkenntnissen, beschränkte, Großes geleistet, leistet innerhalb ihres Bezirkes noch immer Großes: Das unsichtbare Königreich der Seele aber ist herrlich wie am ersten Tag; es bedarf keiner „fortschreitenden Entwicklung" — Plato steht noch immer so hoch wie damals, als er seinen Platz eingenommen hat, trotz einem deutschen Professor —, sondern gedeiht im klaren Gotteslichte der Gnade. Seine Einwohner und Untertanen sind die „Gläubigen", schöne Seelen, die einander erkennen, ohne sich erst wie die Disputaxe der diesseitigen Welt miteinander auseinandersetzen zu müssen."

Die Gegensätze zwischen intellektualistischen und ästhetischen Einseitigkeiten können nur aus jenen Wahrheiten überwunden werden, die höheren und unerschütterlicheren Bestand haben als beide. r.

* In der Essaysammlung ‚Vom unsichtbaren Königreich'. München 1910, G. Müller. geb. M. 5.—.



Rundschau

Zeitgeschichte

Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden. Am 19. d. Mts. feiert eine Frau ihren 70. Geburtstag, die von einem Manne, der es wissen konnte, eine der vornehmsten und begabtesten unseres deutschen Vaterlandes und seine bedeutendste lebende Schriftstellerin genannt worden ist. Ihre Lebensarbeit reicht zwar über den Interessenkreis des sog. Durchschnittsmenschentums weit hinaus und kann nur von Fachleuten gebührend gewürdigt werden; aber der ethische Gehalt, der sich wie eine Goldader unter der Fülle des historischen und literarischen Stoffes verbirgt, verdient es, am Jubeltage der greisen Autorin auch von einem weiteren Leserkreis beachtet und mit dem Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gewürdigt zu werden.

Aus kleinern Aufsätzen ist sie den Freunden dieser Zeitschrift seit ihrem ersten Erscheinen bekannt. Noch in aller Erinnerung ist das feinsinnige Erinnerungsblatt zum 100. Geburtstage Félicité de Lamennais'*, das kein geringerer als Bourget die kürzeste und treffendste Charakteristik genannt hat, die ihm von der Gewitternatur des in Blitzesleuchten und Donnergrollen sich verzehrenden Mannes bekannt sei; ferner die liebevolle Einführung in den Geist und die Lebensarbeit des ebenso genialen wie wahrhaft polyhistorischen Lord Acton**, dessen langjährige innige Freundschaft allein schon zum Beweise ihrer hervorragenden geistigen Bedeutung genügen würde.

Was an ihren Arbeiten zunächst in die Augen fällt, ist die ungewöhnliche Belesenheit und vielseitige Fachkenntnis, die sie von Jugend auf in der Schule Döllingers und Max Müllers gelernt und immer weiter ausgebaut hat, und die einem der ersten Kritiker Europas die Worte abgerungen hat, ihre Staël-Biographie sei als literarisches Denkmal höchst beachtenswert, als Werk einer Frau geradezu erstaunlich. Schon die Geburt hat ihr besonders durch den persönlichen Verkehr mit den führenden Männern der Zeit eine Reihe von Bildungsmöglichkeiten erschlossen, die, wenn sie mit so reichen Anlagen und solch eisernem Fleiß verbunden waren, Außerordentliches leisten mußten. Wie nur wenige beherrscht sie außer den germanischen auch die romanischen Sprachen und war so durch eine ausgedehnte Literaturkenntnis in der Lage, in ihren umfassenden Biographien der ‚Frau von Staël'* und ‚Talleyrands' Werke zu schaffen, denen man weder in Frankreich noch in England gleichwertige an die Seite zu setzen hat; ebenso zeugen ihre Schriften über ‚Maria Stuart', ‚Maria Antoinette', ‚Chateaubriand', ‚Newman'**, über den italienischen, französischen, englischen und spanischen Roman, über deutsche und englische Dichter und Denker*** von einer

---

* I. Jahrg. 1. Bd. 722—735.

** IV Jahrg. 1. Bd. 488–496; vgl. auch: „Religiöse Probleme und moderne Romane", II. Jahrg 1. Bd. 163—168, 315—326; und „Emanuel Swedenborg", VI. Jahrg. 1. Bd. 129—141, 335—346.

---

* „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur", 3 Bde., Berlin, 1887—9 „Talleyrand, eine Studie" Berlin 1894

** Maria Stuart, nach den neuesten Forschungen und Veröffentl. aus Staatsarch.", Kempten 1907. „Königin Marie Antoinette", Berlin 1903; „die Jungfrau von Orléans", Berlin 1906, „Chateaubriand; die Romantik und die Restaurationsepoche in Frankreich". Mainz 1903. „Newman; ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart", Berlin 1904.

*** „Gabriele d' Annunzio, ein ital. Romandichter"; deutsche Rundsch. Februar 1898 „Der moderne spanische Roman Don Benito Pérez Galdos"; ebda. Sept. 1896. „Alfred Lord Tennyson"; ebda. Febr 1899; „Das literarische Italien"; Cosmopolis 1896. „Die Ethik des modernen Romans" I—II. Cosmopolis 1896; „Max Müller", deutsche Rundschau. Januar 1901. „Ein englischer Historiker über Demokratie und Freiheit, ebda. Februar 1897. „Die 50 Regierungsjahre der Königin Viktoria", ebda. Sept 1887. „Die Doktrinäre", ebda. Januar 1886. „Französische Reformgedanken im 18. Jahrh.", ebda. Mai 1884 „Zeitgenössische Gedankenströmungen", ebda. Mai 1890. Neuestens eine Sammlung histo-

wissenschaftlichen Akribie, der auch die Gegner ihrer Werturteile rückhaltlose Anerkennung zollen müssen. Wenn die Münchener philosophische Fakultät ihr deswegen das Doktordiplom honoris causa ausgestellt hat, so geschah es nur aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß die seltene Frau an historischem Detailwissen wie an pragmatischer Gestaltungskraft viele ihrer Fachgenossen, die mit allen akademischen Würden geschmückt sind, weit hinter sich läßt. Aus dem Gefühl innerer Kongenialität ist sie an das Studium der Frau von Staël, der ersten Bahnbrecherin weiblicher Intelligenz und Tatkraft, herangetreten, und F. X. Kraus hat recht, wenn er in seiner Besprechung des Werkes sagt: ‚Den Lorbeer, der den sterbenden Händen ihrer Heldin entfallen ist, hat die Lady Blennerhassett aufgehoben und sich mutig um die Stirne gewunden, die dessen wert ist, wie keine andere*.‘

Gleichwohl möchten wir darin nicht die Hauptbedeutung ihrer Schriften sehen. Historisches Material können auch andere zusammentragen, und die zukünftige Forschung wird ihre Resultate in manchen Punkten überholen; aber was andere nicht leicht vermögen, das ist die Art und Weise, wie sie das **Material zu einem lebensvollen Bild gestaltet.** Mit der Bescheidenheit der großen Historiker tritt ihre Persönlichkeit zwar durchweg hinter dem ruhigen Fluß der Erzählung zurück, und Kritiker wie Delbrück waren versucht, ihre Darstellung schwerfällig zu nennen. Ueber das Maß der Zurückhaltung kann man verschiedener Meinung sein; aber man weiß auch, daß Ranke derselbe Vorwurf gemacht wurde, und Lady Blennerhassett wird sich in dieser Gesellschaft gern zufrieden geben. Wer ihre Schriften sorgfältig liest, wird nicht verkennen können, daß hinter der Szene eine lebendige Seele steht, die mit bestimmtem Urteil Personen und Ereignisse vorführt, dessen Vorzug es aber ist, sachlich zu sein. Sie hat eine zu große Hochachtung vor dem Leben und eine zu tiefe Einsicht in seine tausendfältigen Bestimmtheiten, um über Menschen und Schicksale in bekannter Weise abzuurteilen; sie sieht mit Schell in den unzähligen Voraussetzungen und Lebenslagen der Geisteswelt nichts anderes als die dem Denken gestellte Riesenaufgabe, von allen möglichen Ausgangspunkten aus den heiligen Gral der Wahrheit zu suchen und zu finden. Deshalb läßt sie am liebsten die Verhältnisse selbst reden und sucht aus ihrem inneren Verständnis heraus bei dem Leser ein eigenes Urteil zu entwickeln, aber in der Weise, daß die Stimmung des ‚nil humani a me alienum puto‘, mit der die Autorin Welt und Menschen betrachtet, notwendig in jenen überspringt.

Dieser unbewußte, **ethische Grundzug** ist das Charakteristische und bleibend Wertvolle in der schriftstellerischen Arbeit der Lady Blennerhassett. Das Wort, das sie am Schlusse ihres Werkes über die ethische Mission der Frau von Staël sagt, drückt auch ihre eigene Anschauung aus: ‚Sie war weit davon entfernt, die Aufgabe ihres Lebens in ihrer geistigen Überlegenheit zu suchen. Sie war vielmehr der sehr bestimmten Ansicht, daß in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den Menschen verhältnismäßig wenig bedeute und durch andere Vorzüge ausgeglichen werde. Daran hielt sie fest, daß sie der Welt eine Botschaft der Freiheit zu bringen habe, daß niemand arm genug sei, als daß man ihm nicht die volle Wahrheit, niemand verlassen genug, als daß man ihm nicht die volle Liebe schulde.‘ Mit andern Worten: Die Bedeutung eines Menschen liegt nicht nur in seiner Intelligenz, nicht einmal in erster Linie, sondern in der ethischen Durchbildung seines Herzens und Willens, in der sittlichen Tat, und wer diese bei andern zu wecken und zu fördern vermag, hat nach ihrer Ansicht mehr geleistet als der, welcher nur verstandes- oder gedächtnismäßige Bildung vermittelt hat. Die Befähigung zu diesem Erzieherberuf eigener Art besitzt Lady Blennerhassett vor allem dadurch, daß sie die Probleme, mit denen ihre Gestalten ringen, in sich selbst durchgekämpft hat; als Mensch

rischer Essays, in denen sie sich auf der Höhe ihres Wissens und ihrer literarischen Kunst zeigt.

* Ebda. April 1889 S. 451.

tritt sie an ihre Aufgaben heran, aus dem persönlichen Bedürfnis heraus, sich mit den Fragen und Zweifeln, die ihre Seele bewegen, an der Hand lebendiger Persönlichkeiten auseinanderzusetzen und sich durch sie zu innerer Klarheit aufzuschwingen. Daher das Lebensvolle, Verstehende und Verzeihende, das Künstlerische ihrer Darstellung; aus dem Leben herausgewachsen, vermag sie auch am meisten auf das Leben zu wirken.

Die religiösen Interessen haben allezeit im Vordergrund ihres Interesses gestanden. Schon als Sechsundzwanzigjährige verkehrte sie während des Konzils in der Villa Grazioli mit den Führern der Minorität und hat damals die religiöse Richtung fürs Leben erhalten. Auch die Skepsis, die vielfältigen historischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen, die mit dem Glauben aufs innigste zusammenhängen, sind ihr nicht fremd geblieben; sie weiß, weshalb sie der Psyche einer George Eliot, eines Renan u. a. mit so viel Liebe nachgegangen ist und weshalb sie vor allen den englischen Kardinal Newman zu ihrem theologischen Berater erwählt hat. Das Geheimnis ihrer Kunst ist die Liebe, die ihr das Verständnis seelischer Prozesse und großer Zeitströmungen erschließt. Sie befolgt dabei das Wort eines Mannes, dem sie bereits in ihrem Chateaubriand feinsinnige Zeilen gewidmet hat und den wir gern von ihrer Feder eingehender gezeichnet sähen: ‚Il faut aimer les hommes pour les comprendre.‘ (Pascal.)

Lady Blennerhassett ist nicht vom Schicksal verwöhnt worden. Besondere Gaben Gottes sind zugleich Aufgaben und involvieren innere Spannungen und Gegensätze, die aus den Kreisen der Gesellschaft hinausführen auf einsame Höhen, wo ein scharfer, kalter Wind weht und die Seele von der Tragik des Alleinseins erfaßt wird, bis sie den Weg zur ‚invisible World‘ gefunden und dort ihren einzigen Verkehr und letzten Trost zu suchen gelernt hat. ‚Too proud and too sensitive to be happy‘; dieses Wort, das Macaulay von Dante gesagt und das Kraus in einer herrlichen Paraphrase an den Schluß seines großen Dantewerkes gesetzt hat, darf sie auch auf sich anwenden. Fast alle ihre Freunde hat sie mit zerbrochenen Hoffnungen ins Grab sinken sehen und es längst verlernt, bei dem gegenwärtigen Geschlecht die Früchte ihrer Arbeiten zu suchen. Diese Stimmung mutigen Entsagens und doch eines unentwegten Festhaltens an den gewonnenen Idealen, das ‚sperare contra spem in spem‘ des Völkerapostels, macht das Charakteristische ihres Stiles und den Grundzug ihres tiefen ethischen Pathos aus; so darf man mit P. Odilo Rottmanner ihre Schriften zu den wenigen zählen, die einen besser machen, und darin wird die greise Autorin die liebste Huldigung zu ihrem Jubeltage erblicken. Vielleicht macht sie uns nun auch die Freude, ihre feinsinnigen Essays, die in der deutschen Rundschau und andern Revuen zerstreut sind, gleich ihrem Freunde F. X. Kraus gesammelt herauszugeben; sie werden neben denen Harnacks, Paulsens und Delbrücks mit Ehren genannt werden.

M. Laros.

Philosophie

Naturforschung und Philosophie des Mittelalters nach ihrem zumeist sehr einseitig bestimmten Verhältnis hat im ‚Hochland‘ vor Jahren kein Geringerer als Anton E. Schönbach treffend charakterisiert (Juliheft 1908 S. 453 ff.) und damals hervorgehoben, wie sich zuerst vorwiegend in England ein Emanzipierungsprozeß zur wirklich freien und eigentlichen Naturbeobachtung vollzog. Zwei Namen sind es vor allem, an die sich dieser bedeutsame Fortschritt knüpft, der bekanntere des Minderbruders Roger Bacon und der minder geläufige, aber vielleicht noch einflußreichere seines gefeierten Lehrers, des nachmaligen Bischofs von Lincoln, Robert Grosseteste († 1253). Auch die selbständige Naturforschung des genialen deutschen Meisters der Hochscholastik, Alberts des Großen, dankt jenen englischen Vorbildern vieles. Schönbach beklagte es schon damals im ‚Hochland‘ mit Recht, daß der

größte Teil gerade dieser bedeutenden naturwissenschaftlichen Schriften des Mittelalters, die doch eigentlich dem Interesse unserer Zeit besonders naheliegen sollten, noch unediert im Manuskripte ruht, ‚und das in unserer Zeit, wo kein modernes Werk so elend ist, daß es nicht seinen Drucker fände'.

Glücklicherweise ist es damit in jüngster Zeit besser geworden, und der Aufschwung, den die geschichtliche Erforschung der mittelalterlichen Philosophie besonders in Deutschland genommen hat, beginnt auch den verwandten naturwissenschaftlichen Leistungen jener Zeit zugute zu kommen. Während die biologischen Forschungen Alberts des Großen noch der weiteren Erschließung durch Hermann Stadler harren, sehen wir Grossetestes physikalische Forschungen bereits zum großen Teil ans Licht gezogen durch die verdienstvolle kritische Erstausgabe seiner philosophischen Werke, die Ludwig Baur zu danken ist*. Es kann uns nicht wundern, wenn wir hierbei neben den astronomischen und meteorologischen Studien die optischen (über Licht, Farbe, Strahlenbrechung, optische Täuschungen und dergl.) ganz besonders bevorzugt finden, denn gerade auf die Erforschung der Lichterscheinungen wies auch das philosophische Interesse Grossetestе besonders hin; es galt nämlich für ihn, seine neuplatonische Lichtmetaphysik mit den überkommenen Grundbegriffen aristotelischer Denkweise, zumal von Materie und Form, so gut es eben ging, in Einklang zu bringen. Wir dürfen über diese Problementwicklung, zu der schon Clemens Baeumkers großes Witelowerk so bedeutsame Aufschlüsse gebracht hat, von Baurs angekündigter Darstellung der Philosophie Grossetestes weitere Belehrung erwarten. (Einige vorläufige Mitteilungen gab er bereits in der dritten Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1910.)

Von allgemeinem geistesgeschichtlichem Interesse ist jedenfalls so viel, daß die empirische Forschung gerade da, wo sie sich von philosophischen Denk s c h e m a t i s m e n befreite, doch im gleichen Augenblick von der philosophischen Denk a r b e i t ihre eigentlichen Problemstellungen und mithin die maßgebenden und beflügelnden Anregungen empfing. Überraschen kann das nicht, aber es ist gerade für unsere jetzige geistige Zeitlage besonders lehrreich, dies an immer neuen Fällen zu erkennen und sich damit freizumachen von jener positivistischen Selbstüberschätzung der ‚reinen Erfahrung', die — so wird eine künftige überschauende Betrachtung einmal konstatieren müssen — der Naturforschung unserer Tage ebensowenig gegeben ist als der in den Erkenntnismitteln freilich primitiveren Naturforschung des Mittelalters. Sehr charakteristisch und vorbildlich kommt das zum Ausdruck in der Wendung, mit welcher sich Grosseteste abweichend von dem Autoritätenzitat anderer Scholastiker immer wieder zugleich auf experimentelle Erfahrung und auf logische Vernunft beruft: „hoc patet experimento et ratione" bezw. „hoc est contra experimentum et rationem."

Eines bleibt sich zu allen Zeiten gleich: Wo beobachtet werden soll, da muß auch gedacht werden, und darum sind und bleiben Naturforschung und Philosophie in ihren tiefsten Wurzeln und höchsten Zielen heute wie im Mittelalter untrennbar.

Dr. Max Ettlinger.

* Als Band XI der Baeumker-Hertling-Baumgartnerischen „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters" Verlag Aschendorff, Münster. Brosch. M. 30.—. Von den ebenfalls neuerschienenen 6 Heften des Bandes X haben allgemeines Interesse namentlich die Arbeiten von F r a n z B a e u m k e r über Anselms von Canterbury Willenslehre (brosch. M. 2,75), von J o s e p h F i s c h e r über Anselms von Canterbury Erkenntnislehre (Brosch. M. 3.—) und ganz besonders von O s k a r R e n z über den moralphilosophischen Begriff der „Synteresis" nach dem hl. Thomas von Aquin (Brosch. M. 7,75).

Literatur

Jaroslav Vrchlicky † (geb. 17. Febr. 1853, gest. 9. September 1912). Von den Poeten der kleinen tschechischen Nation hebt sich für den Deutschen das Bild Vrchlickys fast allein in etwas schärferen Umrissen ab. Er gehört, wenn auch nicht als Ebenbürtiger, in die Reihe der großen Dichter, die das 19. Jahrhundert gebar. So sehr sie auch in ihrer Persönlichkeit verschieden waren, so haben doch alle: Goethe, Byron,

Ibsen, Nietzsche und Tolstoj, eines gemeinsam: das Schaffen an einem ‚dritten Reiche'. Auch Vrchlicky strebte danach, aber er ging nicht seinen eigenen Weg, sondern ließ sich von jedem der Genannten eine Zeitlang begleiten. Die deutsche Romantik und der Weltschmerz Byrons hoben seine Anfänge aus der Taufe, im Kultus der antiken Schönheit, zunächst im Sinne Schillers und Goethes durchgeistigt, fand er seine nächste Zuflucht. Bald bringt ihm aber Ibsens ‚Kaiser und Galiläer' das Problem des Kampfes zwischen Heidentum und Christentum nahe. Doch der Schmerz über den Verfall der Antike, den Schillers Gedicht betrauert, wandelt sich bei Vrchlicky langsam in die Erkenntnis der historischen Notwendigkeit*. Der Wechsel der Gestaltungen wird ihm zum Symbol des nach ewigen Wahrheiten ringenden Menschengeistes. In großen epischen Vorwürfen schreibt er nun nach dem Vorbilde Victor Hugos die Epopöe der Menschheit. Doch es fehlt ihm das Ziel. Die Geschichte ist in unaufhörlichem Flusse und das Ideal des ‚dritten Reiches' entschwebt in immer weitere Ferne.

Da wirft Vrchlicky sein Senkblei in die Brust des Einzelmenschen, das Faustproblem tritt an ihn heran. Er behandelt es in zwei dramatisch-epischen Dichtungen. ‚Hilarion' sucht die höchste Erkenntnis durch Askese, ‚Twardowski, der polnische Faust', auf den Pfaden des Don Juan zu erreichen. Beidemale erfolgt die Erlösung durch die Liebe. Damit hatte Vrchlicky seinen Schlüssel zu den Welträtseln gefunden. Er war auch auf anderem Wege dazu gekommen. Schon mit dreiundzwanzig Jahren begann er Dante zu übersetzen, den er zeitlebens besonders verehrte. Durch ihn wurde er an das Studium der Kirchenväter, der Scholastik und endlich der christlichen Mystik geführt. Aus dieser schöpfte er eine pantheistische, durch allumfassende Liebe verklärte Weltanschauung. Man braucht nicht erst darauf hinzuweisen, daß ähnliches Goethe im ‚Faust' vorgeschwebt hat, daß

* Den mächtigsten Ausdruck dieser Anschauung gab Vrchlicky in seinem Epos ‚Bar Kochba'. Es schildert den Untergang des jüdischen Reiches.

Brands Lebenswerk scheitert, weil Gott ein Deus caritatis ist. Das Evangelium der Nächstenliebe lag also in der Zeit. Bis zu seinen letzten Folgerungen führte es Tolstoj durch. Vrchlicky stimmt mit dem russischen Dichterphilosophen in einzelnen Grundzügen völlig überein. Das überrascht, da er für Tolstoj kaum ein wärmeres Wort übrig hat und sein Humanitätsideal, wie wir noch sehen werden, aus ganz andern Quellen stammt. Wenn er aber einmal erklärt*, er hätte, von den alten Christen gelernt, dem Bösen nicht zu widerstehen, was ist das anderes, als das berühmte fünfte Gebot Tolstojs? Natürlich verabscheut er auch den Krieg. Was ihn aber von dem großen Russen unüberbrückbar trennt, ist seine Hilfslosigkeit in der Anwendung seiner Theorien auf das Leben der Gegenwart.

Vrchlickys Stellung zu Nietzsche ist nach dem Gesagten gegeben, wenn ihm auch Anwandlungen von Übermenschentum nicht fehlen. In der Sammlung ‚Žamberské zvony'** (1901) ruft er Nietzsche zu:

Weh, du tötetest der Menschheit Mitleid —
ihre Poesie!
Das ist der tragische Beweggrund deines
Falles,
Denn Mitleid deckt sich stets mit Poesie!

Auf ethischem Gebiete kam Vrchlicky schließlich dazu, Gut und Bös bloß als zwei Seiten der Gottheit zu betrachten. Er läßt einmal den Luzifer endlich Ruhe finden, als er auch in sich die Gottheit erkennt.

Aber auch auf ästhetischem Gebiete zog Vrchlicky die Folgerungen, wie schon jene Verse an Nietzsche andeuten. Mitleid ist Poesie! Also sucht er seine Stoffe nur dort, wo die Humanität alles Klaffende und Ungerechte versöhnt. Die soziale Frage mit ihrem Elend und zertretenem Menschenglück dagegen umgeht er scheu. Nur ganz selten streift er an sie an.

Vrchlicky fühlt, daß zur Lösung dieser Probleme seine Weltanschauung nicht ausreicht. Sein Gottbegriff ist unklar. Er bekennt sich zwar zum Glauben an eine Gott-

* ‚Duse-mimosa' (Atavismus).
** ‚Senftenberger Glocken'.

heit, die aber bald pantheistisch, bald als die Weltseele der Inder erscheint. Über das persönliche Fortleben nach dem Tode geht er mit wehmütigem Lächeln hinweg. Wie Tolstoj sich später auf die Erde beschränkte, so fordert auch Vrchlicky die Menschen auf, zunächst und vor allem ihren irdischen Lebenszweck zu erfüllen. Der wird erreicht in der Arbeit. Die Größe des Menschengeistes liegt in seiner rastlos schaffenden Energie. Immer und immer wieder stimmt Vrchlicky seine Hymne auf diesen Ton. An Fausts gewaltigen Lobgesang der menschlichen Kulturarbeit wird man erinnert, wenn man bei Vrchlicky das Zwiegespräch Hilarions mit Orion liest. Das Gestirn höhnt die lächerlichen Anstrengungen der Menschenzwerge, in die Tiefen des Weltalls vorzudringen. Zum Zeichen, daß er an die Scholle gebunden sei, hätte ihm die Natur Flügel versagt. Doch Hilarion antwortet:

O wahrlich, was ist leichter, als mit Flügeln fliegen,
Doch ohne sie zum Urgrund vorzudringen,
Das ist Triumph des Menschengeistes wahrster!
Untrüglich ist sein Spürsinn und ist ewig.
Das gibt mir Glauben wieder und Gefühl der Kraft.

Die Arbeit als sittliches Bewahrungsmittel, die Einzelarbeit überhaupt, wie sie etwa Björnson verherrlichte, verschwindet bei Vrchlicky völlig. Im Hohlspiegel seiner Phantasie vergrößert sich auch dieses Motiv ins Unendliche. Freilich nicht selten auf Kosten der Vertiefung.

Die Arbeit des Menschengeistes überspannt Geschlechter und Jahrhunderte. Da ist der Tod auch nur eine Erscheinungsform. Vrchlicky mengt die Vorstellungen der Seelenwanderung mit jenen der christlichen Mystik und gelangt so dazu, den Tod im pantheistischen Sinne als Keim eines neuen Lebens aufzufassen.

Damit ist in wenigen Zügen die Stellung Vrchlickys zu den großen Fragen des Lebens skizziert. Seine Bedeutung liegt aber nicht in schöpferischer Tat. Er war vielmehr das unerreichte Genie der Einfühlung und Anpassung. Sein eigentlichster Lehrmeister war Victor Hugo. Wie dieser einige wenige schwerwiegende Begriffe mit unerhörter Ausdrucksfähigkeit abwandelt, unerschöpflich ist an plastischen und packenden Bildern, an berauschenden Wirkungen des Tonfalles und der Farbe, so sprüht und leuchtet es auch bei Vrchlicky über einigen wenigen tiefen Gedankenseen von Leuchtkugeln der Sprache und des Klanges. Von den Parnassisten übernahm ferner Vrchlicky den Kultus der Form. Hier lag seine eigentlichste Meisterschaft. Er schuf mit spielender Leichtigkeit die schwierigsten und seltsamsten Strophen- und Reimverschlingungen in einer Sprache, die man vor hundert Jahren erst aus tiefem Verfall für die Bedürfnisse moderner Bildung zu pflegen begann. Die Franzosen, vor allem Victor Hugo, gaben ihm ferner seine hohe Meinung von der Dichtkunst und von der Persönlichkeit des Dichters selbst. Hier zeigt sich sein Gegensatz zu Tolstoj besonders kraß. Als ästhetischer Aristokrat verschmähte es Vrchlicky, in die Kämpfe des Tages herabzusteigen. Wenn er es doch tat*, nach dem berühmten Vorbild Victor Hugos geschah es in vornehmer und etwas matter Weise. In Hugos ‚Les Feuilles d'automne' fand er auch sein Humanitätsideal und die Naturverherrlichung, womit er sich über die unerquicklichen Kulturzustände tröstete. Seine antiken und exotischen Stoffe schöpfte er wieder aus Leconte de Lisle, der ihm im Verein mit Carducci auch pessimistische Züge in seine Dichtungen einflocht. Nicht geringeren Einfluß übten endlich die polnischen Dichter auf ihn aus. Dem allslavischen Gedanken stand er zwar etwas ferne, doch gab er auch vielen heimatlichen Motiven Leben und goß sie in seine prachtvollen Verse.

So gleicht Vrchlickys Dichtung einem bunten Mosaik. Seine Fruchtbarkeit war fabelhaft. Außer einer langen Reihe von Gedichtsammlungen schrieb er einige Erzählungen** und eine stattliche Anzahl von

---

* Z. B. in den ‚Hlasy v pousti' (Stimmen in der Wüste).

** In deutscher Übersetzung bei Reclam er-

Dramen. Er bevorzugte antike Stoffe, die aber fast durchwegs, in französischem Prisma gebrochen, sexuelle Probleme betreffen. Das sinnliche Element tritt bei ihm überhaupt stark hervor. In der Schilderung des nackten weiblichen Körpers allein ist er Realist und wetteiferte mit Hamerling, den er auch übersetzte, in der Glut sinnlicher Darstellungen. Das hindert aber nicht, daß er in seinen christlichen Legenden den naiven, ja innigen Ausdruck trifft. Seinen dramatischen Charakteren fehlt dagegen das Bodenständige. Sein geringer historischer Sinn verführt ihn zu leicht, moderne Gedanken, ohne die nötige Vorsicht, in das Gewand der Geschichte zu kleiden.

Von bleibendem Werte für seine Landsleute sind dagegen seine Übersetzungen. Er verdolmetschte in unübertrefflicher Weise die hervorragendsten Dichtungen fast aller Kulturvölker. Ich erwähne nur einige Namen: Er übersetzte Goethes Faust, Schillers Tell, Dante, Ariost, Tasso, Camoens, Calderon, die spanischen Romanzen des Cid, Hafis, etwas aus der indischen und chinesischen Literatur, und endlich die bedeutenderen Vertreter der neueren französischen und italienischen Dichterschulen.

Seine Lebensschicksale sind bald erzählt: Als Emil Frida, Sohn eines Kaufmanns geboren, studierte er in Klattau und Prag. Verbrachte nach der Matura ein Jahr in Italien als Hofmeister und lebte dann in wechselnden Stellungen, zuletzt als Literaturprofessor an der tschechischen Universität in Prag. Mehrere Reisen ins Ausland brachten ihn mit der literarischen Welt in nähere Verbindung. Nach anfänglichen Anfeindungen fand er zuletzt sowohl in seiner Heimat, wie im Ausland hohe Auszeichnungen. Doch durch unglückliche Familienverhältnisse hart betroffen und durch seine ungeheuren geistigen Anstrengungen erschöpft, zog er sich in den letzten Jahren nach Taus zurück, wo er in teilweiser Geistesumnachtung vom Tode ereilt wurde.

Eine gewaltige Arbeitskraft und ein geniales Talent versplitterte in Vrchlicky an dem Mangel einer inneren Festigkeit und Tiefe.

Josef Leo Seifert.

schienen. Hier auch zwei Anthologien aus den Gedichten Vrchlickys, von Ed. Albert und Fr. Adler besorgt.

Umschau. In einem Referat regelmäßig das Wesentliche der literarischen Zeitschriften-Aufsätze zu geben, wird bei den Lesern dazu helfen, einen Überblick über die literarischen Meinungen und Absichten der Gegenwart zu gewinnen. Von dem, was zu Beginn des neuen Jahres Wichtigeres vorliegt (allzuviel ist es nicht), interessieren zunächst einige Stimmen zu Otto Brahms Tode. Erich Schmidts Nachruf auf Otto Brahm (‚Deutsche Rundschau‘, Januarheft 1913) gipfelt in der Konstatierung, daß ‚der Biograph Kleists und Schillers und der Direktor getrennten Haushalt führten‘. Brahm hat außer einem Versuch, die ‚Kabale und Liebe‘ naturalistisch darzustellen, und außer einer Gelegenheitsaufführung des ‚Demetrius‘ als Direktor für Schiller nichts getan. Auch von Kleist hat nur ‚Der zerbrochene Krug‘ seine Bretter beschritten. ‚Der Vers verstummte fast ganz, oder hervorragende Kräfte zeigten sich seiner unmächtig‘. In der durch die großstädtischen Verhältnisse ermöglichten ‚Beschränkung‘, die Goethe freilich so nicht gemeint hat, erwies Brahm den ‚Meister‘. Brahms Bedeutung sieht Erich Schmidt darin, daß er ‚einem großen, geschlossenen Kreis Werke wie Ibsens „Gespenster“, Tolstojs „Macht der Finsternis“, des jugendlichen Neulings Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“ und „Weber“ in meisterhaften Darstellungen durch ein hier und dort rasch geworbenes, zur Einheit ausgebildetes Ensemble vorführte. Es waren unvergeßliche Stunden, trotz und gerade wegen manchen Widerspruches. . . . Dieser kritisch wägende Kopf konnte niemals ein stürmischer Revolutionär sein; nichts ist bezeichnender für seine bei allem Wagemut doch in jedem Sinne vorsichtige Art als die ausgesprochene Genugtuung, daß Hauptmanns zweites Stück so völlig in Stoffwelt und innerer Kunstform von seinem Vorgänger abweicht, . . . wie Brahm einmal sagte, ‚ein Zeugnis für die

Weite und Entwicklungsfähigkeit dieses Talentes, das uns allen noch mancherlei zu raten aufgeben wird'! Nicht weniger hoch als den Direktor stellt Erich Schmidt den Kritiker. Sein Kleistbuch zeigte ‚der einst von dem jungen Wilbrandt einschmiegend dargebotenen Krankheitsgeschichte gegenüber ruhige Linien, klare Analyse, treffende Stilkritik. Und nach dem Überschwang älterer Schillerbiographen, die auf den Ton der Festrede gestimmt waren, mußte das von neuen, großen und schwergelehrten Torsi durch seine wohlbemessene Knappheit abstechende Werk des einstigen „Schillerhassers" sich durch die gleichen Vorzüge wie sein Kleistbuch reichen Beifall erobern, obwohl Brahms Art dem Ethos und Pathos des Helden kaum verwandt war'. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb ‚dieses Denkmal leider nach anderthalb Teilen unvollendet gelassen wurde', trotzdem Erich Schmidt den Grund dafür in dem anspruchsvollen Dienst der Gegenwart sieht.

In der ‚Neuen Rundschau' (der alten Brahmschen ‚Freien Bühne') kündigt S. Fischer eine ausführliche Würdigung des Werkes von Otto Brahm für später an. Das, was Brahm wollte, entrollt sich in den Programmworten, die er vor 23 Jahren im ersten Hefte der ‚Freien Bühne' schrieb, und die Fischer wieder abdruckt. An diesen ein Vierteljahrhundert alten Programmworten ist die Erklärung interessant, daß der Naturalismus nur ein Durchgang, nicht aber ein Ziel sein solle. ‚Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich auftun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwicklung menschlicher Kultur gebunden.' Diese Freude an der Entwicklung, die auch aus den oben angeführten, von Erich Schmidt bemerkten Worten Brahms über Hauptmann hervorgeht, scheint die Bedeutung Brahms auszumachen. Wie er sich für Ibsen einsetzte, so wirkte er auch für Hardt, für Eulenberg. S. Fischer nennt dies ‚Kraft der Anwandlung' und findet den Grund dafür in der Brahms Natur eingeborenen Wahrhaftigkeit.

Im gleichen Heft der ‚Neuen Rundschau' kämpft Moritz Heimann mit wütender Leidenschaft gegen den Kinematographen. Er begnügt sich nicht, die Auswüchse der Kinematographie anzupacken, sondern sein Zorn gilt der ‚Lichtbildkunst' überhaupt. Wohl zum erstenmal wird hier die Wurzel des Uebels bloßgelegt. Das typische Gefühl beim Verlassen einer Kinematographen-Vorstellung (gerade der vollendetsten) sei frierende Öde, sagt er. ‚Nach jeder wahren Kunsterregung aber steht es anders; und ob man ein Drama oder ein Ballett gesehen hat, so spürt man eine Durchdringung, die unter den Augenblick des Eindruckes nicht nur nicht heruntersinkt, sondern sich weit, zuweilen unendlich weit, darüber hebt. . . . Der Unterschied ist der, daß im Kinoschauspiel der Stoff in seiner kruden Tatsächlichkeit erhalten bleibt und sogar zynisch damit auftrumpft, während im ernsten Schauspiel der Stoff durch die Form, vornehmlich aber durch ihr Hauptelement, das Wort bis auf den letzten Rest aufgezehrt wird. . . . Für die Wirkung kommt hinzu, daß das Auge ein isolierender, das Ohr ein vereinigender Sinn ist. Der Hall, der aus dem Munde fährt, ist Träger der Botschaft von Seele zu Seele. Das Wort, die Sprache ist zugleich Zeugnis und schöpferisches Element des höheren Gemeinsinns, der zwischen den Menschen waltet. Im Wesen und in der Wirkung erfährt das Drama durch das Wort die Vergeistung. Das Kinoschauspiel aber, gerade wenn es sich dem Wortdrama nähert, wird um so sinnloser.' Wenn Heimann so dem Kinematographen als Vermittler von Kunstwerken jede Berechtigung abspricht, so findet er die ins Gebiet der Naturwissenschaften gehörenden Aufnahmen an sich rühmlich und schön, ‚aber sie werden durch Mißbrauch in ein doppelt gefährliches, weil schleichendes Gift, verwandelt. . . . Wer eine Menschenmenge durch Moritaten zur Stupidität

erzieht und dazwischen eine Jagd auf fliegende Hunde oder die Entwicklung des Vogels im Ei vorführt, darf sich nicht einbilden, daß er die Menschen belehre. Und wer da glaubt, daß er auf diese Art lernen könne, der irrt sich, er wird vielmehr über seine Unwissenheit nur narkotisch hinwegbetrogen. Man kann nun einmal nicht urteilen, ohne zu wissen; nicht wissen, ohne zu lernen; nicht lernen, ohne sich anzustrengen. Zehn Kenntnisse, die man sich erarbeitet, wiegen mehr zum Aufschluß der Welt als tausend, die einem gebraten in den Mund fliegen. . . . Der Kinematograph kann die Anschauung günstigen Falles unterstützen, aber nicht ersetzen'. —

Die Hauptmannfeier hat nun doch noch einen Mißklang geboren. So wenig eine Beachtung der von Alfred Kerr herausgegebenen Wochenschrift ‚Pan' sonst geboten scheint, so kennzeichnend in seiner Deutlichkeit ist der Protest, den der Berliner Kritiker erhebt (Heft 8), gerade weil Kerr zu den leidenschaftlichsten Verehrern Hauptmanns gehört und auch in Zukunft gehören will. Er gibt eine satirische Schilderung der intimen Feier in einem Berliner Hotel und fährt fort:

‚Der fünfzigste Geburtstag wurde durch ein Stiftungsfest begangen, mit aller Komik, allen Flachheiten, allem Getu, allem Herkommen solcher für andre Leute (auch für andre Geschlechter) gültigen Förmlichkeit.

War das wirklich so? Hauptmann fuhr ein paar Tage hinterher nach Wien? um dort wiederum seine Feier abzuhalten . . . (ohne Berücksichtigung von Hamburg, Zürich, München? des benachbarten Luxemburg?). Hauptmann empfängt nicht eine Deputation, sondern macht Rundfahrten: wie ein Confirmandus mit dem Sträußchen zu mehreren Familien geht? Alles im Zenith . . . nicht des Schaffens, doch der Jahre.

. . . Weder seine Freunde noch sein Verleger trauen heut jemandem über den Damm, wenn er ein geradegewachsenes Wort sprechen könnte. Dieser Kreis haut alles, was vergangen, in den Wind. Hauptmann selber würde Kritik heut . . . nicht nur krumm nehmen, sondern am liebsten weglöschen. (Duldsamkeit ist noch willkommener, wenn man sie erfährt: als wenn man sie übt.) Ich muß das äußern. Wenn es heraus ist, nicht eher, wird eine ganze Klarheit möglich, ein Sichzurechtfinden, ein Von-vorn-Anfangen. . . .

Doch um ihn Menschen, alte wie neue, die zustimmen oder schweigen; nicht bloß, um ihre „Stellung im Freundeskreise Gerhart Hauptmanns" nicht zu erschüttern, gleichviel, was aus dem befreundeten Mittelpunkt wird: sondern aus Duldsamkeit, um jeden nach seiner Façon in den Gletscherspalt sausen zu lassen.'

Interessant an diesem Ausbruch ist die Enthüllung eines Eingeweihten, daß ein ‚Kreis um Hauptmann' existiert, der durch Vertuschen, Zudecken und Loben in dem Dichter eine übertriebene Meinung von seiner Stellung erzeugt, und daß der Dichter selbst eine ehrliche Kritik ‚am liebsten weglöschen' würde.

Steinbell.

Ein katholisches Dokument für die literarische Inferiorität der Katholiken. Unter dieser Spitzmarke werden in Nr. 1 von ‚Österreichs Katholischem Sonntagsblatt' vom 5. Januar ‚die fortschrittlichen Katholiken der „Hochland"-Gruppe' für einen ‚Abriß der Weltliteratur' von Prof. Holtermann verantwortlich gemacht. Wir müssen es Herrn Prof. Holtermann, der uns bis zum Erscheinen seines Buches unbekannt war, überlassen, sich gegen den Vorwurf, urteilslos nachgeschrieben zu haben, selber zu verwahren. Wir haben nur festzustellen, daß die Behauptung, ‚Hochland' habe bei seinen Lesern eine Geringschätzung katholischen Schrifttums zugunsten nichtkatholischer Autoren großgezogen und sei somit für jede derartige Entgleisung verantwortlich, mit keinen Tatsachen belegt werden kann. Gerade Autoren wie Frenssen, Zahn, Heer, Barth, Schnitzler, Böhlau, Viebig u. v. a. sind in ‚Hochland' mehrfach sehr kritisch und je nachdem entweder scharf ablehnend oder mit literarischen und anderen Vor-

behalten besprochen worden. Dagegen haben von Anfang an eine Reihe katholischer Erzähler, wir nennen B. Wieman, E. von Handel-Mazzetti, Karl Linzen, A. von Krane, Franz Herwig, Jos. Gangl, F. A. Holland, bei ‚Hochland' ihren ersten Rückhalt gefunden und sind von hier aus zu allgemeinerer Anerkennung gebracht worden, nicht bloß bei den Katholiken, sondern in der gesamten literarischen Welt. Über diese Tatsachen kann sich nur eine vorbedacht tendenziöse Betrachtungsweise hinwegsetzen.

Wie wenig genau es Blätter vom Schlage des österreichischen ‚katholischen Sonntagsblattes' nehmen, wird in krasser Weise durch die Tatsache beleuchtet, daß der Holtermannsche Abriß der Weltliteratur, der bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg erschienen ist, als eine Publikation des Verlags der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten ausgegeben wird. Natürlich ließ sich der Zusammenhang mit dem ‚Hochland' auf diese Weise nur um so leichter konstruieren.

Daß wir uns für den Holtermannschen Abriß nicht begeistern können, wollen wir nicht verschweigen. Der Grund liegt aber nicht etwa nur darin, daß zu den genannten katholischen Autoren (Handel-Mazzetti, Hlatky und Keller) nicht auch noch andere genannt worden sind (das Sonntagsblatt vermißt in erster Linie den ‚Geistesriesen' Kralik), als daß überhaupt zu viele Namen aus der jüngsten Zeit genannt werden, und vor allem, daß das Ganze doch nur eine Arbeit aus zweiter und dritter Hand ist. Daher hat der Verfasser auch gar keinen Versuch gemacht, die führenden Ideen der großen Literaturen in ihrem Zusammenhang darzustellen und zu zeigen, wie die echte Dichtung, mag sie zeitlich und räumlich auch noch so weit getrennt sein, doch innerlich verwandt ist, ja wie im Grunde es immer nur die paar großen Themen von Menschenleid und Menschenschicksal sind, die dem genialen Dichter und Künstler den Stoff geben, seine tiefsten Erfahrungen bildhaft und symbolisch zu gestalten. Gerade ein solcher Abriß, bei dem ja eine auch nur annähernde geschichtliche Vollständigkeit zu den Unmöglichkeiten gehört, müßte seine Hauptaufgabe in dieser pragmatischen Behandlung des Stoffes erblicken, da nur auf solche Weise eine wirklich belehrende und aufklärende Arbeit für weiteste Kreise geleistet werden kann. Daß es hier nicht geschah, macht den Wunsch nach einem derartigen Versuch um so dringlicher.

Von rein stofflich didaktischen Gesichtspunkten aus betrachtet wird man dem Buch jedoch auch nicht jegliches Verdienst absprechen dürfen. Es ist immer schon etwas, daß mit ihm überhaupt einmal ein Versuch gewagt wurde, in den literaturkundlichen Unterricht auch die Weltliteratur einzubeziehen oder vielmehr sie darin in mehr zusammenhängender Weise zu behandeln. Dies anzuerkennen und gebührend hervorzuheben hätte einem katholischen Sonntagsblatt jedenfalls besser angestanden, als eine so fadenscheinige Polemik zugunsten eines einzelnen an diese sicher gut gemeinte Unternehmung des Herderschen Verlags anzuknüpfen.

Dieser Personenkultus, wie er gerade in Österreich grassiert, ist neuerdings eine recht üble Sache im katholischen Literaturschaffen. Und gerade in unserem Fall liegt das Hinc illae lacrimae nur zu deutlich am Tage!

**

Theater

Berliner Theater. Inzwischen ist der Festjubel, den ein Teil unserer in künstlerischen und geistigen Ansprüchen so bescheidenen, das Wesen der Mittelmäßigkeit aller Art und des niedrig Gewachsenen protegierenden Generation zu Ehren Gerhart Hauptmanns veranstaltet hatte, verrauscht, und der Dichter weilt, den Nobelpreis in der Tasche, an der sonnigen Riviera, sich für neue Heldentaten zu stärken. In der Haltung des poeta laureatus gefiel er sich in Berlin dermaßen, daß selbst seine fanatischen Anhänger es gelegen fanden, mit dem Ausdruck des Bedauerns und der Besorgnis um den Verblendeten von ihm abzurücken, wenn schon nicht ohne die Versicherung des hoffenden Vertrauens, der

nur vorübergehend in seiner Kraft, seinem Können, seiner Selbstkritik Geschwächte werde bestimmt in Zukunft wieder wie früher schon das Große, ja noch Größeres leisten: in solcher Zuversicht zeigt sich allerdings die Grenze des Urteilsvermögens dieser der gleichen Anschauungswelt angehörenden, nur in einem Punkte ein wenig schärfer blickenden Warner, denn Hauptmann hat niemals jenes Große geleistet, und es wird ihm in Zukunft nur weniger gelingen. Bevor der Dichter Berlin verließ, las er noch aus dem Manuskript eines Griechendramas vor, und es war wieder amüsant, zu beobachten, wie sich die Berliner Presse mit dem Dargebotenen abfand: ‚Das Stück ist zwar nicht gut, und auch las Hauptmann schlecht, aber das Publikum dankte dem „beliebten" Dichter herzlich für sein Erscheinen.' Wenn einer noch nicht ganz taub ist, so dürfte er dies nicht für die Sprache der oberen Zehn an den Auserwählten halten, es ist die Sprache der Mittelmäßigkeit an den, den sie für ihren geistigen Führer hält. Wie sehr wir in einem Zeitalter der Mittelmäßigkeiten aller Gebiete leben, in der die eine die andere beweihräuchert, und das Genie unfehlbarer überschaut als je — nur gut, daß die von der Auszeichnung Getroffenen diese nicht als die Stigmatisierung empfinden, die sie ist —, kann man zur Genüge auch an der Tätigkeit jenes Nobelpreiskomitees erkennen: da werden Pygmäen jeder Art gekrönt, in Deutschland z. B. das schlesische Dichterlein, während in nächster Nähe von Berlin am 12. Januar ein Eugen Dühring seinen 80. Geburtstag feierte, für eine breitere Öffentlichkeit und die offizielle Gelehrtenwelt in fast völliger Vergessenheit. —

Von den Stücken des Hauptmann-Zyklus, den der verstorbene Brahm inszenierte, sahen wir noch den ziemlich einstimmig als die beste, wenigstens geschlossenste Arbeit des Dichters anerkannten witzigen ‚Biberpelz'; doch wir kamen auch angesichts seiner zu dem Erkenntnis-Resultat, daß hier alles Tiefere, was auf dauernd gültige Lebenszüge wiese, fehlt; daß es sich um ein Stück handelt, das zwar eine geschickte Naturalistenhand nach der Natur kopierte, dem aber darum doch gerade die Mängel anhaften, die jeder bloßen Naturabschrift eignen. Es steckt kein geistiger Entwicklungskern in dem Stoff, und so ist denn mit dem Schlußgelächter auch alles verpufft und verraucht, wie bei einer Posse; arbeitet der Dichter doch in den prickelnsten Szenen, denen in der Amtmannsstube, mit recht groben hergebrachten Lustspielmitteln. Kurzum eine Komödie, wie heute, von einigen Stellen abgesehen, ein Ludwig Thoma sie gewiß auch zeichnet, und mit der, wie mit seinen übrigen Sachen, Hauptmann kaum berühmt werden würde, so er nun als Anfänger vor die Rampe träte. Er verdankt seinen Aufstieg dem glücklichen Umstand, in einer Zeit der tiefsten Verseichung der Berliner Literatur begonnen zu haben.

Gespielt wurde der ‚Biberpelz' in der ursprünglichen Besetzung der Hauptrollen durch Else Lehmann und Oskar Sauer glänzend.

Im Kleinen Theater des Herrn Barnowski, der als Nachfolger Brahms vom Juli dieses Jahres ab das Lessing-Theater übernimmt, geht als allabendliches Zugstück die Tendenz-Komödie ‚Professor Bernhardi' des Wiener Literaten Artur Schnitzler in Szene; ein Stück, das einiger wirkungsvoller Momente wegen, zumal in der vorzüglichen Darstellung, die ihm in Berlin — mit Ausnahme einer einzigen Rolle, der des Priesters, die naturgemäß schon als die mißglücktere aus der Hand Schnitzlers hervorging — zuteil wurde, fesselte, sonst aber ohne jede tiefere Bedeutung ist. Schnitzler ist ein Routinier, der sonst Obszönitäten und Sentimentalitäten macht, hier wollte er einmal an ernstere Dinge rühren, die ihm das Leben vielleicht über den Weg brachte. Da man aber von einem Juden nicht gut verlangen kann, daß er den ganzen Ernst und die Wirkung der Konsequenzen begreift, die aus dem Aufeinanderplatzen von jüdischer und christlich-germanischer Weltanschauung entsteht, wo, wenn der Konflikt sich tragisch zuspitzt, der Held zu suchen, und wer als der

mit Recht Unterliegende zu betrachten sei, o wählte der Wiener bei dem für ihn heiklen, diesem Gebiet entlehnten Stoff den komödienhaft-lächelnden Ausweg, dabei von seinem Standpunkt aus der Jude immer noch ein wenig günstiger abschneidet als der Christ. Daß er den Stoff nicht tragisch, vielmehr tragikomisch faßte, hätte ja auch einer tieferen Einsicht entspringen können, doch lag ihm nichts ferner, als an seine Glaubensgenossen heranzutreten mit der Menschenkenntnis, die Shakespeare in seinem ‚Kaufmann von Venedig' den Juden tragisch-komisch auftreten läßt, weil er dem Christen gegenüber im Grunde gar keine andere Rolle spielen kann: Schnitzler lieh seinem ‚Professor Bernhardi' milde Nathan-Züge. Der Konflikt ist kurz dieser: der jüdische Professor weigert aus Menschlichkeit dem christlichen Priester den Zutritt an das Bett einer Sterbenden. Der Fall könnte eintreten, da man einen solchen Wunsch begreiflich findet, denn die Kranke liegt im Zustand der sogenannten Euphorie, in dem sie kurz vor dem Tode nichts weniger ahnt als diesen, und es wäre interessant, zu sehen, wie die Situation sich gestaltete, wenn sich nicht Jude und Christ gegenüberständen. Die Art und Weise aber, wie der Wiener Literat den schwierigen Stoff anfaßt und zum Parteigezänk zwischen Liberalen und Klerikalen herabwürdigt, beweist, daß er ihm nicht gewachsen ist, naturgemäß nicht gewachsen sein kann. Bei ihm ist der Jude natürlich der Vertreter der Humanität, der klerikale Minister der des unfruchtbaren Dogmas, der eine Held, der andere Intriguant. Die Tragweite des Problems vermag der Jude natürlich weder zu erkennen noch in entsprechenden Gestalten durchzuführen. Er sieht nicht, daß seine sogenannte Weltanschauung, die nur den Augenblick kennt, identisch ist mit Auflösung. Auf die vielen sich daraus ergebenden Schiefheiten können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Wie der Wiener Literat den tiefsten ethischen Normen gegenübersteht, mag aus dem einen Satz erhellen, den der Professor nach dem gegen ihn angestrengten Prozeß dem Priester gegenüber, der ihn in seiner Wohnung aufsucht, um ihm seine menschliche Sympathie auszudrücken, ausspricht: ‚Es würde Sie kränken, Hochwürden, wenn ich Ihnen dafür dankte, daß Sie unter Ihrem Eide die Wahrheit gesagt haben.' — Genießbar ist das Stück nur in den Nebenfiguren; diese, die nicht Träger von Ideen oder Rassen sind, wenigstens nicht in deren repräsentativen Eigenschaften, sind mit Geschick gezeichnet, und zwar sowohl der kleine Antisemit Hochroitzpinter wie der teutonische Philosemit Flugfelder und der erbarmungswürdige Jude Feuermann, und auch die wichtigeren, der Professor Ebenwald usw. Hinsichtlich seines sogenannten gedanklichen Kerns aber muß das Stück als eine seichte Literatenarbeit abgelehnt werden, die weit eher geeignet ist, derartige komplizierte Situationen im Volksbewußtsein zu verdunkeln als zu klären.

Vor Jahresfrist schon ging die Notiz durch die Zeitungen, Maurice Maeterlinck habe ein Märchendrama ‚Der blaue Vogel' verfaßt, in dem er zwei Kinder, die im Besitz eines durch eine Zauberin verliehenen geheimnisvollen, den Sinn der Dinge aufschließenden Diamantens seien, ausschicke auf die Suche nach dem ‚blauen Vogel', d. h. nach dem Sinn, dem Glück des Lebens. Nun sahen wir es nach langer Ankündigung bei Reinhardt und erlebten eine bittere Enttäuschung, deren Stärke freilich nur zur kleineren Hälfte auf den Dichter, zur größeren auf den Theaterdirektor zu setzen ist, der ein unaufführbares Stück aufführt, aus einem Märchendrama, das zu wenig Gedanken und in einer greifbaren Wirklichkeit ruhenden Sinn, statt deren aber bei der Lektüre gewiß viel feine lyrische Zauberstimmung hat, eine Ausstattungsrealität machte, dabei ihn seine Schauspieler durch den Text verhunzende Possenwitze unterstützten. Der kurze Sinn der Fabel ist der: zwei Kinder, Tytyl und Mytyl, träumen am Weihnachtsmorgen, sie begeben sich, im Besitz jenes Diamanten, auf jene Märchenreise; und der dürftig vorgetragene Gedanke dieser: es gibt ein Glück, aber

jedem von uns liegt es so nah, daß er es nicht sieht; der blaue Vogel, wenn wir ihn greifen wollen, ist nicht mehr blau, oder liegt tot in unserer Hand. Es fehlt dem Stück sowohl die Schlichtheit des Märchens und sein im Volk und im Leben wurzelnder, einem kindlichen Vorstellungskreis entsprechender Sinn, davon es nur das Konventionelle übernahm, als auch wirkliche gedankliche Tiefe, daran es nicht reicht; es ist eine Hybride zwischen beiden, was nur zu erklärlich ist bei einem Dichter, dessen Geist stets mehr in den Nerven als im Gehirn steckte, so daß er selbst als philosophischer Essayist kaum einen flüchtigen Schimmer der Dinge griff. Seine Eigenart war von jeher intensivster Nervenlyrismus und den verdarb ihm hier der Berliner Theaterdirektor, verführt durch jene hybriden Eigenschaften, die im Charakter des Stückes selbst liegen; sodaß ein Etwas zustande kam, halb Weihnachtsausstattung für Kinder, halb in höhere Reiche ragendes mystisches Spiel, das reife Menschen unbefriedigt ließ.

Rudolf Klein.

Musik

Musikalische Denkmäler der Steinätzkunst. Unter diesem Titel ist unlängst eine größere historische Monographie von Berta Antonia Wallner (München 1912. J. J. Lentnersche Hofbuchhandlung) erschienen, die sich die Beschreibung einer musikalisch wie bildnerisch gleich interessanten Spezies des Kunstgewerbes im 16. und 17. Jahrhundert zur Aufgabe gestellt hat. Der großen Musikliebe dieser Zeit entsprechend wurde es damals üblich, auch Werke der bildenden Kunst der Musiküberlieferung dienstbar zu machen. ‚So finden wir', heißt es in der Einleitung des Wallnerschen Buches, ‚ganze mehrstimmige Tonsätze auf Ölgemälden, Kupferstichen, kunstgewerblichen Erzeugnissen, ja sogar auf Gebrauchsgegenständen aufgezeichnet'. In diese Gattung von Denkmälern gehören nun auch ‚jene steinernen Prunktafeln, welche, sei es im traulichen Heim eines kunstfreundlichen Herrn, sei es bei glänzender Festversammlung oder auch bei ernster Beratung, eine Runde um sich scharten, und denen man im Hinblick auf ihre Bestimmung oder dem Geschmacke des Besitzers entsprechend Gesänge einätzte.' Manche von diesen musikalischen Denkmälern der Steinätzkunst sind verloren gegangen und uns heute nur noch aus archivalischen Nachrichten oder durch Beschreibung der Zeitgenossen bekannt; eine Reihe sehr schöner Exemplare hat sich aber auch in öffentlichen wie privaten Sammlungen erhalten, und ihre Bekanntschaft vermittelt das vorliegende Buch. In Frage kommen hauptsächlich ein Täfelchen von 1550 im Maximiliansmuseum zu Augsburg, ein viereckiger Tisch von 1575 auf Burg Kreuzenstein bei Korneuburg (Österreich), ein viereckiger Tisch von 1589 im steiermärkischen Kunstgewerbemuseum zu Graz, ferner Rundtafeln aus dem letzten Dezennium des 16. Jahrhunderts in den Sammlungen des Wiener Kaiserhauses, im Schloß Hohenschwangau, bayerischen Nationalmuseum, Rathaus Amberg und in der Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart, endlich ein viereckiger Tisch von 1610 ebenfalls in den Sammlungen des Wiener Kaiserhauses. Es ist kein Zufall, wenn wir diese Denkmäler alle in bayerischem Besitze oder an mit Bayern in reger Verbindung stehenden Nachbarhöfen finden, denn die Steinätzkunst war bayerischer Herkunft. Es hängt das damit zusammen, daß sie ihr Material, den ‚Solnhofer Schiefer', im bayerischen Jura fand. So wurden auch die steinernen ‚Liedertische' ein beliebter Prunkgegenstand gerade der bayerischen bürgerlichen wie adeligen Vornehmen und von diesen gerne zu Geschenkzwecken verwendet. Um einen Begriff von dem Aussehen dieser merkwürdigen Dokumente zu geben, sei hier auszugsweise die in dem Wallnerschen Buch mitgeteilte Beschreibung des Steintisches von 1575 auf Burg Kreuzenstein wiedergegeben: ‚Die Tischplatte ist ein Viereck, dessen Seiten drei Schuh (92,5 cm : 87,5 cm) haben, mit Blumenarabesken geziert, die aufs sorgfältigste geätzt teils bemalt, teils vergoldet sind. Den Rand bilden in großer altdeutscher Schrift zwei Bibelsprüche zum Lob der

Musik. Dem Rand reihen sich auf jeder Seite gegen die Mitte hin die einzelnen Stimmen eines 4stimmigen Cantus an, welcher so angebracht ist, daß Diskant, Alt, Tenor und Baß jeder seine Stimme vor sich hatte, wenn die Sänger bei Tische saßen. Eine reiche Verzierung bildet den Mittelpunkt des Ganzen, umschlossen von einem Kreise, in welchem in lateinischer Lapidarschrift abermals ein Spruch zum Lob der Musik steht. In der Mitte ist zweimal die Jahreszahl 1575 angebracht. Jedenfalls scheint die Antiquität als zierliches Trinktischlein gebraucht worden zu sein.' Die Komposition ist eines der bekanntesten Lieder von Ludwig Senfl: ‚Ich schwing mein Horn ins Jammertal'. Ludwig Senfl († 1555) ist der Klassiker des polyphonen deutschen Kunstlieds im 16. Jahrhundert gewesen, etwa der Franz Schubert seiner Zeit. Überhaupt finden sich natürlich gerade die berühmtesten Künstler von damals (u. a. auch Lasso und Palestrina) auf diesen Denkmälern mit Kompositionen vertreten, denn eine solche Verewigung in Stein bedeutete für den Tonsetzer eine Huldigung von nicht geringer Art. Schon in dieser Hinsicht erscheinen die Liedertische als wichtige musikgeschichtliche Dokumente, gewissermaßen nämlich als Gradmesser für die Wertung der Komponisten seitens ihrer Zeitgenossen. Aber auch ganz allgemein genommen kommt ihnen großes historisches Interesse zu: sie ‚erzählen von sonniger Lebensfreude, Bürgerreichtum und Fürstenpracht, daneben aber auch von Tagen gewaltigen Ringens und Kämpfens um der Menschheit heiligstes Gut. Wenn später auch die bildende Kunst sich immer bemühte, ihre Schwester, die Musik, zu verherrlichen, so vermag man diesen Erzeugnissen doch nichts mehr von annäherndem Werte zur Seite zu stellen, denn zweifellos geben jene einzigartigen Werke Kunde davon, wie sehr die Musik mit der ganzen Kultur der Renaissance verflochten war, wie sie nicht nur auf die bildende Kunst wirkte, nein, welch enges Band sie mit dem menschlichen Leben dieser Zeit verknüpfte. Auch sie legen Zeugnis dafür ab, welch bedeutende Stelle die Tonkunst in der Kulturgeschichte einnimmt'. — Zum Schluß ist noch zu bemerken, daß die Verfasserin bei Behandlung ihres Themas mit musterhaftem Fleiß und großer Umsicht zu Werke gegangen ist. Es findet sich in dem Buch eine Fülle neues archivalisches Material zur Musik-, Kunst- und Kulturgeschichte der Zeit.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Karl Nischler, der am 12. Jan. in München im Alter von 26 Jahren gestorben ist, würde gewiß mehr als jeder andere verwundert sein, hier seinen Namen zu finden. Er war ja nur ein Lehramtskandidat jüngsten Datums und hatte für die Welt im eigentlichen Sinn noch nichts geleistet. Außer in ein paar studentischen Organen wird ihm daher wohl kaum ein Nachruf geschrieben werden. Wenn wir dennoch seinem Andenken hier einige Worte widmen, und zwar zu gleicher Zeit, da klangvolle Namen anderer Toten ungenannt bleiben, so ist es nicht mehr und nicht weniger als ein achtungsvolles Senken der Fahne vor jenem Geist hingebungsvoller Arbeit im Dienste religiöser, kirchlicher und sozialer Ideen, wie er in vielen unserer heutigen Studentenschaft als eine verheißungsfrohe Blüte sozialstudentischer Erziehung wirksam ist. Karl Nischler, den das Schicksal in keiner Richtung besonders begünstigt hatte, war eine typische Erscheinung dieses modernen Studententums. Mit einem zähen Eifer, der keine Rücksichten, leider nicht einmal die auf die Gesundheit, zu kennen schien, hatte er sich neben seinem Studium den Mühen und Sorgen um die sozialstudentische Organisation seiner Kommilitonen gewidmet; er hatte so, wenn auch zunächst noch in engerem Kreise, eine Bewegung aufgebracht und lebendig erhalten, die z. B. in München sich die Achtung auch derjenigen studentischen Kreise zu erringen wußte, die, auf dem Boden des Kartells freiheitlicher Vereine stehend, den denkbar schärfsten Gegensatz in Fragen der Weltanschauung vertraten. Für den einer älteren Studentengeneration angehörenden Beobachter war

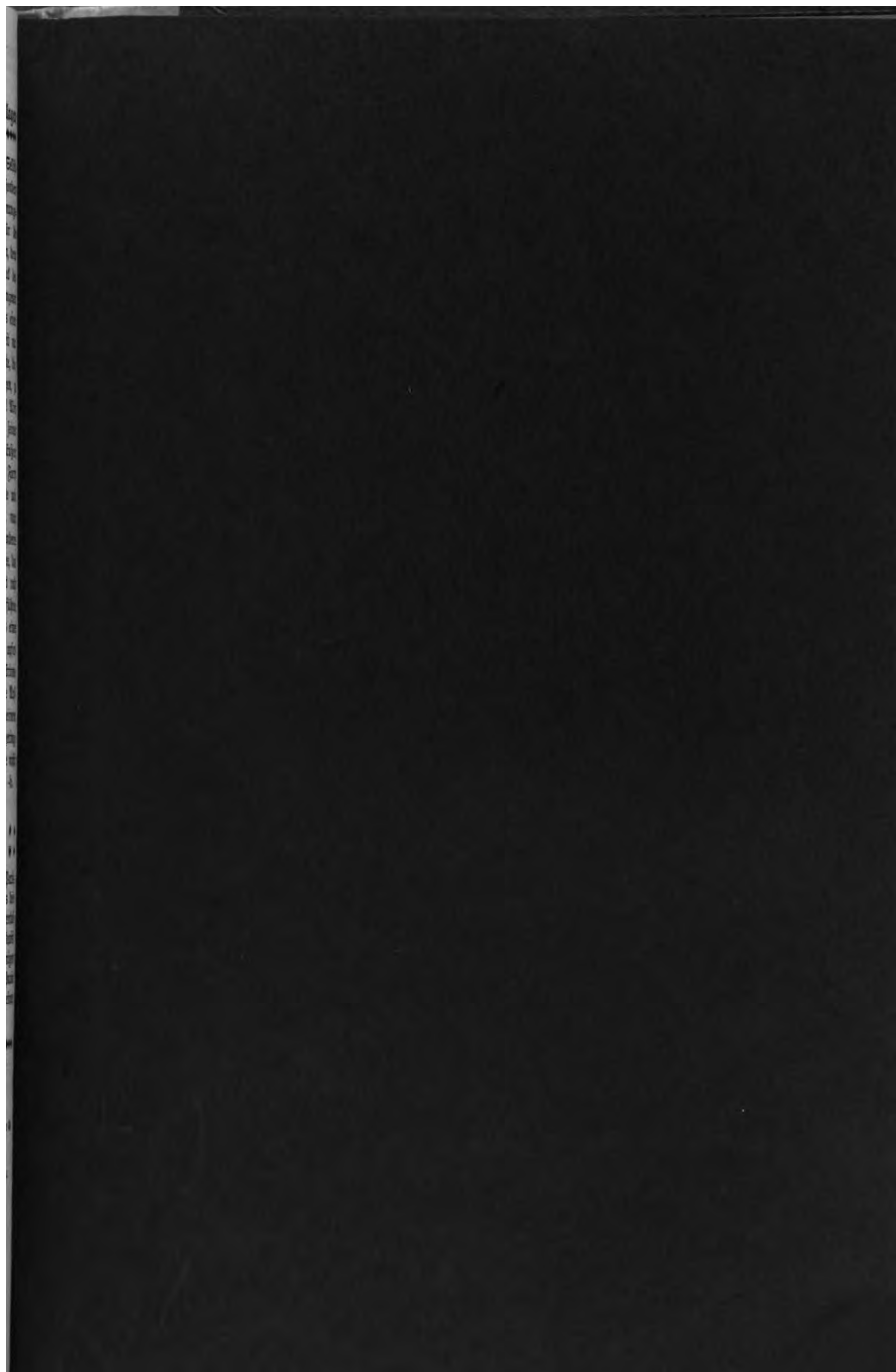
es eine seltene Erscheinung, wie diese jungen Akademiker, Nischler nicht als letzter unter ihnen, den Sauerteig ihrer freiheitlich gerichteten, aber nichtsdestoweniger orthodoxen katholischen Anschauungen und Überzeugungen mitten hineintrugen in die ungeformte Masse freidenkerischer Wünsche und Wollungen, und mit welcher Unerschrockenheit sie sich den Vorurteilen dieses, wie man oft wähnt, schwer belehrbaren Kreises entgegenstellten. Ich erinnere mich einer solchen Versammlung, in der Nischler ein Referat über das Wesen der christlichen Persönlichkeit übernommen hatte, und ich wünschte, die Leser wären Zeugen der rückhaltlos achtungsvollen Worte gewesen, die August Horneffer in geradezu neidvoller Bewunderung der geschlossenen Welt des katholischen Denkens äußerte. Mir stieg damals unwillkürlich die Erinnerung an den jugendlichen Ozanam auf, wie er mit seinen Studienfreunden in der französischen Weltstadt das ruhige und sichere Licht seiner religiösen Begeisterung hinaustrug in das verwirrende Dunkel des Unglaubens und der Zweifelsucht und so das große Werk christlicher Caritas vorbereitete, mit dem sein Name jetzt noch verknüpft ist.

Ein hervorstechender Zug im Charakter Nischlers war eine geradezu rührende Selbstlosigkeit. Wir wollen hier nicht besonders rühmen, was er unter seinen Gesinnungsgenossen und deren Nachwuchs für die Schätzung der ‚Hochland‘-Arbeit getan, denn es war schließlich nur ein Ausdruck des Dankes für die von dort empfangenen Anregungen. Hatte er sich doch aus einer Periode der religiösen Gleichgültigkeit nur unter Mitwirkung der idealen Kräfte, die von dieser Arbeit auf ihn übergingen, zu positiver Gläubigkeit emporgerungen! Aber wie er alles, was man ihm für seinen tatsächlich beispiellosen Eifer als äußere Anerkennung, selbst in der harmlosen Form eines Freiexemplars, anbot, ablehnte und diese Ablehnung damit begründete, man solle nicht sagen können, er habe ein anderes Interesse als das der Sache, der Idee, das war um so ehrenwerter, als er mit recht kleinen Mitteln den Lebenskampf führen mußte. Und so mag diesem Typus eines selbstlosen, ideal gesinnten und allzeit opferbereiten Studententums hier diese Erinnerung gewidmet sein zugleich als eine Aufmunterung in dem Sinn, daß auch einem solchen in den Augen der Welt geringfügigen Wirken die gebührende Ehre nicht versagt bleibe. -h.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Die Bilder von **Ferdinand Humbert**, geb. 8. Oktober 1842 zu Paris, denen zum Vergleich ein Ausschnitt aus einem Bilde von **Puvis de Chavannes** beigegeben ist, zeigen, wie die Wandmalereien dieses großen französischen Monumentalmalers auf ähnliche Bildabsichten weitergewirkt haben; vgl. die Würdigung Puvis' von Dr. W. Gensel im ‚Hochland‘, Oktoberheft 1908, wo S. 69 von dessen wenigen Nachfolgern Humbert an erster Stelle genannt ist. Bilder von Humbert und Puvis de Chavannes befinden sich nebeneinander im Pariser Pantheon als Dokumente einer bestimmten Phase der französischen Monumentalmalerei des 19. Jahrhunderts.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 48
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Gebhard Fugel/Gang nach Emaus





Zehnter Jahrgang März 1913

Friedrich Hebbel / Ein Beitrag zur Würdigung der Schöpferkraft des denkenden Geistes / Von Karl Muth

Wer die Urteile, welche die Mehrzahl der Zeitgenossen Friedrich Hebbels über den Dichter der ‚Judith' und der ‚Maria Magdalena' fällte, mit der Schätzung vergleichen wollte, die unsere Gegenwart seiner Dichtung entgegenbringt, der könnte leicht aus dem Widerspruch darin sehr ungünstige Schlüsse auf den Stand unserer moralischen und ästhetischen Bildung ziehen. Er brauchte einerseits nur darzutun, wie peinlich sich selbst die geistig höherstehende Kritik um Hebbel nicht bloß von einzelnen ‚Kruditäten' seiner Werke abgestoßen fühlte, sondern wie sie selbst deren psychologische Voraussetzungen als widernatürlich, pathologisch, unwahr empfand; und er brauchte anderseits nur die blasierte Gleichmütigkeit zu malen, mit welcher die Heutigen den dem problematischen Gebiet der geschlechtlichen Wollust und Grausamkeit entnommenen Stoffen in Kunst und Dichtung gegenüberstehen. Und er könnte, wenn er boshaft sein wollte, diesen Wandel des Verhältnisses durch manche pikante Einzelheit aus unserm öffentlichen Kunstleben begründen. Warum sollte, so hören wir ihn fragen, eine Generation, die einem schlechten Stück, wie Maeterlincks ‚Mona Vanna', Riesenerfolge möglich machte und eine ‚Salome' und ‚Elektra' mit kaum geringerem Zulauf ehrt, noch Abscheu fühlen, wenn ihr vorgestellt wird, wie ein junges Weib sich einem assyrischen Wüterich preisgibt und ihm dann den Kopf abhaut, oder wie ein Ehemann als Würze seines ehelichen Glückes eines heimlich schmachtenden Zeugen bedarf?

Nun ist es ja Tatsache, daß unser öffentlich-gesellschaftliches Empfinden sich in bezug auf die Schaustellung derartiger Vorgänge nicht gerade verfeinert hat.

Dinge, die in den Tagen der Romantik und der ‚Emanzipation des Fleisches‘ durch die Jungdeutschen sich noch immer in einer gewissen literarischen Exklusivität hielten, können sich heute, ohne wirkungsvollem Widerspruch zu begegnen, auf die weltbedeutenden Bretter wagen.

Aber, so fragen wir nun im Ernst, läßt sich wirklich aus diesem trüben Spiegel pessimistischer Zeitvergleichung das Geheimnis ablesen, warum Hebbel uns mit einemmal in die vorderste Reihe rückt und gleichsam jeglichen in seinen Bann nimmt, der sich ihm mit einiger Gründlichkeit, sei es kritisch oder erwartungsvoll, nähert? Läßt sich wirklich auf solche Weise verstehen, warum ein Dichter, der zwar dem ungesunden Vorwitz unserer Tage durch die stoffliche Seite seiner Bühnenwerke entgegenzukommen scheint, aber andererseits der profanen Neugier durch die Feuerzone seiner geistigen Dialektik die Annäherung so schwierig macht, in so ungewöhnlicher Weise zu einem Mittelpunkt wissenschaftlicher Untersuchung wie ernsten ästhetischen Nachdenkens über Weg und Ziel neuer Dichtung, der tragischen voran, werden konnte? —

Es ist für tiefer Blickende gar kein Zweifel möglich, daß dies nicht der Fall ist. Denn mag es diesem und jenem auch scheinen, als ob bei der neu erwachten Hebbelverehrung das Interesse für das problematische Verhältnis der Geschlechter zueinander der ausschlaggebende Gesichtspunkt sei, so entscheiden hier doch nicht die roh gebildeten Scharen des profanum vulgus, sondern allein jene ernsteren Geister, die von einem ehrlichen Willen zur Kultur beseelt, in dem Denker und Dichter Hebbel Einsichten und Kräfte wirksam wissen, von denen sie glauben, daß sie, für unsere Zeit genützt, den Keim einer schöpferischen Entwicklung in sich tragen. Nur von der Rat- und Inhaltlosigkeit unseres gegenwärtigen literarischen Schaffens aus kann man es also verstehen, wie so plötzlich der ideenreiche, grübelnde und nach den höchsten Zielen der dramatischen Kunst ausgreifende Dichter und Denker zum Gegenstand einer Bewunderung wird, die von einem weniger zeitlichen Standpunkt aus rätselhaft bleiben müßte.

Achtung und Bewunderung haben nun zwar Hebbels geistiger Persönlichkeit und seinem Gesamtwerk auch die Zeitgenossen nicht versagt, obwohl nur einzelne sie stärker zum Ausdruck brachten. Aber diese Schätzung trug doch wesentlich einen anderen Charakter als heute. Sie galt vor allem der geistigen Kühnheit, mit der Hebbel in der Literatur seine eigenen Wege ging, dem Selbstgefühl, mit dem er dem herrschenden Geschmack jegliches Zugeständnis verweigerte, und der künstlerischen Energie, mit der er seinem leidenschaftlichen Denken einen neuen, diamantscharfen und, wenn auch nichts weniger als unmittelbar wirkenden, so doch Geist und Empfindung seltsam fesselnden Ausdruck schuf. Im Gegensatz hierzu empfand man den philosophischen Einschlag in seinem künstlerischen Denken und Schaffen als störend, und was insbesondere sein Ringen um eine metaphysische Anknüpfung der dichtenden Kunst an die höchsten Fragen betrifft, so sah man darin nur gewisse spekulative Nachwirkungen der unmittelbaren Vergangenheit. Hebbel stand der mit Geist geladenen Atmosphäre des spekulativen Denkens einer philosophischen Zeit noch zu nahe, und seiner flacher gearteten Mitwelt waren die Denk- und Sprachformen jener Zeit, wenn auch vielfach ausgehöhlt, noch zu

geläufig, als daß sie den spezifischen Unterschied zwischen jenen abstrakten und Hebbels künstlerischen Tedenzen herausgefühlt und die philosophisch gefärbte Seite von Hebbels Wesen anders denn als eine zufällige und unorganische Zugabe zu seinem Dichtertum betrachtet hätte. Hielt doch selbst Schopenhauer es für nötig, Hebbel vor der Einbildung zu warnen, als ob sich aus Philosophie Poesie gebären lasse, ein Gedanke, der dem Denker und Dichter Hebbel theoretisch sicher vollkommen fern gelegen hat. Es bedurfte eines größeren Zeitabstandes, als ihn die Mitlebenden hatten, um das Eigenartige und Selbständige von Hebbels philosophisch-ästhetischem Denken zu begreifen und um einzusehen, daß ihn gerade der hohe Flug seiner dichterischen Absichten dazu trieb, das, was ihm rein künstlerisch zu bewältigen nicht gelingen wollte, wenigstens als möglich und notwendig auszusprechen und so seinem dichterischen Ideal die ergänzende gedankliche Form zu geben. Daher die immer wieder unternommenen Versuche, durch Vorreden zu seinen Dramen dem Verständnis nachzuhelfen, die ‚Ideenhintergründe‘ gleichsam durch philosophische Perspektiven sichtbarer zu machen.

Aber seine Zeit hatte kein oder doch nur ein ermüdetes Interesse für die großen gedanklichen Horizonte, in die er seine Werke ideell hineinstellte. Sie sah, wie gesagt, zunächst nur den Nachteil, der seinem dichterischen Vermögen aus der Belastung mit philosophischen Ideen erwuchs, ohne sich über den Gewinn Rechenschaft zu geben, den die Dichtung und noch mehr die positive Kritik aus einer klaren und tiefen Einsicht in die metaphysischen Voraussetzungen und Ziele alles künstlerischen Schaffens ziehen. Hebbel aber hatte von Anbeginn seinem Denken über Aufgabe und Ziel des Dramas eine metaphysische Grundlage gegeben, und wenn er sich auch später, unter dem Einfluß der Kritik, die ihm eben deshalb immer wieder die Echtheit und Unmittelbarkeit seiner künstlerischen Gestaltung bemäkelte, gedrängt fühlte, seine Gedankenwelt mehr nach der empirischen Seite hin zu orientieren, so ist er doch, trotz mehrfachen widerspruchsvollen Schwankens, seiner anfänglichen Richtung innerlich treu geblieben.

Hier nun ist es, wo man neuerdings wieder an Hebbel anknüpft. Die Besseren unserer Zeit leiden unter der Enge und Unbedeutendheit des heutigen Literaturbetriebs und möchten aus dem unwürdigen Zustand einer ziellosen Jagd nach immer neuen Experimenten heraus. Die Fragen nach den Bedingungen und Voraussetzungen des großen Kunstwerkes stehen auf der Tagesordnung. Nachdem der Naturalismus und Symbolismus abgewirtschaftet hatten, sollte der Neuklassizismus die Rettung bringen. Als ob je ein Ismus und nicht vielmehr ausschließlich eine große Persönlichkeit sie bringen könnte! Aber bis diese Persönlichkeit kommt, gibt es für unsere dichterischen Talente kein anderes Mittel, als sich im Bund oder Streit mit den Philologen durch Theorien über die Not der Zeit hinwegzuhelfen. Da erhebt sich dann vor allem die Frage: wie ist vom Standpunkt der modernen Weltanschauung die Tragödie als Kunstwerk möglich? Die Tragödie Shakespeares nicht minder als die Schillers und Kleists hatte die sittliche Freiheit und Selbstverantwortung des Menschen zur Grundlage und Voraussetzung. Aber ist das Tragische, wie wir es aus der großen Dichtung kennen, wirklich an diese Voraussetzung ge-

bunden? Was ist das Tragische überhaupt? Sind nicht auch vom Standpunkt einer deterministischen Lebensansicht, die sich der moderne Mensch in Verbindung von Rationalismus und Naturwissenschaft nun einmal gebildet hat, tragische Wirkungen in der Dichtung denkbar? Oder muß der moderne Mensch, nachdem er das Diadem der persönlichen Freiheit und der sittlichen Selbstbestimmung auf den Altar der kosmischen Notwendigkeit niedergelegt hat, ein für allemal auf tragische Erschütterungen durch die Kunst verzichten? Und wo ist etwa der Dichter, der ernstlich den Versuch gemacht hat, von diesem Standpunkt deterministischer Gebundenheit aus, eine Tragödie als Kunstwerk zu schaffen? Da ist es denn Hebbel, der den also Fragenden in dieser Not auf halbem Wege entgegenkommt. Wird es möglich sein, mit seiner Hilfe die Kluft, die sich zwischen der alten Dichtung und der modernen Weltanschauung aufgetan, zu überbrücken? Wie ein mächtiger Brückenkopf steht sein dichterisches Werk am Rande unserer Zeit und lädt jedenfalls zu dem Versuche ein, von hier aus die Bogen einer ‚neuen Dichtung' hinüberzuschlagen an den Uferrand der Zukunft.

* * *

Wie nicht leicht ein anderer Dichter hat Hebbel mit den Fragen gerungen, die ihm aus seinem künstlerischen Schaffen, nicht minder aus dem Kampf mit dem Unverständnis, auf das er stieß, herausgewachsen sind. Die Bereicherung, die unsere Einsicht in dichterische Schöpfungsvorgänge durch dieses sein Ringen erfahren hat, ist nicht minder groß als die Anregung, welche durch seine Formulierung einzelner Kunsterfahrungen für die Kunstphilosophie erwachsen ist. Aber wir machen dabei die Erfahrung, daß bei ihm neben Beobachtungen und Aussprüchen von tiefster Lebenswahrheit stets auch Gedanken und Erwägungen herlaufen, bei denen man ohne weiteres herausfühlt, daß sie nicht aus der unmittelbaren Betrachtung des konkreten Lebens, sondern aus der Spekulation, aus der Arbeit des denkenden Kopfes stammen. Diese Eigentümlichkeit liegt in der Natur seiner Begabung begründet. In ihr lösen sich Zustände genialer Intuition mit solchen rein verstandesmäßigen Nachdenkens und Grübelns nicht nur wechselweise gegeneinander ab, sondern, was das Merkwürdige ist, schlingen sich oft wie untrennbar durcheinander.

Daß Hebbel eine große Intelligenz hatte, ist bekannt, und weil sich dies auch dem durchschnittlichen Leser leicht aufdrängt, so kann man zuweilen von solchen, die sich bei seiner Dichtung nicht wohl fühlen, ohne jedoch den eigentlichen Grund zu kennen, die Bemerkung hören, als ob eben dieser hohe und starke Intellekt es gewesen sei, der ihn an der vollen Entfaltung seiner dichterischen Kräfte gehindert habe. Nichts ist einfältiger als eine solche Meinung. Weit entfernt dem Dichter und Künstler ein Hindernis zu sein, ist vielmehr ein hoher und reich entwickelter Verstand geradezu eine Voraussetzung großer Leistungen auch auf künstlerischem Gebiet. Gilt dies schon in bezug auf die mehr gemüthaften Formen dichterischer Betätigung, so zwar, daß auch in der Lyrik, von der Geibel, allerdings nicht ohne Ironie, meint: ‚Man kann ein guter lyrischer Dichter und doch ein dummer Teufel sein', die höchsten Leistungen auch nur von geistig hochstehenden Individuen vollbracht werden, so kann das Drama als die-

jenige Kunst, wo die Poesie aus der inneren Dialektik des Lebens selbst hervorgeht, hoher intellektueller Kräfte im Dichter am allerwenigsten entraten. Aber — und auf dieses aber kommt alles an — auch der größte Verstand, das reichste Denken werden allzeit unfähig bleiben, ein Kunstwerk von wirklichem Werte hervorzubringen, ja sie können es nicht einmal in seinem eigentlichen Wesen auch nur verstehen, wenn sich in der Persönlichkeit des Menschen nicht ein anderes damit zusammenfindet und so damit zusammenfindet, daß die intellektuellen Kräfte, weit entfernt, die Oberherrschaft zu behaupten, vielmehr nur in dem Dienst dieses andern wirken und schaffen. Was aber ist dieses andere? Man könnte vielleicht am kürzesten sagen, die Unmittelbarkeit dem Leben gegenüber. Das heißt mit anderen Worten, der künstlerische Mensch fühlt sich mit dem Leben und dem, was es umschließt, verbunden ohne jede verstandesmäßige Vermittlung, ohne alle Umwege selbst über das ursprüngliche Denken, geschweige denn über das Nachdenken auf Grund fremder Gedanken. Es ist sozusagen die Natur, das Leben selber, was in der Persönlichkeit des künstlerischen Menschen seinen Thron aufgeschlagen hat und hier mit größter Sicherheit waltet. Der echte Künstler ist der menschlichste unter den Menschen, innerlich frei von allen Konventionen gesellschaftlicher Unnatur, nur den Stimmen lauterster Lebenswahrheit gehorsam. Auf solche Weise ist dann auch bei dem wahren Künstler keine Täuschung über den eigentlichen Wert und Sinn des Lebens möglich. Und gar in den gesteigerten Zuständen der schöpferischen Tätigkeit wird sich bei ihm niemals eine Unsicherheit in bezug auf Fragen der Lebenswirklichkeit einstellen können. Es kommt also hier, wo es sich um die denkende Begabung des künstlerischen Menschen handelt, darauf an, ob die intellektuellen Fähigkeiten lediglich im Dienst einer tiefen und vielseitigen Lebensintuition, einer reichen und durch das Denken unbeirrbaren Lebenserfahrung stehen, oder ob sie sich auf das Gebiet unfruchtbarer Spekulation oder rein begrifflicher und dialektischer Operationen ablenken lassen. Darin beruht ja das Geheimnis des Genies, daß sich bei ihm alle Erkenntnis unmittelbar wie im Schauen vollzieht, daß die ‚Gedanken' nicht gesucht werden müssen und daher auch da, wo sie selten und hoch sind, doch immer aus der Tiefe des konkreten Lebens stammen, nicht aus dem Reich klügelnder Überlegung. Es ist keine Frage: Hebbel, der, ähnlich wie Schiller, durch seine hohe Begabung zwischen dem Genie und Talent gleichsam die Mitte hielt, hat in seinen künstlerischen Stunden so Großes geleistet, wie nur das Genie es zu leisten vermag, aber es ist ebensowenig eine Frage, daß er in entscheidenden Augenblicken, wo der Genius ihn nie hätte verlassen dürfen, schmerzlich versagte, und daß er so eigentlich kein einziges dramatisches Werk vollbracht hat, das zu dem schlechthin Großen und Zeitlosen der Weltliteratur gerechnet werden könnte.

Genau wie Schiller empfand auch Hebbel das Bedürfnis, sich über die letzten Gründe und Zwecke seines künstlerischen Mühens bei der Philosophie Aufschluß zu holen. Beide Dichter sind, wie man weiß, zwar mit sehr geläuterten ästhetisch-kritischen Einsichten, nicht aber mit erhöhten künstlerischen Fähigkeiten aus dieser Schule hervorgegangen. Schiller befand sich im Vergleich zu Hebbel jedoch in einem wesentlichen Vorteil. Denn während sich

Hebbels frühestes philosophisches Denken an der pantheistischen und abstrakten Philosophie Hegels orientierte, hatte Schiller das Glück, einen Führer gefunden zu haben in dem bei weitem sicherer und fester auf dem Empirischen fußenden Königsberger Philosophen. Die Philosophie Kants ließ wenigstens den Wert und die Würde der Persönlichkeit unangetastet, während der Hegelsche Pantheismus notwendig auch das Bewußtsein der menschlichen Persönlichkeit trüben, den Gedanken der Freiheit dem Absoluten gegenüber verkümmern mußte. Ja, Kant gab der menschlichen Selbstbehauptung durch seine Freiheitslehre einen neuen, fast stoischen Akzent, und dieser von Schiller mit besonderer Leidenschaft aufgegriffene Gedanke wurde sogar ein wesentliches Element nicht bloß seiner Ästhetik, sondern seiner Dichtung selbst. Das Schicksal, wie er es als Tragiker empfand, war keine dunkle, kosmische Macht, der Wille des einzelnen sah sich nicht einem Weltwillen gegenüber, um schließlich von diesem im Kampf zerrieben, vernichtet zu werden. Das Schicksal war dieser Wille selbst, und der Mensch stand als seines Schicksals eigener Schmied sicher und stark mitten im Treiben der Welt. Diese Auffassung sicherte dem Dichten Schillers das dröhnende ethische Pathos, und wenn es ihm auch nicht gegeben war, wahrhaft tragische Wirkungen etwa im Sinne Shakespeares oder Kleists zu erreichen, so hat er es doch verstanden, uns Gestalten vorzuführen im Kampf mit einem Schicksal, das ‚den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt'.

Hebbel, der die Widersprüche des Daseins tiefer und schmerzlicher empfand als der optimistisch denkende Schiller, konnte diesen ethischen Idealismus dem Leben gegenüber nicht ungebrochen aufbringen. Am Ende würde ihn das nur um so mehr zum tragischen Dichter befähigt haben. Denn eine pessimistische Lebensstimmung, stets das Erbteil großer Naturen, verträgt sich sehr wohl mit dem Geschäft der tragischen Muse und verlangt keine Absage an das Ideal und dessen endgültigen Sieg. Im Grunde ist sie ja nur das aus der Erkenntnis stammende Leid um das Ideal, weil es sich gegen die Welt und ihre Konventionen, gegen das Reich des Verständigen und der praktischen Nützlichkeit nicht zu behaupten vermag, ohne daß sein Träger untergeht — ein Kampf, dem kein Ende abzusehen ist, denn die Menschheit könnte nicht leben ohne das Ideal, und bereitet ihm doch unaufhörlich den Tod.

Diesen Dualismus hat Hebbel oft betont und ihn als das ewige Gesetz des Lebens erkannt, aber er verlegte ihn, offenbar in einem Zeitpunkt, da sein Lebensgefühl im Kampf mit den begrifflichen Mächten die instinktive Sicherheit verloren hatte, aus dem Menschen und der ihn umgebenden Gesellschaft in eine abstrakte Sphäre, gleichsam zwischen den Einzelwillen und den Weltwillen. Damit behielt er zwar das dramatische Spannungsverhältnis in der Idee bei, vernichtete aber, vom Standpunkte des konkreten Lebens aus gesehen, die tragische Stimmung oder vielmehr er verpflanzte sie in das Gebiet der philosophischen Betrachtung, die ja wohl fähig ist, das kleine konkrete wie auch das große kosmische Leben allgemein zu umspannen, nicht aber unmittelbar zu fassen. Das Tragische ergibt sich ihm nun nicht mehr aus der einzelnen Tat, sondern aus dem feindlichen Verhältnis, in das er jedes Individuum von vornherein zum Universum stellt. Die ‚Schuld', das Tragische ist, seiner Auffassung nach, mit

dem Leben selbst gesetzt; daher gibt es im Drama keine Versöhnung, sondern nur mehr Notwendigkeit. Aber nicht bloß das unverrückbare ewige Gesetz, in dem das Drama zur Welt steht, sondern ebenso dessen veränderte Aufgabe im Hinblick auf den Wandel der Zeit suchte Hebbel seiner Mitwelt ins Bewußtsein zu rufen.

Erst zweimal, so sagt er, ist das höchste Drama im Wandel der Zeiten hervorgetreten: einmal bei den Alten vor der Auflösung der antiken Welt, das andere Mal in Shakespeare bei dem Bruch der abendländischen Kultur infolge der Reformation. Daraus schließt er, daß das Drama großen Stils nur möglich sei, wenn in dem Welt- und Menschenzustand eine entscheidende Veränderung vor sich gehe. Als er diesen Gedanken in dem ‚Vorwort zu Maria Magdalena' niederschrieb, da lag ihm zweifelsohne auch der Gedanke nicht fern, daß wir abermals in einem Zustand leben, wo eine solche entscheidende Veränderung im Gange und somit auch die Konstellation für ein höchstes Drama wieder vorhanden sei. Aber dieses neue Drama, als ‚ein Produkt der Zeit', freilich nur insofern, als diese ‚Zeit selbst ein Produkt aller vorangegangenen Zeit ist', mußte sich entsprechend der neuen Veränderung ebenfalls verändern. Damit ist schon der Gedanke vorweg genommen, von dem aus unsere Neuklassizisten auf Hebbel zurückgreifen.

* * *

So wie Hebbel die Aufgabe des Dramas aus dessen tieferem Wesen heraus erfaßte, mußte er notwendig die ganze konventionelle Zeitproduktion als einen müßigen Zeitvertreib, als ein ordinäres Handwerkertum ansehen. ‚Ich sage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andere, es ist gleich, in Szene zu setzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht Ihr, Ihr mögt nun die Tränenfistel pressen oder die Lachmuskel erschüttern, wie Ihr wollt, um nichts höher, als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt.'

Mit dieser Zeitproduktion verglichen, steht Hebbels dichterisches Lebenswerk in überragender Größe und Konsequenz da. Diese relative Bedeutung wird heute auch allgemein anerkannt. Aber mit einer Betrachtung aus diesem Gesichtspunkt allein wird sich derjenige nicht zufrieden geben können, der auch in der Literatur der Vergangenheit noch lebendige Kräfte für die Gegenwart und Zukunft am Werk sieht und nicht nur eine Ahnengalerie oder einen Totenacker darin verehrt, wo man höchstens einmal an besonderen Gedenktagen einen Lorbeerkranz niederlegt.

Hebbel hat einmal, da er von dem Drama in seiner höchsten Gestalt sprach, auch von dem Drama zweiten und dritten Grades gesprochen, dem partiell-nationalen und dem subjektiv-individuellen, und dabei die sehr feine Bemerkung gemacht, daß diese Arten von Dramen sich zu dem höchsten Drama verhielten wie einzelne Szenen und Charaktere zum ganzen Stück, und daß sie die Aufgabe hätten, dieses höchste Drama gleichsam für ihre Zeit zu vertreten, bis wieder ein alles umfassender Geist erscheine und das Außergewöhnliche uns beschere.

Ich glaube, mit dieser respektvollen Hinordnung auf die große Tragödie der Zukunft ist es möglich, auch dem dramatischen Werke Hebbels volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zugleich eine jede kritische Auseinandersetzung mit ihm, sofern sie sich nur gewissenhaft an das Gegebene hält, zu rechtfertigen. Wie notwendig eine solche kritische Auseinandersetzung immer sein wird, geht allein schon aus der Erwägung hervor, daß nichts so sehr das Gefühl für das Echte oder Unechte in der Dichtung zu bilden fähig ist als die vergleichende Betrachtung der Werke selbst, und daß sich daher keine Aufgabe der Kritik mit derjenigen messen kann, die darauf ausgeht, dieses Gefühl im Volke zu einer gewissen Sicherheit, um nicht zu sagen Unbeirrbarkeit, zu erziehen.

Wenn wir unter diesem Gesichtswinkel an das dramatische Gesamtwerk Hebbels herantreten, so dürfen wir im Rahmen eines Zeitschriftenbeitrags, unter Ausscheidung alles dessen, was man ziemlich übereinstimmend als mehr oder minder mißlungen ansieht, uns auf die wenigen Hauptwerke beschränken, die berufen zu sein scheinen, den Namen des Dichters noch für einige Generationen lebendig zu erhalten.

Es ist nichts Seltenes, daß ein Dichter wohl ein echtes Werk schafft und sich bei einem Versuch, die Gesetze seines eigenen Schaffens in eine theoretische Formel zu bringen, doch arg vergreifen kann. Der Schöpfungsakt erfolgt eben nicht auf Grund von Theorien, und diese nachträglich von einem Werke abstrahieren, braucht nicht des Schaffenden Sache zu sein. Bei Hebbel wird man nicht ohne weiteres sagen dürfen, er habe sein Hervorbringen, das zweifellos oft rauschartig und wie unbewußt vor sich ging, an Theorien orientiert, aber daß er nachträglich einem Werk eine Theorie auf den Leib geschnitten oder auch in einem andern Fall sie aus ihm herausgelesen hat und dann auf Grund der also mit tiefem und vielseitigem Nachdenken gewonnenen Ideen in die nächste Produktion hineingeriet, das scheint mir in mehr als einer Hinsicht deutlich belegt.

Unter allen seinen Stücken ist keines so eng mit seinen Gedanken von der sich selbst setzenden Tragik verknüpft wie das ‚bürgerliche Trauerspiel‘ Maria Magdalena. Bei keinem hat man aber auch stärker den Eindruck, daß es direkt unter dem Zwang dieser Vorstellung ausgeführt, wo nicht gar konzipiert sei. In der charaktervollen Durchbildung seiner Gestalten, in der zwingenden Geschlossenheit der Motivierung ist es zweifellos eine Hervorbringung von hohem Werte. Auch ist gar nicht zu verkennen, daß darin die Empfindung oft einen so wurzelhaft echten und unmittelbaren Ausdruck findet, wie ihn nur der geniale Dichter zu geben vermag. Wer unser soziales Gegenwartsdrama, mit der meist trivialen Mittelmäßigkeit und Geistlosigkeit seiner Menschen, kennt, mag sich befremdet fühlen, wenn er hört, wie die Menschen in diesem Hebbelschen Stücke sprechen. Aber die Frage ist nur, ob der Dichter die Denk- und Sprechweise innerhalb des Lebenskreises, worin diese Menschen durch ihre Natur und gesellschaftliche Art hineingehören, bloß potenziert hat, oder ob er ihnen dabei Vorstellungen unterschiebt, die ihnen innerlich fremd sein müssen. Ich glaube, die Antwort liegt in der Fragestellung, und wir dürfen vielleicht sagen, daß aus dieser Potenzierung ein gut Teil der poetischen Wirkung des Stückes entspringt. In dieser Hinsicht ist der Dichter der Maria Magdalena kein

Naturalist; denn während der Naturalist das Leben zu geben trachtet, wie es ist, und sich an der Wirklichkeit zu versündigen wähnt, wenn er all die zufälligen Beschränktheiten darin nicht als höchste Wahrheit anerkennt, hält Hebbel gerade die mit höherer Denkfähigkeit begabten Individuen für gut genug, um an ihnen seine Kunst der Darstellung zu versuchen. Ist in diesem Betracht an dem Werke nur wenig auszusetzen — denn daß es in den erwähnten Punkten auch die Mängel seiner Vorzüge hat, ist selbstverständlich — so lassen sich bei einer mehr auf das Ganze und seine endgültige Wirkung ausgehenden Betrachtungsweise um so schwerere Einwände dagegen erheben. Man hat mit Recht beanstandet, daß der Ausgangspunkt all der herben Konflikte, ich meine die Tat des Mädchens, sich einem ungeliebten Verlobten kalt und gefühllos gerade in dem Augenblick hinzugeben, wo der von ihr geliebte Jugendgespiele abermals in ihren Gesichtskreis tritt, und die alte Liebe wieder die Augen aufschlägt, daß dieser Ausgangspunkt im Grunde eine empörende Sache sei, weil jede Leidenschaft dabei fehle. Dieser Einwand ist zweifellos begründet. Er erklärt auch, warum das Stück keine tragische Wirkung von innerlich befreiender Kraft auszuüben vermag. Aber auf Hebbel hätte er sicher keinen Eindruck gemacht. Denn abgesehen davon, daß der Dichter die Handlungsweise des Mädchens durch den Charakter, die Umwelt (Mutter!) und die augenblicklichen Besorgnisse Klaras nicht ganz unzureichend motiviert hat, hätte er, nachdem das Tragische nun einmal aus der zwingenden Logik der Lebensdialektik selber hervorgehen sollte, eine wirkliche Tat der Leidenschaft gar nicht brauchen können. Die leidenschaftliche Natur des unglücklichen Geschöpfes mußte sich in ganz anderer Weise enthüllen, d. h. sie durfte nicht nach außen explodieren und handelnd dem Schicksal entgegentreten, sondern sie mußte sich selber verzehren und so durch ihre grübelnd nach innen gerichtete Art jedes eigentlich befreiende Handeln ausschließen. So bleibt in dem Stück alles der dumpfen inneren Notwendigkeit verknechtet, und die ganze tragische Wirkung — wenn man hier überhaupt von einer solchen sprechen will — ist die des absoluten, schicksalsmäßigen Verhängnisses. Der Schicksalstragödie bleibt das Stück nur darin überlegen, daß wir den ganzen logischen Nexus vollkommen durchschauen und dadurch eine verstandesmäßige Befriedigung empfinden, die die eigentliche Schicksalstragödie niemals gewähren kann.

Von etwas besserer, reinerer Art ist die tragische Wirkung in ‚Judith‘, dem Erstlingsdrama Hebbels. Hier ist die Leidenschaft nach außen gerichtet und schreitet zur Tat im Dienste einer großen Sache, der Befreiung einer der Verzweiflung anheimgegebenen Stadt vor schmählichstem Untergang. Um nun die in der Bibel berichtete Tat der Judith zu einer solchen zu machen, daß die tragische Vernichtung das unabänderliche Los der für die Tat Auserſehenen ist, mußte der Dichter einen Konflikt schaffen, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt. So enthält zum Beispiel die Szene in Schillers ‚Jungfrau von Orleans‘, wo Johanna im Anblick Lionels einen Augenblick zwischen ihrer Mission und dem Zug ihres Herzens schwankt, den Keim eines ähnlichen Konflikts. Aber wie immer da, wo ein tragischer Held unser Mitleiden herausfordern soll, ist es eine unerläßliche, unter keinen Umständen abzuschwächende Forderung, daß wir die

Motive klar durchschauen und durch sie mit Achtung vor dem Helden erfüllt werden. Nach beiden Seiten läßt uns die Hebbelsche Judith im Stich. Die Verwirrung der Motive, die der Dichter selbst als ein Verdienst seiner Arbeit ansieht, erreicht in keinem andern Stück eine solche Höhe. Sie bringt in den Charakter der handelnden Person eine Zwiespältigkeit, um nicht zu sagen Zweideutigkeit, die es ganz unmöglich macht, ihm mit tieferem Anteil zu huldigen. Mit einer großen Kunst der Dialektik und der Sophisterei sinnlicher Leidenschaft hat es der Dichter jedoch verstanden, dem Zuschauer das klare Urteil zu trüben. Und so ist es denn nicht unbegreiflich, warum die meisten sich gar nicht bewußt werden, daß hier, bei aller inneren Leidenschaftlichkeit des Fühlens, doch nur ein Werk des berechnenden Verstandes vorliegt.

Obwohl man dies nicht in gleichem Maße von der zeitlich zwischen Judith und Maria Magdalena stehenden Genoveva sagen kann, so bleibt von ihr troß großer Einzelschönheiten (der erste Akt z. B. gehört zum schönsten deutscher Dichtung!) doch der Gesamteindruck einer forcierten Genialität. Schon der Umstand, daß sich Hebbel bewogen fühlte, der Tragödie später ein Nachspiel mit versöhnendem Ausgang beizugeben, er, der in früheren Äußerungen der Idee einer Versöhnung im Drama einen förmlichen Haß geschworen hatte, spricht eine deutliche Sprache. Während so seine Theorie hier eine unfreiwillige Korrektur durch das Bedürfnis erleidet, scheint sie in der ‚Agnes Bernauer' wieder auf festeren Füßen zu stehen. In diesem Stück soll die Schönheit ‚von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite' dargestellt werden. Nicht menschliches Handeln, hier der schönen Augsburger Baderstochter, beschwört jedoch das Verhängnis und den Untergang der Heldin herauf, sondern Agnes geht zugrunde, allein, weil sie schön ist. So wird die Verantwortung, die sonst auf dem Tun oder dem Charakter ruht, auf eine äußere Eigenschaft abgelenkt und alle tragische Wirkung, die von dem Stück ausgeht, wendet sich nicht an unser sittliches Gefühl und Bewußtsein, sondern an die philosophische Betrachtung, die wieder einmal Gelegenheit erhält, der Eitelkeit und dem Unbestand alles Schönen in dieser Welt wehmütig nachzusinnen. Die Art jedoch, wie hier die dunkle Notwendigkeit des Weltwillens gleichsam mißbraucht ist, um den Gedanken staatlicher Notwendigkeit ins Licht zu rücken, das gehört zu den fast unbegreiflichen Widersprüchen in Hebbels Dichtung. Der konservative Gedanke, dem der Dichter um jene Zeit nachhing, und von dem er sich auch durchdrungen fühlte, sollte hier seinen dichterischen Ausdruck finden. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden. Die Idee des Beharrens im Zusammenstoß mit einem das Bestehende überspringenden Freiheitsdrang umschließt dramatische Spannungskräfte und Konfliktslagen, aus denen die Poesie die reichsten Zinsen ziehen kann. Aber wie wird im vorliegenden Fall der konservative Gedanke, besser der Gedanke der Staatsraison zum Siege geführt! Als Herzog Albrecht nicht zu bewegen ist, den mit Agnes geschlossenen Ehebund als nichtig anzusehen, soll die Auflösung mit Gewalt erzwungen werden, und als dies nicht gelingt, greift man zu dem Mittel des Mordes — und Vater und Sohn versöhnen sich! Das ist der Zusammenbruch alles poetisch-sittlichen Denkens. In der gesamten dichterischen Produktion Hebbels gibt es, von den beiden kläglichen

Stücken, das ‚Trauerspiel in Sizilien' und ‚Julia' abgesehen, keinen zweiten Fall, wo ihn sein Kunstverstand so im Stich gelassen hat wie hier. Und doch ist es nicht leicht, über diese Dichtung ohne weiteres den Stab zu brechen. Sie hat vom dramaturgischen Standpunkt aus Partien (ich nenne den IV. Akt), die schlechthin einen genialen Zug tragen und den höchsten Ansprüchen dramatischer Kunst genugtun.

Dieser Absturz des Dichters in der ‚Agnes Bernauer' ist um so merkwürdiger, als er erfolgte, nachdem Hebbel in ‚Herodes und Mariamne' ein Stück geschrieben hatte, das zwar in seinen psychologischen Voraussetzungen mit der ‚Agnes' verglichen geflügelt wirkt, aber dem sittlichen Gefühl doch sein Recht werden läßt, ja, das den Grundgedanken, die Heilighaltung der Persönlichkeit, durch die Perspektive auf die anbrechende christliche Ära mit einem sittlichen Akzent versieht. Von allen Hebbelschen Stücken hat ‚Herodes und Mariamne' noch die echteste tragische Grundform. Das läßt schon die mustergültige Exposition erkennen, wodurch die Maßlosigkeit der Forderung, die Herodes an seine Gattin stellt, noch wie mit einem Schimmer echten Gefühls umkleidet wird — ein Eindruck, der auch dann noch nachwirkt, als sich der ursprüngliche Wunsch längst in ein verächtliches tyrannisches Gelüste verloren hat. Man hat das Stück ein Werk des kalten Verstandes genannt. Dies Urteil ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Das ursprüngliche Empfinden des leidenschaftlich Liebenden wächst unleugbar aus der menschlichwurzelechten Tiefe des natürlichen, aber noch durch keine höhere sittliche Kultur gereinigten Gemütes hervor. Die Stimmen des niederen, sinnlichen Menschen haben, wie im ersten Teil des Tannhäuser-Vorspiels, noch die Führung.

Man denke sich aber dieses ursprünglich echte, nur in Maßlosigkeit verirrte Empfinden gerade in dem Augenblick zur Selbstbesinnung gelangen, als der Bogen durch die Kraftprobe eben überspannt ist und bricht, und die tragische Wendung wird vollkommen. Was aber hat Hebbel aus seinem Herodes gemacht? Dieser bleibt der Wüterich bis zuletzt. Wir nehmen von ihm Abschied, als er eben Befehl zum bethlehemitischen Kindermord gegeben hat. Alle tragischen Gefühle sind statt dessen auf die Brust Mariamnens gehäuft. Und doch kann auch bei ihr von der echten tragischen Stimmung wieder nicht die Rede sein.

Wir sind uns darüber klar geworden, daß die Tragödie aus den unauflösbaren Lebenswidersprüchen geboren wird. Das Leben ist nur möglich in unaufhörlichen Wechselwirkungen, Kompromissen, Ausgleichungen. Wer irgend eine Forderung an das Leben verabsolutiert, kommt notwendig in Konflikt mit dem Leben, mit der Welt, der Gesellschaft. Aus diesem idealen Drang, eine einzelne Idee unter allen Umständen bis zum äußersten durchzusetzen, erwächst die tragische Situation. Es ist tragisch, daß summum ius summa iniuria ist.

Wenden wir diese Auffassung auf den oben betrachteten Fall an, so sind bei Herodes alle Voraussetzungen zu einer Situation gegeben, die nur mit völliger tragischer Gebrochenheit des Helden endigen kann. Mariamne, als eine rein passive Gestalt, kann wohl im Leid, aber nicht in tragischer Gebrochenheit untergehen. Aber gerade das umgekehrte Verhältnis scheint Platz

zu greifen, nur mit dem Unterschied, daß auch die leidvolle Todessehnsucht der Mariamne einer rein tragischen Wirkung nicht fähig ist, denn diese Todessehnsucht ist mit Rachegefühlen gemischt, in denen eine völlig ungebrochene Aktionslust sogar bis über ihren eigenen Untergang hinaus fortwirkt.

Ganz ähnliche Aussetzungen ließen sich an Hebbels in der Form am meisten vollendeten Tragödie ‚Gyges und sein Ring' machen. Man fasse die Vorgänge unter diesem Sehwinkel nur einmal fest ins Auge, und man wird das Rechte leicht selber finden. Doch davon abgesehen, fällt ein Vergleich der beiden Tragödien durchaus zugunsten der letzteren aus. Das Drama ‚Herodes und Mariamne' erscheint im Vergleich mit Gyges geradezu farblos, kalt, verstandesmäßig. Auch das metaphysische Moment tritt in dem Drama Gyges, selbst wenn wir von der etwas unorganisch darin eingeflochtenen tiefsinnigen Betrachtung über den Traum der Welt absehen, sicherer hervor als dort.

Aber soviel sich über diese Dichtung, diesmal zum Lobe mehr als zum Tadel, noch sagen ließe, so legt sie uns eine andere wichtigere Frage nahe, die in einer Betrachtung Hebbelscher Kunst nicht übergangen werden kann. Wir haben sie bereits in der Einleitung gestreift, als wir darauf ausgingen, festzustellen, warum wohl unsere Zeit ‚hebbelreif' genannt werden könne. Unter den sechs bis jetzt betrachteten Dramen haben fünf ein ausgesprochen geschlechtliches Thema zur Grundlage. Um dieser Tatsache willen hatte die Dichtung Hebbels schon von Anfang an in den Augen des Publikums, nach einem Ausdruck Emil Kuhs, ‚einen sehr fragwürdigen Gesichtsausdruck angenommen'. Das ist heute wohl noch nicht viel anders, besonders nachdem die größere Freiheit unserer Bühnen dem Hebbelschen Drama erst den Boden geschaffen hat. Aber gerade weil Hebbels Dichtung damit in die Nähe und Nachbarschaft von Stücken gerät, welche die Behandlung sexueller Probleme zu Geschäftszwecken pflegen, ist es eine Forderung der Gerechtigkeit gegen den Dichter, den persönlichen sittlichen Ernst hervorzuheben, der ihn nicht bloß bei der Wahl dieser Stoffe leitete, sondern auch ihrer Behandlung zur Seite geht. Eine Freude am Verfänglichen, die sich in Lüsternheiten aufhält, kann man ihm nicht nachsagen, mag sein starkgeistiges Künstlertum auch vor ‚widerspenstigen Elementen' nicht zurückscheuen. Daß Hebbel auf diese Themen immer wieder zurückkam, liegt im Grunde in einer Zwiespältigkeit seines Wesens begründet, worin eine starke sinnliche Neigung und ein ebenso leidenschaftliches metaphysisches Gefühl sich seltsam durchschlangen. Stets weitet sich ihm der Geschlechterkampf symbolisch aus, so daß die schaffende und zerstörende männliche Kraft den Willen, das weibliche Element in seiner beharrenden Gleichmäßigkeit die Form repräsentiert. Wenn trotz alledem die Art, wie Hebbel diese Themen behandelt, oft als peinlich empfunden wird, so liegt der Grund darin, daß diesen Menschen auch im Rausch der Leidenschaft die Helligkeit des Bewußtseins nicht getrübt scheint, daß auch die Sinnlichkeit einen bewußten, grüblerischen Zug hat. Sehr richtig sagt selbst ein so warmer Verehrer Hebbelscher Kunst, wie Emil Kuh: ‚Etwas mehr Weichheit, etwas mehr Geschmack: und Hebbels Kühnheiten, ja Übergriffe wie Fehlgriffe hätten anders gewirkt.' Der Psycholog habe sich bei ihm zum Künstler im unrechten Augenblicke gesellt.

In seinem letzten großen Werke der Nibelungen-Trilogie ist Hebbel, nachdem er schon im Gyges sich zu einer klassisch wirkenden Stille und Reife der Form durchgerungen hatte, zu einer überraschenden künstlerischen Objektivität fortgeschritten. „Ich wollte' — so schreibt er an Dingelstedt — ‚dem Publikum bloß das große National-Epos ohne eigene Zutat näher rücken.' Unter allen seinen Bühnenwerken geht von den Nibelungen der reinste Eindruck aus. Hier huldigt Hebbel sozusagen einem naiven Realismus und verzichtet auf die absichtsvolle symbolische Vertiefung. Die Leidenschaft handelt frisch, unmittelbar und ledig allen Grüblerwesens, und man bewundert mit Recht die Kunst, wie der gewaltige Stoff dramaturgisch gemeistert ist. Aber zu einer wirklichen Wärme wird man nur in einigen Augenblicken mit fortgerissen; das Ganze wirkt mit der harten Monumentalität einer Riesenstatue, der wir inneres Leben gar nicht zutrauen. So hat denn auch diese Dichtung die widersprechendsten Beurteilungen erfahren. Während Hieronymus Lorm als Chorführer der Überschwenglichen sich zu dem Diktum verstieg, dieses Drama werde ‚ewig zu jenen gehören, die mit in der Antwort stehen, wenn sich ein denkender Mensch fragt, warum es sich lohnte, auf die Welt gekommen zu sein', spricht Goedecke kurzerhand nur von dem ‚cruden Puppenspiel Hebbels' und geht damit ebensosehr über die rechte Linie hinaus wie Lorm. Daß das Werk jemals im weiteren Sinne volkstümlich werde, halte ich für nicht wahrscheinlich, jedoch wird es einem an klassischer Kunst geschulten Geschmack immer echte dichterische Freuden bereiten und so vielleicht doch die anderen Werke Hebbels überdauern, obwohl diesen die spezifische Kraft seines dichterischen Naturells bei weitem stärker und lebendiger aufgeprägt ist.

Von einem Dichter wie Hebbel sollte man nicht scheiden, ohne seiner Lyrik gedacht zu haben. Denn alle seine Schönheit ist lyrisch. Aber nicht von dieser Seite hat er vornehmlich auf unsere Zeit gewirkt. Seine Mission schien zu sein, das metaphysische Gefühl und Bewußtsein in unserer Dichtung lebendig zu erhalten, ja neu zu wecken. Tatsächlich hat er sie nur in einen neuen Irrtum hineingeführt.

* * *

Das Drama ist stets und überall der Ausdruck einer zielbewußten und willensstarken Zeit. Nur wo die ethische Kraft der Persönlichkeit ungebrochen den Lebenskonflikten gegenübersteht und das Bewußtsein lebendig ist, daß die Widersprüche des Daseins nicht gelöst, sondern allein durch ein heroisches Lebensgefühl überwunden werden können, nur dort sind die Bedingungen gegeben für die Entwicklung einer dramatischen Kunst höheren Stils. Das naturalistische Drama, das aus dem Gefühl der menschlichen Abhängigkeit vom Naturgesetz entstammte, schloß seiner Natur nach den Verzicht auf jegliche Willensbetätigung in sich. Der Primat des menschlichen Willens war durch die Herrschaft des Milieus abgelöst worden. Aber das Naturgesetz ist berechenbar und alles Berechenbare muß notwendig auf die Dauer der Langeweile und Einförmigkeit verfallen. So war denn der Kreis des naturalistischen Dramas bald nach allen Seiten abgeschritten. Und da sich die Gegensätze auch in der Literatur berühren, vollzog sich der Übergang von der natura-

listischen Gebundenheit und Abhängigkeit zur neuromantischen Willkür und Entfesselung mit einem einzigen Schritt. Hatte im Naturalismus der Wille vor dem Naturgesetz und der Macht der Umwelt gleichsam nur kapituliert, so war er nunmehr auf den Punkt gekommen, wo er sich nicht bloß zu verleugnen, sondern direkt aufzulösen, in weicher Stimmungsseligkeit und äußerem Wortzauber hinzuschmelzen begann. Daß bei solcher Gemütslage der Zeit von einem eigentlichen Drama nicht ernstlich die Rede sein konnte, ist ohne weiteres klar, und so erlebten wir das groteske Schauspiel, daß man an die Stelle von tragischen Erschütterungen das Grauen setzte, das aus den Verstimmungen des Seelenlebens wie Nachtgespenster hervorkroch. Noch weniger als die immerhin empirisch greifbare naturalistische Dichtung war diese sich fälschlicherweise symbolisch nennende Richtung auf die Dauer zu ertragen. Sie hatte die Sensibilität der Zeit zwar bis ins Schmerzliche gesteigert, aber ihr kein Gegengewicht geschaffen in einer kraftvollen Erfassung des Lebens. Denn so wertvoll eine hohe Sensibilität für die Kunst im allgemeinen auch sein mag, so wird der Dichter am wenigsten jener geistigen Kraft entraten können, die einem schöpferischen Denken entstammt. Denn geistige Kraft und Dichten sind nicht zu trennen. ‚Denkend macht der menschliche Geist die äußere Welt zu einer inneren, dichtend übersetzt er die innere Anschauung und Ahnung der ewigen Lebensideen in die Gestalt der äußeren wahrnehmbaren Erscheinung‘ (Deutinger).

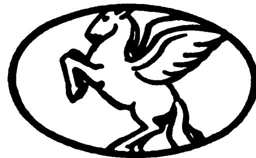
War es diese Erkenntnis, welche unsere Literaten auf einen Dichter wie Hebbel von neuem aufmerken ließ, oder war es der durch die herannahende Jahrhundertfeier in den Gesichtskreis der Zeit eintretende Hebbel, an dem sie sich entzündete? Sicher ist, daß sich bei keinem deutschen Dichter das, was wir die Aufgaben des Dramatischen nennen, in so starkem gedanklichen Ringen zur Klarheit durchzukämpfen gesucht hat wie bei Hebbel. Indem man von dem durch ihn fixierten Begriff des Tragischen ausging, erfand man für die Tragödie unserer Zeit die Formel von dem ‚sich selbst setzenden Konflikt‘. Der Dualismus der Gegensätze, wie er unser Leben durchwaltet, habe sich zu solcher inneren Schärfe und Spannung entwickelt, daß die Gegensätze in irgendeiner Form zum Austrag gebracht werden müßten. Diese Form sei das Drama. Nicht nur in den wirtschaftlichen Fragen stünden sich Unternehmer und Arbeiter als Gegner gegenüber, die sich im Grunde nicht entbehren könnten, sondern auch das geistige und religiöse Leben kenne solche Spannungen (Sozialismus — Individualismus, Konfessionsgegensätze u. dgl. m.), die den Konflikt stets in sich trügen. Der für das Drama ideale Konflikt sei aber der, welcher sich selber setze. Das kann, sofern überhaupt ein Sinn dabei ist, doch wohl nichts anderes heißen als: früher führte der sich seiner Freiheit bewußte Mensch den Konflikt durch zielstrebiges Handeln herbei. Heute fühlt er sich nur hineingerissen, Kampf und Konflikt liegen in der Natur der notwendigen, wie hell und dunkel, kalt und warm, aufeinander angewiesenen Gegensätze, die zur Synthese drängen, und das menschliche Leben ist lediglich der Kriegsschauplatz für den Austrag dieses Kampfes. Das ist nichts anderes als die Tragödie der Notwendigkeit Hebbels, nur lebensfremder, blutleerer, abstrakter.

Aus der naturalistischen Gebundenheit war man damit nicht heraus-

gekommen, man hatte der Theorie nur ein metaphysisches Mäntelchen umgehängt.

Solange der Dichter im Kreise der Natur verharrt, kann er niemals die echte Empfindung für das Tragische weder selbst haben, noch bei anderen hervorrufen. Er bedarf dazu notwendig des Aufblicks über die Vergänglichkeit ins Ewige, er muß den Nexus fühlen, in den unser Leben und jede Tat desselben verschlungen ist, so zwar, daß jeder Akt, welcher Natur er auch sei, einmal gesetzt, unendliche Folgen hat. ‚Das schwerste Hemmnis,' sagt Treitschke, ‚das die Gegenwart dem dramatischen Dichter in den Weg wirft, ist die Gärung, die Unsicherheit unserer sittlichen Begriffe. . . Seit die neue Philosophie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erschüttert hat, seit die Naturforschung beginnt, den Zusammenhang von Leib und Seele schärfer zu beleuchten, steht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker ist, den einfachsten und schwersten sittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; selbst die Idee der tragischen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt feststehen muß, wird ihm leicht zu Zweifel verwirrt und getrübt.'

Nicht eher wird daher das Drama wieder eine herrschende Macht im Leben der Dichtung werden, als bis sich der Mensch wieder seiner zentralen Stellung im Weltganzen bewußt geworden ist. Nur wo die Zeit die Ewigkeit berührt, da leuchtet die Poesie auf.



Eiszeitkunst / Von Hugo Obermaier

Die vorgeschichtliche, und zwar speziell die eiszeitliche Kunst ist bis zur Stunde noch das Stiefkind selbst unserer besten Handbücher der Kunstgeschichte, vielleicht, weil weite Kreise noch im Banne einer gewissen Zweifelsucht gegenüber den überraschenden Resultaten der Urgeschichtsforschung stehen, oder noch eher, weil es sich größtenteils um ganz neue Entdeckungen handelt, die noch zu jung sind, um bereits Gemeingut der gebildeten Welt geworden zu sein.

Es ist heute unbestreitbare Tatsache, daß die ältesten sicheren Spuren der Menschheit ungleich weiter in die Urzeit zurückreichen, als die Geschichts- und Sprachwissenschaften zu erhellen vermögen, und sich im fernen Dunkel des langen Eiszeitalters verlieren*. Immerhin fallen die ersten wirklichen Kunstäußerungen, die wir derzeit kennen, erst in die Ausgangsphasen der letzten großen Vereisung oder des sogenannten Diluvium, da noch Kümmerwälder die geschütztesten Tiefenlagen Mitteleuropas bedeckten und arktisch-alpine Tiere sich ebenda zusammen mit völlig ausgestorbenen Kältetieren, wie dem Mammut, sibirischen Nashorn, Höhlenbären und Höhlenlöwen, tummelten. Der Urmensch verarbeitete damals bereits den Feuerstein in sehr vollendeter Technik und besaß ein reiches Werkzeug- und Waffeninventar aus Horn, Knochen und Elfenbein, dem sicherlich noch eine bunte Habe aus vergänglichen Stoffen, wie Fellen und Holz, beigesellt war. Alles in allem muß daran festgehalten werden, daß dieser unstete Nomade zwar ein ‚Wilder' war, aber die heutigen primitivsten Naturvölker ohne Zweifel in vielfacher Hinsicht weit überragte.

Was uns an Kunstleistungen dieses unseres späteiszeitlichen Urahnen überkommen ist, läßt sich in Werke der Kleinkunst und in Darstellungen an Felswänden gliedern, eine naturnotwendig rein äußerliche Unterscheidung, denn beide Gruppen sind Zwillingsschwestern und auf das innigste miteinander verwachsen.

Das Bedürfnis nach Schutz gegen die Unbilden des Eiszeitklimas und die raubtierreiche Umwelt brachte es mit sich, daß der diluviale Urmensch mit Vorliebe Höhlen aufsuchte, wo seine Sippen einen guten Teil ihres Daseins verbrachten. So entstand ebenda eine bunte Bodenschicht von Herdresten, tierischen Abfällen, unfertigen und zerbrochenen Waffen und Werkzeugen, in die sich nicht selten auch Erzeugnisse der Kleinkunst einstreuten. Alles das verblieb nach dem Abzuge der Jägertruppe in wirrem Durcheinander am Platze, bis es Höhlenschutt und Verwitterungslehm allmählich einbetteten und verbargen. Vielfach wurden diese ‚Archive' noch überdies durch eine mächtige jüngere Sinterdecke geradezu ‚versiegelt', so daß die ganze ehemalige Lagerschicht jahrtausendelang unversehrt im Höhlenboden schlummerte, bis der Spaten des Forschers ihre Ruhe störte. Uns interessieren hier nur die Schöpfungen der Kunst, deren

---

* Es ist hier nicht der Platz, auf die natur- und kulturgeschichtlichen Probleme des Eiszeitmenschen irgendwie näher einzugehen. Allenfallsige Interessen finden hierüber ausführlichen Aufschluß in meinem Buche ‚Der Mensch der Vorzeit'. Allgemeine Verlagsgesellschaft. Berlin 1912. Zugleich der erste, in sich vollständig abgeschlossene Band des Sammelwerkes ‚Der Mensch aller Zeiten'.

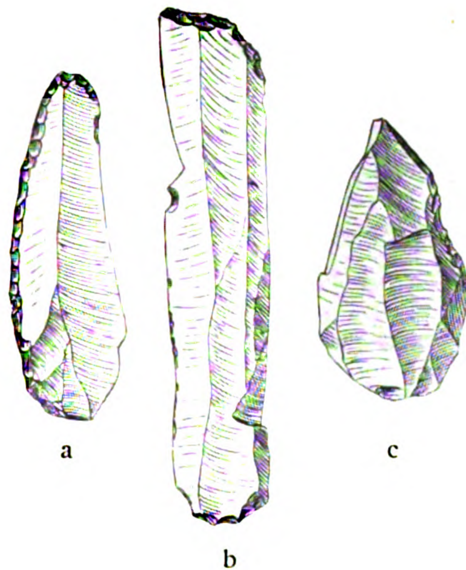


Abb. 1 Eiszeitliche Feuersteinwerkzeuge
zur Herstellung von Schnitzereien und Gravierungen.
(a, b: scharfschneidende Klingen, c: massiver Gravierstichel)
$^1/_2$ nat. Gr.



Abb. 2 Kalkstein-Statuette aus Willendorf (Nieder-Österreich).
(11 cm hoch.)



Abb. 3 Vogelknochen mit Wildpferddarstellungen
aus der Höhle von Valle bei Racines (Nordspanien).
$^2/_3$ nat. Gr.



Abb. 4 Tiefe, mit roter Farbe ausgefüllte Umrißzeichnung eines Hirsches
aus der Höhle Castillo bei Puente Viesgo (Nordspanien).
$^2/_3$ nat. Gr.

wir derzeit speziell aus Westeuropa, dem ‚Eldorado des Eiszeitmenschen', eine ganz bedeutende Menge besitzen. Über ihre Echtheit braucht heute überhaupt nicht mehr diskutiert werden, und auch ihr hohes Alter steht zweifellos fest, zumal die große Mehrheit dieser Ausgrabungen unter der persönlichen Leitung geschulter Fachleute gemacht zu werden pflegte.

Überdies tragen sehr viele dieser Erzeugnisse den diluvialen Altersstempel unmittelbar aufgedrückt: von ausgesprochen fossilem Zustande, stellen sie Tiere, wie Mammuts, Renntiere u. dgl. dar, die in der Gegenwart entweder ganz erloschen sind oder mit dem Ende des Eiszeitalters nach dem hohen Norden bezw. den Hochalpen und den Steppen Rußlands auswanderten. Dieselben können also nur zu der Zeit im Bilde festgehalten worden sein, als sie noch bei uns lebten, d. h. im Enddiluvium, allwo uns auch tatsächlich die Skelettreste der nämlichen Arten in den direkt gleichzeitigen Herden und Abfallhaufen begegnen. Dieselben Tiere haben sogar häufig das Rohmaterial (Renntierhorn, Elfenbein) für die Kunstwerke geliefert, das sich nachgewiesenermaßen nur in frischem Zustande gut verarbeiten läßt, indes keine der späteren vorgeschichtlichen Perioden überhaupt mehr eine annähernd verwandte naturalistische Kunst pflegte, — eine Summe äußerer und innerer Gründe, die das oben angegebene Alter unanfechtbar erhärten.

So staunenswert vollendet viele unserer Kunstleistungen sind, so einfach waren die Hilfsmittel, mit denen unsere späteiszeitlichen Nomaden, die weder Ackerbau noch Viehzucht kannten, die rohe Materie bezwangen. Mag es sich um Rundfiguren aus Stein bezw. Elfenbein, um Hoch- und Flachreliefs aus Horn oder Knochen, oder um leichte Umrißzeichnungen auf glatten Steinen, Mammutstoßzähnen oder Renntiergeweihen handeln, stets bestand das Universalinstrument zum Schnitzen, Glätten und Zeichnen aus einer einfachen, geschlagenen Feuersteinklinge oder einem ebensolchen Stichel, da der Gebrauch jeder Art von Metallgeräten noch völlig unbekannt war (Abb. 1).

Den Anfang der Werke diluvialer Kleinkunst eröffnen merkwürdigerweise menschliche Statuetten oder Steinreliefs, deren verschiedene in Frankreich, Belgien und Österreich zutage kamen und die ihre Vollendung in der Statuette von Willendorf (Niederösterreich) erreichen, welche im Jahre 1908 bei der Erschließung der dortigen freien Mammutjägerstation aufgefunden wurde (Abb. 2). Das Figürchen, das rot bemalt war, ist vollkommen erhalten und stellt eine überreife Frau dar, deren Gesicht gänzlich vernachlässigt wurde. Das Haar hüllt in Gestalt konzentrischer Wülste nahezu den ganzen Kopf ein, die Arme sind reduziert, die untersten Fußpartien ganz weggelassen. Die krasse, fast bei allen Darstellungen dieser Altersstufe wiederkehrende Übertreibung der sexuellen Momente und die Vernachlässigung der übrigen Details läßt ein erotisches Grundmotiv vermuten, und wir werden kaum irre gehen, wenn wir in diesen Schöpfungen, deren Verfertiger die Gestalt des menschlichen Körpers künstlerisch zumeist vorzüglich beherrschten, stark realistische Abbilder (Idole) der Fruchtbarkeit erblicken.

Etwas jünger sind eine Anzahl Skulpturen und Reliefs, die fast ausnahmslos Tiere darstellen, sei es als freie Bildwerke, oder gebunden an Nutz-

gegenstände, wie Wurfstangen aus Horn, Beingriffe, durchbohrte Geweihäste (sog. ‚Kommandostäbe') und ähnliches. In der eigentlichen letzten ‚Renntierzeit' endlich sind die Umrißzeichnungen am häufigsten, unter denen sich eine Fülle wahrhaft künstlerischer Leistungen abhebt, die mit ausdrucksvoller Frische und staunenswerter Sicherheit der Formengebung ausgeführt sind. Sehr selten und durchweg wenig gelungen sind Bilder des Menschen, um so zahlreicher und besser jene der Tierwelt, die weitaus im Vordergrunde des Interesses des quartären Jägers gestanden zu haben scheint. Er mag sie stundenlang in spannender Verfolgung oder auf geduldigem Anstand in allen Bewegungen und Stellungen belauscht haben, sonst hätte sich ihr Bild nimmermehr in solcher Lebensfrische dem Gedächtnisse einprägen können, mit der es alsdann in den Mußestunden am Lagerfeuer zeichnerisch festgelegt wurde. So begegnen uns fein ausgeführte Renntiere und massige Wildpferde (Abb. 3), kräftig gebaute Edelhirsche (Abb. 4) und zarte Rehe, mächtige Urstiere und hochnackige Bisonten. Unter den Dickhäutern figurieren das gewaltige Mammut und das wollhaarige Rashorn. Seltener sind Steinböcke und Gemsen, die Wildziege und Saiga-antilope, der Moschusochse und Wolf, das Wildschwein, die Hyäne, das Murmeltier, die Fischotter, der nordische Vielfraß und Seehund und endlich der gefährliche Höhlenlöwe. Daß unsere Troglodyten eifrig dem Fischfang oblagen, beweisen die Fischreste in den Herdschichten; weitere Belege dafür sind sehr gelungene Darstellungen der Forelle, des Hechts und des Salms. An Vögeln sind vereinzelt Schwäne, Wildgänse, Kraniche oder Wildenten abgebildet, an Reptilien Schlangen oder Aale. Die Pflanzendarstellungen nehmen einen sehr untergeordneten Platz ein, wohl weil ihre Aufsammlung vorab den Frauen und Kindern zufiel, die sich kaum künstlerisch betätigt haben dürften.

Auf jeden Fall ist diese enddiluviale Kleinkunst schon durch ihr bloßes Dasein eine Erscheinung von höchster Bedeutung, die mehr als irgend eine jüngere vor- oder frühgeschichtliche Kunstübung des Orients oder des Okzidents zeigt, welche bildliche Treue und welche Höhe des Stilgefühls die Urmenschheit bereits im unberührten Naturzustande bei den bescheidensten technischen Mitteln zu erreichen imstande war. Diese Urkunst war durchweg naturalistisch, doch erscheinen in ihren Endausläufern zugleich echte Stilisierungen, deren Ausgangspunkt die realistische Tierfigur bildete. Durch Vereinfachung der letzteren entstanden schematische zeichnerische Motive, welche augenscheinlich aus dem Tierbilde herausgewachsen sind und daher am besten als ‚geometrisch-stilisierte' Abkömmlinge desselben bezeichnet werden (Abb. 5). An sie reihen sich noch ganz einfache Dekorationsmuster, wie Punkt- oder Strichreihen, Zickzackgebilde, Dreiecks- oder Rautenfiguren, Kreis- und Spiralmuster, die zumeist Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, Spitzen, Pfriemen, Glätter, Harpunen u. dgl. zieren. In ihnen oder ähnlichen Dingen ganz rätselhafter Natur jedoch bereits Schriftzeichen zu erblicken, wie Eduard Piette meinte, müssen wir aus einer Reihe von Gründen ablehnen.

Die zahlreichen Werke der Kleinkunst legten längst den Gedanken nahe, daß der spätdiluviale Urmensch auch Skulpturen und verwandte Gebilde größeren Stiles fertigte. Diese Hoffnung wurde glänzend erfüllt, indem

im Jahre 1910 Dr. Lalanne im Tale der Beune, einem Nebenflüßchen der Vézère (Dordogne), den Felsüberhang von Cap-Blanc entdeckte, dessen untere, einige Meter tief nach innen einbuchtende Aushöhlung vollständig durch die Abfälle einer ausgedehnten Renntierjägerstation verschüttet war, über die sich in steiler Böschung seitdem noch ein moderner Humuskegel ausgebreitet hatte. Nach Entfernung der neuen und alten Schuttmassen zeigte sich, daß die ganze, 15 Meter lange Rückwand mit einem Skulpturenfries geschmückt ist, welcher in Hochreliefgestalt aus dem Kalkfels herausgeschabt bezw. gemeißelt wurde. Dies war mittels großer, massiver Feuersteinpickel geschehen, deren die umgebende diluviale Herdschicht eine ansehnliche Menge enthielt, indes man die feinere Schlußarbeit wiederum mit zarteren Kleinsticheln ausgeführt hatte. Vor dem erstaunten Zuschauer hebt sich zunächst linkerhand ein 1,90 m langes Wildpferd ab, dem ein zweites von 1,40 m, ein drittes von 2,15 m Gesamtlänge folgen, das wir im Bilde wiedergeben (Abb. 6). Von den übrigen Skulpturen erwähnen wir noch, als besser erhalten, zwei weitere Wildpferde von 2,30 m Länge und zwei kleine Bisons. Ich halte es nicht für nötig, eigens zu betonen, welche Perspektiven diese Entdeckung Lalannes auf Eiszeitkunst und Eiszeitkünstler eröffnet. Nicht zufrieden mit den oftmals so reizenden, lebensvollen Schöpfungen kleinen Stils, fühlten sich jene diluvialen Skulpteure berufen und gewachsen, große Felsflächen in Angriff zu nehmen und an ihnen wahre monumentale Bildwerke erstehen zu lassen, die sich den Kunstaufgaben anspruchsvoller Kulturvölker würdig an die Steite stellen! Es mag interessieren, daß L. Capitan und J. Peyronie vor Jahresfrist anläßlich der Errichtung eines Schutzbaues vor den Reliefs von Cap-Blanc, und zwar unmittelbar am Fuße der letzteren, ein zweifellos renntierzeitliches Menschenskelett auffanden, das die bekannte gewaltsam verzerrte „Hockerstellung' aufwies. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß wir in der im naturhistorischen Museum von Paris aufbewahrten Leiche sogar einen der ‚Skulpteure' von Laussel vor uns haben.

Künstler solchen Schlages müssen nicht bloß gezeichnet und skulptiert, sondern auch modelliert haben! Am 10. Oktober 1912 unternahm Graf Bégouen mit seinen Söhnen die Erforschung der bis dahin unbekannten Höhle des Tuc-d'Audoubert bei Montesquieu-Avantès in der Ariège. Ihr Zugang steht unter Wasser, aber die nicht gefahrlose Expedition ward allsogleich belohnt durch die Entdeckung ziemlich zahlreicher Tierzeichnungen an den Höhlenwänden des Inneren. Einige 6—700 Meter vom Eingange entfernt versperrten starke Stalagmitzapfen den Weg durch einen sehr engen Schlupf, die mit Gewalt entfernt wurden, was den Zutritt zu einer weiteren Höhlenabteilung gestattete, die seit vielen Jahrtausenden für alle größeren Lebewesen verschlossen gewesen war. Zu ihrer nicht geringen Überraschung sahen die Höhlenforscher zwei Tonstatuetten von 61 bezw. 63 cm Länge vor sich, die ein Bisonpaar darstellen, und zwar das männliche Tier hinter dem weiblichen nachfolgend. (Abb. 7; auf der direkt abgenommenen Photographie unvermeidlicherweise schiefstehend geraten.) Beide Figuren sind intakt, aber vertrocknet und infolgedessen rissig. Die auf dem beigegebenen Bilde sichtbaren Vorderseiten sind mit einer Holz- oder Knochenspatel modelliert, die Mähnenteile mit dem Daumen profiliert;

Ohr und Horn stehen plastisch ab, das Auge bildet jeweils eine aufgesetzte Tonhalbkugel mit zentralem Punkte. Die Rückseite der nicht sehr breiten Hochreliefs ist nur flüchtig skizziert und jeweils ganz locker gegen ein paar frei auf dem Boden liegende Felsblöcke gelehnt. Ein drittes Bisonexemplar, das stark beschädigt und unfertig auf der Erde lag, läßt die angewandte Technik genau erkennen. Man hob aus dem zähen Höhlenlehm einen größeren, nicht allzu dicken Block heraus und skulptierte („schnitt") aus ihm mit einer Spatel die geplante Figur, die zum Schlusse fein überarbeitet wurde. Auch die Verfertiger der Bisonten dieser Grotte zeigen volle Vertrautheit mit der Natur, geleitet von einem vorzüglichen Blicke für das Wesentliche und Bezeichnende, ohne Trübung durch eine irgendwie konventionelle Stilrichtung. Die Künstler selbst haben hier allerdings nicht ihre Skelette, aber doch wenigstens auf dem jungfräulichen Lehmboden zahlreiche Eindrücke ihrer Zehen und Fersen hinterlassen, die leicht überkalkt sind.

Mit der Erwähnung der Skulpturen von Cap-Blanc und jener der Höhle bei Montesquieu-Avantès haben wir bereits die Geschwistergruppe der „Kleinkunst" berührt, die man unter dem Namen „Wandkunst" („art pariétal") zusammenzufassen pflegt.

Die Wandbilder sind, abgesehen von den seltenen Skulpturen, entweder mit Steinsticheln ausgeführte Gravierungen oder farbige Darstellungen, die teils mit Farbstiften gezeichnet, teils mit zerriebenen und flüssig zubereiteten Farbstoffen gemalt wurden. Die Farbenauswahl war keine große; neben schwarzen Kohlen und Manganerzen ließen sich noch leicht Ocker und Rötel beschaffen, welche so ziemlich alle Nüancen von gelb, rot und braun lieferten und sich nicht selten direkt als Zeichenstifte geformt finden (Abb. 8). Weiß ist sehr vereinzelt vertreten, blaue und grüne Farben fehlen vollständig.

Der Umstand, daß sich ein großer Teil der Wandbilder an allezeit offenen und frei zugänglichen Plätzen vorfindet, hat noch vor kurzer Zeit manche Theoretiker auf die Vermutung geführt, daß dieselben jünger seien als die tief im Schoße der Erde eingebetteten Werke der Kleinkunst. Diese Meinung vermag jedoch einer näheren Untersuchung nicht stand zu halten. Wir kennen zunächst eine Anzahl von Höhlen mit Malereien, die seit dem Ende des Eiszeitalters überhaupt völlig verschüttet und unzugänglich waren, so die Höhlen La Mouthe und Bernifal in der Dordogne, Gargas und Marsoulas in den Nordpyrenäen und Altamira bei Santander in Nordspanien; diese Plätze waren also vollständig „gesperrt" und kein nacheiszeitlicher Mensch hatte sie mehr betreten, bis moderne Forscherarbeit sie neu erschloß. Wieder andere Grotten waren zwar jederzeit offen, wie Pair-non-Pair in der Gironde, La Grèze und Teyjat in der Dordogne, aber die Höhlenbilder befanden sich, ebenso wie der Fries von Cap-Blanc, unter einem ungestörten eiszeitlichen Schuttniveau verborgen, das also in seinen oberen Teilen bereits älter sein muß, als unsere in Frage stehenden Abbildungen. Dazu kommt, daß sich in Frankreich und Nordspanien die Bilderliste vielfach abermals aus Arten zusammensetzt, die mit dem Eiszeitalter ausgestorben oder abgewandert sind, so vor allem das Mammut oder verwandte Elefanten, das wollhaarige Nashorn, der Höhlenlöwe, Höhlenbär, Bison

und das Renntier (vergl. Abb. 10, 11 u. 12). Sie können ebendaher nur diluvial sein, und mit ihnen sind zugleich die übrigen, von ihnen untrennbaren Tierdarstellungen datiert, wie die Hirsch- oder Rehbilder, die an sich auch später gefertigt sein könnten, weil diese Arten auch noch in der Gegenwart vorkommen. Ihre Gleichaltrigkeit mit den Kleindarstellungen verbürgt ferner nicht nur die wesentliche Übereinstimmung mit der dortigen Tierliste, sondern auch die vollständige Gleichheit der künstlerischen Auffassung und Wiedergabe. Beide Gruppen sind stilidentisch und enthalten dieselben vollendeten naturalistischen Kunstwerke, voll Ausdruck und Bewegung, — sie stammen, mit anderen Worten, von der nämlichen Hand! So kann es auch nicht überraschen, daß ich z. B. in den eiszeitlichen Kulturschichten der Höhle Castillo bei Santander (Nordspanien) auf Hirschschulterblättern genau dieselben Hirschkuhköpfe eingraviert fand, die in der gleichen Höhle in natürlicher Größe an den Wänden abgebildet erscheinen (Abb. 9); wir haben hier die unmittelbaren Kleinskizzen der nach ihnen ausgeführten Wandbilder vor uns! Und umgekehrt stieß L. Didon in Sergeac (Dordogne) in diluvialen Schichten auf große Felsblöcke mit mehrfarbigen Tiermalereien, ein Beweis, daß sich diese nicht bloß auf feste Wände beschränkten, sondern daß sie auch in kleinerem Stile im Bereiche der gleichzeitigen Wohnplätze geübt wurden.

Wir kennen derzeit in der Dordogne und in den französischen Pyrenäen 21 Höhlen mit figürlichem Wandschmuck, von denen Les Combarelles, Font-de-Gaume, Marsoulas, Niaux, Le Portel und Le Tuc d'Audoubert die bedeutsamsten sind; zu ihnen gesellen sich 19 weitere in den kantabrischen Alpen Nordspaniens, mit Altamira, Castillo und La Pasiega an der Spitze*. Der Erhaltungszustand unserer Bilder, der Umrißgravierungen wie der Malereien, ist natürlich ein sehr wechselnder. Die Farben haben mancherorts viel von ihrer Frische eingebüßt, und die Wahrnehmung der oft sehr zarten Gravierungen ist dann und wann nicht leicht, zumal wenn überdies Kalksinter sich störend über ihnen ansetzte. In manchen Fällen sind die Darstellungen nur mehr teilweise erhalten, nicht selten haben jüngere Eiszeitkünstler über ältere Bilder hinweggezeichnet, so daß ihre Entzifferung ein wahres Studium erheischt. Aber gerade dieser letztere Umstand ermöglicht es, die chronologische Entwicklung und Reihenfolge auch der Wandbilder des näheren festzulegen. Die älteste Gruppe beschränkte sich auf die einfache Umrißwiedergabe; ihre Zeichnungen oder Malereien geben ziemlich steife Profile und übergehen zumeist noch die Einzelheiten.

---

* Die nähere Erforschung und wissenschaftliche Bearbeitung der diluvialen Höhlenkunst liegt in den Händen ihres ausgezeichnetsten Kenners, des Abbé H. Breuil, Paris. Ihre Veröffentlichung erfolgt unter dem Protektorate Fürst Alberts I. von Monaco, und zwar sind bereits folgende Prachtbände erschienen: ‚La Caverne d'Altamira' (von E. Cartailhac und H. Breuil, 40 Fr.) — ‚La Caverne de Font-de-Gaume' (von L. Capitan, H. Breuil und J. Peyronie; 80 Fr.) — ‚Les Cavernes de la Région Cantabrique' (von Alcalde del Rio, H. Breuil und L. Sierra; 100 Fr.) In Vorbereitung sind: ‚La Caverne de la Pasiega' (von H. Breuil und H. Obermaier) und ‚La Caverne des Combarelles' (von L. Capitan, H. Breuil und J. Peyronie.) Kommissionsverlag: Masson et Co., Paris 6.

Die zweite Phase sucht den Zeichnungen bereits ungleich mehr Leben und Naturtreue zu verleihen; die gleichzeitige Malerei modelliert die Körper durch geschickte Verteilung hellerer und dunklerer Tönungen in ein und derselben Farbe und liebt scharfe Konturlinien (Abb. 10). Die dritte Stufe stellt den Höhepunkt dar. Der Felsuntergrund wird nicht selten glattgeschabt und ausgeglichen, um die zarteste Ausführung der Gravierungen mit allen Feinheiten der Details zu ermöglichen (Abb. 11). In der Malerei werden mehrfache Farben angewandt und mit der Polychromie Gravierungen verschmolzen, indem man durch sie die Umrisse abgrenzt und die Einzelheiten, wie Hörner, Augen, Mähnen, Hufe präzisiert (Abb. 12). Dann erfolgt ein rascher Verfall, der mit dem Schlusse des Diluviums zusammenfällt. An der Seite der ungemein zahlreichen Tierbilder der ‚südfranzösisch-kantabrischen Kunstprovinz' existieren nur wenige menschliche Fratzen, keine richtigen Bildnisse, die an moderne Wilden-Masken erinnern. Häufiger sind dagegen noch geometrische Zeichen, vielleicht magische Embleme, die jedenfalls nicht ästhetischen Bedürfnissen entsprungen sind. Es hat überhaupt den Anschein, als ob unsere diluviale Wandkunst einen religiös-magischen Hintergrund besäße. Oftmals sind die Darstellungen an beinahe unzugänglichen Stellen, an halsbrecherischen Vorsprüngen, in völlig versteckten Winkeln und unglaublich engen Nischen angebracht, daß sie hier überhaupt nicht figurieren konnten, um gesehen und bewundert zu werden. Es muß ein unüberwindlicher höherer Bann den Urmenschen in die Nacht und Gefahr der tiefsten Höhlenschlupfe getrieben haben: Man gab sich hier wohl ‚Jagdzauber' hin, wie ihn in ähnlicher Weise heutige Naturkinder treiben, getragen von der Grundidee, daß der Jäger Gewalt über ein Tier bekomme, sobald er dessen Bild (‚Seele') sich nach bestimmtem Mysterienritus ‚unterworfen' habe. Dies läßt auch das auffallende Fehlen menschlicher Darstellungen begreifen, und erklärt, warum im Bilderkataloge das nutzbare Jagdwild weitaus vorwiegt. Dadurch erleidet die Wertschätzung des Kunsttalents und der Kunstfreude unserer Urahnen keinen Abbruch, es folgt daraus nur, daß speziell bei Herstellung der vielen völlig versteckten Wandbilder ästhetische Motive nicht die Haupttriebfeder gewesen sein können.

Die Wandbilder der eben besprochenen ‚südfranzösisch-nordspanischen Kunstprovinz' befinden sich stets in Höhlen und hier zumeist in deren tieferen Teilen, die der Urmensch bei Fackelschein oder Steinlampenflimmer betreten haben mag. Davon hebt sich eine ‚ostspanische Provinz' ab, die derzeit fünf Plätze umfaßt, unter denen Cagul (Provinz Lérida) und Alpera (Provinz Albacete) die Palme zukommt. In diesem Teile der iberischen Halbinsel fehlen Kalkhöhlen, und so sind die Malereien im Innern freier Felsnischen angebracht, deren Dach sie ebenso wie der milde südliche Himmel gegen Vernichtung schützte. Immerhin sind sie zum größten Teile arg verblaßt, so daß sie erst bei starker Anfeuchtung wieder voll hervortreten, ein Prozeß, der den Bildern nicht schadet, da die Farbe infolge des hohen Alters eine innige Verbindung mit der Felsoberfläche eingegangen hat. Die südliche Lage dieser Gegenden hatte auch im Eiszeitalter zur Folge, daß dort kaltnordische Tiere nicht mehr heimisch waren; es begegnen uns an ihrer Stelle zahlreiche Bilder vom Edelhirsch

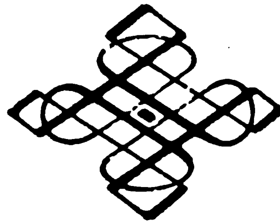
(Abb. 13) und von Wildrindern, seltener vom Damhirsch und Wildpferd. Aber in ihrer Mitte findet sich noch der Bison und Elch, zwei für Spanien nachgewiesenermaßen rein eiszeitliche Tiere, indes auch der in großer Zahl abgebildete Steinbock seitdem längst jene Ebenen verlassen und sich in die höchsten Gebirgsteile der Sierra de Gredos, der Sierra Nevada und Sierra Morena zurückgezogen hat. Wir stehen also hier desgleichen unzweifelhaft Eiszeitschöpfungen gegenüber, die übrigens auch den ganzen ‚Kunststempel' jener Epoche tragen. Was unsere erst seit Jahresfrist näher bekannte Gruppe besonders wertvoll macht, ist das Auftreten menschlicher Darstellungen, die hier zudem unter sich, oder mit den sie umgebenden Tierbildern, echte ‚Kompositionen' repräsentieren. So zeigt uns Cagul einen Jäger, der seinen Bogen gegen einen Hirsch abschnellt, während ein zweiter bereits verendet mit hoch emporgestreckten Beinen daneben liegt; wieder ein anderer Schütze wagt den Angriff auf einen Bison. Das interessanteste Bild ist aber eine Gruppe von neun Frauen (Abb. 14). Ihr Kopf ist dreieckig schematisch, was sich auch bloß auf die Kopfbedeckung beziehen kann, der nackte Oberkörper läßt die Hängebrüste voll hervortreten; um die enge Hüfte ist ein weiter Glockenrock geschnürt, der an den Knien endet. Alle neun ‚Damen' scheinen in kultischem Tanze ein nacktes Männchen (Idol?) frenetisch zu umschwärmen. Noch verblüffender ist der Bilderwirrwarr von Alpera. In den beiden Nischen beim Weiler El Bosque hebt sich zunächst eine Menge von Tierbildern ab, die, teils bunt gemengt, teils bestimmt gruppiert, Steinböcke und Hirsche in vielfach prächtiger Wiedergabe umfassen. Seltener sind Wildrinder, Damhirsche, Wildpferde und Wölfe, ganz isoliert ist ein Elch. Dazwischen bewegen sich über 70 menschliche Gestalten, fast alle männlich und in diesem Falle stets unbekleidet, oft von übertrieben hagerer Gestalt, aber meist lebensvoll gehalten (Abb. 15). Brust, Arme, Hüften und Schenkel sind wirkungsvoll realistisch gezeichnet, die Geschlechtsteile vorwiegend diskret angegeben. Bis auf drei messen die Figuren nur 12—15 cm Höhe, wobei die Köpfe nicht weiter detailliert sind. Dreizehn der nackten Burschen sind in dem Augenblicke dargestellt, da sie mit ihren großen Bogen auf Tiere oder Menschen schießen, und zwar entweder aufrecht stehend bezw. laufend, oder kniend bezw. zusammengekauert, die Pfeile neben sich auf den Boden gelegt bezw. aufrecht in die Erde gesteckt. Andere Gestalten gehen friedlich ihres Weges, ihre Wehr unter dem Arme tragend. Aus diesem Milieu ragen jedoch drei Figuren hervor, die ungleich größer wiedergegeben sind als die übrigen, wohl weil sie ‚hohe' Persönlichkeiten, Häuptlinge oder Zauberer, darstellen. Sie sind in wilder Körperbewegung erfaßt, vielleicht einen Kriegs- oder Zeremonialtanz aufführend, und tragen rechts ein Bündel Pfeile, links den Bogen. Ein reicher Kopfputz erinnert an den Federkopfschmuck nordamerikanischer Indianer, unter der flachen Stirn springt eine kräftige Adlernase vor. Um die Knie ist eine Art Zierband geschlungen, dessen Lappen abstehen. Einige der Pfeilspitzen sind mit großer Sorgfalt gezeichnet und lassen alsdann genau die leichtgeschweifte Beinspitze mit seitlicher Abplattung in der Mitte erkennen: diese Art der Bewehrung kam nur im Eiszeitalter vor, und zwar fand ich sie im Castillo bei Santander ausschließlich in einem einzigen Kulturniveau ver-

treten, das keineswegs die allerletzten Diluvialphasen repräsentiert. Der großen Anzahl von Männern stehen nur drei oder vier Frauen gegenüber; eine derselben ist unbekleidet und sehr korpulent, zwei andere stimmen nach Körper und Tracht mit den Cogulddamen überein. Wir täuschen uns kaum, wenn wir mit H. Breuil unsere ostspanische Gruppe als eigene ethnologische Provinz auffassen, deren Kulturentwicklung vielfach andersartige Wege einschlug als Frankreich. Hinsichtlich der Felsbilder tritt hier bei aller inneren und stilistischen Verwandtschaft der Tierdarstellungen ein bedeutsames neues Element hinzu, die Wiedergabe naturalistischer menschlicher Gestalten, und dies sowohl in Einzelfiguren, wie in Tanz-, Jagd- und Kampfszenen, lauter im erstbeschriebenen Kulturkreis verpönte Stoffe. Für den Urgeschichtsforscher bedeuten diese Entdeckungen ungemein viel, da sie uns ungeahnte Aufschlüsse über Tracht und Sitten eiszeitlicher Stämme liefern.

Etwas schwieriger ist vorläufig noch das Kunstproblem der dritten ‚südwestspanischen Provinz‘, deren Erforschung H. Breuil erst ganz kürzlich in Angriff nahm. Sie umfaßt einige 20 bemalte Felsen im Tale von Las Batuecas und von Garcibuey (Provinz Estramadura), etwa 10 Plätze in der Provinz Almeria (bei Velez Blanco und Lubrin), gegen 30 Stätten in der Sierra Morena (geschart um das Städtchen Fuencaliente, Provinz Ciudad Real), einen Felsvorsprung bei Jimena (Provinz Jaen) und eine Höhle im Hinterlande von Gibraltar, beim Städtchen Ronda.

Die letztere Höhle, La Pileta, wurde von dem englischen Obersten Willougby Verner gelegentlich einer Adlerjagd in der wildzerrissenen Sierra de Ronda entdeckt und von Breuil und mir im Frühjahre 1912 untersucht und wissenschaftlich aufgenommen. Sie ist erst nach langem Ritte erreichbar und nur mit Hilfe von Seilen und Strickleitern zugänglich, doch lohnt ihr Inhalt die Mühen des Besuches überreich. An den Wänden und Nischen der Grotte treten dem Beschauer zunächst eine Reihe farbiger, naturalistischer Tierbilder entgegen. Sie sind genau vom Stile der älteren Gruppe der französischen Kunstprovinz und sicher eiszeitlich, was überdies die Anwesenheit der Darstellung eines Nashorn und jene eines Bison erhärtet. Darüber breitet sich aber eine jüngere ‚Bilderschicht‘, bestehend aus schwarzen Zeichnungen, die selten realistische Tiere, sondern zumeist merkwürdig stilisierte Zeichen zum Gegenstande haben, die sich aus Punktreihen, Zweig- und Gitterwerk, schematischen Tierkörpern und ähnlichem zusammensetzen. Verkörpern sie ein eigenartiges Äquivalent der endeiszeitlichen Kunstleistungen des Nordens, oder sind sie jünger, etwa jungsteinzeitlich? Wir vermögen uns noch nicht bestimmt darüber zu äußern, solange nicht Ausgrabungen sicher datierbares Parallel- und Vergleichsmaterial geliefert haben werden. Jedenfalls gestattet nichts, die Bilder zeitlich noch weiter herabzurücken. Ähnliche diluviale naturalistische Reihen von Steinböcken und verwandten Tieren bilden die älteste ‚Kunstschicht‘ auf einzelnen Felswänden in Las Batuecas, welche ebenda abermals von ‚stilisierten‘ Bildern überdeckt wird. Diese letzteren sind nicht selten Tiere, wie Hirsche, Steinböcke u. a. m., noch häufiger aber menschliche Gestalten. So läßt die Abbildung 16, ein Teil des Frieses der ‚Piedra Escrita‘ bei Fuencaliente in der Sierra Morena, stehende und

hockende Figuren erkennen, die auf den ersten Blick rätselhaft erscheinen, deren Ableitung aus anthropomorphen Vorbildern aber am Platze selbst aus einigen noch genügend realistischen ‚Männchen‘, die ebenfalls stehen oder kauern, unzweideutig hervorgeht. Wir fügen zum klareren Verständnis noch einige weitere Serien bei (Abb. 17), die sämtliche dem gleichen Kunstkreise entlehnt sind. Nach einer wohlbegründeten Hypothese H. Breuils hätten wir hier die Kunstleistungen von Stammesgruppen vor uns, die schon im Eiszeitalter, im Gegensatze zu den ‚Nord‘- und ‚Ostleuten‘ Spaniens, eine sehr konventionelle, extrem-schematische Kunst pflegten. Diese letztere wäre überdies nicht, wie die naturalistische Kunst Frankreichs, mit Beginn der geologischen Gegenwart jäh und völlig erloschen, sondern hätte noch ein Stück in diese hereingedauert, wie verwandte, sicher jüngere Kunstäußerungen nahezulegen scheinen. Dies würde zugleich dafür sprechen, daß in diesem Gebiete in jenen Epochen keine gewaltsamen Völkerverschiebungen, sondern ruhige Kulturentwicklung, verbunden mit allmählicher Infiltration höheren Kulturbesitzes, wie von Zerealien, Haustieren und ähnlichem, stattgehabt hätte. Hoffentlich verschaffen schon die nächsten Jahre dem Pariser Institute für menschliche Urgeschichtsforschung und seinen rührigen spanischen Mitarbeitern, Marquis Cerralbo, Juan Cabré, Louis Siret, Alcalde del Rio, Pascual Serrano und Frederico de Motos, Gelegenheit, diese Probleme der Urethnologie endgültig zu lösen!



Marte Schlichtegroll / Roman von Karl Linzen

Zweites Buch.

I.

Es ist Zeit, Senhora, daß ich Ihnen aus der Kindheit erzähle — aus meiner Heimat so ‚arm, eng, dunkel und sonderbar'. Von Brinklage will ich berichten, dem grauen nordischen Städtlein mit seinen Zickzackgassen und Blumengärtchen; und vom Senatorhause, das rote Kliff genannt, von der Katzenwirtschaft, von meinem Taufpaten, dem Senator, von Marte Schlichtegroll, meiner Gespielin, die gleich dem vornehmen Lord Hexham am Gespensterbrunnen gesessen, und von manchen anderen unscheinbaren Leuten.

Wenn ich von meiner Kindheit schreibe, dann brauche ich aus keinem Röhrenwerk zu pressen. Dann quillt es aus allen Fugen und rinnt. So rann einstmals der Frühlingsschnee, hurtige Bächlein bildend, von dem Stück alter Gartenmauer nieder, das zwischen dem Senatorhaus und der Sargtischlerei hinführte. Jetzt ist die Mauer eingestürzt, und in der Sargtischlerei wird nicht mehr gehämmert.

◆ ◆ ◆

Mein Vater nahm in Brinklage die bescheidene Stellung eines städtischen Rechnungsbeamten ein. Noch entsinne ich mich meiner frühen Jugendtage mit aller Deutlichkeit: der engen, etwas dumpfigen Dienstwohnung in der Platanengasse hinterm alten Schloß, darin sich die verschiedenen Kanzleien befanden; der grünen Schirmlampe, bei deren Schein mein Vater abends seine Schriften erledigte, während die Mutter an der anderen Seite des Tisches über ihrer Näharbeit oder dem Stickrahmen saß; und nicht zuletzt des schönen, fremdartigen Vogels, der uns eines Tages über die Heide zugeflattert war und dessen rollender Gesang und Fanfarengeschmetter die grauen nordischen Wintertage so hell machte. Er hatte Flügelsäume wie aus Purpur und Gold und eine kleine, flammfarbene Kehle, die auf den Höhen des Gesanges gar mächtig aufschwoll.

Niemand wußte, woher der liebe Gast gekommen. Auch welcher Art und Heimat er zugehörte, blieb unbekannt, und Möddersch Ose Wockenfuß, die von ihrem Mann her, dem seligen Jonas Timotheus Wockenfuß, einige Kenntnis der Vogelwelt besaß, meinte nach kurzem Überlegen: ‚Was ist da weiter zu sagen? Derlei kommt vom Himmel geflogen, Herr Haddenbrook, und hat daher wohl auch keine lange Stätte auf Erden.' Mein Vater freilich, der fleißig in den Zeitungen las, wußte, daß just während jenes Novembersturmes, vor dessen Wüten der Vogel bei uns Schutz gesucht, draußen auf hoher See ein stolzer Fünfmaster Havarie gelitten, und er schloß hieraus, daß vielleicht ein mit-

leidiger Matrose, nachdem er selbst schon sich den Schwimmgurt umgeschnallt, dem Tierlein das Bauer zum Entflattern geöffnet habe. Wie dem auch war, wir sannen nun auf einen Namen, den wir dem lieben, dankbaren und rätselhaften Fremdling geben konnten, und mein Vater, der mit seiner wohlbelesenen Siebenmeilenstiefel-Phantasie sich auf der ganzen Erde auskannte, traf schließlich die Bestimmung, daß er Angelus heißen sollte, d. i. Engel oder Bote. Womit er wohl einen Abgesandten aus dem schönen Südland, aus den leuchtenden Bezirken der Sonne meinen mochte.

Zwei volle Jahre fast konzertierte nun Angelus mit allen Mitteln. die seine kleine geschwellte Goldkehle hergab. Jeder Morgen begann mit einer Jubelhymne, und jeder verschimmernde Tag schloß mit einem Sehnsuchtgesang nach der nächsten Sonne. Im Winter hatte Angelus ein warmes, trauliches Plätzchen neben dem Ofen inne, im Frühling und Sommer aber unter dem Fensterbogen, mitten im Sonnenglast, zwischen einem Gewirr von blühenden Ampelpflanzen und grünem Frauenhaar. Dann starb er plötzlich, und ich sargte ihn in einem Ahornkästchen ein, das, mit himmelblauer Seide ausgeschlagen, meiner Mutter vormals in ihren Mädchenzeiten als Nähbesteck gedient hatte. Im Schloßgarten stand, dicht an das alte Gemäuer gelehnt, eine Trauerbirke. Zuvörderst schritt nun, zierlich das Särglein tragend, Eike Blud, Harres Stiefschwester, ein wunderschönes Kind mit brennendschwarzem Haar, langen Augenwimpern und ein paar Wangen, deren blühendes Rot allen Leuten gefiel, nur dem Sanitätsrat Dr. Nootebar nicht, der oft den Kopf dazu schüttelte und etwas von ‚hektisch‘ in den Bart brummte. Mein Altersgenosse Magnus Schlichtegroll, seine Schwester Marte und ich bildeten das Gefolge der Leidtragenden, während Timm Eiteljörge, der schon damals ein faltiges Gesicht und eine Brille hatte, über dem winzigen Katafalk, darauf der Vogel glänzte, die Leichenrede sprach. Heike Feddersen aber, ein Schalk und Sausewind wie er war, versah, das Gesangbuch unter den Arm gepreßt, einen etwas possenhaften Küsterdienst, und endlich mein Freund Harre, des Konsuls Sohn, seinen langen sonnenblonden Ringellocken zum Trotz, das nachdenkliche Amt des Totengräbers.

Ich entsinne mich noch genau. Es war mitten in der Handlung, daß Marte — neben der feurigen Eike wie ein Schattenbild — mit ihrem flachshellen, silberig schimmernden Haar und dem blassen Nixengesichtchen vortrat und sich geschmeidig zu dem kleinen Toten niederbeugte, dessen Kehle wie eine brennende Blume aus dem Särglein glühte. ‚Er hat die Augen noch offen,‘ lispelte sie. Und mit dem spitzen und, wie mir schien, von einem heimlichen Verlangen zitternden Ringfinger ihrer rechten Hand mühte sie sich, dem Vogel die erstarrten Augen, die stumpfen schwarzen

Glasperlen glichen, zuzudrücken. Doch fast schien es, als ob Angelus dem Abschied von der Sonne widerstrebte. Endlich gelang das Werk, und Marte atmete tief auf. ‚Nun kann er ruhig schlafen,‘ sagte sie, halb zu sich selbst, halb zu mir gewendet.

Da hörte ich in unserm Hause ein Fenster klingen, und die Stimme der alten Möddersch Ose Wockenfuß, die durch den Vater zu unserer Verwandtschaft gehörte, aber überdies auch von halb Brinklage mit der Anrede ‚Möddersch‘ beehrt wurde — die Stimme, die kraft eines ansehnlichen Kropfes manchmal dem Posaunenregister der Orgel von St. Marien ähnelte, scholl hernieder: ‚Nun ist's aber genug, Kinder! Es war schließlich nur eine unvernünftige Kreatur. Deshalb leg' das Gesangbuch weg, Heike! Denn das ist bloß für Christenmenschen geschrieben.‘

Die Möddersch wohnte bei meinen Eltern zu ebener Erde in einem Seitenstübchen, das mit bläulichen Kacheln ausgelegt war, und hatte am Fenster, über Goldlack und roter Akelei, einen Spion, den sie täglich mit einem Hirschleder blankputzte, so daß er alles, was sich draußen in der Gasse begab, auf das klarste widerspiegelte.

Unser Küster murrte. Er hätte, weniger wohl aus Andacht und Trauer, als aus Sangeslust und Schalkheit, gern ein Verslein oder zwei in die laue Spätsommerluft steigen lassen. Aber Möddersch Oses Wort besaß Gewicht kraft einer knochigen Hand und eines nie versagenden Gedächtnisses, womit sie erlittene Unbill noch nach Wochen und Monden gebührend zu rächen wußte. Daher begnügte sich jetzt Heike Feddersen, unter Assistenz Timm Eiteljörges, seines vorgesetzten Pastors, und vom dicken Stamm der Birke gedeckt, nach dem Fenster der Möddersch hin eine Nase zu drehen, worauf er, nachdem der Sarg eingelassen war, Harre Blud mit dem Gesangbuchdeckel den kleinen Hügel kunstvoll wölben half.

So deutlich wie damals seh' ich heut' im Geiste wieder ein seltsam verwittertes Männlein in einem Radmantel von spinnwebdünnem blauen Tuch die Platanengasse herabkommen. Unserm Pastor fiel ein Gedanke bei. ‚Herr Kirchspielvogt! Herr Quadrupani!‘ rief er mit möglichst gesalbter Stimme.

Das Männlein blieb stehen. ‚Was soll's, Kinder?‘

‚Der große Sänger Angelus ist gestorben,‘ sagte Timm Eiteljörge feierlich, und seine scharfen Brillengläser schimmerten wie von Tränen. ‚Da wir aber keinen passenden Grabspruch wissen, so möchten wir den Herrn Kirchspielvogt bitten —‘

Da deutete der Alte, der, seitdem er das Amt eines Kirchspielvogts zu Brinklage niedergelegt, in seinem verschollenen Garten in der Holstentwiete als einsiedlerischer Bewohner des sogenannten spanischen Hauses lebte, auf meine Freundin Marte. ‚Weiß denn die da — mit den

zusammengewachsenen Brauen — kein solches Sprüchlein? Und hat doch wahrlich Augen, als könnte sie damit zwischen Himmel und Erde schauen! — Einen schönen Gruß an den Herrn Senator, Marte! — Übrigens lasset mir nur Zeit bis morgen mittag. Dann möget ihr euch ein „in memoriam“ abholen.‘

Richtig brachte anderen Tages Timm Eiteljörge zwei kleine Vierzeiler, die in krauser Hahnenfußschrift mit einer sonderbar schillernden Tinte geschrieben waren.

Ich habe seit der Schülerzeit mir so manche kunstvoll gefügte Strophe des Horaz aus der Erinnerung entschlüpfen lassen. Wie aber solch arme, dumme, selbsterlebte Reimlein der Kindheit später im Gedächtnis dauern! Ich erspare mir freilich, sie hieher zu setzen. Denn Herr Quadrupani, obwohl ein gelehrter Mann, der zum Beispiel eine Geschichte des Kirchspiels Brinklage geschrieben hatte, nebenher auch sonst noch im Geruche allerlei merkwürdiger, ja verschrobener Wissenschaft stand — war kein bedeutender Dichter! Das war aber damals kein Grund, daß der Spruch, den Timm Eiteljörge wohl ein Dutzendmal wie einen Bibeltext mit feierlich erhobener Stimme vom Blatt ablas, uns allen nicht wunderbar schön, zugleich seltsam dunkel und tiefergreifend gedeucht hätte.

Da meldete sich schüchtern Marte und ließ laut werden, daß sie über Nacht ebenfalls nicht gesäumt habe, einen gereimten Nachruf für Angelus zu ersinnen. Doch unser Pastor, ganz von Herrn Quadrupanis Kunst und seiner eigenen schönen Stimme bezaubert, blickte über die Stahlbrille weg die heftig Errötende so spöttisch zweifelhaft an, daß der poetische Schatz, der in Martes Köpfchen schlummern mochte, ungehoben blieb.

Magnus aber, der trotz seiner Anhänglichkeit an das Eselsbänkchen in der Stadtschule uns schon damals in allen technischen Dingen als eine Autorität erschien, hatte derweilen im Sägewerk seines Vaters eine schöne buchene Tafel ausschneiden lassen, worauf er das Epitaphium des Kirchspielvogts mit Lackfarbe und allerlei Schnörkelkunst aufmalte.

◆ ◆ ◆

So vieles dämmert und grüßt mir aus dem Kindesland herüber! Da heben sich Gestalten mit undeutlichen Umrissen wie aus einem Nebel, wie leblos und stumm. Aber plötzlich, wenn ich näher hinschaue, da fangen sie an, sich zu regen, sie bewegen die Arme, Augenlider und Lippen und stehen auf einmal wie richtige Tagmenschen ganz in heller Sonne da. Und ich mache ihnen, Wehmut im Herzen, meine Reverenz: ‚Guten Tag, Mödder sch Ose! — Ei der daus — Herr Eiderdaus, Herr Doktor Momme Wübbens! — Nun, Wachtmeister Tettenboom? Die neue Hamburger Morgenzeitung noch immer nicht da?‘

Ja, hätt' ich noch meine alte flinke Zeichenkunst, um Möbbersch Ose Wockenfuß in ihrer ganzen Windschiefheit und Gebrechlichkeit gleich hier mit ein paar Strichen auf dem Papierrand erstehen zu lassen! Das wäre besser als alles weitläufige Erzählen. Sie hatte so ihre Eigenheiten, die Möbbersch. Wenn auf den seligen Jonas Timotheus Wockenfuß, weiland Schulmeister und Küster von St. Marien, den vor damals schon über dreißig Jahren eine fallende Hainbuche draußen in der Heide erschlagen hatte — wenn auf dieses geliebte Haupt die Rede kam, dann konnte es nicht lange dauern, daß Möbbersch Ose sich in ihrem Ohrenlehnstuhl zurechtsetzte, die große Hornbrille herauskramte und die Bibel vor sich legte. Während sie dann die Brille mit dem Hirschleder putzte und umständlich die Nase suchte, begaben sich einstweilen ihre Gedanken auf die Wanderung.

Ach, der selige Jonas Timotheus Wockenfuß, was war er doch für ein Mensch gewesen! Solche gibt es wohl gar nicht mehr. Immer hatte er in die Wolken geguckt. Das war so seine Lieblingsbeschäftigung. Er kannte alles Geflügelte weitum in Moor und Marsch, in Heide und Wald — er kannte es bei den bloßen Stimmen. Vielleicht aber liebte er die Vögel nur deshalb so, weil er selber eine gar dünne und zirpende Stimme hatte, die weder in der Kirche noch draußen im Leben stark mitzählen konnte. Dieweil er aber nun immer guckte und lauschte — tirili! — tü — tü — tüh — tü! — Hier eine Lerche! — dort der Regenpfeifer! — da rauschte unversehens der Baum nieder und erschlug ihn. Freilich, die Holzfäller trugen Mitschuld daran: der lange Thyssen und der versoffene Jörn Ottsen. Aber sie haben sich dann vor den Gerichten damit herausgeredet, daß Jonas Timotheus Wockenfuß selber sie mit seinem Vogelgefasel irre gemacht, und darum der Baum — der verfluchte Strunk! — in der falschen Richtung gefallen sei. Nun, das weiß nur Gott. Die Buche aber war eine Hainbuche, und es saß vom letzten schweren Wetter um Johanni her der Donnerbesen darin. Ein jeder hat sich auch damals schönstens bedankt, von dem Mordholz in seinem Ofen zu verfeuern; denn wo solches geschehen wäre, da hätte unfehlbar der nächste Blitz im Hausdach gezündet. Solche Donnerbesen gibt's vielleicht heute auch nicht mehr. Damals aber standen ihrer drei bis vier in der Heide herum.

So irrten die alten Gedanken in der Vergangenheit wie arme fallende Sternlein über einem schon verdunkelnden Land. In dem Stübchen der Möbbersch, unter dem gestickten Haussegen, hing ein behäbiger Schattenriß, der den seligen Jonas Timotheus im Schlafrock, mit einem phantasievollen Hauskäppchen angetan, die lange Imkerpfeife in der Hand, darstellte. Verfertiger des Bildes war ein wandernder Silhouettenschneider gewesen, der einst die Jahrmärkte besucht und auch in den Häusern vorgesprochen

hatte. Und es wollte dem intuitiven Genius jenes unbekannten und lange verschollenen Scherenkünstlers gewiß zum nicht geringen Ruhme gereichen, daß er den Schulmeister mit ein wenig erhobenem Haupte, gleichsam mit gespitztem Ohr und verzückter Seele einem geheimnisvollen Gesang am Himmel lauschend, verewigt hatte.

Wenn die Möddersch dann endlich still geworden, da war es wohl Zeit, daß man sich aus ihrem Stübchen stahl; denn nunmehr begann ein umfängliches Lesen, bei dem sie — empfindlich wie sie in manchen Punkten war — nicht die geringste Unterbrechung erleiden mochte. Seit des seligen Jonas Timotheus Tode hatte Möddersch Ose das gewaltige Bibelbuch nicht weniger als fünfmal von Anfang bis zu Ende gelesen, wobei sie — wohlgemerkt — ein jedes der Worte sorgfältig mit den Lippen gelispelt und nach Gehalt und Schwere, nach Bitterkeit oder Süßigkeit auf der Zunge gleichsam gewogen und erkostet hatte. So kam es denn, daß sie, wenn die Genesis um Lichtmeß begonnen, zur gleichen Zeit des nächsten Jahres noch nicht über das Buch der Richter hinausgediehen war, und daß sie erst tief im Advent des übernächsten, nachdem die Reihe der Könige an ihr vorübergeleuchtet, sich mühsam und bedächtig ihren Lieblingsbüchern Tobias und Hiob näherte. Das dritte Jahr aber gehörte der glühenden Judith, der myrtegeschmückten Esther an, das vierte den feuertrunkenen Propheten, das fünfte und sechste endlich dem Neuen Testament. Dabei schlug die Möddersch bald vor-, bald rückwärts und hantierte eifrig mit einer zerschlissenen Silberreiherfeder, die sie einstmals, als sie noch jung und hübsch gewesen, Sonntags am Hute getragen hatte, und die ihr nun in der Gebrechlichkeit bei der Lektüre als Merkzeichen diente. So glänzte hell und still, in steten Zeitabschnitten von immer sechs Jahren, dieses arme Wahrstück einer schon lange verwelkten Menschenjugend durch das heilige Buch.

Es befand sich aber in der winzigen Bibliothek, die unter einem staubigen Vorhänglein schlummerte, auch noch ein kleines verwahrlostes Schmökerchen, darin die Möddersch zuweilen blätterte. Von den stockfleckigen Kupfern darin stellte der schönste einen hageren Mann in einer härenen Kutte dar, wie er frommen Mutes durch eine blühende Landschaft schritt und mit den Vögeln in der Luft und den Blumen des Feldes Zwiesprache hielt. Aus seinen Augen aber brach ein seltener Himmelsschein, und Möddersch Ose wollte es manchmal bedünken, als ob so ein bescheidener Abglanz von diesem Licht zu Zeiten wohl auch in ihres Jonas Timotheus' Seele angezündet gewesen sei.

Auf solche Weise lebte die Möddersch, hinter Goldlack und roter Akelei, in dem Bezirk ihres Stübchens friedlich heiter dahin. Aber auch für die Außenwelt war sie gerüstet. Sie hatte einen Sonntags-

und einen Wochentagszopf, die sich nach Fülle und Farbe voneinander merklich unterschieden, und die, wenn sie ausging, von einem vormals fliederfarbenen Haubenhütchen gekrönt wurden, das durch ein inneres Drahtgerüst für alle Jahreszeiten gefestigt war. Um die schiefen Schultern und den verwelkten Busen schmiegte sich alsdann ein türkischer Schal, den der selige Jonas Timotheus einst auf dem Heiligegeistfeld in Hamburg für zwei Laubtaler erhandelt hatte, und der, seiner Kostspieligkeit angemessen, zwei Außenseiten aufwies: eine Wetterseite und eine für die mildere Zeit. Wenn es aber direkt kalt herblies und Schneewolken tief über der Heide schauerten, dann verschwand der Schal, und Möddersch Ose schritt einher unter einem eigenartigen Mantelstück. Das war gewaltig von Umfang, mit vielfältigen verborgenen Taschen, Riegeln und Knöpfvorrichtungen, und durch die Imprägnierung des Alters so in sich gefestigt und versteift, daß zu Brinklage die Sage erging: Möddersch Ose stelle, wenn er durchnäßt worden, ihren Mantel einfach in die Ecke hin, sodaß er ihr dann zugleich als Ofenschirm zu dienen habe.

Solcher Witz — in welchem Konsul Blud, der ein aufgeräumter Herr war, besonders exzellierte — focht freilich die Möddersch und ihre Liebe zu der bewährten Ausrüstung nicht weiter an. Sie schien sich vielmehr hinreichend bewußt, daß der wackelnde Schlagschatten, den die liebe Sonne neben ihr auf das Pflaster zeichnete, ohne die altvertrauten Attribute des Regenschirms und der Handtasche das beste von Ansehen und Gravität eingebüßt haben würde. Besonders von der umfänglichen Handtasche, auf deren ledernen Wangen je eine in Glasperlen gestickte Landschaft mit giftgrünen Bäumen und silbernen Schafen eingesetzt war, gedachte die Möddersch sich erst im Sterben zu trennen. Denn sie verwahrte darin und trug bei all ihren Besuch-, Kirch- und Friedhofgängen mit sich umher:

Zwei Quittungsbücher, eines von der Tonderner, das andere von der Brinklager Sparkasse, sowie die Belegpapiere über ein winziges Erbsümmchen, das der Möddersch einst von einem Schwestersohn zugefallen war, der in Bremen als betagter Jüngling das Zeitliche gesegnet hatte.

Die jeweils letzten Briefe von Hans Jensen, einem anderen Schwestersohn, der in Kamerun als Sergeant diente, und zu dessen Gunsten die Möddersch, die ohne Kinder war, über besagtes Erbsümmchen ohne Verminderung testiert hatte.

Eine Postkarte, die zusammengerollt in einer Kapsel verwahrt lag, und mit Schriftzügen, wie von Elfenhand hingestochen, besäet war. Diese Stecknadelschrift umfaßte nicht weniger als das ganze vierte Kapitel der Offenbarung, die Glocke von Schiller sowie das Vaterunser mit Ausnahme der letzten Bitte und des Amen, die der Schreibkünstler trotz allen Bemühens nicht mehr auf die Karte gebracht hatte. Letzterer war ein aber-



Abb. 5 „Stilisierte“ Tierköpfe.
(Leicht verkleinert.) Originalmitteilung von H. Breuil.

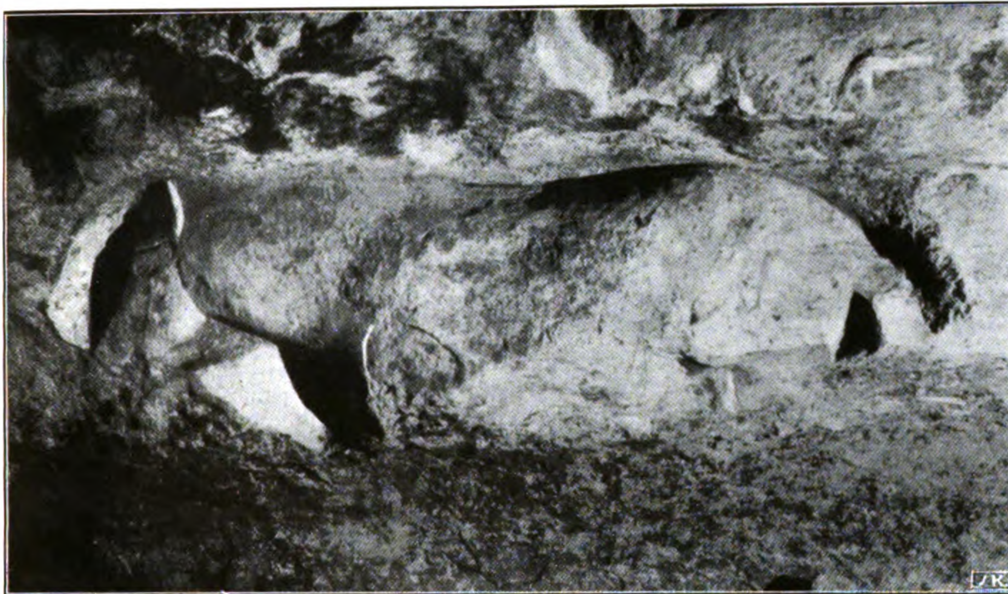


Abb. 6 Pferdeskulptur an der Felswand von Cap-Blanc. (Dordogne).
(2,15 m lang.) Originalmitteilung von Dr. G. Lalanne.

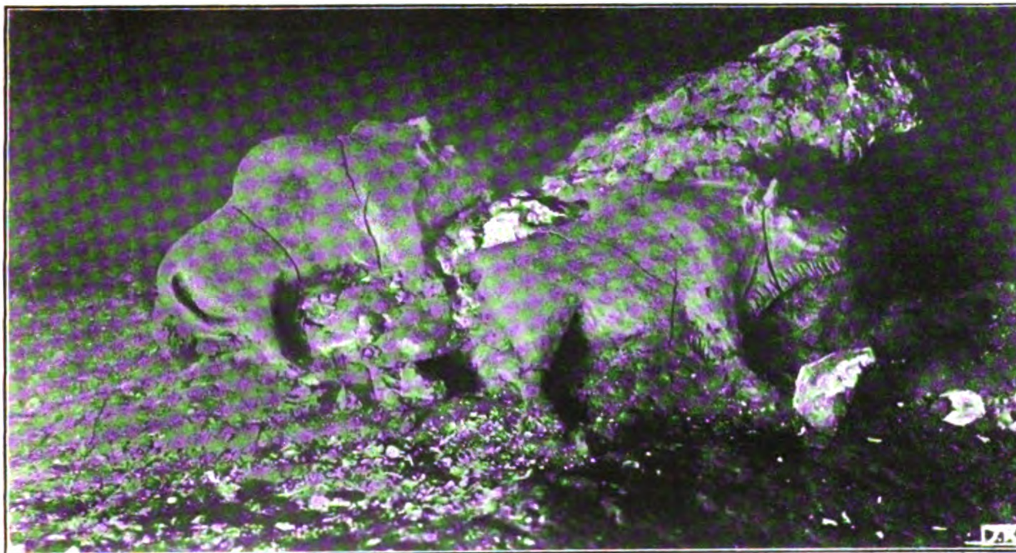


Abb. 7 In Ton modellierte Bisonfiguren
aus der Höhle Tuc d'Audoubert (Ariège).
Originalmitteilung des Grafen Bégouen.

maliger Schwestersohn der Möbbersch, der in Flensburg als Rathausschreiber lebte, mit Vornamen Lazarus hieß und neben vielen anderen Gebresten auch ein Buckelchen hatte. Zu seinen Gunsten aber war von Möbbersch Wockenfuß über die besagten Quittungsbücher der Brinklager und der Tonderner Sparkasse testiert worden.

Ein wunderbares Familienerbstück, nämlich ein Wurzel- oder Galgenmännchen namens Balthasar. Selbes stammte aus der Familie des seligen Jonas Timotheus, die dem Vernehmen nach einstmals in Hamburg als das mächtige Kaufmannsgeschlecht der Wockenfüße geblüht und sich zwecks Gewinnung von Prozessen, zur Mehrung des Reichtums und Beförderung der Geburten das Alräunchen Balthasar gehalten hatte. Einstmals war Balthasar an jedem Sonnabend von einer ehr- und tugendsamen Wockenfußin mit behutsamer Hand aus der geschnitzten Truhe gehoben, seines scharlachenen Flitterröckchens entkleidet und in köstlichem Malvasier gebadet worden; nun aber lag er schon lange in Möbbersch Oses Handtasche gänzlich auf dem Trockenen und mußte es sich gefallen lassen, daß jede Unordnung, die etwa in dem Behältnis entstand, von der Möbbersch auf ihn zurückgeführt und womöglich mit einem empfindlichen Klaps gesühnt wurde. Ja, hätte er, wie in jungen Tagen, noch Kraft und Saft gehabt, um geschwind ein Wunder zu tun! Aber war nicht Jonas Timotheus, sein Herr selig, als ein Schlucker wie geboren so gestorben? Sogar gewaltsam gestorben? Und war nicht Möbbersch Oses Schoß trotz holder Ehejahre ungesegnet geblieben? O Balthasar — Balthasar —!

Eine Schnupftabakdose von Birkenholz zu leibeigenem Gebrauch. Auf dem Deckel sprang ein geschnittenes Hirschlein.

Weiter, sechstens, eine Büchse aus Rosenholz, wie ein Ei gestaltet und gitterartig durchbrochen. Darin lag ein Stücklein Bernstein, durchsichtig und von der Größe eines Taubeneies, und in dem Bernstein saß erstarrt ein Insekt mit ausgespannten grüngoldenen Flügeln. Der selige Jonas Timotheus hatte gern und oft davon gesprochen, wie diese goldene Fliege schon über den Wassern geschwebt sei, lange ehe die Juden den Herrn Jesum ans Kreuz geschlagen.

Siebtens ferner ein gestricktes Beutelchen von Wolle, das neben allerlei gangbarer Kleinmünze einen alten verschimmelten Heckepfennig Hamburgischer Prägung sowie einen Backenzahn enthielt, den sich der Selige in einer Weihnachtsnacht an einer vergoldeten Nuß ausgebissen hatte.

Schließlich und letztens stets vom letzten Mittag- und Abendbrot her, sorglich in den Brinklager Boten für Stadt und Land eingewickelt,

allerlei Brosamen und Knöchelchen, die für die hungrigen Köter in der Jüdengasse bestimmt waren.

Dies alles und noch einiges mehr verwahrte Möbbersch Ose in ihrer geräumigen Handtasche und trennte sich niemals davon.

Das kam bei heiterem Wetter so ungefähr in jedem Monat einmal vor, daß die Möbbersch, aus ihrem bläulichen Stübchen tretend und mit ihrem Gichtfuß, der in einem Katzenpelzschuh steckte, durch den Flur schlürfend, das fliederfarbene Haubenhütchen bei uns hereintat und im schönsten Posaunenbaß zu meiner Mutter sagte: ‚Adjüs, Marie. Ich will mal 'n büschen nach dem Jonas Timotheus Wockenfuß sehen, ob alles in Ornung ist. Und danach will ich 'n büschen weiterhumpeln, mal in die Heide hinaus, bis an die Mergelgrube vom Herrn Senator, da wo der Donnerbesen gestanden hat. Mein' immer, es muß dort inzwischen wieder so was gewachsen sein.'

Bis auf den Friedhof gelangte die Möbbersch zwar regelmäßig und nahm dort Gelegenheit, von dem schon recht eingesunkenen Hügel des seligen Jonas Timotheus ein paar verwelkte Blätter abzulesen oder an zwei Gräbern späteren Datums, in denen die Frau Senatorinnen Schlichtegroll, die greise und die junge, ruhten, ein wenig Sand zu harken. Der Friedhof lag ja auch ziemlich dicht am alten Schloß, noch in der Platanengasse. Ihren Vorsatz aber betreffs der Mergelgrube des Herrn Julian Schlichtegroll und der Inspizierung dort etwa frisch gewachsener Donnerbesen gelang es Möbbersch Ose niemals — oder richtiger gesagt: nur einmal auszuführen, weil sich ihr regelmäßig unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellten.

Das erste dieser Hindernisse bildete für gewöhnlich schon ihr alter Freund Wachtmeister Thedje Tettenboom, der in einer Garnison nicht weit vom Meer bei den Husaren gestanden hatte und ein gewaltiger Schwadronierer war. Aber ein Wachtmeister! Während zwölf langer Dienstjahre hatte ihm immer als Traum vorgeschwebt, einmal später nach all den scharfen Ritten durch Sonnenbrand, Regenschauer und Schneegestöber als ein wohlbestallter Herr Sekretär oben zu Flensburg oder Rendsburg in einer behaglichen Kanzlei zu sitzen und über die nach frischer Druckerschwärze duftende Hamburger Morgenzeitung hinweg mit nörgelnder Stimme eine kleine, aber wohlgedrillte und -einexerzierte Schreiberеskadron zu kommandieren. Als aber nun die zwölf Jahre um waren — just in einer Weihnachtswoche, wo das Herz einem grimmen Soldaten sowieso butterweich ist — und Wachtmeister Tettenboom, nachdem er vom Major und vom Rittmeister schon in strammer Haltung Abschied genommen, zum letzten Mal sporrenklirrend in Kalpak, Attilajacke und Schoitaschhosen durch die Pferdeställe schreiten — in sein

Notizbuch, groß und dick wie ein Kommißbrot, den letzten gewichtigen Eintrag machen — ja, zum letzten Mal in seinem runden Bastillchen oben im Kasernenturm die Pfeife schmauchen sollte — da war es mit der martialischen Fassung vorbei. Die Tränen kollerten Thedje Tettenboom nur so aus den Augen. Schockschwerenot — Türkenelement! Was gingen ihn, Wachtmeister Tettenboom, in Flensburg und Rendsburg oben die Papierverwüster, die schwindsüchtigen Schreiber an? Was sollte nun hier aus den hundertundzwanzig wohlgerundeten, haferglatten Rappen — was sollte aus der ganzen blitzblanken Schwadron werden? Sollte das alles verludern? Wachtmeister Tettenboom hatte nicht Eltern noch Geschwister, weder Weib noch Kind noch Braut — er kam sich unendlich hilflos und verlassen vor ohne seine hundertundzwanzig verfluchten flinken Kerls, ohne sein Notizbuch und ohne sein rundes Bastillchen oben im Kasernenturm. Und so geschah es denn, wie es geschehen mußte: ein ganzes Regiment alter Geister ritt auf einmal gegen des Wachtmeisters Herz Attacke. Da war in der Allee draußen kein vielästiger Linden- oder Kastanienbaum, der, wenn Thedje Tettenboom ihn ein Weilchen anschaute, nicht irgendein Blütenkleid von Erinnerungen annahm, und in dem luftigen Wäldchen hinter der Kaserne, am alten Schießstand, harfte im Sommer jede Birke ihr besonderes heimliches Lied. Wenn Thedje Tettenboom an lauen Sonntagnachmittagen dort hinten mit Zeitung und Pfeife im Klatschmohn lag, ganz dicht am Haferfeld, das leise im Wind rollte und ihn zuweilen mit den goldigen Rispen am Ohr kitzelte — dann konnte er zum Exempel von ferne, zwischen dem fetten Kastanienlaub durch, die Königin von Saba sehen, wie sie sich, in altbiblischer Farbenglut auf ein Blechschild gemalt, ebenfalls im sanften Juniwind schaukelte. Als neugebackener Sergeant hatte Thedje Tettenboom einst sein Herz an besagte Königin von Saba in Person der jungfrischen Barbara Gschwandner, Bierwirtin aus Augsburg, verloren — Paperlapapp — solch alte, müßige Geschichten! Sie schmerzten und freuten nicht mehr, aber sie hatten doch noch immer eine geheime Gewalt — so eine Art Gespensterhand, die den Wachtmeister jetzt, da er quittieren und scheiden wollte, nicht ließ. So kam es denn, wie es kommen mußte. Thedje Tettenboom lief — der heilige Abend dunkelte schon — wie ein Gehetzter durch die Straßen der Stadt — zum Rittmeister erst, dann zum Major. Weißbestöbert wie ein Schneemann kehrte er in die Kaserne zurück und stieg fast andächtig in sein Bastillchen hinauf, das ihn mit Tapetenknistern und behaglicher Wärme umfing. Drüben überm alten Schießstand kam gerade der Mond herauf. Ein geschäftiger Seiler, zog er auf luftigen Spindeln die lichten Fäden zwischen den Schanzen und Eskaladiergerüsten und liebäugelte dabei durch die laublosen Bäume hindurch mit der Königin

von Saba, die ganz feierlich aussah und einen dicken weißen Hermelinpelz um die Schultern trug. Oh — das war eine Weihnacht — ein Lichterglanz in Thedje Tettenbooms Seele! Und so erlebte er fürder als Wachtmeister und dann als Kaserninspektor noch manch einen heiligen Abend in dem vertrauten Bezirk von Exerzierplatz, Stallduft und Schwadrongetrappel, und nur wenn ihn einmal das Rheuma allzu scharf zwickte, dann träumte ihm in der Nacht von einem großen königlich preußischen Ziviltintenfaß, das wie eine Lindwurmhöhle gähnte und ihn zu verschlingen drohte, daß er froh war, wenn er mit einem Schweißlein erwachte. Aber schließlich ging das Schicksal doch seinen Lauf. Aus dem Rheuma wurde ein Muskelrheuma, und zwar eines mit so häßlichen, spitzen Zähnen, daß es den Geängsteten doch zuletzt noch in den Tintenschlund hineingezwickt haben würde, wenn da das Glück ihm nicht mit einer kleinen Erbschaft unter die Arme gegriffen hätte. Die aber bestand aus nichts Geringerem als einem sauberen Häuschen in der Goldgasse zu Brinklage, das von einem säuerlichen Frühburgunder umrankt war und einen Taubenschlag hatte und ein winziges Vorgärtchen voll großer blaßroter und feuerfarbener Zierkugeln, darin sich sommers die weißziehenden Marmorwolken, die Weinranken und der Taubenflug gar prächtig spiegelten. Dort nun lehnte, so oft die Sonne warm schien, Thedje Tettenboom seit vielen Jahren mit seinem Muskelrheuma oben im Fenster, steckte die Briloner Pfeife und den Eisbart heraus, und wenn Möddersch Ose Wockenfuß vorüberkam, dann rief er wohl, obgleich es schon fast Mittag war, über die Zeitung weg in freundlich schnarrendem Wachtmeisterdeutsch: ‚Morr—jen, Möddersch Wockenfuß! Gut zu Nacht geruht? Und hat der Kaffee geschmeckt?‘

‚Danke, Wachtmeister,‘ orgelte die Möddersch zurück, wobei sie den Windbalg ihres Kropfes behaglich auf und nieder gehen ließ: ‚Er weiß ja: drei Stunden Schlaf genügen für eine alte Person. Und Schokolade ist gesünder wie Kaffee. Was gibt's denn Neues in der Welt draußen, Wachtmeister Tettenboom?‘

‚Hm — in der Türkei und im Balkan raucht's mal wieder, Möddersch Ose, und die Russen rasseln zur Abwechslung ein bißchen mit dem Säbel, beziehungsweise —‘

‚Aber sonst alles in Ordnung?‘

‚Vollkommen. Nur der Tabak soll teurer werden, beziehungsweise —‘

Wachtmeister Tettenboom sagte mit Vorliebe ‚beziehungsweise‘. Es war dies eine Gewöhnung aus der Zeit her, da er als Korporal den Husarenrekruten jeden Morgen Instruktion erteilt hatte. Nach Thedje Tettenbooms Meinung gab es in der deutschen Sprache nicht leicht ein Wort, das der Rede eines Mannes mehr Gewicht und Autorität verleihen konnte, als das abgrundtiefe ‚beziehungsweise‘.

‚Wie, Wachtmeister? Der Tabak —?‘

Mißbilligend schüttelte Möbbersch Ose das Haubenhütchen und überschlug geschwind den Vorrat, den sie noch in der Birkendose hatte. Wachtmeister Tettenboom aber zog die silberne Uhr heraus, die ihm sein Rittmeister geschenkt hatte, und meinte: ‚Potz Blitz — schon wieder mal elf und die Schule vorbei?‘

Thedje Tettenboom, der alte Hagestolz, liebte nichts so sehr als das Gewirr der Kinderstimmen, wenn es nach Schulschluß die Gasse heraufgelärmt kam. Es konnte ihm fast ein Pferdegetrappel ersetzen. Möbbersch Ose aber war der Ansicht, man müsse Nerven haben und dürfe das vorlaute junge Volk sich nicht über den Kopf wachsen lassen.

‚Pst — nicht so gelärmt, ihr Racker, sonst komm' ich euch! Guten Tag, Olaf — lauf, hol' dir dein Butterbrot! Guten Tag, Magnus — guten Tag, Heike Feddersen, du Sausewind! Das Gesangbuch ist ein heiliges Buch und man klopft damit nicht auf der Erde herum, du Dorschkopf — merk' dir das! — Und da ist ja auch Marte, das Kindting — mein kleines Nixengesicht — mein Meerweibchen! — Pst, ihr Racker — wer schimpft da Nachtmarte? Nehmt euch in acht! — Ja, Wachtmeister Tettenboom, schau Er sich das Kindting nur an und wundere sich! Immer ein gut Stück abseits von den andern und immer mit den Augen in der Luft! Das hat sie von der Mutter — Gott hab' sie selig — der jungen Frau Senatorin.‘

Aber dem Wachtmeister war heute die Sonne zu hell und der Himmel zu klar, um viel von den Dingen in der Luft oder von den Jenseitigen zu reden. Darum blies er jetzt ein paar urkräftige, irdische Knasterwolken in den Frühburgunder hinaus, daß die glänzenden Fliegen davon wie toll ins Licht schossen, und meinte: ‚Weil Sie da gerade von der Frau Senatorin spricht, Möbbersch, daß ich's nicht vergesse: Sie könnte mir ja bei Gelegenheit, wenn Sie wieder ins rote Kliff kommt, das Katzenfell mitbringen, das mir der Herr Senator schon lange versprochen hat.‘

Möbbersch Ose Wockenfuß nickte gefällig. Sie sowohl als ihr Freund Tettenboom bezogen die Katzenfelle, deren sie im Kampfe gegen ihre Feinde Gicht und Rheuma bedurften, kraft eines Brauches, der durch seine lange Dauer schon fast ein Recht geworden war, unentgeltlich aus dem Senatorhause, wo an ‚wohlgenährten und doch zarten, dreimal durchgewinterten Maikätzlein‘, wie sie Doktor Momme Wübbens' Heilkunde genau vorschrieb, niemals ein Mangel war.

Inzwischen fuhr der Alte fort: ‚Jah, was ich Ihr schon immer erzählen wollte, Möbbersch — eine ganz kuriose Sache das, was ich da neulich gelesen habe. Betrifft weiland den König Friedrich den

Siebenten von Dänemark. Der hatte doch, wie Sie weiß, eine Ballettänzerin geheiratet —'

‚Pfui — der Holofernes — der Nebukadnezar!'

Thedje Tettenboom bemühte sich, weltkundig und überlegen zu lächeln. ‚Pfui oder nicht — eine Tänzerin, Möddersch Wodenfuß, und sie hieß Luise Rasmussen mit Namen und war natürlich eine hübsche — beziehungsweise eine leichtfertige Person. Später freilich, als sie Königin von Dänemark geworden war, da hat sie sich Lehngräfin Danner genannt, und sie hat nicht anders als unter einem blauseidenen Betthimmel geschlafen mit neunzackiger Krone. Als nun —'

Aber Möddersch Ose hörte nur noch halb hin. Die Geschichte war ihr längst bekannt, und vor ihren Augen flimmerte verlockend der rötlichgelbe Sand der Mergelgrube, schwankte es wie Donnerbesen, die sich im Heidewind wiegen. ‚Das nächste Mal, Wachtmeister Tettenboom — das nächste Mal erzählt Er mir das bestimmt.' Aber halblaut für sich murrte und lachte sie in ihren Kropf hinein: ‚Er ist wirklich schon ein altes Kind, Wachtmeister Tettenboom. Die Geschichte kenne ich doch nun schon seit bald dreißig Jahren.'

Aus dem Goldgäßchen durch die Priestergasse in den Markt einbiegend, aber stieß Möddersch Ose Wodenfuß bei Arne Hamsun an der Ecke auf ‚Doktor' Momme Wübbens, der eben aus seiner zinnernen Baderbüchse einen ansehnlichen Rest Seifenschaum in den Rinnstein entleert hatte. Und der Doktor war das zweite Hindernis auf Möddersch Oses Vormarsch nach der Mergelgrube des Herrn Senators. Infolge eines wunderlichen Nervenübels besaß er den unwiderstehlichen Hang, auf drei Schritte vorwärts immer je einen Schritt zurück zu tun, und so war es natürlich, daß er nie zeitig genug bei seinen zahlreichen und zerstreut wohnenden Kunden herum kam und sich immer in Hast und Eile befand. Gleichwohl versäumte er, wenn er Möddersch Ose Wodenfuß begegnete, nicht leicht den Genuß, unter wiederholtem Lüften des kleinen weißgrauen Zylinderhutes eine halbe Rasierzeit lang stehen zu bleiben und in eine Erörterung der wichtigsten Tagesereignisse einzutreten. Wie mit Wachtmeister Tettenboom die äußere Politik, so liebte die Möddersch mit Doktor Momme Wübbens die internen Angelegenheiten von Brinklage durchzusprechen und zu beraten. Denn aus dem Baderhirn flatterten zu jeder Stunde die Gedanken wie Fledermäuse und schossen im Zickzack von einem Stadtwinkel in den andern. Ob der Kirchspielvogt noch immer mit dem Magistrat wegen seiner eingestürzten Gartenmauer prozessiere, leitete der Doktor ein. Ei der Daus, das sei ein Prozeßlein! Und Herr Quadrupani setze, was er wolle, schließlich doch durch, und die Stadt müsse ihm eine neue Mauer bezahlen. — ‚Davon ziehen sieben

Grauschimmel kein Haar weg!' — Und Herrn Batschis, dem regierenden Bürgermeister — hihi! — hähä! — sei so ein kleiner Ärger am Ende ja wohl zu gönnen. Herrgott, wie der Mann gleich fuchswild geworden sei, als er — er, Doktor Momme Wübbens — ihm neulich aus Versehen — wahrhaftigen Himmel, aus Versehen! — den falschen Backenzahn gezogen habe. Ei der Daus — so was von Grobian! Und ob die ‚Frau Kommandant' — so beliebte der spitzzüngige Doktor die Gattin des zu Brinklage stationierten Gendarmen zu betiteln — ob sie ihre Wäsche wieder habe, die ihr neulich von der Leine weg gestohlen worden sei? Hihi! — hähä! — drei nagelneue Hemden des Herrn Kommandanten und ein Dutzend buntgedruckte Taschentücher, darauf eine königlich preußische Artillerie mit Geschützen, Bomben und Granaten abgeschildert sei! Bei Senator Schlichtegrolls fehle übrigens auch mal wieder eine Katze, von dem letzten Maiwurf ausgesucht die fetteste und schönste. Und der Verdacht habe sich justament wieder auf die Bettziechin, die alte Hexe, gelenkt, die Sonntag früh mit ihrer zugedrahteten Bratpfanne flink und schwärzlich wie eine gescheuchte Küchenschabe aus dem Backhaus dahergeschossen sei. Ei der Daus — er wolle nichts gesagt haben! Und er — Doktor Momme Wübbens — sage nun überhaupt nichts mehr. Aber mit Marte, dem Kinde, das die Leute ja auch schon die Nachtmarte nennten, sei es doch eine seltsame Sache, und manche meinten, das habe sie akkurat von der Mutter geerbt. Dem Herrn Senator freilich dürfe man — um Himmels willen! — gar nicht davon reden. Dann werde er kirschdunkel im Gesicht und habe ganz geschwollene Stirnadern und schreie, daß die Wände bebten: ‚Üh wat — die Fisematenten! Graue Spinnen, die aus Altweiberköpfen hervorkriechen — weiter nichts!' Nun nun — schon gut! Man glaube ja, daß das nur Fisematenten seien — oder ‚nervöse Phantasmata', wie der Herr Sanitätsrat Dr. Nootebar sich ausdrücke. Aber der Herr Senator sei es ja selber immer, der, sobald es nur dämmere, mit dem Gesellen Gnadenbrot im ganzen Haus umgehe und die vielen Lämpchen anzünde, die er auf dem Jahrmarkt erstanden habe, bloß um das Grauen fortzuscheuchen, das von Frau Marte, der Senatorin, her zwischen den Kliffmauern wohne. Aber gut, schon gut — es seien Phantasmata! Das müsse man schon glauben — trotz der zwei Kindesaugen, die nach des alten Eliessers Ausspruch wie die Wasserbäche von Hesebon seien — so rätseltief und klar — trotz der zusammengewachsenen Augenbrauen — und trotz der alten Matten, die nun schon zwanzig Jahre und länger bei Senators diene, und sich in den Dingen wohl auskenne —

Nun war aber — ei der Daus! — schon fast eine ganze Rasierzeit um. Doktor Momme Wübbens ließ nur noch einmal geschwind die sieben

Grauschimmel kein Haar weg ziehen und fragte noch rasch, ob Kapitän Lukas Truckenbrodt nicht bald wieder auf der Reede vor Husum anlaufe und auf einen Sprung nach Brinklage herüberkomme, um im roten Kliff einen steifen Grog zu trinken und mit dem Herrn Senator einen Gang Säbel zu fechten. Dann verschwand der über alles Friesenmaß Geschwätzige, wiederholt den kleinen weißgrauen Zylinderhut lüftend, um die scharfe Häuserkante herum in die Priestergasse hinein. Als er jedoch nach dem dritten Schritt vorwärts wieder einen üblichen zurück tat, da ward erfreulicherweise das lederne Baderkästchen und die kaffeebraune Rockschoßspitze des Herrn Eiderbaus noch einmal für einen kurzen Moment auf dem Markt ersichtlich. Mödder'sch Ose Wockenfuß freilich konnte dem kein Auge mehr schenken; denn sie mußte, mit ihrem Katzenpelzschuh quer über den Platz humpelnd, nun scharf auf das holperige Pflaster achten, um nicht etwa, wie es ihr vor Jahren schon einmal auf Dreikönigstag bei Schlackerwetter passiert war, der Länge nach hinzuschlagen.

◆ ◆ ◆

Am Markt, an der Ecke des Jüdengäßchens drüben, nun wohnte der Senator Julian Schlichtegroll, mein verehrter Herr Taufpate, den sie um seiner unvollendeten akademischen Studien willen auch den ‚Lateiner‘ nannten. Er hatte einst in Marburg und Göttingen die Medizin gehört und redete noch immer gern allerlei Dunkles von dem menschlichen Adersystem und den Verästelungen des Nervennetzes. Doch schmälerte der Spitzname in diesem Falle nicht den Respekt vor seinem Träger und nahm der Stimme des Senators, die man in allen öffentlichen Angelegenheiten zu hören gewohnt war, kein Lot von ihrem Gewicht. Sein Haus, ein schwärzlicher alter Ziegelbau, ging im Volksmund unter der Bezeichnung ‚das rote Kliff‘, wohl aus dem Grunde, weil vor Jahrzehnten der Begründer desselben, der Posthalter Klaus Schlichtegroll, zugleich Besitzer eines derzeit schon lange nicht mehr existierenden Gasthofes ‚Zum roten Kliff‘ gewesen war. Nahm man zu dem Hause die gutgehende Sägemühle, die ein Viertelstündchen von der Stadt entfernt in einem luftigen Gehölz von Erlen und Eichen schnarrte, sowie die Sargtischlerei, die der Senator in einem bescheidenen Anbau des roten Kliffs durch einen runzeligen alten Gesellen — Albin Gnadenbrot hieß er und war vor länger als einem Menschenalter aus Sachsen her eingewandert — betreiben ließ, so ergab das schon einen recht ansehnlichen Bürgerbesitz, auch wenn man dabei in Rechnung zog, daß die nordischen Städtlein, die am Meer gelagert sind, infolge ihres freieren Verkehrs und ihrer umfänglicheren Handelsbeziehungen von vornherein einen anderen Maßstab vertragen als die binnenländischen Ackerstädte — zum Beispiel in Thüringen oder Schwaben —, ja daß cum grano salis auch für sie gilt, was in dem großen

stolzen Bremen am alten Schütting über dem Portal geschrieben steht:

Buten und binnen
Wagen und winnen.

Es sind nach einem gewissen geheimnisvollen Gesetze zumeist gerade die unbedeutenderen und nebensächlichen Umstände, die uns in der Erinnerung aus der Kindheit her am treulichsten durchs Leben begleiten. Das Tor über der kleinen, im Sommer mit Akazienblüten, im Herbst mit ovalen goldenen Blättlein reichlich überstreuten Freitreppe war immer geschlossen. Wenn man klingelte, dann verging stets etliche Zeit, bis daß die alte umständliche Matten von oben her durch eine geheimnisvolle Druckvorrichtung Einlaß gewährte. Währenddem hatte man Muse, den Spruch zu studieren, der mit lateinischen Buchstaben in die obere Türfüllung eingeschrieben war. Er lautete:

‚Ost und West —
Tu Huus am best!'

Oder ein blankgepanzertes Ritterlein von Messing zu betrachten, das als Torknauf hell aus dem dunklen Eichenholz vorsprang. Es trug einen großen römischen Helm und einen Zwickelbart und um die Schultern ein Brünnlein aus Schuppen, die nach abwärts immer fischartiger wurden und Flossen ansetzten, bis zuletzt der ganz kleine metallene Mann — einem Fisch- oder Meerweib ähnlich — statt in Füßen in einem etwas krampfartig zusammengezogenen Walschweif endigte.

Das war nun für uns Kinder ein gar merkwürdiges und wichtiges Problem. Der große Techniker Magnus meinte, daß der Meister Gelbgießer dem Ritterlein wohl aus dem Grunde keine menschlichen Füße habe geben können, weil diese dann standesgemäß auch mit Sporen hätten versehen sein müssen. Und solche spitzige Dinger an einem Torknauf? Wohingegen Martes Phantasie, wie immer tief ins Dunkle tauchend, das Rätsel lieber durch einen Nixenzauber, eine folgenschwere Verwünschung gelöst wissen wollte, die einst dem Ritterlein auf einer seiner Abenteuerreisen widerfahren sei. Der nahe Grund des Simsonbrunnens am Markt mit seinem geheimnisvollen Blinken kam dieser Vermutung zu statten.

Ja, das Senatorenhaus hatte so seine Besonderheiten! Da liefen zwischen dem Gestein, aus dessen schwärzlicher Verwitterung hie und da, wo unlängst der Frost oder die Nässe gebröckelt hatten, die rote Urfarbe leuchtete, da liefen kreuz und quer die dicken Holzbalken mit den schöngeschnitzten Köpfen und der von manchem Platzregen verwaschenen Malerei; die lange Reihe der Spiegelscheibenfenster prangte mit zierlich gedrehten Säulchen, und vom Dach aus, an der Ecke des Jüdengäßchens, sprang ein schmiedeeiserner Wasserspeier so weit hinaus, daß bei einer gewissen Sonnenhöhe sein Schlagschatten in phantastisch verschnörkelter Drachenform auf

der Hauswand erschien, und man nur die Ziffern hätte aufzumalen brauchen, um eine Sonnenuhr herzustellen.

Das Allermerkwürdigste aber war doch die Katzenwirtschaft. Herr Julian konnte als trefflicher Hausvater gelten; aber als Katzenvater war er einfach unerreicht. Katzen gab es im roten Kliff — Katzen und wieder Katzen! Fette, magere, getigerte, goldfarbene, zarte, grobschlächtige, schwarze, weiße und graue. Das blähte und plusterte sich auf dem Dache, das schlich um die alten Schornsteine und Falzziegel und dehnte sich wohlig hoch auf dem schwindelnden First, während oftmals im Hintergrund der Abendhimmel wie eine rote Ofenglut dazu leuchtete. Das kokettierte und konzertierte und schrie zum Gotterbarmen im Mondenlicht, daß in aller Nachbarschaft die Nachtmützen erbost aus den Fenstern fuhren, und es der wohlgefestigten Stellung des Senators und seines lateinischen Ansehens bedurfte, um ernstlichen Verwickelungen mit der Behörde und den Bürgern aus dem Wege zu gehen. Aber deshalb wurde die Katerlegion — Kätzinnen duldete mein Taufpate aus ökonomischen Gründen nur vereinzelt — auch nicht um ein Katerchen geschmälert, und wenn wir Kinder im frühen Herbstdämmern vom Drachenflug und anderen Spielen heimkehrten, und der Senator und der Gesell Gnadenbrot auf dem Stiegengang und im Korridor aus irgendwelchem Grunde die vielen Lämpchen noch nicht entzündet hatten, dann umblitzte und umfunkelte es uns von links und rechts und hier und dort — von lauter grünlich flimmernden Katzenaugensternen, die sich durcheinanderbewegten wie Glühwürmer in einer lauen Johannisnacht.

Ich erwähnte schon, was ich von Mister Hexhams Katze her weiß: Sie mögen die schleichenden Tiere nicht — ‚die Tiere der Nacht‘ — Dona Leokadia, und Sie werden deshalb wohl geneigt sein, der guten Meinung des Senators über sie mit einigem Widerspruch zu begegnen. Herrn Julian aber hatte schon in seiner Jugend, da er noch als Student der Medizin gar toll und lustig in Marburg und Göttingen hauste, diese Katzenpassion besessen. Und mehr als einmal hat er es, wenn er bei besonders guter Laune war, uns in der Wohnstube erzählt, wie er sich damals statt des Renommierhundes einen prachtvoll gestreiften, buschigen Cyperkater gehalten habe, den er um ein Goldstück aus dem Tierbestand eines wandernden Zigeuners erworben. Diesen Kater habe er, dieweil derselbe ein Philosoph gewesen und ein Wunder von Genügsamkeit, Diogenes benamset und ihm zwecks Teilnahme an den abendlichen Kneipsitzungen ein gesticktes Cerevislein anfertigen lassen, sowie ein Korpsband für die untadelige Brust. Und bei der Übersiedelung von Marburg nach Göttingen habe besagter Diogenes dann, so wie einstmals sein zerlumpter Namenspatron in der Tonne, behaglich und weise schnurrend in einem runden Papageigitter

gesessen, ja in selbem sei er später sogar — nach manchem Tag und Jahr, da Herr Julian etwas kleinlaut, ohne Examen, als eine überreife Frucht, die die alma mater endlich abgeschüttelt, aber voll ernsthaften Willens für die Zukunft heimkehrte, um das ansehnliche, väterliche Holzgeschäft und die Sägemühle aus den Händen der greisen Senatorin zu übernehmen — in dem Papageikäfig sei Diogenes dann schließlich auch zu Brinklage angekommen. Nun sei er schon lange tot und liege hinten an der Jüdenmauer verscharrt. Aber Enkel und Urenkel sprängen ihm hier noch herum, und gerade sie seien hervorragende Mäusejäger und Konzertmeister. In der Ecke, hinter dem Spinnrad der seligen Senatorin, stehe auch noch das Papageigitter. Es diene zwar jetzt nur noch als Strafanstalt, und wenn die feine Blanche, die wie Schnee schimmerte und in ihrer Schlankheit etwas Astrales hatte, oder das lustige, perlfarbene Kammerkätzchen Misette sich etwa an einer Porzellantasse oder noch schlimmer versündigt hätten, dann müßten sie — da helfe kein Fauchen und Krallen an den Gitterstäben — zur Buße ein Stündlein oder zwei in dem Papageikäfig absitzen.

Das komme nun aber Gott sei Dank nur selten vor. Denn die Tierlein seien über die Maßen wohlerzogen und artig. Dummes Zeug da — die Legende von der Katzenfalschheit! Und wie zierlich, sauber und mäßig! Davon könne der Mensch sich ein Exempel abnehmen. Und dabei wie eitel! Den ganzen lieben Tag nur ein Lecken, Putzen und Strählen, daß es eine Lust sei, zuzuschauen. Und klug — ja, klug! Da sei Misette, die Französin, die klopfe, wenn sie Einlaß begehre, stets dreimal leise mit der Pfote an. Und da sei Diana — die Ehrendame mit der gelben Robe — die habe dem Hühnerhof und den Tauben eine innige Freundschaft zugedacht, ja sie rühre, so oft ein Täubchen oder Hähnlein, lecker gebraten, auf den Tisch komme, auch nicht ein Knöchelchen davon an, sondern sitze während des ganzen schlimmen Schmauses nur traurig schmollend im Winkel. ‚Das hier aber, Herr Kirchspielvogt' — des Senators stahlgraue Augen lachten unter dem bienenkorbförmigen Basthut hervor Herrn Quadrupani an, der gern einmal auf ein Stündchen ins rote Kliff herüberkam, um mit Geschwatz und kluger Rede ein Gläschen Kurfürstlichen Magenguldenwassers aus dem Lachs in Danzig zu probieren — ‚das ist erst ein Staatskerl! Sehen Sie sich den betagten Burschen, den Zacharias, nur einmal genauer an! Hat er nicht etwas Altbiblisches — um nicht zu sagen, Hohepriesterliches in seinem buntgeströmten, wallenden Pelz? Ein schlauer und geriebener Erzvater, der niemals die Erstgeburt um ein Linsengericht hingegeben haben würde! Sehen Sie nur — sogar das Jüdische um Augen und Nase fehlt nicht.' — Zacharias, mit Würde bis über die Ohren verbrämt, saß stolzblinzelnd in der Sonne, und sein dicker, farbig geflammter Schweif lag hinter ihm ausgerollt wie der

Stab Aarons, der zur Schlange ward. — ‚Aber immerhin, Herr Kirchspielvogt, der Zacharias kennt seine Pflichten, während die andern Katzenväter nur zu leicht einen Hang zum Wohlleben zeigen und geneigt sind, die Sorgen des Hausstandes allesamt auf die geplagte Katzenmutter abzuwälzen. Da ist besonders der Romeo dort, im silbergrauen Habitchen, ein Bonvivant und schlimmer Kavalier. Wenn er's so weiter treibt' — des Senators Stimme wurde eisenhart — ‚dann endet er noch unfehlbar im Katzenloch. Denn Ordnung muß sein.'

Das Katzenloch! Das war nun für uns Kinder etwas ganz ausbündig Geheimnisvolles, zumal es mit dem Jüdenrathaus und dem Jüdengarten drüben — diesen Schatzkammern aller Geheimnisse! — zusammenhing. Davon wird noch des Näheren die Rede sein müssen.

In dieser Katzenwirtschaft nun war Möddersch Ose Wodenfuß, die — wie auch meine Eltern — mit der Senatorfamilie auf freundschaftlichem Fuße lebte, natürlich gründlich zu Hause. Zwar klagte sie manchmal, daß dem seligen Jonas Timotheus das Herz geblutet haben würde, so traurig still und vogelleer sei jetzt hinter dem roten Kliff der Senatorgarten. Früher, zu der greisen Senatorin Zeiten, oder auch noch in des Herrn Senators Ehejahren, bevor die Katzenwirtschaft eingesetzt habe, da sei hinter dem Hause ein süßes Vogelgezwitscher gewesen; aber seitdem dort die Katzenaugen zwischen dem Gezweig lauerten, da blieben — Gott sei's geklagt! — die Rotkelchen, die Finken, Grasmüden und Amseln weg. Höchstens daß drüben im Jüdengarten noch manchmal ein frecher Rohrspatz von den Wasserlinsen im Katzenloch nasche und dann wie zum Hohn gegen die geschwänzten Feinde sein kirre kirre — kitt kitt rufe. Aber Möddersch Ose war doch viel zu weltbefahren und klug, um sich mit den Dingen wie sie lagen, nicht schließlich abzufinden und das Leben auch in dieser neuen Zeit nicht als ganz passabel hinzunehmen. Und so kannte sie all die schwarzen, gelben und weißen Felle zuletzt so gut wie Herr Julian selber, ja, sie lobte, schalt und dirigierte wie dieser dazwischen und behauptete zuweilen sogar nicht ohne Triumph, daß die Tierlein ihrem Regenschirm schier noch besser zu gehorchen schienen als dem spanischen Röhrlein des Senators.

So war es denn am Ende kein Wunder, daß die Möddersch bei ihrem Vordringen nach dem Enelysion an der Mergelgrube stets auch an dem Haus mit den Spiegelscheiben einen argen Widerstand empfand. Und nicht nur der Katzen — nicht bloß des Kurfürstlichen Magenguldenwassers aus dem Lachs in Danzig halber, davon eine schön gebauchte und etikettierte Flasche allzeit auf dem gebohnten Anrichteschrank in der Wohnstube schimmerte. Ach, es saß sich für die fröstelnde, alte Frau, während sie den Senator, der noch draußen in der Sägemühle zu schalten

hatte, erwartete, auf dem Podest am Fenster oben gar traulich, mitten in dem goldenen Balken, den die Sonne quer hereinlegte. In der Ecke stand das Spinnrad aus der greisen Senatorin Zeiten her, und die Sommerfliegen summten in einem fort um das gestochene Bild über der Kanapeelehne, das den Knochenmann mit Stundenglas und Sense darstellte, während er zwei Liebesleute, die in einer Rosenlaube sitzen, belauscht. Darunter stand der Spruch:

Das ist die Not — die alte Not,
Daß zwischen den Blumen grauet der Tod . . .

Hoch darüber aber, fast den verrauchten Deckbalken berührend, des Senators Rappiere und Säbel und die verblichene Schärpenseide mit der drohenden Goldschrift, und an der Wand drüben der blauweiße Kachelofen mit der schönen Rachel und dem treuen Jakob. Alles just wie zu der Zeit, da die greise Senatorin noch hier im Hause umschritt. Nur eines war später hinzugekommen: unter Glas und Rahmen die grausilberne Scheitelwelle, die Möddersch Ose, ehe der Gesell Gnadenbrot die Schrauben am Sargdeckel aufsetzte, der greisen Senatorin noch mit eigener Schere abgeschnitten und die sie manches Jahr später mit der flachssilbernen Totenlocke der jungen Senatorin so kunstvoll zusammengenestelt hatte, daß man beide Haare, das welke und das blühende, kaum mit dem prüfenden Auge voneinander scheiden konnte.

Und Möddersch Ose gedachte der beiden in ihren Gräbern Vermodernden und bewegte leise die Lippen. Wie hatte doch Pastor lic. Baldamus damals aus der Heiligen Schrift geredet? Die zwei Stellen waren Möddersch Oses Gedächtnis noch zu jeder Stunde gegenwärtig, und es schien sogar, als sei sie bemüht, des würdigen Seelenhirten helle Stimmfülle nachzuahmen, wie sie damals über dem offenen Grabe erschollen und im Winde zerflattert war:

Wer wird ein starkes Weib finden? Ihr Wert ist wie Dinge, die weit herkommen, von den äußersten Grenzen.

Sie suchet sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kunst ihrer Hände.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff: von fern her bringt sie ihr Brot.

Die greise Senatorin hatte, nachdem ihr Mann gestorben, und während Herr Julian noch mit Mütze und Band fern im immer lustigen Göttingen an den Tafelrunden saß, Jahr um Jahr hindurch das Sägewerk mit starker Hand allein verwaltet, und mehr als einmal war es geschehen, daß Frau Jutta, die sieben ihrer Schuhe maß und den Sägestaub liebte wie ein Müller das wirbelnde Mehl, selber hoch hinauf nach Seeland oder Norwegen reiste, um wichtige Abschlüsse in Föhren- und Buchenhölzern zu machen.

Der Spruch aber, den Pastor lic. Baldamus für Frau Marte, Herrn Julians schön stilles Weib damals ausgewählt — fern im Westfalenland, dem Lande der Spökenkieker und Seher, hatte ihr Heimathof gestanden, und ihres klingenden Lachens und der Helligkeit ihres Wesens ungeachtet sagte man von ihr, daß sie das Sägen und Fallen gewisser sechs Tannenbretter sowie den bangen Anschlag der Glocke von Sankt Marien oft um Monate voraus im Ohr verspürt habe — der Spruch war dem Buche Jesus Sirach entnommen und lautete also:

Gnade über Gnade ist ein heiliges und schamhaftes Weib.

Wie die aufgehende Sonne an Gottes hohem Himmel, so ist die Schönheit des guten Weibes zur Zierde ihres Hauses.

Wie die glänzende Lampe auf dem heiligen Leuchter, so ist die Schönheit ihres Gesichts in ihren besten Jahren.

‚Ja, wie die Lampe auf dem heiligen Leuchter,' bestätigte die Möddersch mit geheimnisvollen Augen. ‚Immer gab sie milden und freundlichen Schein. Aber dazwischen, wenn gerade der Herr es wollte, kamen doch die Zeiten, da war ihr Glanz umflort — da brannte sie nur als Geisterlampe in diesem irdischen Leben —'

Wir Kinder machten die Gedankenwanderungen der Möddersch bloß halb mit. Denn einmal waren wir schon viel zu sehr daran gewöhnt, und dann gewann uns weit regeres Interesse ab eine kleine Dampfmaschine, die der Techniker Magnus soeben mit heißem Eifer in Bewegung setzte. Meister Arne Hamsun, der an der Ecke der Priestergasse einen kleinen Schwertfegerladen hielt, hatte dem Sprößling des Herrn Senators, seines ob noch immer gepflegter Rappierleidenschaft wohlgeschätzten Kunden, kürzlich das blitzblanke Spielzeug verehrt. Auf das Geheiß der Möddersch mußte nun Magnus der alten Frau, die für alle Dinge, auch die neumodischen, ein reges Verständnis zeigte, die Arbeit des Maschinleins vordemonstrieren, und ihre klaren Augen hatten, während wir uns um den Podest herumdrängten, ein Weilchen ihre Freude an dem schönen weißen Wasserdampf, der sich in der Luft wölkte, und an den Taktbewegungen der stahlglänzenden Kurbel. Plötzlich aber, als ob sie der Sache müde sei, richtete die Möddersch ihren Blick auf etwas noch Glänzenderes. Das war um Martes Hals ein Kettlein von bläulichblassen Mondsteinen, deren perlmutterartiger Widerschein seltsam mit den Augen meiner Gespielin harmonierte. Die junge Frau Senatorin hatte vormals in ihren Mädchentagen dieses Kettlein getragen. Möddersch Ose legte nun ihr Strickzeug sachte beiseite, nahm Martes Kopf zwischen ihre beiden Hände und sah eine Weile starr und forschend in das herbe Gesichtlein. Dann tupfte sie leise zitternd und wie nachprüfend mit ihrem braunen Zeigefinger über die Stelle zwischen den Augen, wo die feingeschwungenen, fast

schwärzlichen Brauen einander deutlich berührten, tupfte weiter über die Mondsteine hin, und während ihr Kropf wie ein Windbalg auf und nieder ging, orgelte sie mit feierlicher Modulation: ‚Du armes Kind! Gott hab' deine Mutter selig! Das alles hast du von ihr geerbt!'

Wir alle wußten sogleich, was die Alte meinte, und Magnus, als ob ihm die Sache peinlich wäre, steckte wie verlegen seinen Kopf tiefer in den Dampf hinein. Marte selbst, ein unkindlich wehes Lächeln auf den Lippen, stand wie ein Wachsbild, so stumm und blaß. Als aber Timm Eiteljörge, wohl weil er die Stille und das heimliche Grauen, das plötzlich in dem sonnhellen Zimmer war, nicht länger ertragen konnte, in eine gewaltsame Lustigkeit ausbrach, da bekam er — ohne Rücksicht auf seine Brille — von der Möddersch eine so gewaltige Maulschelle, daß er beinahe über den goldenen Balken weg vom Podest heruntergestolpert wäre. ‚Oh — du abscheulicher Junge!'

Dann war es wieder still; nur das Grauen spann heimlich weiter. Auch die Dampfmaschine hatte ihr Klappern eingestellt. Möddersch Ose aber fuhr nach einer Weile, als ob nichts geschehen wäre, in ihrer biblischen Tonart fort: ‚Ja, das wirst du zu tragen haben, Marte, nach Gottes Ratschluß. Wie deine Mutter selig eine Hellhörige war und mit dem Unerforschlichen verbunden kraft ihres leiblichen Ohres, so bist du es durch dein leibliches Auge. Du wirst manches sehen müssen, was wir nicht sehen —'

Sie hielt ein und lauschte. Unten war die Torglocke gegangen, und der Schritt und die Stimme des Senators, die den Katzen rief, schollen aus dem Hausflur herauf. Langsam und ein wenig schwer kam Herr Julian die alte Holzstiege herangeschritten. Möddersch Ose Wockenfuß aber hatte Marte geschwind zwei Tränen aus dem Gesichtlein gewischt und wechselte jetzt so geschickt das Thema, daß wir uns, als der Senator, von Zacharias umschwänzelt, über die Schwelle trat, schon mitten im blutigen Dänenkriege befanden.

‚'nen schönen guten Tag auch, Herr Senator! Ich hatte bloß mal nach den Kindting hier schauen wollen, ob alles in Ornung ist. Aber Sie sollten sich doch schon ein bißchen mehr pflegen, Herr Senator! Wieder ganz mit Sägestaub bedeckt! Da muß ich immer an Ihre Mutter selig, die Frau Senatorin, denken. Gott sei ihr gnädig — das war eine Frau!'

Als die Tür sich öffnete, da war ein Zugwind entstanden und über dem Podest das Fenster aufgesprungen. Nun hörte man die Akazie rauschen, Möddersch Oses türkischer Schal flog hoch, die Bänder des Haubenhütchens flatterten mutwillig, und wir Kinder atmeten endlich aus freier Brust. Denn das Grauen war aus der Stube fort, und während der Senator, der von seinen Bienenständen kam, ein aufgeräumtes Ge-

spräch über den heurigen Honig begann, trug die alte Matten den Eierkuchen, frisch gebacken, herein. So gab es eine muntere Kaffeestunde.

◆ ◆ ◆

Und nach der Kaffeestunde, wenn mein Taufpate wieder hinaus war, um nach der Säge oder nach den Arbeiten in der Mergelgrube zu schauen, dann kam die Schlummer- und Märchenstunde. Dann saß Möddersch Ose wieder mit ihrem Strickzeug auf dem Podest und erzählte, was ihr gerade in den Sinn kam. Es waren dies aber nicht bloß Märchen, sondern auch wirkliche Begebnisse verschiedener Art, die sie teils selbst erlebt, teils aus Büchern erlesen oder von klugen Leuten gehört hatte, vielleicht auch nur gehört zu haben glaubte. Auch diese Historika jedoch erzählte sie immer in demselben singenden und gleichsam über den Dingen schwebenden Tonfall, als ob es sich um eitel Märchengebilde handelte, ja, die Möddersch machte in dieser Hinsicht zwischen einem Zauberer oder König und dem seligen Jonas Timotheus Wockenfuß, zwischen ihrer Ahne Heide Matthisson und einer etwa in grüner Flut schnellenden Brunnenfee kaum einen merkbaren Unterschied. Und nur, wenn sie etwa bedeutsame kriegerische Zeitläufte behandelte, dann gab sie der Darstellung aus der Tiefe ihres Kropfes einen gewissen orgelschweren altbiblischen Weihebaßton bei, auf daß wir ‚die Trauben der Erde in die große Kelter des Zornes Gottes‘ fallen sähen; — ‚und die Kelter ward getreten, und das Blut ging bis an die Zäume der Pferde, durch tausendsechshundert Feld Weges.‘

Ja, das waren so allerlei Geschichten. Liebe und Brautstand spielten, obwohl die Möddersch doch nur zu Kindern redete, keine geringe Rolle darin. Da hatte die Großmutter der Möddersch, die schöne Heide Matthisson, die nachmals einen Handweber heiratete, während der schlimmen Franzosenzeit im Lübeckischen gedient und durch ihre Tugend und Lieblichkeit in den Augen eines der einquartierten fremden Herren Offiziere dermaßen ein Wohlgefallen gefunden, daß dieser sie zum Weibe nehmen und als Herrin auf seinem Schloß einsetzen wollte. — ‚Der König gewann Esther lieber denn alle Weiber, und sie fand Gnade und Barmherzigkeit bei ihm vor allen.‘ — Es fiel dies aber gerade in das Jahr achtzehnhundertzwölf, da die Heere Napoleons nach Rußland und auf Moskau zogen. Bevor er nun an der Spitze seiner Reiter aus dem Lübeckischen fortritt, schenkte der fremde Graf der schönen Heide Matthisson einen zierlich ovalen Spiegel, der in poliertes Holz von köstlicher Arbeit eingelassen und beweglich mit einem kunstvoll eingelegten Toilettekasten verbunden war. Heide Matthisson stellte den Spiegel an dem besten Platz in ihrer Kammer auf und hängte ein Tuch darüber; denn sie hatte sich gelobt, ihr Antlitz und ihre Schönheit nicht zu schauen, solange

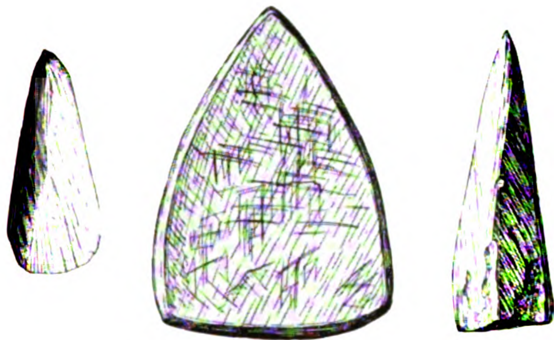


Abb. 8 Farbstifte aus eiszeitlichen Wohnschichten.
3/4 nat. Gr.
Nach H. Breuil.



Abb. 9 Gravierter Kopf einer Hirschkuh.
Höhle Castillo (Santander).
(Stark verkleinert.) Originalkopie von H. Breuil.



Abb. 10 In Rot ausgeführtes Nashorn.
Höhle von Font-de-Gaume (Dordogne).
(Stark verkleinert.) Nach H. Breuil.

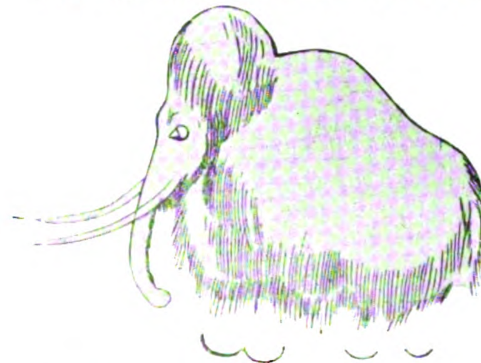


Abb. 11 Feingraviertes Mammut.
Höhle von Font-de-Gaume (Dordogne).
(Reelle Länge 57 cm.) Nach H. Breuil.

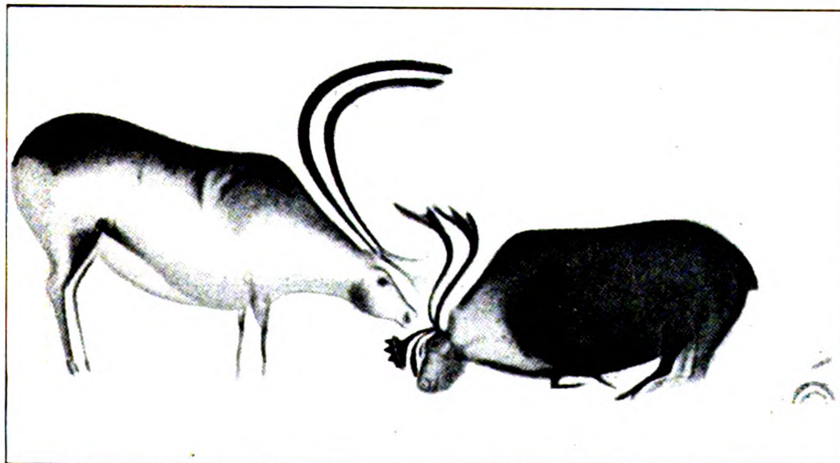


Abb. 12 Polychrome Renntiere, teilweise graviert.
Höhle von Font-de-Gaume. Nach H. Breuil.

ihr künftiger Gebieter und Gatte im Kriege weilen würde. Es kam aber inzwischen die Kunde, daß das heilige Moskau verbrannt und daß die große Armee des Kaisers wie ein Rauchschwaden über das eisige Rußland hingefegt worden war. Eines Abends, als Heide Matthisson in ihre Kammer trat, da sah sie den Spiegel in vielen Trümmern und Scherben mitten auf dem Fußboden liegen. Und bald danach erzählte man sich in Europa von dem grausigen Gedränge auf der Beresinabrücke. Da wußte Heide Matthisson, daß der Graf tot war. Sie hat dann manches Jahr später einen Handweber geheiratet.

Das war so eine von den Geschichten. Mit einer anderen verhielt es sich also: die Mödbersch hatte in ihrer Jugend einmal eine große Reise getan. Sie war zu einem Verwandtenbesuch auf der Insel Alsen gewesen, wo es die dicken Buchen gibt, und hatte sich bei der Gelegenheit auch das alte Schloß Sonderburg und darin den Steintisch angesehen, um welchen König Christian der Zweite während der achtzehn Jahre seiner dortigen Gefangenschaft fortwährend in trüben Gedanken herumgegangen war. Dabei hatte er beständig den Daumen auf die Steinplatte gedrückt gehalten, also daß davon heute noch ein tiefer Rinnenrand, rings um den Tisch laufend, zu sehen war. Von dieser Erinnerung sprach Mödbersch Ose niemals ohne Ergriffenheit; denn es lag nach ihrem Sinn etwas Großes, ja Grausiges darin, wie Menschenfinger einen harten Stein höhlen können; und wenn es sich fügte, daß während der Erzählung gerade das Fenster offen stand, dann drang uns Kindern wohl vom Simsonbrunnen herauf der Klang des Wassers in die Ohren wie das unerschöpfliche Rauschen, das endlose Hingleiten der Zeit.

Überhaupt, von Königen erzählte Mödbersch Ose gern. Nicht daß sie vielleicht daran gedacht hätte, auch Wachtmeister Tettenbooms Friedrich den Siebenten, der die Tänzerin Rasmussen geheiratet, oder gar Doktor Momme Wübbens' noch schlimmeren engländischen Jakob dem Bestand ihrer gekrönten Häupter einzuverleiben. Sie hatte solideren und besseren Vorrat genug. Da ragte zum Exempel in der Heide draußen — eine Viertelwegstunde nur von Senators Mergelgrube und eine halbe von Brinklage entfernt — ein verfallenes Gemäuer, das von einem alten Kastell herrühren mochte. In die Räume schaute der Himmel hinein, und nur ein kleiner, niederer Saal, der im Volksmunde die Bezeichnung Königspesel führte, war ziemlich wohlerhalten geblieben. Tisch und Gestühl, schwer und klobig wie die starke Vorzeit sie fügte, standen dort umher; längs der Wände lief eine von Würmern zerfressene Täfelung. Der Ort war durch mancherlei Sagen verrufen und weiter als bis zu dem Donnerbesen und den drei verwitterten Runensteinen, die das Tor zum Königspesel bewachten, wagte sich selten ein Fuß. Aber Mödbersch Oses Phantasie,

durch Herrn Quadrupanis Historienbuch über das Kirchspiel Brinklage beflügelt, setzte mutig über die Schwelle und sah an dem Tisch im Pesel mit langen Locken und trüben Augen einen König sitzen. Das war König Harald, der über Dänemark und das Nordland regierte damals, als die See noch wilder an die Küste heranschlug, als die Winde noch mächtiger, die Sonne goldener und Lust und Leid dieses Lebens ein großes, volltöniges Harfenspiel waren. Alljährlich geschah es, daß der König in diese Einsamkeit kam, um an dem breiten Holztisch von der Last der Krone auszuruhen und um Elna Lanesgaard, die Goldhaarige, zu trauern. Die hatte er einst geliebt und geküßt alle Tage seines jungen Lebens, bis der Tod sie zu seiner Braut begehrte. Denn der Tod ist mächtiger als alle Könige, auch wenn sie es alle Schätze, Verstand und Krone sich kosten lassen würden. In dem Gefolge König Haralds aber war damals niemand weiter gewesen als ein alter Wildmeister namens Hindhede, ein verbissener, aber treuer Mann, der, so oft Wolkenschatten die Heide dunkelten, auf seltsame Weise die Harfe zu rühren verstand und aus Gram um seines Königs Leid den Hofnarren machte. Der Wolf — ‚de grise Hund‘, wie er in dem Buche des Kirchspielvogts hieß — schlich mit eingeklemmtem Schweif am Rande der Heide und heulte dazu.

Soviel nur von Möddersch Oses Königen. Denn bei aller Vorliebe für diese hohen Irdischen konnte doch darüber kein Zweifel sein, daß die eigentliche und Leibdomäne der alten Schulmeisterwitib das feucht-geheimnisvolle Reich der Brunnenfrauen und Meerweiber war. Es handelte sich da besonders um die Geschichte von Jan Baasch, dem Hummerfischer, die Möddersch Ose einem der zerschlissenen Bücher verdankte, so in ihrem Stübchen unter dem verstaubten Vorhang schlummerten. Wenn um den Podest die Abendschatten lagen und Möddersch Ose mit der hölzernen Stricknadel unschlüssig in ihrem Scheitel stocherte, weil sie im Augenblick nicht gleich wußte, was sie erzählen sollte, dann lispelte wohl Marte: ‚Die Geschichte von Jan Baasch, Möddersch Ose.‘ Aber die Alte zögerte doch noch eine gute Weile, damit erst in der Stube die rechte Dämmerung wurde, und wenn inzwischen etwa Matten, die Magd, hereingeschlürft kam, um die Kupferlampe über dem Tisch anzuzünden, so sagte die Möddersch: ‚Laß nur, Matten! Wir brauchen jetzt kein Licht. Die Kammer der Meerfrau, wo Jan Baasch gewohnt hat, ist zwar unterirdisch; aber es sind da doch allerlei Fische, die tragen Lampen auf den Rücken und leuchten uns genug.‘ Wenn Matten dann mit einem Gebrumm wieder hinaus war und die hölzernen Stricknadeln lange Zeit in der Stille allein geklappert hatten, dann erhob endlich die Möddersch ihre gleichmäßig singende Märchenstimme, und zwar floß aus ihrem Kropf diesmal ein feines und fast zierliches Hochdeutsch, ganz als ob sie

aus einem Lesebuch vorläse: ‚In alten Zeiten lebte einmal ein Hummerfischer, der hieß Jan Baasch und war ein wohlhabender Mann. Er nannte nicht weniger als sechs Hummerkästen sein eigen und legte in jedem Frühjahr gegen hundert Fangkörbe aus, deren Ertrag er für gutes Geld nach Hamburg schickte. Da er aber auch ein stattlicher Bursch war, der die Sonne liebte und an Tanz und Geigenspiel seine Freude hatte, so fiel ihm die Gunst des schönsten Mädchens zu. Schon war der Hochzeitstag festgesetzt, da hantierte Jan Baasch eines Morgens bei stechender Sonne weit draußen im Meer vor einem der tiefen Brunnen, d. i. der unterseeischen Felsenriffe, darin sich die Hummern mit Vorliebe aufhalten. Plötzlich sah er zwischen zwei dunkelgrünen Wellen einen Arm hervorschimmern, weiß wie Schnee, und gleich danach tauchte ein Meerweib dicht vor Jan Baaschs Nachen auf. Ihr Antlitz war schön, aber blaß; das Haar wie Flachs und die Augen die reinste Perlmutter.‘

Die Kundigeren von uns hatten wohl die ersten Sätze der Erzählung in einem gedämpften Chorus mitgesummt; nun aber waren wir alle still. Denn die Brunnenfrau entbrannte sogleich in einer Neigung zu dem irdischen Manne, und da ihr Wille stärker war als der seinige, so konnte Jan Baasch nicht anders als ihr hinunterfolgen in die unterirdische Felsenkammer, wo sie wohnte. Dort waren die Wände mit Perlen übersäet und hob sich eine Bettstatt, ganz aus Korallen gebaut. Fische, die auf ihren Rücken brennende Lampen trugen, standen unbeweglich im Wasser und durchleuchteten die schwarzgrüne Finsternis. Drei Monde verlebte Jan Baasch in Zufriedenheit bei der Brunnenfrau. Danach aber verlangte ihn wieder nach seiner Braut, nach der warmen blühenden Erde, nach Sonnenlicht und Geigenspiel. Doch als er der Brunnenfrau seine Bitte vortrug, da sah die mit ihren Perlmutteraugen ihn rätselhaft an, schüttelte den Kopf und hauchte: ‚Jan Baasch, ich lasse dich nicht. Du weißt: ich bün din — du büst min — wir sind een —‘

Da flehte Jan Baasch nur um drei Tage und drei Nächte Urlaub und schwur einen Eid, daß er nach Ablauf der Frist wieder kommen werde. Und kaum hatte er den Eid ausgesprochen, da saß er wieder in seinem Boot oben auf dem Meeresspiegel, die Sonne stach heiß, er zog die Fangkörbe herauf und fuhr mit reicher Beute nach Hause. Dort war die Freude groß; denn alle hatten geglaubt, daß Jan Baasch im Meer ertrunken sei. Am dritten Tage schon begannen die Hochzeitsglocken zu läuten; Jan Baasch führte die schöne Braut zum Altar und dachte nicht mehr an einen Eid. Als er danach aber mit seinem Weib und den Gästen beim Hochzeitsmahle saß und die Geigen für einen Augenblick schwiegen, siehe, da schlug plötzlich ein feuchter Zugwind durch den Saal, daß die Lampen flackerten, Jan Baasch fühlte es an seiner Wange wie

nasses Weiberhaar und deutlich hörte er in sein Ohr einen Hauch wehen: ‚Ich bün din — du büst min — wir sind een —‘ Da streckte Jan Baasch die zitternde Hand aus, um einen Becher Wein hinunterzutrinken. Doch es riß ihn am Arm, daß der Wein verschüttet wurde, und lauter, dringender, daß die halbe Tafel es hörte, kamen die Worte zugeweht: ‚Jan Baasch, ich lasse dich nicht! — Komm — komm — es ist Zeit!‘

Da vergaß Jan Baasch Hochzeit, Weib und alles. Verstört sprang er auf und stürzte hinaus. Alle Gäste stoben hinter ihm drein. Die Geigen blieben stumm, die Lampen loschen im Nachtwind aus, und es war ein feuchter, salziger Geruch im Saal wie von Seetang und Fischen.

Seitdem gewann Jan Baasch den Frieden nicht mehr. Wie ein einsames Wild floh er über die Erde; er lernte alle Länder und den Glanz der Sonne auf allen Ozeanen kennen. Eines Tages im Herbst erlitt er Schiffbruch bei Island. Das Firmament war dunkel wie Eisen, das Meer brüllte unter den Schlägen des Sturmes, und Jan Baasch, der eine schwache Planke gefaßt hatte, flog wie ein Korkstück auf den Wellen. Schon wollte er versinken; da hob es sich aus dem schwarzgrünen Wasser schimmernd wie ein schneeweißer Nacken — an den Ertrinkenden schmiegte sich ein unirdisch blasses Weib mit flächsernem Haar — ‚Ich bün din — du büst min — wir sind een —‘. So zog das Meerweib Jan Baasch, der die Sonne liebte, hinunter in ihr kühles Schattenreich.

Meine Gespielin Marte saß in solchen Dämmerstunden fast immer dicht neben mir auf dem Podest. Oft kam es dabei vor, daß ihr Köpfchen mit dem flächsernen Haar an meiner Schulter lehnte oder daß ihre Hand die meinige mit den feinen Fingern gefaßt hielt. Man konnte glauben, daß Marte schlafe. Wenn dann aber die Möbbersch zu der Stelle gelangte, wo die Brunnenfrau zu Jan Baasch sagt: ‚Ich bün din — du büst min —‘, dann lief es jedesmal wie ein heimliches Zittern durch den schmächtigen Kindeskörper, die Mondsteine klirrten leise, und die Fingerlein, die seltsam kalt waren, klammerten unwillkürlich fester.

Es konnte wohl auch kommen, daß während Möbbersch Oses Erzählung von den Katzen ein paar auf das Fenstersims gesprungen waren. Dort saßen sie nun aufrecht und schnurrten wie Spinnrädchen, während ihre runden Augen mächtig groß in die dunkle Stube hineinglommen. Manche von den Katzenaugen waren wie milchiger Bernstein, andere wieder klargrün und durchsichtig, so wie wir uns die Flüssigkeit in zierlichen Giftfläschchen vorstellten.

Wir aber hielten Herzen und Ohren gespannt und fühlten oft genug die Scheidewand zwischen Traum und Wirklichkeit versinken.

So gewaltig war Möbbersch Oses Märchenkunst.

(Fortsetzung folgt.)

Die sozialkatholische Bewegung in Frankreich
Von Theodor Brauer



III.

Die Mannigfaltigkeit der Bestrebungen, welche die sozialkatholische Bewegung Frankreichs in sich vereinigt und deren glückliche, wenn auch noch nicht scharf umrissene Synthese sie ist, hat naturgemäß eine, ich möchte sagen lebende Galerie von zum Teil recht ausgeprägten Persönlichkeiten geschaffen. Das hat ungemein dazu beigetragen, die Bewegung zu befruchten, wie ja die Reibung der Meinungen immer die Ideen geradezu sprühen läßt, zumal in einem Lande wie Frankreich, worauf Goyau mit Recht die Bezeichnung ‚semeuse d'idées' anwendet. Dem deutschen Beobachter gewinnen namentlich drei führende Köpfe der Bewegung als soziale Inspiratoren ein gesteigertes Interesse ab, drei Männer, deren Namen auch in deutschen Schriften oft mit Auszeichnung genannt werden. Dadurch aber, daß de Mun, Goyau und Fonsegrive zum Schluß dieser Studie eine kurze Kennzeichnung nach der Seite der sozialen Einwirkung ihrer Tätigkeit erfahren, soll durchaus nicht gesagt sein, daß sie drei verschiedene Richtungen repräsentieren: sie sind von starker Individualität, gehen aber in vielen Dingen und insbesondere in der gemeinsamen Bewegung zusammen. Sie stellen eine interessante Vereinigung der vornehmsten Strömungen im sozialen Katholizismus Frankreichs dar: de Mun, der Mann der immer bereiten, begeisterten Tat, der Aristokrat und Volksmann im besten Sinne des Wortes; Fonsegrive, stets dabei, zu analysieren, um neue Formen der Synthese zu finden und damit auch neue Betätigungsformen für den sozial interessierten Katholiken, dessen Vorhutstellung auf sozialem Gebiete er mit der ganzen Schärfe seines Geistes begründen und mit überzeugender Beredsamkeit — ein Hochgenuß für den literarischen Feinschmecker — in die Tat umsetzen möchte; Goyau endlich, wie Brunetière ein echter sozialer Apologet, wenn auch von viel liebenswürdigeren Formen, wie dieser; stets darauf aus, ‚in den Schriften, die er studierte, ein Gedankensystem zu suchen und eine Anschauung vom Menschen und vom Leben, wie auch eine Stellungnahme zu den großen Problemen, die ein jeder von uns durch die ihm eigentümliche Art zu sein und zu handeln praktisch löst.' ‚Er stöbert in ihnen das latente Bestehen von Doktrinen auf, die ihre eigene Wirksamkeit voraussetzen läßt, und einen ganzen Reichtum an Unterbewußtsein, das ihre Originalität schafft und erhält und ihr Wirken fruchtbar oder ungesund gestaltet.'

Man weiß aus der Platzschen Studie, wie de Mun die neue Ära des sozialen Katholizismus in Frankreich inaugurierte. Selbst kein Theoretiker, läßt er sich durch seinen Freund und Mitarbeiter de la Tour du Pin in die Le Playsche Ideenwelt einführen. In einem ansprechenden Büchlein, in welchem er von seiner sozialen Berufung erzählt (‚Ma Vocation Sociale', Paris 1908), ist indessen deutlich zu ersehen, daß es im Grunde doch nur wenige führende Gedanken sind, die ihm in einem langen Leben der Praxis von der Le Playschen Ideenwelt verblieben, daß er aber namentlich der Methode Le Plays von allem Anfang an ablehnend gegenübergestanden hat. ‚Sein Wort', so schreibt er nach einem Besuch bei Le Play, ‚nahm gefangen durch die Tiefe

der Gedanken und den Umfang des Wissens; aber ich fühlte darin nach meiner Auffassung nicht genügend die Glut des Glaubens und das Hinreißende des Kampfes. . . Die experimentelle Methode setzte nicht meinen Geist in Bewegung, der nach festen Lehrsätzen lechzte.' Für ihn gab es, für die ‚Reform der Gesellschaft', zwei grundlegende Bedingungen: ‚das absolute Vertrauen in die Lehren der Kirche und der offene Bruch mit den Lehren der Revolution.' Wie anders etwa — der Vergleich drängt sich hier auf — steht Fonsegrive den Anforderungen an die Methode des sozialen Katholizismus gegenüber! Er nennt sein System selbst einmal ‚très voisin de celui de Comte', und in der Vorrede zu seiner ‚Crise Sociale' sagt er ausdrücklich: ‚Das Leben ist reicher als unsere Logik, fruchtbarer als alle unsere Abstraktionen. Das ist die tiefe Einsicht, zu der Joseph de Maistre durch seinen instinktiven Haß gegen die Philosophen des 18. Jahrhunderts geführt wurde. Und es ist diese Einsicht, welche Auguste Comte und Herbert Spencer wieder aufgenommen, Taine aber in Anwendung gebracht hat, an die ich mich halte.' Es ist bekannt und namentlich durch die Wirksamkeit Brunetières weiteren Kreisen offenbar geworden, wie sehr die Anschauungsweise Fonsegrives die Auffassung sehr hervorragender katholischer Zeitgenossen beeinflußt hat. Die Kühnheit, mit der Fonsegrive zunächst als Yves Le Querdec, später unter seinem wahren Namen, den Positivismus in den Dienst der sozialen Apologetik stellte, brachte ihn zwar in den Geruch eines prinzipiellen Gegners der traditionellen Apologetik, übte aber auf der anderen Seite eine große Anziehungskraft aus und hat, wie wiederum das Beispiel von Brunetière zeigt, die soziale Apologetik ungemein befruchtet. Er stellte sich, wie er einmal sagt, auf den Standpunkt der fortschreitenden ‚Laïcisation' der Wissenschaft, die sich als natürliche Folge des schnellsteigenden Umfanges der Wissenschaft und der dadurch notwendigen Arbeitsteilung ergebe. Diese, Comte korrigierende Einsicht schließt dann gleichzeitig die andere in sich, daß der Vertreter jeder Einzelwissenschaft für diese Autonomie beanspruchen muß, andererseits aber auch gehalten ist, jeden, sich als wissenschaftlich gebenden Eingriffs in andere Gebiete der Wissenschaft sich zu enthalten, ‚so wie der Schmied dazu gelangt war, zu schmieden, ohne sich über die Art und Weise zu beunruhigen, wie um ihn herum man das Holz oder das Gestein bearbeitete'. Auf die Soziologie übertragen ergibt sich hieraus: ‚Es ist zwar der Wissenschaftler und der Techniker, die das wissenschaftliche Gesetz des Geistes der sozialen Praxis aufzwingen, letzten Endes ist es aber die zeitliche Obrigkeit, welche die Ziele wählt. Die Wissenschaft und die geistige Tätigkeit stellen höchstens im äußersten Falle ihr veto entgegen; sie setzen keine Ziele, sondern warnen nur, daß dieses oder jenes Ziel, welchem zugestrebt wird, unerreichbar sei.' Es wird vielleicht nicht genügend beachtet, daß diese Auffassung der Dinge, soweit die Interessen der reinen Theorie in Frage stehen, den sozialen Katholizismus vor einer nicht gering anzuschlagenden Gefahr schützen kann. Oben wurde darauf hingewiesen, wie die liberale Wirtschaftsauffassung als amoralisch bekämpft wird, indem Vertreter des sozialen Katholizismus, wie Duthoit, nicht nur, was ja berechtigt wäre, der politischen Ökonomie als p r a k t i s c h e r Wissenschaft, sondern auch der rein theoretischen

Volkswirtschaftslehre die Grundsätze der Moral aufzwingen wollen. Im Interesse der katholischen Soziologie muß davor entschieden gewarnt werden, da es nicht Aufgabe der theoretischen Sozialökonomie sein kann, wirtschaftspolitische Programme zu entwerfen. Man käme sonst zu denselben Streitigkeiten, wie wir sie in Deutschland zum Schaden der Volkswirtschaftslehre erlebt haben. Die Auffassung Fonsegrives behütet in ihren Konsequenzen vor derartigen Folgen, weshalb ihr eine weitgehende Bedeutung beizumessen ist.

Die Auffassung Fonsegrives von dem sozialen Problem beruht im übrigen darin, daß festgestellt werden müsse, ‚welches die Institutionen und welches die Gesetze sind, die, trotz der Böswilligkeit einiger oder vielleicht auch vieler Menschen, der Gesellschaft gestatten, zu leben und fortzudauern, und die so den gutwilligen Menschen die Möglichkeit, zu leben und ihre Güte an den Tag zu legen, gewährleisten. Das soziale Problem, unterdrückt in der von der Wirklichkeit dementierten Hypothese von der universellen und angeborenen Güte des Menschen, steht wieder auf in der entgegengesetzten Hypothese, welche die Erfahrung in ihrer ganzen Schärfe als die allein richtige nachweist. So aber erscheint es als von dem moralischen Problem gänzlich verschieden. Nicht nur verschieden, sondern in mancher Beziehung sogar ihm entgegengesetzt. Das Moralische wird nur empfunden und befohlen als Mittel zur Verwirklichung der Tugend. Das Soziale dagegen muß den menschlichen Elementen, der Böswilligkeit Rechnung tragen.‘ ‚Es ergibt sich die Schlußfolgerung, daß zwar die soziale Einwirkung eine Funktion sowohl des Innern wie des Äußeren ist; das eigentlich Soziale kommt indes von außen und ist, wenn auch nicht ausschließlich mechanischer Ordnung, so doch wenigstens sehr einfacher und fast mechanisch bestimmter psychologischer Ordnung.‘ ‚Ungeachtet seiner anscheinenden Kompliziertheit ist denn auch das soziale Leben viel einheitlicher, viel einfacher, viel leichter zu erklären als das moralische Leben; das Außenleben des Menschen besitzt viel weniger Reichtum und Tiefe als sein inneres Leben.‘ ‚Trotz dieses Anscheines, der das soziale Leben einem oberflächlichen Mechanismus gleichstellen könnte, hat doch auch dieses Leben seine Tiefen. Denn die sozialen Taten des Menschen sind nicht ausschließlich körperlicher oder mechanischer Art; der Geist hat seine sozialen Vorstellungen, welche die Taten bedingen. . . Zönobiten der Tat, können wir doch nicht Eremiten des Gedankens sein.‘ ‚Das Soziale ist die Gesamtheit der Bedingungen, durch die unser von dem Leben anderer beeinflußtes Leben seinerseits wiederum auf das Leben anderer einwirkt, und wenn das Moralische auf seinem unsichtbaren und unberührten Grunde verschieden bleibt von dem Sozialen, so hat es nichtsdestoweniger einen sozialen Einfluß.‘ ‚Wenn auch das Soziale das Moralische nicht in sich fassen kann, so ist es doch nicht unmöglich, es ist vielmehr sicher, daß das Moralische weit, reich und tief genug ist, um alles das in sich zu fassen, was im Sozialen nicht nur das Beste, sondern auch das Reale und Positive ist.‘ Für die Praxis ist besonders diese Schlußfolgerung ausschlaggebend: ‚Weil der Mensch der Gesellschaft bedarf, um zu leben und sich zu entwickeln, und weil die erste Pflicht ist, das Leben zu erhalten, so folgt daraus, daß der Mensch nicht moralisch sein könnte, ohne sich den Notwendigkeiten der sozialen

Gesetzgebung zu unterwerfen.' Bei dieser allgemeinen Fassung kann es indes nicht sein Bewenden haben: ,Was man soziale Gerechtigkeit nennt, ist etwas ganz anderes als die wahre und vollständige Gerechtigkeit, indem sich immer Unvollkommenheit und Ungerechtigkeit darunter mischen. So daß, wenn man von dieser sozialen Ordnung fordert, daß sie sich nach dem Typus der moralischen Gerechtigkeit forme, man unfehlbar dazu kommen muß, alle menschlichen Organisationen als ungerecht zu verurteilen.' ,Die Forderungen eines Rousseau, eines Kant, eines Fichte oder eines Proudhon gegenüber der sozialen Gerechtigkeit machen diese einfach unrealisierbar, und deshalb muß auch die cartesianische Kritik unfehlbar beim Skeptizismus landen, der der Anarchismus des Gedankens ist, während die revolutionäre Kritik unfehlbar bei jenem Anarchismus landen muß, der nichts anderes ist als eine Art sozialen Skeptizismus.' Es ist leicht ersichtlich, wie diese Deduktionen die soziale Praxis der französischen Katholiken in positivem Sinne beeinflussen mußten, und das Beispiel des Sillon, als dessen ständigen Inspirator man Fonsegrive mit Fug und Recht ansehen kann, beweist in seiner idealen Hingabe an die Aufgaben der Gegenwart, daß der französische Sozialkatholizismus bei der vorurteilsfreien Annahme dieser Ideen nicht unfruchtbar bleiben würde. Freilich mußten diese Ideen auf jene ernüchternd wirken, die der Auffassung sind, als ob es nur darauf ankäme, eine integrale soziale Doktrin der Gesellschaft gewissermaßen aufzudrängen. Vielmehr muß man, wie Fonsegrive mit Recht hervorhebt, für den Anfang sich mit der kleinen Zahl von Punkten begnügen, bezüglich deren ein obligatorisches Einvernehmen möglich ist. Heißt das aber die großen Hoffnungen zu Grabe tragen? Hören wir Fonsegrive: ,Allmählich, das sagt mir meine Zuversicht, werden sich mit Hilfe dieses Minimums an sozialem Konformismus durch die gegenseitige Aufrichtigkeit und Achtung, durch das gegenseitige Sichdurchdringen der Ideen, die Doktrinen reorganisieren und einmütige Zustimmung erringen, und nichts hindert uns, zu glauben, alles berechtigt uns im Gegenteil zu hoffen, daß, wenn nicht wir, so doch unsere Söhne, die Wiederherstellung einer moralischen und sozialen Übereinstimmung der Auffassungen, ähnlich derjenigen, die im Mittelalter bestand, erleben werden. . . . Nichts hindert uns, anzunehmen, unser Glaube macht uns im Gegenteil zur Pflicht, zu hoffen, daß, wie im Mittelalter, diese Übereinstimmung der Auffassungen unter den breiten Fittichen des katholischen Gedankens Schutz suchen wird. . . Was uns anbelangt: Leben wir in diesen Hoffnungen, arbeiten wir, sie vorzubereiten durch die Aufklärung anderer, wie auch durch unsere eigene Aufklärung, und dann, in der Zwischenzeit, lieben wir unsere Zeit! Sie ist es, die uns gegeben wurde; zwar nicht das Ideal und die beste an sich, immerhin aber die beste für uns, weil sie diejenige ist, in die Gott uns hineingestellt hat. Nehmen wir das Gesetz Gottes an, lieben wir es, dienen wir ihm und erheben wir uns nicht gegen das, was ist durch den Willen und die Zulassung des Meisters . . .'

,Ich fühle mich', schreibt de Mun, ,durch natürliche Veranlagung und vielleicht auch durch die Gewohnheit der militärischen Disziplin mehr zum einfachen Gehorsam (gegen die Kirche) hingezogen.' Diese Feststellung findet

sich auf den ersten Seiten der erwähnten Schrift des großen Katholikenführers, und sie ist seine Losung geblieben für ein langes Leben, das ebenso reich war an organisatorischen Erfolgen, wie an Enttäuschungen jeder Art. Unter den Umständen, unter welchen de Mun nach dem großen Kriege seine soziale Tätigkeit mit dem Elan des auf eine baldige glänzende Rehabilitierung seines Landes hoffenden Soldaten aufnahm, hätte eine andere Stellungnahme wie die seinige schwerlich zum Erfolg geführt. Goyau schreibt über de Muns Eintritt in das soziale Leben: ‚Es ist am 10. Dezember 1871 in dem Arbeiterzirkel von Montparnasse, wo der Leutnant de Mun seine erste Rede hält. Sie ist von einer mannhaften Einfachheit, von einer glühenden Empfindung, über welche Jahrzehnte spurlos hinweggegangen sind. Die Erinnerungen an den Krieg und an die Kommune drängen und stoßen sich darin, bis sie am Schlusse überstrahlt, aber keineswegs verdrängt werden durch das Bild der ‚sozialen Regeneration, die uns den Sieg wiedergeben wird‘. Mit diesem Appell an den Sieg endet die Rede und es ist ein Soldat, der da spricht, keineswegs ein Tribun. Zehn Jahre fast wird die Beredsamkeit de Muns diesen militärischen Charakter tragen. Die dem Lagerleben entlehnten Bilder werden sich auf seinen Lippen vervielfältigen. Er wird das Werk der Arbeiterzirkel als eine ‚Armee‘ ansehen, deren Paraden Wallfahrten, deren Vorwärtsmärsche von Gesängen skandiert sein werden, und vor der er mit einer eindringlichen Begeisterung die Epopöe der päpstlichen Zuaven rezitieren wird; und er wird in seinen Träumen schauen, wie diese Armee anwächst, das Land durchzieht, wie sie die übrigen Franzosen durch den Glanz ihrer frommen Kundgebungen fasziniert und wie sie endlich Gewalt anwendet, um das Land wieder zu erobern, jene Gewalt, welcher das Evangelium die Eroberung des Himmelreiches verspricht.‘ Das war de Mun, den damals ein Kardinal den neuen Judas Makkabäus nannte. Und es ist jedenfalls eines der eigenartigsten Bilder, welche das soziale Organisationsleben aufweist, wie de Mun in seiner genialen Auslegung des Wortes Le Plays von den ‚classes dirigeantes‘ die angehenden Heeresführer von der Kriegsschule Saint-Cyr für das soziale Evangelium begeistert, so daß sie sich an die Spitze der von christlichem Eifer durchglühten Arbeiterwelt stellen, um eine doppelte Gegenrevolution auszuführen: die eine gegen die geistigen Nachwirkungen der großen Revolution, die andere zur Wiederherstellung des Königtums. Es ist nicht zu verkennen, daß de Mun durch die von ihm zu neuem Leben emporgeführten Arbeiterzirkel, deren Mitgliedschaft um die Jahrhundertwende kaum weniger als 100 000 betrug, das ganze katholisch-soziale Leben Frankreichs überhaupt neu befruchtet hat. Allerdings, der Gedanke, dem er sein Leben gewidmet, der das dauernde Zusammenwirken von Arbeitern mit Vertretern anderer Stände unter der geistigen Leitung der letzteren zum Ziele hatte, hielt den Einwirkungen moderner Auffassung nicht stand, und es ist sicherlich nicht eines der geringsten Ruhmesblätter, die sich de Mun verdiente, daß er nach fast vierzig Jahren, mit Wehmut zwar, aber doch mit dem festen Willen, dem Neuen nicht im Wege zu stehen, eine geeignete Reorganisation herbeiführte. Erfreulicher indessen war noch, daß, wie schon früher bemerkt, dem Werke de Muns eine ganze Reihe weiterer Unternehmungen entsprangen,

in denen namentlich die von ihm so geliebten ‚Jungen' die besten seiner Ideen der Zukunft zu erhalten sich bemühen. Neidlos gesteht man ihm die Priorität auf sozialem Gebiete zu. Er hat sie übrigens auch dadurch wohl verdient, daß er, allen Anfeindungen zum Trotz, mit seiner überzeugenden Beredsamkeit, deren Wirkung sich auch der Gegner nicht entziehen kann, den Gedanken einer sozialen Gesetzgebung energisch im Parlament vertrat und wenigstens teilweise zur Durchführung brachte. In dieser Beziehung hat er vielleicht am radikalsten mit den Le Playschen Theorien gebrochen. Dieses sein Wirken läßt seine sozialen Mitarbeiter im katholischen Lager, die auf dem entschiedenen linken Flügel stehen, darüber hinwegsehen, daß er noch immer nicht sich mit der ‚illusion démocratique' versöhnen kann, wissen sie doch, daß er, der vornehme Aristokrat und Edelmann von der Sohle bis zum Scheitel, der erste war, der das ‚aller au peuple' ohne Scheu und unerschrocken in die Tat umsetzte. Wissen sie doch ferner auch, daß er nicht von denen ist, die, wie Ch. Maurras, den Royalismus deshalb auf ihre Fahne geschrieben haben, weil der Appell an die Tradition der Appell an die Rasse sei, die in den Lebenden die Toten reden lasse.

Daß man in den Revolutionen, welche die Entwickelung — die naturgemäße und dem Fortschritt entsprechende, sagen die christlichen Demokraten — zur Demokratie heraufbeschworen, grundsätzlich nur die brutale Empörung der unteren Schichten gegen die oberen sieht, ist eine der verhängnisvollsten Kurzsichtigkeiten, an welchen ein Teil der französischen Katholiken leidet. Kaum jemand hat diese Auffassung schärfer bekämpft wie Fonsegrive, der in der Demokratie — ein Gegenstück zu de Muns ‚classes dirigeantes' — die Herrschaft einer Geistesaristokratie heraufsteigen sieht, ohne deswegen natürlich die Revolutionen, so wie sie sich vollzogen, zu verherrlichen. Das Üble an den Revolutionen ist ihm, daß sie von unten herauf mit Gewalt erfolgten, während sie normalerweise sich friedlich von oben aus hätten vollziehen müssen. Gerade die Demokratie bietet, nach Fonsegrives begeisterter Schilderung, dem Ich die beste Möglichkeit, sich zu ‚sozialisieren', ‚seine Intelligenz zu sozialisieren durch die uneigennützige Teilnahme an der gemeinsamen Wahrheit, durch die vorsichtige Werbung zugunsten der Wahrheit unter den anderen; seine Gefühle zu sozialisieren durch die Erziehung des ‚sens social', durch das ständige Bemühen, einfach zu bleiben in der Anteilnahme an einfachen Gefühlen, ‚peuple' zu bleiben in der Seele, sich die kindliche Anschauungsweise zu bewahren, welche das Evangelium anbefohlen hat; endlich in überlegender Weise die Tätigkeit des Willens zu sozialisieren. Das sieht nach Herabminderung und Abtötung aus, ist aber im Gegenteil Erhöhung und Verlebendigung, denn, in sich selbst mit dem ganzen Leben der anderen leben, mit diesen gemeinschaftlich handeln, heißt in Wahrheit sein Leben umfassender und mannigfaltiger gestalten, und wenn man bis zur Vereinigung kommt mit dem zugleich göttlichen und väterlichen Prinzip aller menschlichen Gemeinschaft, getragen von einer Kraft, die zugleich innerlich ist und transzendent, so heißt das sich vergöttlichen, indem man sich vermenschlicht. Hier erst sehen wir in ihrer vollen Entfaltung jene Kraft, welche die religiöse Gesinnung der sozialen Gesinnung

verleiht — jene Kraft, aber auch jene Weite einerseits und Präzision auf der anderen Seite. Denn der christliche Glaube, und insbesondere der katholische Glaube, lehrt uns, uns als Glieder eines gleichen Körpers zu betrachten, welcher die Kirche ist und als Haupt Jesus Christus oder Gott selbst hat, so daß die ganze Ökonomie des Katholizismus darauf abzielt, uns die intime und lebendige Vereinigung fühlen zu lassen, in der wir uns Gott und der Kirche und durch diese allen anderen Gläubigen gegenüber erhalten müssen. Dieses intime und tiefe Gefühl ist gerade das, was die Theologie die Nächstenliebe nennt, ohne die das religiöse Leben nicht existieren kann; es ist die göttliche soziale Gesinnung, die zu einer menschlichen sozialen Gesinnung wird durch die Universalität des göttlichen Lebens.'

Konnte sich de Mun mit Recht rühmen, zu der Ausarbeitung der sozialen Enzykliken Leos XIII. mit hinzugezogen worden zu sein, so unternahm Fonsegrive die weniger glänzende, vielleicht aber auch viel schwierigere Aufgabe, die sozialen Katholiken mit der Realität vertraut zu machen, innerhalb welcher sich die vom Papst in so hohen Worten gepriesene und empfohlene soziale Gerechtigkeit mit den scharfsinnigen sozialen Theorien vom Werte, von der gerechten Verteilung usw. auseinanderzusetzen habe. Es findet sich bei ihm das verständnisvolle Bemühen, von den Lehren beispielsweise eines Karl Marx und der Grenznutzentheoretiker dasjenige auszusondern, was etwa in die soziale Doktrin des Katholizismus mit hineingenommen werden könnte. In vielen Punkten ein oft undankbares und heute vielleicht noch allzuwenig anerkanntes Bemühen, das in einer vorgeschritteneren Entwickelung indes kaum ohne Nutzen sein wird. Fonsegrive war sich über diese Zusammenhänge durchaus klar, als er in den ersten Jahren seiner leider eingegangenen ‚Quinzaine' schrieb: ‚Um zu uns zu kommen und uns treu zu bleiben, bedarf es dieser Qualitäten, denen man nicht auf der Straße begegnet: der Erschließung der Intelligenz, des Gedankenernstes, der Wißbegierde des Geistes, der Gewohnheit, aus sich selbst zu urteilen, nicht aber des Verzichts auf das Urteil gegenüber dem Vorurteil, d. h. es bedarf alles in allem der Zugehörigkeit zu der Elite. Wir ziehen aber vor, uns an die Elite zu wenden, anstatt an die Menge. So vervielfältigt sich unser Wort in einem Widerhall, der viel machtvoller ist und der ihm seine ganze Klarheit beläßt.'

Was Männer der Tat wie de Mun und andere erreicht, was Philosophen von der Eigenart Fonsegrives mit der Schärfe ihres Geistes an tiefschürfender Arbeit geleistet, bemüht sich Goyau mit seiner leichten, freudigen und anregenden Feder zu popularisieren. Nicht ohne dem Dargebotenen etwas oder auch viel von seiner eigenen hoffnungsfrohen Art zu geben. Wir kennen diese Art aus seinen Aufsehen erregenden Schriften über Deutschland und insbesondere über dessen katholische Verhältnisse, in die sich Goyau mit einem bei einem Romanen seltenen Nachempfinden hineingedacht hat. Was immer an sozialen Schriften von einiger Bedeutung auf dem Büchermarkte auftauchte, was immer auf dem Felde der sozialen Betätigung geschaffen wurde, in Goyau findet es den geeigneten Interpreten. Die großen sozialen Institutionen des katholischen Frankreich lieben es, durch ihn die Resultate ihres

Schaffens sich selbst und anderen vorführen zu lassen, weil sie wissen: Er ist es, welcher der trockensten Zahl Leben entlockt, aus dem Gewirr von Schwierigkeiten den kleinsten Hoffnungskeim ans Tageslicht fördert und auch in trübster Stunde in den drohenden Wolken einen lichten Streifen entdeckt, dessen goldig schimmernder Saum die licht- und lebenspendende Sonne ahnen läßt. Geht man insbesondere die fünf Bände, die er dem sozialen Katholizismus geweiht, durch, so bietet sich eine geradezu unerschöpfliche Fülle sozialer Anregungen dar, die, ohne Rücksicht auf Landesgrenzen, ohne Rücksicht auch auf parteipolitische Stellung, von dem eifrig schürfenden Verfasser zusammengetragen wurden. Das Ganze umrahmen zusammenfassende grundsätzliche Darlegungen. So wird Goyau im besten Sinne des Wortes zu dem, was er Ozanam rühmend nachsagt: zu einem Seelenerwecker (‚éveilleur d'âmes'). Auf dem Gebiete der sozialen Apologetik darf man ihn ruhig zu denen rechnen, die, nach seinem eigenen Worte, ‚wie Brunetière als christliche Denker jenes Etwas vom Autodidakten haben, wodurch sich im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Anzahl Männer von sehr verschiedenem Temperament, wie de Maistre, Moehler, Newman auszeichneten'. In solche Naturen wie Moehler versenkt er sich mit einer gewissen innigen Begeisterung. Darum hat auch seine Apologetik nichts von dem mehr Ästhetischen, das an Chateaubriand so besonders stark auffällt. Übrigens behütet ihn davor schon seine immer wieder vorgetragene Überzeugung, daß ‚Gott nicht unsere Tränen, sondern unsere Arme will'.

Sein Lieblingsthema ist das Laienapostolat, mit dem er gerne als befruchtende Idee die Gemeinschaft der Heiligen in Verbindung bringt. ‚Neben der Theorie von der Vergöttlichung des Christen und der Theologie der unsichtbaren Kirche muß meiner Auffassung nach die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, wonach die durch den Glauben, die Barmherzigkeit oder die Werke jedes Christen erlangten Verdienste in übernatürlicher Weise „sozialisiert" werden, mit einer besonderen Sorgfalt jenen jungen Seelen auseinandergelegt werden, welche die offenbare Engherzigkeit und der augenscheinliche Egoismus gewisser Frömmlinge abzustoßen oder aufzureizen drohen. Zeigen wir ihnen, daß das „kollektive" Heil der Menschheit im Jenseits aus der Anwendung eines wirklichen Kollektivismus fließt und lehren wir sie, diesen grandiosen Mechanismus bewundern.' Für den Laienapologeten wiederholt er gerne die Worte des Jesuiten Bainvel, die er insbesondere auf sich selbst hätte anwenden können: ‚Abgesehen von dem, was weder von dem Kleid, das einer trägt, noch von dem Talent oder der Bildung oder dem Stil abhängt, verfügen die Laien oft über gewisse Vorteile. Zunächst finden sie sich leichter zurecht: sie wissen besser, was den Leser beschäftigt, wo es ihm fehlt, von welcher Seite aus er an eine Frage herantritt, was ihn interessiert und was er zu verstehen in der Lage ist. Der Theologe, der immer innerhalb der Wahrheit sich bewegt, kommt leicht dazu, sich mit dieser zu familiarisieren; indem er sie nur von innen betrachtet, fehlt ihm oft das Gefühl für die Proportionen; weder ihre unvergleichliche Schönheit noch ihre Überlegenheit, noch ihr wohltätiger Einfluß berühren ihn in gleichem Maße. Der Laie,

der aus größerer Nähe die Stürme und Schiffbrüche sieht, kostet darum besser die Sicherheit des Hafens; indem er Lehre mit Lehre, Auslegung mit Auslegung vergleicht, fühlt er besser die Überlegenheit heraus und leichter erhebt sich darum seine Seele zu Lobpreisungen, wo der andere nur einfach zu Gott reden würde; schließlich, wie er immer von neuem für sich selbst jene Regionen der Wahrheit entdeckt, deren oft gegangene Pfade der Theologe kennt, gibt er seiner Darlegung, ich möchte sagen, etwas Menschlicheres und Lebendigeres, etwas weniger Erlerntes und weniger oft Wiederholtes: die alte Lehre erscheint bei ihm neuer, origineller, mehr der Zeit und der Welt angepaßt.'

Welchem Standpunkte im übrigen Goyau zuneigt, läßt sich leicht ermessen aus seiner Gedächtnisschrift auf Brunetière. Von diesem sagt er, daß er durch das Spiel seiner Gedanken das lebende Beispiel jener Originalität der Auffassung gegeben habe, in welche die Treue zu dem überkommenen Glauben sich hineinversetzen kann: ‚Er verlegte sich in den letzten Jahren seines Lebens hauptsächlich darauf, dasjenige ins Licht zu setzen, was wir die katholische Verwandtschaft mit dem Positivismus nennen können; und es war kein mittelmäßiger Fund, in Auguste Comte einen Apologeten nach seiner Art entdeckt und in Wege zum Katholizismus hin gewisse Pfade gestaltet zu haben, die sich von diesem zu entfernen schienen. Bedeutet dieses doch, das Jahrhundert, welches sich rühmt, nur an das „Reale" und das „Konkrete" zu glauben, zu einem vollständigeren Verständnis des katholischen Organismus angeleitet zu haben.' So ist es leicht, in Goyau den Weggenossen Fonsegrives zu erkennen. Indessen zeigt er sich höchst erfreut, an der Hand der Resultate der Forschungen der Löwener Schule den Nachweis führen zu können, daß die Methode, ‚als deren Erfinder Aug. Comte gerühmt wird, nichts anderes ist als das, was schon der hl. Thomas vorschrieb, ohne aber in einen Determinismus zu verfallen, der den menschlichen Willen aller Autorenrechte entkleidet'. Den Blick auf die Summa gerichtet, stellt er fest, ‚daß die Soziologie und der Thomismus keine Feinde sind, sondern Verwandte. . . . Weil zwischen den sozialen Wissenschaften, wie man sie heute auffaßt, und der Philosophie des Mittelalters nur ein nützliches Zusammenarbeiten, kein Konflikt bestehen kann im Kampfe gegen das falsche Naturrecht des 18. Jahrhunderts, gegen die metaphysische Politik der Constituante, gegen jene Charte der sozialen Anarchie, welche die Erklärung der Rechte des Menschen darstellt, darum sah man schon im 19. Jahrhundert in einer Schlachtlinie die Kritiken von Joseph de Maistre und von Saint-Simon, jene von Bonald und von August Comte, jene von Le Play und Taine sich erheben. Heute aber hat sich die Schlachtenfront erweitert, indem nämlich der Aquinate mit seinem gewaltigen Rüstzeug mittels der neueren theologischen Forschung in die Front eingerückt ist.' —

Es konnten nur diese wenigen Striche zu einem höchst unvollkommenen Bilde zusammengefügt werden; doch mag sich schon daraus dem deutschen Leser ergeben, von welch starker Eigenart das Schaffen jener getragen ist, die den sozialen Katholizismus Frankreichs inspirieren oder vertreten. Dazu denke man sich die edelste Sprache, von ebensoviel Überzeugung wie Begeisterung durchströmt, und man wird es verstehen können, daß die Gegner etwas miß-

trauisch dem entgegensehen, was sich da auf sozialem Gebiete vorbereitet, auf jenem Gebiete, bezüglich dessen einstmals der klagende Ausruf Ozanams seine Berechtigung gehabt hatte: ‚Ihr, die ihr euch rühmt, Katholiken zu sein, was tut ihr? Wo sind die Werke, die euren Glauben beweisen!?‘ Wenn in diesem Jahre die französischen Katholiken das Andenken an die hundertste Wiederkehr von Ozanams Geburtstag festlich begehen, werden sie seine Frage mit dem Hinweis beantworten können, wie sehr es sich bei ihnen auf sozialem Gebiete, dem seine Sorge galt, überall regt und wieweit hier schon das Fundament gediehen ist, auf welchem sich, wie sie zuversichtlich hoffen, die Kirche Frankreichs zu neuem Leben erheben wird. Vielleicht richtet dann in diesem Sinne de Mun eine jener Improvisationen an sie, von denen er sagt, daß sie wahrhaft oratorisch nur dann wirken, wenn sie aus langer, überzeugter Arbeit geboren werden. ‚Daraus muß die Improvisation entspringen, wie sich das Blatt plötzlich der Knospe entreißt, die langsam durch die aufgehäuften Säfte gebildet wurde.‘

IV.

Zwischen der katholischen Bewegung in Frankreich und derjenigen in Deutschland besteht ein nicht unbeträchtlicher Unterschied. Seine extremste Verkörperung tritt bei einem Vergleich zwischen den in beiden Ländern bestehenden Volksvereinen zutage: der Volksverein für das katholische Deutschland ist eine verhältnismäßig festgefügte Organisation mit rund 800 000 Mitgliedern, auf die er sich stützen kann; die Action Populaire ist schlecht und recht eine ‚semeuse d'idées‘: die Organisation, auf die sie sich stützen könnte, fehlt ihr. Die Ursache liegt darin, daß die deutschen Organisationen innerhalb eines gläubigen Volkes wirken, die französischen Sozialkatholiken aber nicht. Daher müssen sie ihr Hauptaugenmerk darauf richten, zunächst dieses gläubige Volk zu schaffen, und das kann wohl kaum anders als mit Hilfe einer starken, überzeugten Ideenbewegung geschehen. Wer diese Voraussetzungen im Auge behält, wird dem französischen katholisch-sozialen Leben gegenüber wohl nicht die gewissermaßen gönnerhafte Miene aufsetzen, der man in deutschen Urteilen über die französische Situation oft genug begegnet. Er wird es um so weniger tun, je mehr er in die französische Bewegung eindringt und zu der Überzeugung gelangt, daß die Pflicht zum Voneinanderlernen nicht allein auf französischer Seite liegt, sondern auch auf deutscher Seite. Denn, gestehen wir es ruhig: lassen wir nicht etwas zuviel die Logik der Tatsachen für uns sprechen, so viel, daß die Logik der Ideen darunter nicht immer und überall sich in dem Maße Gehör verschaffen kann, wie es doch wohl erforderlich wäre? Wir haben recht, wenn wir mit Stolz und Befriedigung auf das Urteil hinweisen, welches die Tatsachen mit ihrer unvergleichlichen Wucht zu unseren Gunsten fällen. Allein, sind wir berechtigt, darum das, was sich als logische Folgerung aus der Ideenentwickelung ergibt, geringer anzuschlagen? Gewiß nicht. Eine Organisation, die durch die Stärke ihrer Mitgliederzahl sich erhält, ist nicht schon dadurch vor der Geschichte gerechtfertigt. Und wenn sich — Foerster hat es schon einmal befürchtet — das Organisationsleben auf die Anerziehung

kollektiver Gefühle und Fähigkeiten beschränken würde, dann wäre das eine Gefahr, vor der nicht ernst genug gewarnt werden kann.

Es scheint uns vielmehr, daß, gerade weil wir ein so starkes Organisationsleben haben, welches uns aus der Natur der Sache heraus mit der staubigen Luft des Geschäftslebens umgibt, wir doppelte Sorgfalt darauf verwenden müssen, uns ständig in der Nähe der reinen Höhenluft erhabener Ideen zu halten. Sind nicht die Vorgänge der letzten Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses von symptomatischer Bedeutung? ‚In der Zeit der Sozialreform‘, so hieß es da, ‚haben wir keine Fortschritte in der gegenseitigen Achtung gemacht und sind mehr auf die Bahn des Cliquegeistes hinabgesunken.‘ Auch durch manche Kundgebungen führender Geister des Sozialismus klingt so etwas wie ein religiöses Stammeln hindurch, das zwar schamhaft oder eigensinnig seine Herkunft aus der anima naturaliter christiana verhüllt, sie aber doch nicht verleugnen kann.

Uns fehlen gewiß nicht die sozialen Apologeten. Namen wie Mausbach, Hitze, Meyenberg usw. sind des Zeugen, vom Volksverein und so manchen gelehrten Jesuiten usw. gar nicht zu reden. Uns fehlen sie aber so, wie wir sie bei den französischen Katholiken vorfinden. Wo ist das starke Laienelement bei uns nach der Art der Brunetière, Goyau, Fonsegrive, Lorin usw., die beherzt die soziale Idee in den Mittelpunkt ihrer glänzenden literarischen Tätigkeit gestellt? Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, springt die große Bedeutung der sozialstudentischen Bewegung in die Augen, die unter Sonnenscheins begeisterter und begeisternder Führung allmählich diese tatsächliche Lücke im deutschen Katholizismus auszufüllen verspricht.

Wir erfreuen uns ja desselben Katholizismus und daher desselben reichen Besitzes an sozialen Ideen wie die französischen Katholiken. Nutzen wir dies aus: es kann das unsere organisatorische Tätigkeit nur befruchten.

Ein charakteristisches Beispiel mag das beleuchten. Die neuere sozialkatholische Literatur der Franzosen bringt sehr bemerkenswerte Studien über den ‚gerechten Preis‘, das ‚iustum pretium‘. Über diese Frage birgt die katholische Literatur namentlich nach Thomas von Aquino Schätze, um die uns die heutige deutsche Nationalökonomie geradezu beneidet. Selbst Schmoller gibt zu, daß durch die älteren Untersuchungen auf diesem Gebiete wertvollste Vorarbeit geleistet worden sei. Ist nun etwa unser Interesse an dieser Frage und den Versuchen zu ihrer Lösung geringer als dasjenige der Franzosen? Im Gegenteil: wir, die wir auf Grund unserer Organisationstätigkeit in der Praxis uns näher und näher an die bezeichnete Frage herangedrängt sehen, sind eben aus diesem Grunde einstweilen viel mehr an derselben interessiert wie die Franzosen. In der Frage nach dem ‚iustum pretium‘ liegt, nach einem Worte Adolf Wagners, ein Hauptteil des ganzen heutigen sozialökonomischen Problems enthalten. Es genügt die bloße Erwähnung der Gewerkschaftsfrage, um diese Bedeutung der Frage für die deutschen Katholiken noch ganz besonders zu unterstreichen. Zugleich liegt aber auch schon in einer solchen Erwähnung ein Hinweis darauf, wo die Möglichkeiten eines einträchtigen Zusammenarbeitens aller am sozialen Leben ernsthaft interessierten deutschen Katholiken zu suchen

sind. Und schließlich müssen wir auf diesem Gebiete vorwärts: Die Auseinandersetzung mit den sozialistischen Organisationen gebietet es. Gerade in der praktischen Arbeit müssen helleuchtend die Fackeln den Weg entlang stehen — den Weg, dessen Zielpunkt die ewige Wahrheit ist. Sollen wir unsern französischen Glaubensbrüdern im Verein mit der Löwener Schule das zwar arbeitsreiche, aber ergiebige Feld allein überlassen? Sollten wir nicht vielmehr den Versuch wagen, in ehrlichem Ringen mit dieser und anderen Fragen über so manche innere Schwierigkeit hinwegzukommen? Sollen wir die unerreichte und unerreichbare Geschlossenheit des katholischen Denkens bloß rühmen, nicht auch praktisch erweisen, da wir so oft die Gelegenheit dazu haben? Was könnte eine deutsche ‚Soziale Woche' an Schätzen heben!

Wer einmal von der Herzlichkeit der französischen Sozialen Wochen umfangen gewesen ist, den wird die Sehnsucht nicht mehr loslassen nach der Möglichkeit tieferen Eindringens in die wunderbar reiche Ideenwelt des sozialen Katholizismus.

‚Bei der ersten Offenbarung, derjenigen vom Sinai, hatte sich der Himmel der Erde genähert; man sah den Schöpfer sich herabneigen, und Moses allein war es gestattet, ihn zu hören, und nur die Juden wurden in das Geheimnis gezogen.

Aber es hat die Stunde geschlagen für die zweite Offenbarung, die das Rätsel der Menschheit und die göttliche Lösung erklären soll.

Mittler zwischen den Geistern, die fragen, und dem Geiste, der die Antwort erteilt, läßt Jesus Natur und Menschheit mit ihm sich erheben. Es ist nicht mehr Gott, der herniedersteigt; vielmehr ist es schon Gott, der aufsteigt und die Menschen mit ihm; und der Himmel nimmt teil an der neuen Erhebung der Seelen; immer bleibt aber die Stätte „der Berg", der Berg par excellence; sonst ist er ohne Namen.

Die hohen Gipfel, um welche die Wolken spielen, und deren Kleidung verschieden ist je nach der launischen Atmosphäre, die sie mit Sonne oder Schnee umgibt, bedürfen eines Namens in der Sprache der Menschen. Die unveränderliche Anhöhe von Galiläa bedarf dessen nicht; nie werden Wolken sie verhüllen, nie wird die Sonne sie verlassen und nie werden unsere zagen Hoffnungen sie aus dem Auge verlieren; nie auch wird sie aufhören, die Zufluchtstätte der Seele zu sein, wie der gastlichste der Hügel, immer dem Auge von ferne sichtbar, wie derjenige von den Bergen, den die höchste Majestät umgibt' (Goyau, ‚Les Béatitudes').





Abb. 13 Rotes und schwarzes Hirschbild von Calapata (Cretas).

(Reelle Länge 46 cm.)

Nach H. Breuil.



Abb. 14 „Damen“ von Cogul (Lérida).

(Schwarze Felsbilder.)

Nach H. Breuil u. J. Cabré.



Abb. 15 Männliche Darstellungen von Alpera (Albacete)

(Rote Felsbilder.) Nach H. Breuil u. P. Serrano.

Lyrische Zeichnungen / Von Christoph Flaskamp

Wandrer und Mond

Im trüben Blau des Himmels thront
heut nur der Mond;
er kann allein der Nacht nicht Klarheit geben.

Der Wandrer, der in seinem Lichte schreitet,
fühlt auch die Einsamkeit,
die ihn umbreitet.

Zwischen den Welten

Des Wissens Bücher liegen aufgeschlagen:
wie vieles schienen sie zu sagen
auf mein Forschen und Fragen;
nun sind die Blätter wie entleert.
Dämmrung nahm ihnen Wort und Wert.

Es galt wohl am Tage;
aber nun, eh die Lampe brennt,
wie dunkel und eng sind diese vier Wände,
wie klein, in zwei Hände
zu fassen, die Erde:
vor dem unendlichen Firmament.

Um Mitternacht am Walchensee

Von den Bergen hart umschlossen,
schwarz hin in die Nacht ergossen
ruht der See.
Das Horn
des Mondes nur, verlorn
in Wolken, wirft traumhafte Helle
auf die Flut;
kaum eine Welle
schleicht an das Ufer noch.

O ruhte doch
auch meine Seele,
auch mein Blut.

Schneeheide

Schnee, Schnee — unzählig
wabern die weichen Flocken;
nur noch durch Schleier seh ich
die Heidesträucher hocken
und ducken sich im Flaum.

Aus einem fernen Dorfe läuten Glocken.

Ein einzelner junger Baum
steht vor mir im Gewirre,
ein Wanderer, der in die Irre
ging und erschrocken
auf einen Augenblick verweilt,
sich nach der Richtung wendet,
indes ihn das Geflirre
der Flocken blendet
und schon die Dämmrung ihn ereilt.

Wie sehr

Das Licht in meinem Zimmer ist vom Monde;
eine ferne Weihnacht liegt mir im Sinn,
die Lichter meines Christbaums steckt ich noch nicht an.

Am Fenstervorhang huschen die Gestalten
der Straße hin,
und jede läßt mich tiefer fühlen noch,
wie sehr ein Mensch einsam sein kann.

Das stille Reifen

Im Garten stehn die Bäume
junger Früchte voll in goldenem Licht;
und voll erster naher Sommerträume
still herüber aus der Laube
leuchtet mir dein Angesicht,
und an deine Wange dicht
schmiegt sich eine saftgeschwellte Traube.

Im Wunderlande der sozialen Reformen
Streifzüge durch Australien und Neuseeland
Von Hans Rost

IV.

Es würde zu weit führen, die Entwicklung der Sozialgeschichte Australiens hier aufzurollen. Es genügt, kurz die Arbeiterkämpfe darzustellen, die Zukunftsforderungen der Arbeiterparteien zu beleuchten und bereits verwirklichte soziale Gesetze in ihrem Wesen und ihren Wirkungen zu schildern.

Australien besitzt ein demokratisches Wahlrecht, wonach alle Einwohner, Männer und Frauen vom 21. Lebensjahre ab wahlberechtigt sind. Die Abgeordneten beziehen Jahresgehälter. In der Parlamentsvertretung und in den Gewerkschaften suchen und finden die australischen Arbeiter ihr Heil. Die zum größten Teil aus England eingewanderten Arbeiter hatten ein ziemlich starkes Klassenbewußtsein mitgebracht. Frühzeitig trat eine zielbewußte Arbeiterbewegung ins Leben. Die erste Forderung war der Achtstundentag. In einem Meeting vom 18. Februar 1856 regte ein gewisser Stephens die Einführung des Achtstundentages an, der dann einen Monat später von den Arbeitgebern und Arbeitnehmern für die sämtlichen Zweige des Baugewerbes einhellig zum Beschluß erhoben wurde. Die Maurer, Steinmetzen, Gipser, Zimmerleute, Bauschreiner, Maler, Spengler, Schieferdecker und Wagner gaben gemeinsam in den Zeitungen bekannt, daß sie vom 21. April ab um 7 Uhr die Arbeit beginnen und bei zweistündiger Zwischenpause um 5 Uhr wieder aufhören würden. Zwar hatte damals eine Unternehmerzeitung, der ‚Morning Herald‘, geschrieben: ‚Einige beschränkte, bösartige Dummköpfe haben diese Agitation in Bewegung gesetzt, deren Resultat sein wird, daß die ganze derzeitige Blüte der Verhältnisse in die Winde geblasen wird — der Achtstundentag kann nur eine Eintagsfliege sein.‘ Diese Prophezeiung war falsch. Der Achtstundentag war das Kampfobjekt auf allen Arbeiterkongressen; er fand Eingang in viele Berufszweige mit qualifizierter Arbeit, so vor allem in Eisenindustrie, Bergbau und Werfttätigkeit. Heute hat diese erste sozialpolitische Reform in Australasien bereits ein Denkmal, indem sich neben dem Parlamentsgebäude in Melbourne eine Pyramide mit drei großen nebeneinander stehenden Achtern befindet, welche die Forderung der australischen Arbeiter bedeuten, nämlich acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf und acht Stunden Erholung. Und es ist alljährlich eine Art Nationalfest, wenn der Jahrestag dieser denkwürdigen Reform in großen Umzügen gefeiert wird, wobei der Gouverneur sein volles Einverständnis durch gnädiges Winken von der Tribüne kundgibt. In Neuseeland ist heute der Achtstundentag durchgehends verwirklicht, in Australien ist er größtenteils die Regel.

Ursprünglich war die Selbsthilfe auf Grund der organisierten Gewerkschaften das Mittel zur Erlangung sozialer Reformen. Sehr bald aber kam man zu gegenteiligen Anschauungen und verlangte von der parlamentarischen staatlichen Gesetzgebung die Hebung der sozialen Lage der Arbeiterklassen. Es entspann sich ein gewaltiger Kampf um den maßgebenden Einfluß im Parlamente; die alten bisherigen Parteien wurden von dieser Bewegung mit fort-

gerissen, und ‚bald waren überall die zaghaften europäischen Sozialgesetze, die man bis dahin nicht einmal besaß, weit überboten‘. Um sich einen Begriff von den Forderungen der verschiedenen Arbeiterparteien zu machen, seien die wichtigsten Programmpunkte aufgezählt: Gleiches, direktes, allgemeines, geheimes, an keinen Zensus geknüpftes Wahlrecht für alle Parlamente, auch für die städtischen Vertretungskörper; gesetzliche Festlegung des allgemeinen Achtstundentages; Siebenstundenarbeitstag für alle in Kohlen- und Petroleumschieferwerken unter der Erde tätigen Arbeiter; Sechsstundenarbeitstag für Untergrundarbeiter in Erzgruben, Retorthäusern, Gaswerken; Landverstaatlichung; Verbot des Verkaufs von Kronland; Ausgabe von Staatsnoten zur Vollendung des Eisenbahnnetzes und anderer öffentlichen Arbeiten; Einführung von Referendum und Initiative, wie in der Schweiz; Abschaffung der Oberhäuser; eine Staatsbank; Verstaatlichung der Küsten- und interkolonialen Schiffahrt; Erhöhung der Land- und Einkommensteuern zur Beseitigung der Zölle auf Waren, die für den Lebensbedarf notwendig sind; Garantie der vollen politischen und bürgerlichen Rechte für Staats- und Gemeindeangestellte; Unentgeltlichkeit des Unterrichtes und Schulzwang; progressive Besteuerung und Wertzuwachssteuer; Ausbau der industriellen Schiedsgerichtsgesetze und des Industrieschutzes; Verstaatlichung der privaten Monopole, der Sägemühlen, der Eisen- und Schuhindustrie, der Kleiderfabriken, der Bäckereien; Übernahme des Wohnungsbaus durch die Regierung zum Zwecke niedriger Mieten; Einführung einer Dienstpflicht; Errichtung einer von England unabhängigen Flotte; Übernahme des Arbeitsnachweises durch den Staat; staatliche Anstellung von Armenärzten für Kinder und von Schulärzten; Verbot des Verkaufes von Gefängnisarbeiten unter dem üblichen Marktpreis; Abschaffung aller Sonntagsarbeit, soweit möglich; Festlegung des Sonnabends als halber Feiertag; 44 Stunden Wochenarbeitsmaximum; Gleichheit der Löhne für Frauen- und Männerarbeit; völlige rechtliche Gleichheit von Mann und Frau; Befähigungsnachweis der Krankenpflegerinnen; Errichtung eines Findelhauses; Herstellung aller Eisenbahnwagen und Lokomotiven in den Staatswerkstätten; Errichtung einer Staatsfabrik für landwirtschaftliche Maschinen; Staatsdarlehen auf geerntete Früchte, die in Staatsscheunen gelagert werden und Abschaffung des Billardraumes im Parlament.

Ein ganzer Rattenkönig von utopistischen und sozialistischen Forderungen ist es sonach, was Australasiens Arbeiterparteien auf ihr Zukunftsprogramm geschrieben und teilweise schon verwirklicht haben. Am Zukunftshimmel dieser Sozialreformer blinkt so mancher Hoffnungsstern, den man nicht ohne weiteres als soziale Utopie, als Märchentraum bezeichnen kann. Die überwiegende Mehrzahl dieser Forderungen ist erfüllbar. Darin zeichnen sich die australasischen Arbeiterparteien überhaupt aus, daß sie nicht dem sozialdemokratischen Wolkenkuckucksheim entgegenträumen, sondern das Erreichbare auf parlamentarisch-konstitutionellem Wege in Angriff nehmen. Diese Arbeiterparlamentarier prophezeien nicht, wie die deutschen Sozialistenführer, den baldigen Kladderadatsch, sondern sind damit zufrieden, unter der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems ihre sozialistischen Wünsche erfüllt zu sehen. Von unserer Sozialdemo-

kratie unterscheiden sie sich wesentlich dadurch, daß sie die Religion und die Familie stets unberührt gelassen haben, daß sie ‚scharf gegen die Beseitigung der Ehe und die Etablierung der freien Liebe opponieren', daß sie keine allgemeine Verstaatlichung verlangen und daß sie keinen internationalen Schwärmereien huldigen, sondern daß sie in richtiger Monroegesinnung die Forderung aufstellen, daß Australien nur den Australiern gehören solle. ‚Diese Arbeiterpartei', sagt Schachner, ‚hat besonders als Regierungspartei den radikalen Sozialismus, der mit Revolution und Feuerbrand droht, in eine wohltätige Kraft verwandelt; die sozialen Gesetze, die von ihr oder auf ihre Veranlassung entstanden, haben den industriellen Frieden erhöht und die ökonomischen Verhältnisse der Arbeiterschaft verbessert. Sie hat sich dem utopischen Begehren des „Sozialismus für unsere Tage" entgegengestellt und durch zielbewußte allmähliche Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse den Segen und die Notwendigkeit langsamen und ruhigen Fortschrittes in dem kunstvollen Körper unserer Volkswirtschaft allgemein begreiflich gemacht'. Unsere Sozialdemokratie ist daher von den sozialgesetzgeberischen Experimenten in Australien und Neuseeland wenig erbaut, weil die da unten praktisch angebahnte Aussöhnung zwischen den Kapitalisten und den Interessen der Arbeiterschaft in ihr Lügensystem von der Verelendungstheorie und der Möglichkeit der vollkommenen Sozialisierung der menschlichen Gesellschaft nicht hineinpaßt.

Greifen wir nun die wichtigsten gesetzgeberischen Bestimmungen heraus, welche den weiten Abstand mit unseren Verhältnissen erkennen lassen. Was zunächst die Beschäftigung und Arbeitszeit anlangt, so ist die Erwerbstätigkeit in Industrie und Handel in Südaustralien allen Personen unter 13, in Neusüdwales, Queensland und Westaustralien unter 14, in Viktoria Knaben unter 14 und Mädchen unter 15 und in Neuseeland Personen unter 16 Jahren verboten. Ausnahmen sind nur mit Erlaubnis des Fabrikinspektors möglich. Die heißersehnte gesetzliche Festlegung des allgemeinen Achtstundentages ist zwar noch nicht gelungen. Doch sind fast überall Maximalnormen der Arbeitszeit bestimmt. In Neuseeland beträgt die Höchstdauer der Arbeitszeit 48 Stunden in der Woche. Kein jugendlicher Arbeiter und keine Frau darf mehr als 45 Stunden in der Woche, mehr als acht Stunden an einem Tage und mehr als 4¼ Stunden hintereinander beschäftigt werden, und zwar weder nach 6 Uhr abends noch vor 8 bezw. ¾8 Uhr morgens. Frauen und Kinder unter 18 Jahren dürfen am Sonnabend von 1 Uhr ab, an Sonntagen und eine gewisse Anzahl von besonderen Feiertagen nicht beschäftigt werden. Dazu treten noch Verbote und Einschränkungen der Frauen- und Kinderarbeit für hygienisch gefährdete Fabrikationszweige wie Schriftsetzen, Metallschleifen, Zündholzfabrikation usw.

Von großer Bedeutung sind sodann die Ladenschlußgesetze. In allen Kolonien wird an vier Tagen um 6 Uhr, in kleineren Orten Neuseelands um 7 Uhr, an einem Tag um 1 Uhr und an einem Tage in Südaustralien und Neuseeland um 9 Uhr, in den übrigen Ländern um 10 Uhr geschlossen. Jede Woche muß neben dem Sonntag noch einen halben Ruhetag haben. In Neuseeland z. B. ist jetzt jeden Mittwoch ab 1 Uhr mittags Ladenschluß. Bureaus werden daselbst jeden Tag um 5 Uhr geschlossen. Ausnahmen bestehen für die

Gewerbe der Nahrungsmittelversorgung, für Speisehäuser, Blumen-, Tabak- und Zeitungsläden, Apotheken, Bahnhofsbuchhandlungen und Friseurläden. Für diese gelten aber die allgemeinen Arbeitszeiten. Auch kleine Läden von Witwen und alten Leuten dürfen länger offen gehalten werden. Die Ladenbesitzer halten sich streng an diese Vorschriften, einmal weil die öffentliche Meinung sie kontrolliert, zum andern weil eine einzige Übertretung bis zu 5 Pfd. Sterling (100 Mark) bestraft werden kann. Die Höchstarbeitszeit für die Ladenangestellten beträgt 52 Stunden wöchentlich. Vom Samstag mittag 1 Uhr bis Montag früh sind fast in allen australischen Staaten alle Läden geschlossen.

Der wöchentliche Halbfeiertag kostete viele Kämpfe. Aber er ist jetzt eingeführt. Kein Wunder, daß eines schönen Tages auch die Dienstmädchen und Köchinnen eine große Deputation zum Ministerpräsidenten Seddon schickten, welche einen gesetzlich freien Nachmittag verlangte. Dienstmädchen und Köchinnen sind im Besitz des Wahlrechts, haben also auch einen politischen Einfluß. Es soll dem Ministerpräsidenten gar nicht leicht geworden sein, die Kochlöffel- und Kehrbesendamen mit Versprechungen abzuspeisen. Tatsächlich genießen dieselben heute, wenn auch ohne Gesetz, einen halben freien Tag in der Woche und sind meistens auch von 7 Uhr abends ab frei. Daher ist es in Australasien nichts Seltenes, daß die Hausfrauen und Haustöchter bei Tisch die Speisen selber auftragen und den Scheuerlappen selber in die Hand nehmen. Zuverlässige Köchinnen und Dienstboten sind schwer zu bekommen; ihr Lohn beträgt in ganz Australien wöchentlich mindestens soviel wie bei uns monatlich.

Alle diese gesetzlichen Maßnahmen sind leicht zu überwachen, weil die Fabrikinspektion sehr weitgehende Befugnisse hat. Als Fabrik und Werkstatt wird bezeichnet: ‚Jedes Kontor, Gebäude oder irgendwelcher Platz, innerhalb dessen zwei oder mehr Personen mittelbar oder unmittelbar beschäftigt sind.' Infolge dieser Definition kann sogut wie jeder Ort von den Gewerbeinspektoren kontrolliert werden. Unter einem Generalinspektor stehen 150 Lokalinspektoren, welche die Einhaltung der Arbeitszeit, der Ruhepausen und die Hygiene der Werkstätten überwachen.

Auf diese Weise hat man das sogenannte Sweatingsystem oder Schwitzsystem so gut wie ausgerottet. Auch die Bekämpfung der Heimarbeit vollzieht sich auf einfache Weise. Laut Gesetz müssen alle in Heimarbeit angefertigten Waren einen Zettel mit der Angabe der Straße und des Hauses tragen, in welchem die Arbeit hergestellt worden ist. Die Entfernung oder Verletzung des Zettels wird schwer bestraft. Auf diese Weise haben die Gewerbeinspektoren Zutritt zu allen Stätten der Heimarbeit und können etwaige Nachteile beseitigen.

Die australische Sozialgesetzgebung hat sich auch an die Regelung des Arbeitslohnes herangewagt, ein Experiment, welches sonst kein Land der Welt aufzuweisen hat. Fast alle australasischen Staaten haben gesetzlich festgelegte Mindestwochenlöhne für die Fabrikarbeiter. So enthält das neuseeländische Fabrikgesetz folgende Bestimmungen: ‚Jede Person, welche in irgend einer Eigenschaft in einer Fabrik beschäftigt wird, hat ein Anrecht auf Bezahlung ihrer Arbeit zu einem vereinbarten Lohnsatz; die Bezahlung soll mindestens

5 Schilling wöchentlich während des ersten Arbeitsjahres, 8 Schilling während des zweiten Jahres, 11 Schilling während des dritten Jahres usw. mit einer Zunahme von 3 Schilling wöchentlich für jedes weitere Jahr der Beschäftigung in demselben Berufe betragen, bis ein Mindestwochenlohn von 20 Schilling erreicht ist.' Entgegennahme von Lehrgeld ist fast allgemein ausgeschlossen. Auch darf von dem halben Ruhetag in der Woche am Lohn nichts abgezogen werden. Außerdem ist die Überstundenarbeit gesetzlich geregelt. In Neuseeland, Südaustralien und Westaustralien muß in Fabriken 5/4 des sonst üblichen Lohnes, in Neuseeland, Victoria und Queensland das 1½fache gezahlt werden. Ferner unterliegen die Löhne keiner Pfändung oder Beschlagnahme und können nicht zediert werden. Die Arbeiter erhalten in Neuseeland auch Darlehen gegen Hypotheken zum Erwerb eines eigenen Heims. Vom Jahre 1906 bis 31. März 1909 wurden 2399 Darlehen im Betrag von rund 12 Millionen Mark zu diesem Zwecke bewilligt.

Diese bisher erwähnten Maßnahmen der sozialen Gesetzgebung sind zwar von sehr einschneidender Art, sie haben sich aber durchgehends bewährt. Sie bedeuten nirgendwo eine Belastung der Produktion. Die starke Einschränkung der Überstundenarbeit führt zu einem größeren Ausgleich der Arbeitsverteilung während des ganzen Jahres. Die gekürzte Arbeitszeit im Zusammenhalt mit einem scharfen Aufsichtssystem erhöht einerseits die Arbeitslust und gewährt andererseits Muße zu geistiger und körperlicher Ausbildung. An die Beschränkung der Ladenöffnung hat sich das Publikum auch bald gewöhnt, der Absatz blieb der gleiche, nur konnten für Licht usw. weitere Einsparungen gemacht werden. Und die Mindestlöhne zwangen dazu, die Lehrlingszüchterei zu unterbinden und den Lehrlingen ein gediegenes Können beizubringen.

Doch mit diesen Maßnahmen ist die australische Sozialpolitik noch lange nicht erschöpft. Sie rückte auch den so schädlichen Streiks und Lohnbewegungen der Arbeiter auf den Leib und hat tatsächlich das Ziel erreicht, daß Australasien heute von Streiks und ähnlichen Dingen sogut wie verschont ist. Um diese große Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit herbeizuführen, die ja nahezu den Hauptinhalt aller wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart ausmacht, hat man staatliche Lohnämter und Zwangsschiedsgerichte für industrielle Streitigkeiten eingerichtet.

Die Lohnämter haben ihren Ursprung in Viktoria genommen. In der Heimarbeit waren da eine ungebührliche Ausbeutung der Arbeiter und hygienische Mißstände eingerissen. Das Gesetz vom Jahre 1896 gibt den Lohnämtern nun das Recht, Minimallöhne für Zeit- und Akkordarbeit festzulegen und ein Maximum der Arbeitszeit zu bestimmen. Diese Lohnkammern setzen sich aus vier bis zehn Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter zusammen, welche von der Regierung auf drei Jahre ernannt werden und schiedlich friedlich die Lohnfragen regeln. Die Festsetzungen der Lohnämter werden im Regierungsanzeiger veröffentlicht, in den Werkstätten angeschlagen und den Heimarbeitern im Texte übergeben. Zuwiderhandlungen werden mit Geld bestraft. Bei der Festsetzung der Löhne soll die Natur, Güte und Klasse der Arbeit, Alter und Geschlecht der Arbeiter in Betracht gezogen werden. Nicht unerhebliche Lohn-

erhöhungen waren die Folge. Da aber diese Gesetze in eine Zeit stark aufsteigender Konjunktur fielen, ist ihre Einführung geglückt. Die Arbeitgeber waren mit den Lohnerhöhungen deswegen zufrieden, weil ‚sie darin einen Schutz gegen unlauteren Wettbewerb erblickten, sowie einen Schutz gegen solche Unternehmer, welche ihre Angestellten ausbeuteten und auf diese Weise billiger zu verkaufen suchten‘. (Manes.) Fast die ganze Arbeiterschaft Viktorias, 75 000 Arbeiter von 79 000, unterstehen heute den Lohnämtern. Das Lohnamt des Bekleidungsgewerbes in Viktoria z. B. steigerte den Durchschnittslohn für weibliche Arbeiter im Jahre 1896 in der Höhe von 15.40 Mark wöchentlich auf 22.20 Mark im Jahre 1901; der Durchschnittslohn der männlichen Arbeiter stieg von 35 auf 53 Mark in der Woche. Viele Arbeitgeber haben sogar guten Arbeitern mehr als den vom Gesetze festgelegten Minimallohn bezahlt, um sie noch fester an ihr Geschäft zu binden. Die gesetzlichen Minimallöhne sind also keineswegs zu Maximallöhnen geworden. Dabei hat sich der Wert des Exportes an Herrenkleidern trotz der Lohnerhöhung von 2,4 auf 4,6 Millionen Mark innerhalb sechs Jahren gesteigert.

Es gibt dann ein Lohnamt der Herrenwäsche- und ein solches der Frauenwäscheerzeugung; ferner der Bäcker, bei welchen der Durchschnittslohn von 32 auf 43 Mark in der Woche stieg, ferner des Schuhmachergewerbes, der Holzarbeiter, des Gerbergewerbes, ein Lohnamt für Fruchteinsiederei, für Drahtbettenerzeugung usw. Auch die Staaten Südaustraliens und Neusüdwales haben schon seit mehreren Jahren Lohnämter nach dem Muster Viktorias eingeführt. Die günstigen Folgen zeigen sich darin, daß im Jahre 1908 z. B. laut Bericht der Fabrikinspektion kein einziger großer oder kleiner Streik im Staate Viktoria erklärt worden ist. Wenn dabei einzelne Heimarbeit- und Schwitzindustrien eingegangen sind und sich in Fabrikarbeit umgesetzt haben, so ist das eine erfreuliche, vom Staate gewollte Entwicklung, da das viktorianische Parlament auf dem Grundsatz steht, daß jeder Arbeiter im Staate ein Existenzminimum haben müsse und daß Industrien, welche infolge technischer oder kaufmännischer Mängel dieses Existenzminimum nicht gewähren können, verdienen, daß sie zugrunde gehen. Die Lohnämter von Viktoria hatten sich bald die Sympathien aller Arbeitgeber erworben, indem die Handelskammer von Viktoria beschloß, das Gesetz auch auf die Zigarrenfabrikation, das Schmiedehandwerk und die Glasfabrikation auszudehnen. Diese Lohnämter bedeuten nach Broda die endgültige Lösung des Heimarbeitproblems und die gesetzliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, die Überwindung von Streiks und Aussperrungen. Dem Lohnamt gehört ohne Zweifel die Zukunft in ganz Australasien, und in der modernen sozialpolitischen Gesetzgebung steht der Gedanke des Lohnamts und seine glückliche Durchführung beispiellos da.

Weit mehr noch als die staatlichen Lohnämter hat die Schiedsgerichtsgesetzgebung Neuseelands das Interesse der Sozialpolitiker der ganzen Welt in lebhafte Spannung versetzt. Im Jahre 1890 brach der größte Streik in Australasien, der Aufstand der Seeleute, aus, der weite Wellenkreise zog. Die Arbeiter unterlagen schmählich. Handel und Verkehr nach innen und außen waren lahmgelegt. Zölle, Steuern, Frachteinnahmen auf den Staatseisenbahnen gingen

zurück und erschütterten die Finanzen. Da legte man sich auf allen Seiten die Frage vor, wie solchen schädlichen Arbeiteraufständen in Zukunft vorgebeugt werden könne. Die Frucht dieser Erörterungen war das Schiedsgerichtsgesetz, welches ,Streik und Aussperrung als Mittel zur Festsetzung von Lohn- und Arbeitsbedingungen durch das Werk von Einigungsämtern und in zweiter Instanz durch den Spruch eines Schiedsgerichtshofes ersetzen' will. Dieses Ziel ist nach Broda in Neuseeland gänzlich erreicht worden. In den 17 Jahren seit Erlaß des Gesetzes hat es in Neuseeland so gut wie keinen Streik mehr gegeben. Neuseeland wurde in Bezirke eingeteilt und für jeden ein sogenannter Versöhnungsausschuß mit einer gleichen Zahl von Unternehmern und Arbeitern und einem unparteiischen Vorsitzenden gewählt. Die gütliche Vermittlung zwischen den feindlichen Parteien ist nun die Hauptaufgabe dieses Versöhnungsausschusses. Kommt keine Einigung zustande, so wird die Angelegenheit an den Schiedsgerichtshof weitergeleitet, der die weitgehendsten Vollmachten besitzt. Die Urteile dieses Schiedsgerichtshofes sind endgültig und gelten meist für die Dauer von zwei Jahren und können dann erneuert werden. Zuwiderhandlungen werden für Gewerkvereine oder Arbeitgeberverbände bis zu 10 000 Mark bestraft. Im Falle der Uneinbringlichkeit sind deren Mitglieder bis zum Betrage von 200 Mark pro Person haftbar. Friedensbruch während der Verhandlungen wird bis zu 1000 Mark bestraft.

Die Praxis hat nun ergeben, daß die Versöhnungsausschüsse viel weniger Einigungen zustande brachten, als man erhoffte. Neuerdings hat man nunmehr an die Stelle dieser Ausschüsse Versöhnungsräte gesetzt. Diese bilden ein Mittelding zwischen den Versöhnungsausschüssen und dem Schiedsgerichtshofe. Der Vorsitzende ist der Versöhnungskommissär. Deren gibt es jetzt vier in ganz Neuseeland. Es sind dies äußerst geschickte Persönlichkeiten, die das Vertrauen beider Parteien genießen und bisher gute Erfolge aufzuzeigen haben. Gleichzeitig hat man die Streikmöglichkeit erschwert. Wer in ungesetzlicher Weise eine Aussperrung vornimmt oder einen ungesetzlichen Streik anregt oder unterstützt, den trifft eine Strafe von 4000 M. Für besonders wichtige Gewerbe, wie Gasanstalten, Wasserwerke, Elektrizitätswerke, Bahnen, Milch- und Fleischversorgung, sind Sondervorschriften getroffen, indem die Arbeiter dieser Betriebe bis zu 500 M. bestraft werden, wenn sie ihre Streikabsicht nicht mindestens 14 Tage vorher angezeigt haben. Diese Versöhnungsräte und Schiedsgerichte regeln die Löhne, die Arbeitszeit, kurz alle Arbeitsbedingungen. Unter den Vorteilen dieser Einrichtungen namentlich für die industriellen Unternehmer steht an der Spitze der Umstand, daß die Unternehmer vor Streiks gesichert sind, daß sie infolgedessen regelmäßiger produzieren, die Kostenvoranschläge niedriger gestalten und die Risikoprämien für Streiks in Wegfall kommen lassen können. Unter dieser Schiedsgerichtsgesetzgebung, welche vor allem die Löhne in einer bestimmten Höhe festlegte, hat die Zahl der Gewerbe wie der Arbeiterschaft eine ganz erkledliche Zunahme erfahren. Wenn man Vorteile und Nachteile der Schiedsgerichte gegeneinander abwägt, so muß gesagt werden, daß dieselben eine viel höhere Entwicklungsstufe darstellen, als die Streikpraxis im alten Europa. Denn in Neuseeland streikte von 1894—1908 nur ½ Prozent der Arbeiterschaft

gegenüber 20 Prozent in Großbritannien in den Jahren 1891—1900. Sehr wichtig für die zukünftige Entwicklung ist die Erkenntnis bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern, daß die Regelung des Arbeitsvertrags nie mehr der freien Willkür überlassen werden dürfe, sondern daß seine Regelung eine Staatsaufgabe sein müsse.

Ein für die Güte der Sozialpolitik eines Staates ausschlaggebendes Moment ist der Grad seines Kinderschutzes und seiner Altersfürsorge. Unser soziales Wunderland leistet auch auf diesem Gebiete Mustergültiges. Welche Auffassungen in den Köpfen der regierenden Kreise über den Kinderschutz herrschen, mag folgender Ausspruch des berühmten Ministers Seddon beleuchten. Er sagte: ‚Die Frauen der gering gelohnten Arbeiter sind die schweigenden Märtyrer des Lebens, sie haben die Wiege voll und tragen die doppelte Bürde von Armut und Mutterschaft. Von den Kindern dieser Armen sagte ein Engländer, daß sie ins Leben geflucht werden; das darf nicht in unserem blühenden Lande der Fall sein. Zu viel Geld ist in Särgen, Grabsteinen und Begräbnissen verschwendet, es ist scheinheilig, die unangemessene natürliche Volksmehrung zu beklagen und nichts zu tun, das Kinderleben zu schützen. Diese Verantwortlichkeit, diese wertvollen Leben zu retten, fällt auf den Staat und darf nicht den philanthropischen Gesellschaften überlassen bleiben.‘ Angesichts dieser Anschauungen darf es uns nicht wundernehmen, wenn es in Australasien eigene ‚Schutzgesetze für Kinderleben‘ gibt, wenn für Hebammen und Kinderwärterinnen strenge Vorschriften bestehen, wenn unbemittelte Wöchnerinnen auch unentgeltliche staatliche Krankenpflege erhalten. In Viktoria hat man staatliche Inspektorinnen angestellt, welche nach der gesetzlich vorgeschriebenen Geburtsanzeige Mutter und Kind in ihrem Heime aufsuchen und für alle notwendigen Maßnahmen Sorge tragen.

Australien besitzt das schärfste Kinderschutzgesetz der Welt. Die Jugendfürsorge ist ausgezeichnet organisiert. Die Bezeichnung von pflegebedürftigen sogen. Armenkindern ist offiziell und auch im Volksmunde verpönt. Es soll niemand in Australasien arm in dem Sinne sein, wie wir ihn gebrauchen. Solche Kinder, die entweder Waisen sind oder deren Eltern sie verwahrlosen lassen, heißen Staatskinder und werden durch einen Waisenrat unentgeltlich überwacht und versorgt. Diese erziehungsbedürftigen Kinder werden nicht in Anstalten, sondern in Familien untergebracht. Auf dem Lande wohnende Pflegeeltern erhalten den Vorzug. Alle 14 Tage werden die Pflegefamilien und die Staatskinder von den Behörden kontrolliert. Damen aus höheren Ständen haben diese Liebespflichten ehrenamtlich übernommen. Man hat mit dieser Familienerziehung sehr gute Erfolge aufzuweisen. Bis zum 18. Lebensjahre, in Einzelfällen sogar bis zum 21., stehen die Knaben und Mädchen der Fürsorgeerziehung unter Staatsaufsicht, dabei haben die Eltern für die Fürsorgezöglinge nichts zu bezahlen.

Warm und ersprießlich wie die Fürsorge für Kindheit und Jugend ist die Fürsorge, wenn man in Australasien alt geworden ist. Insbesondere Neuseeland ist das Dorado der alten Leute. Das neuseeländisch-australische System einer Altersversorgung besteht darin, daß es allgemein und ohne Beitrags-

zwang ist. Während also in Deutschland vom Arbeiter wie vom Unternehmer Zwangsbeiträge gezahlt werden müssen, werden in Australasien diese Kosten aus allgemeinen Staatsmitteln bestritten. Ferner erstreckt sich die Altersversorgung nicht bloß auf bestimmte Arbeiterkreise, sondern sie ist eine allgemeine Staatsbürgerversorgung. Die Gesetzgeber standen dabei auf dem Standpunkte, daß Armenunterstützungen ungerechtfertigt sind, daß dagegen nicht bloß die Beamten auf eine Pension ein Anrecht haben, sondern in den Eingangsworten des neuseeländischen Gesetzes heißt es: ‚Dieses Gesetz wird erlassen, weil es der Billigkeit entspricht, daß rechtschaffene Personen, die während der Kraft ihres Lebens dazu beigetragen haben, die öffentlichen Lasten der Kolonie durch die Zahlung von Steuern zu tragen, und ihre Hilfsquellen durch ihre Arbeit und Fähigkeit zu erschließen, in ihrem Alter von der Kolonie erhalten werden.' An den Empfang der Altersrente sind verschiedene Bedingungen geknüpft, welche eine ethisch-erzieherische Einwirkung auf die Bevölkerung haben sollen. So gewährt Neuseeland allen Personen im Alter von mindestens 65 Jahren Renten, die einen ununterbrochenen Aufenthalt von 25 Jahren in der Kolonie aufweisen, in den letzten 12 Jahren keine Gefängnisstrafe von mehr als 4 Monaten, in den letzten 25 Jahren keine in der öffentlichen Meinung entehrende Gefängnis- oder Zuchthausstrafe von mehr als 5 Jahren erhalten haben. Auch darf ein Ehemann bezw. eine Ehefrau während der vorangegangenen 12 Jahre die andere Ehehälfte nicht böswillig länger als 6 Monate verlassen oder die Gewährung eines angemessenen Unterhalts für Frau und Kinder unter 14 Jahren versäumt haben. Ferner muß man einen nüchternen und ehrbaren Lebenswandel in den letzten 25 Jahren geführt haben. Man darf sodann kein Vermögen von mehr als 260 Pfd. Sterling (etwa 5200 M.) oder mit der Rente zusammen kein Einkommen von mehr als 60 Pfd. Sterling besitzen. Die Rente beträgt im Höchstfall 10 Schilling die Woche oder 26 Pfd. Sterling (520 M.) das Jahr. Das Bundesgesetz in Australien verlangt 20jährigen Aufenthalt und macht für den Ehemann und die Ehefrau böswilliges Verlassen oder Unterhaltsverweigerung 12 Monate hindurch während der letzten 5 Jahre zum Ausschließungsgrund für den Rentenbezug. Außerdem fordert das Gesetz guten Charakter, ein recht dehnbarer Begriff. Der Höchstbetrag der Rente macht ebenfalls 520 M. aus, während Vermögen von 310 Pfd. Sterling (6200 M.) den Rentenempfang ausschließen.

In ganz Australasien mit seinen noch nicht 5½ Millionen Einwohnern leben gegenwärtig etwa 80 000 Rentenberechtigte, für welche jährlich 37 Mill. Mark bezahlt werden. Die Ausgaben werden naturgemäß von Jahr zu Jahr größer, so daß man für das Jahr 1926 rund 100 000 Rentner mit weit über 50 Millionen Mark Altersrente erwarten darf. Diese Altersrentenversorgung findet in allen Bevölkerungsschichten warme Sympathien. Nur die erste gesetzliche Einführung in Neuseeland war mit Schwierigkeiten verbunden. Der Ministerpräsident Seddon mußte seinen Versuch dreimal erneuern. Bei der letzten Sitzung der Parlamentskommission wurden über den Gesetzentwurf nicht weniger als 1400 Reden gehalten, wobei ein Mitglied 93mal sprach.

Aber der starke unverdrossene Bismarck Neuseelands wich nicht vom Platze, bis das folgenschwere Gesetz Annahme gefunden hatte.

Mit dem Gesetze wurden gleichzeitig die Invalidenrenten geregelt; dieselben treten aber erst später in Kraft. Zum Bezug einer Invalidenrente ist jede Person berechtigt, welche 16 Jahre alt, infolge eines Unfalls oder wegen Invalidität dauernd arbeitsunfähig ist und keine Altersrente bezieht. So vollkommen nun die Altersversicherung in Australasien ist, so klaffende Lücken hat das allgemeine Versicherungswesen noch aufzuweisen. Es gibt keine staatliche Krankenversicherung, auch von einer Witwen- und Waisenversicherung ist nirgendwo die Rede. Doch liegen verschiedene Versicherungspläne in der Luft. Und zwar kommen sie im sozialen Wunderlande von seiten der Arbeitgeber. Die bedeutendste Arbeitgeberassociation in Neuseeland hat die Absicht, ‚das Parlament zu veranlassen, die hier erwähnten Lücken der neuseeländischen Sozialgesetzgebung auf dem Gebiete der Versicherung auszufüllen, und zwar soll eine wenn möglich in einem einzigen Gesetz kombinierte, von einer staatlichen Zentralbehörde geleitete Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung eingeführt werden, zu der die Unternehmer wie die Arbeiter und der Staat Beiträge zu leisten gezwungen sein sollen.‘ (Manes.) Unsere deutsche Sozialversicherung wird sonach in Bälde in Australasien Nachahmung gefunden haben.

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit hat in Australasien viel von seinem Schrecken verloren, indem die wirtschaftliche Struktur des Landes und die wenig dichte Bevölkerung keine große Arbeitslosigkeit zulassen. Außerdem ist ein Netz von staatlichen Arbeitsvermittlungsbureaus über die wichtigsten Arbeitsplätze des Landes gezogen, die namentlich in Neuseeland sehr gut organisiert sind und kostenlos arbeiten. Die Arbeitslosen erhalten Eisenbahnfreikarten, billige Nahrungsmittel für sich und ihre Familien und werden bei der Suche nach Arbeitsgelegenheit in jeder Weise unterstützt. Auch hat man Arbeiterkolonien ins Leben gerufen, welche die Arbeitslosen aufnehmen können, ferner landwirtschaftliche Siedelungsgenossenschaften.

Wenn man nun angesichts dieser vielen staatlichen Fürsorgemaßnahmen glauben sollte, die australasische Bevölkerung würde im Vertrauen auf die vielfach gewährte Staatshilfe sich nicht durch Versicherungen und Sparen den Lebensabend sicherzustellen trachten, so wäre man in einer Täuschung befangen. Das australasische Sparkassenwesen zeigt eine Entwicklung, die sich stolz neben anderen Ländern sehen lassen kann. Die Post- und Staatssparkassen üben auf die kleinen Sparer um so eher eine große Anziehungskraft aus, als sie verpflichtet sind, Staatspapiere, Gemeindeanleihen, Staatsschuldverschreibungen im Interesse ihrer Sicherheit in der Höhe von $^1/_2$—$^3/_5$ ihrer Kapitalien zu erwerben. Die Geschäftsstunden sind auf den Samstagabend von 7—9 Uhr festgesetzt, um den Wochenverdienst leicht abführen zu können. Außerdem haben sich Jugend- und Pfennigsparkassen namentlich in Neusüdwales und Westaustralien gut entwickelt. Seit ihrer Begründung haben die Sparkassen die Auszahlung höchstmöglichen Zinses als Prinzip aufrecht erhalten, im Gegensatz zu dem europäischen Sparkassensystem, das meist einen wohltätigen oder erwerblichen Zweck verfolgt. ‚Als soziales Institut‘, sagt

Schachner, ‚überragt das australische Sparwesen die europäischen Anstalten weit, seine Zahlen sind wirklich Denkmäler des australischen Sparsinns: Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Handwerker, kleine Bauern und die Jugend sind ihre Kunden, die Kapitalisten finden geschlossene Türen.‘ Auch hat in keinem Lande der Welt das Lebensversicherungswesen einen solchen Aufschwang genommen wie in Australasien.

Natürlich sind Armut und Elend auch in diesem Wunderlande der sozialen Reformen nicht ausgestorben. Ursprünglich hat hier die private Hilfstätigkeit eingegriffen und Krankenhäuser, Asyle für Alte und Invalide, Blinden- und Taubstummenanstalten geschaffen, wobei der Staat meist Grund und Boden geliefert oder zum Gründungskapital beigesteuert hat. Aber auch auf diesem Gebiete der Caritas hat sich im Land der staatssozialistischen Experimente der Grundsatz der Staatsfürsorge Bahn gebrochen. Jetzt haben die einzelnen Staaten Altersheime, Krankenhäuser, Irrenhäuser, Lungensanatorien, Lepraheime usw. in eigener Regie. Dabei hat sich aber die private Wohltätigkeit nicht ausschalten lassen. So läßt der ‚berühmte Krankenhaussamstag an allen Straßenecken Hunderte von Sammlern, unter denen sich viele Vertreter der ersten Gesellschaft, des Theaters und Variétés befinden, mit ihren Sammelbüchsen Hoch und Niedrig um einen Betrag angehen; der Krankenhaussonntag, wo in den Kirchen und bei allen politischen Versammlungen der Teller zugunsten der Krankenhäuser kreist, bringt ebenfalls bedeutende Summen auf‘ (Schachner). Auf diese Weise kamen z. B. in Melbourne von 1873—1910 etwa $5^1/_2$ Millionen Mark zusammen.

Australasien ist das Land ohne Heer und Flotte, ohne diplomatischen Dienst, ohne Pensionen für Beamte — wenigstens bis in die jüngste Zeit herein, — ohne Streiks und Aussperrungen wenigstens ohne größeren Umfang, allein ohne Steuern kann auch die australasische Staatsmaschine nicht laufen. Jedoch auch in der Steuergesetzgebung tritt uns ein erstaunliches Streben nach sozialer Gerechtigkeit entgegen. Im Interesse der Minderbemittelten sind bei der Einkommensteuer, wie Schachner urteilt, fast zu weit gehende Existenzminima steuerfrei. So sind frei in Tasmanien 100 Pfund Sterling (1 Pfund Sterling = 20.43 M.), in Südaustralien 150, in den übrigen australischen Staaten 200, in Neuseeland sogar 300 Pfund Sterling Einkommen. In Viktoria, Queensland und Südaustralien ergreift eine starke Progression die höheren Einkommen, wie z. B. in Queensland, wo ein Einkommen von 1500 Pfund Sterling oder rund 30000 Mark mit $7^1/_2$ Prozent gefaßt wird. In allen Staaten bestehen ferner Erbschaftssteuern, die sich bei Angehörigen der Familie auf die Hälfte, bei anderen Blutsverwandten in einem bestimmten Prozentsatz ermäßigen. Diese Steuer läßt in Neuseeland nur 100 Pfund Sterling, in Viktoria und Queensland eine Summe von 200 Pfund Sterling, in Tasmanien und Südaustralien von 500 Pfund Sterling, in Westaustralien und Neusüdwales von 1000 Pfund Sterling frei und erreicht bei ferneren Verwandten ihre höchste Progression mit 10 Prozent in Neusüdwales bei 100000 Pfund Sterling, in Viktoria, Queensland, Südaustralien, Westaustralien, Tasmanien und Neuseeland bei 20000 Pfund Sterling.

Aus den bisherigen Darstellungen geht hervor, daß die australasische Gesetzgebung bestrebt ist, zwischen Armut und Reichtum in gerechter Weise auszugleichen, indem der Staat sich in viele privatrechtliche Angelegenheiten hineinmischt und gewisse Normen gesetzlich festlegt. In einem solchen Staatswesen sollte man meinen, müßte der Grundgedanke des sozialistischen Zukunftsstaates, die Vergesellschaftung des Eigentums namentlich an Grund und Boden tiefe Wurzeln geschlagen haben. Allein der Staats- und Gemeindesozialismus spielt in Australasien keine große Rolle.

Betrachten wir zunächst die Verhältnisse in der Forstwirtschaft. Der größte Teil der Forsten ist zwar Eigentum des Staates, aber der Staat treibt eine sehr schlechte Forstpolitik. Es wird eine Entholzung im großen betrieben und die abgeholzten Ländereien werden der Schafzucht zugänglich gemacht. Diese Raubbaupolitik in der Forstwirtschaft hat nunmehr auch die Arbeiterpartei zu der Einsicht gebracht, daß die Forstwirtschaft durch Staatshände verwaltet werden muß. Auch der Bergbau ist in Australien nicht Staatsbetrieb. ‚Obwohl fast alle wichtigen Goldfunde auf Staatsgebieten gemacht wurden, Erzstätten und Kohlengruben auf ärarischem Boden sich erschlossen, hat der Staat diese Felder der privatwirtschaftlichen Tätigkeit überlassen.‘ (Schachner.) Nur Neuseeland besitzt ein staatliches Kohlenbergwerk, weil der Staat als Eisenbahnunternehmer die Kohlen braucht, andrerseits weil der Ministerpräsident Seddon durch Staatskohlen der Spekulation des Zwischenhandels vorbeugen und die kleinen Konsumenten schützen wollte. Dagegen hat der Staat zugunsten der Landwirtschaft und des Bergbaues staatliche Schlachthäuser und Exportwerkstätten, sowie Erzaufbereitungsanstalten eingerichtet, die oft mit Verlusten arbeiteten. In Lombe besteht zur Veräußerung der Waren ein staatliches Verkaufslagerhaus; auch hat die Gewährung von Vorschüssen auf die Versandwaren den Staatsanstalten eine große Beliebtheit verschafft.

Das Verkehrswesen in Australien ist fast ganz verstaatlicht. Doch waren es nicht staatssozialistische Ideen, sondern die Not, welche dazu trieb. Das Privatkapital war wenig geneigt, das unentwickelte Land mit kostspieligen Schienensträngen zu überziehen. Der Staat mußte ja das Land Stück für Stück kultivieren; er baute die Wege, er richtete die Verkehrsmittel, Telegraphen und Telephone ein. Er mußte auch für Docks und Werften sorgen, weil sonst die Ausfuhrmöglichkeit schwer gelitten hätte. Da der ganze interkoloniale Verkehr in den Händen einer Gesellschaft liegt, trug man sich mit dem Gedanken, die ganze Küstenschiffahrt sowie die Schiffahrtsverbindung von Australien mit England zu verstaatlichen. Allein es blieb bis jetzt beim Antrag der Arbeiterpartei. Das gleiche Schicksal hatte der Gedanke der Verstaatlichung der Tabakindustrie. Bemerkenswert inbezug auf die Bildungsbestrebungen in Australasien ist die staatliche Herstellung von Schulbänken in den Besserungsanstalten von Neusüdwales und die Fertigung aller Schulrequisiten, Bücher und Hefte, die zum Selbstkostenpreise abgegeben werden, in den staatlichen Druckereien von Südaustralien und Viktoria.

Eine große Bedeutung haben die landwirtschaftlichen Vorschußbanken des Staates mit dem Prinzipe mindestens der Selbstkostendeckung

erlangt. Den staatssozialistischen Plan einer eigenen Staatsbank in Australien hat man trotz verschiedener Versuche und trotz des Vorbildes von Neuseeland noch nicht durchgeführt. Hier stand die Bank of New Zealand in den 80er Jahren eines schönen Tages vor dem Bankerott, eine ungeheure Katastrophe für die ganze neuseeländische Volkswirtschaft wäre hereingebrochen. Da griff Seddon ein. Er legte am Abend des 29. Juni 1894 eine Garantiebill vor, die er rasch ausarbeitete, um 9 Uhr nachts begründete er sie mit warmen Worten bei der zweiten Lesung, die Bill ging sofort ans Oberhaus, um 4 Uhr morgens war sie von beiden gesetzgebenden Körperschaften angenommen und vom bereitstehenden Gouverneur unterzeichnet worden. So hatte Neuseeland tatsächlich ‚über Nacht' eine Staatsbank erhalten. Der Staat ist jetzt mit 500 000 Pfund Sterling an der Bank beteiligt, ein Drittel der Direktoren sind Staatsbeamte, der Reingewinn der Bank betrug im Jahre 1906 274 329 Pfd. Sterling. Außerdem besitzt Neuseeland eine staatliche Lebensversicherungsbank, bei welcher 45 137 Personen mit rund 10½ Millionen Pfund Sterling versichert sind. Seit Januar 1905 ist auch eine gut rentierende Feuerversicherungsanstalt in Tätigkeit. Ferner besitzt Neuseeland noch eine alte Staatsanstalt, die sich ‚mit der Durchführung von Testamentsvollstreckungen, Verwaltung testamentsloser Erbmassen, von Vormundschaftsvermögen und -besitz befaßt.' Da nur die Eisenbahnen und das Bank- und Versicherungswesen in Australasien beträchtliche Gewinne abwerfen, so nennt Schachner, der ein vortrefflicher Kenner dieser Verhältnisse ist, den ‚Staatssozialismus ein wenig glücklich beschriebenes Blatt in der Geschichte der australasischen Staatsverwaltung.' Eine noch geringere Rolle spielt der Gemeindesozialismus, da die Gemeinden einerseits eine geringe Finanzkraft besitzen, anderseits namentlich zur Erfüllung der volkshygienischen Aufgaben wie Wasserleitung, Kanalisation, Schlachthäuser, Märkte, Arbeiterwohnungen die Ermächtigung des Parlaments erforderlich ist.

Das Land der sozialen Experimente hat natürlich auch das Frauenstimmrecht zur Tat gemacht. Seit dem 19. September 1893 besitzt jede in Neuseeland lebende weibliche Person im Alter von 21 Jahren das Recht, zum Parlament zu wählen, weshalb sie sich in das Stimmregister eintragen lassen muß. Auch in allen übrigen australasischen Ländern ist es seit geraumer Zeit eingeführt. Die Veranlassung dazu war ein praktisches Interesse, denn es wurde hauptsächlich im Kampfe gegen den Alkohol geschaffen. In der energischen Bekämpfung der Alkoholschäden liegt denn auch der einzige nennenswerte Einfluß, welchen das Frauenstimmrecht in Australasien auf die Sozialpolitik ausgeübt hat. Das weibliche Stimmrecht, sagt Manes, hat alle Parteien enttäuscht, ‚fast alle Hoffnungen und Befürchtungen, die man an seine Etablierung geknüpft hatte, zerstört'. Der Grund liegt darin, daß in Australasien eine Frauenbewegung in unserem europäischen Sinne fehlt. Den australasischen Frauen geht es so gut wie vielleicht nirgends auf der Welt, sie haben ein gutes Auskommen, und da zwischen Reichtum und Armut keine große Kluft besteht, fehlt auch das caritative Moment, welches bei uns neben den sozialen Motiven den Kernpunkt der Frauenbewegung ausmacht. Außerdem ist der Bildungs-

stand, vor allem das eigentliche politische Verständnis dieser Frauen im allgemeinen nicht groß. Ursprünglich legten die Frauen an den Wahltagen eine gewisse Sprödigkeit an den Tag und gingen nicht in Massen an die Urne. Heute haben die Frauen ihre Wahlscheu abgelegt, sie wählen in ungefähr gleich starkem Verhältnis wie die Männer, sie agitieren auch für diesen oder jenen Kandidaten, in den meisten Fällen aber fehlt namentlich den Arbeiterfrauen eine eigene politische Überzeugung und sie wählen wie ihre Männer, womit sie den Beweis liefern, daß an das Frauenstimmrecht allzu große Hoffnungen inbezug auf die Einwirkung auf Gesetzgebung und Moral nicht geknüpft werden dürfen.

Die Frauen können zu allen Parlamenten der Einzelstaaten wählen, ja sie können sogar zum australischen Reichstag als Mitglieder gewählt werden. Trotzdem ist dem Frauenstimmrecht keine große Bedeutung beizumessen, weil es bisher auf die Verschiebung der Parteiverhältnisse so gut wie keinen Einfluß hervorbrachte. Auch besitzt die australische Frauenbewegung weder eine Tageszeitung noch eine Zeitschrift, die ihre Interessen verfechten würden.

Das Frauenstimmrecht hat bis jetzt vorwiegend inbezug auf die Bekämpfung des Alkoholübels eine erfreuliche und weitgreifende Wirkung ausgeübt. Es ist eine für die Gesamtbeurteilung des australasischen Sozialproblems hochbedeutsame Erscheinung, daß man nicht nur für die gerechtere Ausgleichung von Reichtum und Armut, für das materielle Wohl der Bevölkerung angelegentlich Sorge trägt, sondern daß man auch Gesetze ins Leben rufen will und teilweise es schon getan hat, welche das allgemeine Kulturniveau heben, Zucht und Ordnung, Nüchternheit und Verzicht auf das leidenschaftliche Glücksspiel schaffen wollen. Australasien war in früheren Jahrzehnten in erschreckender Weise vom Alkoholismus durchseucht. Die Liebe zum Wisky hatten die Einwanderer und Strafgefangenen aus ihrer Heimat mitgebracht. Hatten doch nicht weniger als 40 Prozent aller Strafgefangenen von Neusüdwales ihre erste Strafe wegen Trunkenheit erhalten. Der Rum wurde bald die Geldwährung der Kolonien. In Tasmanien z. B. bestand die Münzeinheit in der von der Regierung abgestempelten Flasche Rum, welche als ein Pfund Sterling galt. Selbst der Preis einer Frau war nach dieser Rumwährung bestimmt. Gegen solche ungeheuerliche Zustände mußte eine Reaktion eintreten. Die Anführer der Abstinentenbewegung ernteten zuerst Spott und Hohn; heute jedoch ist die Überzeugung von der Schädlichkeit des Alkoholismus allgemein und seine Bekämpfung hat radikale Formen angenommen.

Zu den interessantesten Versuchen gehören die Maßnahmen, wie man Neuseeland vom Alkoholteufel befreien will. Dieses Land marschiert heute an der Spitze der australasischen Staaten. Hier ging die Abstinenzbewegung von der Kirche aus. Die Kirche, die mit dem Wahlrecht ausgerüsteten Frauen, im Bunde mit fortschrittlichen Sozialpolitikern und Hygienikern erzielten bereits im Jahre 1893 ein eigenes Antialkoholgesetz. Die Abstinenz- und Temperenzbewegung ist in Neuseeland politische Parteisache geworden. Gleichzeitig mit den Wahlen werden nämlich direkte Abstimmungen von den Wählern über den Alkoholvertrieb vorgenommen. Die Wähler können für Beibehaltung, Ver-



Abb. 16 Rote Felsbilder von der „Piedra Escrita“ bei Fuencaliente (Ciudad Real), stilisierte stehende oder sitzende Menschengestalten darstellend.

Photogr. Aufnahme.

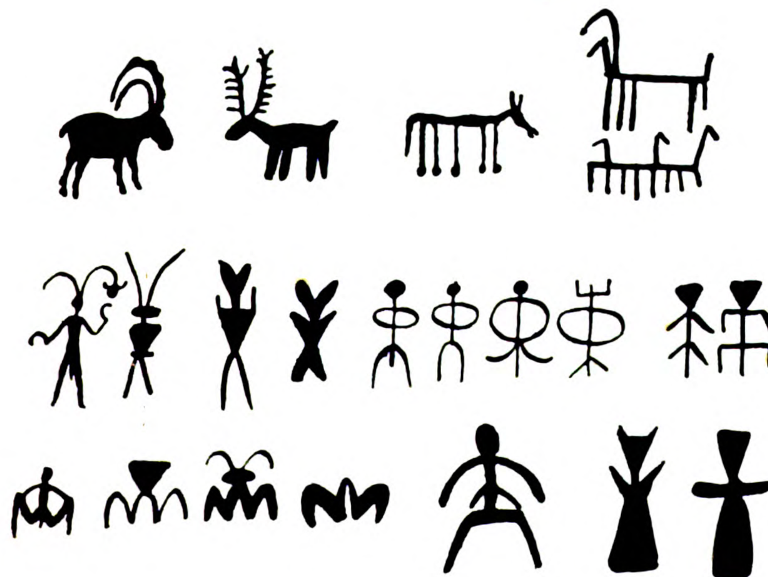


Abb. 17 Halb oder ganz „stilisierte Tier- und Menschenbilder“ aus Südspanien.

Zusammengestellt von H. Breuil.

minderung oder radikale Beseitigung der Alkohollizenzen stimmen. Für die vollständige Beseitigung des Alkoholausschankes ist eine Mehrheit von zwei Dritteln aller Stimmen notwendig. Und es ist den Bemühungen und Aufklärungen der Alkoholgegner geglückt, immer mehr Stimmen bei den Wahlen für die absolute Unterdrückung des Alkoholismus zu gewinnen. Im Jahre 1896 stimmten 98312 Personen für das Alkoholverbot, im Jahre 1908 hatte sich diese Zahl auf 221471 Stimmen verdoppelt. In mehreren Bezirken, wo die notwendige Stimmenmehrheit erreicht wurde, hat man tatsächlich alle Schankgerechtigkeiten aufgehoben und bis zur Stunde nicht wieder eingeführt. Da nun der Alkoholverbrauch sich infolge dieser Abstinenzbewegung in die Privatwohnungen zurückzog, will man nun auch das Trinken zu Hause bekämpfen. Nur zu gewerblichen, medizinischen und religiösen Zwecken soll Alkohol importiert werden dürfen. Manes hat bei seinen Studien auf Neuseeland den Eindruck gewonnen, daß die Abstinenten in absehbarer Zeit wenigstens vorübergehend siegen werden. Er meint, daß gegen den Feldzug der weiblichen Wähler (die namentlich auf die Kellnerinnen erbost sind) und gegen die Kirche in einem so religiösen Lande, wie es Neuseeland ist, keine Partei etwas ausrichten könne. Außerdem sind es gerade die besseren intelligenten Arbeiter und ein gut Teil der oberen Bevölkerungsschichten, welche überzeugt und begeistert nichts mehr vom Alkoholismus wissen wollen. So wird also Neuseeland in Bälde nicht bloß das Land ohne Streik, sondern auch das Land ohne Alkohol sein. Als ein sehr wirksames Kampfesmittel gegen den Alkohol hat man in Neuseeland die Einrichtung getroffen, daß gänzlich enthaltsame Personen bei der staatlichen Lebensversicherungsanstalt eine eigene Abteilung besitzen, wonach die infolge längerer Lebensdauer erzielten Überschüsse diesen Versicherten extra ausgezahlt werden.

Auch in Neusüdwales und in Viktoria ist man dem Alkoholteufel erfolgreich an den Kragen gegangen, indem z. B. in letzterem Lande bis August 1910 bereits 407 Wirtschaften aufgehoben wurden. Daß der Kampf gegen den Alkohol in Australasien eine Notwendigkeit ist, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die Hauptgetränke Ale und Wisky sehr stark und sehr teuer sind und daß der Bierverbrauch nur gering ist. Auch sind die Trinksitten in Australasien sehr lästig, indem es dort Brauch ist, bei einem Besuch, bei einem Geschäftsabschluß, bei einem Wirtshausbesuche stets ein Glas Wisky anzubieten, wie man dies bei uns etwa mit einer Zigarette tut. Ob nun die radikale Alkoholbekämpfung in Form der völligen Abstinenz das richtige Mittel ist, um die Alkoholschäden und -mißbräuche auszurotten, sei dahingestellt. Aber für eine Mäßigkeitsbewegung, welche das Extrem vermeidet, hat man kein Verständnis.

Ein gewisser Radikalismus ist den sozialreformerischen Maßnahmen in Australasien überhaupt eigen. In Anbetracht der weit vorauseilenden Gedanken und des starken Willens zu ihrer Verwirklichung ist dieser Radikalismus wohl auch notwendig. Um Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, waren namentlich im Anfange der Staatenbildung scharfe Strafmaßregeln notwendig. Auch heute noch stehen strenge Strafen in den Gesetzbüchern. Wer Notzucht,

Sodomie und Sexualverkehr mit minderjährigen Mädchen begeht, der wird einfach aufgehängt. In der neueren Zeit ist ein humanerer Strafvollzug eingetreten, da die fortschreitende Bildung des Volkes eine gelindere Gesetzesauslegung zuläßt. Obwohl z. B. die körperliche Züchtigung mit der Peitsche noch unter den Strafmitteln sich befindet, so kommt sie nur selten zur Anwendung, und zwar aus dem Grunde, weil sich infolge des entwürdigenden Charakters der Strafvollstreckung in einigen Kolonien niemand mehr findet, der die Prügelstrafe ausführen will.

Bei vielen Neuerungen in Australasien hat eine bestimmte koloniale Draufgängerenergie mitgespielt. Wenn eine Einrichtung für gut erkannt ist, dann wird sie rasch durchgeführt. So hat man in Neuseeland die Briefmarken abgeschafft, weil das Markenkleben und die Führung einer Portokasse in den kaufmännischen Betrieben für zeitraubend und unzweckmäßig erkannt wurde. In den Geschäftsräumen des Publikums stehen Frankierungsmaschinen, welche mit ihren Stempeln die notwendigen Werte liefern. Ein eingeworfenes Goldstück liefert Stempelabdrücke bis zum Werte von einem Pfund Sterling. Andere Maschinen haben an Stelle des Geldeinwurfs eine Registriervorrichtung, welche angibt, wieviel Abstempelungen vorgenommen worden sind. Die Post braucht dann bloß allmonatlich ihre Beamten zu schicken, die analog dem Gas- oder Elektrizitätsmesser die Summe vom Apparat ablesen und einkassieren. Diese Stempelautomaten finden jetzt auch bei uns Einführung; auf Neuseeland sind sie schon mehr als ein halbes Jahrzehnt in Verwendung.

Ein anderes Beispiel! Der Naturforscher Mattingley hatte in einer australischen Zeitschrift unter Beifügung photographischer Aufnahmen dargetan, daß man unter den Reihern und Paradiesvögeln seitens der Jäger tolle Verwüstungen angerichtet und die Weiterexistenz dieser Tiere gefährdet hatte. Unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes erfolgte im Parlament ein Schutzantrag, sowie das Verbot der Ausfuhr von Vogelfedern, um ein Aussterben dieser Tiere zu verhüten.

V.

Australasien ist in der Tat ein Neuland für sozialpolitische Reformen und für eine Umbildung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Bevor wir aber an die geschilderten Verhältnisse die Sonde der Kritik legen, ist es am Platze, der gegenwärtigen Lage in Australasien, dem wirtschaftlichen Aufschwung und den führenden Männern des Landes unser Augenmerk kurz zuzuwenden.

An der Spitze des australasischen Bundes steht gegenwärtig ein Ministerium der Arbeiterpartei unter der Führung von Andrew Fischer. Er ist ein temperamentvoller, liebenswürdiger und kluger Kopf, der sich vom einfachen Queenslander Bergwerksarbeiter mit zäher Energie zum Ministerpräsidenten emporgearbeitet hat. Die Leitung der Regierung ist maßvoll und klug und hat das Vertrauen der Bevölkerung in außergewöhnlichem Maße gewonnen.

Laut Ausweis der Finanzberichte hat Australien starke Überschüsse aufzuweisen, indem am 30. Juni 1910 15½ Millionen Pfund Einnahmen

$7^1/_2$ Millionen Pfund Ausgaben des Bundes gegenüberstanden. Gegenüber dem letzten Finanzjahre wurden je eine Million mehr eingenommen und ausgegeben. Auch die Einzelstaaten zeigen erfreuliche finanzielle Ergebnisse. Selbst Neuseeland hat seine Krisis überstanden und weist im Finanzjahr 1909/10 eine Ausfuhr im Werte von 22 Millionen Pfund gegenüber einer Einfuhr von 16 Millionen Pfund unter erheblicher Steigerung der Beträge im vorhergehenden Jahre auf.

Die nächsten Ziele des Fischerschen Ministeriums, das viel deutschfreundlicher als seine Vorgänger ist, tragen zentralisierenden Charakter. So sollen die Gesetzgebung über Handel und Industrie und die Monopole zur Bundessache gemacht werden. Ein weiteres interessantes Ziel ist die Gründung und der Bau der künftigen australischen Hauptstadt Jaß, für welche vorläufig 55 000 Pfund als erste Baurate bewilligt worden sind. Auch trägt man sich neuerdings wieder stärker mit Einwanderungsgedanken, namentlich landwirtschaftliche Elemente sind in Neusüdwales, Queensland sehr willkommen.

Ferner ist man im Begriffe, das Pennyporto für das Gebiet von ganz Australien und im Verkehr mit England offiziell einzuführen. Für deutsche Interessen sehr wichtig ist die Maßregel der Regierung, das Monopol der einzigen in englischen Händen liegenden Kabelgesellschaft zu durchbrechen und ein unabhängiges Kabelnachrichtenbureau einzurichten, wodurch es möglich sein wird, u. a. den deutschlandfeindlichen englischen Verhetzungen entgegenzutreten. Ferner werden in Australien und Neuseeland drahtlose Telegraphenstationen errichtet, die den Schiffen aller Nationen zur Verfügung stehen sollen, und die die Verbindung mit den Fidschiinseln, mit Samoa und Neuguinea ermöglichen. Ferner soll im Verkehrswesen für ganz Australien die einheitliche Spurweite aller Bahnen eingeführt werden, was naturgemäß der Verbilligung des Güter- und Personentransportes sehr dienlich ist. Auch denkt man jetzt wieder mehr an den Bau der wichtigen Transkontinentalbahnen; ebenso haben die Einzelstaaten große Eisenbahnpläne. Mit Hilfe von Staatssubventionen entsteht auch eine australische Schiffahrtslinie, die auf dem Wege durch die Magelhaensstraße und später durch den Panamakanal nach amerikanischen, kanadischen und selbst europäischen Häfen fahren soll. Auch die Errichtung von zwölf neuen Leuchttürmen an den Küsten Australiens ist eine beschlossene Sache. Für Deutschland sehr wichtig ist die Entstehung eines eigenen, der englischen Admiralität nicht unterstehenden australischen Geschwaders.

Aus allen diesen sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Fortschritten geht hervor, daß man in Europa in den Kreisen der theoretischen Sozialpolitiker sowohl wie in Handels- und Industriekreisen allen Grund hat, der weiteren Entwicklung der Dinge in Australien und Neuseeland volle Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen.

VI.

Wenn man am Schlusse nochmals einen kurzen Rückblick über die Gestaltung der Sozialreform und ihre Zukunftstendenzen in Australasien wirft, so drängen zwei Fragen zur Beantwortung. Ist in Australasien ein Stück vom sozialdemokratischen Zukunftsstaate verwirklicht, was bedeuten die dortigen

Sozialexperimente für die Sozialpolitik in bezug auf ihre etwaige Übertragung in andere Länder, etwa nach Deutschland?

Trotz mancher sozialistisch-utopistischer Anklänge kann man die australasische Sozialpolitik durchaus nicht als eine Verwirklichung oder als eine Anbahnung des sozialistisch-kommunistischen Zukunftsstaates bezeichnen. Einmal haben wir gesehen, daß der Staats- und Gemeindesozialismus eine geringere Rolle spielt als in manchen monarchischen Staaten Europas. Der Umfang der Staatsmonopole ist kaum größer als sonstwo. Sodann aber findet sich in Australien sowohl wie in Neuseeland kein Versuch der Überführung des privaten Eigentums in den Besitz der Staatsgemeinschaft, keine Verwirklichung des Bodensozialismus. Zwar hat man in Neuseeland dem Grundbesitz in bezug auf seine Größe gewisse Grenzen gezogen und mittels Zwangsenteignung kann zum Zwecke der Beförderung der Ansiedlung Land vom Gouverneur gegen entsprechende Entschädigung gekauft werden. Auch besitzt die bekannte Henry Georgesche Bodenreformbewegung in Neuseeland zahlreiche Anhänger. Allein Zwangsenteignung zu bestimmten Zwecken und Bodenreform mit der Hauptwaffe der Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses an Grund und Boden sind Dinge, die wir auch in Deutschland besitzen und können durchaus nicht als Bestandteile einer sozialistischen Gesetzgebung betrachtet werden. Man hat in Neuseeland sogar das Gegenteil von Bodensozialismus erreicht. Indem man den Großgrundbesitz bekämpfte, hat man den Besitz des kleinen Mannes erheblich gemehrt. Durch die Parzellierung des Großgrundbesitzes und die Aufschließung der Kronländereien in Neuseeland hat man eine Klasse von kleinen Landeigentümern geschaffen, welche, wie Siegfried sagt, ‚von kollektivistischen Ideen sehr wenig angekränkelt waren'. Der Wunsch, auf eigener Scholle zu sitzen, ist in Australasien in weitestgehendem Maße erfüllt, indem auch der einfache Mann, der Kleinbauer und der Arbeiter sein eigenes Heim besitzt. Nichts aber steht der Verwirklichung des sozialdemokratischen Zukunftsstaates hindernder im Wege, als wenn große Massen der Bevölkerung einen eigenen Herd auf eigenem Grund und Boden besitzen. Und es gilt auch bei uns in Deutschland nicht als sozialistische Ketzerei, den Wunsch zu äußern, es möge gelingen, den übergroßen, nicht rationell ausgenützten Grundbesitz in Ostelbien und anderswo in Parzellenbesitz umzuwandeln und die landwirtschaftliche Produktion dadurch erheblich zu steigern.

Wenn Australasien eine Reihe von sozialen Einrichtungen besitzt, um die wir dieses Land beneiden können, so dürfen wir in demselben die Prinzipien erblicken, welche auch bei uns die Lösung der sozialen Frage allmählich herbeiführen können. Wenn wir erkannt haben, daß die australasische Gesetzgebung in vielen Beziehungen eine gerechtere Ausgleichung zwischen Armut und Reichtum anbahnt und auch vielfach schon erreicht hat, so ist in dieser Tatsache ein eminent christliches Prinzip zu erblicken, denn die Versöhnung der Klassengegensätze kann nur durch christlichen Sozialismus, durch die Erkenntnis erzielt werden, daß der Reichtum zwar im Zeitalter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung berechtigt ist, daß er aber auch in bezug auf die allgemeine Kultur, in bezug auf Behebung der sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Schäden des

Volkes außerordentlich weitgehende Verpflichtungen auf sich nehmen muß. Wenn in Australasien Einkommen von zwei-, drei- und sechstausend Mark noch steuerfrei sind und die höheren Einkommen umso schärfer belastet werden, so ist zwar eine solch hohe Steuerfreiheitsgrenze bei uns nicht möglich, aber diese australasischen Steuergrundsätze erscheinen uns doch viel humaner und gerechter als z. B. die Tatsache, daß die drei Städte München, Nürnberg und Augsburg solche Summen bei der Kapitalrentenbesteuerung unterschlagen, daß die kleineren Steuerzahler in Bayern fast alle steuerfrei bleiben könnten. Ausgleichung der sozialen Interessen ist kein sozialistischer Programmpunkt, sondern so heißt auch die Losung bei unseren in christlichem und sozialem Sinne wirksamen Parteien.

Wenn nun Australasien das Morgenrot einer besseren, glücklicheren Zukunft erlebt hat, so hat es diesen Erfolg nicht den Prinzipien der Sozialdemokratie, sondern den gesunden Forderungen eines sozialen Demokratismus zu verdanken, der in der Förderung des Einzelwohles das Wohl der Gesamtheit erblickt. Wir haben gesehen, daß Australasien den schädlichen Auswüchsen des Alkoholismus von Staatswegen im Interesse des Volkswohles zu Leibe rückt, daß es seine Bewohner von den unheilvollen Umklammerungen des Spielteufels zurückhält. Australasien besitzt die geringste Kindersterblichkeit der ganzen Welt, während wir in der Kelheimer Gegend, abgesehen von einigen russischen Bezirken, die höchste in Europa haben. Die Verkürzung der Arbeitszeit und der Angriff auf die gesundheitsschädliche Heimarbeit haben die Lungentuberkulose und andere Krankheiten zurückgedrängt. Die vollständige Sonntagsruhe, der frühzeitige Ladenschluß, der die Konsumkraft nicht im mindesten verringerte, die Freigabe eines Wochennachmittags, an welchem man seine Angelegenheiten besorgen, etwas dem Sport huldigen, ein Bad nehmen kann, sind so wertvolle soziale Errungenschaften, daß man abstimmende Frauen und die Schließung mancher überflüssigen Kneipe gerne mit in Kauf nehmen kann. Und es ist auch kein zu verachtender Erfolg, wenn z. B. in Neuseeland nur 0,92 Prozent der Bevölkerung in den Gefängnissen sitzen, während dies für Preußen bei 1,56 Prozent der Bevölkerung der Fall ist.

Wenn man nun auch von dem Wunsche beseelt sein mag, das soziale Glück Australasiens möchte auch bei uns einkehren und manche soziale Nöten heilen, so wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, die soziale Gesetzgebung Australasiens ließe sich ohne weiteres wie ein Exportartikel übertragen. Man muß bei der Aufrollung der Frage nach der Verwirklichung der australasischen Sozialreform vor allem im Auge behalten, daß wir an ganz andere Voraussetzungen gebunden sind als das Land der sozialen Wunder. Wir haben eine alte Geschichte, deren Überlieferungen und Einrichtungen nicht um sozialreformerisch verlockender und unmöglicher Experimente willen leichthin zerbrochen werden können. Ferner liegt bei uns das Schwergewicht in der Industrie, in Australasien in der Landwirtschaft. Das wichtigste Moment aber ist unsere Bevölkerungsmasse mit 65 Millionen, während Australasien nur 5½ Millionen Einwohner zählt. Wollte das Deutsche Reich z. B. eine allgemeine Altersversicherung vom 65. Lebensjahre ab einführen, so würden die finanziellen und verwaltungstechnischen Schwierigkeiten ganz andere Dimensionen annehmen wie

in Australasien. Außerdem ist Deutschland mit gewaltigen Summen in den Welthandel verflochten, wir beziehen Milliarden von notwendigen Artikeln aus dem Auslande und brauchen hinwiederum das Ausland für den Absatz unserer einheimischen Massenprodukte. Eine überstarke sozialpolitische Belastung, etwa die sofortige Einführung des gesetzlichen Achtstundentages würde unsere Konkurrenz auf dem Weltmarkte mit einem Schlage erheblich herabsetzen. Mit Radikalismus kann unser soziales Wohl nicht gefördert werden, das würde die schwersten Schädigungen für den gesamten Volkskörper nach sich ziehen. Aber eine beschleunigtere Entwicklung im Sinne der wichtigsten australasischen Sozialmomente ist auch bei uns die Forderung der Zeit. Schon verlangten die englischen Bergarbeiter bei dem letzten Riesenstreik die Einführung von Minimallöhnen und es unterliegt keinem Zweifel, daß gewisse Konzessionen in dieser Beziehung gemacht werden. Der Ausbau der sozialen und kulturellen Gesetzgebung in Deutschland, die es von allen Ländern Europas am weitesten gebracht hat, liegt im Schoße der nächsten Zukunft. Ebenso bleibt es der Zukunft vorbehalten, ob die Sozialideen der australasischen Gesetzgebung in ihren für uns brauchbaren Momenten auf die europäische bezw. die deutsche Sozialpolitik befruchtend einwirken werden. Ein Moment aber können wir heute schon in unser sozialpolitisches Streben aus Australasien herübernehmen, das ist der humane und soziale Geist, der Geist der Versöhnung der Klassengegensätze, die größere Annäherung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die größere Freudigkeit, durch kühne, sozialpolitische Pläne das wirtschaftliche, geistige und kulturelle Niveau der breiten Bevölkerungsschichten zu heben und das Märchen vom sozialen Glück soweit zu verwirklichen, als dies unter humangesinnten Menschen möglich ist.

Bemerkt sei, daß dem Verfasser nachstehende Werke zu Gebote standen, aus welchen die wichtigsten Tatsachen über die australischen Länder geschöpft werden konnten: Schachner, Australien in Politik, Wirtschaft und Kultur, Jena, Gustav Fischer, 1909; Schachner, Die soziale Frage in Australien und Neuseeland, Jena, Gustav Fischer, 1911; Schachner, Australien und Neuseeland, Land, Leute und Wirtschaft, Leipzig, G. B. Teubner, 1912; Manes Alfred, Ins Land der sozialen Wunder, eine Studienfahrt durch Japan und die Südsee nach Australien und Neuseeland, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1911; Siegfried André und Warnack, Neuseeland, eine sozial- und wirtschaftspolitische Untersuchung, Berlin, Carl Heymann, 1909; Bojsen A., Das Land der sozialen Reformen (Neuseeland), Leipzig, Felix Dietrich, 1906; Broda, Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich? Erfahrungen Englands, Australiens und Kanadas, Berlin, Georg Reimer, 1912.

Kleine Bausteine

‚Ariadne' von Richard Strauß

Von Eugen Schmitz

Bereits im Dezemberheft des laufenden Jahrgangs von ‚Hochland' war von Richard Straußens neuester Oper ‚Ariadne auf Naxos', die Ende Oktober 1912 in Stuttgart zur Uraufführung kam, kurz die Rede. Die dort in Aussicht gestellte eingehendere Betrachtung des Werkes, die bei Straußens großer tatsächlicher Bedeutung für das moderne Musikleben unter allen Umständen geboten erscheint, sei nunmehr, nachdem die Oper eine gewisse Bühnenkarriere hinter sich hat und damit die ersten Eindrücke etwas gefestigt und geklärt erscheinen, in Angriff genommen.* Diese Bühnenkarriere der ‚Ariadne' war im übrigen bis jetzt nicht ganz gleich glücklich wie die der früheren Straußschen Schöpfungen. Hatte sich schon in den offiziellen Begeisterungsrausch der Stuttgarter Premiere etwas wie ein leichter Zug von Enttäuschung gemischt, so brachte die weitere Verbreitung dem Werk neben Erfolgen auch gar manchmal laue, vereinzelt (in Köln) sogar ablehnende Aufnahme. Der Grund hiefür liegt indessen nicht sowohl in der Musik von Strauß, als vielmehr in der merkwürdigen dramatischen Anlage, die er und sein dichterischer Genosse H. v. Hofmannsthal diesmal gewählt haben.

Große Problemfreudigkeit ist ja für das Künstlertum Straußens nicht minder charakteristisch wie für das Hofmannsthals: kaum je aber haben beide Autoren dieser ihrer Neigung so rückhaltlos die Zügel schießen lassen wie bei ihrer jüngsten musikdramatischen Arbeit. Die einaktige Oper ‚Ariadne' ist nämlich, wie bereits früher angedeutet, als Nachspiel zu Molières ‚Bürger als Edelmann' gedacht. Dieser seltsame Gedanke erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte des Werkes. Strauß, ein großer Verehrer von Max Reinhardt, hatte nämlich den Plan gefaßt, für das ‚Deutsche Theater' eine Komödie musikalisch auszustatten, und zu diesem Zweck bearbeitete ihm Hofmannsthal das genannte satyrische Charakterstück Molières, das schon seit Jahrhunderten den Komponisten (u. a. Lully und Schweitzer) als musikalischer Vorwurf gedient hatte. Indem nun aber der moderne Dichter an Stelle des bei Molière im Mittelpunkt des Interesses stehenden Türkenballetts eine ganze Oper ‚Ariadne auf Naxos', die Herr Jourdain seinen Gästen vorführen läßt, einschob, wurde aus der ‚musikalisch ausgestatteten Komödie' unvermerkt ein Musikdrama mit komödienhafter Umrahmung, d. h. nicht mehr die Komödie, sondern die Oper erschien nun als die Hauptsache. Das war wenigstens die künstlerische Absicht der Autoren. In der Praxis aber — und das ist nun der erste Punkt, der das Werk als halb mißlungenes Experiment erscheinen läßt — hat sich immer wieder der Mißstand ergeben, daß bei solcher Anordnung die Oper von der voraus=

---

* Der Klavierauszug ist zum Preis von 20 M. bei A. Fürstner in Berlin erschienen. Im gleichen Verlag hat auch Dr. Leopold Schmidt einen empfehlenswerten Musikführer zu dem Werk veröffentlicht. (Preis 1 M. mit vielen sehr ausführlichen Notenbeispielen.)

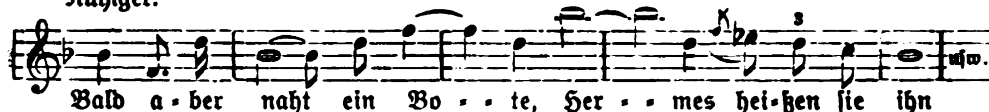
gehenden Komödie, selbst wenn man dieser mit energischen Kürzungen begegnet, so gut wie erdrückt wird und zu einem schon in Ermüdung hingenommenen Anhängsel herabsinkt. Mit diesem Nebeneinander von Schauspiel und Oper ist aber nun die problematische Natur der Novität noch nicht erschöpft; sie setzt sich auch in der Oper selbst fort durch das Ineinanderschachteln einer ernsten und einer komischen Handlung. Herr Jourdain möchte seinen Gästen nämlich neben der ernsten Oper auch noch eine lustige Harlekinade bieten; um ‚Zeit zu sparen' befiehlt er im letzten Augenblick, daß beides gleichzeitig gespielt werden müsse, und so kommt es also zur Wiedergabe der opera seria ‚Ariadne auf Naxos' mit humoristischen Zwischenspielen im Stil der commedia dell'arte: wir sehen die von Theseus auf wüster Insel verlassene und später von Gott Bacchus erlöste Ariadne — nebenbei bemerkt, auch einer der ältesten, immer wieder hervorgesuchten Opernstoffe — neben dem tollen Treiben der koketten Zerbinetta und ihrer vier Liebhaber. Hofmannsthal hat mit dieser Anordnung zunächst eine an famosen Seitenhieben auf moderne Verhältnisse reiche Satire auf den Kunstgeschmack banausenhafter Mäcene vom Schlag des Herrn Jourdain bezweckt. Außerdem aber schwebten ihm dabei auch höhere symbolische Ziele vor. In einem zur Veröffentlichung gelangten Brief an Strauß hat er sich darüber ausgesprochen. Es sollte ein Nebeneinander von ‚Masken des niederen und höheren Lebens' gegeben werden, d. h. dem Liebesschicksal der Höhenwesen Ariadne und Bacchus, die sich inmitten seelen- und teilnahmloser Natur — repräsentiert durch die Erscheinungen von Najade, Dryade und Echo — als Helden der großen Sehnsucht finden und zur frohen Lebensbejahung ‚wandeln', sollte in Zerbinetta mit ihren vier Liebhabern (in Gestalt bekannter Typen der italienischen Stegreifkomödie) die Folie des Alltagmenschentums mit seinen primitiven Schwächen zur Seite treten. — Das ist auch wieder sehr hübsch gedacht, allein auf der Bühne kommt es nicht zur tatsächlichen Wirkung, schon deshalb nicht, weil die szenische Führung der ganzen Handlung, der ernsten wie der heiteren, viel zu wenig prägnant ist oder, richtiger gesagt, weil überhaupt fast gar nicht gehandelt, sondern immer nur geredet respektive — für das Verständnis noch schlimmer — gesungen wird. Für einen Hörer, der vor der Aufführung nicht sehr genau das Textbuch studiert hat, muß das ganze Spiel seiner tieferen künstlerischen Absicht nach ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Daß aber derartige szenische Undeutlichkeit die lebendige unmittelbare Wirkung eines dramatischen Kunstwerkes stark gefährden muß, liegt auf der Hand.

Es ist mithin, wie gesagt, in erster Linie diese problematische Natur der Dichtung, auf die das seitherige schwankende Bühnenschicksal der ‚Ariadne' zurückzuführen ist. Gar manches davon hat aber nun auch auf die Musik eingewirkt, und zwar nicht nur mit dem gefährlichen Mißverhältnis, in das diese zum gesprochenen Wort dadurch gerät, daß die Oper nur als Appendix eines voll ausgewachsenen Schauspiels erscheint, sondern auch mit stilistischen Momenten in der Oper selbst. Die Zerbinettakomödie verwies die musikalische Fassung des Ganzen in möglichst intimen Rahmen. Darum hat Strauß als Instrumentalkörper ein kleines ‚Kammerorchester' gewählt, ungefähr mit Mozartscher Be-

setzung, nur durch Klavier, Harmonium, Celesta (Stahlklavier), zwei Harfen und diverses Schlagzeug verstärkt. Ein so absolutes Novum, wie man geglaubt hat, ist übrigens, nebenbei bemerkt, diese Orchesterbesetzung nicht; in der intimeren französischen dramatischen Musik kann man ihr ganz ähnlich ziemlich häufig begegnen. Doch hat Strauß in den heiteren Szenen damit jedenfalls sehr reizvolle originelle Wirkungen erzielt. Für den hohen Stil der Ariadneaffäre paßt aber nun streng genommen diese ganze Art intimer orchestraler Untermalung nicht. Die Aufgabe, mit dem kleinen Kammerorchester trotzdem auch die gewaltigen Affekte der Tragödie zu bewältigen, mag den großen ‚Könner' Strauß gereizt haben. Gelungen ist ihm die Lösung aber doch nicht ganz: der großgeschwungene Schlußauftritt des Bacchus z. B. mit seiner gewaltigen inneren Steigerung behält in solcher orchestraler Fassung trotz aller in ihrer Art bewundernswerten Gegenanstrengungen des Komponisten und der Ausführenden für moderne Ohren — nicht bezüglich der physischen Klangstärke, sondern bezüglich des Klangcharakters — doch immer etwas von einem ‚Versuch mit untauglichen Mitteln'. Auch sonst will das Kammerorchester nicht stets so recht klingen. Daß es nicht an einzelnen wirklich entzückenden Klangbildern fehlt, wird zwar niemand verkennen wollen. Als Beispiel sei nur das naturmalerische Einleitungsterzett mit der wunderfeinen orchestralen Verwendung der Koloratur genannt. Aber hie und da hat man doch die Empfindung, als hätte sich Strauß gar manches anders gedacht, als es wirklich herauskommt. Ferner: auch der melodische Ausgleich der ernsten und der heiteren Ausdruckswelt ist nicht ganz geglückt. Strauß hat sich bemüht, im Anschluß an die Tendenz der Dichtung die beiden Sphären möglichst markant auseinander zu halten. So spricht er denn in den Ariadneszenen im gehobenen Organ des modernen Musikdramas, während die Komödie auf einen zwar mit geistreichen musikalischen Witzraketen durchsetzten, im ganzen jedoch gewollt trivialen konventionellen Grundton gestimmt ist. Da es in letzterem Punkt nun nicht ohne starke Übertreibungen abgeht — deren schlimmste eine maßlos gedehnte, exzessive ‚Koloraturarie' der Zerbinetta ist —, erscheint die stilistische Harmonie des Ganzen auch hierin gefährdet.

Mithin fehlt es beim ‚neuen Strauß' auch musikalisch nicht an verschiedenartigen, keineswegs nur theoretisch ausgeklügelten, sondern auch tatsächlich sehr empfindlichen ästhetischen Bedenken. Daß mit dem Werk eine dauernde Bereicherung des Opernrepertoires gewonnen sei, kann darum füglich bezweifelt werden. Trotzdem möchten wir es in der Entwicklung des Meisters nicht missen. Zwar die ganze Molière-Geschichte wiegt auch mit den paar musikalischen Einlagen, die Strauß dazu geschrieben hat, nicht sonderlich schwer. Ein kleines Lied und ein Duett sind ja ganz hübsch, desgleichen die durch ihren ‚gebundenen Stil' etwas Zeitkolorit tragende Ouvertüre. Das andere aber mit seinen recht billigen und harmlosen Scherzen ist wirklich nicht allzu ernst zu nehmen. Die vielgerühmte Dinerszene z. B. — was ist im Grunde genommen dahinter? Die Idee, den Speisezettel programmatisch-musikalisch zu illustrieren, ist zwar lustig genug, und an grotesken Witzen fehlt es nicht: so wenn z. B. beim Auftragen von Rheinlachs ein Motiv aus Wagners ‚Rheingold' im Orchester er-

scheint, oder der Hammelbraten durch ein Zitat aus Straußens eigener Tondichtung ‚Don Quixote' (Abenteuer mit der Hammelherde) ‚symbolisiert' wird. Das ist ja alles ganz nett und fidel, aber schließlich könnte das jeder ein bißchen mit Humor begabte Kapellmeister — wenn auch nicht technisch so raffiniert, so doch der tatsächlichen Wirkung nach — ebenso gut machen. In der Oper selbst aber, mag man über sie als Ganzes denken, wie man will, finden sich jedenfalls Momente von großer Schönheit und Bedeutung. Strauß greift hier in gewissem Sinne auf den Stil seiner ‚Feuersnot' zurück, weniger hinsichtlich des satirischen Charakters als der melodischen Fassung. — ‚Die Oper ist langweilig über die Begriffe, und was Einfälle betrifft, so steckt in meinem linken Schuhabsatz mehr Gesangsmelodie als in dieser ganzen „Ariadne auf Naxos"' — so läßt Hofmannsthal (oder vielleicht auch Strauß selbst) den Tanzmeister des Herrn Jourdain in der Komödie über die bevorstehende Aufführung sich äußern. Es ist das eine der vielen boshaften Anspielungen auf moderne Kunstverhältnisse, die der Dialog enthält: — bekanntlich gehört der Vorwurf mangelnder melodischer Einfälle zu denen, die am häufigsten gegen Strauß selbst erhoben werden. Gegen die neue ‚Ariadne' erscheint er aber nun wirklich nicht am Platze. Denn im ernsten wie im heitern Teil der Oper begegnen Partien von so üppiger Melodienfülle, wie man sie ähnlich nur in wenig modernen Werken finden wird. Und zwar sind diese Melodien nicht nur dem Orchester, sondern häufig auch der Singstimme anvertraut. Hierin ist wohl der bedeutendste Fortschritt zu erblicken, den ‚Ariadne' in Straußens künstlerischer Entwicklung bedeutet, ein Fortschritt, der sich übrigens im ‚Rosenkavalier' bereits ankündigte. Prinzipiell hatte sich Strauß auf einen ähnlichen Standpunkt, wie gesagt, schon in ‚Feuersnot' gestellt, ihn dann aber in ‚Salome' und ‚Elektra' mehr und mehr zugunsten des rein orchestralen Kolorismus aufgegeben. Daß er im jüngsten Werk mit gesteigerter Reife der Durchführung wieder darauf zurückkam, kann vielleicht eine ganz neue Wendung im Stil seines Schaffens herbeiführen. Tatsächlich verdanken gerade die musikalisch schönsten Momente der Oper, wie z. B. der B-dur-Schluß von Ariadnes erstem Monolog:



die Terzette der Nymphen oder die lyrischen Partien der Bacchusszene ihre Wirkung in erster Linie der bedeutenden vornehmen melodischen Erfindung. Daß Ähnliches auch in den Buffoszenen nicht fehlt, dafür diene als Beispiel die hübsche lyrische Stelle aus Zerbinettas Szene:



Teilweise freilich nimmt die Melodik im heiteren Teil, wie schon angedeutet, einen gewollt trivialen Charakter an, wie etwa in Zerbinettas Rondo:



Daß dadurch in das ganze Werk ein stilistischer Zwiespalt kommt, wurde ebenfalls bereits bemerkt. Ein Hauptwirkungsmittel der Oper sind aber — wie immer bei Strauß — eine Anzahl gewaltig aufgebauter hinreißender Steigerungen, deren schönste aus dem Schlußmonolog des Bacchus wir wenigstens ihren Anfangstakten nach hier vollständig mitteilen möchten:

Feierlich bewegt, aber ziemlich breit.
Bacchus.

Die Höh - - - le dei - - - - - - - - ner Schmer-

f appassionato

zen zieh ich zur tief - - - - - sten

Lust um dich und mich!

ff

usw.

Das ist wieder einmal echtester Strauß, voll Feuer und Temperament in Erfindung und Anlage; freilich gehört andererseits gerade diese Stelle auch zu denen, für die die klanglichen Qualitäten des Kammerorchesters nicht ganz ausreichen. —

Ein Schlußwort über das Werk zu sprechen, geht heute noch nicht an. Ich meinerseits muß bekennen, daß es auf mich als Ganzes nicht den gleichen Eindruck wie die vorhergehenden Opern aus Straußens Meisterzeit gemacht hat, daß ich aber Einzelheiten darin finde, die ich entschieden zum Besten rechnen möchte, was Strauß je gelungen ist. Demnach hätte die ‚Ariadne' mehr Bedeutung als entwicklungsgeschichtliches Dokument denn als lebendiges Kunstwerk. Möglich aber, daß auch diese lebendige Kunstwirkung noch nachkommt, wenn erst einmal der richtige Rahmen und die richtige Aufführungsart für die Oper gefunden ist, was bei dem problematischen Charakter des Ganzen seine besonderen Schwierigkeiten hat und Zeit braucht. Vor allem ist ein Weg zu suchen, das Komödienvorspiel soviel wie möglich zu kürzen. Aber auch in der Oper selbst darf im Interesse der Wirkung der Rotstift verschiedentlich — namentlich in den komischen Partien — walten. Daß dadurch dem Werk in den Augen der Welt nicht geschadet wird, das hat der Spaßvogel Strauß selbst angedeutet, wenn er (und diese Dialogstelle stammt sicher von ihm) in der Komödie — abermals den Tanzmeister des Herrn Jourdain — sagen läßt: ‚Es sind gerade die Striche, durch welche eine Oper sich empfiehlt . . . Das erste, wonach der Herr Generalintendant der königlichen Vergnügungen zu fragen pflegt, ist, ob eine Oper auch recht gute Striche enthält, und es wäre an der Zeit, daß ein geschickter Musikus die Bequemlichkeit annähme und komponierte ein gut Teil Striche von Anfang an in die Partitur hinein.' — Fast will es scheinen, als habe Strauß unbewußt in der ‚Ariadne' bereits selbst nach diesem Rezept gearbeitet.

Zur Erinnerung an Friedrich Wasmann
Von Erich Wasmann S. J.

Im Novemberheft 1912 des ‚Hochland' erschien ein Artikel von Rudolf Klein über meinen Vater Friedrich Wasmann. Erst jetzt komme ich dazu, dem Verfasser desselben meinen Dank auszusprechen und auch einige vorläufige Ergänzungen zu demselben zu bringen.

Die von Klein erwähnte Autobiographie meines Vaters wurde im Winter 1866—67 von ihm meiner Mutter diktiert. Jeden Abend, wenn es zum Malen zu dunkel war, setzte sich Vater in seinen großen Lehnstuhl, und meine Mutter saß neben ihm an dem etwas höher stehenden Schreibtisch in der Nische eines der großen Fenster des Ateliers. Ich war damals sieben Jahre alt, und da das Atelier zurzeit mein Schlafzimmer war, hörte ich oft, im Bette liegend, zu. Das Lob eines ‚wundervollen Prosaikers', das wegen jener Selbstbiographie meinem Vater dreißig Jahre später gespendet wurde, ist wohl nicht unberechtigt. Er war ein Meister in der geistigen Porträt- und Genremalerei, wie in den Bildern, die er mit Pinsel und Farbe malte. Naturwahrheit und Lebendigkeit zeichnen beide aus. Aber als Ohren- und Augenzeuge möchte ich doch auch meine liebe Mutter an jenem Lobe etwas teilnehmen lassen. Die stilistische Formvollendung war großenteils ihrer Mitwirkung zu verdanken, da sie als Tochter des Hamburger Gymnasialdirektors Krämer einen vortrefflichen Stil schrieb. So ergänzten sich auch hier wie in ihrem ganzen Leben die Geistesanlagen von Vater und Mutter in harmonischer Weise.

Als das Buch fertig war, wollte kein Verleger es haben. Mein Vater war in der literarischen Welt ein viel zu unbekannter Mann, und zudem mochte auch die Offenherzigkeit, mit der er seine Konversionsgeschichte schildert, manchem Verleger nicht gefallen. Schließlich wurde ein kurzer Auszug aus demselben in Rosenthals ‚Konvertitenbildern' (Deutschland I., 2. Aufl. 1871) veröffentlicht. Es ging meinem Vater wohl ein wenig zu Herzen, daß niemand seine Selbstbiographie drucken wollte. Aber Ruhm vor der Welt zu suchen, war nicht sein Ideal, und er ergab sich deshalb geduldig darin, daß seine Lebensskizze ebenso wie er selber der Vergessenheit anheimfallen sollte. Erst zehn Jahre nach seinem Tode wurde Vaters Autobiographie 1896 durch den edlen Norweger Bernt Groenvold bei Bruckmann in München herausgegeben, mit zahlreichen Phototypien von Bildern und Skizzen aus seiner Porträt- und Genremalerei ausgestattet. Es sind nur 250 numerierte Exemplare gedruckt worden, die hauptsächlich in Künstlerkreisen und in größeren Bibliotheken Eingang fanden. Daß das Buch ‚aus dem Buchhandel zurückgezogen wurde' — wie Klein in seinem Artikel angibt — trifft nicht zu; denn für weitere Kreise ist es eigentlich nie in den Buchhandel gekommen. Man kann Klein wohl nur beistimmen, wenn er den Wunsch ausdrückt, daß diese Autobiographie dem deutschen Volke durch eine billige Ausgabe zugänglich gemacht werde. Dadurch erhielte Bernt Groenvolds verdienstvolles Werk seine Vollendung.

Einstweilen ist Friedrich Wasmanns Autobiographie nur durch die Referate bekannt geworden, die Ende der neunziger Jahre in verschiedenen Zeitschriften über dieselbe erschienen. Besondere Erwähnung verdienen die Artikel in den ‚Stimmen aus Maria Laach' — ‚Friedrich Wasmann als Künstler und Konvertit' —, welche P. Otto Pfülf 1897 schrieb. Hätte Herr Rudolf Klein dieselben gekannt, so würde ihm die schwierige Aufgabe, Wasmann als Künstler und Menschen zu würdigen, wohl bedeutend erleichtert worden sein. Pfülf bringt daselbst auch zahlreiche Originalmitteilungen über die spätere Tätigkeit meines Vaters auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Die vermeintliche Lücke, ‚daß uns weder Bilder noch Schriften über die letzten zwanzig Jahre seines Daseins unterrichten', ist durch Pfülfs Artikel in glücklicher Weise ausgefüllt. Die Leser des ‚Hochland' seien deshalb hier auf dieselben aufmerksam gemacht.

In dem Lebensbilde Friedrich Wasmanns — Künstler und Mensch machen da ja nur ein Bild aus — wären allerdings noch viele charakteristische Züge zu ergänzen, besonders aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens, nach 1866. Fertig war sein Bild ja erst am Todestage. Und erst das vollendete Lebensbild zeigt uns ihn ganz. Wie mein Vater in der Kunst ein geschworener Feind jener modernen Richtung war, welche mit kühnen Farbenklexen und effekthaschenden Reflexen die Naturschönheit nicht liebevoll abbildet, sondern gewaltsam vortäuscht: so war er es auch im Leben. Und deshalb malte er auch sein eigenes lebendiges Bild fertig nach Art der alten spanischen und holländischen Miniaturmaler, treu und gewissenhaft, Zug um Zug, bis ins kleinste, bis zum einundachtzigsten Jahre. Und je mehr das Bild seiner Vollendung sich näherte, desto übernatürlich schöner wurden die natürlich edlen Züge dieses Gemäldes; himmlisch verklärt im Leiden. Als er am 10. Mai 1886 auf der Totenbahre lag, war das Porträt endlich fertig: als Mitglied des dritten Ordens des hl. Franziskus lag er da im braunen Kapuzinerhabit. Das war sein letzter Wunsch gewesen, der letzte Pinselstrich an dem Lebensbilde des in seiner Jugend so lebensfrohen und lebensfreien ‚Goethianers'. Aber jetzt war er glücklicher. Denn er war als Christ ein schöner Mensch geworden, der Kunstmaler Friedrich Wasmann.



Kritik

Prophezeiungen / Von W. Lutoslawski

Dr. Max Kemmerich* glaubt der erste zu sein, der den Glauben der Jahrtausende an Prophezeiungen zum Wissen erhoben hat. Er behauptet, daß seit Voltaire die Prophetie für unmöglich gilt. Aber wem? Dem Wissenden gewiß nicht. Wer die einschlägige Literatur verfolgt, der weiß, daß der Glaube an zeitliches Fernsehen, das übrigens nicht hinreichend von der eigentlichen Prophezeiung unterschieden wird, tatsächlich im Steigen begriffen ist.

Es fehlt auch nicht an Büchern über diesen Gegenstand, zum Beispiel die unlängst erschienenen Werke von Claud Field (Shadows cast before) und Turvey (The beginnings of seership). Die Tagespresse, selbst die irreligiöser Richtung, ist voll von Angaben über angeblich in Erfüllung gegangene Vorahnungen bei Gelegenheit jeder großen Katastrophe, wie der Brand des Bazars in Paris oder der Untergang des ‚Titanic'. Die Empfindlichkeit für solche Vorahnungen, die Kemmerich nicht hinreichend von den religiösen Prophezeiungen unterscheidet, steigert sich in unserer Zeit wie nie zuvor, und es ist leicht, viele Tatsachen zu sammeln, die jedem Unbefangenen beweisen, daß es unter gewissen Umständen möglich ist, künftige Ereignisse vorauszusehen.

Davon scheint Dr. M. Kemmerich nichts zu wissen. Für ihn ist die Sache neu, und mit wunderbarem, gar jugendlichem Übermut will er das Verdienst haben, zum erstenmal die Tatsächlichkeit der Prophezeiungen bewiesen zu haben! Dabei gebraucht er das Wort Prophezeiung in einem so weiten Sinn, als ob jeder, der etwas voraussieht, ein echter Prophet wäre, und er schließt aus seinen Betrachtungen das religiöse Element gänzlich aus, wodurch er die eigentlichen echten Prophezeiungen beiseite läßt.

Dies ist vielleicht ein rhetorisches Mittel, um den Leser zu interessieren. Man liest doch lieber ein Buch, in dem ein genialer Schriftsteller eine epochemachende Entdeckung der Welt mitteilt, als eine bloße Kompilation. Dr. Kemmerich gibt sich den Anschein wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, indem er es unternimmt, mathematisch die Wahrscheinlichkeit zu berechnen, mit der jemand eine Tatsache erraten könnte. Aber diese Berechnungen sind illusorisch, denn bei jeder echten Prophezeiung, wo eine konkrete Tatsache vorausgesagt wird, ist die bloße Wahrscheinlichkeit, daß jemand diese Tatsache erraten könnte, verschwindend klein, und eigentlich ganz unberechenbar.

Mit der eigentlichen philosophischen Frage, wie eine Prophezeiung möglich ist, beschäftigt sich Dr. Kemmerich gar nicht. Er stellt eine Reihe von Tatsachen mit Belegen zusammen, und sein Buch kann jedem empfohlen werden, der noch so einfältig ist, um an der Möglichkeit einer Vorahnung zu zweifeln, trotzdem es heutzutage recht selten vorkommt, daß ein erfahrener Menschenkenner nicht einige Fälle von richtigem Voraussehen einer unerwarteten und unwahrscheinlichen Tatsache aus eigener Erfahrung anführen könnte.

Tatsachen beweisen nichts, und die Feststellung einer Tatsache ist nur eine Vorarbeit in der wissenschaftlichen Forschung. Die Wissenschaft sucht den Zusammenhang von Tatsachen zu ermitteln, die Tatsachen zu begreifen. Dazu trägt das Buch von Dr. Kemmerich nichts bei. Es ist eine bloße Kompilation meistenteils sehr bekannter Tatsachen, die jedem, der sich mit der Sache beschäftigt, ganz geläufig sind. Eigene Erfah-

* Dr. Max Kemmerich, Prophezeiungen. Alter Aberglaube oder neue Wahrheit? Preis 5 M., geb. 6.50 M. Verlag von Albert Langen, München 1911.

rungen hat Dr. Kemmerich nicht, wie sie z. B. Turvey besitzt, dessen Buch über den gleichen Gegenstand viel bescheidener, aber auch viel lehrreicher ist.

Wenn man unter Wissenschaft die zeitgenössische Naturwissenschaft versteht, deren Hauptvertreter dem Determinismus huldigen, dann hat die Tatsache der Prophezeiung vom Standpunkt dieser Wissenschaft keine berechtigten Einwände zu befürchten. Die zwei von den Griechen uns übermittelten Weltanschauungen des Materialismus und des Idealismus stimmen darin miteinander überein, daß sie beide die Reihe des Geschehens für notwendig halten, und daher muß auch die Zukunft sowohl dem konsequenten Materialisten wie dem konsequenten Idealisten für bestimmbar gelten. Nun sind aber die meisten Gelehrten entweder Materialisten oder Idealisten, so daß, wenn einer dennoch eine Prophezeiung für unmöglich hält, er keinen logischen Grund für diese Unmöglichkeit anführen kann.

Überhaupt gibt es in keiner Wissenschaft eine Quelle für die Bezeichnung von Unmöglichkeiten. Jede Wissenschaft untersucht, was da ist — keine kann entscheiden, was nicht sein kann. Daraus, daß gewisse Dinge sind, kann man nie schließen, daß ganz andere Dinge nicht auch sein können. Ein echter Forscher wird nie wagen, zu behaupten, daß er weiß, daß etwas unmöglich ist. Wenn im Namen der Wissenschaft jemand etwas verneint, dann liegt immer ein Mißverständnis zugrunde. Eine solche Verneinung kann ihre Berechtigung nur dann haben, wenn sie in einer negativen Form etwas Positives ausdrückt.

Was die Frage der Prophezeiungen anbelangt, so kann man nicht nur nicht im Namen der Wissenschaft die Möglichkeit einer Prophezeiung leugnen, sondern vielmehr geht ja die ganze Wissenschaft darauf aus, Prophezeiungen zu ermöglichen. Die Wissenschaft sucht feste Tatsachen-Zusammenhänge, und nur solche Dinge können wissenschaftlich erforscht werden, die in einer gewissen regelmäßigen Weise geschehen. Der wissenschaftliche Forscher setzt diese Regelmäßigkeit voraus, sonst könnte er zu keinen Schlüssen kommen.

Die Schwierigkeit, Prophezeiungen anzunehmen, liegt in einem ganz anderen Gebiete. So lange wir nur die Wahl zwischen Idealismus und Materialismus hatten, war kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß die Zukunft bestimmt ist*; wenn aber die Zukunft voraus bestimmt ist, dann ist es kein Wunder, wenn gewisse Menschen sie auch voraussehen können. Die eigentliche Schwierigkeit, dies zu begreifen, kommt in unser Leben erst mit dem Bewußtsein eines freien Willens, das uns erst die christliche Weltanschauung gegeben hat. Wenn das Weltgeschehen die Selbstentfaltung einer Idee ist, oder durch die Wirkung von materiellen Kräften nach unabänderlichen Gesetzen erklärt werden kann, dann ist es ganz natürlich, anzunehmen, daß die Zukunft bereits in der Gegenwart gegeben ist und somit vorausgesehen werden kann. Aber wenn jeder von uns persönlich für diese Zukunft verantwortlich ist, dann ist es viel schwerer zu begreifen, wie man das Ergebnis der freien Entscheidungen vieler freier Wesen dennoch mit einem Male voraussehen könnte. Und dennoch hat die christliche Kirche, der wir die spiritualistische Weltansicht und die Anerkennung unserer Willensfreiheit verdanken, von jeher auch die Möglichkeit der Prophezeiungen anerkannt.

Hier liegt das eigentliche Problem, das von Dr. Kemmerich gar nicht berührt wird. Die Lösung dieses Problems kann nur in der Anerkennung einer Vorsehung, welche die freien Menschen leitet, gefunden werden, und diese Lösung will ja Dr. Kemmerich nicht. Aber wenn ihn die wenigen von ihm angeführten Tatsachen überzeugt haben, daß es Propheten gibt, dann muß die konsequente Weiterbildung dieses neuerworbenen Glaubens ihn erweitern, was man dem Verfasser nur herzlich wünschen kann. Sein Buch,

* Daher hat das ganze Altertum Prophezeiungen angenommen.

abgesehen von den an vielen Stellen hervortretenden persönlichen Aussprüchen und eitlen Berechnungen, wird manchen Lesern sehr willkommen sein, sowohl denen, die sich erst von ihm überzeugen lassen, wie auch denen, die keinen Zweifel an die Möglichkeit von Prophezeiungen hegen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Zuweilen muß von der Gewohnheit, unter dieser Rubrik nur deutsche Erscheinungen zu besprechen, abgegangen werden, wenn solche ausländische Werke in Frage stehen, die eine ungewöhnliche Bedeutung haben. Es handelt sich diesmal um den vierbändigen Roman des Polen W. S. Reymont, der den Titel führt: ‚Die polnischen Bauern‘. Der Titel klingt mehr nach einer Abhandlung, als nach einem Roman, und der Herausgeber und Übersetzer des Werkes, Jean Paul d'Ardeschah, legt denn auch in seinem instruierenden Vorwort mindestens soviel Wert auf die soziale und politische Bedeutung wie auf die literarische. Er sagt u. a., daß Reymonts Werk polnische Dorfzustände mit einer Klarheit fixiere, ‚in der sie augenblicklich nicht gesehen werden können, es gibt uns einen Schlüssel zu den verworrenen Vorgängen, die sich heute auf politischem und sozialem Gebiet in Polen abspielen, und was vor allem wichtig ist, es führt uns den polnischen Bauern, auf den heute das polnische Volk dermaßen erhöhte politische Hoffnungen setzt, im unverfälschten und durch keinerlei doktrinäre oder ideologische Gesichtspunkte „verschönten" Rohzustand vor‘. ‚Das ist‘, sagt d'Ardeschah, ‚die aufschlußgebende Bedeutung der Reymontschen Dichtung‘. Der Beurteiler kann demnach nicht umhin, sich den Roman auch von dieser Seite anzusehen.

Damit der Leser weiß, um was es sich handelt, ist man gewohnt, die Fabel des Buches zu erzählen. Damit kommt man hier nicht weit: der Roman hat keine Fabel. Es laufen zwar einige anekdotische Fäden durch das Buch, aber es sind deren nicht mehr, als auch das Leben bietet: Der Kampf eines Vaters mit seinen Kindern um Gut und Herrschaft, die Verwirrung, die ein erdenschweres schönes Weib in den Köpfen der Männer anrichtet, und ähnliches. Da das wirkliche Leben keine kunstmäßig geschlungenen Handlungen schafft, kann auch Reymont es nicht tun, denn er ist krasser Realist, der sein Auge auf die möglichst objektive Betrachtung eingestellt hat. Dagegen hat er seinen vier Bänden besondere Untertitel gegeben: Herbst, Winter, Frühling, Sommer. Indem er den Jahreszeiten nachgeht, hat er die Möglichkeit, das polnische Dorf mit dem — ewig wiederkehrenden und ewig gleichen — Ring des Erlebens zu umspannen. Aber der krasse Realist hat auch Augenblicke, wo er das Menschenleben und das Leben der Landschaft in einen symbolischen Zusammenhang bringt, ähnlich wie Zola. Und so liegt die Entwicklung Antek Barynas, des älteren Sohnes des Dorfpotentaten, auch beschlossen in dem Ring der Jahreszeiten. Auch seine Seele hat ihren Herbst, in dem der Haß auf den besitzenden Vater, die Leidenschaft für Jagna, alle lebendigen und guten Kräfte angreift; sie sterben im Winter, der Schnee, der die Landschaft deckt, liegt auch auf seiner Seele, bis über den Frühling in den Sommer hinein die Fesseln abfallen, er seinem toten Vater Freund und der Leidenschaft für das fremde Weib Herr wird. Als ein anderes Beispiel könnte Anteks Weib, Anna, gelten,

---

* W. S. Reymont, ‚Die polnischen Bauern‘, 4 Bände: Herbst, Winter, Frühling, Sommer. — Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. (Jena, Eugen Diederichs M. 10.—, geb. M. 14.—.) — Max Dauthendey, ‚Der Geist meines Vaters‘. (Albert Langen, München. M. 6.—, geb. M. 7.50.)

die von einer zänkischen, ewig murrenden Frau über einen völligen Niederbruch ihrer lebenbejahenden Kräfte zu einer Bäuerin tatkräftigster Art wird, die auch ohne den Mann das große Bauerngut in Ordnung hält. Man sieht also, daß zuweilen eine tiefere Beziehung der Menschen zur Natur aufwacht. Diese Beziehung steigert sich einmal zu voller dichterischer Größe; das ist in der Nacht, da der schwerkranke alte Baryna, dessen Geist getrübt ist, vom Lager aufsteht, die Felder mit den großen segnenden Gebärden des Sämanns beschreitet und, indem Feld und Welt, ja Gottvater selbst ihm körperhaft lebendig werden, seinen letzten Atem aushaucht. Da wird der Mensch mitten und innig in das Geschehen des Weltganzen gestellt, und diese Szene ist von so erhabener übersinnlicher Schönheit, zugleich voll so elementarer Wucht, daß die Klassifizierung Reymonts als eines krassen Realisten gesprengt wird. Er erhebt sich, in dieser Szene wenigstens, zur echten Dichtergröße.

Aber diese Szene steht einzeln da. Von der ersten Seite bis zur letzten herrscht das Auge, nicht das schaffende Ingenium, ja, man kann von einem malerisch sehenden Auge sprechen: denn manche der Kapitel gleichen impressionistischen Gemälden, mit Figuren, deren Ränder verschwimmen. Reymont glaubt damit vollkommene Naturwahrheit zu erreichen, und ihr glaubt er es auch schuldig zu sein, uns weder das endlose Register bäuerlicher Schimpfworte, noch der Geruch des Mistes, noch das wöchentliche Lausen der Kinder zu schenken. Die letzten Einzelheiten des häuslichen Lebens gibt er; man könnte geradezu sagen, daß man aus dem Roman die Bereitung von Essen sowohl wie die Bestellung der Äcker, Zahl und Namen der verschiedenen Schnäpse, wie die Preise von Vieh und Land lernen kann. Nicht weniger ausführlich hat er die nationalen Gewohnheiten aufgezeichnet, das ‚Kohlschneid', die Allerseelenandacht, die Maiandacht, Brautwerbung, Geburt, Taufe, Sterben, Hochzeit. Kurz, es gibt wohl keine in einem polnischen Dorf mögliche Lebensäußerung, die Reymont nicht auf das Genaueste schilderte. So hat es den Anschein, als wenn es einfach der gewaltige, umfassende Blick Reymonts wäre, der vom Lausen der Kinder bis zum wirklich empfundenen Eingehen in die Ewigkeit bei Matthäus Baryna alles nachschaffe, was sein Dorf angeht. Aber es machen sich vielmehr zwei Reymontsche Seelen in dem Roman bemerkbar. Der Tod Barynas ist lediglich die Steigerung einer zuweilen recht schwächlichen Schwärmerei; wie er sich vergreift, wenn er die heißblütige Dirne Jagna zum lebendigen Symbol der Erde heraufschildern will, so tobt auf manchen Seiten eine wortreiche Ekstase, die weit eher von einem verwilderten Empfinden als von mystischer und dichterischer Naturversunkenheit zeugt.

So sind zwei Ströme deutlich: krasser Realismus und rasende Schwärmerei; beide haben ihre großen Höhepunkte, nur daß sie nie in einen zusammenfallen.

Das scheint mir der tiefste Mangel des Romans zu sein. Aber dieser Mangel fließt Reymont aus seiner Nationalität. Wer die Geschichte Polens und wer die Polen kennt, wird diesen Mangel ewig der nationalen Psyche anhaften sehen, und dieser Mangel ist es letzten Endes auch, der Polen aus einer Großmacht zu einer gekreuzigten Märtyrin, wie Mickiewicz sagt, gemacht hat. In diesem Sinne also ist hier ein echter, polnischer Roman. Wenn man schon vergleichen will, so muß man sagen, daß die deutsche Literatur bislang kein ähnliches Werk hat. Man muß da schon zu den großen Realisten Balzac, Dostojewskij, Turgenieff, Tolstoi (als er noch ‚Krieg und Frieden', ‚Anna Karenina' schrieb) gehen, um etwas ähnliches zu finden.

Nur befürchte ich, daß derjenige Leser, der nicht nur ein bedeutendes Literaturwerk und das getreue Abbild eines polnischen Dorfes sucht, sondern auch die von d'Ardeschah so sehr hervorgehobene, für die polnischen Hoffnungen ‚aufschlußgebende Bedeutung', nicht auf seine Kosten kommt. Ich bezweifle sogar, daß diese aufschluß-

gebende Bedeutung da ist. Daß die an drei Großmächte verteilten Polen eine erhöhtere Bedeutung ihres Volksganzen erstreben, ist nicht zu bezweifeln. Daß ‚der polnische Bauer mit seinen Zukunftsmöglichkeiten der leitende Stern der realen und idealen Politik‘ ist, mag zustimmen, aber nicht für alle Parteien. Es heißt die Geschichte verdrehen, wenn d'Ardeschah meint, die polnischen Bauern seien nur deshalb mit einem so geringen Bruchteil an den großen Aufständen beteiligt, weil der kleinlich-egoistische Adel eine größere Beteiligung nicht zugelassen habe. Im Gegenteil: der polnische Bauer ging nicht mit, weil ihm die politischen Vorgänge nicht nahegingen, weil er die russische, österreichische und preußische Herrschaft leichter trug als die nationale. 1848 sind in Preußen z. B. die Bauern vom führenden Adel gezwungen worden, am Aufstande teilzunehmen, und wegen dieser erzwungenen Teilnahme eben wurde der Aufstand mühelos bewältigt. Das alles würde uns hier freilich wenig kümmern, wenn d'Ardeschah dem Roman nicht eine Bedeutung beimäße, die er gar nicht hat. Inwieweit da falsche Informationen oder parteilich gefärbte Absichten mitwirken, ist nicht zu erkennen. Wenn freilich d'Ardeschah den seit 1817 toten Kosciuszko zum Leiter des Aufstandes von 1830 macht, während der Held dieses Jahres General Chlopicki war, so kann man annehmen, daß einfach, gelinde gesagt, ‚falsche Information‘ an der programmatischen Ausschlachtung des Romans schuld ist.

In Wirklichkeit läßt kein Wort des Romans vermuten, daß Reymont mit der Schilderung seiner polnischen Bauern irgendwelche politische Zwecke verfolgt. Ja, ich sehe nicht einmal, wo nach der Reymontschen Schilderung die Zukunftsmöglichkeiten des Bauernstandes liegen, von denen d'Ardeschah fabelt. Die Bauern des Romans kümmern sich durchaus nicht um irgendwelche Krakauer oder Lemberger Beschlüsse. Die großpolnischen Bestrebungen sind ihnen Hekuba. Daß die Jugend hin und wieder ein wenig krakehlt und daß der Wanderprediger Rochus von einer sonnenglänzenden Zukunft redet, verrät höchstens das Durchsickern internationaler sozialistischer Ideen. Daß die Bauern keine Schule wollen, ist keine Empörung gegen die russische Regierung, sondern gegen die Schule. Daß sie mit den Gutsknechten um ihren Wald raufen, oder daß die jungen Männer der Nachbardörfer den Lipzern pflügen helfen, hat Analogien im Bauernleben der ganzen Welt. Nein, Wladyslaw Reymont, der selbst aus dem Dorf hervorgegangen ist, hat keine andere Absicht gehabt, als eben das Leben der Bauern zu schildern. Daß eine gewisse Partei in Galizien mit den Bauern liebäugelt, ist selbstverständlich und natürlich. Vorerst aber ist die Sorgfalt der polnischen Politiker auf die Schaffung eines polnischen Bürgerstandes gerichtet. Die Schaffung eines Netzes von Genossenschaftsbanken, Konsumen, Vereinen beweist das.

Wenn der Roman so besser ohne das 32 Seiten lange Vorwort geblieben wäre, so hat sich d'Ardeschah dennoch mit der Herausgabe und Übersetzung dieses markanten Werkes ein großes Verdienst erworben. Weitere Romane, die das Leben der Bauern in den deutschen Grenzlanden schildern, sollen unter dem Gesamttitel ‚Der Bauernspiegel‘ folgen. Das ist freudig zu begrüßen; dem deutschen Publikum beginnt bäuerliche Urwüchsigkeit ferner und ferner zu rücken. Der Industrialismus verdirbt das Land. Welche Fülle tiefsinniger und poetischer Gebräuche dabei verloren geht, zeigt der Reymontsche Roman zur Genüge. —

Freilich beginnt die Klage darüber, was durch die moderne Entwickelung verloren geht, auch schon zu einer Art Mode zu werden. Wie der eine von der großen Stadt alles Heil erwartet, so erhofft es der andere vom Land. Daß die Menschen immer in Extremen leben müssen! Ohne die freilich nichts geleistet würde. Aber nur die Schattenseiten des Industrialismus zu sehen, wie es gewisse Leute tun, geht doch auch nicht an. Daß Flugmaschine und Telephonie ohne Draht die Menschheit nicht

glücklicher macht, falls die inneren Möglichkeiten des Glückes nicht gegeben sind, ist richtig, auch wenn nicht so viele Wüstenprediger es tagtäglich versicherten. Aber auch der Kuhstall und die Spinnstube, die Tracht und die Lieder unterm Lindenbaum helfen niemandem zum Glück, wenn nicht das Herz die Melodie des Glückes singt. Schließlich ist der Bau eines technischen Wunderwerkes nicht weniger bedeutende Lebensäußerung wie das Bestellen des Ackers. Menschliche Tätigkeiten sind beide. Und wenn die Chronisten recht haben, die berichteten, der Papst habe, als der erste Flieger über dem Vatikan kreiste, die Hände zum Segen erhoben und gesagt: ‚Ich danke Gott, daß ich diesen Tag noch erlebte', — so hat er damit einem Gefühl der Bewunderung Ausdruck gegeben, das unter Umständen genau so kunstzeugend sein kann wie die Bewunderung alter Gebräuche. Wer den rechten Kompaß im Herzen trägt, braucht die moderne Zeit nicht zu fliehen, sondern kann getrost in das Getümmel hineingehen.

Leider freilich hat noch kein Dichter sich an ein umfassendes Bild unserer Zeit gewagt. Aber einen geschichtlichen Rückblick sozusagen gibt Max Dauthendey in seinem autobiographischen Roman ‚Der Geist meines Vaters'. So interessant es für einen Kenner Dauthendeys sein mag, das ihn und seine ethische und dichterische Entwickelung Betreffende zu lesen, eine so ungeahnte Welt steigt auf, wenn der Leser die Geschichte des alten Dauthendey liest. Merkwürdig, jene Zeit liegt nicht einmal so weit zurück und doch fällt es einem wie Schuppen von den Augen, wenn man von den Anfängen der großen technischen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts liest. Dauthendeys Vater war Gehilfe bei einem Leipziger Optiker, als zum erstenmal ein Reisender Daguerreotypien nach Deutschland brachte, dazu den ersten photographischen Apparat, mit dem der Meister so wenig anzufangen wußte, daß er ihn in die Rumpelkammer stellte und Dauthendey bedauerte, als dieser sich darauf versteifte, den Apparat zu kaufen. Wie der junge Mensch nun einen ganzen Sommer lang probierte und probierte, wie die unglücklichen Opfer seiner ‚Kunst' stundenlang in der glühenden Sonne vor dem Apparat sitzen mußten und wie endlich ein Taumel des Entzückens über die Menschen kam, als die ersten Glasbildchen ihr getreues Konterfei zeigten, das zu lesen ist von höchster Spannung. Geld und Ehren rauschten über den ersten deutschen Photographen, der Petersburger Hof hielt den jungen Menschen wie einen begnadeten Künstler und mit immer reger Aufmerksamkeit verfolgt Dauthendey-Vater die Entwicklung der Kamera, bis er sich in Würzburg niederläßt, in einer Zeit, als die Herren Photographen mit Samtjackett, Locken und Künstlerschlips ihm das Programm verdarben. Aber nicht nur auf sein Fach hatte Dauthendey ein wachsames Auge: die ungeheuerlichen Errungenschaften von Dampf und Elektrizität forderten immer wieder seine Bewunderung heraus. Man macht sich keinen Begriff von dem Taumel des Entzückens, der in jener Zeit von jeder neuen Erfindung ausging. Man muß bei Max Dauthendey die Schilderung der ersten Eisenbahnfahrt nachlesen, um das neunzehnte Jahrhundert in einem anderen Lichte zu sehen. Daß zugunsten der Technik damals Kunst und Kunstgewerbe vernachlässigt wurden, ist zu verstehen. Holen wir das Versäumte nach, aber seien wir nicht blind für die Großtaten, die uns vor der geistigen Stagnation retteten.

Aber noch in einer anderen Beziehung ist der Roman wertvoll. Er hat einen merkwürdig reifen und einfachen Stil, der ebenso weit von Paul Ernstscher Altertümelei wie von Wassermannscher Feuerwerkerei entfernt ist. Es ist ein wohltuendes Lesen in diesem Buch, nicht zuletzt auch, weil mit schöner und seltener Wärme ein pietätvoller Sohn von seiner Familie erzählt. Es hat eine gute Luft im Dauthendeyschen Hause zu Würzburg geweht, und wenn der Sohn früher nicht alles gut fand, jetzt findet er es gut, die Wärme, die von seiner Darstellung ausgeht, ist das beste Zeugnis dafür.

Hochland-Echo

Vom Aufblühen christlicher Erziehungslehre

Wo die wissenschaftliche Theorie dem Leben nahe bleibt, da wird auch stets der Einklang mit der christlichen Wahrheit gewahrt und neu gewonnen werden. Es wurde schon öfters an dieser Stelle der augenscheinlichen Fortschritte gedacht, die sich aus der Vertiefung abstrakttheoretisierender Pädagogik zur ‚christlichen Erziehungswissenschaft' ergeben haben. Im Gebiete charakterbildender Moralpädagogik hat sich diese Entwicklung in der Person Friedrich Wilhelm Foersters zu bezwingendem Eindruck verkörpert; in der Didaktik und den philosophischen Grundlagen allgemeiner Bildungslehre sehen wir durch Otto Willmann unanfechtbar die Meisterschaft behauptet. Das berufsvertiefende Aufstreben der christlichen Lehrerschaft hat sich im ‚Pharus'* und in der ‚Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft'** zwei führende Organe geschaffen, die jedem Vergleich gewachsen sind. Die besten Kräfte christlicher Erziehungswissenschaft haben sich im Roloffschen Lexikon der Pädagogik (vgl. die Kritik im letzten Dezemberheft des ‚Hochland') zu zielbewußter Zusammenarbeit geeint; zu einer ansehnlichen Umschau gestaltet sich das ‚Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft'***, und der erste internationale Kongreß für christliche Erziehung, der unter der geistigen Ägide Kardinal Merciers im verflossenen September zu Wien tagte, hat weit über den Kreis der unmittelbar oder mittelbar Beteiligten hinaus gewichtige Nachwirkungen wachgerufen. Gerade im Anschluß an diese Veranstaltung sieht sich auch ein Führer des Deutschen Lehrervereins, der Herausgeber der immer radikaler orientierten ‚Deutschen Schule', A. Rißmann, zu Betrachtungen genötigt, deren widerwillig abgerungene Anerkennung durch die angereihten Vorwürfe und Mißverständnisse nicht entkräftet werden kann. Rißmann schreibt im Novemberheft seiner Zeitschrift:

> ‚Gegenüber dem Suchen und Tasten, das auch der Pädagogik der Gegenwart eigen ist, wirkt die Geschlossenheit und Bestimmtheit, mit der die katholische Erziehungswissenschaft auftritt, anfangs imponierend. Dieser Eindruck kann aber nicht länger anhalten, wenn man wahrnimmt, daß jene Bestimmtheit und Gewißheit lediglich darauf beruht, daß man sich in allen grundlegenden Fragen blindlings der kirchlichen Autorität unterwirft. . . . Die katholische Pädagogik ist durch ihren grundsätzlichen Standpunkt genötigt, sich an der Peripherie zu bewegen. Und auch hier ist mehr als ein Gebiet von vornherein ihrer Untersuchung und Einwirkung entzogen. Äußerlich angesehen, zeigt die katholische Erziehungswissenschaft der

---

* Kathol. Monatsschrift zur Orientierung in der gesamten Pädagogik, herausgegeben von der Pädagog. Stiftung Cassianeum, Chefredakteur Jos. Weber, Verlag L. Auer, Donauwörth. Beilage: Blätter für Anstaltspädagogik.

** Organ für wissenschaftliche Pädagogik, Schulpraxis und Schulpolitik, herausgegeben mit Unterstützung von O. Willmann und L. Habrich von Rektor J. Pötsch und Lehrer A. Stroh. Verlag F. Schöningh, Paderborn.

*** Herausgegeben von Dr. Rudolf Hornich. Verlag Kösel, Kempten. Bisher 4 Bände. Als 5. und 6. Band erscheint der offizielle Bericht über den ersten Internationalen Kongreß für christl. Erziehung.

Gegenwart wirklich ein Bild regen Lebens und hoffnungsreicher Entwicklung. Sie verschließt sich innerhalb der ihr gesteckten Grenzen auch keineswegs den Anregungen, die aus unserer modernen Zeit der Erziehungswissenschaft zufließen ... Aber ich kann nicht daran glauben, daß jene Hoffnungen sich erfüllen werden. Ist doch die Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft nur möglich auf dem Boden einer unbeschränkten Autonomie; die katholische Lehre aber setzt an deren Stelle die Autorität der Kirche.'

Die Verkennung, mit der hier die innerliche Einheit und freie Hingabe christlicher Glaubensgemeinschaft auf den äußeren Bindezwang blinden Autoritätsglaubens zurückgeführt wird, ist offenkundig. Und man spürt auf den ersten Blick die Absicht, den tatsächlich unleugbaren Fortschritten christlicher Erziehungswissenschaft durch eine solche Prophezeiung üblen Ausgangs die höherdringende Arbeitsfreude zu lähmen. Daß dies keineswegs gelingen wird, dafür mag neben den bereits angeführten Tatsachen auch die Antwort zeugen, die auf Rißmanns Kassandraruf im Dezemberheft der ‚Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft' erteilt worden ist:

‚Wir nehmen mit Genugtuung Kenntnis von der Anerkennung, die Rißmann dem regen Streben und Leben auf unserer Seite zuteil werden läßt.... Wenn aber R. die Behauptung aufstellt, daß die katholische Pädagogik sich nur an der Peripherie bewege, so trifft dieser Vorwurf gerade die Moderne. Denn dieser fehlt das Zentrum, von dem aus sie an alle Fragen herantreten und zu dem sie alles hinordnen könnte. Nicht wir, sondern die Gegenseite unterläßt es grundsätzlich, der Untersuchung der zentralsten Probleme und ihrer Anerkennung gerecht zu werden.... Daß R. nicht zu glauben vermag, daß sich die auf die Entwicklung der katholischen Pädagogik gesetzten Hoffnungen erfüllen würden, verstehen wir. Wir haben dagegen die Überzeugung, daß das erfreuliche Leben in der katholischen Bewegung der Gegenwart erst in seinem Anfangsstadium befindlich ist und in der Zukunft sich zu einem Machtfaktor entwickeln wird, der auch auf die praktische Gestaltung unseres Schul- und Erziehungswesens von dem weittragendsten Einfluß sein wird. Das fürchtet man auf der anderen Seite offenbar auch!'

Wir möchten aus dieser Gegenäußerung, deren zielbewußten Optimismus man nur mit freudiger Genugtuung buchen kann, ganz besonders den zweiten Abschnitt zustimmend unterstreichen. Wie man eine Erziehungswissenschaft aufbauen will ohne klares Bewußtsein eines festen und höchsten Erziehungszieles, und woher man dieses Ziel gewinnen will, als aus positiv-gläubiger Welt- und Lebensansicht, das ist und bleibt allezeit unerfindlich. Tatsächlich kommt denn auch in den Kreisen, wo man sich den zentralsten Problemen aller Pädagogik — und das sind und bleiben die Aufgaben der Charakterbildung — nicht mit blindem Doktrinarismus verschließt, der große Vorsprung christlicher Erziehungsweisheit immer deutlicher zur Geltung. Auf dem zweiten internationalen Kongreß für Moralpädagogik, der Ende August im Haag getagt hat, also bei einer durchaus neutral vermeinten, jeder pädagogischen Richtung offenstehenden Diskussionsgelegenheit, ergab sich nach dem Bericht des ‚Pharus' (Novemberheft), daß ‚die ganzen Verhandlungen im Sinne der religiösen Begründung der Sittlichkeit verliefen'. Selbst ein so extremer Gegner christlicher Erziehungslehre, wie Rudolf Penzig, dessen Standpunkt durch den Titel seines Referats ‚Die Umwandlung des Religionsunterrichts in religionsgeschicht-

liche und ethische Unterweisung' zur Genüge bezeichnet ist, wagte keiner völligen Entfernung des Religionsunterrichts auf dem Kongresse das Wort zu reden; und er begründete diese Rücksichtnahme neben der intellektuellen Notwendigkeit religionsgeschichtlicher Kenntnisse für das Verständnis der heutigen Kultur bemerkenswerterweise auch mit so entgegenkommenden Argumenten als der ‚Pietät gegenüber dem ernstesten und gewissenhaftesten Fühlen, Wollen und Denken unserer Ahnen' und dem Reichtum der religiösen Literatur an ‚ehrwürdigen Gestaltungen menschlicher Geisteskraft' und an ‚sittlichen Idealgestalten'. Er ging sogar bis zu dem gerade von solcher Seite schwerwiegenden Eingeständnis:

‚Es darf nicht wohl geleugnet werden, daß für sehr viele Menschen die Lösung der rein sittlichen Lebensaufgaben von der in den Religionsgemeinschaften und ihren Lehren gepflegten Gemüts- und Gefühlsgrundlage, die den Menschendienst zum Gottesdienst macht, eine gewisse innere Verarmung zur Folge haben könnte.'

Das klingt doch schon wesentlich anders als die maßlosen Anklagen, mit denen vor gar nicht langer Zeit noch manche Heißsporne der ‚ethischen Kultur'-bewegung gegen alle religiösen Grundlegungen der Moral und Charakterbildung zu Felde gezogen sind; man scheint im Selbstvertrauen auf die bisher dargebotenen Ersatzmittel doch allmählich etwas wankend zu werden und zu ahnen, daß man mit einem bloßen Unterricht in Religionsgeschichte und einer nur auf natürliche Vernunftgründe basierten ethischen Unterweisung doch vielleicht nur ‚an der Peripherie sich bewegt' und die zentralen Aufgaben dauernder Charakterbildung und sittlicher Grundsatzfestigung ungelöst läßt.

Neben den besagten Konzessionen Penzigs mußte beim Haager Kongreß der Hinweis auf den Zusammenbruch des bisher namhaftesten Versuches einer rein weltlichen, moralischen Erziehung doppelt eindrucksvoll wirken. Zumal wenn er, gestützt auf die zuständigen Darlegungen des französischen Universitätsprofessors Delvolvé über die praktischen Ergebnisse jener Methode in seinem Vaterland, einen so positiven Interpreten fand als F. W. Foerster mit seinem Vortrag ‚Religion und Charakterbildung', zweifellos dem Höhepunkt des ganzen Kongresses; wie man denn auch diesem Vortrag im dreibändigen Kongreßbericht die erste Stelle einräumte.

Gerade dieses mit längeren Entwicklungen übereinstimmende Gesamtergebnis des Haager Kongresses, vereint mit allen positiven Fortschritten christlicher Erziehungslehre in den letzten Jahrzehnten, gab dem Berichterstatter des ‚Pharus' ein volles Recht, mit dem hoffnungsvollen Ausblick zu beschließen:

‚Vielleicht wird nun doch bald jenes Ideal zur Verwirklichung kommen, von dem Förster gesprochen hat, wenn er ausführte: Die Zeit wird kommen, wo die Vertreter der Ethik und die Vertreter der christlichen Religion wieder Frieden schließen werden. Die Religionspädagogen werden dankbar anerkennen, daß sie durch die ethische Bewegung angeregt worden sind, der natürlichen Begründung der Moral und der Anwendung religiössittlicher Wahrheiten auf das konkrete Leben mehr Sorgfalt zu widmen. Sie werden lernen, alle Konsequenzen aus dem Satze zu ziehen: „Gratia supponit naturam." Die Vertreter der natürlichen Moralpädagogik aber werden erkennen, von einer allzu oberflächlichen Psychologie der Charakterbildung gelebt zu haben: Charakter ist Einheit und bedarf darum der feurigen Konzentrationskraft des religiösen Ideals. Charakter ist Sieg des

Geistes über die bloße Natur und bedarf daher des Glaubens an den allmächtigen Geist, Schöpfer des Himmels und der Erde.'

Und ein gleicher Geist und die gleiche Zuversicht spricht aus den Worten, mit denen Kardinal Mercier laut Januarheft der 'Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft' den Wiener Kongreß beschloß:

'Die Pflanze wird kultiviert, das Tier dressiert, der Mensch aber, der Intelligenz und einen freien Willen besitzt, kann nur erzogen werden. Die Ausbildung der Intelligenz schafft Männer der Wissenschaft, die Ausbildung des Willens tatkräftige Menschen. Die Erziehung muß aber den ganzen Menschen zu erfassen versuchen, muß in seine Seele eindringen, ihre Eigenschaften zergliedern, sie verstehen lernen, denn jede Seele hat ein individuelles Leben. Dann aber muß danach getrachtet werden, Tugenden zu wecken. Die religionslose Laienmoral versteht darunter bloß natürliche, wie Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Gemeinsamkeitssinn usw. Kann aber dadurch ein sittlicher Charakter entstehen? Die Tugend muß zur Gewohnheit werden durch Förderung der angeborenen guten Neigungen, dann wird der Mensch, wie der Zug, der ins Rollen gebracht wird, von selbst auf dieser Bahn bleiben. Der charaktervolle Mensch muß klar und konsequent handeln, er darf sich durch die öffentliche Meinung nicht beirren lassen, er muß Herr sein, nicht nur über die Natur, sondern auch über sich selbst.

Was ist nun aber die Grundlage, auf der ein solcher Charakter ruht? Längst ist man überall einig, daß die bloße Aneignung von Kenntnissen dazu nicht ausreicht. Kann etwa das Ideal der Humanität ohne Gott, wie es die modernen Philosophen vertreten, eine solche Grundlage bieten? Nein, sein umstürzender Grundzug ist die Autonomie des Individuums. Wer kann da ein Recht haben, dem Menschen zu verwehren, sein Leben nach Willkür zu führen? Tatsächlich entfernt sich die heutige religionslose Moral immer weiter von der Humanität, die im Gegenteil nur in religiösen Geschlechtern bleibt. Wenn es auch unter Atheisten gewiß Ausnahmen gibt, die ein sittliches Leben führen, so geschieht dies doch gewöhnlich dadurch, daß sie sich ihrer Grundsätze gar nicht bewußt werden, daß sie kein klares Ziel sehen und vielleicht bloß von der christlichen Tradition beeinflußt sind. Handeln sie aber so, des Gegensatzes bewußt, der zwischen ihren Grundsätzen und ihrem Tun herrscht, dann sind sie einfältig oder Toren.

Nur auf Grund einer göttlichen Autorität kann man Pflichtbewußtsein und moralische Kraft in die Jugendseele pflanzen. Das alle Erziehung durchdringende Element ist die Caritas, das Gebot Christi, das im schroffen Gegensatze steht zu dem „Glück der Besitzenden". Aus ihm entwickeln sich in vollster Harmonie alle Tugenden, denn „Caritas est mater omnium virtutum". Der herrlichste Sieg über die Natur, die Selbstabtötung, ist nur möglich in freudigem Gehorsam gegen dieses Gebot.' E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Deutschland und Frankreich, deutsche und französische Katholiken. Die Frage, wie lernen Nationen einander kennen, wird von einem vorsichtigen Manne (W. Münch) wie folgt beantwortet: Auf mannigfachen Wegen möglicherweise, aber im ganzen außerordentlich schwer und so gut wie immer unzulänglich.

Franzosen und Deutsche zeigen nun im allgemeinen nicht die nämliche Fähigkeit, liebevoll in das Verständnis fremden Wesens und Schaffens einzudringen. Die Franzosen liebten es von jeher, sich abzuschließen und in dem Bewußtsein der eigenen Vollkommenheit das Fremde sich fernzuhalten, was die Chauvinisten und Nationalisten im allgemeinen auch heute noch tun.* Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildeten das Buch der Frau von Staël ‚Über Deutschland' und der Krieg von 1870/71 Marksteine in der Geschichte der Annäherung Frankreichs an Deutschland. In jüngster Zeit treiben die deutschen Erfolge auf dem Gebiete der Industrie und des Handels die Franzosen mehr denn je dazu, nach Deutschland zu kommen, um deutsche Sprache, deutsches Wesen und deutsche Kultur kennen zu lernen. Die Reisen französischer Studenten, die unter Führung von Universitätsprofessoren, wie z. B. Andlers, die wichtigsten Stätten deutscher Kultur besuchten, dafür allerdings in nationalistischen Kreisen manchen Tadel erfahren mußten, ziehen da und dort schon ähnliche Veranstaltungen nach sich. Der seit mehreren Jahren bestehende Austausch zwischen französischen und deutschen Kandidaten des höheren Lehramts ist ebenso ein Zeichen, daß alte Vorurteile schwinden, wie die sich einbürgernde Gewohnheit französischer Familien, ihre Söhne in den größeren Städten des Rheinlandes in Pension zu geben, damit sie dort höhere Schulen, namentlich Realanstalten, besuchen. Es fehlt nur noch, daß nach dem Vorbild des deutsch-amerikanischen ein deutsch-französischer Professorenaustausch in Szene gesetzt wird. Seit der Dezentralisierung des französischen Hochschulunterrichts, die durch die Reformgesetze von 1893 und 1897 erfolgreich in die Wege geleitet worden ist, suchten die französischen Universitäten, ‚die ja nicht in dem Maße wie die deutschen die Pflegestätten wissenschaftlicher Forschung sind, sondern in erster Linie auf die Erwerbung eines gediegenen Wissens hinarbeiten, . . . ihre Einrichtungen den deutschen anzupassen' (Paszkowski). So konnte Melchior de Vogüé 1905 mit Recht schreiben: ‚Eine Entspannung trat ein; in den letzten zehn Jahren bedeutete jedes Jahr einen Fortschritt in dieser Hinsicht.'

Wie sehr sich in Frankreich in diesem Punkt die Verhältnisse geändert haben, zeigt sich auch darin, daß Annäherungsversuche, die ja zunächst nur praktischer und individueller Natur waren, nicht nur offiziell organisiert wurden, wie in dem Austausch neusprachlicher Kandidaten, sondern auch im Begriffe stehen, theoretisch formuliert zu werden. Bereits befaßt sich die Philosophie mit dem emportreibenden Begriff Internationalismus, um ihn gegenüber dem engen Nationalismus und dem anarchistischen Antipatriotismus auf sein wahres Wesen und seinen erstrebenswerten Umfang zurückzuführen.

Da die Abgeordneten immer mehr in Mißkredit geraten, macht neuerdings André Chéradame den Vorschlag, diese abwechselnd drei bis sechs Wochen ins Ausland, in erster Linie wohl nach Deutschland, zu schicken mit dem Auftrag, eine bestimmte Frage zu studieren und dem Parlament darüber

---

* Im wohltuenden Gegensatz dazu steht die „Konservative Monatsschrift", die schon seit einiger Zeit vorzüglich orientierende Artikel über Frankreich bringt, vielleicht das Beste, was in deutschen Zeitschriften über die betr. Sache zu lesen ist.

zu berichten. Arbeitet er, so folgert Chéradame, so wird er neue Ideen ins Palais Bourbon mitbringen und dem Lande bessere Dienste leisten können. Arbeitet er aber nicht, langweilt er sich vielleicht sogar, dann wird er Frankreich um so mehr schätzen und lieben. (La Crise française. Paris. Plon 1912. S. 651.)

Derselbe Autor zeigt nun aber gegen Ende seines großangelegten Buches, daß seit dem ‚Coup d'Agadir' in Frankreich ein bemerkenswerter Umschwung eingetreten ist. Während noch vor einigen Jahren Frédéric Rauh mitten in der Sorbonne erklären konnte: ‚Die Patrioten zählen nicht, es sind reine Gefühlsmenschen', schreibt Gustave Hervé, seit zwei Jahren sei die nationalistische und konservative Woge in erschreckendem Umfang angeschwollen. Die diesjährigen Rundfragen, die die Zeitschriften ‚Revue hebdomadaire' und ‚Opinion' an die Jugend ergehen ließen, zeigen allenthalben, daß die Franzosen von ihrem Ausschwärmen und Ausschauen nach unerfüllbaren internationalistischen und pazifistischen Idealen zurückkehren, sich wieder in die Gewalt bekommen, wie Chéradame sich ausdrückt; und dies kommt wohl in den meisten Fällen einer Abschließung und einer Gereiztheit gegen Deutschland gleich, das ja doch nur darauf ausgehe, ‚koste es, was es wolle, mit seiner Nachbarin Streit zu suchen'.

So sind die Aussichten, daß die Franzosen einmal bessere Kenner Deutschlands werden, als es bis jetzt der Fall war, nicht gerade sehr günstig. Aber auch bei uns kann kein rechter Fortschritt konstatiert werden. Wir waren zwar von jeher diejenigen, die am meisten nach dem Ausland und besonders nach Frankreich schielten, um durch Umhängen erborgten Flitters die Mängel und Blößen am eigenen Leibe zu verdecken, die insbesondere dazu neigten, in der Kenntnis der französischen Sprache und Literatur ein über Gebühr geschätztes Bildungselement zu erblicken. Deutsche Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit haben das Studium des Nachbars nicht weniger intensiv betrieben als andere Dinge, so sehr auch nationale Vorurteile und politische Trübungen oft hemmend dazwischen getreten sein mögen. Aber seit den Befreiungskriegen und namentlich seit unsern letzten großen Erfolgen im Krieg und Frieden sind wir selbstbewußter, selbstzufriedener geworden und haben es uns doch wohl weniger als früher angelegen sein lassen, die Eigenart französischen Wesens und Strebens zu studieren und zu begreifen. Der Siegestaumel und die patriotischen Übertreibungen sind verständlich. Sie dürfen aber nicht so weit getrieben werden, daß die Gerechtigkeit darunter leidet.

Was nun die französischen und deutschen Katholiken angeht, so sollte man meinen, daß sie als Glieder ein und derselben kirchlichen Gemeinschaft wenigstens über die besonderen religiös-kirchlichen Verhältnisse des Nachbarlandes besser unterrichtet seien, als die nationalen Einheiten im allgemeinen in ihrer säkularen Gegensätzlichkeit. Doch auch das traf bis jetzt nicht zu, sei es, daß auch die Glaubensbrüder zu sehr im Banne der nationalen Antipathien standen, sei es, daß sie zu sehr von der eigenen religiösen Überlegenheit überzeugt waren. Es sei nur daran erinnert, mit welchem Stolz in gewissen Kreisen das Wort von ‚der ältesten Tochter der Kirche' und das andere ‚Germania docet' ausgesprochen wurden. Wahrscheinlich spielen beide Momente mit herein. Wie schlecht die französischen Katholiken über die religiös-kirchlichen Verhältnisse Deutschlands unterrichtet wurden und zum Teil immer noch werden, das hat die deutsche katholische Presse in letzter Zeit des öfteren in unzweideutiger Weise ausgesprochen. Ich will also lieber nicht darauf zurückkommen.

Seit einiger Zeit mehren sich aber Gott sei Dank in erfreulicher Weise die persönlichen Bemühungen und sachlichen Forschungen, und damit wachsen auch Verständnis und Bedürfnis nach Austausch der Erfahrungen. Auf dem Gebiete der Wissenschaft nenne ich nur Georges Goyau, dessen breit angelegte Studien über ‚Das religiöse Deutschland', über ‚Möhler', ‚Ketteler' ja in immer weiteren Kreisen be-

kannt und anerkannt werden. Die Nationalökonomen Georges Blondel, Professor an der Handelshochschule Paris (Essor industriel et commercial du peuple allemand[3] 1900; Les embarras de l'Allemagne 1912) und Max Turman, Professor in Freiburg in der Schweiz (Le Volksverein, Syndicatsouvriers allemands) haben zwar in erster Linie die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Deutschlands studiert, doch da sie die Früchte ihrer Studien gerne auf den ‚Sozialen Wochen' der französischen Katholiken darbieten, sind sie auch in diesem Zusammenhang zu nennen.

Gemäß ihren kosmopolitischen Tendenzen war die Revue des deux mondes besonders dazu berufen, aufklärend zu wirken. Und dieser Aufgabe hat sie sich nicht entzogen. Namentlich seit 1870 hat sie eine Reihe wertvoller Artikel gebracht, ich erinnere nur an die der Katholiken A. Cochin (‚La reine Louise' 1872), de Wyzéwa (1891), de Vogüé (‚La nouvelle Allemagne', 1905). Hier veröffentlicht seit Jahren Goyau seine Studien, hier wirkt als Redakteur Henry Moysset, dessen Buch über Deutschland (‚L'esprit public en Allemagne depuis Bismarck', 1911) sehr gelobt wird. Von den katholischen Wochenschriften orientiert und dokumentiert am zuverlässigsten das ‚Bulletin de la Semaine', das überhaupt allen, die sich über die französischen und außerfranzösischen, besonders auch die religiösen und religionspolitischen Verhältnisse unterrichten wollen, sehr zu empfehlen ist. Charakteristisch ist sein ausgesprochener demokratischer Standpunkt und der Umstand, daß eine stattliche Anzahl Universitätsprofessoren mitarbeiten. Bei seinem billigen Bezugspreis (zehn Franken jährlich) kann es für jeden eine dauernde Informationsquelle ersten Ranges werden. Seine Informationen über Deutschland und seine religiöse Bewegung entstammen teils direkt deutschen Quellen (am häufigsten der ‚Köln. Volkszeitung'), teils zuverlässigen Organen wie der belgischen Zeitung ‚Le XXe siècle' und der Freiburger Zeitung ‚La Liberté' (Schweiz). Dem liebenswürdigen Redaktionssekretär Frédéric Charpin sei auch an dieser Stelle für all die bereitwillige Hilfe gedankt, die er den in Paris enquêtierenden Deutschen leistet. Die ‚Chronique sociale de France' besitzt in Turman, Cetty, Crétinon, die ‚Revue du clergé français' in Lapeyre Mitarbeiter, die über unsere sozialen und religiösen Verhältnisse gut berichten*. In der Tageszeitung Marc Sangniers ‚La Démocratie' werden regelmäßig Zuschriften von französischen Studenten, die an unsern Hochschulen studieren, veröffentlicht, die im allgemeinen recht viel Verständnis für deutsches Wesen und Wirken zeigen. Die ‚Action populaire' in Reims, die, soweit dies bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse möglich ist, ähnlich wie der Volksverein arbeitet, hat seit ihrem Bestehen durch gute Aufklärung über die sozialen und andern Bestrebungen der deutschen Katholiken viel zur Erleichterung des gegenseitigen Verstehens beigetragen. Neuerdings hat der Rechtsanwalt Kellershohn über die christlichen Gewerkschaften ein Buch veröffentlicht, das nach kompetentem Urteil im wesentlichen das Richtige trifft. (Le syndicatisme chrétien en Allemagne', Paris, Bloud.)

Und wenn ich richtig sehe, so entspricht dieses Bestreben nach tieferer Einsicht in deutsches Denken und Leben einer langsam durchdringenden Überzeugung, daß die Lösungen, die der Deutsche den die Welt bewegenden Problemen zuteil werden läßt, diese behutsamen, langsam aus Geschichte und Erfahrung heraus gewonnenen Lösungen durchaus der Beachtung wert sind.

Auch bei uns wächst in erfreulicher Weise die Zahl derjenigen, die sich in die eigenartige Lage und Arbeitsweise des französischen Katholizismus, vor allem in die Genesis der gegenwärtigen Krisis, versenken und so einen lebendigen Austausch in die Wege leiten. Die Franzosen, die sich seit langem der praktischen Arbeit auf dem Gebiete der Politik, überhaupt auf dem

* Ähnliches kann man von der Chronique du mouvement philosophique et religieux en Allemagne, die Fritz (Pseudonym) regelmäßig in den „Annales de philosophie chrétienne" bringt, und von den einschlägigen Artikeln der katholisch orientierten „Revue hebdomadaire" sagen.

Gebiete der Organisation enthoben glaubten, konnten sich gerade den theoretischen Fragen in Muße widmen, die bei uns über der erstaunlichen Kleinarbeit doch in mehr als einer Hinsicht vernachlässigt worden sind. Die Resultate dieses gedanklichen Ringens kennen zu lernen und kritisch zu verwerten, ist eine Aufgabe, die allen denen dringlich erscheinen muß, die, wenn auch nur kurze Zeit, in Berührung mit den großen katholischen Denkern des heutigen Frankreichs gekommen sind. Dr. H. Platz.

Philosophie

Der neue Vitalismus, der im Grunde nichts anderes als die Wiederaufnahme und Fortführung der alten Lehre von der Eigengesetzlichkeit der Lebensvorgänge in zeitentsprechender Form bedeuten kann, gewinnt unter den Biologen immer mehr Anhänger; die mechanistische Auffassung dagegen, die so hoffnungsfreudig alle Lebensvorgänge auf physikalisch-chemische Prozesse zurückzuführen unternahm, sieht sich immer mehr in eine vielangefochtene Verteidigungsstellung gedrängt. Auf der letzten Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte 1912 in Münster hat ein sehr zuständiger Hauptreferent Erich Becher die neue Lage mit aller Objektivität dahin geschildert, daß gerade die meistgebrauchten Einwände gegen den Neuvitalismus leicht entkräftet werden können, da sie auf mißverständlicher Auffassung physikalischer Grundbegriffe, zumal des Energiesatzes, beruhen; daß hingegen der mechanistische Erklärungsversuch grundlegender und neuerdings erst nach ihrer vollen Bedeutung erkannter Lebensvorgänge immer mehr auf ‚ungemein große Schwierigkeiten' stößt. Als solche Hauptschwierigkeiten für die mechanistische Auffassung und somit als positive Instanzen des Vitalismus betont Becher die organischen Selbstregulationen, dann die sog. ziellosen Probierbewegungen (‚method of trial and error' nach Jennings) schon bei den niedrigsten Lebewesen, den Protozoen, und namentlich das auf diesen Probierbewegungen sich aufbauende Auslesen und Einprägen zweckmäßigster Reaktionen, also das Erlernen neuer Verhaltungsweisen bei den höheren und niederen Organismen.

Wie man sieht, führen mindestens die beiden letztgenannten Hauptpositionen des Vitalismus auch hinüber ins Gebiet der vergleichenden Psychologie und demgemäß ist auch die von Becher nahe gelegte, wenn schon nicht endgültig verfochtene Grundauffassung des neuen Vitalismus eine ‚psychistische' oder ‚psychovitalistische'. Der erste Satz seines Referates lautet: ‚Nach uralter Auffassung ist die Seele das Prinzip des Lebens', einer der nächsten: ‚Aristoteles hat sie zu der seinigen gemacht und ihr wissenschaftliche Gestalt gegeben.' Und seine ganzen weiteren Ausführungen gipfeln dann, kurz gesagt, in dem Nachweis, daß diese Lehre heute noch volles, wissenschaftliches Daseinsrecht besitzt.

Freilich ist es mit diesem mehr allgemein theoretischen Nachweis auch nach Bechers Auffassung noch lange nicht getan; die Stärke des neuen Vitalismus liegt vielmehr gerade darin, daß er sich mit den ‚gegenwärtigen Forschungstendenzen', also mit der positiven, im Einzelnen und Bestimmten erkenntnismehrenden Weiterarbeit auf den verschiedensten Gebieten besonders fruchtbar und anregend verbinden läßt.

Der neue Vitalismus hat schon manchen namhaften Forscher aus dem Gebiet der Naturwissenschaften ganz in das der Philosophie hinübergeführt. Erinnert sei nur an das, was in dieser Hinsicht über Hans Driesch bereits im letzten Oktoberheft dieser Zeitschrift (S. 121) angemerkt wurde. Aber nicht minder bedeutsam ist die Wahrnehmung, daß auch Biologen, die sich nach wie vor auf ihr eigenstes Gebiet beschränken und sogar noch jede ‚psychistische' Deutung mit wahrer Ängstlichkeit abwehren wollen, schon aus der Abkehr von der mechanistischen Auffassung und aus der Voraussetzung ‚übermaschineller' Eigenschaften des Protoplasmas zu einem ganz veränderten und vertieften Aspekt des biologischen Grundproblems vom ‚Wesen des Lebens' sich geführt finden. Einen wichtigen Schritt auf diesem Weg bedeutet das Werk des Biologen

J. v. Uexküll über ‚Umwelt und Innenwelt der Tiere*, worin als übermaschinelle Eigenschaften des Protoplasmas zunächst Formbildung, Regeneration, Regulation angenommen werden; aber im Fortgang der Untersuchung gesellen sich zu diesem Grundbegriff der funktionellen Einheit oder des ‚Bauplans‘ weitere, bei denen das künstliche Ausweichen vor allem ‚Psychismus‘ sich eigentlich schon selbst widerlegt. Das gilt vor allem von dem Uexküllschen Begriff einer neuen zentralen Gegenwelt oder ‚Spiegelwelt‘, in den alle Gegenstände der auf das Tier einwirkenden Umwelt ‚durch Schemate vertreten‘ sind, und erst recht gilt es für die Uexküllschen Begriffe der ‚Ikonorezeption‘, ‚Chromorezeption‘ u. dgl., wofür Bildsehen bezw. Farbensehen die einzig verständlichen und verständigen Bezeichnungen wären.

Es bedurfte also eigentlich gar keiner wesentlichen Zutat, um Uexkülls Erkenntnisse ganz ins Psychologische zu übersetzen, wie dies der Wiener Zoologe Karl Camillo Schneider in einem merkwürdigen Dialogwerk, das er etwas irreführend ‚Tierpsychologisches Praktikum‘ betitelt**, unternommen hat.

Da streiten in einem stets an konkrete Einzelbeobachtung anknüpfenden, aber schließlich in die abstrakteste Philosophie sich voreilig versteigenden Wortwechsel der ‚Psychologe‘, ‚Physiologe‘ und ‚Biologe‘, der ‚Vitalist‘, ‚Darwinist‘ und ‚Lamarckist‘, der ‚Monist‘ und ‚Laie‘ über die Grundfragen vergleichender Biologie und Psychologie und wenn auch die Kompromisse, auf die sie sich einigen, nicht immer die klarsten sind, so viel steht doch auf alle Fälle am Ende fest: Die mechanistische Auffassung des tierischen Verhaltens, wie sie noch einmal in der Loebschen Tropismentheorie ihren letzten Ansturm unternommen hat***, muß schon angesichts der tierischen Probierhandlungen als endgültig widerlegt gelten; der teleologische Grundcharakter muß in allen Handlungstypen der Tiere anerkannt werden; schon der Uexküllsche Begriff der Gegenwelt bedarf psychologischer Interpretation und erst recht der Begriff des tierischen Lernens; die Seele wird als gestaltendes, wenn schon nicht überall als empfindendes Prinzip in allem organischen Geschehen anerkannt; eine neuplatonische Umdeutung des aristotelischen Entelechiebegriffs, der hinwiederum gleichbedeutend mit ‚Lebenskraft‘ gesetzt wird, soll nach Schneider schließlich alle feindlichen Meinungen versöhnen.

Die führende Rolle, die Schneider der Psychologie und speziell der Tierpsychologie auch im Vitalismusstreit zuerkennt, dürfte die Tragfähigkeit und Tragweite dieser jungen Spezialwissenschaft denn doch erheblich überschätzen. Es hängt diese Überschätzung zusammen mit dem auch von Uexküll konstatierten ‚Sturz des Darwinismus‘, will sagen jeder einseitig mechanistischen Entwicklungstheorie. Man hat sich, da die Deszendenzlehre an sich als unverlierbare Erkenntnis fast allseitig anerkannt ist, zu rasch in das andere Extrem ihrer Auffassung, einen ganz antimechanistischen und eigentlich auch antiphysiologischen Lamarckismus, einen Psycholamarckismus oder richtiger noch Panpsychismus gestürzt; das ‚Seele‘ soll überall sofort als Lückenbüßer einspringen, wo der Biologe mit seinen bisherigen Begriffen nicht mehr weiter weiß; so verfuhr zuerst August Pauly (Darwinismus und Lamarckismus, 1905; vgl. Februarheft 1906 des ‚Hochland‘, S. 636 ff.) und ihm folgend mit vielen nun auch Schneider. So einfach kann aber die Lösung der vitalistischen und deszendenztheoretischen Probleme heute keinesfalls mehr formuliert werden. Man vergißt, daß auch in der vergleichenden Psychologie das Deszendenzproblem in veränderter Form

* Berlin 1909, Verlag von Julius Springer.

** Leipzig 1912, Verlag Veit & Co. geb. M. 17.50.

*** Die Übersetzung der Werke eines der Hauptanhänger Löbs, von Georges Bohns ‚Entstehung des Denkvermögens‘ (Leipzig 1910, Verlag Th. Thomas) und ‚Neuerer Tierpsychologie‘ (Leipzig 1912, Verlag Veit & Co.) kam daher entschieden post festum. Nur das darin zusammengefaßte Material aus der experimentellen Tierpsychologie gibt kritischen Lesern noch wertvolle Orientierungen. Hinsichtlich weiterer Einzelheiten muß auf meinen dritten tierpsychologischen Sammelbericht in der Zeitschrift für Psychologie Bd. 63 (1912) verwiesen werden.

neu wiederkehrt. Der Referent hat selbst unlängst in einem hier nicht wohl zu übergehenden Aufsatz über den ‚Anpassungscharakter der spezifischen Sinnesenergien* darauf hingewiesen, daß bereits für die stufenweis fortschreitende Entwicklung der tierischen Sinne, die formbildend und regulatorisch ausgleichend auf ihr Organ und den Gesamtorganismus zurückwirken sollen, eine teleologische Grundrichtung des gesamten Organismenstammbaumes und eine vitalistische Grundordnung jedes einzelnen sinnesempfindlichen Lebewesens vorausgesetzt werden muß. Also die Zurückschiebung des Vitalismusproblems in die vergleichende Psychologie, die mit sich allein noch gerade genug zu tun hat, kann keine endgültige Klärung der noch so vielfach durcheinanderspielenden Grundbegriffe bringen. Man wird sich — und insofern behalten Driesch und Schneider sicherlich ganz recht — entschließen müssen, wieder eigentliche Naturphilosophie zu treiben, hiebei aber sich auf keinerlei positivistische Selbstbeschränkung des zugelassenen Begriffsmaterials beschränken dürfen, sondern ernst machen müssen mit der metaphysischen Grundlegung der letzten Begriffe, wie sie schon bei dem jetzt so gern ganz ins rein Empiristische umgedeuteten Aristoteles selbstverständliche Voraussetzung war. Was für einen Sinn hat es, wenn z. B. Uexküll unbedingt bei der Planmäßigkeit des Protoplasmas als einer letzten ‚unbegreiflichen‘ Gesetzmäßigkeit stehen bleiben will und hier lieber geradezu von einem ‚Wunder‘ spricht, als daß er nur den nächstliegenden Schritt zu einheitlichem Weltverständnis weiterginge. Auch Schneider verfällt — im Gegensatz zu früheren Werken — an dieser entscheidenden Stelle doch wieder in eine monistische Begriffsspielerei mit seinem aus den drei Faktoren Energie, Entropie und Idee zusammengesetzten ‚Weltschema‘, das die letzten Gedanken mehr verhüllt und verwischt als bestimmt und aufklärt. Hier einzusetzen und bessere Klarheit zu schaffen, die Eigengesetzlichkeit des Organischen nach oben und unten abzugrenzen und im Ganzen der Weltordnung wieder verständlicher zu machen, das ist nicht die geringste der schweren Aufgaben, die einer theistisch-teleologischen Naturphilosophie heute gestellt sind.

Dr. Max Ettlinger.

* Im Philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft Jahrgang 1913, Heft 1. Das von Konstantin Gutberlet hingebungsvoll geleitete und immer wertvoller ausgestaltete Organ sei nachdrücklich der allgemeineren Beachtung und Förderung empfohlen.

Naturwissenschaft

Die Fortschritte der Naturschutzparkbewegung, deren erstes Aufblühen in Deutschland ‚Hochland‘ bereits vor Jahren begrüßt hat, können recht erfreulich genannt werden. Man muß nur bedenken, wie schwer es bei dem verhältnismäßig späten Einsetzen der ganzen Bewegung fallen mußte, geeignete, ausgedehnte und bisher der wirtschaftlichen Ausnützung und Gleichmacherei entronnene Gebiete auf deutschem Boden überhaupt noch zu finden. An so riesenhafte und in sich lebensmannigfaltige Bezirke, wie sie etwa der nordamerikanische Yellowstonepark darbietet, war bei unseren Verhältnissen von vornherein nicht mehr zu denken. Und es mußte, um die verschiedenen Formationen unserer heimischen Fauna und Flora zu umfassen, mit mehreren relativ kleinen, möglichst typisch voneinander abweichenden Gebieten gerechnet werden. Zuerst nahm der Plan eines Hochgebirgsparks greifbare Gestalt an, und ein geeigneter Grundstock von 40 Quadratkilometer ist in den steierischen Alpen bereits gepachtet. Auch ein sehr zweckentsprechendes Gebiet in der norddeutschen Tiefebene, ein schönes Stück Lüneburger Heide, ist bereits zur Hälfte (zehntausend preußische Morgen) endgültig angekauft. Nur der dritte Plan eines Mittelgebirgparks, für den in Mitteldeutschland die geeigneten Gelände zu finden wären, steht noch ganz auf dem Papier.

Freilich ist es mit der Sicherung der Gebiete noch lange nicht getan, und es bedarf namentlich eines erheblichen weiteren Wachstums der bisher 14 000 betragenden Mitgliederzahl des Vereins Naturschutzpark (Geschäftsstelle Stuttgart, Pfizerstraße 5), um die dauernde Durchführung

dieser prächtigen Projekte zu sichern. Es wäre kleinlich gedacht, wollte man nicht auch in solchen Teilen Deutschlands, die von dem künftigen Naturschutzpark weiter entfernt liegen, diesen Bestrebungen das vollste Interesse entgegenbringen. Denn uns allen muß gleichermaßen daran gelegen sein, daß wenigstens in einigen besonders geeigneten Gegenden eine möglichst große Anzahl unserer sonst bald aussterbenden, heimischen Tier- und Pflanzenarten unter natürlichen Daseinsbedingungen erhalten bleibt. Diese Naturschutzparks sollen dann ‚als Gemeingut des deutschen Volkes jedem ohne Einschränkung zugängig sein'; und wer nicht selbst hinwandern kann, wird doch wenigstens aus Beschreibungen und Abbildungen Eindrücke mit genießen, die sonst allen Freunden und Erforschern unserer heimischen Natur bald unwiederbringlich verloren gehen müßten.

Die Lage der relativ kleinen deutschen Naturschutzparks inmitten bewohnter und kultivierter Gegenden bringt im Vergleich zu dem abgeschlossenen Riesengebiet etwa des Yellowstoneparks noch eine weitere Schwierigkeit mit sich: Es wird nicht angehen — so wie es in der Theorie wohl am schönsten schiene —, das Naturleben dieser Gebiete völlig seinem eigenen Wildwuchs und der dann bis zu einem gewissen Grade ausgleichenden Selbstregulierung zu überlassen. Das würde bei so engen Grenzen bald zu einem Überhandnehmen mancher tierischen und auch pflanzlichen Schädlinge führen. Es wird sich also bei aller möglichsten Schonung der natürlich sich entwickelnden Verhältnisse einige regulierende Obhut durch jagdliche und forstliche Maßnahmen keinesfalls entbehren lassen. Das vermehrt naturgemäß wieder die Kostspieligkeit des Unternehmens und erfordert um so mehr dauernde, regelmäßige Unterstützungen, wie sie übrigens auch von einigen näher beteiligten Behörden bereits beschlossen worden sind. Auf der anderen Seite werden gerade auch diese Maßnahmen dazu beitragen, daß die Naturschutzparks nicht nur von einem engeren speziell interessierten Kreise stets aufgesucht werden, sondern daß sie sich der breitesten Allgemeinheit als für Heimatkenntnis und Heimatliebe förderliche Erholungsstätten erschließen. E.

Literatur

Wer war ‚Bonaventura'? Es ist jetzt über ein Jahrhundert her, seit in dem rührigen, aber kurzlebigen Verlag von F. Dienemann zu Penig, als siebente Lieferung des dritten Jahrgangs des ‚Journal von neuen deutschen Original-Romanen' ein kleines Buch mit dem Titel ‚Nachtwachen. Von Bonaventura' (1805) erschien. Der Erzähler ist ein Nachtwächter, der in sechzehn ‚Nachtwachen' seine krausen Erlebnisse und Anschauungen zum besten gibt. ‚Ernst und Scherz,' so charakterisiert das Buch einer seiner Herausgeber, ‚Tragisches und Komisches, Tiefsinn und Unsinn, Wehleidigkeit und Übermut, Sanftes und Gräßliches, Zierliches und Gewaltiges, Keusches und Zynisches, träumerischer Idealismus und krasser Materialismus werden offenbar mit Absicht durcheinandergewirbelt. . . . Wir haben es hier mit einer Satire zu tun, die das übliche Maß romantischer Ironie denn doch überschreitet.' Das tolle Ding erschien anonym, wurde kaum beachtet, und so hatte man auch wenig Anlaß, nach der Person des ‚Nachtwächters' zu forschen. Kurz darauf hat Jean Paul, von dessen Geist und Stil die ‚Nachtwachen' stark beeinflußt sind, keinen Geringeren als Schelling als Verfasser genannt — leicht erklärlich, weil dieser an anderer Stelle unter dem Pseudonym Bonaventura geschrieben hatte — und diese von Varnhagen van Ense weitergegebene Angabe behauptete sich. 1877 meinte Meißner bei einem Neudruck der Nachtwachen: ‚Über den Ursprung ist unter Literaturkundigen kein Zweifel mehr.' Um so stärker sind neuerdings die Zweifel geworden, und allmählich wächst die Bonaventura-Literatur von Ausgaben, umfangreichen Untersuchungen und kleineren Aufsätzen stark an. Sorgfältig werden die Nachtwachen auf ihren Zusammenhang mit anderen Erscheinungen der romantischen Periode geprüft, und in der Verfasserfrage

jagt eine Hypothese die andere. R. M. Meyer hat auf E. T. A. Hoffmann geraten, doch kann diese Ansicht heute wohl als erledigt gelten. 1904 neigt Michel in der Einleitung zu seinem Neudruck (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. III, Nr. 13) wieder zu Schelling, jedoch mit dem Zusatz: ‚Weniges, aber Gewichtiges sprach gegen ihn; wir versuchten es zu entkräften, ohne doch die Schwierigkeiten zu verkennen. Die Hypothese, daß Caroline (Schelling) an der Abfassung beteiligt sei, schien uns erwägenswert.‘ Fünf Jahre später erschien die sehr umfangreiche Arbeit von Franz Schultz ‚Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura‘ (1904), ein Muster streng methodischer Untersuchung, die allerdings m. E. in der Gründlichkeit und infolgedessen auch im Umfang über das Notwendige hinausging, mit dem Ergebnis: Der ‚Nachtwächter‘ ist der nicht unbedeutende, heute fast verschollene Dichter Friedrich Gottlob Wetzel. Und jetzt schon wieder ein neues Buch: Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank (Heidelberg 1912, C. Winter, 173 S.). Es ist nicht möglich, ein neues Forschungsergebnis schon im Titel kategorischer zu formulieren, als es in diesem Buche geschieht, und auch in der Einleitung zu dieser letzten Ausgabe läßt die Versicherung, daß kein anderer als Clemens Brentano der Verfasser sein könne, an Bestimmtheit nicht viel zu wünschen übrig. Kleine salvatorische Klauseln ändern daran nichts oder doch herzlich wenig.

Es liegt nicht im Zweck dieser Zeilen, eine irgendwie erschöpfende Kritik der verschiedenen Beiträge zur Bonaventurafrage zu geben. Ob die bestechenden Parallelen zu den Nachtwachen, welche Schultz aus Schriften Wetzels beibringt, als absolut schlüssiger Beweis zu gelten haben, um dessen Autorschaft darzutun, mag dahingestellt bleiben. In hohem Grade auffallend ist jedenfalls die Leichtigkeit, mit welcher Frank die Beweisführungen seines Vorgängers behandelt. Auch wer die Schlußfolgerungen des letzteren zu unterschreiben nicht immer geneigt ist, wird doch zugeben: Es geht nicht an, seine Beweisführung fast vollständig zu ignorieren und die neue Brentanohypothese in einer Form aufzustellen, als ob die ältere Wetzelhypothese kaum einer Erwähnung bedürfte. Die psychologische Erklärung dieses zuversichtlichen Auftretens ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß Frank den Beweis mit einem Beweisziel verwechselte, das ihm von einem anderen als bereits erreicht suggeriert wurde. ‚Die Auffindung des Verfassers,‘ schreibt er S. V im Vorwort, ‚ist Herrn Dr. August Schmits zu verdanken, der das sprachvergleichende Verfahren in seiner vervollkommneten Form zum erstenmal auf die Nachtwachenfrage angewandt hat. Seiner tatkräftigen Unterstützung konnte sich dann unsere Untersuchung auf allen Stufen bis zur Korrektur des Textes erfreuen, so daß sich sein Anteil an unserem Suchen und Finden im einzelnen nicht bezeichnen läßt.‘ Ich fürchte: Es ist weniger ein ‚Suchen und Finden‘, als ein unbewußtes Bemühen gewesen, ein noch unbewiesenes thema probandum mit allen Mitteln zu beweisen. Ich kann unmöglich hier Frank auf all seinen Beweisgängen folgen. Einige Streiflichter aber mögen zeigen, daß wenigstens ein erheblicher Teil seiner Argumentation auf recht schwachen Füßen steht.

Nehmen wir gleich das Hauptstück des ‚sprachvergleichenden Verfahrens‘, über welches Frank in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift (1912, Heft 8/9) ‚genauere philologische Rechenschaft‘ ablegt, während sein Buch die Ergebnisse kürzer ‚für einen weiteren Kreis der Gebildeten‘ zusammenfaßt. ‚Die bezeichnendste Sonderbarkeit der Nachtwachen‘ findet er (S. XI ff.) in der ‚merkwürdigen Vorliebe für das e im Dativ der (starken) Hauptworte‘ (‚von Pole zu Pole‘ usw.). Auf Grund einer mühseligen Statistik versichert er uns, in 400 Fällen komme der flektierte Dativ 374 mal (= 94 Prozent) vor. Ungefähr dasselbe Verhältnis begegne bei Lessing, Salzmann, für den ‚offenbar‘ Lessing maßgebend gewesen sei, und in den ersten Prosaschriften Clemens Brentanos, der ‚diese Eigentümlichkeit seines

Stiles sicherlich seinem Aufenthalt in (Salzmanns Erziehungsanstalt) Schnepfenthal verdankte', während eine Reihe anderer Romantiker den flektierten Dativ nicht so oft gebrauche. Aber doch recht oft. Von Arnim hören wir, er komme in der E-Häufigkeit den Nachtwachen nahe, wenn auch ‚nur nahe' (genauere Angabe fehlt), und Wetzel, den Schultz als Verfasser der Nachtwachen annimmt, figuriert in einem Roman von 1802 mit 60 Prozent. Noch häufiger ist der flektierte Dativ angewendet bei einer späteren Dichterin: In ihren vier Briefen an Sprickmann gebraucht ihn Annette von Droste in 49 von 62 Fällen, was schon 73,5 Prozent ausmacht — Ziffern, die an sich schon zur Vorsicht mahnen, ganz abgesehen von der von Frank (S. XI) gestreiften Frage, ob bei solchen Dingen ‚nicht auch der Setzer im einzelnen Falle seine Hand im Spiele hat'. Jawohl, der Setzer und der Korrektor, zuweilen sogar der Verleger, namentlich wenn der Autor sich nicht um die Korrektur kümmert. Bei dem von der Droste genommenem Beispiel ist das ausgeschlossen, da mir sämtliche Briefe an Sprickmann im Autograph vorlagen. Nebenbei bemerkt, dürfte ein Schnepfenthaler Schüler von der Qualität des Schul-Tunichtgut Clemens Brentano der letzte gewesen sein, der sich von Salzmann Orthographie einpauken ließ. An anderer Stelle hat Frank gerade den gemeinsamen ‚Mangel einer regelmäßigen Wortschreibung' in den Nachtwachen wie bei Brentano als Beweis verwertet und darauf hingewiesen, daß letzterer ‚nie eine geordnete Schulbildung genossen, ja nicht einmal regelrecht deutsch schreiben gelernt' habe — und doch soll er von Schnepfenthal die fast pedantisch durchgeführte Regel des flektierten Dativs mitgebracht haben! Weiter erfahren wir u. a., daß Bonaventura wie Brentano fast nie das Relativpronomen ‚welcher' statt ‚der' gebrauche, mit dem Zusatz: ‚Wetzel kennt diese Abneigung nicht' — gleich dahinter: ‚Nur der Roman Kleon vom Jahre 1802 (Verfasser Wetzel!) zeigt eine entschiedene Bevorzugung des kürzeren Fürworts.' Man kann mit dem ‚sprachvergleichenden Verfahren', speziell mit der Rechtschreibungsuntersuchung, nicht vorsichtig genug sein. Es ist ja eine Kleinigkeit, ganze Listen gemeinsamer ‚Eigentümlichkeiten' zusammenzustellen, wenn sie sich nur nicht bei Erweiterung des Vergleichsmaterials als Gemeingut herausstellen. Bei dem Versuch, auf diesem Wege die Echtheit der Kassettenbriefe Maria Stuarts zu beweisen, hat man seltsame Erfahrungen gemacht. Keinesfalls genügen Franks ‚Sprachvergleichungen' zu dem stolzen Satz, mit dem er diesen Teil seiner Abhandlung schließt: ‚Damit ist der Verfasser fraglos gefunden.'

Nicht ernst nehme ich den ersten ‚äußeren Beweis', daß die sämtlichen acht Buchstaben des Namens Brentano in Bonaventura wiederkehren. Ganz recht, alle acht, einer davon sogar zweimal, aber leider enthält der Name Bonaventura außerdem noch zwei Buchstaben, die man in Brentano vergebens sucht! Schadet nicht: Wir haben ‚ein äußeres Zeugnis, das Brentano der Verfasserschaft schon sehr verdächtig macht' (S. XVIII).

Auch andere Momente des ‚äußeren Beweises' scheinen mir, gelinde gesagt, fragwürdig zu sein. Den ‚poetischen Plan zu einem Almanach', den Brentano 1803 in einem Brief an Sophie Mereau entwickelt, möchte Frank in den Nachtwachen verwirklicht sehen, wenn dieser Plan auch ‚nie mit allen seinen Einzelheiten ausgeführt worden' sei. Anklänge sind vorhanden, aber die Verwirklichung der ‚wichtigsten Züge' kann ich nicht entdecken; Brentano spricht doch von einem ‚Gedicht', einem ‚Schauspiel in vier Aufzügen', und die Nachtwachen sind weder dieses noch jenes. Ganz erstaunlich ist ‚eine handschriftliche Bestätigung', mit der Frank den ‚äußeren Beweis' beschließt. ‚Auf der leeren Rückseite eines Briefes von Winkelmann an Brentano, ohne Datum, der aber bestimmt aus der Zeit vor 1804 stammt, fand sich eine kleine Rötelzeichnung von Brentanos Hand, die nichts anderes als die Szene aus der dritten Nachtwache darstellt: Ein Nachtwächter überrascht ein Liebespaar in vertraulichem Beisammensein. Der Nachtwächter ist durch die Pike

in der Hand unverkennbar bezeichnet' (S. XXXVI). Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob das liliputanische Bildchen wirklich von Brentano herrührt, ob der Brief wirklich vor 1804 geschrieben und das Bildchen vor 1804 gezeichnet wurde. Wichtiger ist: Es stellt nicht ‚die Szene aus der dritten Nachtwache dar'. In letzterer wird ein Liebespaar bei der Verabredung eines Stelldicheins auf der Straße vom Nachtwächter belauscht, der sich dann in das Haus der Frau schleicht, ‚und als das Ganze ein Gardinenstück zu werden begann, gellend in das Nachtwächterhorn stößt', ohne das Zimmer zu betreten. Auf dem Bildchen dagegen stürzt ein Mann mit Hellebarde (nicht Pike und ohne Horn) auf das Paar zu. Mit mindestens ebenso gutem Grund, als auf die Nachtwachenszene, könnte man z. B. auf Simson und Delila raten, auf die ein Philister zustürzt. Trotz der doch sehr weitgehenden Verschiedenheit ist Frank der Ansicht, daß ‚diese Zeichnung allein schon die Verfasserschaft Brentanos beweisen könnte'!

Ich muß es mir versagen, auf den ‚inneren Beweis' und auf den zweiten Teil der Abhandlung ‚Zur Erklärung des Werkes' genauer einzugehen. Eine vollständige Beleuchtung der Hypothese würde wieder eine längere Abhandlung erfordern. Dazu fehlt hier der Raum und mir die Zeit, auch diejenige gründliche Kenntnis des Gegenstandes, die man von einer abschließenden Kritik erwarten dürfte. Nur noch wenige Bemerkungen: Ich gebe zu, daß Frank einige zum Teil frappante Beziehungen zwischen den Nachtwachen und Brentano nachgewiesen hat. Vernachlässigt aber ist dabei die Frage, ob nicht vielleicht der Nachtwächter ältere Schriften Brentanos, namentlich den Godwi und Gustav Wasa mit Nutzen gelesen hat, und das Großteil der Beweismomente ist ganz nebelhafter Natur; auf Schritt und Tritt drängt sich der Verdacht auf, daß der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist. Unfaßlich ist mir der Satz: ‚Man könnte fast das ganze Buch ein Selbstporträt des Dichters nennen' (S. C). Ganz verschwommen sind beispielsweise die angeblichen Anspielungen auf Brentanos Vater, auf das Brentanosche Haus zum goldenen Kopf, die wunderliche Parallele zwischen Brentanos Freund, dem ‚alten Schwab', und dem Schuster, der als Adoptivvater des Nachtwächters erscheint. Und wenn (S. XCIX) der Nachtwächter ‚drei Brotfakultäten' (Theologie, Jurisprudenz und Medizin) besucht hat, so sollen wir dadurch an Brentano erinnert werden, der ‚in Halle Kameralwissenschaft und Arzneikunde und in Jena Philosophie gehört hat: das sind drei Fakultäten'. Ähnliche Willkürlichkeiten begegnen in Menge.

Bis auf weiteres kann ich die Möglichkeit, daß Brentano der Verfasser war, nicht ganz ausschließen, wenn ich auch stark bezweifle, daß der jugendliche Urheber des ‚verwilderten' Godwi noch einige Jahre später, wo ihn schon der Plan der turmhoch darüber erhabenen Romanzen zu beschäftigen begann, zu einem so tollen und wüsten Buche fähig war, das Frank maßlos überschätzt. Am Schluß (CIV) erscheint es kaum glaublicherweise sogar als ‚das bedeutendste Werk' des Dichters; ‚etwas wirklich Großes, wie es die Nachtwachen sind, hat er nicht mehr geschaffen.' Eine genauere Untersuchung wird man von Franz Schultz erwarten dürfen.

Dr. H. Cardauns.

Umschau. Zu Wielands hundertstem Todestag konstatiert Avenarius (‚Kunstwart', 2. Januarheft 1913), daß Wieland zu den Großen unserer Literatur gehöre, die nur mehr geschichtlich gewertet werden. Aber Wieland sei in dem ehrenvollen Sinne geschichtlich geworden, daß das Dauernde in ihm sich mit unserm geistigen Leben restlos verschmolzen habe. Die Literatur habe Wieland zu danken wertvolle Formen, in die spätere weniger konziliante, mehr sich selbst eigene Geister ihr im tieferen Sinne schöpferisches Wollen und Vollbringen gießen konnten. Er schmeidigt die Sprache, er gewinnt die Teilnahme der Einblickreichen in der Nation für das heimische Schrifttum, sein ‚Agathon ist das erste Vorbild des „Bildungsromans". . . Ohne

eine Kraft wie die seine, so viele Schwächen sie zugleich mitbedingen mochte, wäre es den Heroen dieser und der nächsten Zeit viel schwerer geworden, in der Nation sich vernehmlich zu machen und auf sie zu wirken'.

In ‚Westermanns Monatsheften' (Februarheft 1913) gibt Hans Heinrich Borcherdt (einer der katholischen Mitherausgeber der großen Ludwig-Ausgabe des Verlags Georg Müller, München) ein knappes und scharfes Bild Otto Ludwigs. Borcherdt meint, schon durch seine Abstammung aus Thüringen (‚einem Land zum Träumen und Sinnen') sei Ludwig zum Träumer vorbestimmt. Die Verhätschelung einer überängstlichen Mutter und körperliches Leiden fördern seine Untauglichkeit zum Leben und zur konzentrierten Arbeit. Dabei aber sei Ludwig (im Gegensatz zu Hebbel) eine der reinsten und edelsten Naturen gewesen. Durch die psychischen und physischen Hemmungen seiner Natur, die der Dichter zeitlebens erfahren, sei der Fall Ludwig jedoch ‚eigentlich ein pathologisches Problem'. ‚Dadurch wird der immer stärker werdende Mangel an Entschlußfähigkeit verständlich. Die Produktivität erlahmt, an ihre Stelle tritt die zersetzende Kritik. Mit bewunderungswürdiger Großzügigkeit werden Pläne entworfen, mit wenigen treffenden Zügen Bilder gezeichnet, die für die Ewigkeit bestimmt zu sein scheinen, aber kaum ist die Ausführung begonnen, ermattet die Hand, die den Pinsel führt. Ludwigs Stärke ist das Entwerfen, nicht das Ausführen. Charakteristisch für ihn sind die Fragmente, nicht die vollendeten Werke.'

Der Nachruf auf Otto Brahm, den der ‚Kunstwart' (2. Januarheft) aus der Feder Friedrich Düsels bringt, weicht in der Schätzung des Toten in wesentlichen Punkten von dem im Februarheft des ‚Hochland' angezogenen Nachruf S. Fischers ab. Düsel meint, daß für Brahm ‚Maß und Richtschnur, höchster Sporn des Willens und Könnens nach wie vor die Dramatik Ibsens und Hauptmanns blieb, oder derer, die, wie Schnitzler und Hirschfeld, in ihren Spuren wandelten'. Und als ‚eine neuerwachte Freude am Sinnlichen, Fröhlichen und Farbigen die Fittiche regte, stand Brahm mit mürrischer Miene abseits'. ‚Was einst heilkräftige Erfüllung des innersten und tüchtigsten Zeitwillens gewesen war, wurde jetzt Trotz und Starrsinn.' ‚Und als er sich der gänzlich veränderten Dramatik schließlich doch notgedrungen anbequemte, hatte er . . . das Unglück, Fehlgriffe der schlimmsten Art zu tun.' Und ferner: ‚zu den Klassikern, zu den großen geistigen Führern der Dramatik konnte er mit seinen engsinnigen Grundsätzen und seinen einseitigen Darstellerkräften nicht mehr gelangen, und durch sie muß doch jeder wieder hindurch, der zu den Höhen eines zeitrechten Stils für ein neues, zu jenen Großen hinaufstrebendes Drama kommen will.' So starb Brahm in einem Augenblick, als es ein weiteres Empor für ihn nicht gab.

Interessante Aufschlüsse über Zacharias Werners literarische Absichten gibt ein Brief des Dichters an Iffland, der ‚Das Kreuz an der Ostsee' abgelehnt hatte. (Mitgeteilt von Prof. Dr. Floeck im ‚Aar', Januarheft.) Da die tragische Kunst, sagt Werner, einmal mit der Volksreligion aufs innigste amalgamiert sei, ‚und weil das Publikum die griechische Religion vergessen hat . . . so bleibt dem tragischen Dichter jetzt fast nichts anderes übrig, als den Katholizismus von seiner ästhetischen Seite, zur Folie seiner tragischen Kunstgebilde zu machen'. ‚Mit einem Worte, der moderne Tragöde muß, da er die hellenische Mythenwelt zu nichts mehr brauchen kann, die nordische für uns vergraben, die indische noch unentdeckt ist, die christkatholische wieder aufstellen . . . als Kunstmythologie' (!).

Für die Herausgabe einer Auswahl der Schriften und Dichtungen Kardinal Melchior Diepenbrods tritt Prof. Wilh. Kosch ein. (‚Diepenbrod als Übersetzer und Dichter', Gral, Dezember 1912.) ‚Diepenbrods Werk rührt an die letzten und höchsten Dinge der Welt und Seele; für das

Alltägliche und Vergängliche hat es keinen Raum. . . Es gibt kaum einen geistlichen Dichter aus dem romantischen Zeitalter, der Diepenbrock in seinen schönsten Stellen übertrifft, und nur wenige, die sich ihm gleichstellen dürfen.'

Zu Gustav Falkes sechzigstem Geburtstag schrieb Friedrich Düsel (Westermanns Monatshefte, Februarheft) einen von warmer Verehrung erfüllten Aufsatz. ‚Falke ist Lyriker durch und durch, auch dann, wenn er Epen, Märchenstücke für die Bühne, Kindergeschichten, Novellen oder Romane schreibt. . . . Man könnte ihn, wenn durchaus Vorbilder und Ahnen genannt werden sollen, eine Kreuzung von Geibel und Mörike nennen. Er hat Geibels gehaltenen Ernst und männliche Frömmigkeit, vereint und versöhnt mit Mörikes harmonischer Grazie.' Seltsam kontrastiert seine Kunst mit seinem Leben. Falke besingt den ‚Gleichklang zwischen Wunsch und Pflicht', aber Düsel meint, ein Dichter brauche nicht in eigener Person über die lauten Märkte und wilden Meere der Welt zu schreiten, um die ‚großen Ströme' und die ‚vollen Lebenschöre' rauschen zu hören. ‚Was ihm Wirklichkeit und eigene Neigung an stürmischem Erleben versagten, dafür hat der Dichter sich an seinen Traumgestalten schadlos gehalten.'

Neuerdings stößt man in den Zeitschriften häufiger auf die Namen jüngerer katholischer Literaten. So versucht sich in der ‚Hilfe' (Nr. 2, 1913, dieselbe Nummer, die auch eine Übertragung der ‚Legende von Julian dem Gastfreien' Flauberts aus der Feder Walther Eggert-Windeggs enthält) Hans Harbeck an dem Problem Herbert Eulenberg, meint, daß der Dichter an den jungen Goethe erinnere, der in einem Brief an August Stolberg schrieb: ‚Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will', und läßt seine Ausführung in folgenden Sätzen gipfeln: ‚Das Schaffen des Dichters Herbert Eulenberg ist ein Protest gegen die Gebundenheit und die Kläglichkeit des Lebens. Da es gleichzeitig ein vielleicht unbewußter Protest gegen die Gebundenheit (Folgerichtigkeit) und die Kläglichkeit (Eindeutigkeit) der hergebrachten dramatischen Form ist, bleibt es dem Verstand der Menge vorläufig dunkel und unerreichbar.'

Nach Harbeck ist also Eulenberg im Recht, nach Karl Freye (‚Grenzboten', Nr. 6, ‚Der neue Träger des Volksschillerpreises') ist das Publikum im Recht, das Eulenberg nicht goutiert. Freilich hält auch Freye Eulenberg für einen Dichter, aber für einen, der ‚in die Irre zu gehen droht'. ‚Er will durchaus auf eine Mischgattung der Tragikomödie hinaus, die ihn in dieser einseitigen Bevorzugung nicht mehr zur vollen Entfaltung seiner poetischen Fähigkeiten kommen läßt.' Als die stärksten von Eulenbergs Dramen bezeichnet Freye ‚Anna Walewska', ‚Leidenschaft', ‚Ein halber Held', ‚Blaubart', ‚Ulrich von Waldeck'. Das andere ist mißlungen. Am meisten ‚Belinde', für das er den Volks-Schillerpreis erhielt. ‚Eulenbergs Manier ist hier in unerträglicher Art versteinert und hervorgetrieben. Seine Neigung, Komik und Tragik zu mischen, ist ganz willkürlich betont, bis zum Läppischen.'

Während so Eulenberg sich auch von solchen, die sein Talent anerkennen, Ausstellungen gefallen lassen muß, wird Johannes Mayrhofers ‚Gesamtwerk' im Februarheft des ‚Gral' höchlichst gepriesen. Sein ‚ausgezeichnetes Buch' ‚Henrik Ibsen' (vgl. Besprechung ‚Hochland', Sept. 1912, S. 746) habe ihm ‚weit über die Grenzen der katholischen Literaturwelt hinaus den Ruf eines kritischen Ibsenkenners und gründlichen Literaturforschers erworben'. (!) Mayrhofer sei ‚eine hochbegabte Schriftstellerindividualität, voll Schaffenskraft, Ideenreichtum und künstlerischem Vermögen'. ‚Die Skizze, Novelle und Erzählung meistert er mit vollem Können.' ‚Sein dichterisches Schaffen darf mit hohem Maßstabe gemessen werden.' (!) Höher geht's schließlich nicht.

Heinrich Federer hat mit ‚der Kraft seines Könnens und dem Reichtum seines Schauens', wie Wolfg. Schumann

(1. Januarheft 1913, ‚Kunstwart') sagt, mühelos alle modernen Schweizer Autoren, mit Ausnahme Spittelers, überholt. ‚Wenn auch nur von ferne', gemahne er an ‚Gemüt und Geist des großen Zürichers' (Gottfried Keller). Freilich runde sich das Bild des Dichters noch nicht einheitlich. ‚Federer versteht sich auf das Schauen und Bilden fruchtbarer, aufschlußreicher Szenen, aber er versteht es kaum, sie auf den einfachsten Verlauf zu bringen.' Am höchsten stellt Schumann den Roman ‚Berge und Menschen'; ‚Pilatus' leidet unter der ‚gemächlichen, ausgleitenden und zwischen Gewaltsamkeit und Füllsel schwankenden Art der Darstellung, ‚Lachweiler Geschichten' sind ‚harmlos, teilweise noch konventionell gefärbt'.

Im gleichen Heft (in dem auch Elisabeth Gnauck-Kühne versucht, den Protestanten das Wesen des Katholizismus deutlich zu machen) kommt Avenarius auf die ‚Feier-Tournee' Gerhart Hauptmanns zu sprechen und gesteht: Auch wir stehen hier vor einem Rätsel. Dennoch tritt er denen entgegen, die, wie ‚selbst alte Freunde Hauptmanns behaupten, er habe durch sein Verhalten seinem Ansehen schwer geschadet', und meint, die Schwächen des Menschen gehen uns nicht weiter an, als sie sich in den Werken ausdrücken. ‚Das tun sie, wenn etwa Lebensansprüche und sonstige Bedürftigkeiten zu Flüchtigkeit usw. verführen, und vielleicht (ich weiß es nicht) kann man bei Hauptmann von derlei sprechen. Das tun sie aber vor allem und in viel wichtigerer Weise, wenn sie zu Umbiegungen und Fälschungen des innerlich Erlebten um des Effektes, um des Erfolges willen verleiten. Das sind die Verbrechen gegen die Echtheit. Bei anderen großen Theaterdichtern der Jetztzeit liegen derartige Fälschungen . . . deutlich vor allen . . . Augen . . . Wo bei Hauptmann? Ich kenne kein einziges Beispiel dafür, daß er die Echtheit seines dichterischen Arbeitens fälschte . . .' Nun, Avenarius vergißt ganz, daß die ‚Schwächen eines Menschen' sich auch noch auf andere Weise ‚in seinen Werken ausdrücken' können, und zwar dann, wenn, wie sein Freund Kerr verraten hat, Hauptmann Kritik überhaupt nicht mehr verträgt und, in seiner Eitelkeit durch die Lobeshymnen falscher Freunde gestärkt, einfach jede dramatische Skizze als bedeutendes Werk ansieht und veröffentlicht. Nur so ist der Niedergang Hauptmanns zu erklären, und Avenarius wird zugeben müssen, daß der Mensch Hauptmann denn doch von schwer schädigendem Einfluß auf den Dichter Hauptmann ist.

Über ‚Beethovens literarische Bildung' gibt Albert Leitzmann in der ‚Deutschen Rundschau' (Februarheft 1913) einige Aufschlüsse, die, wie der Verfasser selber sagt, keinen Anspruch auf ‚lückenlose Vollständigkeit' machen. Der Aufsatz ist aber erwähnenswert wegen der seltsamen und kurzsichtigen Überschätzung der ‚Bildung' und ihres Wertes für geniale Produktion. Leitzmann stellt Beethoven andere, spätere Komponisten gegenüber: ‚Mendelssohn (!), Schumann, Bülow (!), Brahms, Wagner, Liszt (!), um nur wenige hervorragendste Namen zu nennen, erscheinen im Vollbesitz der modernen Bildung, ohne daß diese, mit Ausnahme etwa Wagners und Liszts allein, die Entwicklung ihrer musikalischen und allgemein künstlerischen Beanlagung irgendwie störend beeinflußt hätte . . .' (Aber doch auch nicht fördernd?!) Dagegen: ‚Beethoven ist der letzte in der Reihe jener genialen einsiedlerischen Autodidakten, denen eine mangelhafte Bildung und eine ungenügende Erziehung die Wege zur rechten Befreiung (!) und Beflügelung des Geistes (!) versperrt haben. . . Diese Art menschlichen Daseins wird niemals wiederkehren können.' (?!)

Einen sehr aufschlußreichen Aufsatz ‚Zur Psychologie des Bauernschauspiels' hat Expeditus Schmidt dem 1. Heft 1913 von ‚Über den Wassern' beigesteuert. (Die Zeitschrift, die Dr. Joh. Eckardt-Salzburg herausgibt, ist jetzt eine Monatsschrift.) Der Verfasser sagt, daß Oberammergau mit seiner Freilichtbühne das eigentliche Wesen des Bauernschau-

spiels verlassen habe, ‚ebenso sind auch seine künstlerischen Leistungen nicht unbedingt an diesem Maßstabe zu messen‘. Die Oberammergauer Schnitzer und Händler haben sich von jeher mehr als Bürger denn als Bauern gefühlt. In Erl dagegen liegt es anders. ‚Ich darf den Eindruck, den ich durch langes und gründliches Arbeiten in Erl gewonnen, dahin zusammenfassen, daß ich in ihm das getreue Bild einer echten Bauernpassion sehe, die selbst im Gebrauch der Mittel, die die neue Zeit ihr an die Hand gibt, genau die psychologischen Wirkungen zeigt und zeitigt, die von jeher diesem Spiele eigen waren.‘

Steinbeil.

Theater

Zur Kinoreform. Immer wieder, in allen Zeitungen und Zeitschriften wird der Ruf nach einer Reform des Kinematographen laut. Dabei wird oft auch nach einer ‚Reinkultur‘ des landschaftlichen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Films gerufen, wobei man es am liebsten sähe, wenn der ‚dramatische‘ Film ganz von der ‚Bildfläche‘ verschwände. Seltener sind schon die Stimmen, die dafür plädieren, diesen zu verbessern, statt verbannen zu wollen, ihn auf eine wirklich künstlerische Höhe zu erheben — man glaubt offenbar nicht recht an die Möglichkeit einer solchen Hebung. Diesen Eindruck gewinnt man auch durch die Lektüre des nun vollständig vorliegenden ersten Jahrgangs der Zeitschrift für Lichtbilderei und Kinematographie ‚Bild und Film‘ (Verlag der Lichtbilderei, G. m. b. H., M.-Gladbach), die in durchaus rühmlicher Weise bestrebt ist, nur guten Filmen den Weg auf die Lichtbühnen zu vermitteln, dabei aber natürlich ob der dramatischen Filme in Verlegenheit kommen muß, denn da ist wirklich nicht viel auszuwählen: ein in wirklich künstlerischer und somit auch in moralischer Hinsicht auch nur halbwegs annehmbarer Film ist schon eine rechte Seltenheit. Der dramatische Film ist aber das Zugstück jeder Lichtbühne: ohne solche ‚Schlager‘ würde wohl keine Lichtbühne auf die Dauer bestehen können. Was der Kinematograph schon heute in der Vorführung naturwissenschaftlicher Experimente und aller möglichen andern technischen Aktualitäten leistet, muß und soll anerkannt werden. Es ist aber nicht das, was das tiefere Interesse gerade breiter Volksschichten ausschließlich und auf die Dauer erregen kann: dieser Bildungshunger ist bald befriedigt; was aber stets darauf rechnen kann, Interesse zu finden, und was den Zuschauer immer wieder von neuem fesseln wird, das ist der Mensch in seinen seelischen Konflikten, d. h. das eigentlich Dramatische. Der ‚dramatische Film‘ allein kann die eigentliche pièce de résistance des Kinematographen sein, denn dem Menschen muß der Mensch selbst stets das Interessanteste sein und bleiben. Um ein drastisches Beispiel zu wählen: was wird den Zuschauer mehr fesseln, die mit echter dramatischer Empfindung ausgedrückte Rührung und Freude zweier befreundeter oder sich noch näher stehender Menschen bei einem unvermuteten Wiedersehen, oder die Bemühungen eines gefangenen Fuchses, aus der Falle zu kommen, oder selbst der Anblick eines Polarlichtes? Darum ist es doppelt bedauerlich, daß die Film-‚Fabrikanten‘ sich gerade bei der Wahl des dramatischen Sujets in so bedauerlicher Weise vergriffen haben und noch täglich vergreifen; daß sie glauben, nur auf die allerniedersten Triebe, auf einen geradezu pöbelhaften Geschmack rechnen zu können, um volle Häuser zu erzielen, und der tatsächlich beispiellos starke Besuch muß sie natürlich in dem Glauben bestärken, das Richtige, d. h. den Geschmack des großen Publikums, getroffen zu haben. Und von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, hat es gar nicht den Anschein, als ob sie gesonnen wären, andere Wege einzuschlagen. Hat je eine dieser ‚Fabriken‘ es einmal versucht, ein Konkurrenzausschreiben zu erlassen zur Erlangung einer Anzahl Filme von wirklich künstlerischem Werte? Unseres Wissens ist dies noch nie geschehen. Und es wäre ihnen doch ein Leichtes, wenn sie guten Willen und die nötige Einsicht hätten, denn es ist

eine bekannte Tatsache, daß sie sonst stets in großem Stile operieren und oft horrende Summen für Aufnahmen von natürlichen oder ‚gestellten‘ Szenen verwenden und daß sie einzelnen Darstellern fürstliche Gagen bezahlen.

Was den Zuschauer — wenigstens den gebildeteren — bei der Vorführung dramatischer Bilder, wie sie heute üblich sind, zunächst befremden wird, ist die Tatsache, daß niemals ein Autorname auf dem Programme angegeben wird. Warum? Schämt sich der Autor selbst, seinen Namen zu nennen — es sollen oft Angestellte der ‚Fabrik‘ sein, die hier ihre so fragwürdige Begabung fürs Dramatische zum besten geben, sehr häufig liefern auch die Darsteller als rechte Universalgenies gleich auch den Text: sie sind Autor, Regisseur und Darsteller in einer Person — oder ist es die Filmfabrik, die es für ‚unwesentlich‘ hält, diesen Namen bekannt zu geben? Wahrscheinlich trifft beides zu, und der Mann aus dem Volke achtet ja auch sicher gar nicht darauf; er singt ja ebenso auf der Straße sein ‚Sah ein Knab' ein Röslein steh'n‘, ohne zu wissen, daß er da ein Lied von Goethe singt: so weit geht sein Interesse nie. Aber der Gebildete? Nun, der gewöhnt sich, wie es scheint, auch sehr bald daran, nicht mehr nach ‚Nam' und Art‘ zu fragen. Und er gewöhnt sich auch daran, Mord- und Ehebruchsszenen zu genießen und läßt sich in jeder Vorstellung gefallen, daß ein paar Automobile mitsamt ihren Insassen einen Abhang hinunterstürzen und was solch interessant sein sollender Vorkommnisse mehr sind. Ich glaube: nur in Ermangelung eines Bessern! Daß es den Mitgliedern des ‚Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller‘, wie neulich die Tagesblätter meldeten, künftighin nicht mehr verwehrt sein soll, für das ‚Kino‘ zu schreiben, mag als ein Anzeichen der Besserung gelten. Aber die Mitglieder des ‚Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller‘ sind noch lange nicht die Gesamtheit all der schriftstellerischen Kräfte, die für das Kinematographentheater nutzbar gemacht werden könnten, und dann steht es nach wie vor ganz bei den Filmfabrikanten, ob und welchen Gebrauch sie von dieser ‚Erlaubnis‘ machen werden. Wirklich besser wird es in dieser Hinsicht doch wohl erst werden, wenn — warum z. B. nicht in der Kunststadt München*? — ein Institut entstände, das unter Benützung all der reichlich vorhandenen Mittel der darstellenden sowohl als auch der bildenden Kunst nun auch dramatische Stoffe für den Kinematographen darstellen ließe, die auf künstlerischen Wert Anspruch machen können. Die Besitzer der Lichtbühnen würden dann bald zu ihrer eigenen Überraschung gewahr werden, daß das Publikum gar nicht so darauf versessen ist, Tag für Tag Mord und Totschlag, Ehebruch und Unglücksfälle zu sehen, wie sie sich mit der Zeit eingeredet haben; sie werden zu ihrem Erstaunen sehen, daß es sich von einer dezenten Liebesszene, wenn sie nur in schöner, künstlerisch wahrer Weise vorgeführt wird, ebenso fesseln läßt wie von den heutigen Obszönitäten, und daß man über eine feine Lustspielszene, über eine gute und sich innerhalb der Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen haltende komische Situation ebenso lachen kann, ja noch herzlicher als über den haarsträubenden Unsinn der durch drei Stockwerke durchbrechenden Personen, der umstürzenden Möbel und des in Scherben gehenden Porzellangeschirrs und was dergleichen plumpe Zirkusspäße mehr sind. Möglich, daß ein oder der andere Stammgast der Lichtbühnen, der gerade nur an solchem Zeug Gefallen finden kann, dann dem Kino untreu wird und wieder in seine Kneipe geht, aber sicher ist auch, daß für jeden dieser ‚Abtrünnigen‘ drei neue Stammgäste sich einfinden werden, die einen bessern Geschmack haben und kein Paprika brauchen, um ein Gericht schmackhaft zu finden.

Es ist interessant, in bezug auf eine Besserung der Qualität der kinematographischen Vorführungen zu lesen, was in der

---

* Die meisten und größten Filmfabriken befinden sich z. Zt. in Berlin, was deutlich genug auf das Milieu abfärbt: daher auch die vielen „Kaschemmen“-Scenen (K. = obskure Keller- und Winkelkneipe), eine Spezialität, um die niemand die Reichshauptstadt beneiden wird.

Flugschrift ‚Der Kino als modernes Volkstheater' der Redakteur der Fachschrift ‚Kinematograph' schreibt. Es heißt da: ‚Interessieren sich weite Kreise der Gebildeten für die Lichtbildtheater, so wissen die Leiter auch, daß sie mit einem entwickelteren Geschmacke zu rechnen haben. Sichert sich das bessere Publikum diese Theater, so werden sie zu vornehmen Stätten der allgemeinen Bildung und der Volksbildung, also moderne Volkstheater im besten Sinne des Wortes.' Was heißt das aber, daß die Gebildeten sich für die Lichtbildtheater interessieren und sich diese Theater ‚sichern' sollen? Da müssen doch natürlich die Lichtbildtheater den Anfang machen und Besseres, wirklich Künstlerisches bieten, dann erst werden sie darauf rechnen können, auch das gebildetere Publikum zu ihren ständigen Besuchern zählen zu dürfen. ‚Kinematographentheater und Filmfabriken haben den Wunsch, das bessere Publikum zu gewinnen,' heißt es ferner in der genannten Flugschrift, ‚sie sollten darin überall Unterstützung finden.' Worin soll denn aber diese Unterstützung bestehen? möchte ich fragen; die Filmfabriken könnten sich doch am besten selbst helfen, sie brauchen nur ihren seitherigen Lieferanten von Schundideen den Abschied zu geben und dafür wirkliche Schriftsteller zur Mitarbeit heranzuziehen, und zwar nicht nur die Mitglieder des ‚Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller', sondern sie sollen sich auch die Mühe nehmen, alle Arbeiten, die ihnen angeboten werden, auf ihren Wert und ihre Verwendbarkeit zu prüfen oder, wenn das zuviel verlangen hieße, es einer zu gründenden Zentralstelle für die Prüfung dieser Arbeiten übertragen, welche die Auswahl für sie zu besorgen und das Brauchbare zur engeren Wahl ihnen vorzulegen hätte. Und wie kann sich der Kinematograph außerdem auch sein altes Stammpublikum erhalten, wenn er sich einmal entschlossen haben wird, ihm künftig nicht mehr die bluttriefenden Schauerfilme, die bedenklichen Detektiv- und andere, die Zensur mit knapper Not passierenden Filme vorzuführen? Da brauchten sich die Leute von der Filmfabrik nur einmal zu erkundigen, was derjenige Teil der breiteren Volksmasse zu lesen pflegt, der in moralischer und religiöser Hinsicht noch gute alte Traditionen pflegt: die gute Volkserzählung, die gesunde Kalendergeschichte. Die herrlichen und gemütvollen Erzählungen und Schwänke eines Peter Hebel, eines Rosegger u. a. würden noch manchen trefflichen Stoff für dramatische Filme liefern können, nicht weniger die deutsche Volkssage, das Märchen und selbst die Sagen des griechischen Altertums.

Es ist nun gerade 175 Jahre her, daß in Leipzig unter Gottscheds Einfluß die ‚Neuberin' den Hanswurst von der Bühne feierlich verbannte; der Kinematograph sollte sich daran ein Beispiel nehmen und seinem Nik Carter und Konsorten auf die gleiche Weise den Abschied geben. Auch der Kinematograph könnte sich nun ausgetobt haben; mit seinen sechzehn Jahren — so alt ist er heute — dürfte er füglich nun aus seinen Flegeljahren heraustreten. Hoffen wir, und wünschen wir ihm das Beste!

August Schuster.

Musik

Zur Wagnerliteratur. Das Freiwerden der Werke Richard Wagners im bevorstehenden dreißigsten Todesjahre des Meisters und das dadurch bedingte Schicksal Bayreuths und seines ‚Parsifal' haben Anlaß gegeben, daß der ‚Fall Wagner', den man als bereits endgültig ‚historisch' zu betrachten sich gewöhnt hatte, wieder zu einem Gegenstand heftiger Gegenwartspolemik geworden ist. Mag man dabei nun einer Partei angehören, welcher man will, Parsifalschutzbündler sein oder nicht — über e i n e s kommt man, die Sache als Sehender und Wissender verfolgend, jedenfalls nicht hinweg, über die Erkenntnis, daß es auch heute um das allgemeine Wagnerverständnis noch recht schlecht bestellt ist. Selbst gutgemeinte Äußerungen begeisterter ‚Wagnerianer' zur Parsifalfrage verraten teilweise eine Unkenntnis von dem, was Wagner eigentlich wollte, was das Wesen seines Kunstschaffens und -strebens ausmacht, die fast unbegreiflich erscheinen muß in

einer Zeit, wo man den Meister von Bayreuth gewissermaßen als einen der populärsten Nationalhelden feiert. Besserung ist hier nur durch entsprechende Belehrung namentlich auf literarischem Wege zu erzielen, und so wird das Kapitel ‚Wagnerliteratur‘ auch fortan so aktuell bleiben als es bisher war. Nun ist ja bekanntlich das Feld der Wagnerliteratur quantitativ ungemein reich bestellt; daß trotzdem die erzieherische Wirkung auf die Allgemeinheit nicht größer ist, hat seinen Grund in einem Mißverhältnis zwischen der in dieser Literatur vorwiegend vertretenen und der ‚populären‘ Wagneranschauung. Ich habe auf diesen Punkt in anderem Zusammenhang bereits einmal in der Münchener ‚Allgemeinen Zeitung‘ hingewiesen und möchte die dort gegebenen Erörterungen nochmal kurz rekapitulieren. Im populären Sinn wird Wagner immer noch ganz isoliert aufgefaßt als der ‚Musiker‘, als der ‚Komponist‘, ohne Berücksichtigung der vielen anderen Werte seiner Erscheinung. Das ist eine große Einseitigkeit. Ihr steht aber eine nicht minder große auf seiten der ‚Eingeweihten‘, die in der Wagnerliteratur sprechen, gegenüber: hier wird nämlich gerade die populäre musikalische Seite der Wagnerschen Kunst von jeher sträflich vernachlässigt. Zum Beweis sehe man einmal den neuesten Band des Richard Wagner-Jahrbuchs (herausgeg. von L. Frankenstein, Berlin 1912) an: da finden sich literarhistorische, mythologische, ästhetische, philosophische Studien, aber kein einziger Beitrag gedenkt des Komponisten Wagner. Bei dieser Sachlage fehlt nun natürlich zwischen Wagnerliteratur und ‚Volk‘ jede Brücke. Die einzige Gattung Wagnerliteratur, die man sehr häufig in Händen des ‚Volkes‘ sehen kann, sind die (leider oft recht minderwertigen) ‚Musikführer‘. Das müßte ein Fingerzeig sein, wo die literarische Wagnererziehung anzuknüpfen hätte: vom Musiker Wagner ausgehend müßte Schritt für Schritt das Verständnis für den Dichter, Ästhetiker usw. geweckt werden. Nehmen wir aber nur einmal an, ein strebsamer Durchschnitts-Wagnerfreund nähme in dem Verlangen, sich über den ihn begeisternden ‚Komponisten‘ auch einmal theoretisch zu orientieren, das neue Wagnerjahrbuch zur Hand: — er fände sich darin vor eine ihm absolut fremde Erscheinung des Meisters gestellt, die mit der ihm geläufigen nur sehr wenig gemein hätte, und er würde, von seinem Standpunkt aus mit Recht, zu dem Schluß kommen, daß für ihn und seine Interessen aus der ‚gelehrten‘ Wagnerliteratur nichts zu holen sei. — Solange sich diese Verhältnisse nicht gründlich geändert haben, wird die literarische Wagnererziehung der Allgemeinheit stets etwas stark Problematisches bleiben.

Übrigens nicht nur für die populäre, sondern auch für die fachwissenschaftliche Mission der Wagnerliteratur ist die typische Vernachlässigung der musikalischen Seite etwas Bedenkliches. Der Fachmann sucht in der Literatur vor allem die Lösung der wichtigsten Probleme seines Gegenstandes. Diese sind in literarischer, philosophischer, ästhetischer Beziehung in der Wagnerforschung bereits im wesentlichen gelöst: musikalisch aber liegt noch viel brach. Höchstens in der Motivhermeneutik ist einiges geschehen; die großen Fragen der Wagnerschen Harmonik, Instrumentationskunst, Formengebung usw. sind dagegen kaum je sporadisch gestreift worden, zum mindesten steht das wenige darüber Geschriebene in gar keinem Verhältnis zu ihrer Bedeutung. Und doch wäre eine Studie etwa über die Bläserbehandlung des Wagnerschen Orchesters oder die Entwicklung der charakterisierenden Dissonanz in der Wagnerschen Harmonik vielen Fachleuten gewiß viel interessanter als z. B. zum so und so vielten Male das Verhältnis zwischen dem Deinhardsteinschen ‚Hans Sachs‘ und den ‚Meistersingern‘ dargelegt zu bekommen. Es muß hier bemerkt werden, daß beispielsweise gerade das Wagnerjahrbuch früher bereits sehr erfreuliche Schritte auf dem beregten musikalischen Gebiet getan hat, z. B. mit einem wertvollen Aufsatz von Grunsky über die Thematik des ‚Tristan‘. Gerade deshalb aber bedeutet

der ‚musiklose' jüngste Band eine gewisse Enttäuschung.

Selbstverständlich liegt es uns fern, mit diesem scharfen Plädoyer für musikalische Wagnerforschung die literarische, ästhetische usw. degradieren zu wollen. Vielmehr gibt es auch auf diesem Gebiet nach wie vor wichtige Aufgaben zu lösen, so daß wirklich selbständige Arbeiten solcher Art stets ihren Wert behaupten werden. Einen klassischen Beleg bietet der eben erschienene zweite Band von Max Kochs Wagnerbiographie*. Max Koch war einer der ersten unter den zünftigen Literarhistorikern, die die eminente Bedeutung der Erscheinung Wagners auch für die Entwicklung der deutschen Dichtung erkannten und darlegten, daß fortan dem ‚Opernkomponisten' auch in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts einer der ersten Plätze gebühre. Die Würdigung Wagners als Dichter ist denn auch der leitende Gesichtspunkt von Kochs großzügiger, auf drei Bände berechneter Biographie. In diesem Punkt bedeutet sie, selbst für den spezialistischen Wagnerkenner, eine Fundgrube neuer Gedanken und Ideen. Der neue zweite Band behandelt in zehn Kapiteln die Dresdener Kapellmeisterzeit mit dem daran anschließenden Schweizer Exil bis zum Ende des Züricher Aufenthalts und damit den vielleicht bedeutungsvollsten Abschnitt im Leben und Schaffen des Meisters überhaupt, der das Werden der großen künstlerischen Reformideen, die Vollendung des ‚Tristan' und den überwiegenden Teil der Arbeit am ‚Ring' einschließt. Mit weitblickender Kennerschaft entwirrt Koch die zahllosen entwicklungsgeschichtlichen Fäden, die Wagners Denken und Schaffen mit der literarischen, philosophischen, politischen Umwelt verknüpfen, und läßt Wagner so als einen Brennpunkt aller geistigen Strebungen der Zeit erscheinen. Musikalische Belehrung freilich darf man in dem Buch nicht suchen; alles hier Einschlägige ist reichlich dürftig und unvollständig ausgefallen: das wäre nun kein Tadel, wenn im Titel oder wenigstens im Vorwort irgendwie angedeutet wäre, daß der Verfasser eben lediglich eine literarhistorische Biographie bieten wollte. Nachdem das Buch aber ganz vorbehaltlos unter allgemeiner Flagge segelt, bedeutet das Manko der musikalischen Partien allerdings eine gewisse Beeinträchtigung seines wissenschaftlichen Rangs. Zum Beleg hier nur einige willkürlich herausgegriffene Beispiele: Seite 57 wird unter den Opernkomponisten, die ‚unter dem Einfluß von Aubers und der Italiener Erfolgen' nach Ansicht Wagners ‚jede sichere Richtung verloren hätten', auch L. Spohr mit seinen ‚Kreuzfahrern' genannt. Eine solche Behauptung hat Wagner aber nie aufgestellt. Die Ausstellungen, die er an Spohrs Oper gemacht haben wird, betreffen ganz andere Dinge, denn jeder mit Spohrscher Musik nur irgend Vertraute weiß, daß bei diesem Meister von allem anderen eher als von italienischen oder französischen Einflüssen — und nun gar von solchen Aubers! — gesprochen werden kann. Wenn aber Koch schon einmal die ‚Kreuzfahrer' nannte, dann hätte er darauf aufmerksam machen sollen, daß Spohr als einer der ersten deutschen Komponisten in diesem Werk den Versuch machte, Wagners dramatischen Stil, wie er ihn im ‚Holländer' kennen gelernt hatte, sich auf seine Weise zunutze zu machen. Davon lesen wir aber bei Koch nichts. — Seite 67 ist vom ‚Liebesmahl der Apostel' die Rede. Hier hätte unbedingt mit einigen Worten die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Werkes erörtert werden sollen; denn wenn einerseits jede kleinste literarische Veröffentlichung ihre eingehende entwicklungsgeschichtliche Begründung erhält (was natürlich höchst verdienstlich ist!), so darf eine solche bei einer größeren musikalischen Schöpfung doch nicht einfach fehlen. Koch hätte also hier sagen müssen, daß kleine Oratorien für A cappella-Männerchor wie das ‚Liebesmahl' damals an der Tagesordnung waren, weil das deutsche Männerchorwesen gerade im Zenith seiner

* Max Koch, ‚Richard Wagner' Bd. II. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin 1913.

Entwicklung stand, und es überall vortrefflich geschulte Sängerscharen gab. C. Löwe, K. E. Hering und Jul. Otto sind neben Wagner die wichtigsten Vertreter dieses Männerchororatoriums gewesen. Den letzteren nennt Koch zwei Seiten vorher unter den führenden musikalischen Persönlichkeiten des damaligen Dresden; um so näher hätte es gelegen, sein entwicklungsgeschichtliches Verhältnis zu Wagner anzudeuten. Oder ein Beispiel anderer Art: Seite 134 liest man bei Koch, daß im Sängerkrieg das Ertönen des ‚Venuspreisliedes' im Orchester bereits vor Tannhäusers Losbrechen die ihn ergreifende Leidenschaft andeutet. Das ist nun wieder eine Verwechslung, denn nicht das Venuslied, sondern das chromatische, gleisnerische Venusbergmotiv spielt dort diese Rolle. — Damit genug; es liegt mir fern, ein musikalisches Splittergericht über Kochs Buch abzuhalten: es mußte aber auf die Schwäche des musikalischen Teils hingewiesen werden, weil ich nun nach solch warnendem Fingerzeig diese neue Wagnerbiographie um so rückhaltloser empfehlen kann. Es ist ein Buch, das seiner literarhistorischen Bedeutung wegen in keiner Wagnerbibliothek fehlen darf, allerdings auch wieder ein merkwürdiges Dokument für das ‚unmusikalische' Wesen unserer Wagnerschriftstellerei.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Neue Erzählungsliteratur.

Unter den verschiedenen Spielarten des historischen Romans ließen sich von jeher zwei Haupttypen unterscheiden: er erblickt sein künstlerisches Ziel entweder darin, Geist und Größe einer bestimmten Zeit in seinen Figuren und Geschehnissen wieder aufleben zu lassen — oder er nimmt die Vergangenheit und ihre Verhältnisse nur als Vorwand, um eigenes Schicksal, eigenes Fühlen, und damit das Geschick und die Gefühle seiner Epoche unter historischer Maske zu bergen. Der strengen Form des episch-historischen Romans begegnet man in der Gegenwart nicht gerade häufig: ihr literarisch schätzbarster Vertreter ist wohl August Sperl, dessen **‚Richiza'**, einer seiner letzten Romane, von der Lebens- und Stimmungskraft rittertümlichen Geistes auch als Kunstwerk beseelt wird. Ein anderer Autor, dessen Spezialität der geschichtliche Roman ist, Paul Schreckenbach, nähert sich mit seinen gediegenen, echt gefärbten Erzählungen, etwa mit dem **‚König von Rothenburg'** (Leipzig, L. Staackmann) an Sperl gemessen, um ein paar Schritte dem Unterhaltungsroman, während Johannes Dose in noch engerem Anschluß an Örtlichkeiten und Details der dargestellten historischen Vorgänge in seinem zweibändigen **‚Bonapartefeind'** (Leipzig, E. Ungleich) angeblich auf Grund von Memoiren eines Offiziers, eine Kette von spannenden, oft recht tollen Abenteuern aneinanderreiht und es im großen und ganzen den Tatsachen überläßt, die Eindrücke aus bewegter Zeit im Leser zu wecken. Dagegen scheint des Schweizers Johannes Jegerlehner Erzählung **‚Marignano'** (Berlin, G. Grote) ganz auf den schlicht-großen epischen Ausklang angelegt zu sein. Sie gibt sich denn auch im eigentlich Romanhaften, in der Verknüpfung und Vernietung der Handlung, gar oft recht unbeholfen und im Ausdruck nüchtern, und erzielt dann doch wieder durch das ohne großen Kommentar eindrucksvoll hingezeichnete Geschick der vier Kriegsmänner, die bei Mailand mit den Sforzas gegen Franz I. kämpfen und von denen keiner die wallisische Heimat wiedersieht, eine starke, eben eine epische Wirkung.

Franz Karl Ginzkeys Roman **‚Der von der Vogelweide'** (Leipzig, Staackmann) ist hinwiederum durchwegs lyrisch getönt, was uns, da der Autor sowohl wie der Held des Buches Lyriker sind, nicht weiter verwundern kann. War ja auch die Stimmung der ersten Prosabücher Ginzkeys: **‚Jakobus und die Frauen'** und **‚Geschichte einer stillen Frau'** (Leipzig, Staackmann) eine lyrische und ihre Seele der seltsame Zauber der Frauen. In seinem neuesten Buche sucht er sich zwar auch der Wirkungen historischer Geschehnisse und Gestalten zu bemächtigen z. B. des Kinderkreuzzuges, den er als unglückseligen Wahnsinn charakterisiert, er konstruiert ferner ein Zusammentreffen zwischen Walther und Franz von Assisi; und doch bedient er sich dieser und anderer Mittel im Grunde nur als willkommener Stimmungsreize, die sein Buch mehr bunt und farbig als tief und wuchtig machten. Bedeutend einheitlicher ist Helene Christallers **‚Heilige Liebe'** (Basel, Reinhardt), in dem eine wahrhaft

vornehme Frau mit ungemein behutsamer Hand die zärtliche Liebe der heiligen Klara für den Heiligen von Assisi zum Ausgangspunkt einer auf Quellenkunde gegründeten Romanstudie nimmt. Aus der Höhenluft von Portiuntula schöpft der reine, seelenstarke Atem dieses Buches, dessen Verfasserin, die Gattin eines schweizerischen Pastors, bisher in ihren Romanen und Erzählungen vor allem die Welt des protestantischen Pfarrhauses verinnerlicht hat.

Das Auflehnungsbedürfnis moderner Frauen hat sich wiederholt hinter die individuelle Form des historischen Romans versteckt, so in M. E's. delle Grazie um 1848 spielendem **‚Vor dem Sturm'** (S. ‚Hochland', März 1912) und in dem neuesten Buch der Gräfin Edith Salburg **‚Hofadel in Oesterreich'** (Dresden, Karl Reißner), das die ‚Entrechtung' Ungarns unter Leopold I. zum Gegenstand hat und, wie der Titel schon andeutet, mit Leidenschaft und Bitterkeit sich gegen die damaligen Größen des Hofes wendet. Auch in dem zweibändigen **‚Stechinelli'** (Dresden, Karl Reißner) Werners von der Schulenburg muß dem Verfasser die Gestalt eines klugen Venetianers, der durch eigenes Geschick und die Gunst der Umstände im protestantischen Norden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich Ehre, Reichtümer und Liebesglück erwirbt, vielfach zur Verkörperung modernen Empfindens und Verlangens dienen. Stechinelli ist das in verzehrender Sehnsucht angebetete Ideal der vielen, die im Wollen groß, im Können klein sind, ist der seiner selbst und seiner Macht sichere Tatmensch, dessen Handlungen getrieben sind von innerer Kraft, ‚die mit Menschen und Dingen wie mit Schachfiguren spielt', der ewig Unbefriedigte, der in der Ferne immer wieder eine neue Offenbarung sucht, der alles, was dem ‚Herdenmenschen' die Tradition bedeutet, in sich selbst erleben und sich völlig selbständig zu seinem Ich durcharbeiten möchte. Dem Roman als solchen fehlt es an der kompakten Form, an der ohne Raisonnement und Kommentar formgewordenen Dichterweisheit; er ist ein lebendiges, oft geistreiches und farbenreiches Buch, aber als Ganzes kein Kunstwerk.

Der auf ganz anderem Boden und in der Jetztzeit spielende zweibändige **‚Ödhof'** des Österreichers Franz Nabl (Berlin, Egon Fleischel & Co.) hat einen Kraftmenschen zum Helden, der sich seiner Macht, vor allem seiner physisch-persönlichen, bewußt ist und seelisch von ihr lebt. Nabl, dessen erstes bedeutendes Werk, den Roman ‚Hans Jädels erstes Liebesjahr' schon die Kritik als ein ‚bei äußerer Gelassenheit unbarmherziges Buch' gekennzeichnet hatte, bemüht sich, auch im ‚Ödhof' möglichst objektiv-gelassen zu bleiben und die kalte, bald grausame, bald lächerlich-peinliche Realität der Dinge allein wirken zu lassen. (Nur wo die Handlung dem Kaplan zu Leibe geht, der den Sohn des Helden auf Schleichwegen für's Kirchentum gewinnen will, scheint etwas wie persönlicher Hohn in der Luft zu liegen.) So kommt es, daß alle Szenen, die dem Alltäglichen verwandt sind, sich dem Leser in ganz meisterhafter Plastik und in diskret abgestufter, überzeugender Wirklichkeitstreue präsentieren, eine Eigenschaft, die wohl am meisten mit die literarische Bedeutung Nabls und seines neuesten Buches begründet. Der innere Sinn des Romans wird aber den meisten Lesern verborgen bleiben, denn dieser Johannes Arlet, der von den einen als Ungeheuer scheu gehaßte, von den andern als seltener Edelmensch bewundernd verehrte Held, der also auf keinen Fall ein Alltagsmensch sein soll, ist kein einheitlich und natürlich gewachsener Charakter. Es macht den Eindruck, als habe der Verfasser einem Modell, etwa einem sehnigen, rücksichtslosen, autokratischen self made man, aus eigener Schöpferkraft Seele und Idee hinzufügen wollen. Doch hat die Kraft nicht ausgereicht, dieses Geistige in gleichmäßiger Ruhe durch die Handlung hindurchschimmern zu lassen und so dem Leser ein Licht anzuzünden, dessen stiller Glanz den Wert eines Buches schließlich doch ausschlaggebend bestimmt.

Die starke Geneigtheit neuerer und neuester Erzähler, erotische Probleme zu behandeln — die seit der Literaturrevolution eher zu- als abgenommen hat, jedoch mit dem Unterschied, daß man im Vorwurf immer raffinierter und in der Ausführung immer psychologischer wird —, hat in Nabls ‚Ödhof' zu einer nicht restlos glaubhaft gemachten nächtlichen Szene zwischen dem jungen Arlet und der Geliebten seines Vaters verführt. In Paul Ilgs Jugendgeschichte **‚Die Brüder Moor'** (Leipzig, Gideon Karl Sarasin) ist fast die ganze Handlung und ihre Motivierung auf die Pubertätsschmerzen der Helden, des reichen, im Patrizierhaus aufgewachsenen Theodor und des armen, unter der Niedrigkeit seiner Verhältnisse leidenden Studentleins Christian Knecht, aufgebaut; der eine, der Verwöhnte und Beneidete, geht an einer unbeherrscht ausbrechenden, halb noch knabenhaften Leidenschaft für seine Pflegemutter zugrunde, der andere, dessen Sinnlichkeit sich gleichfalls an einer von ihrem brutalen Mann mißhandelten Frau zuerst entzündet, erobert sie sich mit dem Eifer der ersten Männlichkeit und mit

derselben Energie, mit der er einst am Gymnasium einer reicheren Zukunft entgegenarbeitete. Es weht die Luft der besten Schweizertradition in diesem schlicht-ernsthaften, durchaus nicht lüsternen Buche, dessen Autor, ein Roman d i c h t e r, kein Roman s c h r e i b e r, besonders in Christian Knecht, dem aus Niedrigkeit nach Glanz verlangenden Streber, einen meisterhaften Charakter schuf. Ilgs Landsmann H e r m a n n K u r z ist ein Erzähler von ganz anderer Sorte. Es ist ihm weniger darum zu tun, die Realität möglichst plastisch hinzustellen und so auf diese Weise ihre Seele selbst offenbaren zu lassen; er will diese Seele zugleich auch selbst deuten und seine Sprache auf die Höhe dieser poetischen Deutung stimmen. So schrieb er seinen Kleinstadtroman **‚Die Guten von Gutenburg'** (München, Süddeutsche Monatshefte) in einer bald spöttischen, bald herzlichen, immer aber stark subjektiven Silhouettenmanier und verschmähte es noch überdies nicht, zu den Silhouetten gelegentlich selbst seinen Vers dreinzugeben. Seine Art erinnert stark an die von J a k o b S c h a f f n e r **‚Der Bote Gottes'** (Berlin, S. Fischer) neuerdings bevorzugte, die durchaus Wirklichkeitsstoffe zu neuer, hoher Poesie aufrunden will, dabei aber nur selten den gezogenen Kreis auszufüllen vermag; doch ist Kurz jedenfalls selbständiger zu seiner Darstellungsweise gekommen als Schaffner.

Andere wieder verraten ihre Unzufriedenheit mit der heutigen Qualität der Romankunst schon durch die Stoffwahl; fast durchwegs aber zeigt sich, wofern es sich um literarisch beeinflußte Bücher handelt, ein Herausdrängen aus dem Überkommenen zu Neuem und Unerhörtem, ein Wollen, das freilich fast immer in Anfängen und Ansätzen stecken bleibt. H a n s R e i s i g e r z. B. sucht das Neue in einem auf die Spitze getriebenen Ergründen jener merkwürdigen Regungen und Stimmungen, die aus den Tiefen unseres seelischen Seins aufsteigend uns selbst nur dunkel zum Bewußtsein kommen, dabei aber oft die bedeutsamsten Symptome geheimer Vorgänge in unserem Innenleben sind. Sein Eheroman **‚Maria Marleen'** (Berlin, S. Fischer) will die Prüfungen und Gefahren, die Qualen der D a u e r darstellen, d. i. des Zusammenlebens zweier Persönlichkeiten, von denen jede im Innersten Anspruch auf ihr eigenes Leben macht. Er streift damit das Thema des neuesten Buches von E. v. K e y s e r l i n g, der als einer unserer psychologisch intimsten, stilistisch abgetöntesten Prosaisten bekannt ist. Die **‚Wellen'** (Berlin, S. Fischer) fügen seinem schriftstellerischen Habitus keinen neuen Zug hinzu, bestätigen höchstens die Beobachtung, daß sich seine Kunst in der kleinen Novelle restloser und makelloser ausspricht als im größeren Roman. Denn die kleinen Feinheiten der Handlung und Charakterisierung sind es, die uns an Keyserling entzücken; der Kern des Ganzen dient ihnen oft nur als Stütze. So auch in diesem Roman, wo die kargen äußeren Geschehnisse — auch die Liebesverwirrungen, die die schöne Frau Doralice stiftet — ähnlich wie in der ‚Maria Marleen' fast alltäglich sind und wo nur die Füllung und Darstellung den Reiz des Buches ausmacht.

Die manchmal recht erkünstelt anmutende Sensibilität des Reisigerschen Buches stellt hohe Ansprüche an die Einfühlungsfähigkeit des Lesers, wie denn überhaupt die modernen Autoren in ihrem Streben nach aparter Psychologie nur zu oft vergessen, daß Kunst um so größer ist, je natürlicher und allgemeiner sie zu wirken vermag. Der moderne psychologische Roman zeigt eine starke Neigung, sich zum psychopathischen zu entwickeln. In G u s t a v F r e n s s e n s letztem Werk, dem **‚Untergang der Anna Hollmann'** (Berlin, G. Grote), einem sympathischen, ziemlich knapp gehaltenen und von Übertreibungen und künstlerischen Unechtheiten fast ganz freien Buche, spielt das Problem der verlorenen Erinnerung eine Hauptrolle, und mit großem Geschick wird das Erwachen des Helden, eines Seemannes, aus diesem seltsamen Zustande geschildert. M a r t i n B e r a d t, der in seinem Roman **‚Go'**, wie eine Kritik sagte, allen Schwingungen der Pubertätszeit bis in die feinsten und letzten Ausläufer folgte, greift in seinem neuesten Roman **‚Das Kind'** (Berlin, S. Fischer) einen schlechthin psychopathischen Fall auf. Die Hauptperson des Buches ist ein Berliner Dienstmädchen vom Lande, das von sehnsüchtigem Verlangen nach Mutterglück verzehrt und in einem merkwürdigen Irrtum befangen alle körperlichen Folgen einer Verführung an sich zu erleben glaubt und in fiebrigem Wahn schließlich sich einbildet, geboren und das Kind ermordet zu haben. Merkwürdig kontrastiert in diesem Buche, wie in den meisten dieser Art, deren Entwicklungslinie wohl von den ausländischen Naturalisten über Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr führt, das seelische, fast nie mit ganz zureichender Überzeugungskraft geschilderte Wahngebilde mit der forcierten Realität der Umweltsschilderung, die in diesem Falle ein recht lebendiges Bild einer bestimmten Schicht des modernen Berlin vermittelt. Gustav Leutelts, eines jungen Deutschböhmen, **‚Zweites Gesicht'** (Berlin, S. Fischer) stellt sich schon durch den Titel in

die Reihe der psychopathischen Romane, doch ist in ihm der nackte Stoff, der ‚Fall' an sich, lange nicht so aufdringlich behandelt, daß dadurch der Erzählung, die doch nun einmal Aufgabe eines erzählenden Kunstwerkes ist, ein Bleigewicht angehängt wird. ‚Das Schicksal des Armen, dem seine verhängnisvolle Gabe in jedem ihm winkenden Glück schon das lauernde Unglück zeigt, vollzieht sich in einer schönen, sanft und ohne Verzerrung zum traurigen Ende ansteigenden Linie; es wirkt durch seine verhaltene Tragik mehr, als wenn es sich mit aufgeregten, wirren Gesten abspielte.' Die ‚Geschichte eines Niederganges' von ganz anderer Art läßt Richard Bermann **‚Der Hofmeister'** (München und Leipzig, Georg Müller) seinen Helden in Briefen an einen Freund erzählen: Ein junger Doktor der Philosophie, voll von Träumen eigenen Schaffens, von der modernen Sehnsucht nach ästhetischem Luxus und Lebensgenuß, hat sich durch die sehr günstigen äußeren Bedingungen verlocken lassen, Hofmeister des jungen Barons Coën (der Name erzählt die Geschichte dieses Adels) zu werden, und kommt, die Unsicherheit seines weiteren Fortkommens fürchtend, nicht mehr los aus diesem Dienst, der eine erbärmliche Sklaverei in goldenen Ketten ist, denn der Zögling ist ein erblich belasteter Halbkretin, dessen pathologisch-kindisches, reizbares Wesen übrigens mit einer solchen plastischen Kraft geschildert ist, daß man den Knaben oft mit Augen zu sehen, den Tonfall seiner Stimme zu hören glaubt.

Dem Alltäglichen sucht auch Albert Ehrenstein in seinem Geschichtenbuch **‚Der Selbstmord eines Katers'** (München und Leipzig, Georg Müller) krampfhaft auszuweichen. Diese elf Skizzen und Phantasien sind eine wahre Musterkarte aller Bestrebungen, mit denen die Modernsten ihre Originalitätssucht zu befriedigen suchen, kaltschnauzige Sexualität, gemütslose Blasiertheit, soziale Elendsschilderung, mit bitterstem Hohn vorgetragen, dann wieder groteske Träume, farbige Phantasien aus fernsten Zeiten: alle diese Töne, wie sie ein mit Geist und Geschick begabter Autor nur anzuschlagen versteht, vereinigen sich hier zu einem in seiner Art recht interessanten literarischen Dokument.

Die betonte Sexualität flüchtet sich gerne auch in den Bauernroman. Hans Ludwig Helds **‚Maria Fried'** (München, Hans-Sachs-Verlag) ist nicht ganz freizusprechen von einem brutalen Unterstreichen erotischer Triebe, das dem literarischen Sturm und Drang der Jugend von jeher ein unentbehrliches Rüstzeug war. Aber auch echte Kraft und Wucht läßt sein Buch spüren; mit ihm verglichen wirkt der im gleichen Verlag erschienene Gutsherrnroman **‚Ueber den Feldern'** von Joachim Delbrück, trotz der zweifellos ehrlichen schöpferischen Absicht und der warmen lyrischen Grundstimmung, blaß und blutlos wie ein Salonroman. Zu einer besonderen Spezialität hat sich, zumal seit Frenssen und seit der Heimatkunstbewegung, der niederdeutsche Bauernroman entwickelt. Die Erscheinungen dieser Herkunft, soweit sie überhaupt literarisch zu werten sind, gehören durchwegs zum gediegenen Durchschnitt und erfreuen fast immer durch eine gewisse Wahrhaftigkeit der Darstellung. Diedrich Speckmann idealisiert freilich in den **‚Geschwister Rosenbrock'** (Berlin, Martin Warneck) die Intelligenz und besonders die Ausdrucksweise seines Helden, der zu den seit Frenssens Jörn Uhl wieder recht beliebten ‚denkenden' Bauern gehört, bis zur Unwahrscheinlichkeit, versöhnt aber mit dieser Übertreibung reichlich dadurch, daß er sich in der Wiedergabe bäuerlich-praktischer Anschauungsweise, z. B. in Heiratsangelegenheiten, von jeder sentimentalen Schönfärberei fernhält und diese Dinge mit einer erquicklich echten Nüchternheit behandelt. Dabei ist das Buch durchaus nicht ohne Glanz; die Natur der Moorgegend in der Nähe von Worpswede, das Schicksal Lenchen Rosenbrocks, die in der Stadt ihr Unglück macht, der auf eigener Kraft und Sparsamkeit ruhende junge Hausstand ihres Bruders Gerd sind reiche Quellen der Poesie. Auf den Gegensatz zwischen Land und Stadt, der bei Speckmann nur ein Nebenmotiv bildet, gründet Karl Bittermann seinen Roman **‚Der Ruf der Felder'** (Berlin, S. Fischer), der die Reihe jener Versuche vermehrt, die Naturalismus und Poesie versöhnen, das Reale groß und stilvoll formen wollen. Zu diesem Zweck müssen sie es beleben und beseelen, und so stehen sich auch hier Ackerland und Großstadt wie zwei lebendige Mächte gegenüber, von denen die erste schließlich den Sieg davonträgt, indem sie die arme Amme, die Tochter eines heruntergekommenen Bauern, wieder hinaus zu sich zieht, zu ihrem Kinde und zu ihren Feldern.

Herb und ernst, so daß Speckmanns ‚Geschwister' fast gemütlich, Bittermanns Erzählung fast spielerisch dagegen anmutet, tritt der **‚Judas'** der Lulu von Strauß und Torney (Berlin, Egon Fleischel & Co.) vor uns hin, auch eine Bauerngeschichte, aber weit, weit mehr als ein Werk der üblichen Heimatkunst. Dabei hat dieses Buch wenig oder nichts mit den eingangs erwähnten Romanen der delle

Grazie und der Salburg gemein, obwohl seine Handlung gleichfalls in den Zeiten der Feudalherrschaft spielt und gleichfalls Bauern in revolutionärer Bewegung zeigt. So wenig es sich — der Echtheit der Gestalten unbeschadet — hinter bequeme Heimatschilderung versteckt und damit die leeren Stellen des Ganzen zu verdecken sucht, so wenig gefällt es sich in den spöttisch-bitteren Glossen eigener Parteinahme. Eine für die Form des Romans fast zu starre Objektivität, für die Lockungen des Gemütlichen unerbittlich, hat diesen Tönnies Harrekop, den Bruder des Säufers und Aufwieglers, — den ‚Judas', der streng und verschlossen den Weg des Gesetzes und des Hasses gegen Lüge und Liederlichkeit geht — gleichsam in Holz geschnitzt, hat die wütenden Bauernhaufen derb und lebendig, nicht ohne Züge eines rauhen Humors, hingezeichnet, mit einer Energie und Sicherheit der Umrisse, die der Verfasserin nicht so leicht ein Mann nachmacht. Die Übergänge in der psychologischen Entwicklung sind freilich oft locker und leer behandelt, ein Fehler, den man vielleicht auch der Balladendichterin zugute halten muß. Sonst ist kaum etwas weibisches in diesem umfangreichen Bande, was man von den Produkten selbst der gefeiertsten Romanschreiberinnen nicht immer sagen kann. Ist doch selbst Helene Böhlaus vor einiger Zeit erschienenes Lebensbuch **‚Isebies'** (München, Albert Langen), das zwischen Lebenserinnerungen und Roman die Mitte hält, nicht ganz frei von jener zum Schwärmerisch-Weichen neigenden, überstarken und überbereiten Anteilnahme, die dem Leben noch als schöne Weiblichkeit erscheinen mag, die aber in der Kunst eines ganz gewaltigen Gegengewichts an gestaltungsfähiger Beherrschtheit bedarf, wenn sie die Formwerdung nicht stören und beunruhigen soll. An Leidenschaft — das heißt natürlich an solcher Leidenschaft, die den Dichter macht — fehlt es dem Buche gewiß nicht, hat es seiner Verfasserin nie gefehlt, und so ist denn ihre Isebies in jenen Momenten am eindrucksvollsten, wo ihr Besonderes, von den Blitzen des Dämons entzündet, mit Gewalt sich einen Weg sucht, in jenen Kämpfen am ergreifendsten, wo die ‚Geistwerdung der Kreatur durch das Weh dieser Welt' an ihr sich vollzieht. Darum steht Helene Böhlaus Werk auch groß und organisch neben der ziemlich äußerlichen und angelesenen Kultur von Durchschnittsfrauenbüchern wie des Novellenbandes **‚Wege der Liebe'** von Frances Külpe (München und Leipzig, Georg Müller), oder des Romans **‚Das leuchtende Reich'** von Leonore Frei (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta), die mit mehr oder weniger Geschick und weiblicher Anschmiegungskunst ihre Vorwürfe über die bloß stoffliche Verarbeitung hinauszuheben suchen, was hier bezeichnenderweise dem Roman doch noch besser gelungen ist als den Novellen, wenngleich diese im Vortrag gewählter und aparter anmuten. Die federgewandte Carry Brachvogel gehört mit ihren **‚Komödianten'** (Stuttgart, Engelhorn), fünf technisch nicht übel erzählten Geschichten, erst recht in die Klasse der gedanklich angeregten Fertigkeiten; sie ist so etwas wie eine veräußerlichte Gabriele Reuter, an deren kleinere Arbeiten (‚Wunderliche Liebe' u. a.) sie manchmal durch die zugespitzte Charakterisierung erinnert. Gabriele Reuter selbst hat mit ihrem letzten Buche **‚Frühlingstaumel'** (Berlin, S. Fischer) vielleicht den im Problem begrenztesten und damit vielleicht auch den ehrlichsten und gestaltungsfestesten ihrer Romane geschrieben. Die reife, bewußte, zwischen verjüngender Hoffnung und resignierter Entsagung auf und nieder schwankende Leidenschaft einer sensiblen Frau — einer Schauspielerin, die, von der Eigenart ihres Berufes nicht ganz unberührt geblieben, eben darum sich nach eigenem, wahrem Leben sehnt — diese merkwürdig scheue, dann wieder verzehrend ungeduldige Liebe des an der Grenze der Jugend stehenden Weibes, das doch zu stolz ist, sich dem Zaudernden, Zweifelnden selbst anzubieten, klingt im ‚Frühlingstaumel' — man beachte den Titel — an wie ein unter Tränen wehmütig lächelndes Lied und hinterläßt einen Reiz, der wie ein Hauch so fein und dennoch unvergeßlich ist wie ein schönes Gedicht.

Den leidenschaftlichen Kampf einer weiblichen Heldin um die Bewahrung ihres Innersten vor der Preisgabe an den Schmutz des Lebens führen gleich drei Romane aus der letzten Zeit vor: Helene Völks **‚Du sollst ein Segen sein'** (Berlin, Gutenberg-Verlag), **‚Die Tochter des großen Georgi'** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) von Georg von Ompteda und **‚Lu, die Cocotte'** (München und Leipzig, Georg Müller) von Artur Landsberger. Von Landsbergers Buch erwartet man sich nach dem Titel in der Tat, wie der Reklameumschlag besagt, die Schilderung des ‚typischen Werdens' einer Cocotte, das ist, des stufenweisen Herabsinkens bis zur Gleichgültigkeit, eines Vorwurfs, der gewiß ganz ernsthaft und ohne jede Schlüpfrigkeit behandelt werden könnte. Schlüpfrig oder pikant oder sonstwie unehrlich in den Mitteln ist nun dieser Berliner Roman gewiß nicht, dafür bringt er aber auch zu seinem angeblichen Thema nur einige, noch dazu

ziemlich grobe psychologische Motive bei, ganz abgesehen davon, daß ja Lu seelisch niemals zur Cocotte geworden ist. Sein Hauptziel ist vielmehr eine mitunter recht ergötzliche, aber im großen und ganzen eben auch zu grobschlächtige Satire auf die Scheinheiligkeit und Äußerlichkeit der Moral des gesellschaftlichen Lebens, die darin gipfelt, daß Luise, gegen die grausamsten Mißverständnisse vergeblich ankämpfend, schließlich durch die Vermittlung einer wirklichen Cocotte bei ihren Verwandten wieder zu Gnaden angenommen wird. In Helene Völks großem ‚Roman eines Lebens' lernen wir eher dieses unmerkliche Hinabgleiten kennen, zumal das tapfere junge Mädchen, das sich durch seinen Konfirmationsspruch ‚Du sollst ein Segen sein' zu großen Dingen berufen glaubt, von Anfang an als leidenschaftlich-sehnsüchtige Natur charakterisiert wird. Eine Wärme und Glut des Miterlebens bei gänzlicher Ausschaltung schwächlicher Sentimentalitäten hebt den nichts weniger als neuen Stoff — die Bühnenlaufbahn und ihre Gefahr — ins Menschlich-Echte. In Omptedas ‚Tochter des großen Georgi', gleichfalls einem Theaterroman, liegt der Nachdruck mehr auf der schauspielerischen Entwicklung der für die Bühne geborenen Heldin. Der Leser lebt im Geiste einen Kampf des Herzens und der Intelligenz mit, der zu gutem Ende führt, und folgt mit Anteilnahme der anziehenden und geistreichen Schilderung eines künstlerischen Wachstums.

Ompteda zeigt sich hier wieder als der gewandte, treue Typenschilderer. Abgeblaßter sind die Figuren in **‚Margret und Ossana'**, einer Schöpfung, die sich höchstens durch ihre innerliche Vornehmheit über den Durchschnitt bloßer Belletristik erhebt. Dieses Buch gehört zu einer Serie, durch die der Verlag Ullstein & Co. in Berlin den billigen dabei gediegenen Roman (der starke Band kostet gebd. 3 M.) nach englischem Muster bei uns einführen will. Eine poetische Seele hat von den außerdem erschienenen Bänden doch wohl nur Max Dreyers Gutsherrnroman **‚Auf eigener Erde'**. F. von Zobeltitz, **‚Die Spur des Ersten'**, und Rudolph Stratz **‚Lieb Vaterland'** erzählen gewandt und spannend und vergessen auch manches Blendwerk für den Durchschnitt der Romanleser nicht. Auf etwa derselben Stufe steht Rudolph Herzog **‚Die Burgkinder'** (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta), der den Typus des gemütvollen, aus besten Kräften nach Beseelung strebenden Unterhaltungsromans repräsentiert.

Unsere Kunstbeilagen

Wir sind in der Lage, an die Spitze dieses Heftes die farbige Wiedergabe eines eindrucksstarken Bildes zu stellen, das Prof. Gebhard Fugel soeben vollendet hat. Es gibt in einer durch seine Einfachheit ergreifenden Weise, die den Vorgang ganz auf das Seelische konzentriert, wieder, was der Evangelist (Luk. 24, 15 f.) mit den Worten berichtet: ‚Und es geschah, als sie sich unterredeten und einander sich befragten, nahte sich Jesus selbst und ging mit ihnen.' Der Tag ist im Sinken und das zaubervolle Abendlicht des feurigen Gestirns bildet einen wirksamen Kontrast zu der dunkeln Trostlosigkeit in den beiden Jüngerseelen. Der Künstler hat kaum jemals mit einfacheren Mitteln stärker auf das religiöse und poetische Gefühl einzuwirken verstanden als mit diesem Bilde, das zu seinen gelungensten Produktionen gehört.

Die Abbildungen auf den fünf Tafeln eiszeitlicher Kunst sind in dem Aufsatz von Prof. Dr. Hugo Obermaier-Paris eingehend gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schretter, München.
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV, Schönburgstraße 46
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

